

43. Jahrgang Band 1









Velhagen & Klasings Monatshefte

43. Jahrgang 1928/1929

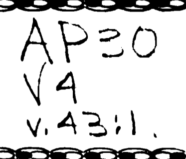
1. Band



Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

Inhaltsverzeichnis

43. Jahrgang 1928/1929. Erster Band



Sonstige Aufsätze

Preisausschreiben

Neues vom Büchertisch



Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck, Tondruck und Tiefdruck

Text-Bilder

Seite

Kunst, Kunstgewerbe und anderes

Der Beobachter





Maler beim Aufspannen der Leinwand. Gemälde von W. Schulz-Matan



Preisausschreiben

Wir wenden uns heute an alle deutschen Architekten, die berühmten, alterfahrenen, wie die unbekannten und jungen, und laden sie ein, an einem Preisausschreiben teilzunehmen.

Fünfzehntausend Mark:

Zehntausend Mark als erster Preis

Fünftausend Mark als Prämien

werden ausgelobt für die besten Entwürfe zu einem praktischen, soliden, kitschfreien, billigen, den heutigen

Erfordernissen der Gesundheitspflege entsprechenden Einfamilienhaus, einem

Eigenhaus der jungen Welt, der neuen Zeit

Die sozialen Verschiebungen, die Umschichtungen des Besitzes, die Verteuerung der Baustoffe, der Löhne und Transporte, die kurzsichtige Politik mancher Behörden und Parlamente haben in ganz Deutschland — auch in andern Ländern — schwere Wohnungsnöte geschaffen. Die Kinderzahl geht daher ständig zurück. Auch diejenigen Kreise, in denen der Erwerb die Ausgaben noch etwas überschreitet, können sich nicht mehr so leicht wie früher entschließen, sich ein Eigenheim bauen zu lassen. Man scheut nicht nur die Kosten des Hausbaus, sondern auch die Belastung durch eine breitere Lebensführung, durch vermehrte Wirtschaftsarbeit und erschwerte Aufsicht. Auch sind die Forderungen der Hausangestellten in allen Großstädten gewachsen, bei verringerten Leistungen.

Es handelt sich nun also darum, besonders der jungen Welt von heute an der Hand gediegener Entwürfe und Pläne Musterhäuser vorzuführen, die für Menschen von Kultur und Geschmack — aber wenig Geld — bestimmt und in allen Anordnungen so klug durchdacht sind bis in die letzte Kleinigkeit, daß die Hausfrau sofort erkennt: „Diese Häuslichkeit könnte ich mit Hilfe einer Haustochter, erforderlichenfalls auch allein, bewirtschaften, und würde daneben noch Zeit genug finden, mich den Kindern, meinem Gärtchen, meiner geistigen Fortbildung zu widmen!"

Leitsätze für die Baupläne

Das Wohnhaus, das von einem Gärtchen umgeben sein soll (kein Siedlungs- oder Reihenhaus), muß enthalten:

Im Erdgeschoß: den großen, allgemeinen Wohnraum, der zugleich Speisezimmer und Musikzimmer ist; Küche und Wirtschaftsraum, Kleiderablage.

Im Obergeschoß: mindestens vier Einzelschlafzimmer, die zugleich Einzelwohnzimmer sind (das des Hausherrn mit Bücherei); ein Badezimmer für die männlichen, ein Badezimmer für die weiblichen Angehörigen des Haushalts; Wäscheschrankraum mit Nähplatz.

Erforderlich sind: Sammelheizung, Warmwasserversorgung, Kohlenraum, Waschküche (zugleich Bad für Hausangestellte), Vorratsraum, Schlafraum für Hausangestellte, Platz für Kleinauto oder ähnl.

Nicht erforderlich sind Dachgeschoß, Diele, großes Treppenhaus; nur eine Treppe, die bequem zu ersteigen sein soll, aber, an die Hausseite gelegt, wenig Platz beansprucht. Der ganze Raum des Hauses dient Wohnzwecken. Aber Balkon und Veranda müssen vorgesehen sein.

W. C. in allen Stockwerken. Waschtoiletten nicht in den Schlafzimmern, sondern in den Badezimmern.

Es gibt fast keine freistehenden Möbel, überall zweckmäßig eingebaute Wandschränke, auch Bänke, Truhen, ev. sogar Betten. Die für das ganze Haus außerdem erforderlichen Möbel (Tische, Sessel, Stühle) dürfen nicht mehr als eine Einspännerfuhre beanspruchen. (Für Flügel, Harmonium oder Piano sei ein Sondertransport bewilligt.)

Die Baukosten des schlüsselfertigen Hauses, dessen Materialwahl unbeschränkt bleibt, sollen sich (ohne Bauplatz) zwischen 25000 und allerhöchstens 40000 Goldmark halten, mitsamt allen Einbauten, Küchenherd, Wannen, Staubsauger, Heiz-, Kühl-, Warmwasser- und Beleuchtungsvorrichtungen.

Bedingungen für die Beteiligung am Preisausschreiben

Jeder deutsche Architekt kann sich (mit höchstens zwei, und zwar bisher noch nicht veröffentlichen Arbeiten) beteiligen. Die Pläne und Erläuterungen müssen auch dem Laien verständlich, die Zeichnungen, Auf- und Grundriß, ev. auch bildmäßige Darstellung, müssen so sauber und übersichtlich ausgeführt sein, daß ihre Wiedergabe in kleinem Format ohne Mühe möglich ist.

Die Arbeiten müssen bis zum 1. November bei der Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50, Tauentzienstr. 7B, eingelaufen sein, ohne Namensnennung, aber jede mit einem Kennwort versehen. Ein verschlossener Briefumschlag mit demselben Kennwort muß den Namen und die genaue Anschrift des Bewerbers tragen. Weitere Anfragen, das Preisausschreiben betreffend, werden nicht beantwortet.

Der Prüfungsausschuß besteht aus: Prof. Adolf Rading, Breslau; Prof. P. L. Troost, München; Prof. Dr. Heinrich Tessenow, Berlin, sowie den Mitgliedern der Schriftleitung. Der Prüfungsausschuß wählt die besten, praktischsten, zeitgemäßesten Arbeiten aus: diese werden im ersten Kalenderhalbjahr 1929 in den Monatsheften zur Wiedergabe gelangen.

Die Arbeiten bleiben geistiges Eigentum der Preisbewerber. Für die hier zur Veröffentlichung gelangenden Arbeiten, die nicht prämiiert werden, wird Reproduktionshonorar gezahlt.

Die Preisverteilung geschieht durch die Bezieher der Monatshefte. Jedem Juniheft 1929 wird ein Zettel eingeheftet, auf dem der Besitzer des betr. Heftes unter den veröffentlichten Plänen den ihm am meisten zusagenden bezeichnet. Der am häufigsten also ausgezeichneten Arbeit wird sodann der Zehntausend Mark-Preis zuerkannt.

Prämien im Betrage von zusammen fünftausend Mark werden außerdem vom Prüfungsausschuß bei der Auszahlung des Zehntausend Mark-Preises für die künstlerisch wertvollsten Arbeiten verteilt.

Die Verkündigung des Ergebnisses erfolgt im Septemberheft 1929.

Wer sich an diesem Preisausschreiben beteiligt, erklärt dadurch sein Einverständnis mit den obigen Bedingungen.

Verlag und Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften

Wie unser Preisausschreiben entstand

Mitglieder der Schriftleitung haben in den Nachkriegsjahren auf mancherlei In- und Auslandreisen alle sich ihnen bietenden Vergleichsmöglichkeiten wahrgenommen, um einen Weg zu finden, der unseren geistig gehobenen Mittelstand, den früher verwöhnten, heute verarmten, zu einem standeswürdigen, gesunden und behaglichen Wohnen im eigenen Heim führen kann.

Die frühere Bauweise der vielräumigen Vorstadtvilla mit ihren unproportionierten Nachahmungen von Schloß oder Mietspalast ist unter den heutigen Verhältnissen undenkbar. Es fehlt das Geld, fehlt das Gesinde, fehlt die Veranlassung zur Repräsentation — oder die Lust an falschem Schein.

In den Ländern, die nur wenig unter dem Krieg gelitten haben — auf alle Fälle weniger als Deutschland —, hat man früher als bei uns anfangen können, die seit dem Beginn dieses Jahrhunderts neu aufgetauchten Bau- und Wohngedanken zu verwirklichen. Die stärksten Anregungen auf diesem Gebiet haben uns Holland, Skandinavien, Nordamerika und England gegeben.

Wenn man heute den frischbebauten Westen von Amsterdam besucht und die hübschen jungen Villenorte sieht, die sich von Haarlem bis ins Dünenland der Nordseeküste hinziehen, so lernt man nicht nur die holländische Architektur, sondern auch die holländische Lebensweise und den Holländer selbst von einer ganz neuen Seite kennen. Erfahrungen, die von der praktischen holländischen Hausfrau auf Java und in anderen Kolonialgebieten gesammelt sein mögen, sind hier für den Hausbau verwertet. Die Last des Haushalts, die Aufsicht über das Gesinde liegt ja zu allererst, zu allerschwerst auf der Frau. Es stehen ihr aber nicht mehr wie in der „guten alten" Zeit beliebig viele, gutgedrillte, ehrliche, an Sparsamkeit gewöhnte, verläßliche Hilfskräfte zur Verfügung: die kommunistische Bewegung hat den letzten Rest eines patriarchalischen Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer erstickt, manche Großstädterin muß ihre Hausangestellten schon geradezu als ihre bezahlten Feinde empfinden. Sie fühlt sich am glücklichsten, wenn sie mit Mann und Kindern allein in ihrem Hause ist. Also mußte die Wirtschaft vereinfacht, der ganze Bedienungsapparat eingeschränkt werden. Die Hausfrau auf Java lernte von der kultiviertesten Nachbarin, von der Japanerin, daß man mit sehr wenig Mobiliar auskommen kann. Wandschränke nehmen die Gegenstände des täglichen Bedarfs auf; für die Behaglichkeit der Räume sorgen Teppiche, die schönen Farben von Decke, Wand und Fußboden, Kunstgegenstände, ein paar Bilder (die man aus seinen Vorräten gelegentlich auswechselt), eine Vase mit Blumen, mit einem blühenden Zweig.

Die durch unerschwingliche Grundstückpreise aufgezwungene Raumbeschränkung der Mietswohnungen in Neuyork und in Chicago, in allen europäischen Hauptstädten, hat Millionen von Gehirnen zum Nachdenken angespannt, um da zu helfen. Die Hausfrau, die an ihrem kleinen Kochherd steht, will nur eben den Arm ausstrecken, um Vorräte und Geschirr zu erreichen: so ward die Wand, die die Küche vom Wohnraum trennt, ein beiderseitig zu öffnender Schrank. Es gibt über Kopfhöhe nur wenig liegende Flächen, auf denen sich Staub ansammeln kann: man schrägt sie ab, um sie mit einem einzigen Handgriff säubern zu können. Oder: man verzichtet auf Metallteile, die alle Tage blankgeputzt werden müssen, man wendet dafür das neue Verchromverfahren an. Man macht sich jede gute Neuerung zunutze, die den Handbetrieb ausschaltet. Man mahlt den Kaffee nicht selbst, reibt die Mandeln nicht selbst, wiegt den Spinat nicht selbst: dies und tausend anderes besorgt der elektrische Gehilfe. Übrigens wird auch die deutsche Hausfrau — ebenso wie die Amerikanerin, die Französin und die Niederländerin — ihre Lieferanten dazu zwingen, ihr das Geflügel bratfertig, das Gemüse kochfertig geputzt zu liefern. Küche und Haushalt sollen Diener des Behagens sein, nicht die Alleinherren im Leben.

Die „Rückkehr zur Natur" ward wieder einmal gepredigt. Aber die Wochenendhaus-Bewegung, die so lärmend begonnene, freudig begrüßte, hat sich in Deutschland ziemlich rasch totgelaufen. Warum? Weil man die kleinen Wohnhäuschen komplizierte, weil man den an sich schon kargen Raum durch allerlei Teilungen noch zersplitterte. Winzige Käfige waren das Ergebnis. In einem kleinen Einfamilienhaus wird es immer der Zustimmung aller bedürfen, wenn ein Klavier, ein Grammophon, eine Singstimme, das Radio sich hören lassen soll; eine dünne Wand isoliert noch lange nicht.

Aus Skandinavien und aus den Landhäusern in England und Schottland bringen wir die Erfahrung mit, daß die ganze Familie nebst ihren Gästen, sofern man sich nicht auf die im oberen Stockwerk liegenden Schlafgemächer zurückgezogen hat, sich einträchtiglich in dem großen Erdgeschoßraum aufhält. Da findet sich meist ein gemütlicher Plauderwinkel am Kamin, und die an die Küche grenzende Seite dieses Hauptraums enthält den Speisetisch. Hier wird auch musiziert, nach Tisch geraucht, vielleicht auch pokuliert oder getanzt und gespielt. Der Raum ist so groß, daß sich darin mehrere Gruppen gut vertragen können. Er ist auch nicht so zugig wie die berüchtigte „Diele", die durch eine anspruchsvolle Treppe geteilt wurde. Nicht so zugig — und nicht so indiskret: denn aus der Diele erreichte ja über die Treppe jedes Gespräch und jedes Tabakswölkchen sämtliche oberen Räume.

„Und wenn Sie Gäste zu Tisch erwarten?“ fragt die Nachbarin mit runden Augen, „Sie werden sie in keinen Empfangssalon führen?“ Nein, die ‚kalte Pracht‘ mit dem steifen Etablissement von Sofa, Salontisch und Fauteuils gibt es nicht mehr. Die Gäste gruppieren sich in dem schönen, großen Erdgeschoßraum in der eigentlichen Wohnecke, bis es zur Mahlzeit geht. Und der Anblick der festlich geschmückten Tafel wird keinen der Gäste verstimmen.

„Wo empfangen Sie Besuch, der nicht der ganzen Familie gilt?“ Nun, der Hausherr empfängt seinen Geschäftsbesuch oben in seiner Bibliothek, die einen Teil seines Schlafgemaches bildet; die Hausfrau verhandelt mit ihrer Schneiderin oben im Wäscheschrankraum, wo sich der Nähplatz befindet, und ihre Freundinnen, mit denen sie ungestört sprechen will, bittet sie in ihr helles, geräumiges Schlafzimmer. Der ganze übrige Verkehr spielt sich im großen, allgemeinen Gesellschaftsraum ab.

Daß auch Holzhäuser behaglich sein können — und warm im Winter —, haben wir in Skandinavien erfahren. In Finnland kennt man im Gastzimmer übrigens das zweigeschossige Bett: der hölzerne Baldachin, zu dem ein paar bequeme Sprossen emporführen, kann einem zweiten Logiergast als Nachtlager dienen.

Holt man sich aus der weiten Umwelt die praktischsten Erfahrungen zusammen und besteht darauf, sie in seinem neuen Haus zur Anwendung zu bringen, so wird der Durchschnittsbaumeister, der über seinen Wahlbezirk nicht viel hinausgekommen ist, zunächst einwenden: das geht nicht. Es gibt ja immer noch Architekten, die ihre Wohnhäuser von außen nach innen bauen, Baumeister, denen es vor allem darauf ankommt, daß die Fensterreihen schön ausgerichtet in der Wand stehen, daß Symmetrie vorhanden ist. Aber das neue Einfamilienhaus muß gewissermaßen um die Hausfrau herum gebaut sein — um ihre Schritte.

Das Haus der neuen Generation weist keine Rumpelkammern mehr auf. Sie leidet unter furchtbarer Raumnot und kann sich den Luxus der Pietät nicht leisten, unzählige alte Bilder und dicke Alben, einen Schaukelstuhl, eine Servante, zerbrochenes Spielzeug, einen Kronleuchter, eine Ritterrüstung, eine beschädigte Gipsfigur als verstaubte Erinnerung an bedeutungsvolle Persönlichkeiten der älteren Familiengeschichte aufzubewahren. Sie will gänzlich unbelastet in ihr neues Heim ziehen; das alte Gerümpel, das sie ererbt, wird verkauft oder an Stiftungen verschenkt oder der Brockensammlung überwiesen. Darum kann im neuen Hause auch auf den Dachboden verzichtet werden. Er ist unverzinstes Kapital, da er ja allerhöchstens ein paarmal im Winter zum Wäscheaufhängen benutzt wird.

Neuen Bewegungen gegenüber steht die Industrie niemals lange ratlos da. Der Bürger ereifert sich noch mächtig gegen diese und jene schreckliche und unsinnige Neuerung (die sich ja gottlob sehr rasch totlaufen müsse!) — aber dem Erfinder oder Entdecker oder Gelehrten oder Fachkünstler folgen rasch die Praktiker und die Geschäftsleute, und bald ist ein großer, neuer, blühender Markt da: so kam und siegte das Zweirad, der Film, das Auto, der Sport, das Radio. Und immer neue Möglichkeiten finden sich für tüchtige Köpfe. So wird auch die Möbelarmut im neuen Haus keinen einzigen wirklich fähigen Fabrikanten oder Kaufmann oder Handwerker an den Bettelstab bringen. Im Gegenteil: die Bau- und Möbeltischler, die Kunstgewerbler und Raumkünstler werden sich den neuen Wünschen fügen und werden für Einbaumöbel aller Wertgrade nach Material, Ausstattung und Ausführung unendlich viel neue Vorschläge anzubieten haben. Die Verfertiger und Lieferanten der neuen Baunormen und Baustoffe, der neuen Beleuchtungs-, Wasch-, Koch-, Plätt-, Heiz-, Warmwasser-Apparate, Herde, Staubsauger, Fußböden, Dachbekleidungen, Geländer, versenkbaren Fenster usw. werden unausgesetzt am Werke sein können.

Der moderne Architekt wird sich's angelegen sein lassen, alle Forderungen des Bauherrn zu erfüllen. Auch die paar Leitsätze dieses Aufrufs werden ihm keine Schwierigkeiten bereiten. Spielraum genug bleibt noch immer seinen künstlerischen Eingebungen. Und ein schöner Preis winkt ihm: nicht nur der von der erlesenen Schar der Monatsheft-Leser ihm zuzuerkennende Ehrensold von zehntausend Goldmark oder eine klingende Prämie der künstlerischen Anerkennung, sondern auch der Dank unzähliger Hausfrauen, die ihn als Wohltäter feiern werden, wenn er sie durch geniale Lösung der Aufgabe befreit von tausend kleinlichen Nöten des Alltags, die sie am geistigen Aufstieg hindern wollen. Und wird sich nicht ein kluger Kopf finden, der den Bau des preisgekrönten Hauses durch Massenherstellung wesentlich zu verbilligen weiß? Vielleicht meldet sich sogar ein gutfinanziertes Unternehmen, das tausend Monatsheft-Häuser in eigener Regie baut und gleich Verbindung aufnimmt mit leistungsfähigen Möbelfirmen und Werkkünstlern!

Nun baut, deutsche Architekten! Es handelt sich um keine Luftschlösser, es handelt sich nicht um die Miniatur-Ritterburgen, die Miniatur-Schlösser mit stolzen Freitreppen und engen, Zimmerchen, unzähligen Türmchen, Säulen, Erkerchen und Dachaufbauten der Vorkriegszeit, sondern um gediegene, einfach gegliederte, geschmackvolle Bürgerhäuser, in deren hellen sauberen, luftigen Räumen ein neues, gesundes Geschlecht heranwachsen soll!

Die mit den tausend Kindern

Roman von Clara Viebig

Es war Marie-Luise Büchner nicht ganz leicht gewesen, sich einzugewöhnen; gerade an dieser Schule nicht. Von anderen Kolleginnen waren viele an Schulen, die neuer waren, alle Verbesserungen und hygienische und modernste Einrichtungen aufwiesen. Und sie wohnten auch näher.

„Was? Im westlichen Vorort wohnen Sie, Fräulein Büchner? Nicht möglich! Mein Gott, das ist ja so weit!"

Nein, nein, das machte ihr gar nichts! Sie war ja zu froh, endlich die ersehnte Tätigkeit gefunden zu haben. Andere warteten freilich noch länger: sieben, acht, neun, sogar zehn Jahre. Es grauste Marie-Luise, wenn sie an die vielen unbeschäftigten Junglehrer und Junglehrerinnen dachte. Seltsam fade und öde wurde es ihr ums Herz, wenn sie sich blasse, abgespannte Gesichter vorstellte, Gestalten, die wie auf der Lauer lagen, wie zum Sprung bereit auf ein Ziel, das sie doch nicht erreichen konnten. Auch sie hatte dieses Ziel kaum erwarten zu können gemeint.

Sie waren sehr lang gewesen, die sechs Jahre, in denen Marie-Luise gewartet hatte. Es hatte nichts genutzt, daß die Mutter mit ihr nach Berlin übergesiedelt war, in der Meinung, dort ginge es rascher — in der Riesenstadt gab's ja so viele Schulen, so unendlich viele Kinder — aber Klassen wurden sparsamerweise zusammengelegt, und die Geburten und infolgedessen auch die Schulanmeldungen gingen zurück; es war nicht mehr solcher Bedarf an neuen Lehrern und Lehrerinnen.

Als Marie-Luise ihr Anstellungsgesuch nebst ihrem Examenszeugnis — mit „Sehr gut" bestanden — und allen dazugehörenden Papieren der Berliner Schulbehörde eingereicht hatte, war sie gewiß, man würde den Namen ihres Vaters hier kennen. ‚Büchner — Büchner — war das nicht der langjährige Realschuldirektor in Prenzlau, der so ausgezeichnete Resultate erzielt hatte?' Sie war ganz getrost, sie verließ sich auch jetzt noch auf ihren Vater, obgleich der schon damals nicht mehr gelebt hatte, als sie ihr Examen machte. Aber wenn er auch nicht mehr lebte, sein Geist war noch in ihr und der Gedanke, den er von Kindheit an in sie gepflanzt und großgezogen hatte: ‚Du wirst Lehrerin.' Und sie wollte das auch gern, sah sie doch, daß alle Sorgen, alle Kümmernisse verflogen waren, sowie der Vater morgens seine Schule betrat. Dann strahlte sein Gesicht. Und er hatte doch genug, was ihn drückte: der tägliche Ärger, die nirgends fehlenden Aufregungen — mit der Mutter war's auch nicht leicht — und dann der große, große Schmerz um die Söhne, die ihm beide, siebzehn- und achtzehnjährig, im Krieg gefallen waren. Nur sie, das kleine Mädchen, der Nachkömmling, war ihm übriggeblieben. Aber alles das schien vergessen, wenn er vor der Klasse stand. Dann war er so anregend, so heiter, ein ungebeugter, stattlicher Mann, der nie ein Ausruhen zu bedürfen schien.

„O Vater!" hatte die Tochter mit tiefem Aufatmen gesagt, als ihr Examen vorüber war; eine andere hätte im plötzlichen Gefühl der Erleichterung vielleicht herausgestoßen: „O Gott!"

Und doch war solch ein Examen gar nicht schlimm, sie begriff eigentlich die andern nicht, die sich so ängstigten, daß sie blaß und zitternd dastanden. Margarete Moebius, ihre Freundin vom Seminar, hatte ihr aufgeregt zugeflüstert: „Ich geh' ins Wasser, wenn ich durchfalle!" Unsinn! Marga war ja viel klüger, als sie es war, und war ebenso fleißig gewesen, hatte genau so wie sie durch Wochen und Wochen dreiviertel der Nächte gebüffelt, sich durch starken Kaffee wachgehalten — die brauchte doch sicher auch keine Angst zu haben. Aber Marga war durchgefallen; das heißt, nicht ganz, es war ihr freigestellt worden, in einigen Fächern, die Lücken aufwiesen, das Examen zu wiederholen. Arme Marga, wo mochte die stecken?

Wenn Marie-Luise an ihre Vorbereitungszeit zurückdachte, war die eng verknüpft mit der einstigen Freundin. Wie hübsch war Marga gewesen, und etwas so Feines hatte sie, man merkte es ihr wahrhaftig nicht an, aus was für kleinen Verhältnissen sie kam. Aus einer Stellmacherwerkstatt. Sie besuchten zu gleicher Zeit das Seminar; sie hatten, wenn auch nicht im selben Haus, so doch nah beieinander ihren bescheidenen Unterschlupf gefunden. Sie teilten alles, was sie von Hause geschickt bekamen, und das war bei der Blonden mit der kräftigen Gestalt und der leuchtenden Haarfülle mehr als bei der überschlanken mit den melancholischen dunklen Augen und dem schwarzen Haar, das sich wie glatter Atlas an die Schläfen schmiegte. Es war damals eine fast leidenschaftliche Freundschaft gewesen mit Eifersucht und

Mißverständnissen, mit Tränen und Wiederversöhnen, eine richtige Backfischfreundschaft. Ob Marga nun verheiratet war, die Schulmeisterei aufgegeben hatte? Wie man das konnte, das begriff Marie-Luise freilich nicht.

Wenn Frau Professor Büchner ihre Tochter ansah, konnte sie eine gewisse Bitterkeit nicht unterdrücken: war es nicht wie ein Verhängnis, daß dieses Mädchen ungesehen verblühte? Wenn ihr die Tochter beim Mittagessen gegenübersaß, das helle Gesicht freundlich lächelte, oder wenn am Abend der Schein der Hängelampe auf den geneigten Scheitel fiel und das reiche Blond vergoldete, dann seufzte es in ihr: schon siebenundzwanzig! Zeit, ach, es war Zeit! Fand denn keiner ihre Marie-Luise? Ob der sie heiratete oder nicht heiratete, das war vor der Hand noch Nebensache, man war auf das Heiraten jetzt nicht mehr so aus, die Zeiten waren darin andere geworden, aber wenigstens ein Freund, ein Freund für Marie-Luise!

Als sie noch nicht in Berlin wohnten, die Tochter die Mutter noch gut aufgehoben wußte in den vertrauten Prenzlauer Verhältnissen, hatte Marie-Luise eine Hauslehrerstelle angenommen. Wenn ihr diese Zeit bei den Dienstjahren auch nicht mit angerechnet wurde, was tat's, sie war so jung, kaum zweiundzwanzig, sie konnte noch hoch genug in den Dienstjahren kommen.

★

Es war ein heller Frühlingstag, an dem Marie-Luise die Reise nach Niederschlesien antrat. Es würde keine schwere und ja auch keine dauernde Stellung sein auf Althaide, die Frau Baronin war Witwe und suchte für ihr einziges Töchterchen, das noch nicht das Alter hatte, um in ein Institut gegeben zu werden, nicht nur eine Erzieherin, sondern auch eine liebenswürdige Gefährtin. Und eine solche schien ihr die Photographie zu versprechen, die Marie-Luise ihr eingesandt hatte. Das Gehalt war freilich nicht bedeutend — fünfzig Mark bei freier Station und freier Wäsche — aber in einer ersten Stellung gab es eben nicht mehr. Und Marie-Luise wollte der Mutter von der Tasche kommen, auch lockten sie Landluft, Wald- und Wiesenduft.

Mit Interesse sah sie in die Landschaft hinaus, durch die ihr Zug eilte. Keine aufregende Landschaft, Äcker mit grünen Saaten und solche, auf denen soeben Kartoffeln gelegt wurden. Gespanne unter blauendem Himmel mit langsamen Rädern dahinfahrend, abliegende Dörfer mit Strohdächern und Kirchturmspitzen zwischen Obsthainen versteckt, vereinzelte Menschen auf dem Acker, mit stumpfer Neugier dem dahinschnaubenden Zug nachgaffend. Das war alles nichts Besonderes, aber es hatte für das junge Mädchen doch einen Reiz. Bald würden hier die Obstbäume blühen, ah, und wenn das Korn erst golden wogte! Auf Althaide war es sicher schön, der Name hatte schon etwas so Anheimelndes.

Als der Tag sich zum Spätnachmittag neigte, ließ Marie-Luise die vorletzte Station hinter sich — jetzt war es nur Kleinbahn — der größere Haltepunkt eines Städtchens mit vielen Fabrikschornsteinen war verschwunden, es kam erst unbebautes Feld, dann aber Wald, Heide, und nun hielt der Zug vor der kleinen Bahnhofsbude: ‚Althaide.'

Neugierig sah Marie-Luise sich um: wo war die Equipage? Sie sollte doch abgeholt werden. Und wer trug ihren Koffer?

„Hier gibt es keinen Gepäckträger," sagte eine Stimme, und eine Dame, hoch, schlank, in enganliegendem Jackett und Reithut, hob ihren nicht leichten Koffer mit einem Schwung sich selber auf die Schulter. „Kommen Sie nur, Fräulein Büchner!" Es war keine Zofe, es war die Baronin selber. Hinter der Bahnhofsbude stand das Gefährt; keine Equipage, ein kleiner, hochrädriger Feldwagen, Marie-Luise fühlte sich hinaufgeschoben, der Koffer kam ihr nach, schon saß die Baronin vorn auf dem Kutschiersitz — ein Schnalzen mit der Zunge — und schon flogen sie. —

Es war etwas anders, als Marie-Luise sich das vorgestellt hatte, aber als das erste, das Fremde überwunden war, fand sie es schön auf Althaide. Weite, sehr weite, bestellte Felder, Waldstriche, leichte Hügel in blauer Ferne und das Dorf zwischen Wiesen. Ein großes Rittergut.

Die Baronin stieg zweimal den Tag zu Pferde oder sie kutschierte in dem kleinen Wagen, in dem sie die neue Erzieherin abgeholt hatte, stundenlang über die Felder. Zur Sommerszeit stand sie schon um vier Uhr auf; wenn das Klappern, das die Leute zur Arbeit rief, auf dem Hof ertönte, hatte sie schon ihr Bad hinter sich und ihr Frühstück. Im enganliegenden Jackett, die Füße in hohen Reitstulpstiefeln, die Reitgerte unterm Arm und ein dickes Notizbuch in der Hand, erteilte sie den Inspektoren ihre Anweisungen. Jeder hatte Respekt; auch Marie-Luise hatte den. In der Tat, die Baronin genoß den Ruf mit Recht: ausgezeichnete Landwirtin, gerechte Herrin, vorzügliche Mutter und dabei noch eine schöne Frau, elegant von Wuchs und vornehm von

Gesicht. An Freiern sollte es ihr seit dem Trauerjahr nicht gefehlt haben, aber sie würde wohl nicht wieder heiraten.

Den Frauen, die zur Feldarbeit mit hinausmußten, erst am Abend Zeit hätten finden können für ihre Kinder, nahm die Gutsherrin die Sorge um diese ab. Sie hatte einen Kinderhort eingerichtet, ein niedliches Häuschen gleich hinter den Stallungen erbaut, da wurden die Kleinen am frühen Morgen unter die Obhut der Witwe des früheren herrschaftlichen Försters und ihrer ältlichen Tochter getan, die sie bis zum sinkenden Abend betreuten. Und auch die größeren Kinder fanden, wenn sie aus der Schule kamen, hier am Mittag ihr Essen. Im Winter, wenn die Felder draußen verschneit waren und das Tempo der Arbeit sich verlangsamen mußte, hielt die Baronin im Schulraum Leseabende ab für die erwachsene Jugend. Bei einer früheren alten Gouvernante, die die Baronin im Dorf angesiedelt hatte, konnten die Mädchen das Nähen lernen und auch feinere Handarbeit. Es war alles wohlwollend, praktisch und sorgend durchdacht, und doch und doch —! Es kam Marie-Luise oft vor, als seien die Leute hier etwas undankbar. Bei den Leseabenden, an denen sie auf Wunsch der Baronin mit der kleinen Konstanze teilnahm, erschien ihr die Jugend oft wie gelähmt; die Burschen wagten es kaum, sich zu räuspern, die Mädchen saßen wie angefroren. Erst wenn die Baronin gegangen war, wachte Leben auf. Dann hörte Marie-Luise noch lange das helle Lachen der Mädchen auf der Dorfstraße und die tieferen Stimmen der Burschen. Auf die Schneeballschlacht, die sich da entwickelt hatte, funkelten freundlich die Sterne herab, glitzerten und zuckten, als möchten sie hinunterspringen und mittun. Dann ging Marie-Luise wohl nebenan in das Zimmer der kleinen Konstanze. Sie setzte sich im Dunkeln zu der ans Bett.

Die Hand des Mädchens suchte nach ihrer Hand. „Fanden Sie es nett heute abend, Fräulein?“

„Sehr nett.“

„Ich wäre lieber mit Ihnen zu Hause geblieben.“

„Aber warum? Die Geschichte ist doch schön, die deine Mutter uns vorliest.“

„Ich mag sie nicht. Da sind alle so brav drin. Sind Sie immer so brav gewesen, Fräulein Büchner, als Sie jung waren?“

„Aber Konni, ich bin doch jetzt auch noch jung!“

„Ach, ich meine ja s o jung!“ Und Konstanze klatschte sich mit der flachen Hand kräftig auf ihre eigene Brust. „Waren Sie damals denn immer brav?“

„Ich hoffe nicht.“ Das konnte sich Marie-Luise nicht enthalten zu sagen. Ja, und nun wußte sie auf einmal, warum die Baronin den Dank nicht genoß, den sie doch verdiente: fröhlich muß man selber dabei sein und lachen können.

Das Lachen unterm Sternenhimmel verklang noch von ferne, Konstanze setzte sich auf im Bett, lauschte und seufzte: „Jetzt sind die so lustig!“ Und dann plötzlich beide Arme um den Nacken ihrer Erzieherin schlingend und den Kopf von Marie-Luise fest an sich pressend, flüsterte sie der ins Ohr: „Haben Sie mich lieb, Fräulein Büchner?“

Was aus der kleinen Konstanze, ihrer ersten Schülerin, wohl geworden sein mochte? Marie-Luise hatte nie mehr etwas von ihr gehört. Sie war ja auch knapp ein Jahr nur auf Althaide geblieben. Es war eine dumme Geschichte, derentwegen sie gehen mußte.

Die Frau Baronin hatte einen Bruder, der war nach Althaide gekommen. „Ich muß Sie bitten, Fräulein Büchner,“ sagte die Baronin vorher, „an kleinen Wunderlichkeiten keinen Anstoß zu nehmen. Da die Verhältnisse, in denen mein Bruder bis jetzt lebte, sich geändert haben, ist es meine Pflicht, ihn zu mir zu laden. Er ist ein liebenswürdiger, harmloser Hausgenosse.“

Ja, harmlos war er, das sah man seinem semmelblonden Gesicht mit den wässerigen hellblauen Augen und der niedrigen Stirn an. Er brachte ein Aquarium mit und einen Kanarienvogel. Für den Frosch, der einsam in dem Aquarium wohnte, fing er Fliegen unten in der Küche an der warmen Herdwand, und von Fifi, seinem gelben Vogel, erzählte er täglich bei Tisch lange Geschichten. Ein Wundervogel.

Konstanze hatte anfänglich laut herausplatzen wollen, — war Onkel Egon doch komisch! — aber ein Blick der Mutter traf sie, daß ihr Lachen in einem verlegenen Husten erstickte.

„E bissel sehre verrickt,“ sagte das Stubenmädchen und schlug den Herrn Baron, wenn der sie beim Aufräumen seines Zimmers mit kicherndem Lachen kneifen wollte, gehörig auf die Finger. „Hände weg, Sie!“ Die konnte sich wehren, brauchte keine Rücksicht zu nehmen, für die Erzieherin war es schwieriger. Und bei dem albernen Geschwätz immer ernsthaft zu bleiben, das war das allerschwierigste. Konstanze war schon ein paarmal unter dem Tisch verschwunden, angeblich um ihre heruntergerutschte Serviette aufzuheben.

Marie-Luise traute sich nicht mehr allein in den Park, denn kaum war der Schnee ein bißchen weggetaut, suchte der Baron auch dort schon nach Fliegen, und durchs ganze Haus strich er so. Marie-Luise verschloß fest ihre Türe. Nicht daß sie ihn gefürchtet hätte: was konnte ihr geschehen? — aber es wäre ihr peinlich gewesen, ihn so abfahren lassen zu müssen, wie das Stubenmädchen ihn abfahren ließ.

„Mein Bruder ist sehr musikalisch," hatte die Baronin gesagt. Nun bearbeitete er das Harmonium, das bis dahin bei den Morgenandachten, die die Baronin jeden Sonntag mit Choralgesang und Predigtvorlesung für Hausgenossen und Dienerschaft abhielt, sie selber gespielt hatte. Er spielte die Choräle immer ganz richtig. Aber heute, was war denn heute in ihn gefahren? Erst zu Beginn der Andacht zwei Verse des ‚Befiehl du deine Wege' tadellos, aber nun, nach dem Gebet? Der dritte Vers sollte zum Schluß noch gesungen werden, er fing den auch an, aber jetzt auf einmal — Dideldumm, dideldumm — eine Tanzmelodie.

Es huschte, es zuckte über die Gesichter der erst betroffen Dastehenden, dann verlegen Gewordenen; jetzt hielten sie sich kaum mehr. „Dideldumm, dideldumm" — Konstanze stopfte sich ihr Taschentuch in den Mund und wand sich wie in Krämpfen.

Marie-Luise hatte tapfer gekämpft — o der Narr, der arme Narr — aber nun blieb auch sie nicht länger mehr ernst.

Nur die Baronin bewahrte Haltung; sie winkte zum Gehen. —

Das war für Marie-Luise das Ende in Althaide gewesen.

„Ich werde all Ihren Vorzügen gerecht, ich bin Ihnen auch sehr dankbar, Fräulein Büchner — Konstanze hatte eine große Zuneigung für Sie — aber ich sehe ein, es ist besser für dieses leicht abgelenkte Kind, es kommt gleich in eine ernsthaftere Schulung. Ich gebe meine Tochter ab 1. April in die altbewährte Erziehungsanstalt ‚Zum heiligen Kreuz'."

*

Der Abschied von Althaide war insofern nicht ungelegen gekommen, als Frau Professor Büchner dringend wünschte, ihre Tochter wieder bei sich zu haben. Nein, sie konnte nicht allein bleiben und nicht hier in der kleinen Stadt mit dem engbegrenzten Horizont, nicht bei diesen Menschen, deren Verhältnisse alle glücklicher waren als ihre eigenen! So war es zur Übersiedelung nach Berlin gekommen. Mathilde Büchner hatte die sorglosesten Tage ihres Lebens in Berlin gehabt, damals, als sie bei einer Tante und einer gleichaltrigen Kusine dort zu Besuch war. Nun hoffte sie wieder auf solche Tage. Aber sie vergaß, daß die Tante tot war, die Kusine verheiratet und gleich ihr alt geworden war, und auch, daß Leute, die einstmals Vermögen hatten, jetzt keines mehr besaßen. Die Kusine nahm sie trotzdem freundlich auf; sie hatte von alledem, was sie einst besessen, nur noch ein Haus in einem westlichen Vorort, und darin trat sie den Büchners nun eine kleine Wohnung ab. Die beiden Zimmer waren angenehm, auch geräumig, und schauten aus hellen Fenstern hinab in lauter Gärten. Die Küche teilten sie mit den Gläßners, das war weniger angenehm, denn Herr Gläßner war abgebaut und stand immer bei seiner Frau in der Küche herum. „Aber, Mutter, du brauchst doch nicht so oft in die Küche, was haben wir denn groß zu kochen," sagte Marie-Luise. Sie war damit zufrieden, daß ihr Schlafsofa im Eßzimmer stand, überließ der Mutter gern das andere Zimmer für sich allein. Auch die Entfernung von der Schule kam für sie weiter nicht in Betracht.

Freilich mußte sie sehr früh am Morgen aufbrechen. Aber es war Frühling, war dann Sommer, was machte ihr in diesem ersten Halbjahr der weite Schulweg? O, wie die Vögel anstimmten! Marie-Luise kannte all diese Vögel kaum, sie hätte auch nicht zu sagen vermocht, wer von ihnen jetzt sang, so vielstimmig war das Konzert. Trillern, Flöten, Locken. Wenn sie nicht gedacht hätte, es könnten jetzt Menschen kommen, so hätte sie auch gesungen, oder auch nur einen Ruf ausgestoßen, einen einzigen kurzen, hellen Schrei. In ihr war Jubel, noch nie hatte sie sich so jung gefühlt.

Ihre Jahre, ah, die drückten sie nicht, sie fühlte sich so frisch, so jung, als hätte sie erst gestern das Examen bestanden. Die Jahre, die danach gekommen waren, die waren weggewischt, sie stand wieder am Anfang, voller Hoffnungen, voller Pläne, voller Eifer, voller Hingabe an ihren Beruf. Und die Kinder hingen an ihr, das fühlte sie auch, und das machte sie glücklich. Ein Gefühl, der Wunsch, das Herz herauszutun, ihr Innerstes, ihr Bestes ihnen zu geben, überwallte sie. Es waren nicht ihre Kinder, und doch war es einem so natürlich, daß man immer sprach: m e i n e Kinder.

Wie konnte der Rektor nur sagen: „Recht gut, Fräulein Büchner, aber ruhig, ein bißchen ruhiger. Sie treiben sonst Raubbau mit Ihren Kräften." Und wie komisch von Fräulein Ebertz, der Kollegin, die nebenan die Parallelklasse hatte, zu ihr zu sagen: „So ein Unterrichten wie Sie es



Ostpreußisches Halbblut
Gemälde von Ernst Schaumann-Königsberg i. P.
Nürnberg, Ausstellung Deutsche Kunst 1928

tun, das hält keiner aus. Die Ernst, die Sie jetzt vertreten, die machte es auch so wie Sie — und was hat sie davon?"

„Was fehlt ihr denn eigentlich?" hatte Marie-Luise gefragt.

„Was ihr fehlt? Na, was uns allen mehr oder weniger fehlt: die guten Nerven. Bei ihr kam's nur etwas zu früh. Ich bin schon fünfunddreißig Jahre im Amt, und Gott sei Dank, bei mir geht's noch immer, weil ich's ruhiger nehme. Ich unterrichte noch so ziemlich nach der alten Methode. Wenn ich ein Gedicht aufsagen lasse, sagt es erst eine auf, und dann die andere — alle der Reihe nach — ich verteile keine Rollen wie auf dem Theater. Dann gibt's auch kein Hallo und keine Unruhe. Sie sind auch so neumodisch, — Gedicht aufsagen mit Gesten, mit Hüpfen und Herumtanzen womöglich, Gott bewahr' mich! Da zieht man nur schlechte Schauspieler heran. Ja, Fräulein Büchner, ich habe schon manch eine kommen sehen, aber auch manch eine gehen. Es tut mir leid um Sie, wenn ich Sie morgens so anhetzen sehe oder wenn Sie mittags bei der Hitze sich in die Elektrische quetschen und die weite Fahrt bis nach Hause fahren. Ziehen Sie nach Berlin, näher zur Schule, ich meine es gut mit Ihnen."

Was, in die Stadt ziehen, dazu noch näher zur Schule? In eine dieser Straßen des Ostens, die nur zu ertragen war, wenn man nicht in ihr wohnte? Marie-Luise lachte fast, wenn sie an solch schönem Morgen ihren Weg zur Bahn machte und zufällig ein Gedanke sich zu Fräulein Evertz verirrte. Was wußte die von Vogelgesang, von Frühlingsgrün? Eine gutmütige Seele und auch gar nicht dumm, aber doch schon recht eingetrocknet in ihrem Beruf, mechanisch darin geworden, eine Maschine. Fräulein Evertz hatte die Aufnahmeklasse, die Kleinen im ersten Jahr, gab die dann weiter und bekam wiederum die Kleinen im ersten Jahr; und so immer dasselbe, immer die ersten Anfänge, immer wieder die kleinen Geschöpfe, die noch vor dem Abc erst einmal lernen mußten, daß man nicht aus der Bank herauslaufen darf und nach Hause, wenn man keine Lust mehr hat, hierzubleiben, daß man aufpassen muß, wenn die Lehrerin spricht, daß man die Nachbarin nicht heimlich zwicken darf und sich auch nicht in der Nase bohren.

Marie-Luise lächelte in sich hinein. Diese Anfänge hatte sie ja auch durchgemacht, hatte sich auf die Lippen beißen müssen, um nicht laut herauszulachen. Nun, sie würde die Aufnahmeklasse nicht lange behalten, nächste Ostern ging sie mit ihren Kindern weiter, stieg mit ihnen in die folgende Klasse hinauf; das hatte ihr der Rektor gleich versprochen. Aber Fräulein Evertz — o Gott, wenn sie denken sollte, immer und immer nur die ersten Anfänge! Aber die wollte nichts anderes, es war ihre Spezialität, die ganz Kleinen, eine Domäne, die sie gepachtet hatte. Fünfunddreißig Jahre nur Aufnahmeklasse?!

War es die feuchte Kühle eines Sommermorgens nach einer Gewitternacht, schon an den Herbst gemahnend, die Marie-Luise heute leicht erschauern ließ? Sie nahm die Kühle mit sich fort in die Stadt und behielt sie selbst da während des Unterrichts, obgleich die Bänke alle vollbesetzt waren und die Luft, die die Klasse vom eingebauten Hof her empfing, durchaus nicht frisch war.

Marie-Luise hatte heute keinen guten Tag, das fühlte sie gar bald, und es ärgerte sie. Sie konnte ihre gewöhnliche herzhafte Munterkeit heute nicht finden, obgleich sie sich mühte. Und es war, als ob die Klasse dies spürte. Die kleinen blonden, braunen und schwarzen Köpfe hingen schläfrig, bald gähnte dieses Kind, bald jenes, die Antworten kamen langsam; kein Durcheinanderrufen, kein lebhaftes Fingerheben, lahmgelegt schien das Interesse. Wie, war die Klasse denn so sehr der Spiegel des Lehrers? Marie-Luise riß sich zusammen und gab sich einen Ruck. Und siehe, es gelang. Jetzt hatte sie die kleinen Geister wieder fest in der Hand.

Beim Naheliegenden hatte sie angeknüpft: „Wißt ihr denn, Kinder, warum wir heute alle ein bißchen müde sind?"

„Weil gestern Sonntag war," sagte die Schindler.

„Wieso? Das verstehe ich nicht, da müßten wir doch gerade recht ausgeruht sein."

„Wir haben schön ausgeschlafen," riefen ein paar.

„Na, siehst du, Trude, deine Antwort ist falsch."

„Nee, Fräulein," Trude Schindler blieb dabei, „die is nich falsch. Sonnabend is Auszahlung, denn macht Vater ooch an'n Sonntag noch blau, und dann gibt's immer so'n Krach — ich hab' gar nich schlafen können."

Ach Gott, dieses Kind! Marie-Luise erschrak. Was die schon miterlebte! Für dieses naseweise Ding mit der großen, nickenden Haarschleife, thronend auf einem Strubelkopf, das ihr unsympathisch gewesen war, fühlte sie jetzt plötzlich Mitleid. „Na, Trudchen, dann schlaf dich aus. Du kannst nach Haus gehen, jetzt schon." Sie erwartete,

daß die Schindler froh aufspringen würde, aber die schüttelte verneinend den Kopf; im ganzen Körper Abwehr: „Nee, ich will nich nach Haus!“ Und blieb.

Fürchtete sich das Kind, nach Hause zu gehen? In die Klasse senkte sich plötzlich ein Schatten. Vom Hof stieg er herauf, von jenen hohen Hauswänden herab, die ihn umdüsterten, kam durch die Fenster hereingekrochen. Nicht nur auf der kleinen Schindler blasses, übermüdetes Gesicht schien sich der Schatten zu legen, er breitete sich auch auf die andern mit aus, auf die blonden, braunen und schwarzen Köpfchen, auf das Lenchen, die Irma, die Gerda und Senta, auf Hilde, Ilse und Erika, auf Hete und Magda und Lieschen, auf all die kleinen Gestalten. Ach, Kinder der Riesenstadt, Kinder in deren übervölkertem Osten! Kinder, die keine behütende Hand zur Schule geleiten kann — Vater muß in die Fabrik, Mutter auf ihre Waschstelle — Kinder, die allein über die Straße müssen, aus deren Pflaster etwas heraufsteigt, von den Plakaten der Säulen etwas herabsteigt, was, verhüllt oder nicht verhüllt, eine Neugier erweckt, die besser nicht erweckt werden würde. Kinder, nach denen aus Eckdestillen, aus dunklen Kellerhöhlen, aus finsteren Torfluren eine schmutzige Hand sich reckt!

‚Arme Trude Schindler,‘ dachte die junge Lehrerin, ‚erst sieben Jahr und schon so bewußt dessen, was um sie ist!‘ Sie ging hin und legte der müde in ihrer Bank Kauernden die Hand auf den Strubelkopf. Sie zupfte die große Haarschleife zurecht, die nur groß tat, die aber so verfleckt war und so zerknüllt, als sei sie seit Tagen nicht frisch gebunden worden. Trude Schindler saß verdrossen und so, als fühle sie die über ihr Haar und dann über ihr Gesicht streichelnde Hand nicht.

Marie-Luise hatte geglaubt, das Bewußtsein einer großen Aufgabe schon längst zu haben, ihre Pflichten, ihre Verantwortlichkeiten ganz genau zu kennen und den Ansprüchen, die ihr Beruf stellte, gerecht werden zu können mit Leichtigkeit — aber wirklich gerecht werden, oh, konnte man das überhaupt?

„Der Lehrer soll den Schüler zu einem konkreten Idealismus erziehen,“ das hatte sie in einem pädagogischen Buch gelesen, „soll ihn erziehen zu allem Guten, Wahren, Schönen und Heiligen“ — o, du lieber Gott, wie macht man denn das?

*

Bei einer Lehrerversammlung traf Marie-Luise eine einstige Freundin vom Seminar wieder. „Marga — du . . .?“ Das war fast ein Schrei. Mit der Wärme freudigster Überraschung fiel sie der andern um den Hals. „Bist du denn jetzt auch in Berlin? Als was — auch als Lehrerin?“

Die Freundin nickte, ein leis spöttisches Lächeln spielte um den schönen Mund: „Ja, ich hab's geschafft — allzu schwer ist's mir ja nicht gemacht worden. Und du, wo bist du angekommen? Aber komm, komm,“ drängte sie, „was brauchen hier mindestens ein halbes Dutzend zu stehen und uns zu begucken, komm schnell heraus, komm mit, wir haben uns ja so viel zu erzählen!“ Sie zerrte die Freundin mit sich, preßte den Arm derselben mit der ihr eigenen, von jeher Besitz ergreifenden Ausschließlichkeit an sich, die Marie-Luise von den Zeiten ihrer innigsten Freundschaft her kannte. „Ich bin selig, ganz toll vor Freude des Wiederfindens! Komm nur, komm!“

Marga fiel ihr in einem Winkel, den das Licht der Laterne nicht erreichte, noch einmal um den Hals. „Ich habe dich wieder, liebe, geliebte, einzige Marie-Luise! Liebst du mich denn auch noch? Jetzt wird's aber schön! Jetzt können sie mir alle den Buckel herunterrutschen. Und auf die ganze Schulmeisterei pfeif' ich!“

Marie-Luise mußte lachen: genau so war Marga immer gewesen, ein bißchen burschikos und ganz so stürmisch dem Augenblick hingegeben und auch ohne jedes Bedenken, ob sie nicht durch die Ausschließlichkeit, mit der sie sich nur um den e i n e n Menschen kümmerte, andere kränkte. Aber sie war doch ein reizendes Mädchen gewesen; es war eine Schande, daß man sich so lange aus den Augen verloren hatte. Und reizend war sie auch jetzt, eigentlich viel reizender noch. Mit einem verstohlenen Seitenblick streifte Marie-Luise das schöne Gesicht; aber nach einer Lehrerin sah Marga nicht aus.

Nun gingen sie, sich eng aneinanderhaltend, Arm in Arm. Als wären all die Jahre, die zwischen dem Damals und dem Jetzt lagen, nicht gewesen, so fühlten sie sich. Und doch entdeckte Marie-Luise, als sie jetzt in der stillen Ecke eines eleganten Cafés saßen, in das Marga sie genötigt hatte — ‚wie, du willst nicht, aber man kann bei dem Wetter doch nicht auf der Straße bleiben —,‘ daß Marga hier im hellen Licht nicht ganz so jung mehr aussah und um die Mundwinkel eine kleine Falte hatte. Die verschwand freilich, wenn sie lächelte. Und sie lächelte viel.

Sich über das kleine, runde Marmortischchen mit dem goldenen Fuß nahe zu Marie-Luise hinüberbeugend, hielt Marga die an beiden Händen. Hielt sie noch immer

fest, obgleich Marie-Luise längst schon gehen wollte. —

So spät war Marie-Luise noch nie nach Hause gekommen. Die Mutter saß noch auf, hatte die Tochter in zitternder Angst erwartet — es ging ja schon auf eins.

„Wo bleibst du — was ist dir passiert — um Gottes willen?!“ Der zitternden Angst antwortete eine zitternde Freude: „Ich habe Marga getroffen!“

„Wen — was — wo denn? Wer ist Marga?“ Keine Ahnung mehr hatte die Frau Professor von Marie-Luises Freundin im Seminar. Aber sie ließ die Tochter erzählen, dazwischen jammerte sie nur immer wieder: „Wenn dich nun einer angefallen, gar ermordet hätte! Man hört ja so vieles. O mein Gott, mein Gott! Wir armen, einsamen Frauen — schrecklich, schrecklich!“ Sie weinte noch stundenlang, so daß Marie-Luise auf ihrem Sofa im Eßzimmer auch keinen Schlaf fand. Oder hatte das Wiederfinden der Jugenfreundin sie so erregt?

Für gewöhnlich schlief Marie-Luise immer gleich ein, selbst wenn die Mutter ihre Erregungszustände hatte; die kannte sie ja schon seit Jahren. Sie waren freilich schlimmer geworden in der letzten Zeit und kamen häufiger. Es klappte gar nicht recht mit den Gläßners.

Die Gläßners waren gutmütige Leute — hatte Frau Gläßner nicht die Kusine auch aus lauter Gutmütigkeit aufgenommen? — „aber wenn Mathilde so ihre Tour hat, dann ist es nicht auszuhalten!“ Herr Gläßner verließ wie auf der Flucht die Küche, sobald die Frau Professor darin erschien, anfing mit den Töpfen zu rappeln, die Schubladen aufzog und wieder zustieß. „Wo hab' ich denn, ach, was wollt' ich denn? Dora, hast du mein kleines Küchenmesser nicht gesehen, du hast es gewiß wieder weggenommmen — ach nein, da ist es ja!“ Und sie stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus und ließ das Küchenmesser, das sie schon längst in der Hand gehabt hatte, auf den Boden fallen.

Es stand nicht gut mit der Mutter, das sah Marie-Luise; aber sie mußte doch in ihren Beruf. Und wenn sie's auch nicht gemußt hätte, sie wollte es. O Gott sei Dank, daß sie ihren Beruf hatte! Der gab ihr immer wieder von neuem die Freudigkeit, die sie sonst vielleicht nicht aufgebracht hätte. Und heute war Marie-Luise besonders freudig gestimmt; es war noch ganz dunkel, als sie jetzt am Morgen zur Bahn ging. Spät erst war sie etwas eingeschlummert, um gegen sechs schon wieder aufzustehen. Nur zwei kurze Stunden Schlaf, aber sie war doch ganz frisch. Eine eisigkalte Morgenluft strich ihr ermunternd die Wangen, sie lief sich warm, um sieben ging der Zug, den sie erreichen mußte, wenn sie um ½9 in der Schule sein wollte. Unter den hier draußen noch dick verschneiten Dächern flinzelte nicht überall Lichtschein, viele Häuser lagen noch im tiefsten Nachtfrieden, der Bäckerjunge, der die frischen Brötchen brachte, riß vergebens an der Klingel und warf dann schimpfend den Frühstücksbeutel über den Zaun .

Marie-Luise spitzte die Lippen wie zu einem vergnügten Pfiff: Glück muß der Mensch haben, doch noch erreicht! Eben lief der Zug ein. Aber wie war sie auch gerannt, ebenso gerannt wie heute nach Mitternacht, als sie von Berlin zurückkam, und das tiefe Schweigen einer Abgeschiedenheit sie umgab, die ihr trotzdem nicht einsam war. Neben sich fühlte sie noch die Freundin. Wenige Stunden war das jetzt her, wenige Stunden erst, daß Marga sie zum Bahnhof gebracht hatte. Die hatte sich das nicht verwehren lassen: „Ich nehme mir nachher ein Auto.“ Ein Auto, welch eine Verschwendung! Aber Marga hatte gelacht: „Marie-Luischen, du bist doch noch immer das brave Kind: nur nicht 'nen Pfennig zuviel ausgeben. Ich bin längst nicht mehr so brav. Wer gibt mir was dafür, wenn ich mich nur schinde? Ich tue mir an, was ich kann, denn ein Vergnügen ist das Lehrerinsein doch wahrhaftig nicht.“ Marie-Luise war gar nicht mehr dazu gekommen, etwas hierauf zu erwidern, einen raschen, ihre Lippen fest drückenden Kuß hatte sie noch gespürt, dann war sie ins Kupee geschoben worden. „Auf Wiedersehn, sehr bald auf Wiedersehn!“ Marga blieb auf dem Bahnsteig zurück, die Hände in den Taschen des Paletots. ‚Ach, ganz noch die frühere Marie-Luise, harmlos, pflichteifrig und noch so jung geblieben,' dachte Marga.

‚Nein, es ist doch die frühere Marga nicht mehr,' dachte Marie-Luise. Heute im kalten, nüchterngrauenden Tag erschien ihr manches anders als in der ersten Überraschung und Freude des Wiederfindens. Sie war wie in einer Verzauberung gewesen; alles war plötzlich wieder da, die Tage im Seminar, in denen man trotz allem Lernen nichts so ernst nahm, daß es einem auch nur eine Stunde das Lachen geraubt hätte. Was hatten sie doch alles für Unsinn angegeben, Marga war Anstifter, und sie hatte mitgemacht. Ach, all jene glücklichen Stunden steten Zusammenseins — gemeinsames Lernen, gemeinsames Spazierengehen — am schönsten jene Stunden,

in denen sie ihr Abendbrot miteinander teilten, und Marga erst spät, nach zärtlichem Gutenacht, hinüberschlich in ihre eigene Wohnung.

Ah, wie sich Marga wohl in solcher Schule ausnehmen würde, wie die ihrige eine war? Marga und eine Schule im äußersten Osten! Kinder, die zum großen Teil Proletarierkinder waren! Marie-Luise fand es eigentlich nur begreiflich, daß Marga nicht an solcher Schule war. Die hatte ihr erzählt, daß sie, nachdem sie erst zu nervös gewesen, dann doch das Examen wiederholt hatte. Und es war gar kein Wunder, daß sie, die Begabte, Interesse erregt hatte. Man hatte ihr geraten, noch einige Kurse durchzumachen und ein weiteres Examen, das sie dann zum Unterricht an höheren Schulen berechtigte. Eine reiche Familie aus Rio, deren Töchterchen sie während eines Deutschland-Aufenthaltes privatim unterrichtete, hatte ihr die Mittel dazu gewährt. Ein halbes Jahr war sie auch in Frankreich gewesen und ein halbes in England. Nun unterrichtete sie schon seit ein paar Jahren an einer höheren Mädchenschule im westlichen Berlin. Freilich eine Karriere!

Fräulein Ebertz stand vor ihrer Klassentür und kam Marie-Luise heute noch unansehnlicher vor, noch alltäglicher als sonst. Das Zöpfchen am Hinterkopf war zu einem kleinen, festen Knubel zusammengesteckt, farblosgrau wie das Kleid war das Gesicht, die stumpfe Nase so klein, daß sie ganz ausdruckslos war — ach, nichts war schön an ihr. Die hatte doch auch nichts, gar nichts: alt, häßlich; wie lange noch, und sie wurde auch abgebaut. Von der Höhe ihres Glückes herab flüsterte sie sehr eilig, denn die Schulglocke begann schon den Anfang zu läuten: „Liebes Fräulein Ebertz, ich danke Ihnen so sehr, daß Sie mich gestern zu der Versammlung aufgefordert haben. Sie sind schuld — Sie müssen meine Freundin auch bald kennenlernen — eine Kollegin — die wird Ihnen ja so gut gefallen!"

„'ne Kollegin? 'ne Filmdiva, dachte ich." Und Melitta Ebertz schlug die Tür ihrer Klasse rasch hinter sich zu.

Das hatte Marie-Luise verstimmt. Es war gut, daß ihre Kinder heute besonders lebhaft waren, ganz aufgeregt, und ihre Aufmerksamkeit stark beanspruchten.

Es schrien gleich mehrere bei ihrem Eintritt: „Fräulein, Lenchen Krause ihre Mutter is gestern gestorben. Die, wo so lange ins Krankenhaus war. Fräulein, wo kommt Lenchen nu hin, ins Waisenhaus?"

Ach um Gottes willen! Lenchen Krause, das kleine, bleiche Ding, das so verschüchtert saß und gleich verletzt war selbst über ein Lachen, jetzt ohne Mutter? Eine Welle des Mitleids überflutete sie und spülte alles fort, was sie vordem erfüllt hatte. Es schoß ihr feucht in die Augen; sie setzte sich auf den Platz in der vordersten Bank, auf dem Lenchen heute fehlte, und stützte den Kopf in die Hand.

„Fräulein, sind Sie traurig? Warum?" Es war der Klasse sehr interessant, ihr Fräulein Büchner traurig zu sehen. Warum war die traurig, die kannte Frau Krause doch gar nicht?

„Man kann auch traurig sein, wenn man jemanden nicht persönlich kennt," sagte Marie-Luise; aber das verstanden sie nicht. Sie bestürmten die Lehrerin mit Fragen: Kam Frau Krause nun in einen Sarg? Kriegte Lenchen Krause ein schwarzes Kleid?

„Ich hab' schon mal 'n Begräbnis gesehen," erzählte eine sehr wichtig, „da war ich mit bei. Als mein Bruder gestorben war. Denn spielten wir nachher so schön Begräbnis."

„Still, still, ich will jetzt nichts mehr hören. Kein Wort!" Marie-Luise hob abwehrend die Hand. „Setzt euch ganz ruhig hin, faltet eure Hände, legt sie so vor euch aufs Pult. Denke mal eine jede von euch jetzt ganz still bei sich nach: ‚Wenn i c h nun keine Mutter mehr hätte? Keine Mutter, die mich morgens weckt, daß ich rechtzeitig zur Schule komme, die mich wäscht und kleidet, daß ich sauber bin, die mir zu essen gibt, wenn ich hungrig bin, die mich auf den Schoß nimmt, wenn ich mir weh getan habe. Keine Mutter mehr, die mir die Tränen abwischt, wenn ich geweint habe, keine Mutter mehr, die mich pflegt, wenn ich krank im Bett liege, keine Mutter mehr, die mich straft, wenn ich unartig bin, und die mir dann doch wieder verzeiht. Keine Mutter mehr, der ich alles sagen kann, keine Mutter mehr, die mich im Arm hält und mich immer behütet'. Wenn ihr d a s mal bedenkt, dann wißt ihr, warum ich traurig bin, daß Lenchen Krause keine Mutter mehr hat." Die Stimme der Lehrerin hatte weich und doch sehr ernst geklungen.

Die Gesichter der Kinder, die zuerst dumm-neugierig oder zum Teil auch unaufmerksam zugehört hatten, wurden nach und nach anteilnehmend. In manch leeres, noch gänzlich unbeschriebenes Kindergesicht kam etwas wie ein betroffener Ausdruck.

Marie-Luise fühlte sich sehr bewegt; es war das erstemal, daß der Tod ihrer Klasse nahegekommen war, daß sie das Rauschen schwarzer Flügel zwischen den Bänken ver-

spürte. Es wehte sie kalt an. Armes Lenchen, armes, kleines Lenchen! Hatte die Schindler nicht gesagt, Lenchen Krause wohnte bei ihnen im Hause? Sie rief Trude Schindler auf. „Sag' mal, weißt du etwas von Lenchen Krause? Ist sie zu Hause?“

Die mit dem Strubelkopf und der großen, nickenden Haarschleife hatte nur darauf gewartet, alles, was sie wußte, loszuwerden; sie brannte darauf, ihre matten Augen begannen zu leuchten. „Na ja, wo soll sie denn sonst sein? Ihr Vater is ja auch wieder da.“

Marie-Luise entsann sich: Lenchens Vater war lange nicht dagewesen — war er auswärts auf Arbeit? Sie hatte nicht danach gefragt, heute fragte sie.

„Aber Fräulein, der hat doch gesessen!“ Die Klatschsucht eines ganzen übervölkerten Hauses, das heimliche Getratsch der dunklen Gänge, das aus den Kellerwohnungen die Treppen hinaufstieg von Stockwerk zu Stockwerk, bis es zuletzt selber so schmutzig war wie die Stufen, die von vielen, vielen Füßen belaufen waren, wurde jetzt laut. Die Siebenjährige mit dem Gesicht, das kein Kindergesicht mehr war, schwatzte drauf los: „Aber Fräulein, der taugt doch nischt! Der hat fast nie Arbeit. Wenn s i e nicht Mäntel genäht hätte, hätten sie hungern müssen. Ja, das Leben is sehr teuer.“ Trude Schindler stieß einen tiefen Seufzer aus: o, sie wußte Bescheid! Aber dann fuhr sie wichtig fort, förmlich beglückt, daß sie das, was sie hinter der Tür von Krauses erhascht, hier in der Schule dem Fräulein verkünden durfte: „Auf die Straße hätt' er ihr am liebsten geschickt. Aber weil se nich ging, da verhaute er ihr. Oh, die war nich schlecht froh, als er seine sechs Monate krichte. Pech, daß sie gerade krank wurde, als sie'n mal los war. Meine Mama hat ihr öfter besucht, denn nahm sie jedesmal Lenchen mit, aber denn wollte die immer bei ihre Mutti ins Krankenhaus bleiben. Sie hatte jedesmal ihr Wunder mit der. Die is ja noch so dumm!“ Trude Schindler lachte ein wenig.

Dumm? Lenchen war gewiß nicht dumm, daß sie lieber bei ihrer Mutter im Krankenhaus bleiben wollte, als nach Hause gehen, in ein schreckliches, ödes, verlassenes Nachhause. Armes, verschüchtertes kleines Geschöpf! Es versetzte Marie-Luise fast den Atem, sie hätte gern noch mehr gefragt, und doch fürchtete sie sich, noch mehr zu hören. Es ging ja auch nicht an hier vor der Klasse. „Nachher, Trude, nachher,“ sagte sie hastig, als die wiederum ansetzte. „Komm nachher zu mir. Ich gehe mit dir.“ Und dann klatschte sie in die Hände. Sie mußte sich selber gewaltsam ermuntern, aufraffen, freimachen von etwas, das sich drückend auf sie gelegt hatte. „Nehmt eure Setzkästen vor! Flink, flink!“ Das ging ja heute so langsam? Sonst griffen die kleinen Hände viel flinker unters Pult und holten den Kasten mit den großen und kleinen Pappbuchstaben vor, mit denen sie gelernt hatten, Worte und Sätze zu bilden.

„Wird's nun bald?!“ Die Kinder schienen ihr gar nicht bei der Sache — oder bildete sie sich das nur ein? Ein Kasten krachte zu Boden, die Buchstaben lagen umher. „Was seid ihr denn so unaufmerksam? Schnell! So, nun schreibt mal! Erst ein großes M hin. Und nun — was steht in eurer Fibel mit einem großen M?“

Langsam hob sich ein Finger. „Mama — Mumu — Miau.“

Nun lachten die Kinder. Ach ja, und das Bild war so hübsch dabei, das kannten sie alle. Eine Frau, die ihrem Kind Milch einschenkt, und die Katze sitzt auch da und macht „miau“, und auf derselben Seite unten steht die Mumu und leckt ihr Kälbchen.

„Miau, miau, mumu, mumumumumu,“ so ging's nun in einem fort durch die Klasse. Die Kinder fingen an, wieder aufzutauen, die Lehrerin aber zwang sich nur mühsam ein Lächeln ab. „Schon gut, gut. Wir schreiben jetzt nicht ‚mumu' und ‚miau', auch nicht ‚Mama' — wir wollen ‚Mutter' schreiben. Mutter, das wunderschöne Wort, das allerschönste Wort, das unsere Sprache hat. Sagt es einmal alle zusammen, recht deutlich und schön: ‚Mutter.' Und dann schreibt es hin. Und dann denkt: ‚Mutter, o wie glücklich bin ich, daß ich eine Mutter habe!' Wer kann mir etwas von seiner lieben Mutter erzählen?“

„Ich!“ — „Ich!“ — „Ich!“ Arme reckten sich in die Höhe, Kindergesichter, die bleich aussahen, bekamen zartgerötete Bäckchen. „Ich!“ — „Ich!“ — „Ich!“ Nun war auf einmal eine Lebendigkeit da, ein förmlicher Aufruhr in der Klasse. Nur Trude Schindler saß ohne Teilnahme da.

Die Lehrerin fühlte, jetzt war der mißliche Eindruck von vorhin verwischt. Sie atmete auf, sie litt es, daß die Kinder durcheinander schrien; besser, daß sie jetzt zu laut waren, als daß sie still nachdenklich dasaßen. Nun konnte sie auch wieder mit heiter sein. Da ging die Tür auf.

Der Rektor trat ein; niemand hatte sein Anklopfen gehört.

„Hier geht es ja recht munter zu!“ Sein

von der ewigen Schulluft angebleichtes Gesicht war sehr freundlich: eine famose Lehrerin, dieses Fräulein Büchner, so ganz mit dabei, neben dem nötigen Ernst doch noch Kind mit den Kindern, so fröhlich mit den Fröhlichen. Wirklich ein Wesen voller Sonne! Mit Wohlgefallen sah er das reiche, blonde Haar, die Gestalt mit der aufrechten Haltung. Er reichte ihr die Hand. „Guten Morgen, ich habe Sie persönlich noch gar nicht begrüßt. Nun, sind Sie zufrieden mit Ihren Kindern? Die machen ja gute Fortschritte, wie ich sehe."

Gute Fortschritte? Wie konnte er das denn gesehen haben? „Die Kinder sollten mir gerade etwas erzählen von ihrer Mutter, das tun wir denn ein anderes Mal. Kinder, aufgepaßt, seht nach mir hin, nicht immer nach dem Herrn Rektor! Und ein andermal steht ihr alle auf, wenn der Herr Rektor hereinkommt; überhaupt wenn jemand hereinkommt, das gehört sich so. Also, nun nehmt eure Fibel, schlagt sie auf, Seite acht, wo das steht, was wir schon einmal gelesen haben: von ‚Husch husch'. Eva, du!"

Und das Kind, das durchaus nicht zu den besten Schülerinnen gehörte — es lag Marie-Luise fern, sich glänzend produzieren zu wollen, eine durchschnittliche Leistung wollte sie zeigen — las mit seiner ein wenig plärrenden Kinderstimme und nach Vorschrift jeden Laut scharf akzentuierend: „Heini, Emil, Rosa, ich hasche euch — rasch, Susi, 'raus!"

Die Lehrerin nickte. „So, Irma, nun lies du mal weiter: „Ää — Öö — Üü — wir sind jetzt mit den Umlauten beschäftigt, Herr Rektor."

Und das Kind las: „Ei, so schön, feine Schäfchen — Hü, hü, hü."

Sie hätten alle gern gezeigt, was sie schon konnten, aber der Rektor war gar nicht neugierig. Er sah mit einem Lächeln immer still nach der Lehrerin hin. O wie prächtig verstand die es, mit Kindern umzugehen! Und die Klasse mit den Bänken und Pulten, mit der großen Tafel, auf der Buchstaben und Zahlen eingereiht standen, verwandelte sich ihm in ein ödes Zimmer, viel öder als diese Klasse es war, das Zimmer, in dem seine eigenen Kinder saßen. Vier mutterlose Kinder. Sie sollten verträglich sein, aber sie waren es nicht, er hörte ihr Gezänk schon auf der Treppe, wenn er müde aus der Schule kam. Seine ältliche Schwester, die ihm seit dem Tod der Frau die Wirtschaft führte, die verstand es nicht mit den Kindern — ja, hier die, die wäre die Rechte für seine armen Kinder, eine Mutter, wie er sie ihnen nicht besser wünschen könnte! Ach, und für ihn selber?! Er holte so tief Luft, daß es wie ein Seufzer klang, und in seine Augen, die unverwandt an dem blonden Mädchen hafteten, kam etwas Wünschendes, Begehrendes. Ah, wenn er die sich gewinnen könnte. Er konnte ihr ja auch etwas bieten, trotz seiner vier Kinder, von denen das Jüngste erst zwei Jahre war, trotz seiner etwas düstern Amtswohnung, hier in der Schule, trotz seines Gehaltes, das nicht gerade glänzend war. Mit jedem Jahr wurde er ja aufgebessert, er hatte als Schulmann auch einen so guten Namen, daß er wohl bald versetzt wurde in Verhältnisse, die angenehmer waren, fortkam von dieser Schule im Osten in ein anderes, besseres Stadtviertel, in gesünderer, freundlicherer Lage. Und vor allem: sie hatte als seine Witwe Pension. Aber bekam sie als Lehrerin denn nicht auch Pension? Freilich, doch viele Jahre müßte sie dann im Amt bleiben. Er, der Schulmann, wußte ja selber ganz genau, wie schwer es ist, immer zu unterrichten, Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr; zu unterrichten, ob man disponiert ist oder nicht, ob man gesund ist oder sich elend fühlt, das alles nahm er ihr ab, wenn er sie heiratete.

Rektor Volbert hatte sich so vertieft in seine Träume und blickte so versonnen, daß Marie-Luise schon ein paar mal sich nach ihm umgesehen hatte. Sie war erleichtert, als er endlich ging. Er reichte ihr wiederum die Hand und sagte ihr, wie sehr er mit ihr einverstanden sei. Aber seine Anerkennung berührte sie weiter nicht — kam das daher, weil ihre Gedanken heute an anderm soviel Größerem Anteil nahmen? Sie dachte auch immer wieder an Marga. Es war doch wie ein Wunder, dieses plötzliche Wiederfinden. Immer noch hatte sie das Sprechen von Marga im Ohr, ihre Art zu lachen, und dazwischen schob sich wieder das kleine Lenchen in ihre Gedanken, das seine Mutter verloren hatte und zu dem sie nun nachher gleich hingehen würde. — —

Marie-Luise ging mit Trude Schindler nach Schulschluß. Ein Schweif von Kindern hinterdrein. Das war doch zu interessant, daß das Fräulein mit der Trude wegging. Auch andern Klassen war das interessant, der Schwarm neugieriger Kinder wurde immer größer. Da drehte die Schindler sich um, schnitt eine greuliche Grimasse, streckte die Zunge heraus und schrie: „Macht, daß ihr wechkommt!"

„Pfui, Trude!"

Zum Schweigen verdammt, aber doch sehr stolz, trappelte Trude dann neben

Marie-Luise her. Sie hätte gerne noch etwas von den Krauses angebracht — o, sie wußte ja noch viel, viel mehr — aber das Fräulein hatte streng gesagt: „Du mußt nicht allen Klatsch wiedererzählen, Kind, das ist häßlich. Ich glaube den auch nicht; Klatsch ist nie wahr."

Na, das Fräulein würde ja bald erfahren, daß alles wahr war. Und Augen machen. ‚Was die bloß an der dummen Lene gefressen hat,' dachte Trude etwas mißgünstig. ‚Wenn ich sie wäre, denn kümmerte ich mir nich um solche Leute.'

Und wie das Kind, so dachten auch andere im Hause. Das Haus war groß — fünf Stockwerke, und das Quergebäude im Hof auch fünf Stock hoch — alles dicht bewohnt. Viele Parteien, an hundertsechzig Menschen im Haus, kaum anzunehmen, daß es bei so vielen, die ein und aus gingen, bemerkt werden würde, wer da mit der kleinen Schindler kam. Aber es wurde doch sofort ruchbar: ein Fräulein, ein feines Fräulein. Das war die von der Fürsorge nicht, das war die Lehrerin aus der Schule. Und nach oben zu den Krauses ging die.

Die Krauses wohnten ganz oben. Sie hatten keine Klingel an ihrer Tür und auch kein Brieftästchen, nur ein Stückchen Pappe war angenagelt, darauf stand:

Julius Krause
Bildhauer

Bildhauer, das las sich sehr vornehm, aber Trude Schindler hatte ihre eigentümlich ausdrucksvolle Bewegung mit den Achseln gemacht und den Mund dabei schief gezogen: „Er kloppt Steine beim Bau — wenigstens sollt' er sie kloppen." Und dann war sie, husch husch, lautlos wieder die Treppe hinunter.

Marie-Luise stand allein vor der Tür und hatte Herzklopfen: hinter der Tür bewegte sich etwas, sie spürte es wie Atmen, und jetzt glitzerte etwas an dem Spalt der schlecht schließenden, schief in den Angeln hängenden: ein Auge. Das war ihr unheimlich; schon wollte sie zur Treppe, wieder hinuntersteigen, da wurde die Tür aufgemacht: „Was wünschen Sie?"

So schlimm, wie sie sich Lenchens Vater vorgestellt hatte, war der Mann nicht, er sah ganz anständig aus und fragte auch höflich, und doch erschrak Marie-Luise. Er hatte ein Gesicht, das ihr zuwider war, ein gedunsenes, bleiches Gesicht, in dem die Augen schräg standen und wie lauernd. „Sie entschuldigen," stotterte sie. „Ich — ich bin die Lehrerin von Lenchen."

Er sah sie stumm abweisend an. „Mein Name ist Krause."

Er forderte sie nicht auf, näherzutreten, aber sie schritt mutig über die Schwelle. O dieser Mensch, ein ganz widerlicher Kerl! Eine instinktive Abneigung erfaßte sie, aber sie mußte sich zusammennehmen, höflich sein, sogar liebenswürdig, sie kam ja um des armen Kindes willen. Sein stummes Schielen von der Seite aus schrägen, tückischen Augen mit freundlichem Blick erwidernd, streckte sie ihm die Hand hin: „Mein aufrichtiges Beileid, Herr Krause. Sie haben die Frau verloren, Lenchen die Mutter — o, es tut mir ja so unendlich leid für das arme Kind!"

Er schien ihre ausgestreckte Hand nicht bemerkt zu haben; er nickte knapp: „Hm. Ja, traurig."

„Ihre Frau war schon längere Zeit krank?"

„Lange. Tuberkulose."

„Ach Gott!" Marie-Luise erschrak: dann mußte die Schulärztin Lenchen daraufhin aber sofort noch einmal aufs genaueste untersuchen. Wie leicht konnte sie etwas geerbt haben, man mußte vorbeugen. „Ist denn das Kind ganz gesund, Herr Krause?"

„Ich denke." Der Mann erschien ganz gleichgültig; und er war es in der Tat auch. Was ging ihn eigentlich dieses Kind an? Seine Frau hatte es mit in die Ehe gebracht, wollte ihm immer einreden, es wäre von ihm. Konnte sein, konnte aber auch nicht sein. Aber das ging hier das Fräulein ja gar nichts an. Was kam ihm überhaupt diese Person auf den Hals? Am liebsten schmisse er sie wieder hinaus, er war gerade in der Stimmung dazu. Aber sie war hübsch, ein stattliches Frauenzimmer. Schenkel wie gedrechselt, eine Kehle, weiß und mollig zum Anbeißen. Sein Blick fing an zu flimmern.

Als ob sie diesen flimmernden Blick richtig gedeutet hätte, so empfand Marie-Luise unbewußt plötzlich eine heftige Abwehr. Sie knöpfte an ihrem Mantel; sie hatte ihn am Halse geöffnet gehabt. Nun schloß sie ihn fest. Was für ein liebloser Vater, ein ganz scheußlicher Kerl! Sie hätte die größte Lust gehabt, ihm das geradeheraus zu sagen, aber wenn sie etwas sagte, was ihm nicht paßte, wies er sie hinaus, und dann konnte sie nichts, gar nichts für das Kind tun. So zwang sie sich ein Lächeln ab, und ihre Stimme klang bittend: „Kann ich denn Lenchen nicht mal sehen?"

„Ich weiß nicht, wo sie ist. Sie kraucht immer im Hause rum. Das will ich aber gar nicht haben. Das is alles so 'ne Bande

hier." Er trat auf den Flur und schrie zornig: „Lene! Sofort!"

Gleich öffnete sich die Tür der am Flur gegenüberliegenden Wohnung, eine junge Frauensperson ließ das Kind heraus und rief dabei schnippisch: „Sie brauchen gar nich so grob zu tuten, Sie! Ich bin nich taub." Und dann: „Na, geh, Leneken, geh!" Das klang sanfter.

„Lenchen!" Marie-Luise war rasch auf das Kind zugegangen. In einer Wallung ungeheuren Mitleids hob sie es empor und drückte es an sich. Der Tag dünkte ihr plötzlich so trüb, der Flur so schwarz, gleich einem Abgrund gähnte die Tiefe des Hauses. „Lenchen, mein armes kleines Lenchen!" Sie küßte das Kind.

Aber das strebte von ihr fort. Es zeigte sich nicht überrascht und auch nicht erfreut, es tat ganz fremd.

Marie-Luise fühlte sich jäh ernüchtert: mit soviel Teilnahme war sie gekommen, und nun — tat das Kind nicht, als kennte es sie kaum? Traute das Kind sich am Ende nicht vor dem Manne da, der an seiner Tür stand und höhnisch, wie es Marie-Luise schien, den Mund verzog, irgendein Gefühl zu zeigen?

Als Marie-Luise kaum anfing, die Treppe hinunterzusteigen, hatte sich die Tür der Krauseschen Wohnung schon geschlossen. Er hatte das Kind mit hineingenommen. Hinter der zugeschlossenen Tür war eine Welt, in die sie nicht vermochte, einzudringen.

*

Warum bemengen Sie sich mit so etwas, Fräulein Büchner?" Der Rektor stand vor ihr und sah ihr tief in die Augen.

Es war im Lehrerzimmer, dem langen, schmalen Zimmer, dessen Mitte der Tisch ausfüllte, an dem, dicht nebeneinander, Lehrer und Lehrerinnen der Schule Platz nahmen, wenn Konferenz war. An den Wänden entlang standen gedrängt große Schränke, hinter deren Glasscheiben man Bücher sah und allerlei physikalische und technische Lehrmittel. Man konnte sich kaum ausweichen in dem beengten Zimmer.

Die blonde Lehrerin sah übermäßig rot aus, erhitzt und ganz verstört. Sie war zurückgewichen, so weit sie konnte, und preßte den Rücken gegen das Glas des großen Schrankes, hinter dem ein Totenschädel grinste und dicht daneben ein ausgestopftes Eichhörnchen, ganz wie lebend, eine Nuß zum Anknabbern in den Pfötchen hielt. O, daß sie doch hätte weglaufen können!

So, ganz so hatte sie auch vorher hier gestanden; Herr Krause ihr dicht gegenüber. Er war geradeswegs ins Konferenzzimmer hineingegangen, dessen Tür zufällig offen stand. Als die Lehrerin im Zimmer drin war, machte er die Tür zu. „So."

Sie sah ihn groß an: Was fiel dem denn ein?

„Das wer' ich Ihnen gleich sagen, was ich will." Er lachte zornig auf. „Beschweren will ich mich. Wie kommen Sie dazu, mir die Jugendfürsorge auf den Hals zu hetzen? Ich brauche diese Frauenzimmer nicht, die mir die Bude einrennen und überall 'rumschnüffeln."

Sein Ton empörte sie. Ja, sie hatte die Fürsorge benachrichtigt, denn den ganzen Winter über hustete die Kleine in der Klasse; sie war auch ganz unzulänglich gekleidet, ein Mäntelchen wie aus Papierstoff und die Schuhe zerrissen. Oft fehlte Lenchen. „Krank," sagte dann Trude Schindler. Aber wenn das Kind zur Schulärztin bestellt wurde, kam es nicht. Da mußte doch eingegriffen werden.

Ruhig sagte sie: „Lenchens Gesundheit muß überwacht werden, Herr Krause. Sie müssen bedenken, Ihre Frau starb an Tuberkulose, das Kind könnte von der Mutter etwas geerbt haben."

„Quatsch — Pardong, Fräulein, aber das is mir denn doch zu dumm!" Er sah ihre Erregung, das Pulsen des Blutes unter ihrer zarten Haut, und eine gewisse Lüsternheit entzündete sich in ihm.

Marie-Luise fühlte auf einmal, was diesen Mann durchschoß, und es befiel sie wie ein eisiger Schreck: o, der Unverschämte! Aber sie wußte, der Rektor war nebenan; ein Ruf, er hörte sie, er stand bei ihr. Und das gab ihr Sicherheit. „,Quatsch' sagen Sie? Das ist kein Quatsch. Sie sollten froh sein, daß für das Kind etwas geschieht. Ich werde sorgen, daß Lenchen sobald als möglich ins Gebirge kommt oder an die See, damit sie —" ein plötzliches Auflachen ließ sie verstummen.

Er lachte, lachte ihr so nah vorm Gesicht, daß sie seinen unsaubern Atem verspürte. Seine Augen funkelten, er drängte ihr näher. Erschrocken fuhr sie zurück, stieß mit dem Rücken gegen die Glaswand des Schrankes, daß die knackte, und schrie laut: „Was fällt Ihnen ein?!" Fast zur gleichen Minute war der Rektor im Zimmer.

Und nun wandte der Beleidigte sich gegen diesen. „Sie haben gar kein Recht, das Kind zu verschicken, wenn ich det nich zugebe. Ich bin der Vater. Ich will erst gefragt werden. Ich sage nein, nein und zum drittenmal nein. Sie brauchen mir keine Fürsorge auf'n Hals zu schicken, ich ver-



Liebelei. Gemälde von Georg Ehmig

Berlin, Akademie-Ausstellung 1928

bitte mir das. Das Kind ist kerngesund. Ich sorge schon selber gut für mein Kind."

Marie-Luise wollte dazwischenrufen: ‚Nein, er sorgt nicht gut —' aber kaum, daß ihr das Nein entfahren war, kehrte der Mann sich auch schon wieder gegen sie. Als ob ihr blühendes Blond ihn reizte und aufbrächte, so war es. Er schnitt eine Grimasse nach ihr hin. Nun empörte der Rektor sich. Was sollte das heißen, diese Frechheit gegen das Fräulein? Was fiel ihm ein, sich hier dergestalt aufzuführen? Man würde sich hüten, einem Menschen Wohltaten aufzudrängen, einem, der kein Einsehen hatte.

Einsehen? Nein, das hatte er auch nicht! Der Mann gab sich noch immer nicht zufrieden, er höhnte. Und nun sprach er auch nicht mehr halbwegs gebildet: „Wohltaten, Wohltaten? Lieber verrecken lasse ick ihr! Ich kenne eure Wohltaten — ich pfeife drauf!" Und nun hob er, schon in der Tür, noch drohend die Hand gegen das blonde Mädchen, das, als hätte ein Schlag ins Gesicht es getroffen, am Schrank lehnte. „Die da, die da, die kann sich vor mir in acht nehmen — wenn ick die mal erwische!"

Der Mensch war betrunken, obgleich man's zuerst nicht so gemerkt hatte. „Regen Sie sich doch nicht so auf, liebes Fräulein!" Der Rektor hatte ihre Hand genommen, die sie ihm vorerst willenlos ließ. Sie konnte es nicht hindern, daß Tränen anfingen, ihr über die Wangen zu tropfen.

Am liebsten hätte der Rektor die ihr zärtlich weggewischt. Es fehlte nicht viel, und er hätte jetzt, gleich, bei dieser an sich doch eigentlich recht fatalen Angelegenheit zu Fräulein Büchner von seiner Absicht gesprochen.

Aber als ob Marie-Luise dies an seinen unruhigen Fingern fühlte, so entzog sie ihm jetzt ihre Hand, fast wie unwillig über sich selber. „Ich ärgere mich: wie konnte ich mich nur so einschüchtern lassen? Aber — o, ich fürchte mich nicht. Ich werde das Kind dennoch nicht aus den Augen lassen!" Sie lachte ein wenig nervös und wischte hastig ihre Tränen ab.

„Überlassen Sie das lieber mir, Fräulein Büchner. Das ist Sache des Mannes." Er fühlte sich ganz als Beschützer.

„Nein, nein, Sie irren, das ist Sache der Frau. *Meine* Sache!" Fast gereizt fuhr sie fort: „Wie könnte ich je eine gute Lehrerin werden, wenn ich das Geschick eines mir anvertrauten Kindes nicht mit dem meinen verknüpfte? Vierzig Kinder in der Klasse, vierzig Geschicke. Kleine Geschicke, sie reichen ja noch nicht viel weiter als vom Schlaf zum Spiel, vom Zuhause zur Schule, aber sie werden immer größer werden, ihre Grenzen weitere und weitere. Wenn ich jetzt schon versage, was will ich dann später machen? Dann tauge ich nichts mehr — o, und *der* Gedanke ist mir schrecklich!" Sie hob beide Hände an die Schläfen, als ob sie sich den Kopf hielte wegen eines stechenden Schmerzes.

„Sie werden immer taugen!" Er sah sie ganz verliebt an. „Sie sind wirklich eine von den wenigen, die berufen sind. Aber trotzdem — ich möchte sagen: Gott sei Dank" — er räusperte sich und war etwas verlegen — „trotzdem sind Sie zu anderm doch ebenso berufen. Nein, noch weit mehr!" Er suchte wiederum nach ihrer Hand. „Es gibt für ein weibliches Wesen keine höhere, keine schönere Berufung als die, die treue Gefährtin eines Mannes zu sein." Er sagte nicht ‚*meine* Gefährtin', aber sie verstand es wohl, wie er es meinte, und wurde ganz blaß: um Gottes willen, was fiel Herrn Volbert nur ein? Dem kam doch nicht etwa der Gedanke, sie heiraten zu wollen? Sicher ein ehrenwerter Mann, und sie schätzte ihn als Kollegen, sie war ihm auch sehr dankbar für sein Wohlwollen, — aber heiraten, um Gottes willen, *den* heiraten? Überhaupt heiraten —? Was würde wohl Marga dazu sagen? O, wie würde die sich amüsieren, wenn sie der von Herrn Volbert erzählte!

Ihre Hand zurückziehend, fest an sich haltend und sich nun rasch zum Gehen wendend, sagte sie so über die Schulter hin, aber ganz energisch: „Meines Erachtens ist das die höchste und schönste Berufung für die Frau nicht. Wenigstens für mich durchaus nicht."

★

Marga amüsierte sich in der Tat, als Marie-Luise ihr von Herrn Volberts gänzlich unerwarteter Absicht erzählte. „Verstehst du das, daß ein Mann auf so etwas kommt, wenn man ihm doch nie Anlaß dazu gegeben hat?"

Marga lachte noch lauter, so aus vollem Halse, daß es Marie-Luise fast verdroß: nein, so arg zum Lachen war das denn doch nicht, der Rektor tat ihr fast leid — der arme Mann mit seinen vier Kindern!

„Na, so heirate ihn doch!" Marga hörte auf zu lachen, ihre dunklen Augen, in die das Lachen Tränen getrieben hatte, funkelten: „Nimm ihn, mach' ihn glücklich, werde selber glücklich nach Schema F!"

„Ich denke ja gar nicht dran." Marie-Luise wunderte sich: Wie konnte Marga denn nun auf einmal so ärgerlich sein? Sie hatte sich doch keinen Augenblick ernstlich mit Herrn Volberts Absicht beschäftigt; sie

hatte die ganze Sache der Freundin nur erzählt, weil sie der überhaupt alles erzählte. „Alles, was du tust, was du denkst, will ich wissen. All deine Gedanken gehören mir" — so sagte Marga doch immer. Und daß die nun heute gereizt war, ja das war eben echt Marga. So war die schon immer gewesen, gewissermaßen ganz und gar von dem Menschen Besitz ergreifend.

Und Marie-Luise ließ von sich Besitz ergreifen, ließ es sich gefallen, daß Marga so über sie bestimmte.

„Du bist gar nicht mehr zu Hause, jeden Sonntag sitzest du bei der Moebius. Und abends bist du jetzt auch so oft in der Stadt," beklagte sich die Mutter. Dann umarmte Marie-Luise sie und streichelte ihr das nervös vibrierende, zum Weinen verzogene Gesicht. „Armes Muttchen, ich werde mich bessern!" Aber dann rannte sie doch genau so viel fort wie immer, denn Marga hatte geschrieben: „Wann kommst Du? Wir haben uns ja ewig nicht gesehen. Komm doch heute! Komm morgen! Komm immer!"

Wer konnte widerstehen, wenn Marga rief? Es war so behaglich bei Marga, so ganz anders behaglich als bei ihr daheim, wo die Mutter nebenan saß und jeden Augenblick hereinkam, und mit ihrer jetzt leider so beständigen nervösen Unruhe das trauliche Zuzweitsein störte. Man hatte sich ja nicht immer etwas Besonderes zu sagen, aber es war etwas so Köstliches, dieses stille, ganz ineinander versunkene Beisammensein. Dann saßen sie auf dem Sofa in Margas Wohnzimmer; vor ihnen auf dem zierlich gedeckten Tisch Tee, Kuchen und appetitliche Brötchen. Und Blumen. Marga hatte stets Blumen. Die Schülerinnen brachten ihr immer welche; die schienen einen wahren Kultus mit ihrer Lehrerin zu treiben. „Sie schwärmen alle für mich," sagte Marga und lächelte ein wenig spöttisch und zugleich ein wenig melancholisch.

Marie-Luise begriff dieses Schwärmen vollkommen, sie fand es nur natürlich, daß Backfische für diese Lehrerin ihr Taschengeld in Blumen umsetzten. Ob das freilich den Eltern immer recht war?

„Nein, gar nicht," sagte heute Marga. „Erst gestern ist eine Mutter deswegen bei mir gewesen. Hier in meiner Wohnung. Sie sah sich mit so großen Augen bei mir um, daß es mir ordentlich fatal war; sie dachte wohl: ‚Wie kommt eine Lehrerin dazu, so zu wohnen?' Na, aber ich amüsierte mich auch darüber." Marga sprang auf, lief im Zimmer herum, rückte an den Möbeln, zupfte an den Decken und Kissen und schob in einer gewissen Hast die Bilder auf ihrem Schreibtisch hin und her. „Es ist hier freilich nicht ganz die gewöhnliche Lehrerinnenbehausung." Sie lachte kurz auf.

Und eigentlich nun erst, als sei sie jetzt erst sehend geworden, fiel es Marie-Luise auf, daß Marga elegant eingerichtet war, wenigstens viel zu elegant für die kleinen Verhältnisse, aus denen sie stammte, und für das Gehalt, das sie bezog. Wenn das am Lyzeum auch mehr betrug als die zweihundertdreißig Mark, die sie monatlich hatte. Sie hätte, selbst mit der Pension der Mutter zusammen, es sich nicht leisten dürfen, immer Eau de Cologne zu kaufen, Puder und feine Seifen, sie trug auch keine seidenen Strümpfe wie die Freundin.

Noch immer lief die schlanke Gestalt im Zimmer hin und her, unruhig und zwecklos an dem und jenem zupfend. Sie gab ihrem Schreibtisch einen Stoß, daß der hart gegen die Wand fuhr, und ein Bild, eine große Photographie, herunterstürzte.

Marie-Luise hob sie mit einem ‚Oh' des Bedauerns auf. Das Glas war zerbrochen, seine Splitter hatten das Gruppenbild der argentinischen Familie, jene Freunde von Marga, denen sie so viel verdankte, arg zerkratzt.

„Macht nichts!" Marga nahm es der Freundin aus der Hand und warf es lässig neben die Hefte, den ganzen Stoß Aufsätze, den sie zu korrigieren hatte. „Das ist sowieso hin — aus und vorbei. Sag' mal du" — sie sah Marie-Luise dabei mit sich seltsam verdunkelnden und doch forschenden Augen an — „hast du dir eigentlich nie Gedanken gemacht, woher ich alles hier so hübsch habe — und warum? Von Hause stammt das doch nicht. Wir aßen in der Küche mit stählernen Gabeln. In der Stube 'ne Spiegelkonsole, drin Vaters Vorhemdchen und Mutters Sonntagshut, ein steinhartes Sofa, mit imitiertem Kameltaschenbezug, ebensolche Tischdecke, und überm Sofa ein Brettchen mit Photographien und scheußligen Nippes aus Porzellan. Hier echter Teppich, geschmackvolle Möbel, silberne Bestecke, im Schlafzimmer ein Toilettentisch mit Kristalldosen und Schildpattbürsten, und auf meinem Bett eine seidene Daunendecke. Sag', liebes Dummes, hast du dir denn dabei nie was gedacht?"

„Nein." Marie-Luise stand wie starr über die Stimme, die ihr plötzlich zuschrie:

„Verkauft hab' ich mich dafür. An den Mann da auf dem Bilde!" Marga wies auf die zertrümmerte Photographie. „Alles hat er für mich bezahlt: die Kurse, mein ganzes Studium, die Zeit in England, die in Frankreich, mich überall un-

terstützt — ausgehalten, wie man's so nennt. Was ich erreicht habe, habe ich durch ihn erreicht. Und ich wollte ja was erreichen. Du weißt es, mich fraß immer der Ehrgeiz, schon als ich noch die Grete vom ollen Moebius war. ‚Lehrerin' —! Vater, der sparte drauf: ‚Meine Grete, die soll Lehrerin lernen!' Weißt du noch bei unserm Examen? Das Leben wollte ich mir damals nehmen, weil ich's nicht ganz bestand, aus purer Nervosität nur — aber dann —, na, dann kam ich eben zu ihm, zu seinen Kindern, um die im Deutschen zu unterrichten — na, und dann kam's eben so." Sie nickte schwermütig und ließ den Kopf hängen. Dann aber lachte sie spöttisch und laut: „Die Frau Regierungsrat gestern, ei, hat die Augen gemacht! Aber soll ich vielleicht meine Möbel verbrennen? Meine Wäsche, meine Pelzsachen, meine Daunendecke? Soll ich mein Silber verstecken? Alles stammt von ihm, alles, was schön hier ist. Ich hätte es auch durchsetzen können, daß er mich heiratete; seine Frau, die hätte sich leicht getröstet, sie liebten sich nicht. Aber ich liebte ihn auch nicht. Ich bin froh, daß es ganz aus ist. Ach was, Männer! Sie sind sich alle gleich. Ich mag nicht, ich kann nicht — nein, ich kann nicht!" Sie fuhr sich mit heftiger Gebärde in das kurzgeschnittene dunkle Haar, das wie eine seidige Kappe überm Kopf lag, und strich es mit beiden Händen noch mehr nach hinten. Dann umfaßte sie mit gleich heftiger Gebärde die andere, preßte sie so fest an sich, so wie unentrinnbar, daß Marie-Luise der Atem ausging: „Liebst du mich? Ich liebe nur dich!"

Marie-Luise war erschrocken, gänzlich verwirrt. War das wirklich alles wahr, was Marga da gesagt hatte? Der Mann, der Mann da unter den Glassplittern — Marga war seine Geliebte gewesen? Sie war nicht imstande, sich klar über das zu werden, was auf sie eindrang. Aber sie stand bebend, ganz bleich. Sie hatte sich losgemacht, senkte den Kopf und ließ die Arme schlaff herunterhängen.

Marga nahm ihre Arme und legte sie sich um den Hals. „Du bist erschrocken, du Liebe. Ich hätte dir besser nicht gleich alles auf einmal sagen sollen — o mein armes Schäfchen!" Tief senkten die Blicke ihrer dunklen Augen sich in die hellen, wie darin suchend.

Aber Marie-Luise blieb einsilbig. Sie war sich selber über ihre Gefühle nicht klar, sie empfand eine Verworrenheit in sich, eine Zwiespältigkeit, die sie unsicher machte und traurig. — — —

Draußen strömte Frühjahrsregen aus gewitterschwangeren Wolken; er ging nieder in Fluten. Es war jetzt schon Nacht.

„Du kannst nicht fort bei dem Wetter!" Marga hatte den Kopf aus dem Fenster gesteckt, zog ihn jetzt zurück und schüttelte sein glattes seidiges Schwarz, daß die Tropfen davon abliefen wie vom Gefieder des Raben. „Du bleibst noch hier! Ich lass' dich nicht gehen!"

Nein, sie mußte gehen, sonst würde die Mutter sich ängstigen.

„Ach was! Das sieht die doch ein, daß du bei solchem Wetter nicht zurzeit kommen kannst. Überhaupt nicht kommen kannst. Du bleibst diese Nacht bei mir. Bei mir!" Ihre sonst dunkle Stimme klang hell und hoch. Marga war auf einmal wieder die Seminaristin von früher, ganz jung, leidenschaftlich und zu jeder Torheit bereit.

Aber Marie-Luise war schon mit einem Arm in ihrer Jacke. „Ich kann nicht. Laß mich! Ich muß gehen." Sie schob die sie halten wollenden Arme beiseite. „Gute Nacht." Und schon war sie aus der Tür.

„So nimm doch wenigstens meinen Schirm!" Marga lief der Freundin nach, die Treppe hinunter, zur Haustür, aber schon war Marie-Luise nicht mehr zu erreichen, im Dunkel fort.

Ganz fort —?! Enttäuscht, wie abgeschlagen, zornig auf die Freundin und zornig auf sich selber, stand Marga. Horch, wie es goß! Bei dem Wetter, bei dem ganz abscheulichen Wetter rannte die fort? Naß wurde die bis auf die Haut.

Marga ging in ihr Zimmer zurück. Sie hatte ein seltsam ödes Gefühl: einsames Zimmer, und es hätte so schön sein können zu zweien! Ihre Gedanken losreißend, sah Marga im Zimmer sich um: da hatte gestern die Mutter von Dora Ritter gestanden — eine ganz törichte Frau. Die war innerlich paff über solche Einrichtung bei einer Lehrerin, und äußerlich? Nun, liebenswürdig war die nicht gerade gewesen, förmlich zur Rede gestellt hatte die sie: „Eine sehr unangenehme Angelegenheit führt mich zu Ihnen. Frau Doktor Rosmer — Sie wissen, deren Tochter haben Sie auch in der Klasse — hat mich aufmerksam gemacht, daß meine Dora Sie so mit Blumen überschüttet. Mein Mann ist durchaus nicht in der Lage, daß Dora das Taschengeld, das er ihr für kleine Anschaffungen gibt, für solche Sachen verausgabt, die — die" — sie hatte angefangen zu stottern — „zum mindesten gesagt: völlig unnötig sind." Frau Ritter hatte rote, frischglänzende Wangen, nun wurden die noch röter, sie schien sehr erregt. „Ich habe

Dora zur Rede gestellt, sie weinte furchtbar: sie müßte Ihnen Blumen bringen, sie könnte nicht anders — wie kommt das Kind dazu? Ich bin außer mir. Ich bin wirklich ganz außer mir. Ich kenne mein Kind gar nicht wieder — warum solch krankhafte Schwärmerei?!"

„Was kann ich dafür!" Das war das einzige gewesen, was Marga hatte erwidern können.

Dora Ritter hatte hungrige Augen. Wie sehnsüchtig das junge Ding sie oft ansah! Aber sie würde sich jetzt hüten: kein Lächeln mehr, keine Vertraulichkeit. Die Tochter interessierte sie, aber mit dieser Mutter war ja keine Verständigung möglich. Ach, und jetzt mußte sie Hefte korrigieren, die ganzen Aufsätze da! Mit einem tiefen Seufzer nahm Marga den Packen vom Schreibtisch — Glassplitter von dem zerstörten Bild lagen darauf — und trug ihn hinüber zum Sofatisch. Da saß sie nun, wo sie eben noch mit Marie-Luise gesessen hatte — allein, ganz allein! — und versuchte ihre Gedanken auf die Korrektur der Aufsätze zu richten. Sie las:

„Der Fischer
(Nach Goethes Ballade).
Disposition.

A. Einem ruhevoll nach der Angel schauenden und dabei auf jedes Geräusch lauschenden Fischer erscheint eine Nixe und sucht ihn durch ihren Zaubergesang zu sich in die Tiefe zu ziehen."

Unlustig warf Marga die Lippen auf und ihre Stirn krauste sich: hätte sie den Kindern doch lieber selber das Thema gegeben, es ihnen nicht freigestellt, aus den kürzlich gelesenen Gedichten sich selber eins auszuwählen und darüber einen Aufsatz zu machen. Das war ja furchtbar, dieses wunderbare Gedicht so poesielos zu zerpflücken.

„B. Sie erringt den Sieg:

1. indem sie dem Fischer Vorwürfe macht über die grausame Art, wie er den Fischen nachstellt;

2. indem sie ihn zu locken sucht durch Schilderung des reizvollen Lebens in der Tiefe."

Und was nun, was kam nun noch unter C?! „Gott bewahr' mich!" Das war nicht zu ertragen! Marga warf das Heft, als ob es sie an den Fingern brennte, auf die Seite. Lilly war doch sonst ein nettes Mädchen, ganz allerliebst, dem sie mehr zugetraut hätte. Augen hatte die im Kopf, Augen — und nun doch kein Funken von Poesie! Ungeduldig griff sie nach einem zweiten Heft, besonders schön und sauber geschrieben.

„Die alte Waschfrau.
Von Thea Rosmer."

Also nicht von Chamisso? Na, denn man los, Thea!

„Der Dichter A. von Chamisso hat in einem seiner Gedichte einer alten Waschfrau ein schönes Denkmal gesetzt. Jeder Leser des Gedichts wird zugeben, daß diese Frau es verdient, von einem Dichter gepriesen zu werden. Trotz ihrer sechsundsiebenzig Jahre steht sie von früh bis spät am Waschfaß und verrichtet ihre Arbeit. So ist sie ihr Leben lang unermüdlich tätig gewesen und hat den Lebenskreis, den Gott ihr zugewiesen, getreulich ausgefüllt."

Wie brav, Thea, wie brav! Es höhnte etwas in Marga. Auch dieses Heft flog beiseite. O, dieses Zeug alles lesen zu müssen! Das war eine Qual.

Mit Ungeduld ein drittes, ein viertes, ein fünftes Heft. Überall als Thema ein Gedicht, überall das gleiche Verwässern, das gleiche Verflachen. Es verekelte einem die schönsten Dichtungen.

„Der Postillon" von Lenau, — „Wandrers Nachtlied" — Huh, da traute sie sich erst gar nicht heran! Quatsch. Alles doch nur elendes Gequatsche! Gereizt schlug sie mit der flachen Hand auf die Hefte, daß die lose hineingelegten Löschblätter herausflogen. War denn nirgendwo etwas Besseres zu finden, etwas Eigeneres, etwas, was aus der Seele des Kindes selbst kam? Sie hätte weinen mögen vor Ungeduld, vor einer sie ungerecht machenden, verzweifelten Unlust. War es denn nicht ein elend machender Beruf, solches Geschreibsel durchkorrigieren zu müssen? Der Abend würde ihr darüber hingehen, ein vergeudeter, verlorener Abend — ob Marie-Luise jetzt schon zu Hause war? Ach nein, kaum. Die Bahnfahrt hatte sie hinter sich — aber dann der Weg zum Hause, ein nächtlicher, verregneter, einsamer Weg. Mechanisch suchte Margas Hand unter den Heften. Es wäre ihr lieb gewesen, etwas sie Interessierendes zu finden, etwas, was sie zwang, an ihre Schule zu denken.

Da, Dora Ritter! Aha, da mußte sie doch einmal sehen.

„Mein kleines Brüderchen."

Als Anmerkung unten: „Ich wußte nichts über eine Dichtung zu sagen, ich habe etwas von mir selber geschrieben."

Und Marga las:

„Ich habe ein kleines Brüderchen, das hat goldnen Flaum auf dem Köpfchen wie ein junges Entlein, und seine dunklen Augäpfel schwimmen in einem seltsam bläulichen träumerischen Weiß. Es wurde vor

zwei Monaten geboren. Geboren — da steht es, das geheimnisvolle Wort! Ich habe es niedergeschrieben mit einer gewissen Scheu, und doch will ich jetzt einmal aussprechen, was mich dabei bewegt. Als mein Brüderchen geboren wurde, war ich nicht zu Hause, man hatte mich zu meiner Großmutter nach Dresden geschickt — warum? Ich war mir damals über die Geburt eines Kindes noch im unklaren, es bedrückte mich, und ich wagte nicht zu fragen. Als ich dann wieder nach Hause kam aus den Ferien, lag ein ganz kleines Kind in dem Bettchen, in dem ich selber früher einmal gelegen hatte. Ich stand vor meinem Brüderchen ganz still, wenn niemand in der Stube war, und sah ihm in das schwimmende, bläuliche Traumweiß seiner Augen: ‚Wer bist du? Woher kommst du?' Aber es gab mir noch keine Antwort. Nun habe ich die. Gestern las ich ein Buch, es lag auf dem Schreibtisch meiner Mutter, als ich da abstauben sollte, fand ich es. Und ich las es und las und las mich ganz heiß, und ganz kalt und wieder ganz heiß. Nun weiß ich die Wahrheit. Sie hat mich überwältigt. Ich habe gezittert, als ob ich Fieber hätte."

Das war etwas anderes als die anderen Aufsätze! Aufmerksamer geworden, las die Lehrerin Seite um Seite. Ein langer Aufsatz. Es war, als ob die Schreiberin nicht hätte wegfinden können, sich aussprechen müßte, förmlich ausschütten. Was mochte das wohl für ein Buch sein, das das Mädchen ergattert hatte — ein Roman? Eine ärztliche Schrift? Margas Augen blickten teilnahmvoller: hier lag eine Seele offen vor ihr, die die ersten Blicke getan hatte in die Mysterien des Lebens. War das ein Unglück für Dora? Nein, vielleicht ein Glück. Aber jetzt wäre es an der Mutter, zu hüten, zu führen, dieses Mädchen so an sich zu ziehen, daß es sich führen ließ voller Vertrauen. Denn was schrieb Dora am Schluß?

„Wie traurig ist mir plötzlich! Ich bin kein Kind mehr — auf einmal nicht mehr. Oh, könnte ich immer, immer Kind bleiben! Mir graut vor dem, was da kommt; mir graut vor dem ganzen Leben."

Arme Dora! Deine Mutter ist wohl nicht die, die dir helfen kann in richtigem Verstehen! Vor Marga stand Frau Ritter mit den roten, wie blank geputzten Backen und den runden Augen, aus denen nichts sprach als ein Erstauntsein und ein Mißtrauen. Nein, diese Mutter war nicht die rechte für Dora! Aber wo gab es die rechte in solchem Fall? Gab es die überhaupt? Gegen die Mutter verschließt man sich am meisten. Ach! Marga erinnerte sich ganz gut eigener Fährnisse; noch lag die Jugend nicht so weit hinter ihr, daß sie alles vergessen hätte. O, sie verstand es, daß man seine Mutter nicht fragen kann nach dem, was einen quälend erschüttert. Ihre Mutter, die einfache, resolute Frau, hätte ihr wohl eins hinter die Ohren gegeben, wenn sie der mit ihren Bedrängnissen gekommen wäre, in denen, wie in Schmerzen, ihr junger Körper sich wand.

Was Frau Ritter wohl sagen würde, wenn sie diesen Aufsatz von Dora zu Gesicht bekäme? ‚Ich bin außer mir, ich bin wirklich ganz außer mir' — Marga hörte das ganz deutlich.

Und was sollte sie nun zu Dora über diesen Aufsatz sagen? Das war schwer, sehr schwer. Das, was sie dem Kind eigentlich daraufhin sagen müßte, das wußte sie wohl. Aber sie würde sich hüten — daß ihr die Mutter wieder auf den Hals rückte, ihr abermals Vorwürfe machte! Womöglich war sie dann noch an den ‚Verirrungen' und ‚Verwirrungen' von Dora schuld. Nein, sie würde als Lehrerin der Schülerin mit roter Tinte einen Vermerk darunter schreiben: „Warum ist nicht eine Dichtung als Thema gewählt und näher ausgeführt worden? So wie die Aufgabe des Aufsatzes lautete? Schrift und Rechtschreibung genügend. Im ganzen III."

*

Melitta Ebertz war abgebaut. Mit Abschluß des alten Schuljahres war auch ihre Tätigkeit abgeschlossen. Sie hätte es noch gar nicht nötig gehabt zu gehen — 58, mit 60 gingen die meisten — aber sie mochte nun auf einmal nicht mehr. Ihr Hals war zu müde von dem ewigen Sprechen. Die Kinder, ach, die Kinder hatten so junge, noch unverbrauchte Stimmen, die zu übertönen und hundert-, nein vieltausendmal dasselbe zu wiederholen, das strengte den Hals sehr an. Ganze Wochen war sie heiser trotz Emser Kränchen und dem Lutschen von Pastillen. Und in diesen Wochen, in denen ihre Stimme so belegt war, daß die Kinder ihr heiseres Flüstern nicht verstehen konnten, es gar nicht beachteten, hatte man ihr unter den Fuß gegeben, daß es wohl besser wäre, sie dankte jetzt ab. Es waren so viele junge, noch nicht heisere Kräfte da, die auf Anstellung warteten.

„Ich freue mich eigentlich," sagte die Ebertz zu den Kolleginnen, die alle noch nicht so lange an der Schule waren wie sie, fünfunddreißig Jahre, das ist doch 'ne Zeit! „Ich freue mich auf die Ruhe. Nun kann ich mich morgens im Bett noch mal so

recht behaglich auf die andere Seite drehen, wenn Sie alle längst aus den Posen sein müssen."

Es wollte Marie-Luise vorkommen, als mache die Ebertz sich selber Mut. Denn schwer, furchtbar schwer mußte ihr das Abgehen doch wohl werden, sie hatte ein ganz kleines Gesicht bekommen in letzter Zeit, war mächtig abgefallen.

„Ich freue mich, ich freue mich wirklich," versicherte die alte Lehrerin immer wieder mit zuckenden Lippen. Aber Marie-Luise glaubte ihr das nicht recht, sie sah das Zucken der Lippen und einen verängstigten Ausdruck in glanzlosen Augen.

Der Abgang des Fräulein Ebertz ging nicht ohne Feierlichkeit vor sich. Der Rektor hielt ihr eine höchst anerkennende Rede. Auch der Schulrat sprach ihr den Dank der Schulbehörde aus und schüttelte ihr mehrmals kräftig die Hand. Alle Kollegen und Kolleginnen schüttelten ihr die Hand, sie stand unter all den Größeren, klein und unscheinbar, mit einem gewissen Stolz in der Mitte und mit dem Gefühl der Genugtuung: ‚Das alles hast du dir zu Recht verdient.' Sie war gar nicht gerührt. Aber als sie dann zurück in ihre Klasse kam, wo sie noch eine letzte Unterrichtsstunde zu geben hatte, war sie doch sehr nervös.

Die Kleinen waren gar nicht bei der Sache, Fräulein Ebertz mußte zum Schluß noch einmal ihre Strenge zeigen. Und sie zeigte die mit mehr Heftigkeit, als sie es sonst getan hatte, ihre Halsadern schwollen ordentlich von der Anstrengung, so laut zu schreien: „Ihr müßt stille sein! Wollt ihr wohl gleich stille sein, ihr ungezogenen Gören! Ich nehme sonst den Stock. Gott sei Dank, daß ich mich nun nicht mehr länger mit euch herumplagen muß — mag sich 'ne andere mit euch abrackern!"

Aber als zum Schluß noch gesungen wurde, ein Liedchen, das den Kleinen immer viel Spaß machte, das Lied vom Büblein, das auf den Baum steigt, hoch zum Vogelnest, und die Kinder zum Schluß lachend in die Hände klatschten:

„Ui! Da lacht es —
Hui! Da kracht es —
Plumps! Da liegt es drunten —"

da sank Melitta Ebertz auf den Stuhl vorn beim Tisch, verbarg ihr Gesicht im Taschentuch und schluchzte krampfhaft. — — —

Marie-Luise hätte es schmerzlicher empfunden, daß die alte Kollegin nicht mehr Tür an Tür mit ihr war, wenn sie nicht selber in ein anderes Stockwerk übergesiedelt wäre. Sie hatte nun die Kinder im dritten Schuljahr. Es waren noch Kinder von ihrem ersten Schuljahr dabei, aber alle hatte sie nicht mehr. Welche waren schon auf der untersten Stufe hängengeblieben. bei einigen waren die Eltern verzogen, und drei waren überhaupt nicht mehr da. Die waren jetzt in kleinen Gräbern, draußen weit jenseits der Frankfurter Allee.

Wo war Lenchen Krause geblieben? Daß Lenchen noch lebte, das hatte Marie-Luise von Trude Schindler erfahren. Die Trude war ihr treu geblieben, aber die Lehrerin hatte keine Freude an ihr. Nicht, daß die nicht fähig gewesen wäre — ein kluges Mädel — aber der Kopf schien so mit andern Dingen angefüllt, daß zu wenig Platz blieb, um das aufzunehmen, was in der Schule gelehrt wurde.

„Geben Sie sich man nich so viel Mühe, Fräulein," sagte die Schindler ganz treuherzig und wackelte mit der immer größer werdenden Haarschleife in der struppigen Mähne, „ick kann nich so, wie ick wohl möchte. Ick habe zuville zu tun."

„Aber Trude, wie sprichst du denn? Du könntest doch wenigstens richtig sprechen. Es heißt nicht ‚ick', und auch nicht ‚ville'. Und was hast du denn so viel zu tun? Das sage mir mal."

„Nein, das kann ich nicht," sagte die Schindler, und aus ihrem Mund klang das feine Deutsch geziert und nicht zu ihr passend.

Was ging mit diesem Mädchen vor? Es war oft unendlich müde und abgespannt. Einer noch nicht ganz Zehnjährigen konnte eine vernünftige Mutter doch nicht so viel an Arbeit aufpacken, daß das Kind fast darunter erlag? Marie-Luise hätte Frau Schindler gern gesprochen, aber als sie Trude auftrug: „Deine Mutter soll mal zu mir kommen," schüttelte die energisch den Kopf. „Die kommt nich!"

Nun, dann nicht! Wenn es der Mutter recht war, daß das Kind in der Schule nicht voran kam — Trude würde zu Ostern schwerlich versetzt werden — so konnte es ihr ja auch gleichgültig sein. Aber es war Marie-Luise im Grunde nicht gleichgültig. Sie hatte noch den Ehrgeiz, ihre Kinder voranzubringen. Sie setzte eine Kraft ein, die freilich doch bedächtiger geworden war, nicht mehr ganz so himmelstürmend wie zu Anfang und auch nicht mehr so siegesgewiß. Oft lag es wie ein leichter Schatten über Marie-Luise, ihr Wesen strahlte nicht ganz so hell mehr. Hatte sie denn nicht auch ihre persönlichen Sorgen?

Es war jetzt so schwer mit der Mutter, schwerer, als es jemals gewesen war. Frau Büchner litt an Erscheinungen, die durchaus nicht mehr bloß nervöser Natur waren; man

hatte einen Arzt zuziehen müssen. Der stellte eine vorgeschrittene Arterienverkalkung fest, die sich auf das Gehirn geworfen hatte. Er sagte schonend, aber mit voller Offenheit der Tochter, die ihn mit großen, angstvollen Augen ansah, daß das Befinden sich wohl noch verschlimmern würde. Nicht gleich, es konnte zuzeiten wieder ganz leidlich werden, aber das Leiden an sich war nicht mehr zu beheben. Er verschrieb etwas, bestimmte eine Diät: vor allem keine Spirituosen, wenig Fleisch, leichte Gemüse, Obst, und verordnete vor allem Ruhe. „Nur keine Aufregung!"

„Aber sie regt sich doch eben über alles auf," sagte traurig Marie-Luise.

„Hüten Sie sie, suchen Sie sie zu zerstreuen."

„Aber ich kann ja nicht immer bei ihr sein, ich muß doch in meine Schule!" Und vor der Tochter stieg wie ein Gespenst, unheimlich drohend, der Gedanke auf: ‚Wenn es nun schlimmer und schlimmer wird, ich die Schule aufgeben müßte — alles?! Kam nicht erst die Mutter?'

Doktor Droste gab ihr die Hand, als er sich verabschiedete; es war etwas Zögerndes bei dem Händedruck, er hätte ihre Finger noch gern länger festgehalten. Aber er durfte ja gar nicht daran denken, sich für ein Mädchen zu interessieren, er war noch längst nicht in der Lage, sich zu verheiraten — und Kapital, außer ihrem eigenen Wert, war bei Fräulein Büchner gewiß nicht zu finden. Und doch konnte er es nicht lassen, sie im Auge zu behalten. Er sah öfter nach ihrer Mutter, als eigentlich nötig war; Kusine Gläßner ärgerte sich darüber. „Wozu kommt er immer, er versteht ja doch nichts," und Herr Gläßner meinte: „Wär' ich lieber damals weiter zu einem andern gelaufen, nicht grade zum nächsten."

Aber Marie-Luise wollte nichts von einem andern Arzt wissen, sie hatte volles Vertrauen zu Doktor Droste. Er hatte etwas Grades und Ehrliches, etwas, das ihrem eigenen Wesen entsprach. Er begegnete ihr jetzt öfter — komisch, daß sie ihn früher niemals gesehen hatte, und er wohnte doch gewiß schon eine Weile in ihrer Nachbarschaft.

„Ein ganzes Jahr," sagte der junge Arzt. Und bei sich dachte er: ‚Schade! Wir hätten uns schon länger kennen können.' Jetzt wußte er es aber so einzurichten, daß er immer frühmorgens einen Gang nach der Bahn zu machen hatte. Wenn er, grade bei ihrem Vorübergehen, aus seiner Haustür trat, tat er sehr überrascht, grüßte sie und benutzte die Gelegenheit, nach dem Befinden ihrer Mutter zu fragen. Sie war eilig, er war eilig, es machte sich ganz ungezwungen, daß er neben ihr herlief. Unweit des Bahnhofs empfahl er sich dann. Bald war es Marie-Luise wie selbstverständlich, daß er morgens neben ihr ging. Eine Gewohnheit, aber eine liebe Gewohnheit; und wenn sie ihm auch bei ihrer Rückkehr von der Schule begegnete, freute sie sich; sie hatte nicht viel, was sie abzog von ihrem täglichen Einerlei: Marga —?! Ja, früher war es Marga gewesen, die ihr ganzes Herz mit Beschlag belegt hatte, die sie so erfüllte, daß grade noch ihre Schule daneben Platz hatte. Aber seit jenem Regenabend im Frühling, an dem Marga Marie-Luise nicht hatte fortlassen wollen, war es wie eine Entfremdung zwischen beide getreten.

Jetzt war sie oft unglücklich in einer verlangenden Unruhe. Ach ja, es mußte schön sein zu zweien, einen Menschen ganz zu besitzen, einen Mann, von dem man geliebt wurde, und den man selber liebte! So sehr, so sehr. Ihr heller Blick verdunkelte sich, wenn sie an solch ein Glück dachte. Aber den Beruf darum aufgeben, das Lehrerinsein? O nein, nein!

Wenn Marie-Luise jetzt beim Auskämmen ihres blonden Haares, das ihr, lang wie ein reicher Mantel, um die Schultern fiel, in den Spiegel blickte, sah sie in ihrem Gesicht die ersten leisen Anfänge des Verblühens. Ihre Haut war nicht mehr ganz so rosig, ihre Lippen nicht mehr frisch, in den Mundwinkeln saß ein kleiner Zug, der diesen heitern Mund ernster machte. Wenn sie erst fünfunddreißig Jahre im Amt war, wie Fräulein Ebertz es gewesen war, ob sie dann auch wohl Schluß machen mußte? —

Fräulein Ebertz ruhte jetzt aus; es ging ihr recht gut. Marie-Luise war letzthin bei ihr gewesen, sie wohnte ja nicht weit von der Schule; aber sie würde nun da wegziehen. Es war eine dunkle Wohnung in einer düsteren Straße, und Fräulein Ebertz wollte nun noch Sonne sehen, recht viel Sonne. Solange sie an der Schule gewesen war, hatte sie die noch niemals aufgehen oder niedergehen sehen. Ah, das mußte herrlich sein, wenn man von seinem Bett aus dem Schauspiel eines Sonnenaufgangs beiwohnen konnte! Wie es über den Rand noch unbebauter, stiller Straßen erst vorsichtig lugte, dieses Gesicht voller Verheißung! Oh, die Sonne, die volle Sonne jetzt, wie sie siegte, strahlte, alles hell machte! Wunderbar! Man mußte weinen vor lauter Glück, so ungehindert die liebe Sonne zu sehen. Und abends, wenn man sie sinken sehen konnte? Dann

stand man am Fenster und faltete die Hände, dann war man ganz stummes Staunen. Wunderbare Gebilde ließen sich sehen am Himmel, Schiffe mit Purpursegeln, gen Westen gesteuert, Scharen phantastischer Gestalten, bald groß, bald klein: Riesen, Zwerge, Vögel mit gebreiteten Schwingen, Ungeheuer mit aufgerissenem Rachen. Und alle rot, rot mit Gold umsäumt — eine Flut von Rot, ein Meer von Gold — der Horizont tut sich auf, die Schiffe segeln hinein — oh glückselige Fahrt! Der Sonnenball fällt. Nun kann man gut schlafen.

*

Ich muß ein Fenster haben nach Osten und eins nach Westen," hatte die alte Lehrerin zu der jungen Kollegin gesagt. „Passen Sie auf, Büchner, nu werd' ich auch noch 'ne Blume, die die Sonne bescheint." Fräulein Ebertz war bester Laune, voller Humor; Marie-Luise hatte sie noch nie so vergnügt gesehen.

Als die Ebertz ihre Wohnung getauscht hatte gegen eine in einem der Neubauten, die eine langgestreckte Kaserne, ein Haus eng neben dem andern, ganz gleichförmig, nackt und bloß und kahl im Felde stehen, schien sie noch vergnügter zu sein. Marie-Luise bekam eine Einladung von ihr: „Ich habe alle unsere Kolleginnen eingeladen zum Kaffee, pünktlich 4½ Uhr. Ich habe den Rektor auch eingeladen. Sie werden's mir doch nicht antun, liebes Fräulein Büchner, und nicht kommen? Sie waren mir immer die liebste. Nun sollen alle mal sehen, wie gut ich's habe."

Ach, nun würde sie heute mittag den Doktor nicht treffen! Marie-Luise sagte ihm das am Morgen, und er bedauerte es doppelt, da er ihr gerade hatte vorschlagen wollen, heute am Wochenende eine Fahrt mit ihm zu machen in seinem kleinen Boot. Aber sie durfte der alten Kollegin das nicht antun, nicht bei ihr zu erscheinen. Selbst die Mutter fand es in Ordnung, daß sie zur Ebertz ging. „Eine schöne Person," sagte sie, anerkennend nickend, „und immer so elegant!" Daß sie Fräulein Ebertz mit Marga verwechselte, davon ließ sie sich nicht abbringen.

Nun ging Marie-Luise gleich am Morgen schon in ihrem guten hellen Kleid fort, denn sie konnte von der Schule nicht mehr nach Hause, sie mußte am Mittag in der Stadt eine Kleinigkeit essen. Als sie nun am Nachmittag, unweit des Zentral-Schlachthofes, in die große, zum Teil noch unbebaute Fläche öder Felder stapfte, war sie verstimmt. O, wieviel schöner wäre es gewesen, von des Doktors kleinem Boot sich sanft dahintragen zu lassen über eine klare Flut, unter den tiefhängenden Uferbäumen dann Rast zu machen, auszuruhen, zu träumen! Sie fand es hier weder schön noch frei; die benachbarte Enge der Stadt schien zudem ihren ganzen Unrat hierher ausgespien zu haben. Überall Müll, Scherben, Emailletöpfe ohne Boden. Aber überall wurde gebaut. Gleich einzelnen Zähnen im zahnlosen Maul dieser Freiheit, ragten hochstöckige Häuser auf und blickten ungehindert ins Öde.

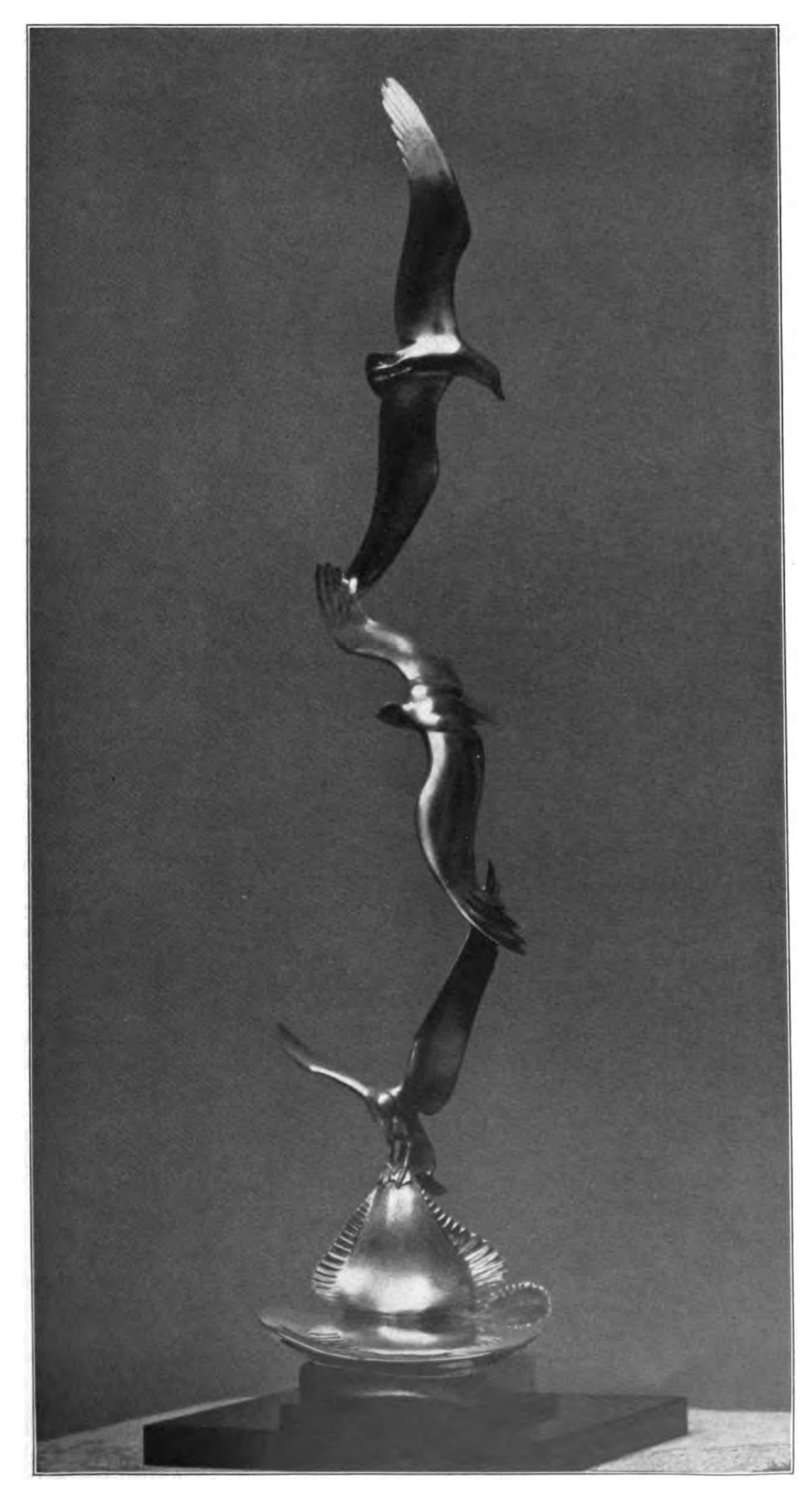
In einem dieser Häuser wohnte Fräulein Ebertz. Sie kam Marie-Luise schon auf der Treppe entgegen, oben von ihrem Fenster im vierten Stock hatte sie die bereits kommen sehen. Sie hatte wirklich die ersehnten zwei Fenster, eines nach Osten und eines nach Westen; diesseits und jenseits des schmalen Korridors eine kleine Stube und gradaus eine winzige Küche. Die lag nach Norden; aber das war grade gut, so war sie im Hochsommer auch nicht heiß.

„Überhaupt die Luft hier! Ich lebe hier ordentlich auf, Büchner." Da Marie-Luise die erste war, so konnte die Ebertz ihr alles in Ruhe zeigen; sie tat es mit förmlich genießerischem Behagen. „Und eine Ruhe ist hier, eine Ruhe! Über mir wohnt niemand mehr und trampelt mir auf dem Kopf herum wie in meiner früheren Wohnung. Unten sind Kinder, überall viele Kinder, ich höre ihre Stimmen, das ist ganz reizend, dadurch ist man doch nicht einsam." Wie das bestätigend drang jetzt schrilles Kindergeschrei zu ihnen herauf. „Ich kenne die Kinder alle. Ich habe ihnen versprochen, wenn was übrigbleibt vom Kuchen, dann kriegen sie's."

Und es würde etwas übrigbleiben vom Kuchen. Fräulein Ebertz hatte aufgetischt wie für ein Regiment Soldaten, da konnten sechs Lehrerinnen nicht dagegen an. Sie waren jetzt vollzählig: außer Marie-Luise Fräulein Naumburg, Fräulein Düsterweg, Fräulein Blank; die neue, ein Fräulein Zimmermann, und Cläre Spiegel.

Fräulein Spiegel war Braut; eine glückselige Braut, denn sie hatte lange genug warten müssen. Sieben Jahre war sie heimlich verlobt gewesen, aber nun trug sie den blanken goldnen Ring öffentlich, und sie hatte es durchgesetzt, daß sie, trotz ihrer demnächstigen Heirat, an der Schule blieb. Man war nicht gern darauf eingegangen, man hätte ihr lieber eine Abfindungssumme gezahlt.

„Ich werde mich hüten, freiwillig meine sichere Anstellung aufzugeben," erklärte sie heute, „man kann doch niemals wissen,



Fliegende Möwen. Bildwerk in Silber. Von Prof. Max Esser

Düsseldorf, Ausstellung Deutsche Kunst 1928

wie's kommt. Das Sechzehnfache meines Monatsgehalts — viertausendachthundert — eine ganz schöne Summe, aber wie rasch ist die doch aufgebraucht!"

„Ihr Bräutigam verdient aber doch auch, Fräulein Spiegel."

„Na, was gibt's denn schon groß bei der Bank. Jetzt endlich zweihundert Mark. Hätte er das schon eher gehabt, hätten wir auch eher geheiratet. Denn meinen Sie, meine Damen, daß es bekömmlich ist, solange verlobt zu sein? Man wird ganz elend dabei, man hat sich doch lieb und möchte zusammenkommen." Fräulein Spiegel drehte an ihrem goldnen Ring und sah auf ihn nieder, damit die anderen die Tränen nicht sehen sollten, die ihr in die Augen geschossen waren. „Mein Bräutigam hat leider keine sehr starke Gesundheit, die lange Zeit im Felde hat ihm einen Knacks gegeben — glauben Sie, meine Damen, daß die Behörde, wenn sie meine Existenz nach meinem Austritt für gesichert hielte, mir eine Abfindungssumme angeboten hätte? Nein, nein, ich muß schon bleiben, auch als Verheiratete. Gott sei Dank, daß ich's durchgesetzt habe!"

„Aber wenn nun Kinder kommen," sagte die Naumburg, die prinzipiell gegen das Heiraten war, es besonders bei einer Lehrerin für Unfug erklärte, „was dann? 'ne nette Bescherung kann das ja werden!"

„Ach, es wird schon nicht!" Die Braut sagte das leichthin, aber eine Welle von Blut stieg ihr zu Kopf.

Fräulein Naumburg lachte. Sie lachte der andern so ins Gesicht, daß die gereizt auffuhr: „Wir wissen, was wir tun, wir sind nicht leichtsinnig." Und dann, wie sich selber beruhigend: „Ich bin überdies auch nicht mehr so jung, ich kriege gar keine Kinder."

„Na, na!"

„Sie sind wirklich geradezu unangenehm, Fräulein Naumburg!" Und als die übrigen zu lachen anfingen, fing die Braut nervös an zu weinen: „Ihr seid alle unangenehm!" sprang auf und wollte gehen.

Da sprang Marie-Luise auch auf und hielt sie fest. Warm legte sich ihr Arm um die Erregte: „Das war ja alles Spaß, Liebste, Sie werden Fräulein Ebertz den schönen Nachmittag doch nicht verderben? Kommen Sie, setzen Sie sich wieder!" Und sie zog Fräulein Spiegel neben sich nieder. „Wir sind ganz unter uns, da kann man doch mal Spaß machen!" Aber im Grunde dachte Marie-Luise, daß das gar kein Spaß sei.

Der Friede war wieder hergestellt. Fräulein Zimmermann, die Neue, erzählte mit einer gewissen Sehnsucht von ihrer Zeit als Landlehrerin. „Ich hatte erst nie dran gedacht, aufs Land zu gehen, der Gedanke war mir gräßlich, da so zu versauern, aber als ich bereits fünf Jahre gewartet hatte, und dann erfuhr, daß ich auf der Regierungsliste an 72. Stelle stehe, und es kommen doch noch längst nicht ein Dutzend städtische Lehrstellen jährlich zur Besetzung, da war ich froh, daß ich auf dem Land unterkam. Und es war auch gar nicht so schlimm. Als die Bauern erstmal ihre Abneigung: „Wir wollen en Peerdsgespann, kein Kuhgespann" überwunden hatten, ging es ganz gut. O, die Bauern sind kritisch, kritischer als die Eltern in der Stadt, aber wenn man sie erstmal für sich hat, dann hat man sie auch ganz. Die Zeit ist mir auch nie lang geworden. Ich hielt Lesezirkel ab mit der Dorfjugend, Turnabende mit den schulentlassenen Mädchen — und was haben wir für wunderschöne Aufführungen gemacht! Ganz besonders unsere Krippenspiele waren herrlich. Im November fing ich schon an mit den Vorbereitungen, die Kinder lernten ihre Rollen, und ich schneiderte die Kostüme: nur aus Papier — aber fein, fein! Engelsflügel aus Pappe geschnitten und dann goldbronziert. Ich hatte ein so wunderhübsches Mädchen mit langem, blondem, natürlich-gewelltem Haar, das saß jedes Jahr als Maria vor der Krippe und hielt eine große Puppe als Jesuskind auf dem Schoß. Wenn die so fromm guckte, dann waren die Leute allemal ganz weg!"

„Wahrscheinlich mehr, als wir hier in der Stadt," sagte die Naumburg etwas bitter. „Ich lasse keine Aufführungen mehr zu von seiten meiner Klasse. Was habe ich beim letztenmal für Ärger gehabt! Nichts als Neid und Mißgunst unter den Kindern. Und die Mütter waren nicht weniger mißgünstig, jede von ihnen wollte, daß ihre Tochter am meisten aufzusagen hätte oder ganz vorne stünde."

Jede gab nun etwas von ihren Erfahrungen zum besten, von den Enttäuschungen, die keiner erspart geblieben waren. Nur Marie-Luise schwieg; sie glaubte an keine Enttäuschung. Und ihre Gedanken waren heimlich bei Doktor Droste — wo der wohl jetzt sein mochte mit seinem Boot? Sie sah das sanft treiben über stilles Wasser und sah ihn, wie er langgestreckt lag, ohne zu rudern, das hübsche männliche Gesicht aufwärtsgekehrt und mit offenen Augen träumend. Sie erschrak fast, als die Tür sich jetzt auftat und ein Kind erschien, eine Schüssel mit Schlagsahne auf beiden Händen vor sich hertragend.

„Na, endlich," sagte die Ebertz. „Warum kommst du denn jetzt erst?"

„Sie war noch nich fertig, er mußte ihr erst schlagen." Trude Schindler war nie um eine Ausrede verlegen.

„Mein Gott, Trude, du? Wie kommst du denn hierher?" Marie-Luise war sehr erstaunt, ihre Schülerin hier zu sehen.

Die Schindler griente. Fräulein Ebertz sagte: „Ihre Mutter wäscht für mich, und sie macht mir ab und zu Gänge. Ein gutes Kind bist du, Trudchen, nicht wahr?" Sie strich der noch immer Grienenden über den buschigen Haarschopf: „Geh jetzt in die Küche — wart', nachher!" Sie mochte den lüsternen Blick gesehen haben, den das Mädchen zögernd an dem Kuchen auf dem Tisch hängen ließ.

Marie-Luise war die erste, die gekommen war, sie war auch die erste, die ging. Nun hatte sie genug, sie hatte auch von allen den weitesten Weg. Die andern blieben noch, Fräulein Ebertz kündigte eine Bowle an, die sie trinken würden, wenn die Sonne völlig unten war und der Mond erschien. Man war sehr heiter, die kleine Abwechslung tat allen gut im ständigen Schultrott. Der Rektor, der eigentlich versprochen hatte, wenn auch etwas später, zu kommen, war nicht erschienen. Das empfand Marie-Luise als eine Wohltat; wenn er gekommen wäre, hätte er jetzt gewiß darauf bestanden, sie zu geleiten, und sie war viel tausendmal lieber allein. Sie war ganz in Gedanken, sie hatte auch vergessen, daß sie eilen mußte, der Sommerabend lag schon in Schatten auf der sandigen Fläche mit den vereinzelten Häusern und machte alles grau. Niemand begegnete ihr, nur vor ihr trabte ein kleiner Troß Kinder, die kreischten und sich ausgelassen balgten. Ein schon größerer Knabe schien der Anführer zu sein; in einem Mädchen, dessen Mähne im Abendwind wild wehte, glaubte Marie-Luise die Schindler zu erkennen. Jetzt waren die Kinder an der Sandkuhle angelangt, mit erneutem Gekreisch warfen sie sich da nieder. Sie buddelten im Sand, sie waren so emsig beschäftigt, daß sie Marie-Luise nicht eher bemerkten, als bis die bei ihnen stand: „Wer ist das?" fragte Marie-Luise, auf den Jungen blikkend.

„Mein Bruder." Trude sagte das mit einer gewissen Genugtuung, sie schien stolz auf diesen schlanken Burschen. Der war in der Tat hübsch, trotz der Ähnlichkeit der Geschwister weit hübscher als das Mädchen, aber Marie-Luise mißfielen seine Augen, die waren schmal und schlau und unruhig.

Als Marie-Luise die Straßen erreicht hatte, waren die voller denn je, heut am Abend des Wochenschlusses. Frauen kamen noch von eiligem Einkauf, Mädchen in ganz kurzen Röcken, die Bubenköpfe onduliert, die Lippen mit dem Lippenstift scharf rotumrissen gingen mit ihren Galans ins Kino oder in eines der Bierlokale, die, auf dem Schild, von bunten Glasbirnen leuchtend umrahmt, ihren „Naturgarten" anpriesen. In den Destillen — alle paar Schritt eine — war es wie im Taubenschlag — rein, raus — aber heraus kamen weniger Männer, als hineingingen. Eine dicke Luft machte sich unangenehm bemerkbar, Marie-Luise glaubte kaum atmen zu können. Es hatte ihr auf ödem Feld fast unsicher dünken wollen, aber war es hier nicht ebenso? Und doch war es die Gegend ihrer Schule. Aber Gesichter, rotweiß mit brennenden Lippen, Gesichter unter schief sitzenden Hüten, Zigaretten im Mundwinkel, Gesichter abgetrieben, mit der Stempelmarke: aus, vorbei, und auch Gesichter, jung, noch kinderjung, und doch schon mit der Gier nach Vergnügen, ließen sich sonst am Tage nicht so hier sehen. Das, was an ihr vorübereilte, sie streifte, anstieß und doch keine Notiz von ihr nahm, machte sie fast betroffen. Das arbeitende Berlin — hatte sie vielleicht gedacht, daß das nicht auch einmal sein Vergnügen haben wollte? Kinder jagten sich noch übers Trottoir; sie blickte zurück nach der Schindler und ihrem Troß. Von denen war noch nichts zu sehen, die trieben sich gewiß noch draußen herum und hatten zwischen Müll und Scherben den von Fräulein Ebertz gespendeten Kuchen verzehrt. Zerknülltes Papier, Lumpen, Reste von Gott weiß was und von wem — sie mußte gleich am nächsten Tag doch Trude ernstlich vor so etwas warnen.

Hier in diesem vielstöckigen Haus, in dem nur wenige Fenster trüben Lichtschimmer zeigten, wohnte ja wohl Trude Schindler? Sie erinnerte sich jetzt genau, hier war sie gewesen, als sie das kleine Lenchen besuchen wollte. Hier war der dunkle Torweg, durch den sie damals gegangen waren, und dann über einen ganz engen Hof mit Müllkästen nach dem Hintergebäude.

Einen scheuen Blick warf Marie-Luise jetzt im Vorübergehen in den Torweg — da stand etwas im Dunkeln. Eine kleines Etwas, und das weinte; sie hörte sein Schluchzen. Es ging sie nichts an, und doch trat sie näher — ein Kind? „Mein Kind, warum weinst du denn so?" Da sah Lenchen Krause sie an.

Ja, das war das mutterlose Lenchen von vor drei Jahren! Noch fast ebenso klein,

ebenso hübsch mit ihrem zarten Gesichtchen und den großen, ängstlichen Augen. Marie-Luises Hand schob sich ihr unter das Kinn: „Kennst du mich noch?"

Ein Lächeln huschte über das verweinte Gesicht, aber es verschwand gleich wieder. Das Kind nickte: „Fräulein Büchner," und machte einen Knicks.

„Lenchen, bei wem bist du denn, wohnst du noch immer hier?"

Das Kind hatte stumm genickt. „Vater kommt gleich," sagte es jetzt und spähte auf die Straße.

„Warum kommst du denn nicht mehr zu mir in die Schule? Da war's doch so schön, nicht wahr, Lenchen?" Wieder das stumme Nicken und gleich darauf ein scheues, erschrockenes Sich-von-ihr-Zurückziehen. Marie-Luise sah einen Mann, groß, breitschultrig, der auf Lenchen die Hand legte, und erkannte Herrn Krause.

Er hatte sie auch gleich erkannt. „Was wollen Sie denn schon wieder hier?"

Ein Schrecken durchfuhr sie. Genau so wie damals im Konferenzzimmer, trat er jetzt unterm dunkeln Torbogen nahe an sie heran, seine Augen drohten und verschlangen sie doch zugleich gierig.

„Lassen Sie mich los! Was wollen Sie denn von mir?!" Er hatte nach ihrem Arm gegriffen, sie aber riß sich los und stürzte fort. Kam er hinter ihr her? Ja, er kam! Sie hörte seine Schritte, andre Tritte verschlangen die nicht, sie hörte die seinen aus allen heraus.

Und sie lief, was sie konnte. Lief an Menschen vorbei, die sich nicht an sie kehrten, rannte sich Herzklopfen, rannte sich atemlos. Oh, seine Schritte. Oh, immer immer noch seine Schritte! Kein Schutzmann. Ihr Blick flog suchend umher: immer noch keiner! Aber da die Elektrische — endlich — Haltestelle! Sie sprang auf, wartete erst gar nicht das völlige Halten ab, fiel förmlich hinein in den Wagen.

O Gott, da war er ja n o c h! Er stand an der Haltestelle, hellbeleuchtet, die Mütze ganz hinten ins Genick geschoben, mit einem widerwärtigen Lachen in seinem Gesicht. Seine Augen suchten, entdeckten sie, bohrten sich in die ihren, seine stechenden, saugenden, unverschämten Blicke hielten die ihren fest. Und jetzt, was tat er, was tat er jetzt? Er hob seine Hand — drohte er ihr?

★

Marie-Luise hätte nichts von ihrem Erlebnis mit Herrn Krause erzählt — sie mied seitdem die Straße, in der er wohnte, — wenn nicht die ganze Gegend voll von ihm gewesen wäre. Immer war es ihr, als würde sie von ihm verfolgt. Und sie sah ihn auch in der Tat, bald morgens, bald mittags; auf ihrem Weg von der Elektrischen zur Schule und von der Schule zur Elektrischen, tauchte er plötzlich auf und ging in einem gewissen Abstand hinter ihr her; blieb stehen, wenn sie stehenblieb, ging weiter, wenn sie weiter ging. Er redete sie nicht an, aber er machte sich bemerklich auf andere Weise, hustete, räusperte, pfiff, sang, schnalzte mit der Zunge und schmatzte mit den Lippen wie bei einem Kuß. Sie drehte sich nicht nach ihm um, sie ging nur um so schneller, aber immer, immer hörte sie ihn hinter sich; zuweilen sogar ein unverschämtes „Pſſt". Das galt ihr. Aber sie konnte nichts, gar nichts dagegen tun. Es war heller Tag, Leute gingen neben, hinter ihr, sie durfte eigentlich sicher vor ihm sein, aber doch fürchtete sie sich. Es war so scheußlich, sich verfolgt zu wissen. Nachts fing sie an, schlecht zu schlafen, sie ängstigte sich schon vor dem morgenden Schulweg; sie schalt sich selber dumm, ganz töricht, geradezu kindisch — mochte er doch hinter ihr herlaufen, da liefen viele, die Straße gehörte allen, jeder hatte das Recht, auf ihr zu gehen. Aber s e i n Hinterhergehen, s e i n Hinterhergehen! Es war wie bei jenem Spiel, das die Kinder spielen, und das sie von ihrer Kinderzeit her noch kannte: „Wir möchten gern spazierengehn, wenn nur das böse Tier nicht käm'" — eins hinter dem andern, am Zipfel des Kleides sich haltend, schon in Angst furchtsam schielend: „Ein Uhr, es kommt nicht, zwei Uhr, es kommt nicht," — und so weiter, bis das Tier, hinterm Busch versteckt, plötzlich vorstürzt und alles schreit: „Es kommt!" O dieser Schreck für das Kinderherz, ein Schreck, der auch die Füße fast lähmt. Diesen Schrecken fühlte jetzt täglich Marie-Luise: das Tier, das böse Tier. Kam es? Ein Uhr, es kommt nicht — Gott sei Dank, noch nicht — aber es kommt, es kommt!

Selbst wenn er einmal nicht kam, nirgends zu sehen war, gelangte sie nicht zu innerer Ruhe. Sie war nervös geworden.

Heute brach sich ihre Nervosität in einem heftigen Schluchzen Bahn. Sie saß auf einem Stuhl im Lehrerzimmer, die Kolleginnen standen um sie herum; Fräulein Düsterweg hielt ihr ein Glas Wasser vor: „Beruhigen Sie sich doch, liebes Fräulein Büchner — ach ja, man muß sich in so vieles finden!" Fräulein Düsterweg war eine mitleidige Seele, durch viel Trauriges, das sie in ihrer Familie erlebt hatte, war sie bei Todesfällen und dergleichen immer sofort auf dem Plan.

Die Schulglocke läutete blechern, läutete immerzu, aber niemand dachte an Anfangen. „Erzählen Sie," drängte die Naumburg, „erzählen Sie noch rasch! Hatte er ein Messer? Salzsäure? Einen Revolver?" Aller Augen wurden groß, starr vor Entsetzen: Salzsäure, Messer, Revolver!

Aber jetzt lachte Marie-Luise hell auf; sie mußte lachen, trotzdem es ihr wahrhaftig nicht lächerlich zumute war. „Ach was," sagte sie mit einem Anflug ihrer alten Herzhaftigkeit, „Messer, Revolver — Unsinn! Aber er saß in der Elektrischen, mir gegenüber. Als ich am Alexanderplatz einstieg, war er nicht drin, sonst hätt' ich auf die nächste gewartet und wäre ich auch zu spät gekommen. Aber gleich danach war's. Und er sah mich immer s o an, daß ich mich gar nicht mehr traute, aufzusehen. Ich sah immer starr vor mich hin. Da setzte er seinen Fuß auf den meinen. Ich tat, als merkte ich's nicht; weil nicht viele im Wagen waren, die für mich Partei genommen hätten, sagte ich nichts. Nur ein alter jüdischer Mann, der es mit ansah, brummte unwillig. Da sagte er: ‚Wat sagste?' und sah dabei den Alten so herausfordernd an, daß der ganz klein wurde, und, wie um Entschuldigung bittend, an seinen Hut griff. Er schimpfte dann etwas vor sich hin von Juden und solchem Geschmeiß, so daß der alte Mann bei der nächsten Haltestelle ausstieg. Ich wäre auch gern ausgestiegen, aber er wäre mir ja nachgekommen, da war ich in der Bahn doch noch sicherer. Die wurde voller, er stand auf und stellte sich dicht vor mich, seine Knie drückte er an meine Knie — es war aber nicht nötig, so eng war es nicht — er drückte mich so, daß es weh tat. Bei der nächsten Kurve tat er so, als verlöre er das Gleichgewicht und setzte sich mir — platsch — auf den Schoß. Ich sprang auf? ‚Was fällt Ihnen ein?' Da lachte er, und der ganze Wagen lachte. Und das war besonders niederträchtig, er sagte ‚Hab dich man nich, Kleene, na, ich kenn' dir doch!' Und sah sich dabei so im Wagen um, daß alle noch mehr lachten. Oh, es klang so gemein! Ich lief heraus, ich sprang ab, noch im Fahren, fiel hin, sprang auf und rannte hierher. Oh, ich kann gar nicht mehr!" Sie zitterte und wurde totenbleich.

„Ich werde es bei der Polizei melden," sagte später der Rektor. „So geht das nicht weiter." Er hätte gerne gesagt: „Begib dich in meinen Schutz," aber er mußte sagen: „Sie müssen sich unter polizeilichen Schutz stellen!"

Das geschah denn auch. Auf Herrn Krause war die Polizei ohnehin scharf — vorbestraft — und wovon lebte der Mann? Die im Hause wohnten, die wußten es freilich wovon, aber die sagten es nicht: ‚Du sollst von deinem Nachbar nichts Böses reden, was redet der sonst von dir?' — — — —

Nun hatte Marie-Luise Ruhe vor dem Menschen. Schon seit einem Vierteljahr hatte sie Herrn Krause nicht mehr bemerkt. Aber es war ihr nicht angenehm zu wissen: wenn du morgens zur Schule gehst, steht der Sipo, der an der Haltestelle der Elektrischen steht, scharf nach dir, und wenn du dich einmal umguckst, dann merkst du, er folgt dir in einiger Entfernung. Und mittags war es ebenso, dann stand der Beamte vor der Schule herum. Oh, das war auch ein Verfolgtwerden! Es machte sie unfrei und war geradezu lästig.

„Sie sehen nicht mehr so blühend aus. Sind Sie nicht wohl?" fragte besorgt Doktor Droste. „Ihre Augen sind nicht so hell, sie strahlen nicht." Er sah ihr tief und zärtlich forschend hinein: „Fehlt Ihnen etwas?"

Vor Unwillen wurde sie rot. Warum brauchte er ihr das zu sagen, das sah sie ja selber, daß ihre Augen umschattet waren und dunkel von einer Trauer, die, vorgeahnt, in ihr schlummerte. Was ihr fehlte? Auch das brauchte er sie nicht zu fragen, sie würde ihm ja doch niemals die Wahrheit sagen. Und Marga sagte sie die auch nicht. Sie schob ihr Bedrücktsein auf die Sorge um die Mutter, wenn Marga, die Arme um sie schlingend, bat: „Sage mir doch, was du hast! Du bist so ganz anders. Du willst es mir nur nicht sagen. Warum nicht? Oh, das ist häßlich von dir — mein Gott, du liebst mich nicht mehr!" Und Marga machte ihr eine von jenen Szenen, wie sie die von früher her kannte, eine Szene, die heute aber doch noch anders war als damals, als sie zusammen das Seminar besuchten.

„Sie sind wohl nicht mehr so mit der Moebius befreundet?" fragte die Evertz. Bei der Hochzeit von Fräulein Spiegel hatten sie sich getroffen; Marie-Luise gehörte zu den geladenen Gästen, die alte Kollegin hatte sich nur in der Kirche eingefunden aus Neugier. Cläre Spiegel ließ sich trauen mit allem Drum und Dran — weißes Seidenkleid, Myrtenkranz, einhüllender Schleier, blumenstreuende Kinder, und ein Brautwagen mit einem Diener, der den Schlag aufriß und der Braut den Atlasschuh auf das Trittbrett setzen half, das sie in ihrem, vor freudiger Erregung allzu starkem Zittern nicht finden konnte.

„Viel zu viel Trara," sagten die Kolleginnen, die sich alle die Trauung ansahen;

besonders Fräulein Naumburg schüttelte den Kopf. Aber wer konnte es Cläre Spiegel verdenken, daß sie diesen Tag voll und ganz auskosten wollte? Acht Jahre gewartet, geliebt, gebangt, gehärmt, vor Ungeduld verzehrt.

„Wie alt ist Fräulein Spiegel eigentlich?" flüsterte Fräulein Zimmermann, die noch nicht genau über alle Kolleginnen Bescheid wußte, der Naumburg zu.

„Siebenunddreißig," flüsterte die zurück, hinter der vorgehaltenen Hand. „Kein heuriges Häschen mehr. Aber sie sieht heute wirklich noch recht gut aus."

‚Sehr hübsch,' dachte Marie-Luise. Mit großer Teilnahme hingen ihre Blicke an der Braut. Der Bräutigam verschwand ganz daneben, nicht groß, blaß und unscheinbar, aber Cläre Spiegel hatte Wangen, auf denen es leuchtete wie Morgenrot. Ihre Augen schimmerten in hoffnungsfreudigem Glanz, ihre Gestalt, sonst oft ein wenig schlapp in der Haltung, stand so schlank und aufrecht vorm Altar, daß sie jung wirkte, ganz jung. „Wie das Glück der Liebe doch verschönt!"

Fräulein Spiegel, die jetzige Frau Halbhaus, hatte drei Tage Urlaub bekommen, dann mußte sie wieder in der Schule sein. Die Kolleginnen teilten sich in ihre Vertretung. Marie-Luise nahm großmütig die meisten Stunden auf sich, sie hatte sowieso Fräulein Spiegel schon mehreres abgenommen gehabt. Die Braut hatte zu guter Letzt noch soviel zu besorgen gehabt: Papiere, Wohnungseinrichtung, die Hochzeitsvorbereitungen. Aber ein bißchen mehr hätte sie doch noch bei ihrer Schule sein müssen. Marie-Luise war ganz erschrocken: in der Klasse keine rechte Disziplin, keine ungeteilte Aufmerksamkeit. Und es waren doch schon große Mädchen, zwölf- und dreizehnjährige, von denen man etwas verlangen konnte. Ein ständiges Wispern und Knistern war zu hören, so, als ob Mäuse heimlich an etwas nagten; zuweilen aber auch eine ganz laute Unruhe. Marie-Luise klopfte derb mit dem Zeigestock der Landkarte auf: „Sofort vollste Ruhe! Wer noch einmal mit der Nachbarin spricht oder mit Papier unterm Pult raschelt, den trage ich ein!" Sie ließ sich das Klassenbuch herausgeben, das einige Schlaue im Schrank versteckt hatten. Lauter Lobe eingetragen?! Fräulein Spiegel schien Auszeichnungen sehr freigebig ausgeteilt zu haben. Marta Laue — Elfriede Mai — Susanne Redlich — Berta Brdereck — und gerade diese vier waren die störendsten und ausgelassensten. Aha, Fräulein Spiegel hatte sich durch Lobe Disziplin verschaffen wollen, die Quälgeister so zur Ruhe bringen. Armes Fräulein Spiegel, der hatte die Klasse schon lange auf der Nase herumgetanzt. Konnte, mußte das denn nicht so sein, wenn man Braut ist, Aufmerksamkeit und Gedanken der Lehrerin weg sind. Wenn man zudem noch eine Braut ist, der die Erfüllung sehnlichster Wünsche sich endlich, endlich naht. Über Marie-Luises Nase vertiefte sich die Denkfalte: ja, es wurde ihr jetzt recht klar, eine Lehrerin muß auf vieles verzichten, sie darf sich nicht ablenken lassen. Aber wie? — soll sie, m u ß sie darum leben wie eine Nonne? Eine Nonne, deren Kleidung zwar eine weltliche bleibt, die nicht ihr Haar verbirgt wie die im Kloster, die aber gleich jener auf alles verzichten muß. Marie-Luise seufzte auf: selbst auf Sehnsucht verzichten. Ihre Augen zwinkerten, ein zartes Rot stieg ihr in die jetzt oft blassen Wangen und vertiefte sich immer mehr: hatte sie selber vielleicht auch Sehnsucht? O, was waren das für dumme Gedanken! Sie gab sich unwillig einen Ruck: fort damit, aufgepaßt, die Gedanken keinen Augenblick abirren lassen, denn sonst ist das Wispern und Knistern in der Klasse gleich wieder da und das Mäusegeraschel unter den Pulten.

„Au, die ist streng!" Das war die Meinung der Klasse. „Weißte," sagte Elfriede Mai zu Marta Laue auf dem Nachhauseweg, „streng is se, aber verdient hatten wir die Lobe von der Spiegel doch nicht. Und daß die nun futsch sind, weil s i e uns 'nen Tadel eingetragen hat, das is eigentlich nur gerecht."

„Es ärgert mir aber doch," sagte die Laue.

Die Klasse bedauerte es fast, daß nach drei Tagen ihre frühere Lehrerin wieder erschien.

„Na, wie ging's denn, habt ihr mich auch nicht blamiert?" Frau Cläre Halbhaus war recht munter; sie neigte sich strahlend über einen Blumentopf, den ihr die Schülerinnen hingestellt hatten. Sie war ja so glücklich, sie hätte die ganze Klasse an ihrem Glück teilnehmen lassen mögen. Sechzig Mädchenaugen musterten neugierig Fräulein Spiegel: die war nun eine Frau! Sie konnten sich noch gar nicht daran gewöhnen, immer wieder rief eine: „Fräulein!" Und dann gab es jedesmal ein großes Hallo.

„Ihr könnt alle mal kommen," sagte die junge Frau, „euch meine neue Wohnung besehen. Nur nicht alle auf einmal. So groß ist die nicht." Mit neuer Frische nahm die nun Verheiratete den Unterricht wieder auf. Die Halbhaus hatte selber das Gefühl, daß

sie in letzter Zeit manches versäumt hatte. Marie-Luise hielt auch nicht mit ihrer Meinung zurück. „Sie müssen die Zügel stramm nehmen fürs erste; wenn die Kinder erst wieder im Zuge sind, dann können Sie ja immer ein bißchen nachlassen. Zutraulich sollen sie ja bleiben und einen lieb haben."

Die Halbhaus schüttelte Marie-Luise die Hand. „Meine Mädels hatten Sie so gern. Sie sind wirklich eine Kollegin, wie man sie selten findet. Ach bitte, bleiben Sie mir immer so eine!" Sie war Marie-Luise aufrichtig dankbar, sie war jetzt überhaupt unendlich viel liebenswürdiger als früher.

Wie die Kollegin sich es wohl eingerichtet haben mochte mit ihrem Haushalt? fragte sich Marie-Luise. Das war gar nicht so einfach. Jetzt im Winter kam sie frühestens um zwei aus der Schule; um drei mußte ihr Mann schon wieder im Büro sein, er hatte nur eine Stunde Tischzeit.

„Es geht großartig," sagte die junge Frau. „Mittags kommt er nicht nach Haus, ich gebe ihm Stullen mit. Aber um sieben hat er Schluß, und dann fährt er rasch mit der Elektrischen, und dann essen wir Mittag. Ich koche immer was Gutes; weil wir nur die eine Mahlzeit haben, kann ich ja auch dafür was aufwenden."

„Essen Sie denn nicht, wenn Sie aus der Schule kommen?" fragte Marie-Luise. „Ich bin immer so schrecklich hungrig dann, daß ich mein Mittagessen kaum erwarten kann."

„I wo! Ich werde doch nicht essen ohne meinen Mann."

Das konnte nicht gesund sein. Marie-Luise fühlte, wie es zehrte, und wie der Körper rebellisch nach Nahrung verlangte, wenn man den ganzen Vormittag stand, bald hier , bald da in der Klasse, jetzt sich nahe bei diesen Kindern hielt, jetzt bei jenen; man durfte sich ja niemals bequem auf dem Katheder hinsetzen, denn dann paßten die hinteren Bänke gewiß nicht auf. Immer blieb man in Bewegung, der Mund war in Bewegung, und der Geist war in Bewegung. Und je älter die Kinder wurden, desto wacher mußte man bleiben, desto größer wurden die Ansprüche, die das Kind an den Lehrenden stellte. Wie sein Körper sich entwickelte und mehr Nahrung verlangte, so verlangte das auch der Geist.

Wenn Marie-Luise jetzt ihre Klasse überschaute, in der manches Kind schon zu lange Beine hatte für die niedrigen Bänkchen, kam es ihr immer mehr zum Bewußtsein: Sie hatte Neunjährige, auch Zehnjährige waren darunter — Fräulein Naumburg hatte jetzt Mädchen, die zu Ostern schon abgingen, wie wurde sie nur mit denen fertig? Aber nie schien es Fräulein Naumburg schwer zu werden. Sie hatte noch kein graues Haar, obgleich sie die Fünfzig selber zugab, war immer ganz guter Dinge und besuchte Theater und Konzerte. Wirklich ein harmonisches Leben, durch nichts getrübt. Und wie war's mit Fräulein Blank? Nun, die nahm eben alles wie es kam; ob Ärger da war oder nicht, immer trug ihr stilles Gesicht den Stempel der Wunschlosigkeit. Und Fräulein Düsterweg? Die hatte soviel Leid bei sich zu Haus — ihr Vater war blind und ihre Mutter war hingefallen, hatte sich ein Bein gebrochen und lag nun hilflos — da war's begreiflich, daß für die das Schulehalten nur Mittel zu dem Zweck war, für ihre Familie zu sorgen.

Nur Fräulein Zimmermann, die von der Landschule nach der Stadt Gekommene, hatte viel zu klagen. „Meine Nerven, meine Nerven! Ich habe vordem nie gewußt, daß ich Nerven habe. Meine Kinder früher waren auch ungezogen, da hatte ich sogar Jungens in der Klasse, aber wenn ich sagte: ‚Stell' dich in die Ecke, schäm' dich,' dann schämten sie sich. Und wenn ich sagte: ‚Haltet den Mund,' dann hielten sie ihn auch. Aber hier sind sie ja zu frech. Immer noch 'ne Antwort, und dann schnabbern sie los, daß einem die Galle hochkommt. Ach Gott, wär' ich doch lieber geblieben, wo ich war!"

Bei Marie-Luise in der Klasse war noch keine frech geworden, aber freilich, das würde vielleicht noch kommen. Kritisch beobachtete sie die Schindler. Die war jetzt saubrer, die struppige Haarmähne ein wenig besser gepflegt, auf der Seite gescheitelt, zu einer Art Bubenkopf verschnitten und ohne die nickende Schleife. Ein andres Kleid hatte sie auch seit Weihnachten an — dunklen Plisseerock und bunten Jumper — es war seit ungefähr einem Jahr das erstemal, daß Marie-Luise etwas Neues, Besseres an ihr sah. Aber das Gesicht von Trude Schindler war nicht besser geworden. So jung es war, diese bleiche Gesicht mit der breiten Nase und den etwas schräg stehenden Augen, es war doch alt, so alt wie von einer, die schon vieles erlebt hat.

„Trude, gehst du jetzt auch noch zu Fräulein Ebertz, ihr die Gänge machen?"

Das Mädchen schüttelte verneinend: „Mein Bruder geht for ihr. Den hat sie auch lieber. Ich bin ihr zu keß."

Marie-Luise konnte ein Lächeln kaum unterdrücken: über sich selbst schien die Trude ja ganz im klaren. Keß — hieß das nicht: dreist, frech? „Aber warum bist du denn so, Kind? Wäre es nicht viel netter,

du wärst bescheiden und nicht gleich mit dem Mund so vorneweg?"

„Das sagen Sie so." Ein seltsames Lächeln zog den Mund des Mädchens in die Breite, es lag förmlich in diesem Lächeln: ach, was bist du so dumm! „Mutter is doch auch so, un Alma auch so — warum denn ich nich?"

Wie recht das Kind hatte — wie konnte es denn auch anders sein? Ein Gefühl wallte in Marie-Luise auf, das zusammengesetzt war aus Empörung und Mitleid: die Trude war an sich gar nicht so schlimm, ein Mädchen, aus dem in guter Umgebung etwas Besseres zu machen gewesen wäre; an Verstand fehlte es nicht, und auch nicht an einer gewissen Gutmütigkeit. Sie hatte letzthin gesehen, daß Trude dem blinden Bettler, der immer an der Ecke stand, den Hut, der seiner zitternden Hand entfallen war, aufgehoben, die herausgerollten Pfennige zusammengelesen und ihm alles wieder in die Hand gedrückt hatte. Nein, ein Interesse war Trude Schindler schon wert. Wenn sie nur einmal deren Mutter zu fassen bekommen könnte! Nie ließ sich Frau Schindler bei ihr sehen. Aber Alma, die große Schwester, die sah sie eines Mittags an der Straßenecke, wo ein Konfitürengeschäft sein großes Schaufenster hatte, mit Trude stehen. Pfefferkuchenbruch, bunte Bonbons, billige Pralinés in Massen. Auffallend schlanke Beine in seidigen Florstrümpfen, gut gewachsen, den Bubenkopf über und über gelockt, so stand Alma Schindler und wählte. Sie gab Trude Geld, und die ging in den Laden und kaufte. Als Marie-Luise auf die Elektrische wartete, sah sie die beiden davonschlendern, ganz vertieft in den Inhalt einer Tüte.

„Das war gestern wohl deine Schwester? Du hast mich nicht gesehen, ich habe euch aber gesehen, vorm Konfitürengeschäft an der Ecke. Hat die denn so viel Geld zum Vernaschen?"

Es sah erst aus, als wollte das grünblasse Gesicht von Trude sich röten, aber es blieb bei einem ganz schwachen und sofort wieder verschwindenden Anhauch. Mit einem gewissen Stolz klang es: „Die Alma verdient gut. Die kann sich das leisten."

„Womit, geht sie in die Fabrik?"

Das Kind schüttelte: Nein.

„Ist sie denn sonstwo in Stellung?"

Wieder: nein und das schon bekannte, seltsame Lächeln, das die blassen Lippen ins Breite zog.

Und nun fragte die Lehrerin nicht mehr. Ach, es war traurig, daß man ein Kind nicht herausreißen konnte aus solcher Umgebung! Aber was nützt das auch, wenn man eine Pflanze herausreißt aus einem Boden, in dem sie schon lange gewurzelt hat, eine Wurzelfaser bleibt doch noch drin stecken — zu spät, zu spät. Und doch nahm Marie-Luise sich vor, über Trude Schindler mit dem Rektor zu sprechen; vielleicht noch besser bei der nächsten Zusammenkunft mit dem Elternbeirat. Dazu war der ja da — ein paar verläßliche Väter, ein paar ehrenwerte Mütter — nicht nur um der eignen Kinder willen, nein, über alle sollte der mit beraten, die Lehrerschaft unterstützen. Aber merkwürdig, über die Schindlers war nichts bekannt. Selbst Herr Meinke, der Vizewirt war in dem Hause, in dem Schindlers wohnten, wußte nichts von ihnen. Es wohnten eben zuviele Parteien im Haus. „Ich kann nicht über die Schindlers klagen, sie zahlen ihre Miete, und daß der Mann öfters mal blau macht — na, das kommt bei den besten Familien vor!"

„Es ist eine erwachsene Tochter bei den Schindlers — was tut die denn?"

„Ach, Sie meinen die Alma, Fräulein!" Jetzt wußte Herr Meinke auf einmal besser Bescheid. „Ein hübsches Mächen! Die können Sie alle Abend jetzt in der Frankfurter Allee im Kino sehen, da spritzt sie Parfüm, als Page."

Daß Alma Schindler Parfüm spritzte, das merkte nun Marie-Luise bald, das merkte die ganze Klasse. Witternd hoben die Kinder ihre Nasen: das roch ja wundervoll. Sowie die Trude die Klasse betrat, war die Luft voll von schwerem Geruch, sie brachte ihn mit in den Kleidern.

„Aber Trude, wie riechst du denn?" Nein, das war ja nicht zu ertragen! Die Lehrerin riß das Fenster auf, schon hatte sie Kopfweh: ach, frische Luft, reine Luft! Aber die Kinder beklagten sich: es war doch Winter, es fror sie. Das Fenster mußte geschlossen werden. Und das war doch gerade schön, daß es so roch; genau wie im Kino. Es waren einige von ihnen schon dort gewesen, hinten herum, Trude hatte sie mitgenommen. Die konnte jetzt immer herein, selbst wenn außen ein Zettel quer überklebt war: „Nicht für Jugendliche!"

Alle Abende stand die Zehnjährige vor der Tür, an dessen Außenwand schreiend bunte Bilder lockten. Starke Männer, und welche in Frack und Zylinder, schöne Mädchen, die wenig anhatten, Verbrecher, die von Polizisten in Ketten geführt wurden — oft grausige Bilder, aber gerade die lockten. Und noch lockender waren die wechselnden Inschriften auf den großen Plakaten: „Sünden der Liebe" — „Die Hochzeits-

nacht" — „Gemordete Unschuld" — „Jugend von Heute — „Tragödie in der Vorortvilla" — „Richtblock oder auf lebenslänglich" — und was andere vielsagende Titel noch alles verhießen. Knallig, immer recht knallig, dann hatte der Kinobesitzer volles Haus, andere Filme zogen hier nicht. Frierend, die Hände ohne Handschuhe in ihre Achselhöhlen geklemmt, daß sie da wärmer wurden, bald den einen Fuß in dem dünnen Strumpf in die Höhe unter den kurzen Plisseerock ziehend, bald den andern, stand das Kind draußen und wartete auf die ältere Schwester. „Gemordete Unschuld", das hatte sie nun schon dreimal gesehen. Beim erstenmal, als der Mann das kleine Mädchen ins Kornfeld lockte, da war es sehr spannend gewesen, auch beim zweitenmal noch, aber beim drittenmal wußte sie nun schon ganz genau, warum er die in das Kornfeld lockte, und da war's ihr langweilig. Sie drehte sich lieber hier draußen herum und beobachtete, was für welche hier hin und her spazierten, und von wem und warum die sich ansprechen ließen.

Wenn dann Alma heraus kam, war die meist auch nicht allein. Wenn es ein „Besserer" war, dann kannte sie die kleine Schwester nicht, dann drückte die sich auch schon von selber. Wenn es aber nun Herr Julius Krause war, der, der mit ihnen im Hause wohnte, dann gingen sie langsam zu dritt die breite Straße hinauf und hinab. Und Herr Krause suchte für Alma Bekanntschaft.

★

Und was war mit Lenchen Krause? Das erfuhr Marie-Luise nie. Als hielten die großen, vielstöckigen und vielzimmrigen Häuser ihre Geheimnisse vor jener fest, die wie ein Vogel, der scheu und doch immer wieder nah und näher, nach etwas suchend, die Simse umflatterte und mit seinen Flügeln die Fenster fast streifte. Umsonst fragte sie mehrmals den Vizewirt. Sie hätte Trude ja wieder einmal fragen können, aber sie scheute sich davor. Es war ihr jetzt manchmal, als stieße das Mädchen sie ab; und Trude sagte ja auch nur, was sie sagen wollte. Aber Fräulein Ebertz konnte den Jungen, Trudes Bruder, einmal fragen; Theo Schindler war ja öfters bei der, und der sollte ganz anders sein, lenkbar und mitteilsam, wie Fräulein Ebertz ihn rühmte. —

Die alte Lehrerin hatte nun in ihrer Wohnung im neugebauten Haus Sonne aus erster Hand; selbst im Winter, wenn die nur für ganz kurze Zeit am Himmel erschien, konnte sie die sehen. Aber etwas fehlte ihr doch: sie war zu sehr und zu lange Zeit an Kinder gewöhnt gewesen, als daß sie die nicht vermißt hätte. Dumm von ihr, ihre Schule ohne dringendste Nötigung aufzugeben! Die sechzig wenigstens hätte sie doch abwarten können. Ihr Hals war nun auch wieder ganz gut, er kratzte nicht mehr, und ihre Stimme hatte wieder vollen Klang. Was sollte sie nun den ganzen Tag anfangen? Mit der Sonne konnte sie doch nicht reden, und ihre Blumen am Fenster, deren sie so viele zog, standen still und waren zufrieden, wenn sie begossen wurden. Sie wäre gern erbötig gewesen, einem Kind Unterricht zu geben — sogar unentgeltlich —, aber hier draußen fand sich das nicht. Die Kinder, die im Hause wohnten, waren noch nicht so weit. Es kam nur Theo Schindler in Frage.

Theo brachte ihr frühmorgens die Milch und die Brötchen herauf, holte ihr die Preßkohlen aus dem Keller und machte ihr Holz klein, und abends kam er auch noch einmal. Ein sehr brauchbarer Junge, gewandt und gescheit — ach, und so gelehrig! Es machte Melitta Ebertz große Freude, ihm etwas beizubringen. Die hatte noch niemals Vierzehnjährige unterrichtet, aber sie sah nun mit Genugtuung: auch das konnte sie. Und wie wichtig für den Theo, daß er sich noch weiter bildete, einmal die Woche der Besuch in der Pflichtfortbildungsschule, das war doch so gut wie nichts. Er wollte Hotelpage werden, für das nächste Jahr war ihm eine Anstellung zugesagt — was mußte er bis dahin noch alles lernen! Erst mal ein gebildetes Deutsch. Fräulein Ebertz gab sich große Mühe mit ihm. „In welche Etage befiehlt die gnädige Frau?" „Gestatten gnädige Frau, Ihr Schirm!" „Darf ich fragen, ob der Herr nachher ein Auto wünscht?" Er sagte so etwas schon ganz famos und hatte ein Lächeln dabei, das ihm gut stand. Wenn der erst in der hübschen braunen oder grünen Uniform mit den goldenen Knöpfen steckte, das kleine Käppi auf dem blonden Kopf, dann war der tadellos. Und ein paar Brocken Französisch konnten ihm auch zum Vorteile gereichen. Wie fein, wenn er sagen konnte: „Voilà des lettres pour monsieur!" Dann gab es sicher ein Trinkgeld. Die alte Lehrerin holte ihr schon halb vergessenes Französisch, das sie einstmals auf dem Seminar gelernt und dann doch nicht gebraucht hatte, wieder vor. Und auch an etwas Englisch wagte sie sich. Theo legte den Kopf auf die Seite und sprach wie ein Papagei ihr nach: „First floor, Mylady? Look at the step!" Das machte er allerliebst. O, es war ganz erstaunlich, wie



Nach dem Gewitter. Photographische Aufnahme von Einhart Ralf Brodt

leicht der Junge lernte, und mit welchem Eifer er dabei war! Er trug Zeitungen und Reklamezettel aus, er konnte erst spät abends kommen mit müden Füßen, aber er kam immer; er ließ sie niemals vergeblich warten.

Und sie wartete jeden Abend auf ihn. Es war nicht mehr einsam, wenn er da war, und dann war es wie beim Unterricht in der Schule. Er saß am Tisch, hielt den Federhalter nachdenklich am Mund. Sie ging auf und ab und diktierte. Ihre Wangen waren vor Eifer gerötet: noch immer machte er orthographische Fehler, und auch kalligraphisch ließ sein Schreiben zu wünschen übrig. Nein, das durfte nicht sein, er mußte so weit kommen, daß er in guter Form und in guter Schrift sich ausdrücken konnte.

Auf den Kopf des ebenso eifrigen Schülers fiel der Lampenschein und vergoldete ihn; seine hübschen Lippen bewegten sich bei jedem Wort, das er schrieb, als sprächen sie es mit. Lernen, soviel als möglich hier lernen, damit man dann besser voran kam, Geld verdiente, mehr Geld hatte, als man jetzt hatte — Geld, Geld! Gänge laufen, Zettel austragen, Müllkästen durchsuchen — o, nur erbärmliche Pfennige! Geld haben, Geld, dann fährt man Auto, ißt sich voll und satt und hält sich Frauen!

Es wurde oft neun und oft zehn. Auf die Schulter des fleißigen Schülers legte sich die Hand der Lehrerin: „Du mußt jetzt aufhören, Theo!"

„Ach noch 'n bißchen," bat er, und seine warme Wange schmeichelte sich an ihre Hand.

„Es ist ja schon spät."

„Ach, das macht nischt, bei uns gibt's doch noch nich Ruh. Mutter die schläft, unser Schlafbursche auch, aber Vater sicher noch nicht, der kommt erst, wenn der Schlafbursche schon geht, und denn is immer Krach. Alma ist auch noch nich zu Hause, und die Trude — na, wenn die endlich ins Bette liegt, denn schmeißt die sich so, das ich fast 'rausfliege."

Das schienen ja eigentümliche Zustände bei den Schindlers zu sein — der Junge, ach, der arme Junge! Nicht einmal seine ungestörte Nachtruhe hatte das fleißige Kind.

Und Fräulein Ebertz' gute Seele behielt ihn noch da, und es schlich so ein, daß er bei ihr auch etwas zu essen bekam. Sie saßen im Ostzimmer, im Winter wurde nur das eine Zimmer geheizt, auf das Westzimmer stießen zu stark die Winde. Aber das Bett war hinter einer spanischen Wand verborgen, Fräulein Ebertz hätte sonst nie und nimmer hier mit ihrem Schützling gesessen, auch wenn der nur erst ein Junge war. So merkte man es nicht, daß es hier zugleich Schlafzimmer war; am Fenster grünte Myrte und Frauenhaar, ein Philodendron streckte seine abenteuerlichen Wurzelbildungen in die Luft, und ein Geranienstock trieb, von der Wärme der Stube irregeleitet, jetzt blaßrote Blüten. Die Uhr unter dem Glasdeckel, von Großeltern und Eltern ererbt, tickte ganz fein, von der Wand herab blickte der große Stich, schön gerahmt, den die Kolleginnen ihr zum Abschied geschenkt hatten: ‚Christus segnet die Kinder'. Fräulein Ebertz hatte Gefühle in sich, die, Muttergefühlen gleichend, sie beglückten und ihren Abend erhellten. — —

„Der Theo hat 'ne feine Bleibe," sagte Frau Schindler. „Na, wie is et denn mit deine Braut?" neckte sie ihren Jungen.

„Die wer' ich beerben," sagte der ruhig. Das Necken der Mutter ließ ihn ganz kalt und auch das Hänseln der Schwestern.

Melitta Ebertz hatte keine Ahnung von dem, was hinter der vor Lerneifer gefurchten Stirn ihres Schülers schlief, sie sah nur seinen Fleiß und seine Anhänglichkeit. „Der Knabe ist mein Schüler," hatte sie den wenigen im Hause erzählt, mit denen sie sprach. Sie pflegte keinen Verkehr und kannte niemanden hier. Aber man kannte *sie*, und glaubte sie auch näher zu kennen — sogar ganz nah. Was das wohl für eine Bewandtnis mit dem jungen Menschen haben mochte, den sie immer da oben herumsitzen hatte und bis spät bei sich behielt? Ob das wirklich ein Neffe von ihr war? Es mußte doch ein Verwandter sein. War es am Ende vielleicht sogar ihr Sohn? Ein unehelicher Sohn, denn verheiratet war ja die Ebertz nicht und auch niemals gewesen, aber das hinderte ja nicht, daß sie ein Kind hatte. Man spionierte dem Fräulein, das da oben so ganz für sich allein lebte, selten ausging, selten Besuch hatte — nur immer diesen einen — neugierig nach. Sie sagte: der ‚Knabe', aber er, der ihren Hausschlüssel hatte, ihren Korridorschlüssel, der bei ihr ein- und ausging wie zu Hause, war doch gar kein Knabe mehr, wenn er die Treppen heraufsprang mit langen Beinen, die Stufen unter seinem Gewicht knackten, und er einen bekannten Schlager pfiff; dann war das ein Jüngling, und nicht ein Junge. Wie alt mochte dieser junge Mensch sein? Sicherlich siebzehn. Ja ja, Alter schützt vor Torheit nicht.

Fräulein Ebertz sprach manchmal mit Theo über seine Zukunft. Er war ihr wirk-

lich nach und nach so ans Herz gewachsen, daß sie sich sorgte, wie es ihm wohl einmal ergehen würde. Theo Schindler war groß für sein Alter und kräftig, für die ungünstigen Verhältnisse, in denen er aufgewachsen war, ganz merkwürdig weit entwickelt; er konnte schon etwas leisten, trotzdem würde er es schwer haben. Denn es war heutzutage nicht leicht für junge Leute, die kein Geld hinter sich hatten, zu etwas zu kommen.

Freilich, wenn er so brav und anhänglich blieb, würde sie schon immer ein bißchen nachhelfen. Was brauchte sie denn auch groß, sie, eine anspruchslose alte Person?! Diese Wohnung, etwas weit ab und im Neubau, war nicht teuer; wenn Gott sie so gesund erhielt, benötigte sie für sich nichts Besonderes, verbrauchte von ihrer Pension längst nicht alles. Das übrige konnte sie sparen. Und sie sparte es auch; sie hatte schon über zweihundert Mark. Wenn das so weiter ging, war sie an ihrem seligen Ende noch Kapitalistin; für ein anständiges Begräbnis, einfach aber vornehm, reichte es jetzt schon. Und dieser Gedanke beglückte sie so, daß sie davon zu sprechen anfing.

Zu wem sollte sie sonst wohl davon sprechen als zu Theo? Es rührte sie förmlich, wie der Junge es aufnahm, als sie von ihrem Begräbnis sprach. Er blinzelte ganz verängstigt, hing den Kopf und sah stumm vor sich nieder. Wie niedergeschlagen von traurigen Gedanken. „Ja, du würdest mich vermissen, du armer Kerl," sagte sie und strich ihm über den Kopf. „Aber na, es ist ja noch nicht so weit. Und wenn ich spare, dann spare ich doch auch nicht bloß für mein Begräbnis. Es liegt einem doch auch daran, für andres und für andre zu sparen." Und dabei strich sie ihm dann wieder über den Kopf.

Sie sparte, sie sparte! Wieviel konnte sie denn wohl im Monat sparen? Wenn sie nun soundsoviel im Monat sparte, dann machte das in einem Jahr soundsoviel. Es war wie eine Rechenaufgabe. Und Theo rechnete sie, wenn er, umgeben von Finsternis, über angefahrene Bausteine und Sandhaufen, den Bauzäunen der neuangelegten Straße entlang, nächtens nach Hause schlich. Es roch selbst hier nach Frühling, feuchte Westwinde, die gegen den Knaben anpfiffen, schienen den herzubringen. Nun wurde es bald ein Jahr, daß das alte Fräulein hier herausgezogen war, und über ein halbes Jahr, daß er statt der Trude zu ihr kam, — was mochte sie sich in der Zeit schon alles gespart haben —?!

Gott sei Dank, daß der Winter vorbei war! Nun machte der Frühling wirklich ernst, nun streckte er nicht bloß vorsichtig die Finger aus und berührte mit ihren Spitzen die Erde, nun war er da in ganzer Person, ließ sich nieder und sah sich um mit veilchenblauen Augen.

‚Wenn ich doch einmal selber Veilchen pflücken könnte,' dachte Marie-Luise, als sie ein ganz kleines, schon beinah gewelktes, aber doch noch duftendes Sträußchen auf ihrem Platz in der Klasse fand. „Wer hat mir denn das hingelegt?" Niemand meldete sich. „Also wohl der Frühling selber," sagte sie lächelnd.

„Die Trude Schindler hat's hingelegt," verriet jetzt eine, „aber Sie sollen das nich wissen." — „Trude, ei, warum denn nicht?"

„Na, damals mochten Sie's doch immer nich, wenn es so schön roch. Vielleicht hätten Sie's nu heute auch nich gemocht."

„O, das schon, das schon!" Marie-Luise lachte herzlich. „Ich danke dir schön. Aber nun hol' mir auch schnell mal ein Glas Wasser, damit ich meine Veilchen 'reinsetzen kann. Ach, ich liebe ja Veilchen so!"

Trude Schindler war ganz verlegen — verlegen sein, das kam bei ihr selten vor — das hätte sie ja kaum gedacht, daß Fräulein Büchner sich so darüber freuen würde. Nun würde sie ja Alma wieder ein Sträußchen wegstibitzen, wenn die das so achtlos hinschmiß.

Marie-Luise spürte den Frühling; sie spürte ihn in allen Gliedern. Sie war seltsam müde und fühlte sich verlassen von aller Energie. Fehlte ihr etwas? Nein, sie war gesund, sie hatte nirgendwo Schmerzen, aber dieses große Müdesein, das gleich einem Niedergeschlagensein war, kam einem Kranksein gleich. Sie sehnte sich nach Ausspannung: ach, wenn die Osterferien doch erst da wären, sie nicht täglich den weiten Weg zu machen hätte! Aber als die Ferien da waren, sehnte sie sich, daß sie vorbei wären. Dies Dahinsitzen in einer engen Häuslichkeit, ohne Gelegenheit, sich genügend zu betätigen, diesen traurigen geistigen Niedergang der Mutter von morgens bis abends mit ansehen zu müssen, ohne helfen oder aufhaltend eingreifen zu können, das war schrecklich.

Und Marie-Luise dachte: ‚Mein altes Kind!' O, das war schwieriger mit dem alten Kind, viel schwieriger als mit den vierzig andern Kindern, denn dieses alte Kind war so eigenwillig, es sah nicht ein, daß es dies und das nicht mehr konnte, nicht mehr kochen konnte wie früher, weil es immer das Salzen vergaß und auch ver-

gaß, daß es ein Stück Fleisch auf dem Feuer hatte. „Es riecht so," sagte die Frau Professor und hob die feine Nase, „wonach riecht es nur so?"

„Der Braten ist verbrannt."

„Aber wir haben doch gar keinen Braten. Wer hat denn Braten heute? Sicher die Gläßners. Die leben immer so opulent. Pfui!" Und mit Gekrach warf die Frau Professor ihre Türe zu, so dem Unwillen über den brenzligen Gestank und die Verschwendungssucht der Kusine Ausdruck gebend.

Marie-Luise bewunderte die Gläßners, immer blieben die geduldig und ruhig. Wenn sie Schule hatte, dann ging Frau Gläßner mit der Kusine spazieren, denn allein konnte man die Frau Professor nicht mehr herauslassen. Schon ein paarmal hatte sie nicht mehr nach Hause gefunden; fremden Leuten fiel sie auf, weil sie so verirrt herumlief. Da hatte man sich ihrer angenommen und sie nach Hause gebracht.

„Tante Marie, ich bin dir ja so dankbar," sagte Marie-Luise und umarmte die rundliche Frau. „Und Onkel bin ich auch so dankbar!" Sie lächelte Herrn Gläßner zu, der sie wieder anlächelte: „O bitte, bitte!"

„Ach," seufzte die gute Marie, „ich denke immer an die Zeit, als wir noch jung waren. Was war Thilde damals doch für ein reizendes Mädchen! Und liebenswürdig und hatte immer so was Feines! Und jetzt kann sie so räsonnieren! Eine unverträgliche kindische Person."

Unverträglich, ach ja, ziemlich unverträglich war die Mutter immer gewesen. Aber lieb hatte sie die doch, das fühlte die Tochter. Sehr lieb. Jetzt, da sie so für sie zu sorgen hatte, sie leiten und behüten mußte wie ein Kind, jetzt noch viel lieber. Mit Zittern dachte Marie-Luise daran: Wenn das einmal zu Ende sein sollte! Dann hatte sie niemanden, gar keinen mehr, der eng, ganz eng zu ihr gehörte.

Es waren trübe Gedanken, die Marie-Luise im werdenden Frühling heimsuchten, sie atmete förmlich auf, als die Osterferien ein Ende hatten und sie wieder ihren täglichen Weg antreten konnte. Veilchen hatte sie ja doch nicht pflücken können; aber nun traf sie Doktor Droste wieder. Sie hatte ihn während der ganzen Ferien nicht gesehen. Über die Feiertage war er bei seinen Eltern zu Besuch gewesen, und dann hatte er noch eine Reise gemacht, eine Vertretung angenommen für einen erkrankten Kollegen. Vielleicht, daß er an dessen Krankenhaus einmal ankommen konnte. Er hoffte, und sie hoffte für ihn. O, sie kannte ja dieses Hoffen und Warten — hatte sie es nicht sechs Jahre auch durchgemacht? Und das Warten war für sie doch noch leichter gewesen, als das Warten für ihn jetzt. Er sah auch schlecht aus, blaß und war mager geworden. Ob er auch so müde war, so geschlagen von erster, plötzlich einsetzender Wärme, und so matt am Wollen und am Willen? Hoffnungen, Wünsche, Begehren — ach, das kam jetzt alles so bedrohlich nah, wurde allzu lebendig.

Selbst in den übervölkerten Straßen des Berliner Ostens, durch die ihr Weg zur Schule Marie-Luise führte, roch es nach Frühling. Freilich nicht nach einem Frühling wie draußen im Vorort, wo in den Gärten der Villen die Primeln blühten, hier roch es nach Apfelsinen. Die lagen in hohen Haufen auf herumfahrenden Karren und wurden den ganzen Tag ausgeschrien: „Appelsinen, die letzten Appelsinen! Billig, spottbillig!"

„Machen wir nu unsern Ausflug?" fragten die Kinder. „Fräulein, andre Klassen haben schon einen gemacht. Wann, Fräulein, morgen? übermorgen?"

Ja, der Ausflug war fällig, Marie-Luise sah es ein, sie konnte ihn nicht länger verschieben, sie konnte die Kinder nicht mehr vertrösten auf wärmeres Wetter.

O diese Ausflüge, der Schrecken für alle Lehrer! Und für die Lehrerinnen erst recht. Vierzig Kinder und mehr — wer soll die alle in Schranken halten? Wie losgelassen stürmt eine Herde, die lange im Stall gewesen, vergessen erscheint vorerst Disziplin und gewohnter Gehorsam. Das schnattert, das plappert, das blökt und plärrt, das rennt durcheinander, das zupft und zerrt, das neckt und pufft sich, das lacht und greint, will jetzt mit der gehen, jetzt lieber mit der, hat etwas vergessen, ist jetzt schon müde und ganz wirr vor Aufregung.

„Bleibt zusammen, zerstreut euch nicht. Immer zu zweien, faßt euch an die Hände!" Und jetzt: „Sitzt ruhig im Zug! Nicht aus dem Fenster lehnen, nicht gegen die Tür!" Gott sei Dank, daß man sie nun wenigstens im Kupee hatte.

Aber als der Zug nun endlich das Weichbild der Stadt verlassen hatte, die Kinder sich mehr beruhigten, kam auch die Lehrerin wieder zu sich. Alle drin, alle glücklich verladen, nun konnte man eine Weile ruhig stillsitzen. O, das tut gut! Sie fuhren dieselbe Strecke, die sie heut morgen in aller Frühe schon einmal gefahren war, als sie die Kinder abholen ging. Aber nun fuhren sie noch weiter hinaus, ganz hinaus an den großen See: Wannsee! Vergebens hatte

Marie-Luise Treptow, Grünau, Schmetterlingslust, Eierhäuschen vorgeschlagen — ach nee, da kam man schon mal im Sommer hin, nein, man wollte dahin, wo es ganz fein war, wo die herrlichen Villen standen, wo keine Fabrikschornsteine mehr rauchten.

„Fräulein, fahren wir Kahn?“

„Fräulein, geht schon 'n Dampfschiff?“

„Fräulein, dürfen wir baden? Ich kann so gut schwimmen!“

Die Enttäuschung war groß, als es hieß: „Ins Wasser gegangen wird nicht, dazu ist es noch viel zu kalt. Wer ans Wasser geht plantschen, der darf niemals mehr einen Ausflug mitmachen.“ Das wirkte. Und es war ja auch ohne Plantschen so schön. Wie wilde Hummeln, die Honig suchen, surrten die Kinder durch die sonnenglitzernde Freiheit.

„Fräulein, was ist das für ein Vogel? Wie heißt der? Kann man den auch in den Käfig tun?“

„Ach was, das wäre ja gerade so grausam, als wenn man eine Nachtigall einsperren wollte. Solch ein Vogel muß frei sein.“

„Aber Fräulein, bei uns in'n Hause wohnt 'n Mann, der hat 'ne Nachtigall im Käfig, und die singt, weil sie blind is.“ Irma, die Tochter des Friseurs, war es, die das erzählte. Marie-Luise hatte sie noch in der Klasse, aber es war das kleine Irmchen nicht mehr mit den dünnen Mauseschwanzzöpfchen, es war jetzt schon ein Mädchen, das mit wohlgepflegtem, lockigem Bubikopf Reklame machen konnte für die Kunst des Vaters.

„Sag mal, wie heißt denn der Mann bei euch, der die Nachtigall im Käfig hat? Sowas darf man ja gar nicht.“

„Au, Fräulein“ — das Mädchen wurde vor Schrecken blutrot, „sagen Se's man ja nich weiter. Es is ja bloß von wegen die Kundschaft. Wenn die Nachtigall so schön singt beis Rasieren und Kopfwaschen, denn kommen viele Leute zu Vatern.“

Arme Nachtigall! Sie singt, weil sie eingesperrt im Käfig, blind gemacht ist! Ein unendlich trauriges Gefühl stieg in Marie-Luise auf — sonst, wenn die sehen könnte, daß die Frühlingssonne scheint, sie aber gefangen ist, würde sie gegen den Gitterdraht fliegen, sich wildflatternd die Flügel zerraufen, das Köpfchen einstoßen. „Ach!“ Marie-Luise seufzte so tief auf, daß Irma sie scheu von der Seite ansah. Ach, steckte man selber nicht auch im Käfig, konnte s i e , s i e denn frei fliegen? Und man war nicht blind, leider nicht blind, man sah die Gitterstäbe, die einsperrten, sah, fühlte, trug den Frühling in sich und durfte ihn doch nicht erleben. Mußte stets die wunschlose, die fehllose Hüterin von Kindern sein, von denen man zwar sagte: „Meine Kinder“, und die doch nicht die eigenen waren.

Was hatte das Fräulein Büchner heut' nur? Die Kinder wunderten sich: die war heut gar nicht so lustig wie sonst.

Sie saßen auf dem durch Kiefernadeln schon trocknen Boden stumm herum und verzehrten ihr Mitgebrachtes. Sie hatten unendliche Stullen bei sich. Die hätten für zwei Ausflüge gereicht, sie aber stopften die in sich hinein schon an einem Tage. Die eine hatte eine ganze Wurst, eine andre vier harte Eier, und alle hatten eine Selterflasche voll Saft. Es war, als ob jede Mutter sich zeigen wollte: wir haben's, wir geben's für unser Kind, lieber die ganze Woche dafür keinen Belag auf dem Brot. Aber es waren auch einige, die hatten nichts. Zu denen gehörte Trude Schindler. Als Irma ihr anbot, ihr mitteilen wollte, lehnte sie ab: „Ich bin schon pappsatt.“ Und zu der kleinen Levy, die von allen am hübschesten angezogen war — neues rotes Kleidchen, dazu passendes Mäntelchen und weißes Wollmützchen — sagte sie patzig: „Koschre Wurst eſſ' ich nich,“ sagte das so verächtlich, daß die schönen Augen des Judenkindes sich mit Tränen füllten.

Die Lehrerin bemerkte das nicht, sie gab heute nicht acht. Sie starrte zwischen den Kiefern durch hinaus auf die besonnte Fläche des Wassers. Oh, heute müßte es schön sein, im Kahn zu schaukeln zu zweien, zu schwimmen, Seevögeln gleich — auf, ab — ab, auf — zu zweien, zu zweien! Ob Doktor Droste jetzt wieder bald Kahn fuhr? Ob er sie dazu einlud? Sie würde Nein sagen. Denn wenn sie mitfuhr, so fern aller Welt, daß sie vergaß, daß sie Lehrerin war, ob sie sich nicht zu ihm hinbeugen würde, ihm den Mund hinhalten: „Küsse mich!“

Welche Gedanken! Schamlose Gedanken? O nein, schamlose nicht, natürliche Gedanken; Gedanken, die einem kommen konnten, kommen mußten, wenn man mit jemandem allein ist, den man so lieb hat. Hatte sie ihn denn lieb? „Ja, ja, ja!“ Ganz laut sagte sie das vor sich hin, so laut, daß die Kinder, die ihre Lehrerin beobachteten, anfingen, schallend zu lachen.

„Was lacht ihr denn?“ Wie aus Träumen auffahrend sah sie sich um.

„O Fräulein, Sie waren so komisch!“ Die Kinder lachten aufs neue. Was hatte Fräulein Büchner für einen Mund gemacht, und was für Augen! Sie konnten sich gar nicht fassen vor Amüsiertsein, sie faßten sich um,

torkelten umher und purzelten übereinander. Sie waren ausgelassen: Fräulein Büchner lächelte jetzt, jetzt war's erst schön. Eine rannte auf die Lehrerin zu, umfing sie mit beiden Armen: „Ich hab' Sie lieb!" Das hatten sie alle. Und sie umringten Marie-Luise, drängten sich an sie heran, stießen sich gegenseitig weg, zerrten sich, zankten sich um den Platz an der Lehrerin Seite. Zuletzt gingen sie weiter, Marie-Luise an jedem Arm zwei; sie ging wie beladen und um sie herum, dicht geschart, ihre Herde. Und jetzt blieb ihr Lächeln. Röte war in ihre Wangen gestiegen und Heiterkeit wieder in ihre Mienen, die Heiterkeit eines Herzens, das da weiß: ich muß viele lieben. —

Es war nun doch manches noch schön gewesen auf diesem ersten Frühlingsausflug. Aber als Marie-Luise ihre Kinder abgeliefert hatte in Berlin, alle Gott sei Dank unversehrt, wenn auch mit verwehten Haaren und ein wenig luftmüde, war sie selber todmüde: so konnte man denn doch nicht mehr laufen wie diese Kinder. Und deren Zuneigung war etwas stürmisch geworden; vor Freude, vor lauter Freude. Marie-Luise zupfte an ihrem Kleid — da war eine Falte ausgerissen, und hier fehlten Knöpfe. Ihr Haar war verweht wie das der Kinder, kleine goldne Ringel flatterten um die Schläfen. Gut, daß morgen der Unterricht erst auf 9 Uhr angesetzt war, bis ½7 konnte sie schlafen. Schlafen, ach schlafen! Sie hielt die Augen schon jetzt geschlossen, den Mund in beruhigtem Atmen leicht geöffnet. Jetzt sah sie wieder jung aus, jünger als sie war, viel jünger als heute am Vormittag. Oh, sie würde sanft schlafen, das war das einzige jetzt, was sie ersehnte. Alles andre, was heut' am Tage in ihr gewesen, rebellische Gefühle, die sie wie einen Vogel mit zerrauften Flügeln aufflattern ließen gegen das Gitter des Käfigs, waren erloschen wie die Sonne, die jetzt, rund und rot, im Westen der Eisenbahnschienen versank.

Wundersam laue, alle Wünsche einlullende Dämmerung. Sie setzte langsam die Füße, sie dachte an nichts mehr, müde, süß müde — da hörte sie eine Stimme. Sie sah in ein Gesicht und war plötzlich wieder mitten in ihrem Begehren: zu schaukeln, zu schwimmen auf weiter Wasserbahn, fern aller Welt. Niemand wußte es mehr, daß sie Lehrerin war, sie selber wußte es auch nicht. Sie neigte den Kopf gegen ihn und lächelte ihn an. Ihr Mund sagte nicht: „Küsse mich," aber ihre Augen sagten es.

Er schob seinen Arm unter den ihren, als sei das so ganz natürlich. Nun hatte er sie doch richtig erwischt! Er zog ihren Arm nahe an sich, noch näher, sie gingen unterm Dunkel von Bäumen hin, durch deren noch nacktes Gezweig das werdende Mondlicht schimmerte und die Schatten beider Gestalten wie in einen Schatten verschmolzen.

„Ich liebe Sie — ich liebe Sie schon solange," flüsterte er.

Er wagte es noch nicht, „du" zu sagen, aber sie wagte es. Sie konnte gar nicht anders, sie hatte schon immer mit „du" an ihn gedacht. „Ich liebe dich auch. Ich liebe dich schon solange!" Sie sagte das schlicht, wie selbstverständlich. Sie hatte keine Scheu mehr, es einzugestehen. Sie war nicht die Lehrerin mehr, das Fräulein Büchner, nicht die Tadellose, das Beispiel für die Klasse, vor der sie stand, sie war eine ganz andre, eine, wie noch niemand bisher sie gekannt, eine, die sich selber noch nicht gekannt hatte, eine, die diesen Mann liebte, es als ihr Recht empfand, in seinen Armen zu liegen. Ihre Küsse berauschten den Mann. Er hätte nie zu hoffen gewagt, daß dieses Mädchen, so blond und so kühl, so lieben könnte. Jungfräuliches Land, das kein Pflug noch gepflügt, nun es erschlossen, blühte es tausendfältig.

*

Was sollte nun werden? Darüber dachte Marie-Luise keinen Augenblick nach. Sie nahm jede Minute, die sie mit dem Geliebten verbringen konnte, wie ein Geschenk. Wie lange sie durstig gewesen war, das merkte sie jetzt erst, und sie trank, trank mit unendlichem Genuß. Genoß seine Begegnung, genoß seinen Besuch bei der Mutter, genoß jeden Händedruck, jedes Augenwinken, jedes Sichtreffen zu einem kurzen Spaziergang am Abend, wenn es dunkelte.

Anders der Mann; ihm konnte das nicht genügen. Ganz oder gar nicht: er wollte sie zu der Seinen machen. Aber konnte er das? Alwin Droste war ein ehrlicher Mensch; nicht nur ehrlich in seinem Beruf — er hätte mehr Praxis gehabt, hätte er es über sich gebracht, völlige Herstellung zuzusichern, wenn er auch nicht an sie glaubte — er war auch ehrlich gegen sich selber. Ja, er liebte Marie-Luise, liebte sie heiß, konnte sich keine passendere Gefährtin für sein Leben, keine bessere Mutter für seine Kinder denken. Die Blicke des Arztes weideten sich an ihrer Gestalt: wie kräftig, nichts Modern-Jünglinghaftes, weich, voll, breit gebaut, ein Weib, geschaffen zur Mutterschaft, und doch noch so schlank, daß ein Hauch unberührter Jungfräulichkeit über ihr war.

Marie-Luise hatte ihre alte Frische wiedergefunden, ihr tiefinneres Glück ließ sie noch einmal aufblühen. Wie weggeblasen alle trüben Gedanken und die leis keimende Unzufriedenheit mit ihrem Beruf. Nein, diesen Beruf liebte sie innig, lebte in ihm mit Freudigkeit, mit einer Seelenheiterkeit, die ihre Klasse jetzt weit mehr anspornte, als all ihre Bemühungen zuvor.

Ob sie niemals an die völlige, an die letzte große Vereinigung dachte? Wenn Alwin Droste sie an sich zog, abends, wenn niemand mehr um dem Weg war, nur sie beide noch zwischen blühenden Büschen gingen und den Sehnsuchtsruf einer Nachtigall hörten, dann zitterte der Mann vor Verlangen. Die Hand, die sich um ihren weißen Hals legte, um ihr lächelndes Gesicht nah, ganz nah zu sich aufzuheben, wurde heiß, sein Atem ging rasch. Konnte er sie denn nicht heiraten? War es ihm nicht möglich, sie zu seiner Frau machen? Warum nicht? Wenn sie sich ganz, ganz bescheiden einrichten würden, so bescheiden lebten wie seine Eltern, die jetzt in einen ganz kleinen Ort der Mark sich zurückgezogen hatten, da, ohne weitere Ausgaben als fürs Essen, die Feuerung und das Schuhwerk, von ihrer Pension existieren konnten? Aber das waren Leute, die weder geistige noch leibliche Bedürfnisse hatten. Nichts mehr sehen, nichts mehr hören wollten, das Deckbett sich über die Ohren zogen. Nein, das konnte er nicht! Und das wollte er nicht. Dazu hatte er sein Studium sich nicht erhungert, seine Examina sich nicht erhungert, sich nicht durch allerlei Mühen soweit gebracht. Viel war's freilich noch nicht, was er erreicht hatte — aber würde seine Praxis nicht größer werden, wenn er nur die Geduld hatte, zu warten? Aber kann man warten, wenn man verliebt ist — so verliebt? Er war oft verworren und unglücklich. Er wußte von Kollegen, daß die Jahre und Jahre gewartet hatten, bis ihre Situation so geworden war, daß sie sich verheiraten konnten. „Verkaufen", ja, das konnte man sich — ein vermögendes Mädchen, dann konnte man eher heiraten. Seine Mutter hatte einmal allen Ernstes gesagt: „Du mußt eine Frau haben, die ein bißchen was hat, sonst ist's zu schwer" — aber hatte Marie-Luise denn was? Oh, mehr als ein bißchen, so viel, so viel! Nur kein Geld hatte sie. Nein, es ging nicht, es ging nicht! Bei seinen bisherigen Einkünften war an Heiraten nicht zu denken! Aber, wenn er ohne Bedenken wäre, leichtsinnig, gewissenlos, einzig seinem Begehren folgte, ob sie dann wohl — aber nein, nein, das tat er doch nicht, dazu liebte er sie zu sehr, achtete sie viel zu sehr! Sie durfte nicht zu jenen gehören, die — nein, er versuchte sie nicht. Er biß nachts in sein Kissen und weinte laut.

In solchen verzweifelten Nächten dachte Droste daran, zu entfliehen, alles hier aufzugeben, was er sich mühsam errungen hatte, eine Schiffsarztstelle anzunehmen, um dann in weiter Ferne unter neuen Eindrücken die Sache endgültig loszuwerden. Und doch sprach er ihr von Heiraten.

Es war an dem Tage, an dem die Beerdigung von Frau Professor Büchner stattgefunden hatte. Es war sehr schnell gegangen mit der armen Frau. Marie-Luise hatte in der Nacht plötzlich die Mutter rufen hören, freundlich, gar nicht ängstlich, und doch war sie aufgefahren in jähem Schrecken. Die Mutter hatte ihr schon tagelang gar nicht gefallen wollen, sie war viel hinfälliger geworden in letzter Zeit und auf einmal merkwürdig sanft. Auch öftere Ohnmachten hatten sich eingestellt, die schob Alwin Droste auf die sehr rasch zunehmende Verkalkung. Als Marie-Luise nun ins Zimmer der Mutter stürzte, lag die vor ihrem Bett am Boden. Die Tochter hob den Kopf der Hingesunkenen auf ihre Knie und streichelte das vom Leiden so fein gewordne alte Gesicht. Es wurde immer feiner und jetzt auch kälter, rasch immer kälter. „Mutter, Mutter!" Kein aus der Ohnmacht Zusichkommen. Da schrie Marie-Luise um Hilfe.

Die Gläßners hatten ihr treulich beigestanden und vor allem Alwin. Nun saßen sie auf Marie-Luises Schlafsofa, in dem plötzlich so leer gewordnen und öden Eßzimmer. Eine große Trauer war in der Tochter; sie hatte tapfer mit sich gekämpft, keine Szene auf dem Friedhof gemacht, still hatte sie dem Sinken des Sarges zugesehen und statt lieblosen Sandes Hände voll Rosen hinabgestreut. Sie hatte auch dem Rektor — im schwarzen Rock und Zylinder war der herausgekommen, mit einer Anzahl größerer Kinder, die in vierstimmigem Chor das ‚Es ist bestimmt in Gottes Rat' sangen, — die Hand gegeben und ihm Dank gesagt für seine Teilnahme. Herr Volbert war erregter und scheinbar ergriffner gewesen als sie, dachte er doch im stillen: ‚Ach, wäre das deine Schwiegermutter gewesen!'

Marie-Luise war ganz ruhig geblieben, ganz gefaßt, wie betäubt hatte sie Margas Umarmungen über sich ergehen lassen, aber nun, jetzt, da alles vorüber war, sie, eben von der Beerdigung gekommen, mit dem Geliebten allein war, ganz ohne Zeugen,

er ihre Hand gefaßt hielt und die sanft streichelte, konnte sie nicht mehr an sich halten. Sie lehnte den Kopf an seine Schulter und weinte herzbrechend.

Er wurde sehr bleich, seine Stimme kämpfte gegen etwas an, das ihn zu ersticken drohte, sich aber herauszwängte, ohne daß er es eigentlich wollte; er mußte plötzlich sprechen: „Wann heiraten wir?" Sie gab keine Antwort, rührte sich nicht an seiner Schulter. Da wiederholte er noch einmal: „Wann heiraten wir?" Und diesmal kam es klarer heraus, klang es fester in einem alles überwindenden Entschluß.

Hatte sie es nicht gehört, gab sie noch immer keine Antwort? Ja, sie hatte es gehört, ihr Weinen ließ nach, jetzt hörte es plötzlich ganz auf. Und sich so unvermutet aufrichtend, daß er fast erschrak, nun, nun würde sie sicher antworten: ‚Sobald als möglich' — sagte sie, unter Tränen lächelnd: „Was für eine Idee! Du Lieber, Guter! Wir heiraten doch nicht."

„Warum nicht, warum denn nicht?" Jetzt verbohrte er sich plötzlich in seinen Entschluß. „Aber natürlich heiraten wir; jetzt wo du so allein stehst!"

Sie schüttelte verneinend den Kopf; dieses Lächeln, das sie jetzt zeigte, das kannte er noch nicht an ihr: Trauer, Freude, Dankbarkeit, Glück, Zuversicht, Stolz, Wehmut, alles das war in ihrem Lächeln — und Resignation. „Alwin, nein, wir heiraten nicht. Es sei ferne von mir, mich dir anzuhängen als Hemmschuh. Nein, du bist viel zu jung, erst siebenundzwanzig, ich bin älter, ich muß die Verständigere sein von uns beiden. Du mußt dich erst durchsetzen in deinem Beruf. Und bis dahin bin ich viel zu alt."

„Unsinn, alles Unsinn, was du da redest. Natürlich heiraten wir, ich habe mir schon alles reiflich überlegt. Meine Wohnung reicht aus, sie ist groß genug für zwei Menschen, die sich so lieb haben wie wir; deine Möbel bringst du mit, die werden es uns gemütlicher machen. Warum willst du nicht?"

„Weil es nicht geht." Ihre Tränen waren versiegt, sie sah ernst und entschlossen aus.

Er bedrängte sie förmlich; seine Leidenschaft war aufs neue entfacht, tötete alle bisherigen Gegengründe; er mußte sie besitzen, und da das nicht anders sein konnte, so mußten sie heiraten. „Ich liebe dich, ich liebe dich doch so," stammelte er und legte den Kopf in ihren Schoß.

Sie streichelte sanft sein Haar. „Sei vernünftig," bat sie, „mach' es uns nicht so schwer! Du würdest mir zuliebe eine sorgenvolle, vielleicht armselige Existenz gern auf dich nehmen, ja, das weiß ich — sei still!" Sie legte ihm die Hand auf den Mund, er war aufgefahren, wollte beteuern, beschwören. „Was heißt armselig, ach, was sorgenvoll! Wenn ich mal keinen Pfennig hätte, das würde ich nicht tragisch nehmen. Wenn ich nur dich habe!"

„Wie lieb du bist!" Sie küßte ihn innig. „Ich danke dir, daß ich" — was sie weiter sagen wollte, konnte sie nicht sagen, es klopfte an der Tür. Herein trat Marga, und hinter ihr tauchte die Ebertz auf. Die alte Kollegin war auch bei der Beerdigung gewesen; dann waren sie erst noch eine Stunde herumgetrödelt, um Marie-Luise etwas Zeit zu lassen, jetzt aber kamen sie her. Marga war sehr weich. Sie umarmte die Freundin in heftiger Rührung. „Ach, meine arme Marie-Luise, meine geliebte Marie-Luise, nun bist du allein wie ich!" Ihre Tränen und Küsse überschauerten die in ihrem schwarzen Kleid still Dastehende.

Wer war das? Unwillig streifte des Doktors Blick Marga Moebius. Eine schöne Person, aber, wie es schien, etwas exaltiert. „Willst du mich vorstellen, bitte!"

Marga stutzte: ‚Du'?! Er sagte ‚du'?! Ihre Augen blickten scharf, sie begannen zu funkeln. Nun war es ihr auf einmal klar: ein Mann, dieser Mann war zwischen sie beide getreten. Und sie hatte gehofft, daß nun, da die Mutter gestorben war, die Freundin ihr wieder mehr, nein, ausschließlich gehören würde. Jähe Eifersucht flammte in ihr auf und machte sie ungerecht: dieser Mann war wie alle Männer, dumm und störend. Ihr sonst so weicher Alt wurde hart, sie sprach völlig anders, als es sonst ihre Art war.

Auch Doktor Droste war nicht liebenswürdig, er hatte so gar keine Lust, sich zu unterhalten, seine Gedanken beschäftigten sich unausgesetzt mit dem, was er eben mit der Geliebten besprochen hatte. „Ich danke dir, daß ich" — da waren sie unterbrochen worden, gerade da. Was hatte sie noch sagen wollen? Oh, diese beiden verfluchten Weiber, wenn sie doch zum Teufel gingen! Aber sie gingen nicht. Marie-Luise hatte sie gebeten abzulegen; die beiden hatten solch weiten Weg gemacht, besonders die gute Ebertz — sie sah ja auch gern, wenn die noch ein wenig blieb, das gab ihr Zeit, sich zu fassen, zu überlegen: ach, sie liebte ihn ja so sehr — aber nein, nein! Und die beiden da waren noch etwas von früher, aus damals noch sorgenloserer Zeit. Sie klammerte sich förmlich an Melitta Ebertz.

Und Fräulein Ebertz war glücklich, das zu fühlen, und stolz, daß sie offenbar der Moebius vorgezogen wurde. Die Freundschaft zwischen den beiden schien in der Tat nicht mehr so heiß: was mochte wohl der Grund zu dieser Entfremdung sein, vielleicht dieser Herr Doktor? Sie beäugte den kritisch, und er gefiel ihr. Als Marie-Luise einmal ins Nebenzimmer ging, benutzte sie die Gelegenheit, dieser nachzugehen. Sie faßte das Mädchen um und sagte herzlich: „Bei allem Leid, das Sie jetzt haben, kommt es mir doch vor, als schiene hier ein bißchen Sonne. Und darüber bin ich froh für Sie — der Mensch braucht Sonne — wirklich aufrichtig froh. Ich hab's Ihnen ja schon früher gesagt, Büchner, Sie werden sich verheiraten. Na, und nu, darf man gratulieren, Büchner?"

Marie-Luise war zusammengezuckt, ihr erstes Gefühl war ein Verletztsein. Aber als sie in das Gesicht sah, dessen stumpfe, alltägliche Züge von einem aufrichtigen, freundschaftlichen Mitgefühl verschönt waren, empfand sie diese Frage nicht mehr als unzart. Im Gegenteil, es war ihr wie ein Trost, daß sie, die keine Mutter mehr hatte, der alten Kollegin den Arm um den Hals legen konnte und ihr einen Kuß geben. „Ja, ich weiß, Sie meinen es gut mit mir — aber ach, Fräulein Ebertz, da ist nichts zu gratulieren, gar nichts!" Und ihre Stimme klang sehr traurig.

„Wie, sollte ich mich denn so geirrt haben? Der will Sie gar nicht heiraten?" Die Ebertz war höchst erschrocken, förmlich gekränkt in die Seele der andern hinein, und das so sehr, daß Marie-Luise wehmütig lächeln mußte: ah, wenn die wüßte, daß er wohl heiraten wollte, daß sie, sie es war, die nicht wollte! Was würde die gute Ebertz wohl dazu sagen, die würde sie gar nicht begreifen, aber sie durfte nicht anders. Er sollte nicht unter Sorgen seufzen, die unendlich niederziehend sind durch ihre sich stets erneuernde Wiederholung: das tägliche Brot, die Miete, die Kleidung. Wo diese Alltäglichkeiten immer die ersten Sorgen sein müssen, da kann kein Glück gedeihen. O, er war zu schade dafür! Ja, wenn sie Geld hätte, ihm so viel wenigstens zubrächte, daß diese gemeinsten Sorgen ihm abgenommen waren, ja, wenn das wäre, dann — aber war es denn nicht so? Hatte sie nicht einen Beruf, verdiente, ernährte sich selber? Plötzlich stutzte sie: wo hatte sie nur ihre Gedanken gehabt, hatten die Schatten des Todes alles so umdüstert, daß sie nur schwarz sah, einzig und allein nur schwarz? War es denn nicht so, daß sie ihm, auch ohne Vermögen, eine Erleichterung der alltäglichen Sorgen schuf? Dreihundertvierzig Mark. Es war keine hohe Summe, es war ein sich monatlich wiederholendes Gehalt, ein stetiger Beitrag. Dreihundertvierzig Mark — davon müssen andere ganz leben, haben gar nichts weiter mehr, und er verdiente doch auch etwas, und wenn er nur ein bißchen Glück hatte, dann verdiente er bald mehr, die Leute mußten doch sehen, welch guter Arzt er war, sie würden, nein, sie mußten sich ihm in kranken Tagen anvertrauen. Es konnte gar nicht anders sein, er war bald ein vielbeschäftigter Arzt. Und bis dahin half sie.

Sie fühlte plötzlich eine Freudigkeit, eine so alles überströmende helle Sicherheit, daß sie sich ihm am liebsten an den Hals gestürzt hätte: ‚Ich kann dein sein, ohne daß ich dir durch mich eine Last aufbürde. Dir anhänge wie ein Hemmschuh, dich an allem hindere, um voranzukommen. Nein, ich bin ja gar nicht so arm, wie ich meinte, ich bin angestellt, ich habe meine Schule, wenn ich die verliere, verliere ich sie nur durch eigene Schuld; aber ich werde sie nicht verlieren. Also warum meine Angst, mein unbegreifliches Widerstreben? Ach, verzeih, ich begreife mich jetzt selber nicht mehr!'

Mit der Schnelligkeit eines erleuchtenden Blitzes war dies alles Marie-Luise durch den Sinn geschossen; als sie jetzt ins Zimmer zurückkehrte, das sie eben erst verlassen hatte, sah sie ganz anders aus. Vorhin war sie sehr bleich gewesen, jetzt glühte sie; in ihren armen, verweinten Augen leuchtete es auf, als ein Blick des Geliebten sie traf.

Der Doktor sah sie prüfend an, fragend, erwägend — „ich danke dir, daß ich" — was hatte sie nur sagen wollen, als sie so störend unterbrochen wurden? Fast streng war sie ihm vorhin erschienen, unnahbar in ihrer Entschlossenheit, jetzt sah sie nicht mehr so ernst aus — ach, und jetzt lächelte sie, ja, jetzt lächelte sie sogar! So lieb, so lieb! In ihrem Blick war ein heimliches Grüßen, in froher Überraschung sah er es: war das nicht wie eine unausgesprochene Zusicherung für ihn? Wenn nur die zwei Damen gingen! Und jetzt dachte auch Marie-Luise: ‚Wenn sie nur gingen!' O, wie war er vor ihr zusammengebrochen, hatte stöhnend den Kopf in ihrem Schoß verborgen, wie hatte sie nur so an sich halten können, anstatt ihn fest in die Arme zu nehmen?

Vorhin, ja vorhin! Das galt jetzt nicht mehr. Jetzt rief es in ihr, in jauchzender Liebe: ‚Ich werde sein!'

(Schluß des Romans im nächsten Heft)



Die Galerie des 19. Jahrhunderts in Wien

Dr. Franz Martin Haberditzl

Im Frühjahr 1923 wurde im Unteren Belvedere das Barockmuseum eröffnet, im Herbst 1924 im Oberen Belvedere die Galerie des 19. Jahrhunderts. In der Orangerie des Belvedere soll in nächster Zeit die Moderne Galerie errichtet werden.

Das ist keine Sensationsmeldung aus dem Westen Amerikas über die fabelhaft rasch aufeinanderfolgende Gründung von drei neuen Museen, es ist ein Bericht über das endliche Reifen und Gestaltwerden lang-gehegter Schößlinge aus dem alten, musea-len Bereich des Belvedere zu Wien. Fabel-haft mag nur dem Laien die magnetische Kraft erscheinen, die in dramatischer Ein-heit von Ort und Handlung aus hundert-fünfzigjähriger Entwicklung auch die neuen Formen schuf.

Noch heute inmitten der Großstadt in prächtiger, gartenumschlossener Beschaulich-keit von ihrem Getriebe unbehelligt, waren die von Lucas Hildebrandt erbauten Bel-vedereschlösser, beherrschend in dem südlich vor den Toren Wiens allmählich ansteigenden Gelände aufgerichtet, das stolze Wahrzeichen ihres Herrn, des siegreichen Gestalters des neuen barocken Österreich: des edlen Ritters Prinz Eugen. Ein Menschenalter nach dem

Frühstück. Gemälde von Anton Romako. 1834—1889

Tode des Heros ist sein herrlicher Sommersitz Belvedere als ein wesenloses Erbstück entschwundener Zeit im Besitz der kaiserlichen Hofhaltung und wird zur idealen Stätte neuer Gedanken. 1775 übersiedelte die kaiserliche Bildergalerie aus der Stallburg in das Obere Belvedere als selbständiger Statthalter des Aufklärungsgeistes. Im Unteren Belvedere erstand die Ambrasersammlung, die eigenartigste und bedeutendste Kunst- und Wunderkammer barocken Sammelgeistes als Museum. Im antikisch geläuterten Europa waren die Museen der Allgemeinheit wiedererstanden. Ihren kühnsten, einseitig und gewalttätig übersteigerten Entwurf gab Napoleon, der für die kurze Zeit seines Imperiums die besten Kunstwerke aus aller besiegten Herren Ländern Europas im Zentralmuseum zu Paris vereinigte.

Ambrasersammlung, Belvederegalerie und Zentralmuseum stellen schon im beginnenden 19. Jahrhundert die drei wesentlichen Arten musealer Gestaltung dar, die Galerie in entwicklungsgeschichtlicher, die beiden anderen in grundsätzlicher Weise. Die seltsamste Aufgabe, eine Aufgabe von europäischer Bedeutung, erfüllte die Galerie im Verlauf eines Jahrhunderts. Sie hatte nicht nur ihre hochberühmten Meisterwerke der Vergangenheit der Öffentlichkeit in bester Erhaltung zu zeigen, sie war berufen, die vaterländische Kunst ihrer eigenen Zeit in einer modernen Abteilung zu veranschaulichen. Die Erfüllung beider Aufgaben hatte wesentlichen Anteil an der Gestaltung der Galerie des 19. Jahrhunderts. Richtunggebend war der neuartige Dienst des Museums im öffentlichen Leben. Ihre mechanische Auswirkung aber war die Anschaffung



Der Abschied des Herzogs
Ausschnitt aus einem Gemälde von Ludwig Ferdinand Schnorr von Carolsfeld. 1789—1853

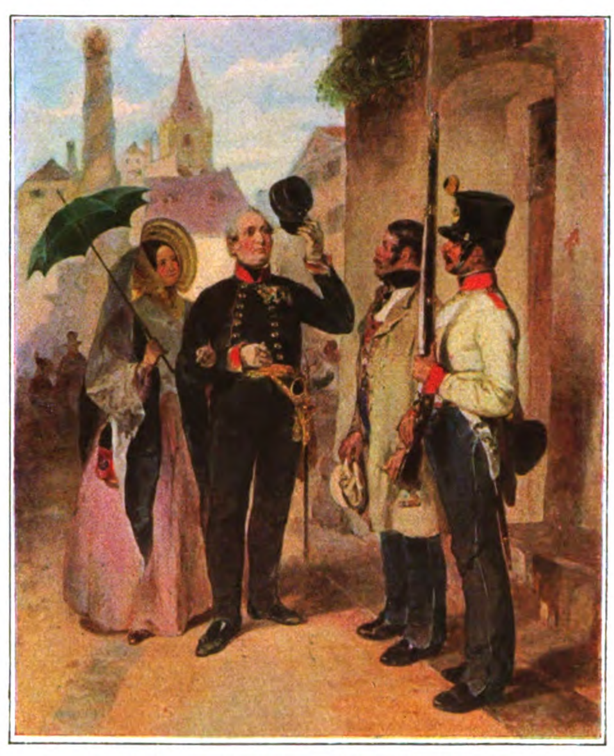


Die arme Offizierswitwe. Gemälde von Peter Fendi. 1793—1842

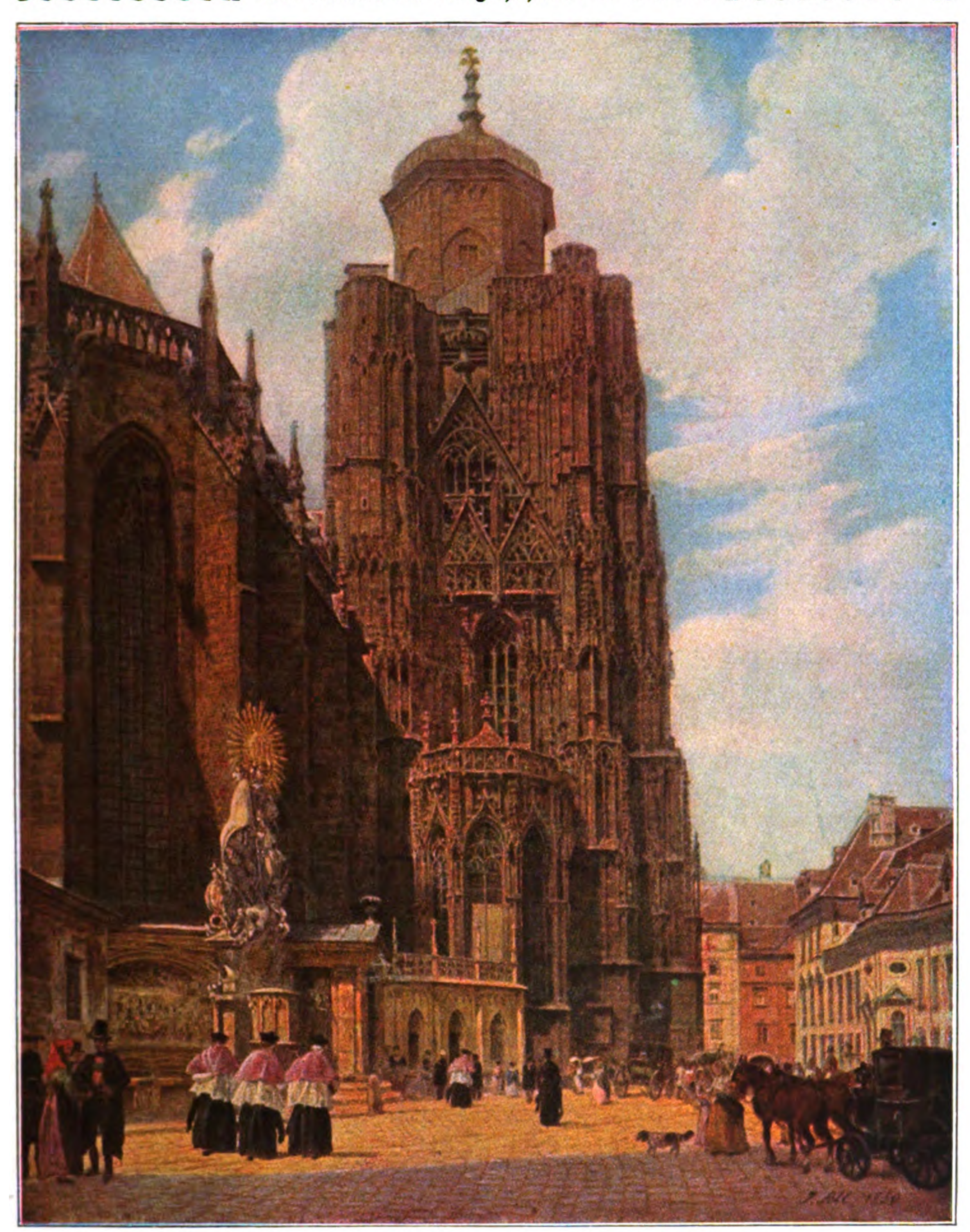
monumentaler Gemälde für die moderne Abteilung und die Herstellung akademischer Historienmalerei mit erhebenden Themen in gewaltigen Ausmaßen im Wettbewerb mit den Alten. Heinrich Füger, der prächtige Januskopf des Klassizismus, zeigte in der modernen Abteilung der Belvederegalerie nur sein rückwärts gewandtes Gesicht, dem dynastische Allegorien großrubenshaft, edle Handlungen nur im antiken Gewand erschienen, nicht aber sein auf die Umwelt gerichtetes scharfes Auge, das im malerischen Bildnis ihrer Gestalten Meisterwerke schuf, im geistvollen Miniaturbildnis zu internationaler Berühmtheit gelangte. Von den Werken der nächsten Generation sind die beiden Gemälde „Abschied und Rückkehr des Landwehrmannes" von Peter Krafft in dieser Abteilung zu nennen: herzhafter Beginn einer heimischen Genremalerei, aber heroisch in Naturgröße aufgemacht. Dann als Beispiele, da Oberitalien zu Österreich gehörte, zweimal das gleiche Thema, die Gerechtigkeit des Dogen Foscari, in Kolossalgemälden der Italiener Hayez und Grigoletti, im Umfang ihren großen Vorfahren ähnlich, dann von Karl Rahl ein Manfredthema in Riesenausmaß, ein Manfredthema von Eduard Engerth als Ergänzung. Das Ausmaß dieser wenigen Beispiele von Ergänzungen ist erdrückend, hinreichend, zu beweisen, daß die Belvederegalerie die Fülle unmöglich fassen konnte. Ein neues Museum mußte in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts erbaut werden, das schließlich als Zentralmuseum des habsburgischen Kunstbesitzes im mächtigen Ringstraßenbau des Kunsthistorischen Museums erstand. Belvederegalerie und Ambrasersammlung übersiedelten aus dem Belvedere in den Neubau.

Doch kaum war die Übersiedlung durchgeführt worden, zeigten sich im Belvedere, und zwar im Unteren Belvedere, die Anfänge einer neuen Galerie, die vom Staate 1903 als Moderne Galerie errichtet wurde. Das war eine museale Sezession, entsprechend den Sezessionen der Künstlerverbände um die Jahrhundertwende. Denn die moderne Abteilung der Kaiserlichen Galerie war begreiflicherweise seit 1775 in das höchste Greisenalter gelangt. Die Organisation der neuen Galerie ist Friedrich Dörnhöffer, dem jetzigen Generaldirektor der bayrischen

Kunstsammlungen, zu danken. Ihr Aufbau erfaßt die künstlerische Qualität von Grund aus, fügt Stütze um Stütze aus dem besten Material der Vergangenheit zu wesentlicher musealer Verbindung mit der zeitgenössischen Kunst. Und so entsteht in den vorläufigen Einbauten des Unteren Belvedere eine merkwürdige fortschrittliche und rückläufige Bewegung, die in wenigen Jahren, ausgreifend bis zur heimischen Gotik, jene Kostbarkeiten unter Dach schafft, die im Oberen Belvedere längst hätten unter Fach gebracht sein sollen. — Zum erstenmal wird das überragende Lebenswerk Ferdinand Georg Waldmüllers in seinen besten Schöpfungen museal sichtbar: Vorfrühling im Wienerwald, die Kinder vor der Fronleichnamsprozession, der Praterbaum, die kostbaren kleinen Landschaften des Salzkammergutes aus den dreißiger Jahren, Bildnisse, die sonnigen späten Bilder der bäurischen Landschaft Niederösterreichs; aus dem Nachlaß Karl Schuchs, des Österreichers aus dem Leiblkreis, werden hervorragende Gemälde aus allen Zeiten seines Schaffens erworben: frühe italienische Landschaften, das Küchenstilleben aus Venedig, die große Waldlandschaft, ein Selbstbildnis, die späten meisterhaften Stilleben, dazu Werke seines Freundes Wilhelm Leibl, wie das Bildnis der Gräfin Treuberg, eine Studie der Kritiker und der Kopf einer Bäuerin, dann von Wilhelm Trübner der Landwehroffizier und ein Buchenwald. Haiders Landschaft deutscher Dichtung „Über allen Gipfeln ist Ruh'", von Hans von Marées ein Bildniskopf und eine frühe Landschaftsstudie. Arnold Böcklins große Meeresidylle und sein Bildnis Lenbachs. Werke von Liebermann, Uhde, Zügel werden gekauft. Eine Vereinigung von Kunstfreunden entsteht, um die Ziele der neuen Galerie zu fördern. Dem Galerieverein ist die Erwerbung von Hauptwerken Waldmüllers, aus dem deutschen Kunstschaffen die Widmung des erlesenen, ergreifenden Bildnisses der Stiefmutter von Anselm Feuerbach zu verdanken. Mit Ausnahme eines Selbstbildnisses von Feuerbach, das ihr gewidmet worden war, besaß ja die moderne Abteilung der Kaiserlichen Galerie vom reichen Kunstschaffen Deutschlands im 19. Jahrhundert kein Beispiel. Sie besaß auch nichts von den Schöpfungen der Malerei Frankreichs im 19. Jahrhundert; nur ein Reiterbildnis Napoleons von Jacques Louis David war ihr in den dreißiger Jahren aus Mailand überstellt worden, mitten hinein zwischen die Peripathetiker des Klassizismus, wie ein in Farben explodierendes Sprengstück. Nun kommen auch Franzosen in die moderne Staatsgalerie im Unteren Belvedere. Die Wiener Künstlervereinigung Sezession widmet eine blühende Landschaft Vincents van Gogh und den Koch von Manet, Monets klassische Gestaltung der Impression im Bilde „Fischer an der Seine" wird erworben. Daumiers aus bäuerischer Erde in die Landschaft geformter Sancho Pansa, Renoirs aus dem Farbenzauber der Landschaft erstrahlende Badende, eine Puitsnoirs-Landschaft von Courbet, ein großes Stück Natur. Das sind Beispiele. In fünf Jahren wird von Friedrich Dörnhöffer eine ideale Ergänzung der hundertvierzigjährigen moder-



Der Wachtposten. Gemälde von Karl Schindler. 1821—1842



Der Stephansdom in Wien vor seinem Umbau 1850. Gemälde von Jakob Alt. 1789—1872

nen Abteilung bis zu den großen heimischen Barockmeistern, einem Maulbertsch, Troger, Kremserschmidt geschaffen, räumlich, verwaltungstechnisch von der Kaiserlichen Galerie geschieden, aber in stetem geistigen Bezug auf sie.

Immer reichere Ernte wurde im folgenden Jahrzehnt geborgen: Anselm Feuerbachs monumentales, seelisches Erlebnis „Orpheus und Eurydike", Hans von Marées' Bildnis des Dichters Marbach von edelstem Gehalt, Courbets erschütternde Macht im „Verwundeten", Géricaults „Trompeter" Delacroix' leidenschaftliche Glut der Farben im „Blumenstück", seine visionäre Gestaltung der Skizze „Jakob ringt mit dem Engel", Millets bezwingendes Pathos im „Herbstacker", ein Frauenbildnis Corots, Renoirs „Badende", alle die Fremden und Großen werden heimisch unter der einhei-



Fischer an der Seine bei Poissy. Gemälde von Claude Monet. 1840—1826

mischen wahren Eigenart, die aus zeitlichem Abstand zu allgemeiner Geltung eifrigst emporgeholt wird.

Und 1924 gewinnt die geistige Beziehung der beiden musealen Wesen räumliche Gestalt in der Galerie des 19. Jahrhunderts im Oberen Belvedere. Für den Zeitgenossen schier Unwahrscheinliches, für den Historiker ganz Selbstverständliches war inzwischen geschehen. Als die im Unteren Belvedere kärglich und notdürftig untergebrachte staatliche Galerie auf eingebauten Wänden ihre neuen Erwerbungen zu zeigen begann, fügte es mit automatischer Symbolkraft der Zufall, daß die in prunkender Fülle im Kunsthistorischen Museum aufgestellte moderne Abteilung vorübergehend geschlossen wurde.

Es gingen wenige Jahre vorüber und Kaiser Franz Josef bestimmte, daß dreißig Gemälde der verschlossenen modernen Abteilung vorläufig ins Untere Belvedere eingereiht werden dürfen. Aus dem Zusammenschluß der vereinzelten Werke von da und dort wurden geliebte Meister lebendig: Danhauser, Schwind, Makart, Pettenkofen. Die drei bekannten Gemälde des erzählenden Genres von Danhauser: der Prasser, die Klostersuppe, die Testamenteröffnung aus der Kaiserlichen Galerie fügten sich ein zwischen Romanlektüre und Mutterliebe, zwischen dem nur stofflich in schweren, dunklen, kostbaren Farben ausgebreiteten figuralen Stilleben und dem aus ätherisch-lichten Farbnuancen gedichteten Stilleben seelischer Zusammenfassung, dem edelsten Bilde Danhausers. Der Prasser und die Klostersuppe sind Gegenstücke der Dekoration, Illustration eines Schauspieles, eines Romanes. Dessen moralische Gesinnung aber ist dem Ethos der Malerei nicht wesensgleich. Um solches Ethos ringt die Malerei des 19. Jahrhunderts mit innigstem Bemühen, kämpft gegen eine Überfülle von Darstellungsstoffen, wie sie noch kein Jahrhundert vorher gebar, ausgesetzt den Verführungen aller Schwesterkünste, die sich im Theater zum lauten Chor vereinigen.

Museum und Theater bieten im 19. Jahrhundert dem Volke die Kunst dar, langsam wie im Fegfeuer das Ethos der einzelnen Künste erhärtend. Aus Märchenpoesien, Sage und Geschichte gestaltete Moritz Schwind seine Bilder, die nun im Unteren Belvedere zusammenkamen: Die



Familie Dr. Eltz in Ischl. Gemälde von Ferdinand Georg Waldmüller. 1793—1865

Aquarellentwürfe zur schönen Melusine, den knorrigen Rübezahl im tiefen Wald, Erlkönigs wehenden Spuk, Kaiser Max auf der Martinswand. Aber der Zauberring, der die Werke des Meisters nun zusammenschloß, barg auch einen Edelstein besonderer Leuchtkraft, das kleine Bildnis Anna Schwinds, der Tochter des Künstlers, mit dem Sonnenschirm, ein köstliches Farbenerlebnis, nur allein der bildenden Kunst zu eigen, wie die Anekdote bezeichnend sagt: aus den Farbresten einer Palette im Atelier Spitzwegs gemalt. Schärfster Gegensatz dazu: Hans Makarts Riesenleinwand „Der Triumph der Ariadne" kommt zu den Bildern der fünf Sinne, zum Bildnis der Frau Plach als Leihgabe aus der Kaiserlichen Galerie ins Untere Belvedere, nur aufstellbar im großen Marmorsaal als Gegenstück zu Klingers „Christus im Olymp", vor den Torwänden aufgebaut. Das Museum wird zum theatralischen Zuschauerraum, wie ihn die stolze Reihe der pompösen Kolossalgemälde sich im 19. Jahrhundert immer wieder im Museum erzwingen wollte und, schon einmal, im Oberen Belvedere den Raum zersprengte. Vollends im Marmorsaal des Unteren Belvedere, das ja nur vorläufig dem Sammeldienst für eine zu erbauende Moderne Galerie gewidmet worden war,



Dame am Spinett
Gemälde von Hans Makart
1840—1884

wirkte Makarts Triumph, vorzüglich im farbenprächtigen Improvisationsstil alle Beispiele der Art überragend, als theatralischer Vorhang; als Vorwand, als eine Vorwand vor einer eigentümlichen barocken Welt in den Marmorwänden dahinter in Altomontes Fresken eines barocken Olymps darüber, im Freskenraum daneben, in den Räumen ringsum mit Jonas Drentwetts Grotesken, dem Spiegelsaal, der Marmorgalerie. In dieser Marmorgalerie erspähte Albert Ilg vor vierzig Jahren, leidenschaftlich um die Erforschung der heimischen Barockkunst bemüht, hinter den hohen Wandschränken der Ambrasersammlung die barocken Marmorgötter Parodis und meinte, daß mit der Übersiedlung der Ambrasersammlung in das Kaiserliche Museum der noch zum Teil erhaltene Schmuck der Räume Prinz Eugens endlich zu Ehren käme. Aber erst als die Tradition des barocken Zeitalters im Weltkrieg ganz zerfiel, konnte das Barockmuseum im Unteren Belvedere erstehen.

Ins Obere Belvedere aber, das von Wohnzwecken wieder frei wurde — so frei, daß eine Spielbank daraus Kapital schlagen wollte —, drängte die Fülle der aufgestapelten Kunstwerke des 19. Jahrhunderts, mit den Leihgaben aus der Kaiserlichen Galerie, mit der ganzen schwerfälligen modernen Abteilung, die wieder heimfand ins alte Haus, mit wertvollen Leihgaben aus der Gemäldegalerie der Akademie der bildenden Künste, mit wichtigen Neuerwerbungen: eine reiche Lese der verschiedensten Art, die eine Auslese der Kunst des Jahrhunderts, aus dem wir erwachsen sind, gab. Es wurde eine Österreichische Galerie, von der Aufklä-



Der Kuß. Gemälde von August von Pettenkofen. 1822—1889

rungszeit des Regimes Fügers über bürgerliche Tugend zu Waldmüllers Gediegenheit, über Makarts Triumph zu Emil Jakob Schindlers Abgeklärtheit am Ende des Jahrhunderts trotz Vormärz und Gründerzeit von einheitlichem Charakter.

Bildnisse und Bildnisminiaturen von Füger machen den Anfang. Die Miniaturen, eine Porträtgalerie barocker Feudalität, gesehen durch das umgekehrte Perspektiv der Zeit, der Freiheit und Allgemeinheit als Ideale groß erschienen, waren Juwelen der

Gesellschaftsspiel. Gemälde von Moritz von Schwind. 1804—1871

Frühling im Prater. Ausschnitt aus einem Gemälde von Tina Blau-Lang. 1845—1916



Der Prasser. Gemälde von Josef Danhauser. 1805—1845

Mode stolzer Heimlichkeit künstlerischen Besitzes geworden. Füger und Daffinger schufen in Österreich, im Wettbewerb französische Miniaturisten auf dem Wiener Kongreß, einen Reichtum an Feingehalt und Anmut daraus. Fügers große Bildnisse in der Galerie bezeichnen noch deutlicher die Gedanken der neuen Zeit, der idealistischen Richtung: die Opernsängerin Eva Saal als Muse, Fügers Bruder, der Klaviervirtuose, aussehend wie ein Chevalier, er selbst in weltmännisch adeliger Haltung, seine Gattin, die Schauspielerin, ein Buch in Händen, im Freien stehend, mit dem ganzen Gehabe einer im herrschaftlichen Garten lustwandelnden Fürstin, sein vierjähriges Söhnchen im väterlichen Atelier die Palette hochschwingend, den Blick ganz auf den Beschauer gerichtet, ein Malerkavalier im kleinen. Die Umkehrung der Einstellung, die gewollte Veränderung der Maßstäbe, Angleichung der Stände, erhöhte Freiheit und Deutlichkeit der Handlung, stärkere Wirklichkeit, gesteigerte Idealität gab wiederum das franziszeische Zeitalter selbst, da Kaiser und Hochadel in bürgerlichem Gewand, mit bürgerlichem Gehaben, von einfachem Hausrat umgeben, auf der Straße, im Grün der Natur sich zeigten. Dieser Umschwung des Bewußtseins der früher gesonderten und der unbeachteten Klassen der Menschheit, dieser Klassizismus, gab dem Bildnis eine ungeahnte Fülle von Gestalten und Gestaltung. Johann Baptist Lampis Bildnisse der gräflich Tomatischen Frauen und Kinder, aus barocker Stilgebundenheit sich lösend, Fügers Werke, das Bildnis der Eva Passi von Kreuzinger, der leuchtenden Farbe ihr Recht gebend, klingend wie Jacques Louis Davids Bildnisfanfaren, seines Schülers Peter Krafft erhärtende Klarheit des Bildnisgefüges im modernen Gruppenbildnis des Gemäldes der Schlacht von Aspern, die Bildnisse Eybls und Danhausers, denen Peter Krafft die Lehre weitergab, kennzeichnen den Weg der Einkehr zu Waldmüllers phrasenloser Wahrhaftigkeit im Bildnis. Waldmüllers Gruppenbildnis der Familie Dr. Eltz in Ischl, eine neue Erwerbung der Galerie, lügt den Raum, den kubischen Raum, den seine zahlreichen Figuren einnehmen, der sie umschließt, der ihr Zueinander und Voneinander bestimmt, nicht durch Gegenstände, Gegenständchen, Kulissen, Schemen hinweg, was mit Künsten üblich war, sondern achtet ihn, was eine Kunst ist und eine Tat war, unerreicht trotz allem Biedermeier. Ein gleicher Weg führt zu Waldmüllers wahren Bildnissen der Landschaft, den Bildern aus dem Salzkammergut, dem Praterbaum, den Mödlinger Landschaften, ausgehend von den dramatischen Landschaftskompositionen am Beginn des Jahrhunderts, die im Wett-

bewerb mit der heroischen Historienmalerei zu theatralischen Gebärden, mit denen alle Stände zunächst nur auf der Schaubühne handgemein wurden, Hintergründe und Kulissen schufen, die wie Fischers Ansicht von Wien zum Prospekt vereinheitlicht, im kleinen wie Jakobs und des jungen Rudolf Alt Aquarelle und Ölbilder zu Veduten klarer gefaßt wurden. Rudolf Alts Meisterschaft erzieht am interessanten Objekt zur Würdigung malerischer Gestaltung, zeichnerischer Feinheit. Die Ehrfurcht der Romantiker vor der Natur in ihren unscheinbarsten Teilen schärft allen den Sinn: August Heinrich erlebt die Landschaft, Josef Rebell erblüht die Farbe in klaren italienischen Landschaften. In einer prächtig deutlichen österreichischen Ausdrucksweise, mit bäuerischer Ruhe wohl gesetzt, gibt Waldmüller in seinen Landschaften und Bildnissen, den Selbstbildnissen, den Bildnissen der Mutter, der Gattin, des Franz Houry, der behäbigen



Der Gang Mariens über das Gebirge. Gemälde von Josef von Führich. 1800—1876


Karoline von Arthaber
Bildnisminiatur von Moritz Michael Daffinger
1790—1849

alten Damen Stadler und Schaumburg, auch der Galerie des 19. Jahrhunderts ihr Bestes. In seinen Spätwerken, den im goldenen Sommerlicht glitzernden Landschaften, ist vom vermeintlichen Impressionismus keine Spur: Das Licht verändert keine Form zu farbigem Schein. Dieser sehende Glaube, verstärkt im Credo der Modernen, charakterisiert die österreichische Malerei vor und nach Waldmüller. Pettenkofen gestaltet seine italienischen Landschaften, seine Szolnoker Bilder im Kampf gegen die Impression durch schärfstes Zusehen. Romakos dekorative Bindung nervöser Feingliedrigkeit — von entzückender Anmut im heiteren Bildnis der Gattin mit den Kindern beim Frühstück — wird gar als expressionistisch empfunden, die Gruppe der Landschaftsmaler vom Ende des Jahrhunderts — Schindler, Jettel, Ribarz, Blau — wahrt die klärende Form durch alle Stimmungen. Der Weg führt in unsere Zeit.

Schier ohne Weg und Steg aber waren im Jahrhundert die sorglosen Erben des Barock ins Land gelaufen, heimisch bei Kaiser, Hof und Bürger, bepackt mit den köstlichsten Aquarellen, in Licht und Farben jubilierend wie die himmlischen Barockfreskanten, jedem sein Genre austeilend: aus den Putten werden Kinder, aus Göttern, Helden und Heiligen Militär, Offiziere, Infanterie, Kavallerie, aus der Metamorphosen leichtem Sinn Moral, den Bürger zu erheben. Der sammelt eifrig die Stilleben seiner Tugenden, Hof und Adel tun es ihm nach: das Beste schaffen Peter Fendi, Carl Schindler, Albert Schindler, Friedrich Treml, in strengerer Form im Ölbild Danhauser und Waldmüller. Ihre ansprechendsten Werke aber kamen erst in neuerer und neuester Zeit in die Galerie; sie wurden eifrig von den Zeitgenossen erworben, das Museum blickte über den Kleinkram hinweg auf die großen Gestalten. Von dem Künstler, der die feinste Malkultur aus heimischer, barocker Tradition und englischer Zucht sich gewann, von Friedrich Amerling, wurden seine prachtvollen großen Bildnisse „Kaiser Franz in preußischer Uniform“ und die „Familie Arthaber“ erst in jüngster Zeit für die Galerie des 19. Jahrhunderts erworben, das eine aus kaiserlichem Besitz, das andere als kostbares Vermächtnis aus


Feldzeugmeister Franz von Hauslab. Gemälde von Hans Canon
1829—1885



Die Gattin des Künstlers, die Schauspielerin Josepha Hortensia Füger
Gemälde von Friedrich Heinrich Füger. 1751—1818

dem Besitz der Familie Arthaber-Maresch. Die Lautenspielerin, die anmutige, farbenfreudige Verschmelzung von Bildnis und Genre, kam aus der Akademiegalerie. Amerling, Makart und Angeli führen die Reihe wie im Stegreif durch das Jahrhundert, Angeli wieder als Hofmaler von halb Europa, wie einst Lampi Vater und Sohn.

Die Meister der dritten Gruppe in der Galerie des 19. Jahrhunderts waren in diesem Belvedere längst mit ihren Wünschen, Ideen und Idealen zu Hause, ehe ihre Werke dahingelangt waren, denn sie kamen, um zu sehen und zu lernen. Schon vor dem Wiener Kongreß der Diplomaten, der auch von diplomatischen Künstlern beschickt war, waren ernste Jünger der Kunst aus Deutsch-

land nach Wien gezogen in romantischer Sehnsucht nach Erhebung durch die Kunst. Sie pilgerten zu den alten deutschen Meistern, zu den frühen, strengen Italienern in der neuerschlossenen Kaiserlichen Galerie im Belvedere. Als Nazarener und Romantiker schwärmten sie aus, nach Rom, in Gottes freie Natur, den Segen ihrer Andacht zu erwirken. Josef Anton Koch, der römische Landschaftsmaler deutscher Nation, erbaute sich an der unvergleichlichen Kraftfülle des Bauernbrueghel in der Galerie. Die späteren Venezianer, Tizian, Tintoretto, Veronese und die einzigartige Pracht der Rubensbilder wurden zu klassischen Vorbildern der nächsten Generationen österreichischer Künstler: Rahl, Makart und Canon.

Das ist das Schicksal der Kunst des 19. Jahrhunderts — im Österreichischen sinnfällig im Belvedere —: wie Jakob mit dem Engel zu ringen, zu wetteifern mit dem Besten, das aus Raum und Zeit im Museum, im Raum der Zeit, verewigt ist, um stark zu sein, Gottes Antlitz in der Natur zu schauen.



Die Lautenspielerin
Gemälde von Friedrich von Amerling. 1803—1887

Tolstojs Weg zu Gott

Von Univ.-Prof. Dr. phil., D. h. c. Eugen Kühnemann

Der hundertste Geburtstag Leo Tolstojs ist ein Gedächtnistag anderer Art als die vielen, die wir in den letzten Jahren begangen haben. Es zeichnet die geistige Spannweite des 19. Jahrhunderts, daß H. Taine, Henrik Ibsen, Leo Tolstoj, die alle drei im Jahre 1828 geboren sind, als drei- oder vierjährige Kinder noch um den alten Goethe hätten herumspielen können. Von ihnen scheint Taine bis auf den Namen vergessen. Werke der Geisteswissenschaft veralten schnell, besonders wenn sie von fragwürdigen Theorien getragen sind. Aber steht es mit Henrik Ibsen, der für sein Geschlecht der große Erneuerer des Dramas war, sehr anders? Mit Mühe und Not gelang es den Bühnen, etwas wie eine Gedenkfeier vorzutäuschen. Wenn vielleicht mancher bei der Gelegenheit mit Überraschung bemerkte, wieviel gehaltvoller, bedeutender und als Kunstwerke besser diese Stücke sind als die, die jetzt der Tag auf die Bühne bringt, — der heutige Mensch bekümmert sich nicht mehr um die Fragen Ibsens und hat keine Geduld für das Dunkel der späten Werke mit ihrem großartigen Ringen des Dichters um sich selbst. Dagegen ist Tolstoj durch alle Wirren dieser Zeit hindurch im stillen nur gewachsen. Immer riesiger richtet seine Gestalt sich vor uns auf. In seinem Vaterlande ist eine neue Welt entstanden, die sich vermißt, das Vorbild der Zukunft für die Menschen und Völker zu sein. Ist Tolstoj ihr Vater? Würde er ihr Richter sein? Im Tiefsten des Herzens fühlen ernstere Menschen, daß die letzte Sehnsucht dieser aufgewühlten Zeit die Sehnsucht nach Gott ist, — nach Gott, das will sagen: nach einem neuen und gewissen Geiste, der die Beziehungen der Menschen untereinander rein und heilig macht. Aus vielen Stimmen der Gegenwart in Dichtung und Leben klingt es heraus wie ein Schrei der Inbrunst nach einfacher, schlichter Menschengüte, nach der Liebe Gottes, — sagen wir kurz: nach Jesus Christus. Die Kämpfe der Tolstojseele sind lebendige, unmittelbare Gegenwart. Sein Tag ist nicht gewesen, sein Tag kommt.

★

Welch ein Reichtum des Lebens kam in dieser Seele zusammen! Kind eines adligen Gutsherrn, das die Eltern früh verlor, lebte Tolstoj vom ersten bewußten Augenaufschlag an mit der russischen Natur und der einfachen russischen Menschheit, die in den Bauern und in den rührend guten Dienstboten ihm als seinen ersten Eindruck die schlichte Ehrwürdigkeit seines Volkes erschloß, — Landmann, Jäger, Fischer von Kindesbeinen an. Student in Kasan teilt er das Leben der adligen Jugendgenossen, sieht, erkennt und verwirft die Stadt, die gespreizte Bildung, die Unnatur der Sitte, die leblose Wissenschaft. Junger Gutsherr mit 19 Jahren möchte er seinen Bauern ein Helfer sein, aber sie brauchen seine Wohltat nicht und lassen ihn im Zwiespalt des Wehgefühls über seine Trennung vom Volke. Offizier im Kaukasus und im Krimkriege lebt er dort in Zuständen der Urmenschheit, wie in die Urnatur eingetaucht, und blickt er hier bei der Verteidigung von Sewastopol in der meist gefährdeten Bastion der Verteidigungslinie dem Tode täglich hundertmal in die Augen. In beiden Feldzügen vertieft er seine Ehrfurcht für das gute, einfache russische Volk, das die Geduld und frohe Stille seines Lebens wie auf dem Acker, so auf dem Schlachtfelde behauptet.

Er hat die Bilder aus dem Sewastopol des Krieges mitten im Erleben in unvergänglichen Blättern aufs Papier geworfen und hinausflattern lassen in die gleichgültige russische Welt. Als Schriftsteller lebt er mit den Schriftstellern Rußlands, aber ihn ekelt das Geschwätz, das von Bildung anscheinend untrennbar ist, und der Dünkel der Geistigen, die sich berufene Führer wähnen und an sittlicher Würde so tief unter dem Volk und seiner Einfachheit stehen. Er reist, durchreist Europa, aber nicht in der Muße des eindrucks hungrigen Weltreisenden. Sondern der kommenden Grundfrage Rußlands zugewandt, das mit der bevorstehenden Aufhebung der Leibeigenschaft vor die schwerste Aufgabe der Erziehung gestellt wurde, besucht er überall die Volkserzieher und macht sich mit den Einrichtungen für die Volkserziehung vertraut. Heimgekehrt gründet er auf seinem Gute Jasnaja Poljana jene Schule, in der er selber die Kinder seiner Bauern unterrichtete, — eine Schule wie ein Gedicht, frei von Regel und Zwang, unsäglich begierig, die Kinderseelen aus ihrem eigenen Bedürfnis zu entwickeln und, statt ein fertiges Gutes, das wir besäßen, in sie hineinzupfropfen, vielmehr das Gute, das in ihnen ist — denn in den Kindern, wenn irgendwo, ist ja Gott — sich entfalten zu lassen. Wenn diese Schule den russischen Pädagogen damals ein Ärgernis war, so bewegen ihre tragenden Gedanken überall die Erziehungswissenschaft der Gegenwart, und ihre Leistungen und Erfolge waren erstaunlich.

Nun endlich gründet Tolstoj sein Haus. Vierunddreißigjährig führt er die achtzehnjährige Gattin heim. Die beglückenden Eindrücke des Familienlebens unterdrücken zehn Jahre lang alles Grübeln in seiner schweren Seele. Ein reiches und frohes Treiben in der Familie beginnt, viele Kin-

der wachsen heran, in der großen Wirtschaft des Gutes wird immer Neues versucht. Der Gutsherr ist ein rastloser Geist und bleibt dabei, beim Mähen, bei jeder ländlichen Arbeit mit Wonne den starken Körper betätigend, immer ein tüchtiger Bauer unter den Bauern. Freilich auch Nachrichten von seltsamen Krankheitszuständen fehlen nicht, lange Aufenthalte in der Steppe bei den Kirgisen und ihrer Kumyskur sollen helfen, Bauernjungen seiner Schule begleiten Tolstoj wie Jünger.

Und wo bleibt in diesem völlig ausgefüllten Leben für den Dichter Raum und Zeit? Man kann sich Tolstoj überall denken, nur am Schreibtisch nicht. Aber im stillen sind nach langer Entwicklung, deren Arbeiten wie Vorübungen erscheinen, die mächtigen Werke herangewachsen. „Krieg und Frieden" ist in vier starken Bänden vollendet, „Anna Karenina" liegt in drei starken Bänden da. Hier rechtfertigt sich diese junge Ehe. Sie hat dem Dichter die Ruhe der Seele im ausgeglichenen Glück gegeben, in der allein so etwas gelingen konnte. Sie hat den großen Dichter Tolstoj geschaffen. Wohl ist die Ehe ein Ewiges, und ihre Liebe geht durch tausend Gestalten. Aber nach der Stelle, an der sie ihr eigentliches Werk tat, soll man ihren Wert beurteilen und schätzen.

Und plötzlich wird es still, der gefeierte, große Schriftsteller Rußlands schweigt. Seltsame Gerüchte gehen um. Mit einem veränderten Gesicht kehrt er in die Welt zurück. Der der größte Epiker der Zeit war, will sein Leben erniedrigen, nichts als Bauer mit Bauern sein, damit er seine Seele rette, sein Gewissen stille und so der Erde seine neue Botschaft bringen könne. Eigentlich eine ganz alte Botschaft! Er wird der Prediger eines neuen Urchristentums, der größte Bußprediger der Gegenwart. Die dröhnende Prophetenstimme erschüttert die Welt. Der Patriarch, der in großer Hungersnot 13 000 Menschen vorm Verhungern rettet, gebietet eine Ehrfurcht, die den Spottlustigen verstummen macht. Es ist das letzte Ringen um Wahrheit im Denken und Leben. Aber die einmal gewonnene Form des Daseins hält auch diesen Gewaltigen. Sogar das Kinderspiel in der reichen, ursprünglichen Seele läßt sich nicht ersticken. Der Dichter vollends lebt weiter mit veränderter, aber unverminderter Kraft. Seltsame Tage des Alters — so bunt, so mannigfaltig, so schmerzzerrissen, so ins Innerste von Gewissenskämpfen durchwühlt, so ein ewiger Zwiespalt zwischen Erkennen und Sein, Wollen und Vollbringen, — ein letzter Versuch des Durchbruchs ins Freie und Wahre. Und da ist der Tod.

★

Die Tat des Dichters Tolstoj besteht darin, daß er als der einzige den Roman in die große Volksepik hinaufgehoben hat. Ein Buch wie „Krieg und Frieden" steht allein da in aller Literatur der Neuzeit. Als das erste seit Homer und weit umfassender als dieser hat es das Ganze des Volksdaseins in sich aufgenommen. Wohl steht in Rußland wie bei Homer der Adel — der hohe, der mittlere, der niedrige — im Mittelpunkt. Aber vom Zaren mit seinen Generalen und Staatsleuten bis herunter zu den Bürgern, Bauern, Leibeigenen — nicht zu vergessen die Haustiere, die so sehr seelische Persönlichkeiten sind wie die Menschen — fehlt keine Schicht. Das Geschehen jener russischen Heldenjahre in der Zeit Napoleons wogt über diese Masse hin und durch sie hindurch. Der breite Pinsel des unvergleichlichen Malers bringt die unendliche und fast unübersehbare Gestaltenfülle, vor allem des ländlichen und des kriegerischen Lebens vor uns zur lebendigsten Erscheinung. Aber große Epik wird dies alles erst durch die besondere Auffassung Tolstojs von Leben und Seele. Es ist ein Erkennen der Seele, das alle Schulpsychologie überflügelt und hinter sich läßt. Die Seele ist nicht jetzt und hier, sie ist nicht gestern, heute und morgen. Die Seele ist das Ganze eines Menschendaseins im unmittelbaren geistigen Erleben, jene geheimnisvolle Kraft, in unserm Blut seit Ewigkeit bereitet, die in uns Gesetz zugleich und Schicksal ist und alles, was wir je erfahren können, bestimmt. Leibniz allein unter allen Denkern ist diesem letzten Geheimnis des Seelischen nahe gewesen. So kennt Tolstoj seine Menschen, so verfolgt er sie im Ganzen ihres Lebens von der Geburt bis zum Tode, — dieses Ganze ist erst der Mensch. Er kennt sie, wie wir kaum unsere Mutter kennen, kaum unsere Frau, von unsern Kindern ganz zu schweigen, — diese teuren Menschen, an denen das Allergeringste uns wichtig und Offenbarung ihres Wesens ist.

Man hat zwischen Tolstoj und Dostojewskij unterscheiden wollen, jener sei der Dichter des Leibes, dieser der Dichter der Seele, indem man auf die wunderbare Eindringlichkeit hinwies, mit der die Leiblichkeit der Tolstojschen Menschen vor uns steht. Die Unterscheidung ist völlig falsch, das Geheimnis liegt viel feiner und viel tiefer. Tolstoj ist der Dichter der naiven, Dostojewskij der Dichter der reflektierten Seele. Dies ist der wichtigste von allen Unterschieden in seelischen Dingen. In der naiven Seele sind Leib und Seele noch eins, noch eins Mensch und Welt. Es ist keine Spaltung im Ich, daher keine Spaltung zwischen dem Ich und der Welt. Die naive Seele lebt wie der Baum, wie der Vogel. Sie hat ihre eigenen wundervollen Tiefen, — es sind die letzten Tiefen der nie gestörten Einheit mit Gott und dem Göttlichen. Den Dichtern hochreflektierter Zeitalter ist fast nur noch die reflektierte Seele bekannt und zugänglich, die Seele, die um

sich weiß und sich in sich selbst zerfleischt, die Seele, der das Leben aus einer holden Gegebenheit zu einer einzigen Fragwürdigkeit geworden ist. Ein vollkommenes Wunder geschieht, wenn mitten in der durchgebildetsten Reflexionskultur plötzlich der naive Dichter wieder erscheint und die Welt des Naiven in der Seele neu entdeckt und offenbart. Tolstoj und Dostojewskij stehen einander gegenüber wie Homer und Shakespeare. Das ist die Weite der russischen Seele, daß sie in derselben Zeit ihren Homer und ihren Shakespeare bekam. Fast alle anderen Dichter arbeiten mit einem künstlichen Licht, das in Einzelzügen ihre Menschen scharf beleuchtet. Aber über der Tolstojschen Welt strahlt die liebe Sonne selber. Seine Welt ist wie der allgegenwärtige Tag, der meist Alltag ist, aber auch alle Höhen und Tiefen menschlichen Seins in sich birgt. Der allgegenwärtige Tag trägt in sich unsere Ewigkeit. Wenn Tolstoj auch die Schlachten von Austerlitz und von Borodino oder den Brand von Moskau unvergeßlich beschreibt, wenn er uns in das Zelt Napoleons und in das Geheimzimmer des Zaren bringt, nicht die sogenannten Höhen im Leben und Dasein sind das Große am Menschen! Das Große im Menschenleben liegt in den ewig menschlichen Schicksalen, die jeder in gleicher Weise erfährt. Gleich groß ist das Leben an jedem. Diese ewigen Schicksale sind Geburt, Liebe, Ehe und Tod. Man sagt viel von einem Dichter, wenn man erklärt, daß diese nie einen größeren Dichter gehabt haben als ihn. Aber von Tolstoj ist dieses Urteil wahr. Er sieht das Leben als Religion, als die ewige Naturreligion des Lebens und Sterbens.

So rauscht das ewig gleiche Leben durch seine Menschen hin. Nicht die Menschen sind die Helden seiner Werke, das Leben ist sein einziger Held, — das Leben, das sie trägt, — sie hebt und sinken läßt in dem ewig gleichen Wellenschlage, dem mächtigen, wunderbaren, geheimnisvollen, heiligen. Tolstojs Menschen sind Natur wie die kaum eines anderen neueren Dichters, aber zugleich Symbole des Ewigen, sind zugleich natürlich und heilig. Das ist der alles tragende Lebenssinn, der Tolstojs Dichtung zu großer Epik macht. Wenn dabei von der Größe der heidnisch-epischen Anschauung etwas wieder auflebt, so hat man doch ganz mit Unrecht Tolstoj in seinen großen Epen für einen reinen Heiden erklärt. Gewiß — sein Onkel Jeroscha in den Kosaken blickt uns an wie ein leibhaftiger Waldgott, — die Tolstojsche Menschenwelt, so reich an Individualitäten wie wenige, bewahrt etwas vom Mythos in der unvergeßlichen Durchsichtigkeit dieser zu götterhafter Einfachheit gebrachten Gestalten. Aber diese Naturreligion des Lebens und Sterbens ist dennoch urchristlich und war nur möglich in der christlichen Seele. Denn sie bedeutet in Tolstojs Auffassung eine geradezu unendliche Menschenliebe, die jeden, den Kleinsten wie den Größten, in demselben Geiste des großen Verstehens umfaßt. Tolstoj nimmt die Natur und Naivität der Griechen, die seit Homer verloren gegangen, hinein in die christliche Liebe.

*

Naivität und Kindheit sind eins. Wohl gibt es Menschen, denen eine ewige Kindheit bis zum Tode bleibt, und Tolstoj gehörte zu ihnen. Aber dies ist — zum mindesten bei tiefen Seelen — eine andere Kindheit als die der frühen Jugend. Sie bleibt als ein Dennoch! trotzdem der bittere Kelch der Reife getrunken ist. Es beweist die urtümliche Gewalt der Tolstojschen Seele, daß erst nach der Höhe des Mannesalters der Geist der Reflexion sein Leben ergreift, nun aber mit der ganzen Mächtigkeit seiner gewaltigen Natur. In die Seele Homers tritt Jesus Christus hinein, — das Schauspiel der Weltgeschichte wiederholt sich an einem Menschen von weltgeschichtlichem Gepräge. Er selbst hatte für diese Kämpfe seiner Seele, die sein Innerstes erschütterten, keinen andern Namen als diesen: so begann in mir das Suchen nach Gott.

Warum schreibst du? Der Stift entgleitet der gestaltungsmächtigen Hand. Geschieht es, um reich zu werden? Und dann, was dann? Geschieht es, um berühmt zu werden? Und dann, was dann? Nun — es geschah, weil der unwillkürliche Strom der Bildlichkeiten die natürliche Form war, in der dies reiche Leben sich den Ausdruck schuf. Die Grübelfragen bewiesen, daß es mit der selbstverständlichen Unwillkürlichkeit der dichterischen Unmittelbarkeit vorüber war. Aber warum lebst du überhaupt? Was hat dies Leben für einen Sinn? Die Frage, mit der die tiefsten Seelen gerungen, und auf welche alle großen Religionen eine Antwort versuchen, ergreift ihn, als habe sie noch niemand gestellt. Sie wird eine Qual, die nur im Tode einen Ausweg sieht, so daß er aus seiner Nähe jede Pistole, jeden Dolch, jeden Strick entfernt. Zur Qual um den Sinn des Lebens kommt die Not des sozialen Gewissens. Der Winter in Moskau enthüllt dem Dichterauge die fürchterliche hoffnungslose Armut. Keine Wohltätigkeit kann helfen, jede Wohltätigkeit ist Heuchelei. Der Fehler liegt im Wesen der Gesellschaft, wie sie ist. Damit einige genießen, müssen viele leiden. Viele werden geopfert für die Zwecke anderer. Alle Vorrechte, die wir gedankenlos in Anspruch nehmen, sind geschnitten aus lebendigem Menschenfleisch. Diese Gesellschaft, in der sich für die Bevorrechteten so vergnüglich leben läßt, ist, sobald wir ihr ins Innere sehen, eine einzige grauenhafte Unsittlichkeit. Wie aber finden wir heraus?

Da kommt ihm die Erlösung aus der größten Liebe seines Lebens, aus der Liebe

zum armen, arbeitenden russischen Volke. Der Bauer in all seiner Dürftigkeit besitzt, was wir nicht besitzen, — eine klare Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens. Wir leben, um den Willen Gottes zu tun. Was das heißt, zeigt die Geschichte Jelissej Bodrows in Tolstojs Volkserzählung „Die beiden Alten". Die Verhungernden in der Hütte finden und die Pilgerschaft nach Jerusalem, die der teure Inhalt und die ersehnte Rechtfertigung seines Lebens war, aufgeben, dort bleiben, ihnen helfen, ihr Leben wieder aufrichten, ihnen Leib und Seele retten — das ist eins. Das Geld zur Pilgerschaft reicht nicht mehr. „Auf mir wird das Gelübde bis zum Tode lasten. Der Meister ist gnädig und wird Geduld haben." Wiedergeborene Menschen begrüßen den heimkehrenden Genossen der Reise nach einem Jahr. Ihrer einfachen Seele entsteigt eine Erkenntnis, tiefsinnig wie irgendeine: „Vorher lebten wir wie das Vieh, aber durch ihn lernten wir Gott erkennen, und er hat uns zu Menschen gemacht." Der Mensch wird Mensch in der Erkenntnis Gottes. Gott bedeutet hier nichts als das Leben in den einfachen menschlichen Pflichten der helfenden Liebe.

Also — Eintauchen in den Gotteswillen, also — Leben in der Einfachheit der tatbereiten Liebe — da ist die Rettung. Das Leben soll Tat, soll Tat der Liebe sein und weiter nichts. Tolstoj beginnt und legt die Hand an, kleidet sich wie ein Bauer und lebt wie sie. Nicht mehr Nehmen, sondern Geben soll der Inhalt der Tage sein. Das Unmögliche wird versucht, — den Heiden, den gebildeten Weltleuten, ein Ärgernis, den Juden, den Kirchenchristen, eine Torheit, ihm selbst eine nagende Wunde der immer schwärenden Verzweiflung. Denn, so sehr er es versuchte, er konnte es nicht ändern, daß er Leo Tolstoj war, ein Stolz für Rußland, ein Geschenk für die Welt, umhegt von Bewunderung und Liebe, vor jeder wirklichen Not geborgen. Das Leiden, in dem er sich vollenden wollte, floh vor ihm. Nach seinem eigenen Bewußtsein blieb dies Leben immer Heuchelei.

Aber das Erkennen ließ sich nicht eindämmen. So entstand Tolstojs neues Schrifttum. Der gewaltige Kritiker unseres Lebens, der große Bußprediger spricht. Das Evangelium redet zum ersten Male zu ihm in seinem unverfälschten Sinn. Widerstrebet nicht dem Übel mit Gewalt. Nein! Sondern überwindet das Übel durch die erfinderische Liebe. Baut eine Menschheit auf auf Liebe statt wie bisher auf Gewalt. Eure Gesellschaft ist gegründet auf die Bajonette, gründet sie auf Liebe. Keine Kriege, keine Soldaten, keine Gerichte, kein Eid, kein Recht, kein Staat, keine Kirche — da ja das Leben selber Kirche ist. Es ist der Christuswille, der nun endlich wieder einmal ernst machen will mit der Welt. Wir meinen, in einer christlichen Welt zu leben, nennen uns Christen und erschrecken, wenn die Forderung, für die Christus am Kreuz gestorben, einmal wieder in der hellen Wirklichkeit des Tages uns anblickt.

Für Tolstoj bedeutet es ein neues Nein! und Ja! zum Leben. Und es ist der Dichter, der es uns bringt, obwohl der neue Tolstoj sein Dichtertum verachtet. Wie es auch stehen mag mit den letzten Zielen, jedenfalls gibt er uns ein neues Auge für all das, was wir mit uns schleppen im Gewohnheitsschritt unserer Gesellschaft, so viel Unwahrheit, so viel Leere, so viel falschen Aufwand, so viel hohle Wichtigtuerei, so viel Lieblosigkeit, so viel Herzenshärte, Trägheit und Gleichgültigkeit. So ohne Gott ist unser Leben. Diese Schriften sind Keulenschläge. „Die Kreuzersonate" — die Liebe, die die Gesellschaftsehe begründet, — ein flüchtiger Reiz der Sinnlichkeit zieht zueinander, das Tier sucht das Tier, das ist von Anfang an Verbrechen und Mord, — soll es nicht im Morde enden? Der „Tod des Iwan Ilitsch" — wie erst die Liebe, so nun der Tod als gesellschaftliches Ereignis, — der Tod, der nur das letzte Wort des Lebens ist und Qual und Angst nur, wenn dieses leer, unerfüllt und sinnlos war, Erlösung aber für den, der die Wahrheit sieht, und wäre es in der letzten Sekunde, — für die andern aber, die nur das Zufallsband einer Familie, die keine ist, dem Sterbenden verknüpfte, eine Last, ein Bedauern, eine Ungeduld. Der bloß gesellschaftliche Mensch ist der gottlose Mensch, — er versteht weder Liebe noch Tod. Die „Auferstehung" — für einen äußeren Zweck geschrieben und dennoch Vollendung der großen Tolstojschen Volksepik von Rußland, — nach dem Rußland der Jugend und Kraft das greise Rußland des Leidens, — die Bauern, die Gefangenen, Sibirien, aber — vor allem die Seele. O pomphaftes Gericht, in dem der Geschworene vor Gott der Angeklagte und die angebliche Mörderin der Richter ist, o Geschwätz der Ehren und des großen Lebens, das in Wahrheit das kleine ist, und — dort drüben das Evangelium, das arme Volk in seiner Güte, seiner Hilfsbereitschaft, in seiner Gotteskindschaft!

Dies führt hinüber zu dem großen Ja, vor allem in den Volkserzählungen, von denen die zwei, drei besten das Höchste in der Dichtung erreicht haben. Sie sind dem Kenner vollendete Wunder der Kunst, der einfachsten Seele aber verständlich im innigsten Entzücken. Der Schuster Semjon hat den Erzengel Michail in sein Haus genommen, und die Bauernstube wird ein Tempel der Liebe, wird Enthüllung der letzten Geheimnisse Gottes. Die uralten Gedanken leuchten in der ersten Jugend ihrer ewigen Kindhaftigkeit und Lebendigkeit. Jelissej Bodrow erreicht das Ziel der ewigen Pilgerschaft und Priesterschaft in der Tat seiner einfachen Liebe und gewinnt seine Seele, da er sie um Jesu Christi willen

verliert. Der Herr mit seinem Knecht fährt mit dem guten, klugen Pferde über den Schnee, er jagt, wie wir alle, seinen Geschäften des Kaufens und Verkaufens, Lügens und Betrügens nach, aber der ihn erwartet, ist nicht der Rubel, sondern der Tod, und im Augenblick des Sterbens hat er — liebend, sich erbarmend, den fast erfrorenen Knecht mit dem schweren Gewicht seines warmen Leibes deckend und ins Leben zurückrufend — den ersten und einzigen Augenblick seiner Menschlichkeit und ist bei Gott.

★

Seit einigen Jahren gibt es ein eigenes Büchlein über „Leo Tolstojs Flucht und Tod". Möge es nur in reine Hände fallen und vor reife Seelen kommen! Es war die schwere Schicksalsfügung für Tolstoj, daß seine Ehe ihm als das Band erscheinen mußte, das ihn an die Unwahrheit knüpfte und nicht zur Wahrheit kommen ließ. So steht es nicht, daß die Liebe in ihm erloschen wäre. Er hat seine Frau als die einzige Frau bis zum letzten Atemzuge geliebt. Und so steht es auch nicht, daß er im Rechte war und sie im Unrecht. Wenn sie gegen seinen Willen, allen Besitz aufzugeben, die Ansprüche der Kinder vertrat, war sie im Recht. Sie waren beide im Recht, aber in verschiedenen Welten, sie in der Welt des bürgerlichen Daseins, wie es in der Endlichkeit ist, er vor dem unendlich Guten. Die beiden ehelichen Welten paßten nicht mehr zusammen. Nun ist der kalte Wintermorgen gekommen, in dunkelster Frühe hat der 82jährige das Haus verlassen, er hat die Weisung auf einen Zettel geschrieben, ihn nicht zu suchen, — er ist verschwunden. Er hat die greise Schwester besucht, die Nonne war, und ist weitergezogen. Im Eisenbahnwagen ist die Lungenentzündung ausgebrochen. Der protestantische Bahnhofsvorsteher hat ihm in dem kleinen Bahnhofsgebäude von Astapowo sein Zimmer eingeräumt. Im Schnee vor dem Fenster einige Tage später steht seine Frau, die man nicht zu ihm läßt, und lugt durch die Vorhänge. Alle Behörden sind in fieberhafter Aufregung, — man spürt förmlich die Erleichterung in dem Staatstelegramm: Tolstoj tot. Mit einem letzten Wort des Erbarmens für die Menschen auf den Lippen ist er gestorben. Im Tode hat er herauskommen wollen aus all der Unwahrheit und allein sein mit Gott. Er flieht wie die asiatischen Büßer in die Einsamkeit, — asiatischer Geist umgibt sein Ende. Aber Asien ist die Heimat aller großen Weltreligionen. Die Versöhnung mit seiner Kirche war mißlungen, — der stärkste Christ unserer Zeit mußte in ungeweihter Erde beigesetzt werden. Seine „verwaisten" Bauern haben ihn auf ihren Schultern zum Hügel von Jasnaja Poljana getragen, wo er unter den alten Eichen ruht, denselben Eichen, die sein ganzes Leben, Ringen und Schaffen umrauscht, — noch im Tode ein Zeuge für die urmächtige Beharrlichkeit des russischen Wesens. Keine Kirche der Welt kann hindern, daß diese Stätte ein heiliger Platz für die Menschheit sei. Das stärkste Herz der Zeit hat hier seine Ruhe gefunden.

★

Man nennt Tolstoj wohl den Vater des bolschewistischen Rußlands. Daran ist so viel wahr, daß dieselbe kindhafte Unbekümmertheit des bis zum letzten gehenden Denkens, das den Gedanken rücksichtslos in die Tat umsetzt, wie sie in Tolstoj arbeitete, auch das bolschewistische Rußland schuf. Das Urrussische ist beiden gemein. Im übrigen verhalten sich Tolstoj und Sowjetrußland genau so zueinander wie Christus und der Antichrist, der ja auch die äußeren Erscheinungen des Gottesreiches nachahmt. Der Geist fehlt, der Geist ist die Liebe. Mehr als das Rußland des Zaren beruht der neue Staat auf Gewalt, Zwang und Blut. Gut, daß Tolstoj diese Erfahrung erspart blieb. Seine Prophetenstimme hätte nun erst die letzten Donnerworte gefunden. Und hätte der Bolschewismus ihn geduldet und unberührt gelassen, wie der Zar es tat?

Aber wir? Wir Deutsche? Wir sollten uns mit der großen Erscheinung nicht so leicht abfinden, wie die meisten tun, und meinen, daß die Unmöglichkeit seiner Ziele auch ihre Widerlegung sei. Nichts ist unmöglicher auf Erden als das Reich Jesu Christi, und er ist doch der Herr der Welt. Jede tiefere Seele erkennt es, vor allem außerhalb der Kirchen. Es bedeutet einen Entschluß, aber keine Selbstliebe darf uns hindern, ihn zu fassen und zu bekennen: Tolstoj hat recht, uneingeschränkt recht. Soweit in den menschlichen Verhältnissen die Gewalt reicht, so weit reicht die Schuld, — unsere Rechtfertigung ist allein die Liebe. Nur, durch Jahrtausende des Schicksals und der Gedanken gereift, fassen wir Deutsche dies anders als er und erkennen: die Schuld gehört zum Wesen des Menschenlebens auch für die Besten. So in Schuld gebunden liegt unser Leben vor Gott. Aber das Leben soll eine einzige Mühe sein, die Schuld abzutragen, obgleich wir wissen, daß es nie gelingt, — alles als einen Dienst ansehn, den Dienst der menschlichen Liebespflicht, in der uns Gott ruft, geben, soviel wir können, nehmen, so wenig uns möglich ist, das Bruderreich der Einfachheit von Seele zu Seele schaffen, solange der Tag reicht und die Kraft nährt. Tolstoj hat es in unermüdlicher Rastlosigkeit getan, — die Stimme, die aus den edelsten Volkserzählungen spricht, ist die wahrhaftige Stimme Gottes. Es sollte den Menschen nicht mehr so fremd sein, daß die Besten leiden müssen für uns alle, damit wir leben lernen. Auf diesem Gedanken ruht ja die ganze christliche Welt.

Als der Vater aus Afrika kam

Von Ina Seidel

Als der Vater aus Afrika kam, das war ungeheuer! Da ging Lusche mit der Mutter auf den Bahnhof, denn sie war groß (sechs!) und Wanja viel zu klein (drei!). Da kam ihnen auf der Straße, gleich vor dem Hause, der Telegraphenbote entgegen, die Mutter nahm ihm seine papierene Botschaft ab, riß sie auf und sagte: „Er kommt erst nachts um zehn!"

Nun mußten sie wieder umkehren, und das war traurig. Langsam gingen sie die Treppe zum ersten Stock hinauf. Wanja stand oben, steckte sein dickes Gesicht zwischen die Stäbe des Geländers und schrie: „Papa!"

Wanja war dumm. Er verstand nichts davon. Und Lusche eigentlich auch nicht.

Die Mutter aber sagte: „Nun können wir ihn nicht allein abholen."

Des Abends nämlich um halb neun kamen der Onkel Hans, die Tante Anna, die Tante Martha, die Tante Lulu, der Onkel Eberhard, der Großpapa und auch Urgroßtante Clothilde. Es war gewiß ihr Recht, den Vater gleich am ersten Abend zu begrüßen, wenn er aus Afrika kam. Und da er nun am Nachmittag nicht angekommen war, ließen sie es sich nicht nehmen, die Mutter nachts um halb zehn auf den Bahnhof zu begleiten.

Das war nun erst das Wahre! Bloß der Großpapa und Urgroßtante Clothilde blieben zurück. Sie nahmen Platz in dem Lehnstuhl des Vaters und in der Ecke des moosgrünen Kanapees und warteten. Der Großpapa rauchte aus seinem kleinen Pfeifchen, Urgroßtante Clothilde aber rauchte eine große Zigarre, denn das tat sie oft.

Als sie nun alle auf dem Bahnsteig standen, schien der Mond, und Lusche sah, daß Tränen über die Wangen der Mutter rollten, und als sie ihre Hand nahm, zitterte die Hand. Und Lusche blickte auf und sah die Sterne und es roch wunderbar von jenseits der Schienen her.

Jemand sagte: „Das Korn blüht!"

„Und Jasmin und Akazien," sagte Tante Martha.

Aber Lusche hörte die Signalglocke metallisch läuten und bunte Lichter sprangen auf und aus der Schwärze des Waldes brach mit feurigen Augen der Zug.

Der Vater sprang heraus, mitten unter die wartende Familie, Koffer rollten hinter ihm drein. Der Vater war viel größer, breiter, stärker, als Lusche ihn in Erinnerung hatte. Er trug einen lichtgrauen Anzug, sein Schnurrbart schimmerte heller als je zuvor, sein großer runder Hut beschattete den Mond. Er küßte die Mutter, er beugte sich nieder zu Wanja, er schüttelte allen lachend die Hände. Plötzlich aber sagte er: „Ach, da bist ja auch du!" Und er hob Lusche hoch zu sich empor, und Lusche roch seinen Geruch nach Leder, nach Tabak und jenes Unbezeichenbare, das an Vogelfutter und Gartenerde erinnerte. Und Lusche lachte und küßte verlegen drauf los, mitten in den Bart hinein.

Der Vater aber sagte: „Ich habe dir eine kleine Gazelle mitgebracht, sie heißt Saïda und ist ganz zahm, sie läuft durch alle Zimmer."

Hierauf setzte er Lusche wieder auf den Boden, die Mutter aber sagte: „Wirklich, Friedrich?"

Und der Vater sagte: „Natürlich! Und für Wanja eine kleine Meerkatze mit schwarzen Händchen und furchtbar großen Augen."

„Das ist ein Affe, Eugenie!" erklärte der Onkel Eberhard schnell und sah die Mutter vergnügt an. Aber die Mutter tat, als hätte sie nichts gehört. Sie ging an des Vaters Arm und an der anderen Hand führte sie Wanja. Lusche aber ging an des Vaters Hand und fühlte ihre eigene Hand umschlossen von Sicherheit und Wärme. Sie fragte: „Papa, hast du vielen Negern die Hand gegeben?"

Der Vater beugte sich nieder und sagte: „Ja, Lusche, aber die andere, die rechte!" Und er faßte ihr Händchen fester, und es schmiegte sich dankbar in seinen Griff.

Der Vater wußte alles. Die Onkels aber machten hinten großen Lärm mit dem Dienstmann Trampe, der das Gepäck besorgte. Und auf einmal machte der Vater halt und blickte mit einem halben Lächeln auf die Mutter. Er murmelte: „Verzeih, Eugenie, — es ist doch wohl besser . . ." ließ Mama und Lusche los und lief zum Gepäck zurück. Gleich darauf kam er mit einer Kiste zurück. Sie war länger als hoch und es zeigte sich, daß ihre eine Seite ein Gitter hatte. Der Vater trat unter eine Laterne, blickte in den Kasten und lächelte die Mutter wunderbar an. „Herrliche Vögelchen!" sagte er und ließ sie hineinschauen. Dann schauten auch Lusche und Wanja. Wanja, natürlich, bohrte gleich seinen Finger zwischen die Gitterstäbe und wurde entfernt, und als er schrie, guckte

Lusche lange und genau die bunten Vögelchen an. Sie saßen zusammengedrängt in einer Ecke, ein Häufchen schillernder Federn mit vielen schwarzen glitzernden Äuglein. Auch hatten sie zwiebelförmige Futternäpfchen aus blauglasiertem Ton, die mit Draht am Gitter befestigt waren.

Der Vater sagte: „Kommt!", noch ehe die Tanten herangekommen waren, und weiter ging es durch die leeren, nächtlichen Straßen.

Der Vater sagte: „Endlich wieder zu Hause!"

„Ja — endlich!" sagte die Mutter.

Dann fragte der Vater: „Sind die Terrarien aufgestellt?"

Da dauerte es etwas länger, bis die Mutter antwortete. „Ja, Friedrich!" sagte sie dann.

„Und, — verzeih, — Mehlwürmer sind doch besorgt?"

Lusche schrie: „Der ganze Kasten sitzt voll, sie essen Flanell und es raschelt, wenn sie krabbeln!" Lusche hatte die Mehlwürmer ja mit Anna in der Vogelhandlung besorgt.

Die Mutter aber fragte nur: „Hast du wirklich einen Affen mitgebracht, Friedrich?"

Der Vater sagte zehn Schritt lang gar nichts. Dann küßte er der Mutter die Hand und sagte leise: „Er kommt per Fracht über Hamburg, — vielleicht stirbt er unterwegs!"

Und die Eltern blieben stehen und küßten sich, und die Mutter lachte und wischte sich schon wieder Tränen ab.

„Und die Gazelle, Papa, die Gazelle?" fragte Lusche dringlich.

„Die kommt bestimmt, du kannst ruhig sein. Die wird auch Mama gefallen. Sie ist nicht größer als ein Zicklein und trägt ein buntes Halsband mit Glasperlen dran, das haben ägyptische Kinder ihr umgelegt."

„Ach!" sagte Lusche leise und glücklich.

Wanja setzte sich nun auf die Erde und schrie, denn er gehörte ins Bett, wie Lusche gleich gedacht hatte. Onkel Hans mußte ihn auf den Arm nehmen, er ging mit ihm voran und sang das Lied mit „Tararapumtera", das Wanja sonst so liebte. Diesmal jedoch hörte er gar nicht zu, er schrie viel lauter, als der Onkel sang. Nun war man glücklicherweise gleich zu Hause, schon hörte man Tyras rasen und jaulen.

Der Vater fragte vorwurfsvoll: „Warum habt ihr ihn nicht mitgenommen?"

Nun kam Tyras über die Hecke gesaust und flog ihm gegen die Brust. Der Vater umarmte und klopfte ihn. „Na, altes Tier, na, mein altes Tier!" sagte er, und das dauerte so lange, bis alle anderen vorausgegangen waren. Die Mutter nahm dem Onkel Wanja ab, legte ihn Anna in die Arme, die unter der Haustür stand, und ging mit ihr die Treppe hinauf. Die Verwandten bildeten erst einen Kreis um die Hundebegrüßung herum und Lusche hörte, wie die Tanten wieder einmal flüsterten.

Tante Anna sagte: „Haarsträubend!"

Tante Lulu: „Erziehung!"

Tante Martha aber hauchte: „Armes Kind!", im gleichen Ton, wie sie vorher: „Jasmin und Akazien . . ." gesagt hatte.

Endlich ward der Hund auch ruhiger und für einen Augenblick legte er sich japsend zu seines Herrn Füßen nieder. Nun klopfte Lusche ihn und sagte auch beschwichtigend: „Na, altes Tier, na, mein altes Tier!"

Als sie aufsah, stand der Vater ganz still neben ihr. Er hatte den Hut vom Kopf genommen, das Gesicht erhoben und atmete lange und tief. Und auch Lusche sah hinauf zu den weißen Sternen, die zu wanken schienen, wie Kerzenflammen. Schatten glitten hinter den erleuchteten Fenstern des Hauses hin und her, die Blätter der Bäume raschelten sacht und in der Kiste piepten fein wie Mäuse die Vögelchen aus Afrika.

Da fuhr der Tyras plötzlich in die Höhe, denn jetzt trat jemand auf den Balkon und des Großpapas Stimme rief herunter: „Wo bleibt er denn, der Karawanenführer?"

Lusche konnte gerade noch fragen: „Wo hast du sie denn, Papa, die Eidechsen für die Mehlwürmer?" — und der Vater schnell noch antworten: „Beim Gepäck, Lusche, — morgen packen wir sie zusammen aus!", dann sprang er in großen Sätzen die Treppe hinauf.

Langsam ging Lusche mit Tyras hinterdrein. Tyras keuchte und die Zunge hing ihm heraus, er war zwölf Jahre alt und Aufregungen vertrug er nicht mehr gut. Lusche hielt sich am Geländer; sie riß die Augen weit auf und sagte sich, daß sie nicht müde wäre, — wie Wanja, welcher übrigens immer noch zu hören war. Lusche überwand erfolgreich die Versuchung, jetzt auch einmal ein bißchen zu weinen. Sie wußte wohl, sie hätte sich auch ins Kinderzimmer und ins Bett verfügen sollen. Aber sie schlich in den Salon, wo die roten Plüschstühle noch in erwartungsvollen Stellungen umherstanden, denn die ganze Gesellschaft hatte sich mit dem Vater ins Eßzimmer begeben. Lusche lauschte. Wie sie alle durcheinander redeten und lachten, und jetzt rief der Vater nach dem Weinkellerschlüssel. Schnell schlüpfte Lusche hinter einen der großen Sessel vor dem Ofen, denn jetzt

kamen Vater und Mutter herein. Die Mutter öffnete ein Fach ihres Schreibtischchens und suchte nach dem Schlüssel. „Ach, Friedrich ...“ sagte sie, und Lusche in ihrem Versteck sah, wie der Vater den Arm um ihre Schultern gelegt hatte und sie küßte, — „ach, Friedrich, — und ich hatte mich so auf den Abend gefreut!“

Der Vater sagte: „Laß nur, die Nacht ist lang. Ich bin so froh, — ich werde nicht müde. Rauentaler, was meinst du?“

Er lachte, die Mutter auch.

„Aber Friedrich, — nicht mehr als vier Flaschen! Hörst du!“

Lusche streckte sich dann auf dem dicken Bärenfell vor dem Ofen aus; den Kopf auf den Arm gelegt, blinzelte sie durch den Türspalt ins Eßzimmer. Da war so wunderschön für den Vater gedeckt mit lauter Sachen, die er gerne aß, mit kaltem Roastbeef und Salat von jungen Gemüsen, Chesterkäse und frischen Erdbeeren. Jetzt trat er ein, zwei Flaschen in den Händen, und zwei — nein, drei! — trug Lina, die Köchin, in ihren roten Armen hinter ihm drein.

„Schade, daß es zu spät für eine Bowle ist!“ rief er. „Kinder, ich habe noch den ganzen Wüstendurst in mir!“ Er entkorkte die Flaschen. Lusche aber auf dem Bärenfell begann darüber nachzudenken, ob der Vater in der Wüste wohl je Wasser aus dem Bauche eines Kamels getrunken, wie es die verdursteten Wanderer auf dem Bild in dem komischen alten Buche taten. Hier aber schlief sie ein, und als sie wieder zu sich kam, war das erste, was sie mit Bewußtsein vernahm, Wanjas krähende Stimme.

Verwirrt richtete sie sich auf. Der Kopf war ihr schwer und sie fror ein wenig. Und Wanja da im Eßzimmer bei den großen Leuten, Wanja, der erst drei Jahr alt war und ins Bett gehörte! Durch die Spalte spähend sah sie, daß der kleine Bruder im Nachtkittelchen auf Mamas Schoß saß, kreuzfidel, und der Vater steckte ihm Erdbeeren in den Mund.

Plötzlich blickten alle nach der Tür zum Salon. Da stand Lusche, und sie weinte laut. Wohl weil sie es nicht mehr mit ansehen konnte, wie die Erdbeeren eine nach der andern in Wanjas Mund verschwanden.

„Aber Lusche!“ rief die Mutter, „ich dachte, du schliefest wenigstens! Warst du denn nicht in deinem Bett?“

Lusche schluchzte noch ein bißchen, als sie schon auf des Vaters Knien saß. Dann aber aß sie Erdbeeren, und nicht etwa nur einzelne, wie sie Kindern in den Mund gesteckt werden, — nein, einen ganzen Teller voll. Dann aber versank die Welt wieder.

Als sie am andern Morgen in ihrem Bett aufwachte, erschrak sie vor dem braunen Tier, das bei ihr lag: es war ein Kamel, kunstvoll aus Kokosfasern angefertigt, mit schwarzen Knopfaugen und einer prächtigen bunten Trobdelschabracke. Ungewisse Erinnerungen an einen großen Koffer stiegen ihr auf, der gestern noch vom Vater hereingeschleppt und geöffnet worden war: Unsagbares war herausgekommen: geflochtene Schilde und Lanzen und Muschelketten, Kürbisflaschen und Kokosschalen, Matten und bunte Zeltdecken, riesige ausgestopfte Eidechsen mit Stachelschwänzen, bei deren Anblick die Tanten gekreischt, farbige Seidentücher und gestickte Decken, die Schreie des Entzückens gelöst hatten. Und jeder hatte etwas bekommen und sie hatte das Kamel gekriegt und Wanja — Wanja ... Lusche richtete sich auf und guckte in sein Bett hinüber, — ja, Wanja hatte ganz einfach einen großen Gummiball, wie es hier auch welche gab. Denn was wußte Wanja viel von Afrika! —

Es regnete, es regnete, es rauschte sanft auf die Spalierblätter herab, und zuweilen rollte es durch den Himmel, als würden mächtige Flügeltüren vorsichtig auf- und zugeschoben. Lusche stieg aus dem Bett und lief zum offenen Fenster, das afrikanische Kamel im Arm. Die Bäume standen dem Regen hingegeben und aufgetan da, wie Menschen mit offenen Armen. Alles glänzte von frischer Nässe und rings um das große Rosenbeet in der Mitte jagte Tyras ganz toll vor Entzücken im Kreise herum. An dem Rosenbeet aber, nicht weit von den großen gläsernen Terrarien, stand der Vater, barhaupt und ohne Mantel in dem grünen Gartenanzug, der so lange leer im Schrank gehangen hatte. Er rauchte aus der kurzen Pfeife und sein Gesicht war sehr froh und zufrieden, wie er da im sprühenden Regen stand, seine Rosen ansah und den Pirolen lauschte, die sich über die Gärten hin riefen und antworteten. —

Die Eskimofrau

Von Dr. Knud Rasmussen

Man versteht nur dann ein Volk, wenn man das Land, in dem es lebt, kennt. Das gilt auch von den Eskimos, diesem seltsamen Volk, das sich in jenen eisumrandeten, winddurchbrausten Bezirken angesiedelt hat, die sich von Ostgrönland bis zum Ostkap erstrecken. Hier schwingen Kälte und Finsternis ihre harte Geißel. Und nur die Glut eines kurzen Sommers gönnt der Erde Zeit, sich zu erneuern. Unbegreiflich ist es daher, daß die Eskimos die frohesten Menschen der Erde sind.

Jagd und Fang und große Fahrten machen das Leben der Männer zu strahlendem Abenteuer. Ihnen gilt unsre Bewunderung. Und wir vergessen meist ihren unentbehrlichen, weiblichen Partner. Es ist bezeichnend, daß die Geschichte der Eskimofrau noch nicht geschrieben worden ist. Immer muß die Frau in den Hintergrund treten. Und dabei ist es gerade sie, die die Voraussetzung für das Freiluftleben und den siegreichen Kampf des Mannes mit dem harten Dasein dort oben schafft. Man übersieht, daß ihr Aufgehen in die Prosa der Hausarbeit, in die Bereitung der Felle und Häute, in kunstvolles Nähen warmer Pelzkleider den Mann erst instandsetzt, den täglichen Kampf mit dem arktischen Klima zu bestehen. Man vergißt, daß sie in mehr als einer Hinsicht überhaupt die Seele und die treibende Kraft in der Eskimofamilie ist.

Meinen allerersten Eindruck von der Eskimofrau erhielt ich auf der Grönland-



Aruauguaq von Thule (Grönland), Schönheitsideal der Eskimos



Tätowiertes Eskimomädchen von der Hudson-Bay

expedition mit Mylius Erichsen im Jahre 1903. Unser Hauptquartier lag auf Saunders Island im Thule-Distrikt. Ich befand mich auf der Rückfahrt von einem Ausflug nach Norden, als ein junges Ehepaar sich mir anschloß. Die Frau, sie hieß Mequ, war schwanger. Sie waren unterwegs zu dem Vater der jungen Mutter, einem großen Geisterbeschwörer. Selbstverständlich hoffte Mequ, daß das Kind ein Sohn sei; was noch wichtiger erschien, war, daß das Kindchen bei der Geburt sogleich den großväterlichen Segen erhalten würde.

Bei Kap Parry trafen wir offenes Wasser. Deshalb mußten wir ein Stück Wegs zurück über das Inlandeis, um nach Wolstenholme Sound zu gelangen. Der Marsch ging über einen Gletscher. Es herrschte schlimmes Wetter: Südwest-Sturm mit Schneegestöber. Der Wind stand gegen uns. Wir konnten fast nichts sehen. Nur langsam erstiegen wir den Gletscher. Als wir fast 2000 Fuß hoch waren, wurde Mequ, die während des ganzen Aufstiegs neben den Schlitten marschierte, krank. Es war unmöglich, ein Lager zu schlagen. Der Gletscher war vom Sturm blank geblasen. Es gab nichts, woraus man eine Schneehütte hätte errichten können. Ohne eine Klage setzte sie sich auf den Schlitten, und so ging es abwärts über steiles Terrain nach einer Kluft, wo es, wie uns bekannt war, immer Schneeverwehungen gab. In sausender, atemberaubender Fahrt flog der schlingernde Schlitten, der oft tolle Luftsprünge machte, hinab. Mequ klammerte sich fest, bleich, mit zusammengebissenen Zähnen. Nur einmal stieß sie leise einen Klagelaut aus. Bis nach der Kluft war es eine Meile, mehr als sieben Kilometer. Es verging also einige Zeit, ehe wir am Ziel waren und eine Schneehütte bauen konnten. Mequ half selber mit, wälzte Schneeblöcke zusammen, dichtete sie ab. Und im Augenblick, wo wir fertig waren, kroch sie in die Hütte und gebar ihr Kind.

Ein paar Stunden danach wurde das Kind in den Rucksack aus Pelz gelegt, und der Marsch wurde fortgesetzt. Wir fuhren die ganze Nacht, und erst frühmorgens hielten wir vor Mequs Vaterhaus auf Saunders Island. Mequ hatte einen Knaben geboren, — und außerdem hatte sie ihrer Pflicht genügt, den Knaben sogleich nach der Geburt ihrem Vater zu übergeben, damit er ihm die Weihen des Lebens er-

teilen konnte. Nie habe ich frohere, stolzere und schönere Mutteraugen gesehen! Und dennoch fand niemand, daß sie etwas Besonderes geleistet hätte! —

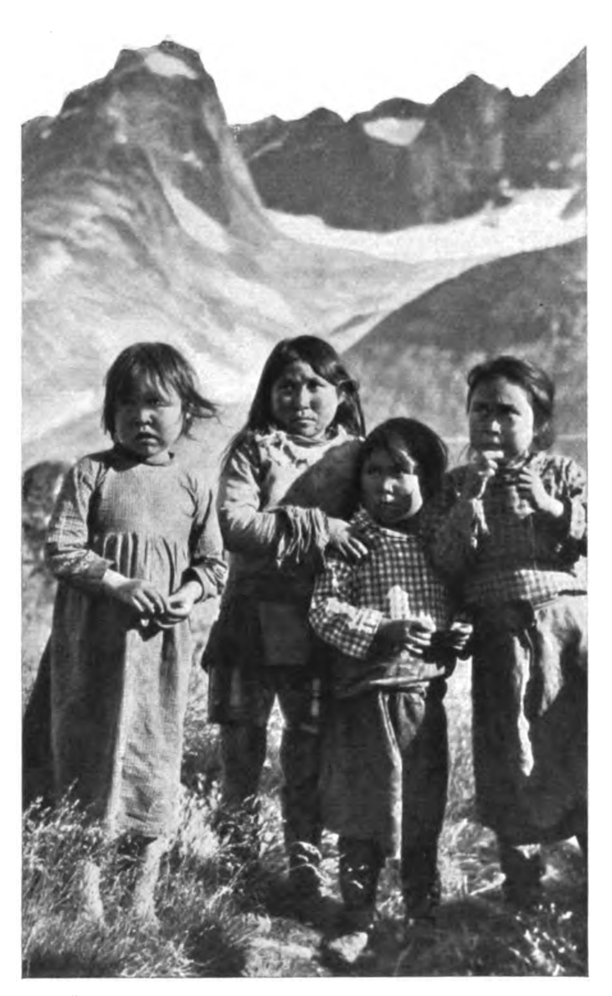
Seitdem habe ich oft dort oben Beispiele mütterlichen Heldentums erlebt, häufig auch eine Zähigkeit bei den Frauen, die fast unglaublich wirkte auf uns alle, die wir uns an die Forderungen moderner Hygiene gewöhnt haben. — Hier einige Beispiele, die mir kanadische Eskimofrauen boten.



Eskimomutter von Alaska mit Kind

Soll eine Frau niederkommen, so wird für sie eine winzig kleine Schneehütte errichtet. Man sieht sie für unrein an, sie darf in keinem gewöhnlichen Wohnhaus sich aufhalten. Niemand darf ihr behilflich sein. Sie hat ganz allein zu leben. In dieser kleinen Geburtshütte legt sie sich kniend auf den Boden nieder, unter jedem Arm hat sie als Stütze einen Schneeblock. Unter ihr befindet sich eine kleine Vertiefung. Dort hinein gleitet das Neugeborene, um das sich sogleich weicher, kalter Schnee als Decke schmiegt, und weinend begrüßt der Säugling unter Kälteschauern das Leben.

Unmittelbar nach der Geburt säubert die Mutter sich mit Schnee, worauf sie in das größere Säuglingshaus zieht, das ebensowenig mit den gewöhnlichen Wohnhütten in Verbindung stehen darf. Hier hat sie sich mit dem Kinde allein aufzuhalten, zwei Monate lang, darf während dieser Wochen weder sich waschen noch das Haar flechten. Geht sie hinaus, so hat sie eine Kopfbedeckung zu tragen. Sie darf weder nach Fangtieren fragen, noch Fangtiere anschauen. Andere Frauen dürfen sie besuchen. Sie selber darf keine andre Frau besuchen. Solange sie sich im Säuglingshaus aufhält, darf sie sich nicht satt essen. Ihr Hunger macht das Kind gewandt und leichtfüßig. Sie darf ihren Durst während dieser Zeit nicht mit kaltem Wasser stillen. Das Wasser, das sie trinkt, muß lauwarm sein. Nach Beendigung dieser acht Wochen wäscht sie sich und das Kind gründlich, beide erhalten neue Kleider, und Mutter und Kind ziehen wieder in die Hütte des Mannes. Sogleich am ersten Tage hat sie alle Leute des Wohnplatzes zu besuchen, wobei jede Familie ihr ein Stück Fleisch schenken muß, das sie, heimgekommen, dann kocht. Erst wenn sie diese „Fleischgeschenke" gegessen hat, darf sie wieder frei mit anderen verkehren. Jedoch während des ersten Jahres nach ihrer Niederkunft ist es ihr verboten, rohes Fleisch zu essen und überhaupt etwas von


Kleine Eskimomädchen vom Kap Farvel im Sommer

einem Tier anzurühren, das einen Schuß durch das Herz oder den Magen erhalten hat. Sie darf auch nur ihr eigenes Kochgeſchirr benutzen.

Während der erſten ſechs Jahre ſind Mutter und Kind unzertrennlich. Überallhin hat die Mutter das Kind mitzunehmen, — ob ſie arbeitet, ob ſie Überlandfahrten unternimmt, — das Kind hat im Pelzruckſack zu liegen, den die Mutter nur nachts abnimmt.

Jedes Kind iſt heilig. Man glaubt, daß der Name eine Seele habe. Stirbt ein Menſch, wird ſein Name heimatlos. Der Name verliert gewiſſermaßen ſeine irdiſche Hülle und ſehnt ſich danach, ſein Leben in einem neuen Menſchen fortſetzen zu können. Deshalb weint das neugeborene Kind! Es verlangt nach einem Namen! Ein Geiſterbeſchwörer wird herbeigerufen, und er hat herauszufinden, wer von den Verſtorbenen wiedergeboren werden möchte. In der Regel dürfen Eltern ihren Kindern die Namen nächſter Verſtorbener, ja der eigenen Eltern geben. Der Glaube daran, daß dieſe Verſtorbenen wieder zu neuem Leben auferſtehen, ſobald ein Neugeborenes ihren Namen erhält, iſt ſo unerſchütterlich, daß die Trauer um einen lieben Abgeſchiedenen ſogleich aufhört, ſobald ſein Name einem Kinde „zuerkannt“ wird. Hierin liegt auch der Grund, weshalb eine Mutter nie ihre Kinder ſchlagen darf, nie ungeduldig, nie zornig werden darf, ſelbſt wenn die Kinder ungezogen ſind: denn ſie würde ja in ihrem Kinde einen lang beweinten Verſtorbenen züchtigen!

So kommt es denn auch, daß es keine ungezogeneren und verhätſchelteren Kinder gibt als Eskimojungen und Eskimomädels. Solch ein heiliger Eskimokinderſegen kann den Nerven einer Eskimomutter einiges zu ſchaffen machen! Sind aber dieſe Kinder etwas größer geworden, ſo überbieten ſie ſich in der Verehrung ihrer Mutter! — Tiefſtes Zeichen der Liebe zwiſchen Mutter und Sohn ſah ich in einer Schneenacht in King Williams-Land. Mit einem jungen Eskimoehepaar erreichte ich mitten in der Nacht die Hütte der Eltern des jungen Eskimos. Augutiſugsſuk war ſein Name. „Wir haben Beſuch von einem weißen Manne!“ rief er in die Schneehütte der Alten hinein. Alles ſchlief. Nur die alte Mutter war durch den Ruf des Sohnes geweckt. Sie ſprang behende aus ihren Renntierfellen auf, kniete nieder, entblößte ihre Bruſt, — und der junge Eskimo beugte ſich zu der Mutter nieder und küßte ehrfürchtig den erſten Quell ſeines Lebens. Und gleiche Huldigung bringt die Tochter der Mutter dar. Gibt es Ergreifenderes, Innigeres im Liebesbeweis zwiſchen Mutter und Kind?

Das war die Mutter . . . Wie nun iſt das Eheweib? —

Betritt ein Fremder das Heim des Eskimos, ſo fällt ihm ſogleich das Lächeln



Eskimofrau vor ihrer Sommerhütte (Grönland)

und Geplauder der Frauen auf. Sorgenloses Glück, frohe Laune, Verträglichkeit atmet alles. Mag sein, daß die Frau des Hauses gekauft, mit einem Schlitten, einem Kajak, einem Stück Eisen und einigen verrosteten Nägeln bezahlt wurde: Mann und Frau leben in Achtung voreinander als Kameraden zusammen. Nichts Unterwürfiges kennt die Frau. Selbstbewußt tritt sie drinnen und draußen auf. Sie spricht nicht nur gern und viel und lebhaft, sie besitzt auch Ansehen, namentlich je älter sie wird. Sie ist eine verblüffend geschickte, sparsame Hausfrau. In guten Zeiten ist sie wohltätig und hilfsbereit. Kommen schlechte Jahre, so hungert sie fröhlichen Gemüts. Ihre einzige Sorge ist: haben die Kinder genug zu essen? Pflegekinder, die zu eigenen für Geringes erworben werden, genießen gleiche Liebe und Fürsorge wie das eigene Fleisch und Blut.

Die Eskimofrau lebt stets mit ihrem Manne in Gütertrennung. Nie kannte man es anders. Lampe, Kochtopf, Nähnadeln, Fleischfässer, Wasserbehälter, Woll- und Pelzwerk und dergleichen bringt sie als Aussteuer mit in die Ehe; wird sie geschieden, erhält sie es zurück. Scheidung ist nichts Ungewöhnliches, solange die Ehe kinderlos ist. Geringe Streitigkeiten, lächerlich für Außenstehende, können einen Bruch verursachen. Fast wie bei uns. — Während der Mann ein recht freies Leben führen darf, gilt das Gegenteil für die Frau. Huldigt sie während der Jagdfahrten des Gemahls fremden Göttern, „setzt es leicht ein blaues Auge" . . .

Gleiches kommt übrigens vor, wenn sie gegen den Wunsch des Mannes ihm Treue hält und sich weigert, am Weibertausch teilzunehmen. So widerspruchsvoll sind nun einmal die Menschen. — Und nimmt sie an dieser uns unverständlichen „Ehe-Tausch-Sitte" teil, so bewahrt sie seltsamerweise immer weiblichen Takt, nie wirkt ihr Benehmen schamlos, im Gegenteil, es gibt kein zurückhaltenderes, züchtigeres Wesen als das der Eskimofrau. Undenkbar, daß sie roh, undelikat, zweideutig sich benehmen könnte. —

Müßiggang kennt sie nicht. Am liebsten näht sie. Wie könnte ohne ihre fleißige Nadel der Mann im harten Polarwinter auf seiner Jagd bestehen? Sie weiß, daß der Mann ihr Nähhandwerk hoch in Ehren hält.

Aber auch andere Pflichten gibt es für die Eskimofrau: Schnee hat sie heranzuschaffen, zu schmelzen, immer dafür zu sorgen, daß der Wasserbehälter gefüllt ist. Das Fleisch hat aufgetaut zu liegen, Hundefutter muß bereit sein, sobald der Mann



Junge Eskimoschönheit mit ihrem Erstgeborenen

mit seiner Meute vor dem Schlitten heimkommt. Speck muß für die Tranlampe bereitet werden, — eine wahre Kunst, diese primitive Lichtspenderin so sauber zu halten, daß sie nicht rußt. — Das Dach der Schneehütte schmilzt bei zu starker Lichtwärme, muß dann sogleich erneuert werden, eine harte Weiberarbeit, namentlich bei schlechtem Wetter.

Allzeit müssen Häute und Felle zum Trocknen über der Lampe ausgebreitet liegen, — oder Sohlenleder, hart wie Holz, muß weich gekaut werden, bis die Kiefer müde sind und schmerzen.

Und die Alten, die Großmütter, die Uralten? . . .

Sie bewahren die Lieder, die Tänze, die Sagen der Ahnen, die Zauberweisen dunk-



Eskimofrau von Kivalinew (Alaska)

ler Überlieferung. Einmal rettete ich eine alte Großmutter vom Tode, — oben im nördlichsten Nordgrönland. Simigaq hieß sie und segnete mich für den Rest meines Lebens. Als ich weiterreisen wollte, kam sie spät nachts zu mir, setzte sich auf meinen Schlafsack und wollte mir den Rat ihrer uralten Weisheit mit auf die Fahrt geben. Denn sie glaubte, wie alle Alten, daß die Alten Kräfte besitzen, die sie Jungen vererben könnten.

„Sieh mich an," sagte sie, „ich bin die Älteste des Stammes, rotäugig, zahnlos, kahl, bucklig, das tat die Gicht, fast blind, besitze also alle Merkmale eines langen Lebens. Drum kann ich dir helfen, weil ich beinahe keinen Körper mehr habe, nur noch von meinem Lebensgeist lebe. — Glaub' nicht, daß ich immer so aussah. Einmal hatte ich helle Haut und langes, dichtes Haar, das wie ein Wasserfall auf die Schultern niederfiel. Groß war ich mit straffer Brust, hatte frohe Augen und war immer fröhlich. Viel Streit hatten die Männer meinetwegen, ja. Jetzt besitze ich nur noch meine kleinen armen Zaubergesänge, sinnlose Worte. Aber was macht es? Wir Menschen verstehen so wenig das Große, dem wir begegnen, wenn wir in die grenzenlosen Weiten hinauskommen, wo man allein mit der stummen Welt bleibt." — Und sie sang ihre dunkle Zauberweise:

„Der Tag erhebt sich
Aus seinem Schlummer,
Der Tag erwacht mit dämmerndem Licht.
Auch du sollst dich erheben
Und erwachen sollst du
Zusammen mit Tag und Licht,
Das kommt."

Das Geschick der Alten ist nicht beneidenswert. Sind sie verbraucht und steif, geschieht es nicht selten, daß sie freiwillig den Tod suchen und ihn auch finden. Der Kreis des Lebens schließt sich, hilflos begonnen, hilflos beschlossen. Das neugeborene Mädchen wird vom Leben mit dem keuschen Kuß weichen, weißen Schnees begrüßt. Gleichen Kuß findet zum Abschied oft die runzlige Großmutter. Denn die lebensmüden, verschlissenen Eskimoweiber, die den Tod leichter finden als das Leben, lassen sich oftmals von ihren Kindern und Kindeskindern eine kleine, winzige Schneehütte errichten, so völlig gleich jener, darin sie geboren wurden. Hier hinein kriechen sie bei stiller Nacht, legen sich zur Ruhe nieder, um im Schlummer den befreienden, milden Todeskuß der Kälte zu empfangen . . .



Achtzig Jahre alte Eskimofrau, im Sommer den ganzen Hausrat der Familie tragend

Ein Bruder Straubinger

Novelle von Rudolf Hans Bartsch

Obwohl Balthasar Ulmer Romantiker durch und durch war, trug er eine rote Krawatte, um manchmal in Gasthäusern mit Studenten ein wenig Streit zu bekommen und Holz auszuteilen. Für diese Betätigung seines Lebengefühls trug er einen Ziegenhainer Stock, der ihm bei solchem Geschäft noch nie abgebrochen war. Auch war es ihm wichtig, gebildeteren, jungen Menschen Mädchen wegzunehmen; im übrigen durchzog er die Welt wie nur je ein Handwerksbursch, als den er sich auch geflissentlich trug: Felleisen mit drübergeschnalltem zweiten Schuhpaar, eine Art Vatermörderkragen, unter welchem jene rosenrote Krawatte künstlerisch geschlipst flatterte, und einen langschößigen Leibrock über karierten Hosen.

„Warum tragen Sie eine karierte Hose?"

„Damit ich die Trotteln von den Menschen unterscheiden lern'! Letztere fragen nie."

Er war Buchbindergehilfe und verwendete seine Arbeitszeit zur Vollendung einer unglaubhaften Belesenheit. Denn er kannte Reclams sämtliche Universalbibliothekbändchen und mußte damit für weit gebildeter gelten, als man es von den allermeisten doctoribus sagen konnte.

So saß er denn und las, genau nach dem berühmten Gedichte:

> „Wo der Mensch, der solche Bücher bindet,
> Vor Erstaunen sich nicht helfen kann."

Bloß, wenn der Meister zusah, falzte er Papier oder leimte einen Buchrücken ein, denn nur in kleinen Städtchen und in altmodischen Betrieben sprach er gerne vor. Bei Regenwetter war er ein gesuchter Arbeiter und was er an Nachdenklichkeit mit Bücherlesen in der Zeit verlor, das ersetzte er wieder durch eine solche Flinkheit und Geschicklichkeit, daß jeder Meister ihn nur ungerne entließ. Aber Sonne und Wind, seine beiden unausstehlich geliebten Freunde, zogen ihn hinaus. Unmöglich war es, ihnen zu widerstehen; — selbst dann, wenn die Meisterstochter noch so hübsch und kirre war. Die Meister und ihre Töchter, die ließen ihn ungern ziehen. Die Meisterinnen, wenn sie alt waren, gerne.

Und selten auch verließ er einen Einstand, ohne der mißliebigen Meisterin einen gedankenvollen Geleitspruch zum Abschied hinzureichen. So hatte er der Frau Kaspar in Sankt Peter einmal zum letzten Gruß diese schönen Worte gewidmet: „Leben Sie mir recht fein wohl, Frau Kaspar. Schönheit vergeht, aber Dummheit besteht. Und es ist ein unglaublich beruhigendes Gefühl, wenn man in einem Ding so unantastbar und ewig ist, wie anderswo der Gott in seiner Branche." Womit er sich bückte, um einem Kübel Spülwasser geschickt zu entweichen. Und dann nahm er die geliebte Landstraße wieder an.

Dort war er zu Hause und jeder Tippelkunde ließ sich von ihm belehren in den höchst wichtigen Dingen, die Bruder Straubinger wissen muß, weil er seine Fürsprach bei Meistern danach einzurichten hat; dann nämlich, wenn übel Wetter kommt. Wenn die Kühe an den Berghängen herabweiden, wenn die Schwalben tief fliegen, wenn die Kanäle stinken und die Steine schwitzen, dann bleibt's nicht gut. Viele wußten das schon. Daß aber die Amsel am späten Vormittag nicht singen darf und daß der Fink, der Prophete aller Propheten, nur ja nicht „dschri, dschri" tremolieren darf, sondern, „pink, pink" sagen muß, das lehrte nur er.

Wenn er Geld brauchte, er bekam es immer. Denn, ging er, zum Beispiel, mit einem magyarischen Handwerksgesellen, der's ein bißchen im Beutel klimpern fühlte, so sagte er zu einem dritten Reisekameraden etwa: „Ungarisch ist heut die dritte Weltsprach': — Englisch, Amerikanisch und Ungarisch." Er bekam's beim Abendeinstand reichlich zurück. Denn sehr gut kannte er jedes Menschen schwache Seite.

Manchmal hing eine Meisterstochter zu sehr an ihm, so daß sogar die Frau ihm zuzureden versuchte, doch dies Wanderleben endlich aufzugeben, bei dem man nie alt würde. Und wenn man's würde, so wär's dann das traurigste Leben. Man wäre so, wie wenn man die Liebe nicht lassen könnte und keine Erwiderung mehr fände.

„Ah, was," sagte er. „Bei der Landstraße und beim Waldrand find' ich immer Gegenliebe. Man soll in Lokale nicht hineintreten, wo es einem schlecht ergeht, sag' ich immer wieder. Aber was hilft's? Der eine geht gern in ein Wirtshaus, welches dafür bekannt ist, daß man dort Prügel kriegt. Und der andere in eine Kirche —, wo man eine Frau kriegt."

Frei, völlig frei war er so sehr, daß er einmal im Kreise von Leuten, die auch ein tüchtigeres Wort verstanden, zu sagen vermochte: „Die drei höchsten Belege für

menschliche Dummheit? Ihre Abgeordneten, ihre vorgekauten Zeitungsmeinungen, — und ihre Staatsgrenzen!"

Denn Grenzen haßte er. „Die Schwyz, ja: die frye Schwyz!" Bloß darum, weil dort drei Nationen, ja im Grunde, mit den Ladinern, deren viere ganz friedlich zusammenzuleben verstanden, ging er so gerne in die Schweiz. Und bloß deshalb wieder ging er immer wieder aus der geliebten Schweiz heraus, weil einen dort die Mädchen nicht so sehr und so persönlich ansahen, wie anderswo herum in Österreich und in Frankreich und Italien und am Rhein. Es brauchte zuviel Zeit, um eine kleine Schweizerin zu gewinnen, und inzwischen war's am Ende gar schon April geworden! Bruder April, den Monat, wo die Landstraßen trokken waren, den Monat, den er über alles benötigte. Denn die freie Natur, das war seine unsterbliche Geliebte.

Er dankte zwar hunderte Male lichterloh, aber er ging.

So marschierte er jedesmal von einem siegreichen Schlachtfelde am liebsten in den April hinein.

„Ach, die meisten Menschenleben haben bloß Sonnenfleckenjahre," seufzte er. „Sie verstehen die richtige Gescheckheit eines richtigen Lebens nicht! Lachen und Weinen in einem Sack muß es sein, das Leben! Drohung des knurrenden Wolkenhimmels, und gleich darauf hellblaue Sonnenliebkosung! Frösteln unter Eisregenschauern, — und dann wieder Wanderwind über hellvergoldeten Wiesenwellen, zwischen denen verrücktblaue Bachlinien dahinkichern!"

Solch ein Wetter konnte ihn so jungenhaft übermütig machen, daß er dann stets, in einen Ort gekommen, „Hundeglissande" spielte, wie er es nannte. Denn er liebte künstlerische Fachausdrücke und wußte, daß ein Glissando das leichte, schnelle Hinübergleiten der Hände über eine Klaviatur ist, um alle Tasten in reizvolle Beziehung und Bewegung zu versetzen. Balthe Ulmer nun machte das immer so, daß er seinen Ziegenhainer an die Zäune setzte und zu laufen begann. In das xylophonflinke Klappern des Holzes mischte sich das wütende Emporjodeln der aufgehetzten Hunde; bei jedem Haus ein neuer, in jeder Nachbarschaft drei eifrig Zustimmende. War er dann aus der aufgeregten Straße, in der alle Fenster aufgestoßen worden waren, wieder draußen und freute sich der nachgesendeten Scheltworte, dann sagte er: „Genau wie ein Volksredner weiß ich die Seelen zu behandeln und emporzureißen."

Faulheit bei andern Gesellen, die es ihm hierin nachtun wollten, ohne seine geschickte Flinkheit im Einholen versäumter Arbeit zu besitzen, die duldete er aber nicht, ebensowenig, wie leichtfertige Liebe bei andern.

„Da sitzt der Peperl wieder," sagte er, „und schont sich aus Leibeskräften. Herr Meister? Wenn die Rettungsg'sellschaft kommt, erschrecken's net: Der Peperl hat einen Folioband auf'n andern Tisch g'legt. Das vertragt er net lang. I' begreif net, wie man so unvorsichtig sein kann."

„O, ich hab' drei neue Arbeitsaufträg' bekommen," sagte der Peperl stolz.

„Na, da wirst aber an Zurn g'habt haben!"

„Nein, ich werd' sie effektuieren."

„Na, schön. So hast eh' bis Weihnachten z' tun."

Seine Schlagfertigkeit brachte alles zum Lachen oder zum Schweigen. Und wenn er's in der Werkstatt wieder lachen haben wollte, dann kam er morgens zur Arbeit und sagte: „So, jetzt hab' i acht Stunden Zeit, um mi' auf Feierabend zu g'freuen." Oder er kam herein und ließ sich sofort aufseufzend in den Stuhl des Meisters sinken: „Ah! Ah, das tuat' an alten Menschen aber wohl!"

Da er so jung war, lachte alles, auch der Meister.

★

Am fleißigsten war er aber stets im Erstürmen von Hügelhöhen, um oben zu wandern; und stets pflegte er zu sagen: „Der schönste Rausch ist doch der Luftrausch!"

Aber es kam eine Zeit, wo es damit manchmal schon ein wenig langsamer zuging, weil das Herz nicht immer ausgelassen, sondern zuzeiten schon ein wenig beklommen mittat. Es machte ihm zuerst wenig. Da er immer in den Büchern las, die er zu binden hatte, fand er stets irgendein großes Wort, das ihn beschäftigte und ihm imponierte, und von dem er oft monate-, ja jahrelang zu zehren vermochte.

So lebte er lange Zeit bloß von dem Worte „musisch".

Er fand, daß es eigens auf und für ihn geprägt wäre, und das machte ihn sehr glücklich. Jedes Mädel, jeden Tippelkunden, jeden Meister prüfte er daraufhin, ob sie „musisch" wären oder nicht.

Musisch durchschritt er die Welt, in der er langsam heranalterte. Musisch überwand er die leisen Mahnungen des Herbstes in sich selber. „Künstlernaturen werden ja überhaupt nicht alt," sagte er sich und andern.

Um diese Zeit gewöhnte er sich, der sonst in fast allen Dingen des Genusses wahrhaft philosophisch anspruchslos war, ein gelegent-

liches Pfeifchen Tabak an, denn er sagte: „Es kommen Tage, wo ein wenig Sonnenschein auf der Bank vor einem Armenhaus, und ein Pfeiferl, des Menschen letztes, unwegnehmbares Glück sein kann."

Auch ein Glas Bier gönnte er sich in dieser Periode seines Lebens gerne, und zwar ganz besonders vormittags, um die nachfolgende, angenehm leise Lähmung so recht zu empfinden. Wenn das ihm so liebe Naß in ihn einging, dann sagte er: „Jetzt empfangen meine sämtlichen Zellen das Bier wie die Bienen ihre Königin! Der ganze Zellenstaat freut sich, minoritätslos."

Und dann setzte er sich und seufzte: „Ah! Das tut ei'm alten Menschen aber wohl!"

Seine Behagensnatur gefiel einer hübschen Meisterstochter damals immer noch so sehr, daß sie auf das Wort hin laut lachen mußte; und das kannte und benötigte er. Als er aber wieder weiterwanderte, da bat sie ihn um ein Andenken; zum Zeichen, daß er zurückkäme. Und sie war ungemein überrascht und erfreut, als er ihr nichts Geringeres vermachte und überließ, als seinen angebeteten Ziegenhainer Stock und dann, da es regnete, noch acht Tage zugab.

Sie aber hatte einen reizenden Mädelgedanken. Mit ihm war sie oft hoch auf einer alten Stützmauer gesessen, von der aus man weit ins Land sah, und neben ihnen war dort ein Prachtexemplar von einer Königskerze gestanden, ein „Himmelbrand", der inbrünstig blühte und ihnen wie ein Symbol ihrer hochragend freien Liebe erschienen war. Da nun Herbst ins Land kam und Balthe Ulmer in der Stadt Unterstand zu nehmen dachte, da schnitt sie den holzigen Stock ab und ließ ein silbernes Plättchen ans dicke Knotenende montieren, ans Wanderstraßenende aber eine tüchtige Lanzenzwinge. Und diesen federleichten Wanderstab reichte sie ihm zum Abschied — „Himmelbrandstäbe sind so leicht und zähe wie du."

Nachdenklich, ein wenig betrübt und in mildester Spätseptemberstimmung nahm er ihn entgegen und ging so dahin, zwischen Georginen, späten Pappelrosen, Astern und Chrysanthemen, während sie ihm lange nachschaute.

Der Duft der allerletzten Reseden bewegte ihm das Herz so seltsam, daß ihm Tränen in die lustigen, goldbraunen Augen traten. Das Herz war ihm nicht mehr sehr leicht, so zwischen Dahlien und andern solchen Anspielungen des Herbstes, trotzdem sie der liebe Gott, wie zum Beispiel die roten und weingelben Ranken des wilden Weines, entzückend zu färben gewußt hatte.

Und als er in einer Kneipe einem vorausgepilgerten Landstreicher nachfragte mit den Worten: „War nicht eben ein junger Mann da? So beiläufig in meinem Alter?" Da lachten alle und hießen den Spaßvogel herzlich willkommen.

*

Damals wurde es ein wirklich lustiger Abend. Da: wenn auch die Menschen boshaft und neidisch sind, so freuen sie sich doch immer wieder, wenn ein Prachtexemplar unter sie tritt; denn jeder denkt: Das könntest du eigentlich auch so machen. Nun war damals Balthe Ulmer so lebensfroh und frisch, daß man ihm gerne zuhörte, wenn er dozierte: „Was ist denn eigentlich das Alter? Ein Zellenzustand. Genau wie bei den Bäumen. Es gibt kein absolutes Alter. Grade so, wie man früher mit Schuh und Elle gemessen hat, so mißt man heut mit dem Meter; und mit Schimpansendrüsen. Die Pappel ist mit hundert Jahren ein Greis, der faul und hohl in sich selber zusammenstürzt. Die Eiche ist im gleichen Alter grade erst im Begriff, ein ansehnlicher und hübscher Mann zu werden . . . Ja; — und was ich fragen wollte: War hier nicht vor kurzem ein junger Mann, der nach einem gewissen Balthe Ulmer gefragt hat? Ungefähr so in meinem Alter muß er gewesen sein."

Und jetzt lachte niemand mehr. Aber nein, der junge Mann war nicht da gewesen.

Jener junge Mann traf ihn erst am nächsten Tage, um ihn zu einem Wintereinstand bei einem städtischen Buchbindermeister einzuladen, der einen so frischen und geschickten Altgesellen suchte, wie Balthe Ulmer.

Ja, und damit ändert sich die Geschichte.

Balthe Ulmer war dort recht zufrieden. Die letzten Allerseelenkränze lagen soeben auf den Gräbern, ähnlich leise bereift und dennoch besonnt, wie auf seinem Kopfe das dichte Haar. Aber November war's halt dennoch.

Er arbeitete in solchen Zeiten gut und gerne. Und mit seinem lichten Wesen hielt er in diesen Tagen des Jahres, die nicht mehr lange so sonnig blieben, sondern zuerst blaß, dann tiefgrau, dann stinknebelstadtbraun wurden, so daß man zu Mittage Licht brennen mußte, in diesen Novembertagen hielt er die ganze Werkstatt so sehr in Herzensbetrieb, daß sogar die Meisterstochter, mitten im Kochen, wenn etwa das Rinderfleisch im Kessel nicht dringend rief, herunterkam und sich dazusetzte, um auch ein wenig was zu lachen zu haben.

Die ganze Buchbinderei war wie umge-

dreht, seit er da war. Der Meister, ja diesmal, beim ungefährlichen, alternden Manne, sogar die Meisterin, waren sein zufrieden. Mit den Alten sprach er von der wunderbaren Vorkriegszeit und wie er um sechs Kreuzer Polenta mit Bratensaft genachtmahlt hatte, damit er sich sein lebenerquickendes Viertel Wein dazu vergönnen konnte, als junger Gesell. Und mit den Jungen besprach er das Radio, ahmte alle Stimmen nach, spielte ihnen die Kinolieblinge, entzückend, in ihren schönsten Rollen abermals vor, und nie wurde so viel gelacht und so viel gearbeitet zu gleicher Zeit. Die Buchbinderstochter aber wurde immer stiller und sah Balthe Ulmer, sooft er deutlich verliebt (nein, deutlich liebend durfte man diesmal sagen) in ihre grauen, eigentümlich genau geschnittenen Augen sah, ebenso in die Augen. Liebevoll; — aber mit einem beinahe traurigen Ernst.

„Wenn ich Ihren Kopf hätte," sagte sie einmal im dunklen Gange zu ihm, „was würde i ch draus gemacht haben!"

„Wenn ich Ihren Kopf hätte!" erwiderte er: „Wie würde ich ihn zwischen die Hände genommen und geküßt haben."

Sie war bloß still in die Küche gegangen. Nichts hatte es gegeben.

Und sein Herz brannte ihr nach. Schmerzend brannte es.

Und einmal, es schneite schon, da machte er wieder einmal, nach tüchtiger Arbeit (denn hier arbeitete er gerne) einen tiefen Seufzer und ließ sich in den Sessel fallen: „Ah! Das tut einem alten Menschen aber wohl!"

Und ganz still blieb es im lustigen Zimmer.

Er erschrak. Niemand lachte diesmal.

Ganz heiter arbeiteten die jungen Gesellen weiter und nickten zustimmend. Bloß Martha, die Tochter, sah ihm lange Zeit und, sozusagen das ganze Herz bis zu herauf kommenden Tränen, in die Augen.

„Grade die nimmt's am ernstesten."

Er hielt den Blick aus, halb in Hoffnung, halb in rührender Angst und Hilflosigkeit: „Ja, was ist denn da plötzlich gekommen?"

Diese Frage war sehr verspätet. Denn in Marthas Augen hätte er lesen müssen: „Plötzlich? Du hast nicht gemerkt, wie lange und langsam das gekommen ist? Das Alter? Und wie schad' es um dich ist?"

Kein Wort wurde gewechselt. Bloß das tiefe Leid Marthas um einen Menschen, der nur den fürchterlichen Fehler besaß, daß er, der einzige, der ihr gefallen hätte, viel, viel zu spät auf die Welt gekommen war, bloß dieses Leid, das sich in einem langen, fast vorwurfsvollen Blick aussprach, behielt er in sich, behielt er tagelang innig trauervoll bei sich.

Um es dann doch zuletzt, in seiner lebhaft gebliebenen Phantasie, zu mißdeuten.

Einmal, im dunklen Küchengange, als es eben Februar und Fastnacht geworden war und in seinem Urtrieb der Übermut wieder aufschoß, da küßte er sie. So, daß er ihren Kopf in sein Ellenbogengelenk zurücknahm. Und sie ließ ihn auch zurücksinken und nahm den langen, aber keuschen Kuß des sonst Kundigen auf, der wußte, daß er einen niegeküßten Mund niemals gleich erschrecken darf.

Beim zweiten Male doch wagte er mehr und hielt sie länger fest, als nur bloß einen lieben, onkelhaften Augenblick.

Da wurde ihm seines Lebens höchste Ehre und Schmach zuteil.

Sie entwand sich seinem Munde sanft, und sanft entwand sie sich seinen Armen. Und dann — küßte sie ihn auf beide Hände.

„So bin ich wirklich ein Großvater?" fragte er, erstickt.

„Nein. Bloß — für Ihren Stand — so erstaunlich verehrungswürdig."

★

Der Februar wollte nicht sonnig werden. Der März machte die Landstraßen nicht trocken. Es war zum Verzweifeln. Es war zum Durchgehen. Aber er hatte so viel Grund, zu bleiben. Meister und Meisterin behandelten ihn wie ein edles Roß im Rennstall. Martha sah ihm immer tiefer und ernster und voller in die Augen, je mehr gute Einfälle er ihr zuliebe hatte. Er konnte nicht weg, — — war wider Willen seßhaft geworden.

Einmal brachte er alles zum Lachen, als er von der Kirche sprach, in die er jetzt manchesmal ging: teils aus irgendeiner kleinen Sorge, was Ernstes hören zu müssen, vornehmlich aber, um sich zu vergewissern, daß er die Kirche wirklich nicht benötige.

„Was war heute für eine Predigt?" hieß es.

„Über die Sünde."

„Und was sagte der Pastor?"

„Er sprach contra."

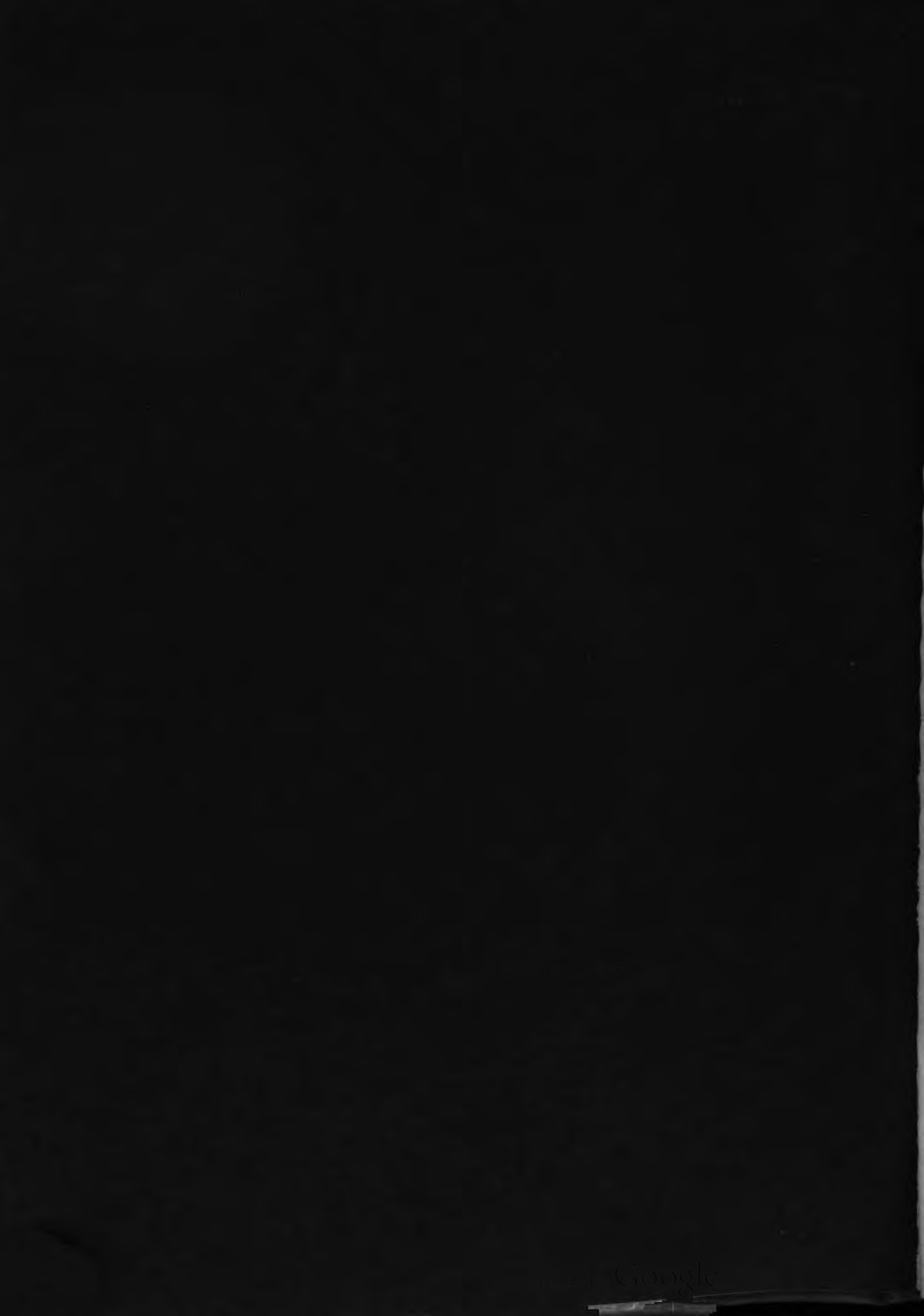
„Sind Verlobte ausgerufen worden?" fragte Martha lachend.

„Ja: ‚In den Stand der heiligen Ehe wollen treten: Domitian Schinkenbein und Barbara Hinterwöchnerin'."

„Mit Ihnen ist nichts Gescheites zu reden," sagte Martha halb geärgert. „Wenn man aus einem Haus kommt, aus dem man Liebe mitbringen soll und Versöhnlichkeit, dann spotten Sie."



Bildnis   Gemälde von Prof. Arthur Kampf



„Mitunter ist Spott das einzige, was erlöst. Und nicht immer ist Liebe das Entscheidende. Oft eher Zorn. Fragen Sie jedes Gewitter. Lesen Sie einmal Schopenhauer. Der hat im Zorn mehr Menschen erlöst, als vielleicht Christus in der Liebe."

„Jetzt reden Sie wieder wie ein Mensch," sagte Martha. „Was hätten Sie, bei Ihrer Bildung, alles werden können!"

„Ah, was," sagte Balthe. „Der Gebildete ist für Gottes Wege zu dumm. Eher eine Katze . . . Ich bin für die Katz."

*

Dann kam dennoch der Frühling. Wunderbar kam er. Sachte, mit viel warmem Regen, so daß die Forsythien im Meistergarten doppelt solange blühten als sonst und neben ihrem Buddhagelb die granatrote, japanische Quitte unglaubhaft lang die erste Stimme sang. Es war ein sehr später Frühling und er nahm deshalb kein Ende. Unermeßlich war er Balthe Ulmer. Denn zum erstenmal geschah ihm das selige Leid, daß er unglücklich liebte: Unglücklich liebte. Seine goldbraunen Augen hatten nicht das geringste von ihrer allbeglückenden Munterkeit verloren, und immer noch sahen die glattumschnittenen und reizvoll prüfenden Augen der jungen Martha in sie hinein. Sie hielten jeden Blick bis ins Endlose aus, wie es bei Verliebten da keine Stunde gibt. Aber ihre Lippen taten nicht so mit, wie die Augen. Ihre Seele war bei ihm. Ihr Blut wandte sich ab. Das hatte er augenblicklich weg.

Manchmal wollte er entfliehen. Allem, was frei schien, sah er nach. Da war ein Jäger in der Nachbarschaft. Der sah entzückend aus, wenn er durch die wolkenüberwechselte Maiwiese ging, um die Rebhuhngelege vor den Krähen zu schützen. Er gab eine prächtige Silhouette ab, vor dem bald goldgrünen, bald greisenhaft grauen Hintergrunde, den ein tiefer Schattenschauer über die Landschaft warf. Seine Flinte durchschnitt überzwerch die hoffnungschreitende Gestalt; der Hund neben ihm gab zu Mann und Flinte eine Art Dreieinigkeit, wie sie das arme Leben nicht oft so schön herzureichen vermag. Grade wollte Balthe Ulmer sich die Welt darauf hin besehen, ob er jetzt endlich durchgehen sollte. Aber dies Bild eines Mannes, der frei dahinzuziehen vermochte, obwohl er in der nächsten Nachbarschaft wohnte und blieb, es zog ihn mächtig zurück: „Wer so ein Jäger sein könnte! Frei, und doch auf Hab und Gut —; losgelassen, und dennoch abends in einem lieben, warmen Heim!"

Und so lange sah er dem Jäger nach, bis er merkte, daß der mit seinem Reviergange wohl längst fertig war und dem Städtchen zustrebte. Da ging er ihm ganz traurig nach, wie ein hoffnungslos Verliebter. Er wunderte sich gar nicht sehr, als er merkte, daß der hübsche Mensch samt Flinte und Hund ins Buchbinderhaus eintrat. Es mußte so sein. Und, selber ein wenig später im dunklen Hausflur, hörte der unglückliche Liebhaber folgendes Gespräch: „Bist du niemandem begegnet, Sepp?"

„Nein, Martha. Bloß zuletzt dem Balzer Ulmer."

„Ich fürchte, der wird uns nicht bleiben. Aber was tut's? Wenn bloß du mir bleibst. Habt ihr miteinander geredet?"

„Nein, er hat mir bloß traumverloren nachgeschaut. Der hat gut lachen! Ich hafte hier am Lehm, kann kaum eine Stunde hinaus in den Wald, muß um Haus und Heizung, und Geschäft und Angestellte, und Zeitungsmeinung und Verdruß sorgen! Der geht und schert sich nicht. Ich soll Bürgermeister werden, in so jungen Jahren: — Der Lump ist Herr über die ganze Welt!"

Da schnürte Balthasar Ulmer sein kleines Gepäck und nahm den sehr leichten Wanderstab aus Königskerzenstaude zu sich und ging in den Frühling hinaus — ohne Abschied.

Und, beinahe angestrengt, lauschte er in seine, in seine freie Welt hinein.

„Kaum ein Vogelsang erweckt so zur Lebensmunterkeit, wie das frühsommerliche Geschwätz der Stare! Der Spatz belebt wohl die Sonne des Oktobernachmittags, und auch des Februar; von Lichtmeß bis zum Amselruf. Aber der lustige Bruder ist und bleibt der Star. Tun wir es so, wie er."

Das waren Balthe Ulmers Abschiedsgedanken, die er seinem wehmütigen, zum erstenmal erfolglosen, verratenen Herzen einflößte.

Und auch das sagte er sich noch: „Wenn man alt wird. Und wenn die kleinen Mäderln nimmer mögen. — Dann bleibt noch das freie Brausen der Wälder. Dann bleibt noch der volle Sonnenschein. Oder der wilde, sturmdurchkämpfte Wald. Und selbst, wenn man lahm würde. Es bliebe doch dieser Laut der Stare; dieses Ziehen der Wolken, dieses Hinaufbegehren, dieses Mitwollen. Und zuletzt? Es gibt ein Glas Wein, ein Pfeifchen Tabak auf einer nachdenklichen Bank, ein Stillen von Hunger und Durst.

Und Sonne.

Und mehr, als ein Stillen von Hunger und Durst sind weder Leben, noch Liebe. Gott sei Dank, die Straße ist trocken. Und sie führt ja, wie man sagt, bis nach Rom."

Chinesische Tao-Mär

Von Frida Schanz

In des finstren Hochgebirges Tiefe
Zwischen knorrigen Jahrtausend-Zedern
Schlug ein blasser Jüngling wild die Holzaxt.

„Sieben Jahre forscht' ich in den Büchern
Nach der Tao-Lehre tiefstem Wesen,
Sieben Monde kroch ich durch den Urwald,
Fiebrig nach des Klausners Hütte suchend,
Der der Tao-Lehre höchsten Gipfel,
Irdische Unsterblichkeit, erreichte.
Silberlicht von Geistigkeit und Alter
Fand ich ihn. Doch nicht den kleinsten Tropfen
Von Belehrung gab er. — Sieben Wochen
Sind es nun, daß ich nach seiner Weisung
Tag für Tag mit dieser schweren Holzaxt
In die eisenharten Zedern schlage.
Blut'ger Schwielen voll sind meine Hände.
Blutrot tobt der Zorn mir in der Seele.
Brüllend möcht' er aufschrein — —"
Doch durch Wunder
Wurde der Empörte, wie so oft schon,
So auch heute, wieder sanft. — Ergeben
Schritt er in des Tages blasser Neige,
Vor Ermattung wie ein Trunkner taumelnd,
Nach des Meisters Eremitenklause. —
Auf der kleinen Lichtung vor der Hütte
Aber steht er plötzlich wach und stutzend.
„Sieh, der ernste Schweiger hat Gesellschaft!"

Spähend naht der Jüngling, lauscht bezaubert,
Rede tönt und junges, kluges Lachen,
Tassen, Näpfe klirren. Durch die Pfosten
Der Veranda silbert's zart. Statt eines
Sitzen drei am niedern Bambustische,
Uralt, geistig-licht — drei zarte Greise,
Deren Rede rundgeht wie Umschlingung
Überein gestimmter Melodien,
Deren Scherze wie die letzte Lösung
Aller Menschheitsqual berühren.
Tönend
Hört der Lauscher jetzt die klaren Stimmen
Zweier von den drein, zum holden Mahle
Einer holden Leuchte Licht sich wünschen.

„So soll's sein!" hört er den Meister sagen.
Ein Stück Reispapier faßt der und schneidet
Mit der Schere windschnell eine Scheibe,
Wirft die Scheibe an die Hüttenwand.
Und siehe:
Blauer Äther wird die Wand; die Scheibe
Wird zum Mond, der magisch-mildig leuchtet,
Haus und Wald und Welt in Lichtflut badet —
Und den Lauscher, der entgeistert dreinstarrt,
Aus dem Dämmer hebt.

Voll milder Güte
Winkt der Klausner ihm. „Tritt furchtlos näher!
Wenn du willst, trink mit von unsrem Weine!"
Wein? — In einem winzigen Schnabelbecher
Sieht der Jüngling eine goldne Neige,
Soll das Wein sein? Und für alle reichen?

Ja! Es ist, als ob der Mond es ströme,
Dieses heitre, volle Ja! — Der Meister
Gießt vier Schalen voll, dann nochmals alle.
Heitre Seligkeit durchströmt den Jüngling,
Und der Alten Altster hebt die Stimme,
Draus das Wissen tiefsten Glückes läutet:

„Freunde, nichts in dieser schönen Mondnacht
Fehlt, wie das Unsterbliche, das Höchste,
Tschang-Nyo's Tanz, das Schönste der neun
Welten!"

Tschang-Nyo's Tanz! Ein Sehnen schien erglommen —
Sieh, da wirft der Hausherr einen Reisstab,
Dann den zweiten Reisstab in das Mondrund,
Und im Augenblick erscheint im Monde
Eine winzige Gestalt, tritt aus der Scheibe,
Wächst und steigt hernieder auf die Lichtung,
Steht in Geisterglanz und zarter Haltung,
Schon zum tiefsten, seligsten Erschrecken — —

Und beginnt dann, mondscheinzart zu tanzen —
Nicht von dieser Erde war ihr Tanzschritt.
Nicht von dieser Welt war ihr Gebaren.
Trauersüß wie unter magischem Zwange
Wob sie Linien mit den zarten Gliedern,
Die kein Blick noch sah. — Sehnsüchtig singend,
Bat sie:
„Laßt mich, laßt mich heim, ihr Zaubrer,
In die lichte, eisigkühle Stille!"

Dann in niegesehnem Tanzeswirbel
Sprang sie auf den Tisch und war verschwunden,
Auf des Meisters Teller sank ein Reisstab,
Sank ein zweiter Reisstab.
Leise, leise,
Losch in diesem Augenblick das Mondlicht.
Rasche Abschiedsworte hallten. Finster
Lag die Welt.
Auf seinem Zedernstumpf
Saß der Eremit allein und sinnend.
Vor ihm auf dem niedren Bambustische
Standen duftgewürzt die leeren Tassen,
Lagen Reste eines kleinen Mahles.
An der dunklen Wand der Klause klebte
Eine Scheibe Reispapier.

Der Alte
Sah dem blassen Jüngling sanft ins Auge.
Milde sprach er dann:
„Nun gehe schlafen!
Schlafe tief! Der Wein war übermächtig!
Morgen aber mußt du frühe wach sein!
Deine Lehrzeit, Schüler, soll beginnen!"



Kopfleiste aus Pufendorf „Die Taten Carl X. Gustavs, König in Schweden"

Königin Christine von Schweden

Von Ludwig Freiherrn von Pastor, österr. Gesandten beim Vatikan

Zu den merkwürdigsten Frauengestalten der neueren Geschichte gehört die Tochter Gustav Adolfs, Schwedens Königin Christine. Lange Zeit war sie vielen ein großes Rätsel, auch die Skandalsucht hatte ihr Bild entstellt. Erst die neuere Geschichtsforschung ist ihr gerecht geworden und hat auf der festen Grundlage authentischer Akten ein historisch treues Bild der viel bewunderten, aber noch mehr geschmähten Schwedenkönigin entworfen. Ein großes Verdienst hat sich namentlich ein deutscher Gelehrter, der Münsterer Professor Grauert erworben, der der Königin zwei Bände widmete. Neuerdings hat dann der schwedische Gesandte in Rom, Baron von Bildt, in einer Reihe von Monographien auf Grund archivalischer Forschungen die römischen Beziehungen Christinens neu beleuchtet und geistvoll erläutert.

Christine, am 8. Dezember 1626 zu Stockholm geboren, hatte das Unglück, in der Hohenzollerin Marie-Eleonore von Brandenburg, der Tante des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, eine kränkliche, auch geistig nicht normale Mutter zu besitzen und bereits mit sechs Jahren ihren genialen Vater zu verlieren. Vor seiner Abreise nach Deutschland hatte Gustav Adolf befohlen, seine Tochter zur Vorbereitung auf ihren Regentenberuf körperlich und geistig ganz wie einen Prinzen zu erziehen. Diesen Absichten kamen Christinens Neigungen wunderbar entgegen: sie mochte keine langen Kleider leiden, verachtete allen Putz, zeigte sich völlig ungeschickt zu jeder Handarbeit, dagegen lernte sie bald, sich auf unbändigen Rossen zu tummeln und mit der Büchse den Hasen im Lauf zu treffen. Sie besaß außerordentliche Gaben des Geistes, großen Scharfsinn, schnelle Fassungskraft, ein ungemein starkes Gedächtnis, ein seltenes Sprachtalent. Von leidenschaftlicher, unersättlicher Wissensbegierde erfüllt,



Christine von Schweden. Stich von Alexander Tardieu nach dem Gemälde von Sebastian Bourdon

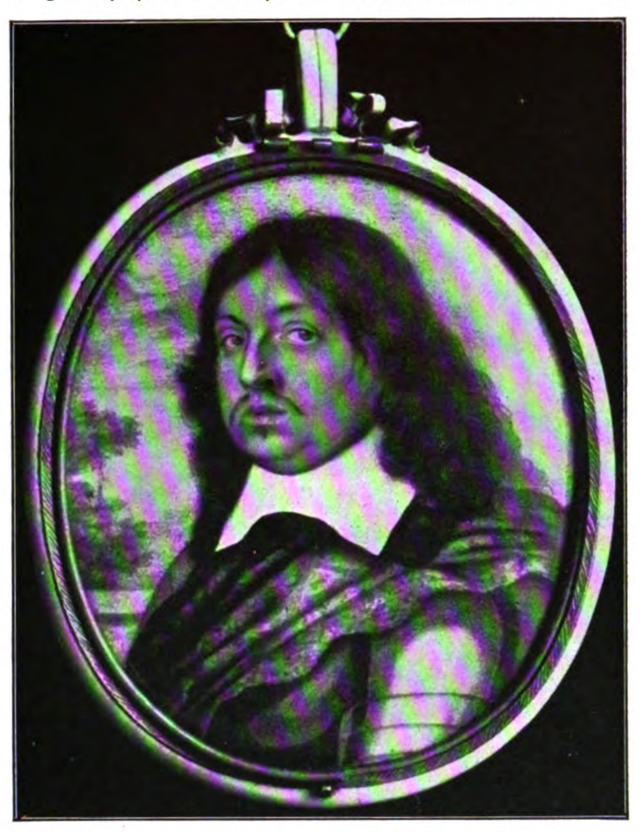


Stockholm von der Kastellinsel aus gesehen. Kupferstich von Wilhelm Swidde 1693 nach Zeichnung von Erik Dahlberg etwa 1688

studierte sie täglich zwölf Stunden. Kein Wunder, daß sie hochschultrig und sehr nervös wurde. Aber als sie, achtzehnjährig, die Regierung Schwedens übernahm, galt die „schwedische Minerva“ allgemein als Wunder des Wissens. Sie sprach und schrieb fließend Deutsch, Französisch, Holländisch, Italienisch, Lateinisch und Griechisch; selbst in die Anfänge des Hebräischen und Arabischen war sie eingedrungen. Oxenstierna hatte ihr die Grundsätze der Staatskunst vorgetragen; andere treffliche Lehrer vermittelten eine gründliche Kenntnis der alten Klassiker, der Geschichte, Theologie, Jurisprudenz, Mathematik und Astronomie. Auch als Königin setzte Christine trotz der Last der Staatsgeschäfte ihre Studien fort und vergaß darüber vollständig die Sorge für ihre gebrechliche Gesundheit. Selten hat es wohl eine Frau gegeben, die so wenig auf ihr Äußeres gab. Die Königin trug ganz gewöhnliche Kleidung, höchstens einmal in der Woche kämmte sie ihr schönes Haar, nur Sonntags widmete sie ihrer Toilette eine halbe Stunde, an anderen Tagen höchstens fünfzehn Minuten. Wie sie sich mit drei bis vier Stunden Schlaf begnügte, so war es ihr auch ganz einerlei, was sie aß. Sie trank nichts als Wasser. In eiskalten Winternächten sah man die spartanisch Erzogene stundenlang herumfahren. Selbst wenn Fieberanfälle sie heimsuchten, wohnte sie den Sitzungen des Senats bei. Die Verhandlungen mit den Gesandten führte sie persönlich. Sie trat mit größtem Selbstbewußtsein auf. Generale, deren bloßer Name Deutschland erbeben machte, sah man vor ihr zitternd verstummen. Sollte ein Krieg ausbrechen, sagt ein Zeitgenosse, so wird sie, die weder Hitze noch Frost noch Nachtwachen scheut, sich an die Spitze ihrer Truppen stellen.

Einer solchen Amazone mußte der Gedanke an eine Verheiratung unerträglich sein. Nur einmal als siebzehnjähriges Mädchen hat auch sie, dem allgemeinen Gesetze der Natur ihren Tribut zollend, eine zärtliche Neigung für ihren Vetter, den Wittelsbachischen Pfalzgrafen von Zweibrücken Karl Gustav, empfunden; aber nur zu bald mußte sie erkennen, daß sie ihr Herz einem Unwürdigen geschenkt hatte. Nach dieser grausamen Enttäuschung erklärte sie, eher sterben zu wollen, als sich zu vermählen. Frei wie sie geboren, so pflegte sie zu sagen, wolle sie auch auf dieser Welt gehen. Sonst aber liebte ihr männlicher Geist den Umgang mit Männern, besonders mit Gelehrten, ebensosehr, wie sie den mit Frauen verschmähte. Mehr und mehr wurde der Stockholmer Hof ein Sammelplatz für die berühmtesten Gelehrten Europas, denn die hochgebildete Königin wollte den bisher ziemlich abgeschlossenen Norden in nähere

Schlußzeilen eines Briefes der Königin an Kardinal Azzolino vom 30. 12. 1656

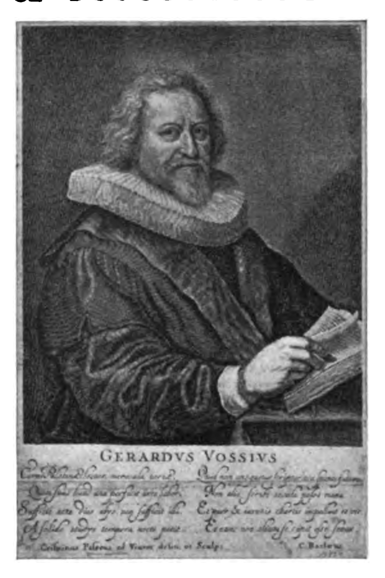


Karl X. Gustav von Schweden. Emailbildnis von Peter Signac
Im Staatl. Histor. Museum zu Stockholm

Verbindung mit den kulturell viel weiter fortgeschrittenen Ländern Mittel- und Südeuropas bringen; dafür scheute sie kein Opfer an Geld und Mühe. Isaak Vossius, Gabriel Naudé und Nikolaus Heinsius sammelten für ihre Bibliothek in Frankreich, den Niederlanden und Italien Handschriften und seltene Bücher. Sie ließ auch Gemmen, Münzen und antike Statuen erwerben. Eigene Boten wurden nach Rom gesendet, um schwedische Urkunden und Akten, welche einst der Erzbischof Olaus dorthin mitgenommen hatte, wieder zu gewinnen. Philologen ersten Ranges wie Freinsheim, Gerhard Vossius, mit dem sie den Plato in der Ursprache las, Salmasius, der berühmte Kritiker, und Cartesius, der Begründer der neueren Philosophie, wurden nach Stockholm berufen und mit Gnadenbezeugungen überhäuft. Auch Künstler und Architekten zog sie heran. Mochten die Staatsgeschäfte sie noch so sehr bedrängen, einige Stunden wußte die Wissensdurstige sich stets zu erobern, um in ihrer Bibliothek mit den Toten zu verkehren, die ihr, wie sie im Juni 1650 an Vossius schrieb, das Leben gäben, während die Lebenden ihr jeden Augenblick den Tod brächten.

Es war natürlich, daß bei diesen ausgedehnten Studien und so gelehrtem Verkehr ein so reger und scharfer Geist, wie ihn Christine besaß, sich auch mit der größten Frage der Zeit, der religiösen, beschäftigte. Das Ergebnis war die Überzeugung, daß die Wahrheit auf seiten der katholischen Kirche sei. Mit männlicher Entschlossenheit zog sie alle daraus sich ergebenden Folgerungen. Ihr Übertritt bedingte den Verzicht auf den schwedischen Thron. Am 6. Juni 1654 legte sie im Königsschlosse zu Upsala die Krone zugunsten Karl Gustavs von Zweibrücken nieder, behielt sich aber den Bezug einer Jahresrente von 200 000 Talern, ihr Eigentum und Souveränitätsrechte, namentlich die königliche Autorität über ihr Gefolge, vor.

Nachdem sie zuerst zu Weihnachten des genannten Jahres zu Brüssel in der Stille das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt hatte, tat sie dies am 3. November 1655 auch öffentlich in der Hofkirche zu Innsbruck. Dann eilte sie nach Rom, wo damals der gelehrte Papst Alexander VII. aus dem Hause Chigi regierte. Dieser ließ sie im ganzen Kirchenstaat festlich empfangen. Besonders große Vorbereitungen waren in Rom getroffen, wo Christine am 19. Dezember schon vor den Toren der Stadt durch die Kardinäle Medici und Friedrich von Hessen bewillkommnet wurde. Mit ihnen bestieg die Königin eine nach den Zeichnungen Berninis angefertigte, mit Malereien und goldenen Figuren verzierte Prachtkarosse. Es war 7 Uhr abends, als sie bei dem Scheine zahlreicher Fackeln in die Stadt der Cäsaren und Päpste durch die Porta Pertusa einfuhr. Eine große Volksmenge, darunter zahlreiche Fremde, war zusammengeströmt, denn schon seit Wochen war man auf die Ankunft des hohen Gastes gespannt. Als Christine durch ein Seitentor in den Vatikan einfuhr, bemerkte sie scherzend: „Also auf diese Weise zieht man incognito in Rom ein.“ Alexander VII. hatte diesmal von der durch ihn sonst streng eingehaltenen Regel, daß Frauen im Vatikan nicht wohnen sollten, abgesehen. Bis zum öffentlichen Einzug sollte Christine bei dem Torre de Venti ihr Absteigequartier nehmen. Die Ausschmückung der Räume hatte der Papst selbst mit großer Sorgfalt



Links: Gerhard Voß. Philolog und holländischer Theologe. 1577—1649. Stich von Crispin van de Passe d. Ält.



Rechts: Lukas Holste. Archäolog und Archivar im Vatikan. 1596—1631. Stich von J. J. Haid

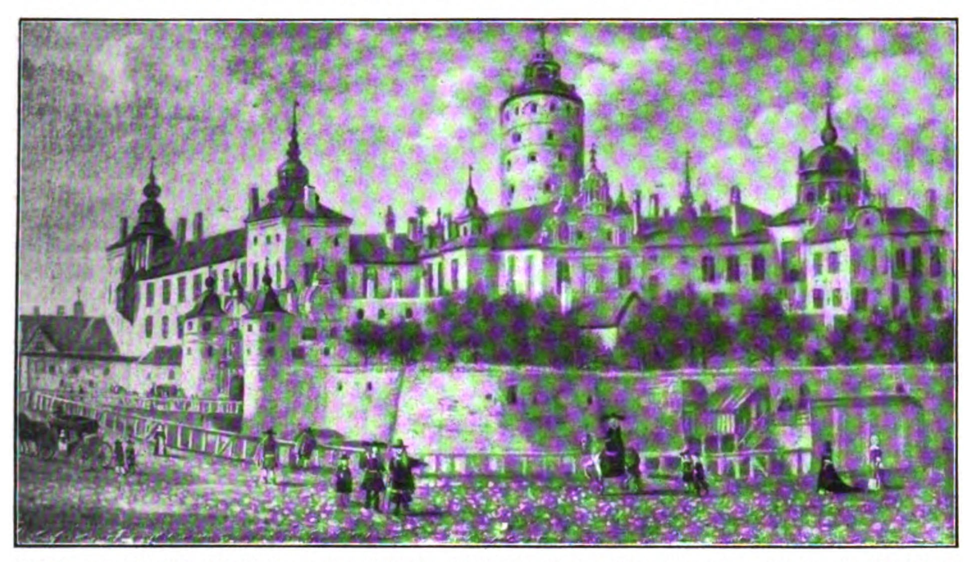
und der ihm eigenen Delikatesse überwacht. Noch am selben Abend empfing er die Königin in halbstündiger Privataudienz. Diese besichtigte gleich am folgenden Morgen incognito die Kunstschätze und die Bibliothek des Vatikans, wobei sie ihre Führer durch ihre Kenntnisse in Erstaunen setzte.

Für den feierlichen Einzug, der am 23. Dezember stattfand, war ein genaues Zeremoniell festgesetzt und alles aufgeboten worden, um eindrucksvoll zu vergegenwärtigen, welchen Triumph der Übertritt der Tochter Gustavs Adolfs für die katholische Kirche darstellte. Die Straßen, Häuser und Kirchen, besonders St. Peter, waren mit kostbaren Teppichen geschmückt, wozu der gesamte Adel beigetragen hatte. Da, wie auch sonst üblich, der Einzug von der Villa Julius' III. stattfinden sollte, ward auf den Schmuck des inneren Giebelabschlusses der Porta del Popolo besondere Sorgfalt verwendet. Noch heute erinnert hier eine von Alexander VII. selbst verfaßte Inschrift und die von einem Stern überragten sechs Hügel der Chigi an Christinens glänzenden Empfang. Die Königin, von beiden Kardinälen geleitet, ritt auf einem prächtigen weißen Schimmel. Über ihr Äußeres waren die Römer etwas erstaunt. Klein von Gestalt, etwas schief gewachsen, machte sie in ihrem Reitkleide mit den männlichen, wenn auch nicht unschönen Zügen, der großen Adlernase und den kurz geschnittenen Haaren einen seltsamen Eindruck. Aber ihr kühnes Wesen imponierte, aus den großen, dunklen Augen sprühten Geist und Energie.

Bei der Porta del Popolo ward die Königin durch das gesamte Kardinalkollegium begrüßt. Dann ward sie unter dem Schmettern der Trompeten und dem Donner der Kanonen der Engelsburg nach St. Peter geleitet. Nachdem sie in der glänzend geschmückten und erleuchteten Basilika ihre Andacht verrichtet, begab sie sich in den Vatikan, wo der Papst sie in feierlichem Konsistorium empfing. Zwei Tage später erteilte er ihr das Sa-



Axel Oxenstierna. Holzschnitt



Schloß von Südost in Stockholm um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Ölgemälde eines unbekannten Künstlers

krament der Firmung und gestattete, daß sie den Namen Alessandra annahm. Am folgenden Tage lud er sie zu Tisch, wobei der Jesuit Oliva eine kurze Predigt hielt und geistliche Musikstücke aufgeführt wurden.

Christine bezog zunächst den ihr vom Herzog von Parma zur Verfügung gestellten Palazzo Farnese. Gleich bei dem ersten Empfang hatte die Majestät des Oberhauptes der Kirche auf Christine einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sie einen Augenblick ihre Fassung verlor. Auch Alexander VII. war bewegt, als die Tochter Gustav Adolfs vor ihm kniete, auf deren Namen der Westfälische Frieden geschlossen worden war, gegen den er als Nuntius hatte protestieren müssen. In den späteren Unterredungen fand der feingebildete Papst großes Gefallen an dem umfassenden Wissen, dem durchdringenden Scharfsinn und der geistreichen Konversation der Königin. Er erkannte in ihr eine edle, reine Seele, die das Gute nur des Guten wegen liebte, wie sie denn einst Pallavicini beteuerte, sie würde keine unrechte Handlung begehen, wenn sie auch Gott selbst unsichtbar wäre. Ungemein erfreute den Papst die Festigkeit, mit der Christine ihre religiöse Überzeugung betonte. Er wurde dadurch in seiner Hoffnung bestärkt, das Beispiel dieser Fürstin, auf die mehr als auf irgendeine andere die Blicke der Welt gerichtet waren, werde weitere Übertritte im Norden zur Folge haben, wie denn auch wirklich der Pfalzgraf Karl August von Sulzbach nach seinem eigenen Zeugnisse dadurch zu dem gleichen Schritte bewogen wurde. Unter diesen Umständen mußten dem Papste einige Fehler und Eigentümlichkeiten der Königin, welche den Eindruck ihres hochherzigen Schrittes einigermaßen verdunkelten, Besorgnis einflößen. Mit Erstaunen vernahm er, wie die geniale Frau die freien Umgangssitten, die in germanischen Ländern zwischen beiden Geschlechtern bestanden, auch in Rom fortsetzte, sich sogar in der Unterhaltung mit jungen Männern in zwar geistreichen, aber doch unpassenden Reden und Scherzen erging. Noch mehr aber schmerzte ihn der Mangel an äußerer Andacht, da diese nordische

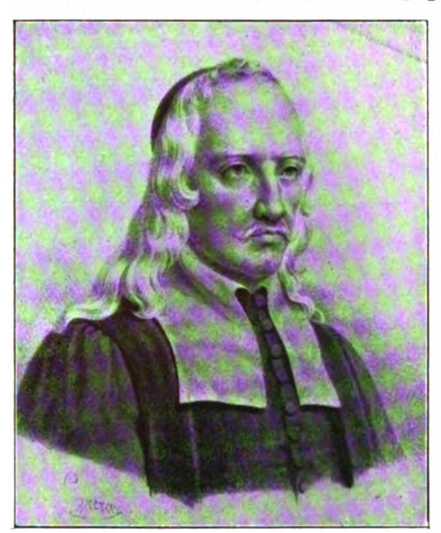




Siegelring der Königin



Königin Christine von Schweden. Emailbildnis von Peter Signac im Staatl. Histor. Museum zu Stockholm


J. A. Borelli. Italienischer Arzt, Mathematiker und Physiker. 1608—1679. Lithographie von P. R. Pigneron nach einem alten Gemälde

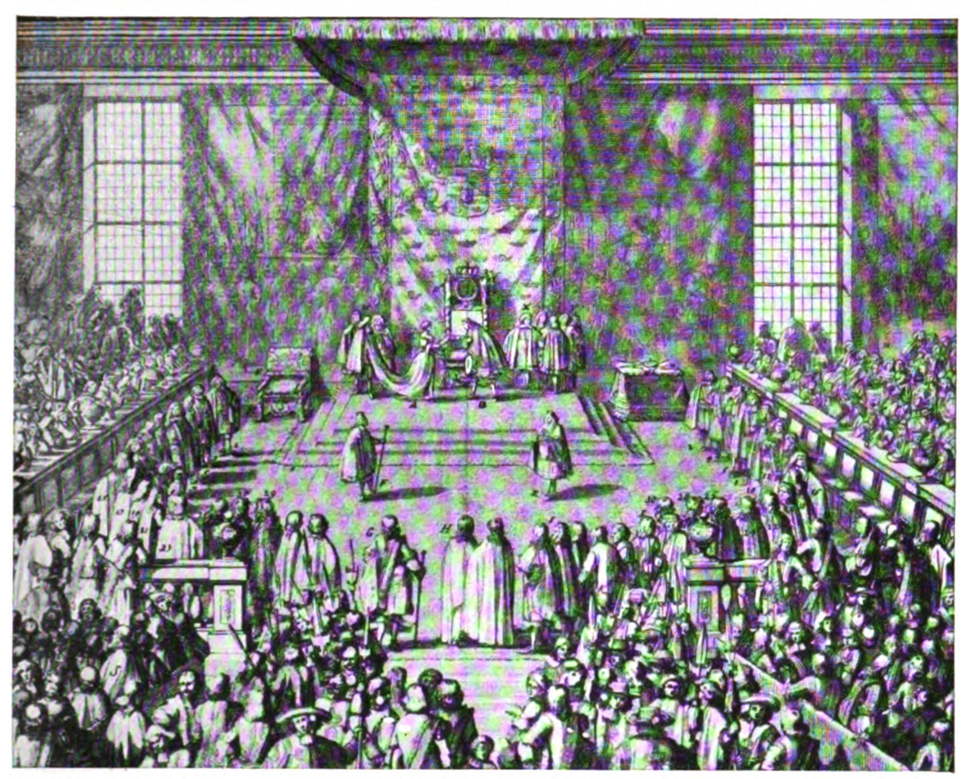
Amazone weder religiöse Unterhaltungen noch auch das Lesen frommer Bücher bevorzugte und sogar im Kirchenbesuch sich nachlässig zeigte, geschweige denn, daß sie sich körperlichen Bußübungen unterzogen oder ein streng klösterliches Leben geführt hätte, wie der Asket auf dem päpstlichen Throne es von ihr erwartete.

Die eigentümliche Haltung der Königin in religiösen Fragen entsprang zum Teil aus ihrem Grundsatze, daß die Tugend, um rein zu sein, jeden Schein vermeiden und sich allein auf die Verehrung Gottes, nicht auf den Beifall der Menschen richten dürfte. So zutreffend das war, so machte sie Alexander VII. freilich sehr behutsam aufmerksam, daß sie auch äußerliche Religionsübungen nicht vernachlässigen dürfe. Er schenkte ihr fromme Bücher und suchte sie zu überzeugen, daß es sehr verdienstlich sei, die äußere Andacht zu zeigen, wenn es nur zur Ehre Gottes geschehe; deshalb sei es verdienstlicher, ein Ave Maria öffentlich zu beten als einen Rosenkranz im geheimen. Nach einigem Sträuben verschloß sich Christine diesen Erwägungen nicht: sie besuchte häufiger die Kirche, verbarg während des Meßopfers nicht ihre Andacht wie früher und vertauschte während der Fastenzeit die Unterhaltungen der von ihr sofort gegründeten wissenschaftlichen Akademie mit religiösen Übungen.

Aber ihre übrigen Eigentümlichkeiten, die Fehler, die mit ihrer Erziehung zusammenhingen, vermochte sie nicht mehr abzulegen. Nordische Rauheit und männlicher Sinn waren so eng mit ihrer Natur verbunden, daß ihr weibliche Zurückhaltung und Vorsicht unmöglich waren. Je mehr man in ihr Wesen eindringt, um so deutlicher sieht man, wie ihr nichts zur Virage, dem Frauenideal der Renaissance, fehlte. Aber diese Zeit war dahin, und seit dem Durchdringen der katholischen Reformation hielt man in Rom streng auch auf das äußere Dekorum. Deshalb stieß ihre unerhörte Verachtung aller Rücksichten so sehr ab. Allen Vorstellungen wegen ihres zwanglosen Benehmens und ihrer burschikosen Allüren begegnete Christine durch die Antwort, man müsse sie nun einmal so nehmen, wie sie sei.

Die neue Welt, in welche die 29jährige in Rom eingetreten war, wollte sie in voller Freiheit genießen, nicht bloß die kirchlichen Feierlichkeiten und die Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt, ihre Kunstwerke und Gelehrten kennenlernen, sondern auch alles andere, was dieser einzigartige Mittelpunkt der damaligen Kultur bot: Empfänge, Schauspiele, Konzerte, Turniere, Maskeraden. Die römische Gesellschaft, der Adel wie die Geistlichkeit taten alles, um den hohen Gast zu unterhalten und zu feiern. Wo sie


Teil des von König Karl X. Gustav getragenen Jehova-Ordens
Im Staatl. Histor. Museum zu Stockholm



Die Königin Christine von Schweden verzichtet in öffentlicher Versammlung der Reichsstände auf die Krone Schwedens. Ausschnitt aus Pufendorf „Die Taten Carl X. Gustavs, König in Schweden". Stich von Willem Swidde

erschien, begrüßte man sie mit Inschriften, Reden und Gedichten. In der Propaganda mußten die Zöglinge sie in 22 Sprachen anreden. Während des Karnevals 1656 wollten die Feste, die ihr zu Ehren gegeben wurden, kein Ende nehmen. Die Barberini veranstalteten ein Karussell mit Kämpfen von Rittern und Amazonen, von dem ganz Rom sprach. Eine musikalische Oper, „Das menschliche Leben", welche gleichfalls die Barberini aufführen ließen, zeigte bezaubernde Szenerien. Ballette füllten die Zwischenakte. Im Palast des französischen Gesandten wohnte die Königin einer Aufführung von Corneilles „Heraklius" bei.

Inmitten dieses Rausches von Vergnügungen befand sich die Königin in peinlichster Geldverlegenheit. In ihren Finanzen herrschte die gleiche geniale Unordnung wie in ihrem Hauswesen. Von Einschränkung ihrer großen Freigebigkeit wie ihres kostspieligen Sammelns von Büchern und Kunstwerken wollte sie ebensowenig etwas wissen, wie von der Annahme einer Unterstützung. Da aber der zwischen Polen und Schweden ausgebrochene Krieg die Auszahlung ihrer Einkünfte in Frage stellte, bewog sie auf den Rat ihrer besorgten Freunde den König Karl Gustav, zum Ersatz ihrer Ausfälle ihr die Forderungen zu zedieren, welche Schweden aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges noch an Frankreich zu haben behauptete. Um die Anerkennung der Forderungen von seiten des Schuldners zu erreichen, entschloß sich Christine, die bereits ihre Juwelen versetzt hatte, nach Frankreich zu reisen. Mit Tränen in den Augen verließ sie am 18. Juli 1656 die ihr so lieb gewordene ewige Stadt.

In Paris mit königlicher Pracht empfangen, vertiefte sich der Scharfsinn der Königin in das Studium der politischen Verhältnisse Frankreichs und ergründete die Charaktere Mazarins, der Königin-Witwe Anna und des jungen Ludwig XIV. Der eigentliche Zweck ihrer Reise, die Beitreibung ihrer Einkünfte, trat immer mehr in den Hintergrund gegenüber einem politischen Projekte, das auf der Reise oder vielleicht schon früher in ihrem unruhigen Kopfe entstanden war. Der Minister Frankreichs, das noch immer im Krieg mit Spanien begriffen war, sollte ihr zur Krone Neapels verhelfen, wogegen sie sich erbot, einen französischen Prinzen als Nachfolger anzunehmen. Mazarin behandelte diesen Vorschlag, der immerhin Spanien erschrecken konnte, dilatorisch, aber die optimistische Königin vertraute fest auf seine unbestimmten Versprechungen. Da sie wegen der Pest nicht nach Rom zurückkehren konnte, zog sie



Bildnis des Kardinals Dezio Azzolini. Ausschnitt aus einem Gemälde von Jacob Ferdinand Voet

sich nach dem schönen Pesaro zurück, wo sie in dem Palaste des Governatore in ihrer genialen Weise die Zeit zwischen weltlichen Vergnügungen, literarischen Studien und geistlichen Übungen zubrachte. Vor allem aber beschäftigten sie mit steigender Nervosität ihre überspannten politischen Pläne. Ihre Vertrauensmänner Monaldeschi und Santinelli bewirkten, daß Mazarin ihr beträchtliche Abschlagszahlungen zusandte, die aber sofort für das neapolitanische Unternehmen verschleudert wurden. Da bestimmte Zusicherungen des kühl berechnenden Mazarin für diesen ihren Lieblingsplan ausblieben, beschloß sie, zu seiner Betreibung im Sommer 1657 nochmals den französischen Hof aufzusuchen.

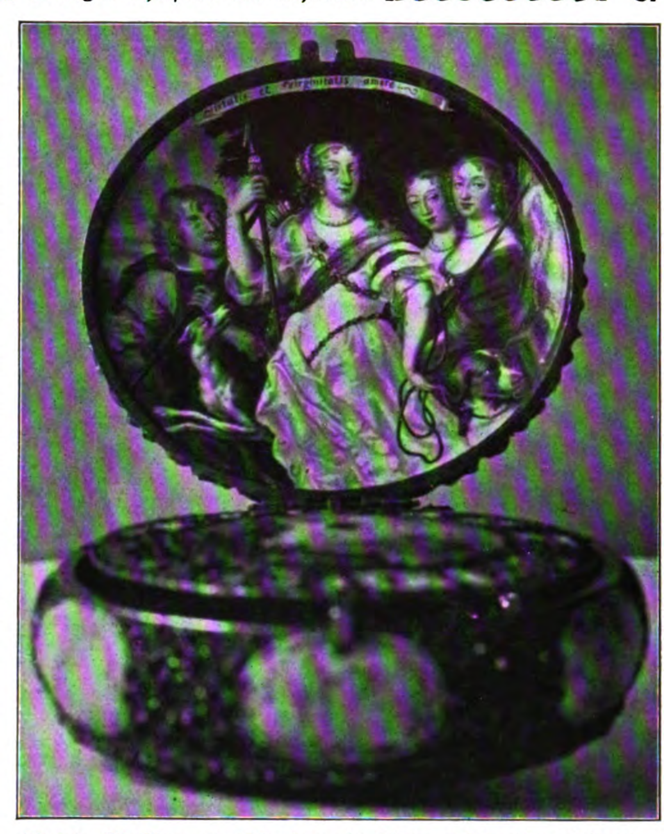
Während des zweiten Aufenthaltes in Frankreich ließ sie am 10. November 1657 zu Fontainebleau ihren Oberstallmeister Gian Rinaldo Monaldeschi, der ihr Vertrauen mit schnödem Verrat ihrer Geheimnisse an die Spanier belohnt hatte, kraft ihres Souveränitätsrechtes kalten Blutes hinrichten. Die Schuld Monaldeschis steht ebenso fest wie das Strafrecht der souveränen Königin gegen einen in ihrem Dienst befindlichen Hochverräter; man darf deshalb von keinem Mord sprechen, aber die Bestrafung schloß einen Mißbrauch des Rechtes der Exterritorialität ein, mindestens eine Rücksichtslosigkeit gegen die Gastfreundschaft des französischen Hofes und eine grausame Härte, die einen dunklen Schatten auf die Königin wirft. Der Vorfall schadete ihrem Rufe sehr. Alexander VII. verhielt sich zurückhaltend, als sie am 16. Mai 1658 noch Rom zurückkehrte. Auch sonst gestalteten sich die Verhältnisse der Königin, besonders ihre Finanzen, sehr mißlich; denn die Apanage aus Schweden blieb ganz aus. Der Sekretär Christinens, Davison, den sie zur Geltendmachung ihres Rechtes nach Schweden schickte, wurde, weil er katholisch geworden war, dort nicht zugelassen. Eine vielleicht noch größere Demütigung für Christine war es, daß sie, um leben zu können, ihr Silbergeschirr und andere Kostbarkeiten, zuletzt selbst ihren Krönungsmantel versetzen mußte. Allein dem Geldmangel ward dadurch nicht abgeholfen, denn ihr Hausmarschall, Francesco Maria Santinelli, der alle diese Geschäfte besorgte, war ein abgefeimter Gauner. Durch sein Liebesverhältnis mit der verwitweten Herzogin von Ceri brachte er die Königin zudem noch in Mißhelligkeiten mit dem Papste.

Vorher schon hatte Alexander VII. großen Anstoß daran genommen, daß sich Christine bei ihrer Rückkehr gerade gegenüber dem Quirinal, der päpstlichen Residenz in dem Palast Mazarins (jetzt Rospigliosi) niederließ, um von dort aus, umgeben von neapolitanischen Emigranten, ihr neapolitanisches Projekt zu betreiben. Da sich der Papst mit Spanien nicht überwerfen wollte, verbot er jede Anwerbung von Soldaten bei Todesstrafe. Aus Furcht vor Unruhen oder gar vor einem Handstreich ordnete er militärische Vorsichtsmaßregeln an. Christine erging sich darüber in derb sarkastischen Bemerkungen, wich aber zuletzt doch vor dem Ernst des Papstes zurück. Sie entließ ihre Leibgarde, entsagte der Begünstigung der Verheiratung Santinellis und endlich auch ihrem neapolitanischen Projekte, das sie soviel Geld gekostet hatte. Es war Kardinal Azzolini, welcher die Wiederherstellung guter Beziehungen zu Alexander VII. vermittelte. Viel trug auch der Eifer dazu bei, den Christine für den Plan einer Liga gegen die Türken entfaltete, und die Aufgabe ihrer Wohnung im Palast Mazarins. Im Juli 1659 bezog sie den jenseits des Tibers gelegenen Palazzo Riario (jetzt Corsini); dorthin ließ sie nun ihre Bibliothek, ihre Gemäldesammlung und ihre Möbel, die in Antwerpen deponiert waren, kommen.

Ein weiteres Verdienst Azzolinis war es, daß er Santinelli entlarvte und stürzte. Seitdem besaß er das volle Vertrauen der Königin und gewann steigenden Einfluß auf sie. Dieser war sehr heilsam. Der Kardinal besorgte eine gründliche Reinigung des Hofstaates der Königin, führte Ordnung in ihre Ausgaben ein und milderte ihr exzentrisches Wesen. Ihre nervöse Natur vollständig zu ändern vermochte freilich auch er nicht, aber er verstand es, ihre Fehler und Sonderbarkeiten einzuschränken, war er doch der einzige, von dem sie Tadel und Zurechtweisung annahm. Die Frage, ob die Freundschaft zwischen der Königin und Azzolini einen unerlaubten Charakter getragen habe, muß verneint

werden. In den neuerdings bekannt gewordenen zahlreichen Briefen Christinens an Azzolini spricht sich nur die Dankbarkeit, Treue und Liebe einer vielgeprüften Frau zu dem aus, der ihr uneigennütziger Ratgeber und treuer Freund geworden war. Für anderes fehlt jede Spur von Beweis.

Der unerwartete Tod Karl Gustavs zwang Christine, im Juli 1660 nach Schweden zu reisen, wo sie von der Regentschaft und dem Reichstage nicht nur die Erneuerung ihres Abdankungsrezesses, sondern auch die Anerkennung ihres Thronfolgerechtes im Falle kinderlosen Versterbens des unmündigen Sohnes Karl Gustavs verlangte. Eine nochmalige Besteigung des schwedischen Thrones war indessen für sie als Katholikin unmöglich. Die Regentschaft verweigerte ihr streng jede freie Religionsübung. Während ihres Aufenthaltes in Schweden mußte sie den Gottesdienst bei dem französischen Gesandten besuchen. Sie verließ daher das Land bereits im Mai 1661 und begab sich nach Hamburg, wo ihr Hofbankier Isaak Texeira, ein reicher portugiesischer Jude, ihre Finanzen ordnete. Am 20. Juni 1662 langte sie wieder in Rom an, wo Alexander VII. die im Reisekleid sofort bei ihm Erschienene sehr freundlich aufnahm. Da die Instandsetzung des Palastes Riario noch nicht vollendet war, siedelte sie für ein halbes Jahr in das eine herrliche Aussicht auf die ewige Stadt bietende sog. Casino über, ein Gartenhaus in dem schönen Park auf dem Monte Gianicolo, an der Stelle gelegen, wo sich heute das Garibaldimonument erhebt.



Königin Christine von Schweden als Diana auf der Innenseite einer Uhr. Emailmalerei von Peter Signac

Die nächsten vier Jahre blieb Christine in Rom, bis die Sorge um ihre Apanage sie noch einmal zu einer Reise nach Schweden zwang (1666). Diese Zeit gehört zu der glücklichsten ihres unsteten Lebens. Die Sturm- und Drangperiode war abgeschlossen. Sie wohnte sich nun in Rom völlig ein, wo sie immer mehr zu der Gesamtheit der Gesellschaft gehörte. Ihr lebendiger Geist beschäftigte sich zwar noch immer mit dem Plane, Venedig Hilfe gegen die Türken zu schaffen, auch an Vergnügungen und Festen, namentlich den Karnevalslustbarkeiten nahm sie voll Lebenslust teil, aber in der Hauptsache widmete sie sich ihrer alten Lieblingsbeschäftigung, der Wissenschaft und Kunst. Die bessere Ordnung ihrer ökonomischen Verhältnisse ermöglichte es ihr, Gelehrte wieder freigebig zu unterstützen, ihre Bibliothek und ihre Kunstsammlungen erheblich zu vermehren. Der Philolog Ezechiel Spanheim ordnete ihre kostbare Münzsammlung, eine der hervorragendsten ihrer Zeit, und widmete ihr zum Danke sein berühmtes numismatisches Werk, das ein Denkmal staunenswerter Gelehrsamkeit darstellt. Ihre Bibliothek, vorher schon reich an kostbaren Schätzen, vermehrte sie beständig durch wertvolle Handschriften und seltene Bücher. Hier empfing sie die berühmten Astronomen Cassini und Vitale Giordani, an deren Studien sie ebenso lebhaften Anteil nahm wie an denjenigen ihres Beraters in Bibliotheksachen Lucas Holstenius. Das Werk des Mathematikers und Arztes Giovanni Alfonso Borelli über die Mechanik der Tierbewegungen, das für die Entwicklung der Physiologie so große Bedeutung erlangte, ließ sie auf ihre Kosten drucken. Der Sitte der Zeit gemäß beschäftigte sie sich auch eifrig mit Alchimie und Astrologie.



Königin Christine von Schweden. Kupferstich von Jan van de Velde

nun wieder vortrefflich. Als ihr Palast vollständig eingerichtet war, machte ihr der Papst am 19. März 1663 zum erstenmal einen Besuch. Er besichtigte ihre herrliche Bildersammlung, dann die wundervollen, aus Stockholm stammenden Wandteppiche. Der Papst bewunderte diese Schätze nicht minder als die Menge von Skulpturen und sonstigen Kunstgegenständen, um schließlich als Kenner die unvergleichliche Bibliothek zu besichtigen.

Das Wohlwollen eines so strengen und in sittlichen Dingen unerbittlichen Papstes wie Alexander VII. ist der beste Beweis, daß die nachteiligen Gerüchte über Christinens Lebenswandel, welche ihre Feinde und Neider verbreiteten, grundlos sind. Sieht man die Schmähschriften genauer an, so bemerkt man, daß gerade diejenigen, die zu ihrer Verunglimpfung alles aufbieten, für ihre angebliche Unsittlichkeit durchaus keine Tatsachen berichten können. Es fehlt aber auch nicht an positiven Zeugnissen zu ihren Gunsten. In einer sehr zuverlässigen Schrift über den damaligen Zustand des römischen Hofes wird ausdrücklich gesagt, das Leben, welches Christine zu Rom geführt, verunglimpfen, heiße gar keine Kenntnis davon haben oder sie absichtlich anschwärzen gegen eigenes Wissen und die Augenscheinlichkeit einer Wahrheit, wofür es Millionen von Zeugen gebe.

Die heutige Geschichtsschreibung ist darüber einig, daß dem Verhalten der nordischen Königin kein sittlicher Mangel anhaftet. Der hochfliegende, für alles Schöne und Edle begeisterte Sinn der Tochter Gustavs Adolfs, deren Gebeine neben denen der toskanischen Markgräfin Mathilde im Petersdome zu Rom unter einem Marmorgrabmal Berninis ruhen, kommt in ergreifender Weise zum Ausdruck sowohl in ihrer originellen Selbstbiographie, die leider nur ihre Jugendzeit behandelt, wie in den nur für ihre Freunde geschriebenen Gedanken und Sentenzen (Pensées), die sich in ihrem Nachlaß gefunden haben. Dieses Werk, von dem neuerdings Baron von Bildt eine besondere Ausgabe veranstaltet hat, ist ein hervorragendes literarisches Denkmal, das sich durch Kürze und Schärfe des Ausdrucks wie auch durch psychologische Feinheit und Gedankentiefe auszeichnet.

Von den Künstlern schätzte sie am meisten Bernini. Ihr Interesse für die Antike ging so weit, daß sie selbst Nachgrabungen bei dem Grab der Cecilia Metella anstellen ließ. Mit der Bibliothek und der Statuensammlung wetteiferte die Gemäldegalerie der Königin, deren Grundstock aus der Kunstkammer Kaiser Rudolfs II. herrührte. Man konnte dort Werke von Raffael, Tizian, Correggio, Paul Veronese, Rubens und anderen großen Meistern bewundern.

Der Palast an der Via Lungara bildete ein wahres Museum. Nicht bloß zu den Versammlungen der Akademie der Königin fanden sich hier die erlesensten Geister Roms zusammen, auch sonst gingen Gelehrte, Künstler und Musiker bei der ebenso gelehrten wie kunstsinnigen Fürstin ein und aus. Bei ihren glänzenden Empfängen wetteiferten poetische mit musikalischen Darbietungen ab. Alle, die in ihrem Palaste verkehrten, bewunderten ihr außerordentliches Gedächtnis, ihren lebhaften Geist, ihre offenen und sicheren Antworten, ihre neben allen Bizarrerien so anregende und geistreiche Unterhaltung.

Die Beziehungen der Königin zu dem feingebildeten Alexander VII. gestalteten sich

Wetterumschlag

Novelle von Werner Bergengruen

Frieselmeyer, — es gibt nur den einen, darum tut der Vorname nichts zur Sache, — Frieselmeyer tat auf der Rückfahrt nach Berlin, wie er oft auf Reisen tat, wenn Name oder Turmspitzen einer kleinen fremden Stadt ihn mit verheißungsvoller oder wehmütiger Lockung anrührten: er stieg aus, um einen Zug oder deren mehrere zu überschlagen, gab sein Handköfferchen zur Aufbewahrung, stellte ohne überflüssiges Erschrecken fest, daß er seinen Stock wieder einmal im davonfahrenden Zuge vergessen hatte, und trieb gemächlich ins Unbekannte.

Die paar Villenstraßen zwischen Bahnhof und Altstadt waren rasch durchschritten. Dann war ein barockes Tor zu passieren. Die Spatzen schrien wie spielende Kinder und die spielenden Kinder wie Spatzen. In der liebkosenden Luft dieses allzu zeitigen Vorfrühlings lag gelinde, trächtige Feuchtigkeit, aber wenn die Sonne für Augenblicke zum Vorschein kam, dann durfte man schon guten Gewissens die Augen ein wenig zukneifen, daß man durch die Lider den süßen rötlichen Schimmer spürte, und durfte wohlig blinzeln und von silbergrauen Ölbaumkronen, schwärzlichem Landwein und fritto misto träumen.

Frieselmeyer fand lauter Dinge, die ihn freuten: einen Mauerturm, der in grünen Efeufluten ertrunken war, einen holzgeschnitzten Sankt Georg und eine prächtig gereimte lateinische Grabschrift in der Liebfrauenkirche, einen schmiedeeisernen gotischen Brunnen auf dem holprigen Marktplatz und eine Polizeiverordnung, auf der „Hafthstrafe" mit „th" geschrieben war.

Die Bürger sahen ihm erstaunt nach, wie er pfeifend einherging, die Zigarette im Munde, die Hände in den Taschen des offenstehenden hellen Frühjahrsüberziehers, den Hut über dem leicht angegrauten Haar in den Nacken geschoben: zu einem Drittel ein gut angezogener Herr, zu einem weiteren Drittel ein vergnügter Straßenjunge und zum letzten Drittel ein schrulliger Träumer.

Vor dem „Deutschen Hause" am Marktplatz waren heute zum ersten Male die Oleanderkübel ins Freie gestellt worden. Frieselmeyer saß barhäuptig in der Sonne, aß ein Schnitzel und trank das zweite Viertel Rotwein. Als ein Trupp Schulbuben über den Platz kam, winkte er sie heran und fragte ernsthaft: „Wann habt ihr die letzte Hausarbeit zurückbekommen?"

„Heute. Aber warum wollen Sie das wissen?" fragte der Größte dreist.

„Weil ich was zu verschenken habe," antwortete Frieselmeyer. „Wer von euch hat die beste Note gekriegt?"

Ein Dicker mit einer Brille schob sich vor, geschäftig und voll selbstbewußter Pedanterie. „Ich!"

„Gut. Du kriegst diese Zigarre. Ich mache dich darauf aufmerksam, daß sie fünfunddreißig Pfennige gekostet hat. Was tust du mit ihr?"

„Ich bringe sie meinem Vater."

„Dann kann ich sie auch selbst rauchen Antwort: wer von euch hat eine Fünf geschrieben?"

Sie lachten, halb belustigt, halb verlegen

„Du? Komm her." Und er zog eine Tüte aus der Manteltasche und schüttete dem verdutzten Klassenletzten Schokoladeplätzchen in die Hand.

„Mein Gott, Friesel, was machen Sie hier?" rief eine überraschte Frauenstimme aus der Haustür.

Frieselmeyer fuhr herum. „Ich füttere Schulbuben. In Berlin füttere ich meine Goldfische, in München füttere ich die Tauben am Odeonsplatz und in Venedig sehe ich zu, wie andere die Tauben füttern. Das ist doch nichts Erstaunliches. Viel erstaunlicher finde ich es, daß Sie plötzlich aus der Tür des Deutschen Hauses treten, wie die Venus aus der Muschel." Er entließ die Buben mit einer großartigen Handbewegung. „Ab! Prügelt euch um den Rest! Tully, ich küsse Ihnen die Hände, Sie sind ein Wunder." Er schüttelte den Kopf. „Plötzlich aus der Tür des Deutschen Hauses! Rasch, trinken Sie ein Glas Wein!"

Tully setzte sich lachend zu ihm, und Frieselmeyer sah zärtlich über ihre biegsame, schlanke Gestalt hin. „Herrgott, was ich für ein Maler geworden wäre, wenn ich nur ein bißchen Talent hätte! So wie Sie dasitzen, diese Farben, kastanienbraun und rosig, fraisefarbener Jumper und grauer Shetlandmantel! Als hätte ich Sie angezogen! Und das alles bei Vorfrühlingssonne, Spatzengeschrei und Rotwein!"

Frieselmeyer war so berauscht von all diesen Herrlichkeiten, daß er seine Hymne fortspann, um plötzlich auf den Tisch zu schlagen und sich zu unterbrechen: „Aber Tully, Sie haben mir noch nicht einmal erzählt, wie Sie hierherkommen."

Tully lachte wieder, und Frieselmeyer merkte erst jetzt, daß hinter der betonten Keckheit ihres Lachens eine geheime Unsicherheit vibrierte.

„Sie haben mich ja noch keinen Augenblick zu Wort kommen lassen, Frieselchen," antwortete sie. „Sie sind unbezahlbar. Neulich bei Hussequins war von Ihnen die Rede. Jemand fragte: ‚Wer ist eigentlich Frieselmeyer?' Und Frau von Hussequin traf mit ihrer Antwort wieder einmal den Nagel auf den Kopf. Sie sagte bloß: ‚Eine romantische Figur.'"

Frieselmeyer lächelte, kindlich geschmeichelt. „Ich möchte aber etwas über Sie erfahren, Tully, nicht über mich."

„Schön, das sollen Sie," sagte Tully hart. Und über ihr Gesicht liefen plötzlich Falten, die Frieselmeyer an den gewellten eisernen Vorhang im Theater denken ließen. „Ich bin durchgegangen."

Frieselmeyer öffnete den Mund wie ein Nußknacker.

„Sehen Sie, da machen Sie Ihr berühmtes Holzschnittgesicht. Es hilft nichts, Friesel, es ist so."

Frieselmeyer schlug sich gegen die Stirn. „Ich darf nicht von Berlin fort," jammerte er, „ich darf nicht fort! Kaum bin ich für eine halbe Woche verreist, so entgleist Autobus Numero sieben, am Molkenmarkt stürzt ein Haus ein, in der Tauentzienstraße wird ein Juwelengeschäft ausgeraubt und Tully Dölitz geht durch! Schonen Sie mich nicht, Tullychen, sagen Sie mir gleich, was noch alles passiert ist. Hat Kempinski Konkurs angemeldet? Ist der Funkturm umgefallen?"

„Aber Friesel, wie kommen Sie dazu, einen von mir höchstselbst veranlaßten Vorgang unter die Unglücksfälle zu rechnen?"

Frieselmeyer war außer sich. „Was?" rief er. „Das soll kein Unglücksfall sein? Denken Sie denn gar nicht an mich? Bei wem soll ich an traurigen Nachmittagen meinen Tee trinken, wenn es Sie nicht mehr in der Podbielski-Allee gibt?"

„Frieselchen," sagte Tully sanft und legte ihre Hand auf die seine, „jetzt hören Sie hübsch zu. Wenn ich nämlich nicht gleich mit dem Erzählen anfangen kann, dann wird es überhaupt nichts mehr damit. Hessenfeld kann jeden Augenblick zurückkommen."

„Wer?"

„Hessenfeld. Mein Entführer, wie man so schön sagt."

„Ja richtig, das fällt mir erst jetzt ein, es gehört ja ein Mann dazu. Aber gleich Hessenfeld? Und wo steckt der Bursche?"

„Er ist zum Bahnhof gegangen, um Zeitungen zu holen. Ach, Frieselchen, Sie wissen doch alles, sagen Sie mir das eine: bleibt das Wetter so, oder kriegen wir noch mal Winter?"

„Lassen Sie mich doch mit Ihrem lächerlichen Wetter zufrieden. Ich will wissen, wozu Sie Zeitungen brauchen. Glauben Sie denn, daß Ihre Flucht schon drinsteht? Mit Steckbrief?"

Tully schüttelte den Kopf. „Ich brauche die Zeitungen nicht. Er braucht sie."

„Großartig! Ein Entführer, der noch Sinn für Zeitungen hat! Ist es der Kurszettel?"

‚Nein, aber so etwas Ähnliches," sagte Tully kläglich. „Die Wetterberichte. Er ist doch Skimeister, voriges Jahr hat er sich in Engelberg den Pokal geholt, und jetzt hat er wieder tausend Skikämpfe im Kopf, Langlauf und Sprunglauf, Schmittenhöhe, Oberstaufen, Gstaad und Braunlage, was weiß ich! Aber diesmal ist der Frühling so plötzlich gekommen, und da hofft er eben immer noch, es kann umschlagen. Friesel, er ist wahnsinnig berühmt!"

„Wahnsinnig blöd ist er! Hat die Tully entführen dürfen und denkt noch an Schnabelbretter, der Trottel!"

„Um Gottes willen, da kommt er! Außerdem verbiete ich Ihnen, so zu sprechen. Es ist gegen meine Würde, so etwas anzuhören, nachdem ich einmal mit Hessenfeld —" Tully sprang auf und lief Hessenfeld entgegen, der, im Gehen lesend, mit seinen ruhigen, elastischen Schritten um die Brunnenecke kam, die ausgebreitete Zeitung in den Händen. Ein dickes Zeitungsbündel ragte feindlich aus der Tasche seiner Lederjoppe.

„Darf ich die Herren bekannt machen?" sagte Tully. „Also das ist —"

„Ich glaube, wir kennen uns, Herr Doktor," sagte Hessenfeld. „Haben wir uns nicht —"

„Natürlich haben wir uns," knurrte Frieselmeyer.

„— ich glaube, bei Schwanneke, oder war es in Capri?"

„Meinetwegen in Capri! Wenn ich nicht irre, trainierten Sie dort auf dem Monte Solaro."

„Friesel, Sie werden ungezogen," sagte Tully und schien im Ernst ein wenig verstimmt.

Hessenfeld hatte Frieselmeyers Ausfall höflich überhört.

„Ich habe vor kurzem Ihr letztes Buch gelesen, Herr Doktor. Fabelhaft, wie Sie —"

„Zu freundlich," unterbrach Frieselmeyer, „ich möchte sagen, was meine Wirtin mir sagte, als ich ihrer Tochter ein Dutzend Taschentücher zur Konfirmation schenkte: ‚Aber das kann ich ja gar nicht verlangen.'"

„Um Gottes willen, nimm ihn nicht ernst, Leo," fiel Tully ein. „Du weißt doch, daß er in ganz Berlin Narrenfreiheit genießt."

Hessenfeld lächelte verständnislos, und diese leichte Verlegenheit gab seinem braunen Gesicht etwas kindlich Gewinnendes, dem selbst Frieselmeyer sich nur mühsam verschließen konnte.

Das Gespräch schleppte sich in Unlust hin. Hessenfeld ärgerte sich über das unerwünschte Zusammentreffen mit Frieselmeyer, der ihm vollkommen unverständlich und darum unbehaglich war, doch hielt er zuviel auf Formen, um sich das merken zu lassen. Hoffte er immer noch, dieser Mensch, dem freilich die merkwürdigsten Taktlosigkeiten zuzutrauen waren, werde doch wenigstens so viel Takt haben, um nicht plötzlich unmögliche Fragen zu stellen, etwa, wie es eigentlich komme, daß er Frau Oberregierungsrat Dölitz auf seiner Autoreise nach Italien mitnahm. Es war ja auch genug, daß man ihm erzählt hatte, man sei noch bei Dunkelheit von Berlin abgefahren und wolle nach kurzer Mittagspause weiter.

Frieselmeyer hatte nicht einmal die Höflichkeit, seine Zigarre wegzulegen, während er den beiden beim Essen zusah und süße, saure, salzige Bemerkungen dazutat, je nach der Würze, die ihm der Augenblick zu gebieten schien. Endlich schilderte er mit gar vielen Lobesworten die Reize der kleinen Stadt und redete den beiden dringend zu, sie möchten den Tag über hierbleiben.

Hessenfeld bedauerte mit großer Höflichkeit. Tully stocherte schweigend an ihrem Kalbsnierenbraten herum.

„Wie geht es eigentlich Ihrem verehrten Herrn Gemahl?" fragte Frieselmeyer plötzlich.

Hessenfeld zuckte zusammen und ließ die Gabel fallen. Tully wurde rot.

„Danke, soviel ich weiß, ausgezeichnet," antwortete sie eisig. „Er ist seit ein paar Tagen auf einer Dienstreise."

„Aha, ich habe mir eine Rüge zugezogen. Natürlich eine verdiente," lachte Frieselmeyer. „Suchen wir nach einem unverfänglichen Thema. Vom Wetter werde ich doch sprechen dürfen, ja, Tully? — Ja, Herr Hessenfeld? Was meinen Sie zur Wetterlage? Erzählen Sie mir doch etwas vom Skilaufen. Wird man sehr ausgelacht, wenn man beim Rennen hinfällt? Nicht? Dann möchte ich es eigentlich auch einmal versuchen. — Ach was, den Teufel werde ich tun!" schrie er in heller Empörung. „Mir Holzbretter unter die Füße schnallen, wo ich schon genug an meinen Kreppsohlen zu schleppen habe!"

Tully warf sich gegen ihre Stuhllehne, daß es krachte. „Manchmal machen Sie es einem wirklich schwer, den Generalpardon nicht zu widerrufen, den man Ihnen bewilligt hat."

„Aber ich wollte doch nur von Dingen sprechen, die auch Herrn Hessenfeld interessieren," verteidigte er sich. „Bei meiner Frage nach Ihrem Mann schien mir das nicht der Fall zu sein. Ach, ich will lieber gar nichts mehr sagen," meinte er gekränkt. „Erzählen Sie doch etwas, Herr Hessenfeld."

Hessenfeld sah in seiner Ratlosigkeit bald die verschlossen dasitzende Tully an, bald den Kellner, welcher den Käse brachte. Fast gegen seinen eigenen Willen begann er von der neuen Olympiaschanze in St. Moritz zu sprechen, vom Skispringen in Klosters und Isny und von seiner festen Zuversicht, daß Vuilleumier nach seinen Einundsiebzig- und Zweiundsiebzigmeter-Leistungen die Mattenschanze, auf der er seine Lehrzeit durchgemacht hatte, voll ausspringen werde.

Frieselmeyer hörte mit höflicher Spannung zu und sandte dazwischen einen triumphierenden Blick kindlichen Stolzes zu Tully hinüber, als wolle er sagen: ‚Bitte sehr, mache ich meine Sache nicht vorzüglich?'

Hessenfeld wurde immer lebhafter, sein hübsches Gesicht hatte sich gerötet und seine grauen Augen hatten ein ungewöhnliches Feuer bekommen. Er hatte völlig vergessen, unter welchen Umständen er zum Reden aufgefordert worden war, er konnte schlechterdings nicht mehr an sich halten; er sprach auch gar nicht zu Frieselmeyer, er sprach zu Tully, er sprudelte leidenschaftlich alles hervor, was sich gestaut hatte, und paradierte mit Fachausdrücken, Urteilen und Kenntnissen. Tully mußte ja doch begreifen können, daß diese Dinge wichtig waren, Aufgabe und Lebensinhalt! Bisher hatte sie ihn immer daran gehindert, sie zu überzeugen, jetzt sollte es ihm endlich gelingen!

„Ja, und mit dem Wetter ist es so, daß eben über Nordrußland eine tiefe Depression liegt, die bestimmt abziehen wird, und dann müssen auf ihrer Rückseite kühlere Luftmassen nach Mitteleuropa gelangen. Im Augenblick liegt freilich noch ein Rest warmer Luft in einem breiten Querstreifen —"

„Ich weiß, ich weiß," fiel ihm Friesel-

meyer, der sich unmöglich länger zu beherrschen vermochte, voller Sachkunde ins Wort, „heute mir, morgen gestern, übermorgen teilweise bewölkt! Aber ich denke, Sie sind auf der Reise nach Italien? Wollen Sie denn vielleicht in die Apenninen? Nach Prachia?"

Hessenfeld lächelte mit liebenswürdiger Nachsicht. „Ach nein, Prachia ist als Skiplatz nur noch Provinz. Nein, verstehen Sie, Herr Doktor, für mich handelt es sich darum: sobald sich an einem der großen Skiplätze die Schneeverhältnisse so weit bessern, daß die aufgeschobenen Rennen —"

Er brach ab, als habe er zu viel gesagt, und sah Tully verwirrt an. Frieselmeyer pfiff laut, einen einzigen Ton, und selbst den falsch.

Tully kniff die Lippen so fest zusammen, daß ihr ganzes Gesicht böse verzerrt aussah. Sie schob den Teller mit einem Ruck von sich. „So," sagte sie unfreundlich, „ich bin fertig. Frieselmeyer, geben Sie mir eine Zigarette."

Eine Weile sprach niemand. Frieselmeyer versuchte vergeblich „La donna è mobile" zu pfeifen. Hessenfeld rauchte bekniffen.

„Also was meinst du, Tully," fing er nach einer Weile an, „wollen wir allmählich wieder ankurbeln?"

„Nein," antwortete Tully, „ich bin müde. Ich will mich etwas hinlegen."

Hessenfeld war diese Verzögerung nicht recht, aber augenscheinlich scheute er sich, Tully zu widersprechen. „Natürlich," sagte er, „wenn du müde bist, Tully — schließlich haben wir eine gehörige Fahrt hinter uns. Ich dachte nur, es würde dann vielleicht so spät, daß wir heute nicht mehr sehr weit kommen."

„Und wenn wir bis morgen hier bleiben!" rief Tully. „Was versäumen wir denn?"

„Gott, — ja," gab Hessenfeld unlustig zu. „Wie sind denn Ihre Pläne, Herr Doktor?"

„Oh, ich bleibe hier, solange ich so entzückende Gesellschaft habe. Mir gefällt es hier ausgezeichnet," erwiderte Frieselmeyer giftig.

Sie standen auf und gingen in die Garage, Tully und Hessenfeld brauchten etwas aus ihren Koffern.

Frieselmeyer öffnete die Motorhaube und betrachtete andächtig den Achtzylindermotor.

„Aber Friesel," rief Tully, „seit wann verstehen Sie denn etwas von Autos?"

„Nichts verstehe ich davon," erwiderte er unerschüttert, „ich habe nur vorhin dem Pikkolo seine Kennergebärde abgeguckt."

„Legen Sie sich auch hin, Herr Doktor?" fragte Hessenfeld, als sie sich anschickten, nach oben zu gehen.

„Ich? Nein, ich bleibe draußen und trinke einen Kaffee. Ich will auch mal Zeitungen lesen. Oder glauben Sie vielleicht, ich verstünde nichts von Hochs und Tiefs und kalten Luftmassen über Schottland?"

„Aber du legst dich hin, Leo, ja? Tu es mir zuliebe, du siehst so müde aus, Kindchen," sagte Tully, und Hessenfeld versprach alles, entzückt über diesen neuen Ton mütterlicher Fürsorglichkeit.

Frieselmeyer hatte kaum aus dem Lokalblättchen erfahren, daß Bertha Hinterdippoldinger die Provinzial-Ehrenmedaille für fünfzigjährige treue Dienste im Hause des Gerbereibesitzers Quast erhalten hatte und daß man dem Täter auf der Spur war, als Tully aus der Tür geschlüpft kam und sich mit einem richtigen Spitzbubengesicht zu ihm setzte.

„Ich hoffe, er schläft," sagte sie. „Ich habe es so gedreht, daß er ein Zimmer nach der Hofseite genommen hat, und mir ließ ich eins am anderen Ende des Ganges geben. Er hat mich bestimmt nicht hinuntergehen hören. Wir können ruhig miteinander reden."

„Ruhig? Ruhig kann ich mit Ihnen überhaupt nicht mehr reden."

„Gott sei Dank, daß wenigstens Hessenfeld es kann," antwortete sie spöttisch.

„Tullychen! Warum haben Sie denn nicht meine Rückkehr abgewartet? Sie wissen doch: immer erst einen Erwachsenen fragen. Ist's die Seele, geh zu Friesel!"

„Ach, Friesel, da konnten Sie mir ja auch nicht helfen," sagte sie mit einem Anflug von Schwermut.

„Ihr Mann ist verreist, erzählten Sie vorhin?"

„Ja."

„Wann kommt er zurück?"

„Frühestens in drei Tagen. Aber das spielt keine Rolle, ich kehre nicht um."

„Haben Sie ihm denn einen Abschiedsbrief geschrieben? Auf den Schreibtisch gelegt? Ich glaube, in solchen Fällen tut man das."

„So? Nein."

„Was haben Sie denn zu Hause gesagt?"

„Nichts. Ich verreiste und wüßte noch nicht, wann ich wiederkäme."

Frieselmeyer schwieg eine Weile. Dann sagte er weinerlich: „Tully ist entführt worden. Mich entführt niemand."

„Armer Friesel! Vielleicht stellen Sie sich das Entführtwerden ganz falsch vor."

„Wie ist es denn?"

„Entführt, das ist ja ein ganz dummes Wort. Wir haben einfach beschlossen, miteinander wegzufahren."

„Kennen Sie ihn schon sehr lange?"

„Was man so kennen nennt. Aber richtig kenne ich ihn erst seit dem Ball der Karikaturisten. Er tanzt hinreißend."

„Auch ohne Fußbretter?"

Tully begann plötzlich von ihrer Ehe zu erzählen. „Wissen Sie, ich hätte meinen Mann heiraten sollen, als er noch Referendar war," sagte sie. „Aber leider war er schon Oberregierungsrat."

„Degradieren lassen kann man ihn nicht?" erkundigte sich Frieselmeyer voll Wißbegierde.

„Rudi ist ja so wahnsinnig anständig! Es gibt bestimmt keinen besseren Kerl als ihn. Aber was nützt mir das, wenn er morgens um acht in sein Büro fährt und abends um neun wiederkommt? Manchmal wird es noch später. So geht das seit zwei Jahren. Ich kann das nicht mehr aushalten." Ohne es zu wollen, erzählte sie von den Leistungen ihres Mannes, von den Anerkennungen, die ihm zuteil geworden waren, mit naivem Stolz und wachsender Wärme.

„Eine Zwischenfrage, Tully: wie heißen Sie eigentlich mit Vornamen?"

„Ottilie," sagte sie erstaunt.

„Aber dann dürfte man Sie doch höchstens Tilly nennen."

„Ich bin doch nicht Ottulie getauft!" versetzte sie empört. „In diesem Fall dürften Sie Tilly zu mir sagen."

„So. Danke. Das wollte ich nur wissen. Jetzt können Sie fortfahren."

Sie war gerade bei der letzten Urlaubsreise nach Salò. Es sei göttlich gewesen. Ja, einmal im Jahr, lumpige zwei Wochen, denen fünfzig andere gegenüberstanden.

„Haben Sie denn nie mit ihm über diese Schwierigkeiten gesprochen?"

„Ich sehe ihn ja nie."

„Na, am Sonntag, auf Urlaub —"

„Sollte ich ihm und mir noch die paar Tage verderben?"

„Richtig. Da war es schon besser, Sie gingen aus lauter Rücksicht mit Hessenfeld durch."

Tully tat, was sie immer tat, wenn sie in Verlegenheit war. Sie nahm ihren winzigen Handspiegel aus dem Täschchen und machte sich mit Puderdose und Lippenstift zu schaffen.

Frieselmeyer sah ihr mit Behagen zu.

„Und dabei soll man Sie noch ausschimpfen! Solche Gebärden müssen doch jeden entwaffnen."

„Sie sollen mich ja gerade nicht ausschimpfen," antwortete Tully und zog sorgsam die Lippen nach.

„Kissproved?"

Tully hatte die Beine übereinandergeschlagen, diese schlanken, nervösen, vielmassierten Beine. Das linke hob sich federnd auf der Fußspitze, das rechte wippte auf und ab wie eine biegsame Reitgerte.

„Ausgerechnet mit diesem Blödisten!" schrie Frieselmeyer unvermittelt.

„Friesel, das geht nicht, hören Sie auf."

„Schön. Ich will keine Werturteile mehr abgeben. Aber daß Sie sich für diese Rolle nicht zu gut sind! Warum liebt er Sie denn? Weil ihm sein Skihüpfen weggetaut ist, das er noch mehr liebt! Lassen Sie sich das Haar langwachsen und sich von Guido Reni malen: Magdalena, die schöne Lückenbüßerin."

Tully wollte aufbrausen, aber Frieselmeyer war so im Zuge, daß er nicht unterbrochen werden konnte.

„Oder was glauben Sie denn, wieviel er noch nach Ihnen fragen wird, wenn das Wetter plötzlich umschlägt und sein lächerliches Schneegetrampel in Klosters oder Oberstaufen doch noch stattfinden kann? Herrgott, wenn ich doch Wetter machen könnte! Was ist denn eigentlich für ein Unterschied zwischen Ihrem Mann und Hessenfeld? Natürlich, es sind tausend Unterschiede, ich will Ihrem Mann nicht zu nahe treten. Aber hierin sind Sie sich gleich. Nur ist Dölitz Beamter und hat die Entschuldigung seiner Pflicht."

„Pflicht! Wie bürgerlich Sie sich mit einem Male ausdrücken!"

„Reden Sie doch kein dummes Zeug, Tullychen. Was heißt denn das: bürgerlich? Jeder Mensch hat sein Gesetz. Ein Einbrecher soll einbrechen, darum heißt er so, und ein Beamter soll sich um sein Amt kümmern."

„Und ein Skiläufer soll skilaufen!"

„Und wenn es taut, kleine Tullys entführen, nicht wahr? Steht das auch in der Vorschrift? Ein fabelhafter Beruf."

Frieselmeyer trank langsam seinen kaltgewordenen Kaffee aus. Tully hielt die Stirn in die Hand gestützt. Plötzlich brach sie los: „Ja, Herrgott, sind denn alle Männer so, daß sie immer noch Vorbehalte haben müssen, daß sie nicht gänzlich für den Menschen da sein können, der — der für sie da sein möchte?"

„Alle," antwortete Frieselmeyer todernst.

„Und alle Frauen auch. Da, hören Sie? Schritte auf der Treppe. Ja, also die Liebfrauenkirche sollten Sie sich doch ansehen. Was, schon ausgeschlafen, Herr Hessenfeld?“

„Das ist nett, daß du kommst,“ rief Tully ihm entgegen. „Doktor Frieselmeyer kann einem gräßlich auf die Nerven gehen.“

„Bist du schon lange auf, Tully?“

„Nein, vor kurzem heruntergekommen, aber du kannst dir nicht vorstellen, wieviel unangenehme Dinge er mir in den paar Minuten gesagt hat. Und dabei glaube ich Ihnen nicht, Frieselmeyer. Es ist alles Unsinn, was Sie mir erzählt hatten. Ich lasse mich nicht von Ihnen beschwatzen!“

Hessenfeld war auf den Marktplatz hinausgetreten und betrachtete den Himmel.

„Monomane,“ zischte Frieselmeyer.

Hessenfeld kehrte zurück. „Es ist eine Schande,“ sagte er. „Sommerliche Affenhitze in dieser Jahreszeit. Wie denkst du übers Weiterfahren, Tully?“

„Ach weißt du, jetzt haben wir schon einmal die Zimmer,“ meinte sie launisch. „Jetzt laß uns schon bis morgen früh bleiben.“

Hessenfeld gab nach. Einstweilen wurde ein Rundgang durch das Städtchen unternommen. Frieselmeyer kaufte sich unterwegs einen neuen Stock und vergaß ihn im nächsten Zigarrenladen.

Die Sonne war verschwunden. Es lag ein Schleier von sanfter Melancholie über der Landschaft, als sie durch den Wald dem Rokokoschlößchen und seinem verwilderten Park zugingen. Tully hatte Hessenfelds Arm genommen, und Frieselmeyer ging einsilbig hinterher.

Er betrachtete Hessenfelds Profil und lächelte kränklich. Ja, wenn man so aussah, gebräunt, straff, muskulös, und dazu achtundzwanzig Jahre alt war und umflattert vom Schimmer eines Ruhmes, der sich nicht auf Literatengeschwätz gründete, sondern auf Leistungen, die mit Metermaß und Sekundenzeiger unwiderleglich fixiert werden konnten!

Einmal, — sie waren schon auf dem Rückwege, — wandte Hessenfeld sich um und sagte unbefangen: „Aber warum sind Sie denn so schweigsam, Herr Doktor?“

Frieselmeyer machte eine müde Handbewegung der Abwehr. „Ihr zwei unterhaltet euch ja auch ohne mich ganz leidlich.“

Die weiche Frühlingsluft hatte sie alle drei müde gemacht, müde und in sich gekehrt. Beim Abendessen wurde nicht viel gesprochen. Es war kühl geworden, und so setzten sie sich gleich nach der Mahlzeit ins Gastzimmer. Von Wetter und Skikämpfen war nicht mehr die Rede. Höchstens, daß sie ein paar ganz unverfängliche Berliner Gesellschaftsthemen umplauderten. Frieselmeyer rauchte grüblerisch seine Zigarre. Tully schien unsicher, und Hessenfeld, der sich diesen Abend offenbar ganz anders gedacht hatte, suchte sich aus seiner Verstimmung vergeblich in die Hoffnung auf morgen zu retten.

Frieselmeyer hatte es vergessen, in Sachen des Nachtquartiers etwas zu unternehmen. Jetzt erwies sich's, daß am Nachmittage eine Kanalregulierungskommission aus der Provinzialhauptstadt eingetroffen war; alle Betten waren belegt. Nur in Hessenfelds Zimmer, das zwei Betten enthielt, war noch das eine frei.

„Bitte sehr, selbstverständlich,“ sagte Hessenfeld mit der höflichen Selbstüberwindung, von der er lebte.

Als die drei sich schließlich auf dem Korridor trennten, rief Tully hinter Frieselmeyer her: „Bilden Sie sich nur nicht ein, Friesel, es wäre Ihnen gelungen, mich böse zu machen.“

Frieselmeyer lächelte resigniert.

Frieselmeyer war bereits im Nachthemd, als er plötzlich lebhaft wurde. Er schoß auf seinen Anzug zu. Er durchwühlte grimmig seine Brieftasche und kehrte alle Rock-, Westen- und Hosentaschen um.

Hessenfeld, der schon im Schlafanzug im Bett lag, sah ihm erstaunt zu.

„Suchen Sie etwas?“ fragte er.

„Nein,“ antwortete Frieselmeyer grob und suchte weiter.

Endlich legte er sich nieder, stand aber gleich darauf wieder auf, um aus seinem Köfferchen Chaucers Canterbury-Tales zu holen.

Er las eine geraume Weile und knipste endlich die Nachttischlampe aus. Hessenfeld konnte sich einen demonstrativen Seufzer der Erleichterung nicht versagen und war gleich darauf eingeschlafen.

Frieselmeyer rauchte im Dunkeln, gut anderthalb Stunden lang. Dann stand er auf, zog sich geräuschlos an, nahm Hut und Mantel und ging.

Als er zurückkehrte, wachte Hessenfeld auf und knipste das Licht an.

„Nanu, wo kommen Sie denn her?“

„Von der Post,“ antwortete Frieselmeyer, schüttelte sich vor Kälte und begann sich auszuziehen.

„Von der Post?“

„Ja, ich habe an meinen Vetter telephoniert. Ich hatte ganz vergessen, daß ich ihn heute anrufen sollte.“

„Jetzt, mitten in der Nacht?“

„Natürlich, mit meinem Vetter telepho-

niere ich doch immer nachts. Tags muß er ja arbeiten. Er ist doch kein Skimeister."

Damit ging er zu Bett.

Hessenfeld kämpfte noch eine Weile mit sich. Dann fragte er harmlos: „Wie ist es denn draußen?"

„Eine viehische Kälte," erwiderte Frieselmeyer. „Ich glaube, wir kriegen wieder Winter."

Hessenfeld lag eine Zeitlang stumm da, dann erhob er sich und kleidete sich an. Frieselmeyer tat, als sähe er es nicht.

Als Hessenfeld draußen war, machte Frieselmeyer wieder Licht und begann abermals in den Canterbury-Tales zu lesen.

Hessenfeld kam zurück.

„Nanu, wo kommen Sie denn her?"

„Von der Post," antwortete Hessenfeld

„Von der Post?"

„Ja, ich habe telegraphiert. An die Eidgenössische Wetterwarte."

„Na, dann ist ja alles in schönster Ordnung," sagte Frieselmeyer und drehte das Licht aus. „Gute Nacht."

Als Frieselmeyer am nächsten Morgen, nein, am nächsten Vormittag herunterkam, — sehr spät, aber immer noch mit einem Zehnminutenvorsprung vor Hessenfeld, — sah er Tully verdrossen auf dem Sofa unter dem Hindenburgbilde sitzen und durch das beschlagene Fenster in das Schneegestöber hinausstarren. Die Oleanderkübel waren wieder hereingeschafft worden. Im Zimmer lag der überalterte Gasthausdunst des Vortages. Tully hatte schon gefrühstückt und spielte nervös mit Zwiebackkrümeln. Sie sah unausgeschlafen aus, obwohl sie das mit Hilfe des ganzen Handtäschchenarsenals zu verbergen getrachtet hatte.

„Was macht Hessenfeld?" fragte sie gereizt. „Will er mich noch lange allein lassen?"

„Ich bitte Sie, Tullychen, er muß doch turnen. Ich habe das gottlob! nicht mehr nötig. Wie haben Sie denn geschlafen?"

„Danke, teuflisch. Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugetan."

Im allgemeinen ergrimmte Frieselmeyer jedesmal, wenn er dieser Behauptung begegnete, die er grundsätzlich unter allen Umständen für übertrieben hielt. Allein an diesem Morgen war er von einer unerschütterlichen Sanftmut.

„Das tut mir schrecklich leid, Tully. Ich fand es gestern abend so rührend von Ihnen, daß Sie mir nichts übel genommen hatten. Ich habe wahrscheinlich sehr viel böse und sehr viel unnötige Dinge gesagt, — Gott sei Dank habe ich für dergleichen ein schlechtes Gedächtnis."

Tully schwieg hartnäckig. Frieselmeyer widmete sich seinem Frühstück.

„Es schneit," bemerkte er nach der ersten Tasse Kaffee.

„Ach?" machte Tully spöttisch. „Welche Neuigkeit!"

Ein Telegraphenbote ging durch das Gastzimmer, sprach einen Augenblick mit dem Kellner und stieg dann die Treppe hinauf.

„Er bringt sicher eine Dienstanweisung für die Kanalregulierungskommission," erklärte Frieselmeyer. „Diese Dinge sind ja immer so dringlich."

Endlich begann Tully stockend: „Sagen Sie mir offen, Frieselmeyer, glauben Sie, daß Hessenfeld jetzt . . ."

Sie verstummte.

„Na, nun gibt es sicher in ganz Europa wieder Skiwetter," bemerkte Frieselmeyer mit Milde. „Das freut mich für Sie beide. Ich denke mir, Sie werden jetzt nach Braunlage gehen oder in die Schweiz oder sonstwohin, wo es Schnee und Rennpreise gibt. Ich sehe Sie schon in einem begeisternden Skikostüm mit den Problemen des Stemmkristianias ringen. Ich habe Hessenfeld übrigens vielleicht doch unrecht getan. Er schnarcht allerdings wie ein Raddampfer, aber sonst ist er sehr manierlich. Sie können stolz auf ihn sein. Wenn es sein muß, bin ich sogar bereit, mit Ihrem Mann zu verhandeln."

Tully winkte ab. „Lassen Sie das, Friesel, mir ist heute nicht nach Ihren Späßen zumut."

„Aber was haben Sie denn, Tully? Hessenfeld ist doch so nett."

Der nette Hessenfeld kam die Treppe herunter, rosig und frisch.

Tully beantwortete seinen Morgengruß mit gemessener Kühle und hörte gereizt zu, mit welcher Umständlichkeit Hessenfeld dem Kellner seine Spezialwünsche für das Frühstück auseinandersetzte. Als der Kellner fort war, begann Hessenfeld unruhig auf seinem Stuhl hin und her zu rutschen. Augenscheinlich wünschte er eine Eröffnung zu machen und wußte nicht recht, wie er beginnen sollte.

„Es schneit," sagte er endlich.

„Diese Mitteilung hat mir Doktor Frieselmeyer auch schon gemacht," erwiderte Tully. „Außerdem beobachte ich das selbst, seit es hell ist."

Hessenfeld raffte alle Unbefangenheit zusammen, deren er nur habhaft werden konnte. „Ja, also weißt du, Tully, ich habe nämlich vorhin eine Nachricht von der Eidgenössischen Wetterwarte bekommen. Der

Wetterumschlag ist nun doch eingetreten," — es war ihm unmöglich, den Triumph in seiner Stimme zu dämpfen, — „und da habe ich mir gedacht," — er wurde wieder ein wenig verlegen unter Tullys kaltem Blick, — „siehst du, ich muß jetzt nähere Auskünfte einziehen und dann entscheiden, wo ich mitmachen will. Wir können ja —"

„Oh bitte, lasse dich nicht in deinen Dispositionen stören."

„Sieh mal, schließlich ist es ja mein Beruf, und der Kaiser von Japan kann auch nicht an die Riviera fahren, wenn es in Japan etwas Wichtiges —"

„Aber so regiere doch ruhig in Japan! Wer hindert dich denn daran?" Tully hatte Tränen in den Augen und sah sich hilfesuchend nach Frieselmeyer um, der sich angelegentlich mit seinem Zigarettenetui beschäftigte.

In diesem Augenblick tutete ein Auto auf dem Marktplatz, dicht vor dem Fenster. Tullys Gesicht zeigte ein maßloses Staunen. Gleich danach sprang sie auf und eilte zur Tür.

Frieselmeyer rannte ihr nach, Hessenfeld machte große Augen.

Sie hatten die Flurtür noch nicht erreicht, als sie sich bereits öffnete und Hahneputt in seinem dicken Chauffeurpelz ins Zimmer stapfte, die Mütze in der Hand, die stoppeligen Backen gerötet.

„Hahneputt!" rief Tully, und ihre Stimme überschlug sich. „Hahneputt! Wo kommen Sie denn hier?"

Hahneputt ließ seinen treuen Doggenblick erstaunt und unsicher zwischen seiner Herrin und Frieselmeyer hin und her gehen.

„Na, die gnädige Frau hat doch durch den Herrn Doktor anrufen und mir sagen lassen, ich sollte sofort herkommen und die gnädige Frau abholen. Und dann bin ich gleich in der Nacht losgeschaukelt."

„Natürlich! Natürlich! Mein Gott . . . Ja also, was ich sagen wollte, Hahneputt, — wie sind Sie denn durchgekommen? War es sehr schlimm? Werden wir es überhaupt schaffen?"

„Na und ob, gnädige Frau," sagte er überzeugt, „es ist ja alles Chaussee."

Hessenfeld hatte sich aufgerichtet. Die Hände auf den Tisch gestützt, beugte er sich lauschend vor. Er sank ohne viel Fassung auf seinen Stuhl zurück, als die beiden mit Hahneputt an den Tisch kamen.

„Nein, nein, Hahneputt, hierher, hierher!" sagte Frieselmeyer. „An unsern Tisch müssen Sie kommen, hierher, direkt neben mich, vor Ihnen haben wir keine Geheimnisse. Sie müssen gründlich frühstücken und einen gehörigen Grog trinken nach der Fahrt. Wir brechen bald wieder auf. Hier, stecken Sie sich einstweilen eine Zigarre an."

Hessenfeld erhob sich. „Sie gestatten wohl, gnädige Frau, daß ich mich verabschiede," sagte er höflich.

„Alles Gute, Herr Hessenfeld. Ski-Heil!"

Dies letzte Wort griff Hahneputt auf. „Ja, es ist wieder Winter geworden, gnädige Frau," bemerkte er tiefsinnig.

„Gott sei Dank, Hahneputt, daß der Frühling unseres Mißvergnügens vorüber ist," grinste Frieselmeyer.

Tully benahm sich wie ein Kind zu Weihnachten. Sie lachte unaufhörlich, sie sah Frieselmeyer mit strahlenden Augen an, sie bestellte Portwein für sich und ihn und sorgte für den dicken Chauffeur, als habe sie einen Flüchtling aus dem Hungerturm vor sich. Als sie Hessenfelds Wagen über den Marktplatz fahren sah, winkte sie ihm übermütig nach.

Der Kellner brachte die Rechnung und das Fremdenbuch. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, schrieb Frieselmeyer in die Rubrik „Beruf" hinter seinen Namen das Wort „Bilderstürmer".

„Ach, wissen Sie," erklärte er sachlich, „es muß schon irgend etwas sein, das nach einem gescheiten Beruf klingt. Schriftsteller, das ist so peinlich. Einmal habe ich geschrieben: ‚Brunnenvergifter', aber da haben sie mich schief angesehen."

„Prost, Frieselmeyer. Wahrhaftig, Sie können einem schon Bilder zertrümmern. Haben Sie mir den neuen Brunnen vergiftet, so will ich auf Ihre Verantwortung wieder aus dem alten trinken."

„Tun Sie das, Tully. Und ich glaube, wenn man ein bißchen Mühe daran wendet, dann wird der alte Brunnen sich so weit umbauen lassen, daß er etwas mehr Wasser gibt als bisher."

Als sie in die Podbielski-Allee einbogen, fragte Frieselmeyer: „Na, Tullychen, bekomme ich auch einen Kuß zur Belohnung?"

Sie spitzte lachend die Lippen.

„Kissproved?"

„Kissproved!" antwortete sie vergnügt.

„Ja, also Sie haben die Moral gerettet, Friesel," sagte sie dann.

„Die Moral? Ach wo, für mich handelte es sich um etwas ganz anderes. Ich hatte natürlich meine Fahrkarte verloren und hatte nicht mehr Geld genug, um mir eine neue zu kaufen, gerade meine Hotelrechnung konnte ich noch bezahlen. Was blieb mir schon übrig? Da mußte ich eben Ihr Auto aus Berlin kommen lassen."

Polo. Von Franz Graf Montgelas



Skizze von A. Dahle-Berlin

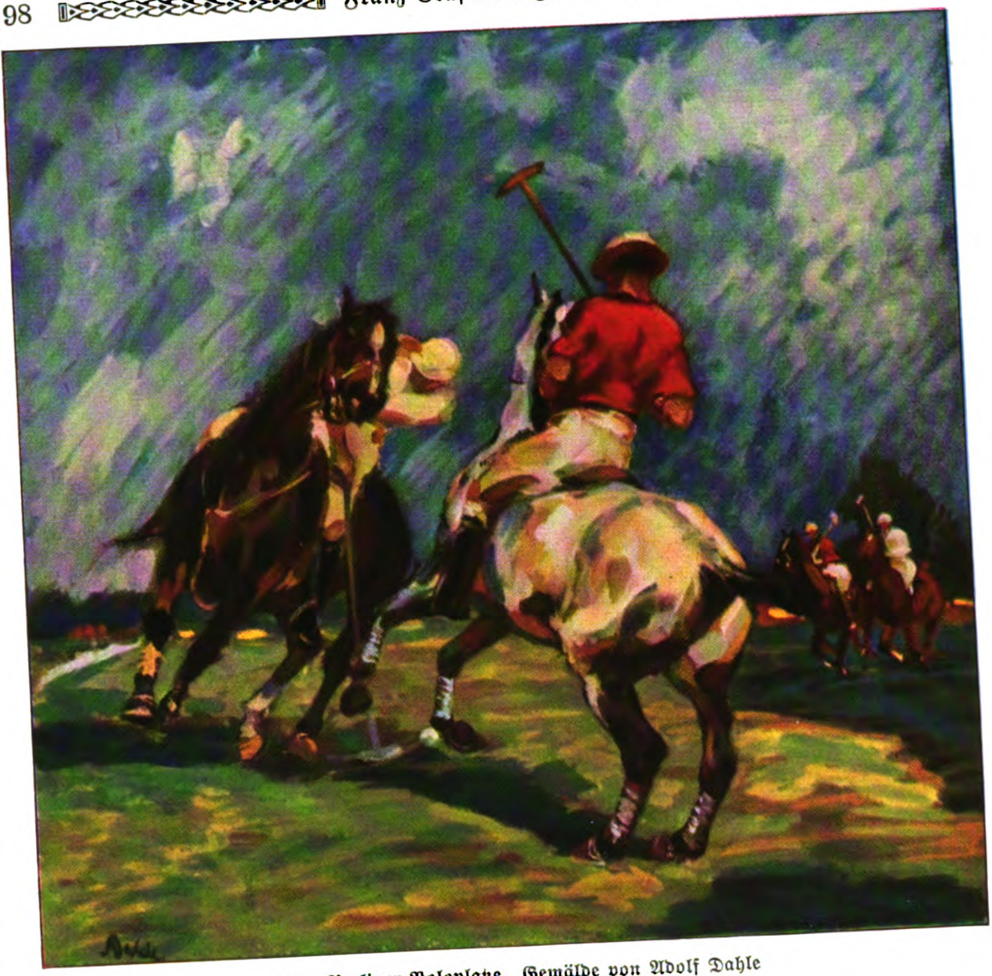
Polo, ein uraltes persisches Reiterspiel, wohl schon von den Reiterscharen Alexanders geübt und geliebt, ist sicher neben der Leichtathletik eine der ältesten Sportarten, deren Anziehungskraft auf Spieler und Zuschauer durch die Jahrhunderte der Menschheitsentwicklung die gleiche geblieben ist. — Von den ersten aus Indien in die Heimatsgarnisonen zurückkehrenden englischen Reiterregimentern nach Hause gebracht, fand es in dem Mutterlande des europäischen Pferdesports bald allgemein begeisterte Liebhaber in der Armee und sehr bald auch großzügige Gönner.

Die Gründung der Poloklubs von Hurlingham und Ranelah und die Ausarbeitung der heute für den gesamten Polosport gültigen Regeln gab der ganzen weiteren Entwicklung eine solide Grundlage. Die Spiele und Turniere dieser Klubs wurden bald ein gesellschaftlicher Anziehungspunkt des englischen high life, und was an schneidigen und körperlich gewandten Reitern und edlem Pferdematerial im vereinigten Königreich zu finden war, konnte man auf den Poloplätzen bewundern.

Sehr bald besaß jedes Kavallerieregiment seine eigene Mannschaft, die aus je vier Spielern und wenigstens acht Ponies bestand. Da naturgemäß das Polo infolge der Pferdehaltung und der recht kostspieligen Unterhaltung der Spielplätze, die gutgepflegte Rasenflächen von 300 auf 150 Meter zur Voraussetzung haben, nicht ganz billig sein konnte, anderseits gutes Spielen und die nötigen Mittel dazu nicht immer gepaart zu finden sind, hielten sehr bald hochherzige Gönner des Sports eigene Poloställe und machten die talentierten Spieler auf ihren Pferden beritten.

Durch diese materielle Förderung stand das Spiel in England bald in hoher Blüte, während das übrige Europa das Spiel noch kaum dem Namen nach kannte. Von England aus verbreitete sich das Polo nach Frankreich und Spanien, in welch letzterem Land der König, selbst ein passionierter und guter Spieler, außerordentlich viel für

Polospieler. Gemälde von Prof. Otto Dill-München



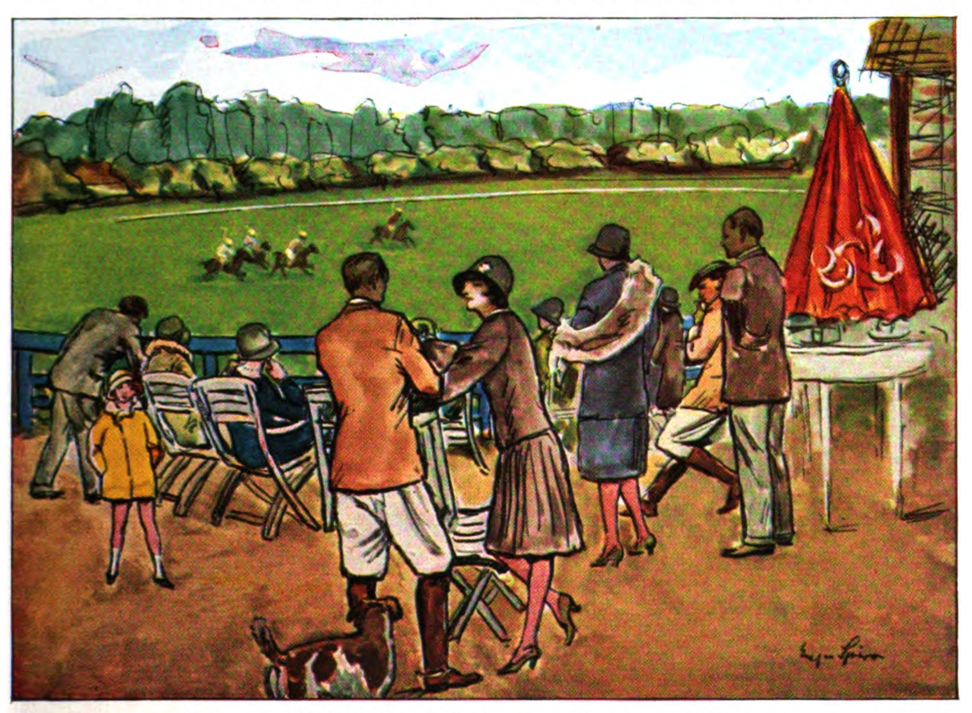
Vom Berliner Poloplatze. Gemälde von Adolf Dahle

dessen Pflege und Weiterverbreitung tat. — An den eleganten Badeorten der französischen Küste in Cannes und Deauville entstanden vielbesuchte Poloplätze, auch in Ostende wurde eifrig schon ein völlig internationales Spiel gespielt, als durch die Gründung des Hamburger Poloklubs das Spiel auch in Deutschland seinen Einzug hielt. Von Hamburg aus wurden die Klubs von Berlin (1906), Bremen, Frankfurt am Main, München und Dresden gegründet. In Deutschland, wo das Polo zwar bald ebenso begeisterte Anhänger fand wie überall, hatte dieser Sport aber mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da er wegen mangelnden Verständnisses der höheren Kommandostellen keinen Eingang in die Armee finden konnte und natürlich die Kavallerieregimenter die gegebenen Pflegstätten für Polo gewesen wären.

Merkwürdigerweise wurde zwar Polo auf der Reitschule in Hannover von den Reitschülern betrieben und als eine ausgezeichnete Übung für die Gewandtheit des Reiters und sein Verwachsen mit dem Pferd angesehen, aber wenn die Herren zu ihren Regimentern zurückkamen, fanden sie bei den Kommandeuren nur taube Ohren. Nur ganz wenige aktive Offiziere haben sich, und auch da meist heimlich, am Polo beteiligt.

Im Jahre 1913 gelang es dem Berliner Poloklub, dank der großzügigen Unterstützung des damaligen Fürsten Henckel von Donnersmarck, in der wundervoll vor den Toren Berlins gelegenen Gartenstadt Frohnau einen erstklassigen Poloplatz, der in Anlage und Pflege keinem englischen nachsteht, anzulegen und seinen Sport an dieser neuen Stätte stark zu fördern und ihm viele neue Freunde zu gewinnen.

Das Jahr 1914 unterbrach jäh diese Entwicklung. Pferde und Reiter zogen in



Training auf dem Berliner Poloplatze. Zeichnung von Eugen Spiro

den Krieg. — In den Nachkriegsjahren ruhte das Spiel in Deutschland vollkommen, da brauchbares Pferdematerial nur aus Argentinien oder England zu beziehen war und sich damals der Wiederaufnahme des Spieles unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellten.

Im Jahre 1925 gelang es einigen begeisterten alten Spielern, doch wieder genügend Interesse zu wecken und auf dem Poloplatz in Frohnau neues Leben erstehen zu lassen. Das Polo kam wieder in Gang, und schon im nächsten Jahre sah Berlin-Frohnau sein erstes Poloturnier wieder.

Im Juli 1927 zeigte Frohnau bereits ein international geschmackvolles Bild. Spieler und Pferde aus aller Herren Ländern, aus London, Kairo, Wien, Hamburg, Bremen versammeln sich auf dem Poloplatz, und das begeisterte Publikum sieht Spiele von einer Güte, wie sie kaum besser auf den alten Poloplätzen der Welt zu sehen sind.

Auch das Turnier des abgelaufenen Sommers darf ein sportliches Ereignis ersten Ranges genannt werden. —

Ein schöner Julinachmittag, wenn das sportliche Berlin vor dem reizenden Klubhaus seinen Tee nimmt und begeistert dem Kampf der Pferde und Reiter auf der grünen Rasenfläche vor dem Wald zusieht, gehört zu den hübschesten Bildern, die das sommer-



Der Polospieler. Bronze von Renée Sintenis
Galerie Flechtheim, Berlin



Polo in Persien. Um 500 n. Chr.
Prinz Siawush von Persien spielt in Taschkend vor König Afrâsiâb von Turan

zäh sein und eiserne Beine haben. Der Spieler muß mit seinem Pferd verwachsen sein, in vollkommener Balance reiten mit langen Bügeln und völlig freibeweglichem Oberkörper.

Persönlicher Mut, Geschicklichkeit, Ausdauer, Kopf und Disziplin sind unerläßliche Eigenschaften für einen guten Polospieler.

Das Spiel selbst kann man am besten mit Hockey zu Pferde kennzeichnen, nur mit dem Unterschiede, daß nicht wie bei Hockey elf, sondern nur vier Mann auf jeder Seite spielen, wovon drei im Spiel am Ball reiten, der vierte allerdings auch in Bewegung bleibt, aber im Prinzip sein Tor zu schützen hat.

Gespielt wird meist vier- oder sechsmal acht Minuten mit jedesmaligem Pferdewechsel und Seitenwechsel nach jedem Spiel.

Vor dem Spiel begibt sich alles — Spieler und Zuschauer — zum Sattelplatz, wo die Ponies in langen

liche Berlin zu bieten vermag. — Polo ist ein ausgesprochenes Kampfspiel, es erfordert nicht nur körperliche Geschicklichkeit von Pferd und Reiter, Schnelligkeit der Entwicklung und Geistesgegenwart, sondern auch wirklichen persönlichen Mut: Draufgängertum von Roß und Mann.

Es gehört immerhin einige Qualität dazu, um Ruhe und Zielsicherheit zu bewahren, wenn der Gegner mit geschwungenem Schläger in schärfster Gangart seines Pferdes auf einen losprescht, um den Ball für sich zu gewinnen oder den gegnerischen Schlag zu hindern. Vom Pferd muß man größte Wendigkeit, raschestes Anspringen, große Schnelligkeit und viel Herz und Draufgängertum verlangen, dabei muß es

Reihen warten. Immer wieder hört man Ausdrücke des Entzückens über die gedrungenen und doch so graziösen Tiere, die stets zutunlich sind, da im Spiel ein Pferd mit sogenanntem schlechten Charakter gar keine Verwendung finden könnte. Die Vorderbeine der Pferde sind mit dicken Schutzgamaschen bandagiert, um Verletzungen durch den harten Ball oder den Schläger des Gegners zu vermeiden. Es kommt übrigens nur ganz ausnahmsweise vor, daß ein Pferd durch das Spiel selbst oder durch Spielgerät verletzt wird. Viel öfter leider stellen sich Lahmheiten ein, die aus der besonders starken Beanspruchung der Pferdebeine beim Polo zu erklären sind. Von den Stalleuten werden die leichten, ohne Bau-



Polospieler. Studie von Karl Scheld-Darmstadt

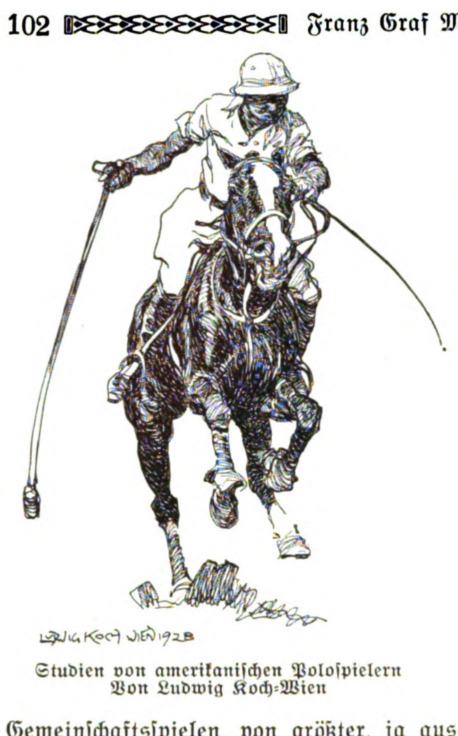
schen gearbeiteten Sättel aufgelegt, die Gurten fest gezogen, der Sprungriemen, der Bauchgurt und Nasenriemen des Kopfgestells verbindet, nachgeprüft, und dann stehen die Pferde fertig zum Spiel.

Die Mannschaften, je vier, sitzen auf, auf dem Kopf den Polohelm (ähnlich einem Tropenhelm) zum Schutz gegen den Ball oder einen Sturz. Um den weißen Helm öfter auch ein bunter Schal in den Farben der Mannschaft. Auf dem Oberkörper das ebenfalls in den Mannschafts- oder Klubfarben gehaltene kurzärmelige Trikot. Weiße Reithosen und weiche, gelbe Reitstiefel vervollständigen den Anzug des Reiters. Die acht Mann reiten nunmehr, durch die Pfeife des ebenfalls berittenen Schiedsrichters gerufen, auf die Mitte des Platzes zu, wo sie sich in zwei Reihen mit ungefähr zwei Meter Abstand voneinander aufstellen, und zwar je drei Mann im ersten Glied, während der Ball hinter seiner Mannschaft Aufstellung findet. Der Schiedsrichter, an dessen Sattel ein Traggestell für Reservebälle angeschnallt ist, stellt sich seitlich quer zu den Spielenden auf und wirft den Ball zwischen die Reihen der Spieler.

Die Pferde, mit den Vorgängen des Spieles vollkommen vertraut, springen an, und das ganze Feld jagt im Galopp über den Platz hinter dem weißen Ball her, den ein gutsitzender Schlag leicht an die hundert Meter weit treiben kann. Der Schiedsrichter folgt ebenfalls im Galopp den Spielenden und sorgt für Einhaltung der Spielregeln, bei deren Verletzung er durch einen Pfiff das Spiel abpfeift, um es mit einem Strafschlag gegen die fehlende Partei (ähnlich wie beim Hockey oder Fußball) wieder zu eröffnen. Beim Polo ist Kombinations- und gutes taktisches Zusammenspiel einer Mannschaft, wie übrigens bei allen



Skizze von Karl Scheld



Studien von amerikanischen Polospielern
Von Ludwig Koch-Wien

Gemeinschaftsspielen, von größter, ja ausschlaggebender Bedeutung. Die Mannschaft muß unbedingt den Weisungen ihres Kapitäns, als welcher oft der Ball fungiert, folgen, die einzelnen Spieler müssen weniger darauf bedacht sein, unbedingt selbst an den Ball zu kommen und zu schlagen, vielmehr ist es sehr oft im Interesse der eigenen Mannschaft viel wichtiger, den Ball einem gut dastehenden Spieler der eigenen Partei zu überlassen, und selbst bloß dafür zu sorgen, daß der nun Schlagende von keinem Gegner gestört wird. Das Stören des Gegners beim Schlag ist beim Polo von größter Bedeutung,



und gut spielende Pferde, die an ein gegnerisches Pferd angelegt werden, drücken neben diesen galoppierend mit ihrem ganzen Körpergewicht den Gegner aus seiner Schlagrichtung.

Wie beim Tennis kennt der Polospieler vier Schläge: Vorhand- und Rückhandschlag rechts vom Pferd und dieselben Schläge links vom Pferd. Das Spiel ist nur dann gut und für den Zuschauer auch ein Genuß, wenn es stets in Bewegung, und zwar in schnellster Galoppgangart, gespielt wird.

Wie in so manchem Sport hält auch im Polo Amerika heute die olympischen Ehren. Das ist wohl zum größten Teil auf sein ganz wunderbares Pferdematerial zurückzuführen, das es infolge



Wiener Poloplatz. Buntstiftzeichnung von Eduard Thöny

seines Reichtums seinen besten Spielern zur Verfügung stellen kann. Denn wie der beste Rennreiter schließlich von dem Pferd abhängig ist, das er reitet, so ist der Polospieler noch weit mehr von der größeren oder geringeren Spielklasse seines Pferdes abhängig.

Während ein wirklich gutes Pony, man möchte fast sagen das Spiel allein spielt, und auf den leisesten Wunsch seines Herrn reagiert, nimmt ein schlechtes Pferd die Kräfte und Aufmerksamkeit des Spielers so sehr in Anspruch, daß Schlag und Spiel empfindlich darunter leiden.



Vom Polospielplatze in Paris. Studie von J. C. Wielhorski

Wer einmal Polo gespielt hat und im wilden Galopp hinter dem weißen Bambusball dreingejagt ist, dem bleibt die Passion im Blut.

... Nur wenige Künstler gibt es, die Blick und Sinn und Gefühl für die prickelnden Aufgaben besitzen, die das Polospiel dem Maler stellt. Unser Aufsatz vereinigt wohl die besten Kräfte: Ludwig Koch, Otto Dill, Adolf Dahle, Eugen Spiro, Karl Scheld, Eduard Thöny, J. C. Wielhorski und Renée Sintenis.



Polospieler. Studie von Karl Scheld-Darmstadt

Vor der Reise. Von Kilian Kerst

Im Bahnhof hatt' ich mir Abfahrten und Anschlüsse notiert
Und lehnte dann auf dem Steg an den Rampen.
Über den Gleisen tief unten erglommen langsam die Lampen.
Ich habe Schienen, Lichter, Abend, Himmel und Eisen auf meine Seele photographiert.
Auf einem der Bahnsteige hob das Signal ein Bahnvorsteher.
Der D-Zug rückte mit Lichtern wie eine funkelnde Schlange.
Unter dem Steg ging der Streckenbegeher,
Schlug hier und da an Schrauben mit Hammer und Zange. —

Bald werd' ich reisen nach jener süddeutschen Stadt.
Aus meinem Herzen hängt schon die flatternde Fahne.
Schon wirft Wellen der Fahrtwind im Blut.
Schon atme ich am Wagenfenster Geruch der Schollen und blühenden Frühlingsgräser.
Höre auf einsamen Stationen die Feldluft wie leis sich berührende Gläser. —

Sonst, wenn sie reisten in alter Zeit,
Begingen am Vorabend sie nochmals geliebteste Wege.
Sahen von einer Höhe, aus stillem Gehege
Fern schwingende Straßen wie Spangen im Landschaftskleid.
Sie sahen genau, träumten hinaus — —
Denn wenn sie reisten, war's stets wie für Ewigkeit. — —

Nun aber rollen die Räder, —
Fliegende Pulse über dem Schienen-Geäder.
Abschied ist nur noch ein flüchtiger Händedruck.
Ein Kilometer ein einziger Ruck. — —
Signale gehn,
Dampfhähne zischen — —
Auf baldiges Wiedersehn! —
Fast liegt nichts dazwischen. — — —

Sonst, wenn sie reisten in alter Zeit,
War es wie Wallfahrt, wie Pilgerschaft.
Dann pochte die Liebe, das Heimweh, ein Schluchzen mit Leidenschaft
Hämmernd auf unterm Reisekleid. —
Denn wenn sie reisten, war's wie für die Ewigkeit. — — —

Ich habe zu Hause den Koffer bereitgestellt.
Seh' ich ihn nachts, wenn eisklar der Mond auf ihn fällt,
Dann spür' ich noch immer trunken die Weite der Welt
Und das Rauschen der Sternfahnen am dunklen Gezelt. —
— Und bin wie einer, der vor Jahrhunderten aufbrach.

Verbreitung und Häufigkeit der Erdbeben

Von Prof. Dr. E. Tams

Die in der letzten Zeit stattgefundene Häufung zerstörender Erdbeben im Südosten Europas und im Westen Kleinasiens hat begreiflicherweise das Interesse der Allgemeinheit in besonderem Maße wieder derartigen unheilvollen Naturvorgängen auf unserer Erde zugewandt. Und doch liegt in dem räumlich und zeitlich gedrängten Auftreten solcher Ereignisse, wie es namentlich von Ende März bis Anfang Mai dieses Jahres gerade einmal in verhältnismäßig nur geringer Entfernung von unserer deutschen Heimat statthatte, an sich nichts Auffälliges.

Wenn auch Deutschland selbst infolge der erdgeschichtlichen Entwicklung, die seine einzelnen geologisch-strukturellen Gebietseinheiten genommen haben, in weiten Teilen, z. B. dem norddeutschen Flachland, praktisch erdbebenfrei ist, und auch in seinem gebirgigen Süden und Westen nur selten von wirklich beachtenswerten Erdbeben betroffen wird *), so zieht sich doch nur rund 500 km bis 2000 km vom Süden unseres Vaterlandes entfernt von Südspanien und Algier über das Mittelmeer, Italien und die Balkanhalbinsel zunächst bis nach Kleinasien eine Zone lebhaftester seismischer Regsamkeit entlang.

In der östlichen Hälfte dieser Zone läßt sich eine erhöhte Bebentätigkeit besonders seit Anfang 1926 feststellen, wobei sogar auch die Halbinsel Krim und Palästina sehr erheblich mit einbezogen wurden. Fassen wir dabei nur die bedeutenderen Ereignisse ins Auge, so können doch seither allein aus diesen Gebieten im Süden und Osten unseres Kontinents und im Westen Asiens etwa 20 Erdbeben angeführt werden, welche mehr oder weniger zerstörend auftraten oder gar wiederholt katastrophalen Charakter hatten.

Der Karst wurde am 1. Januar 1926 betroffen, die Landschaft Friaul in Oberitalien am 26. und 27. März dieses Jahres, ferner die Herzegowina am 14. Februar 1927 und drei Monate später, am 15. Mai, ein Teil von Serbien. Am 17. Dezember 1926 erfuhr Albanien und am 7. März dieses Jahres die Westküste von Kalabrien und die Insel Stromboli mit Zerstörungen verbundene Erschütterungen, während die Halbinsel Krim besonders am 26. Juni und am 11. und 24. September 1927 heftigen Beben ausgesetzt war. Eine ganz besonders starke seismische Regsamkeit entfaltete aber das Gebiet des Ägäischen Meeres zwischen Griechenland und Kleinasien nebst Umrandung. Schwere Beben fanden hier, bei der Insel Rhodos, in den Kykladen, beim Peloponnes, schon am 18. März, 26. Juni und 30. August 1926 sowie am 1. Juli 1927 statt, und zehn Tage später, am 11. Juli, griff die Bebentätigkeit, wenn auch weniger heftig, so doch immerhin zerstörend, sogar auf Palästina über. Am 31. März dieses Jahres setzte dann mit dem großen Erdbeben von Smyrna die Stoßreihe ein, welche in schneller Folge am 14. und 18. April zu den beiden Katastrophen in Südbulgarien (Philippopel) und am 22. April zu derjenigen von Korinth führte, und schließlich am 2. Mai noch ein zerstörendes Beben im nordwestlichen Kleinasien aufwies, von dem die weitere Öffentlichkeit kaum Notiz genommen haben dürfte, da es sich in wenig kultiviertem Gebiet ereignete.

Man muß annehmen, daß die fünf letzten großen Beben von Ende März bis Anfang Mai in einem inneren Zusammenhang untereinander gestanden haben, und daß das gleiche auch bezüglich der anderen hier angeführten Erderschütterungen gilt, sofern sie sich zu natürlichen räumlichen Gruppen vereinigen lassen, deren einzelne aufeinanderfolgende Stöße auch zeitlich nicht zu sehr auseinander liegen. Ja, von einem weiteren Gesichtspunkt aus wird man wohl jedenfalls alle genannten Beben der ganzen ägäischen Region mit ihren Randgebieten als letzthin ursächlich miteinander verknüpft zu betrachten haben.

Beschränken wir uns auf dieses Gebiet, so ist zu sagen, daß der Boden des Ägäischen Meeres erst in geologisch sehr junger Zeit eingebrochen ist, nämlich in der Übergangszeit von dem tertiären Zeitalter in der Erdgeschichte zur geologischen Gegenwart oder dem Quartär, zu dessen Beginn die letzte Eiszeit gehört. Die hiermit verbundene Zerstückelung des Gebietes, die sich besonders auch in seinem Inselreichtum (Kykladen- und Sporaden-Archipel) geltend macht, griff natürlich auf die Umrandung über und erzeugte hier durch ein Netz von Brüchen und Verwerfungen die zerlappte und buchtenreiche Küstengestaltung, wie wir sie auch bei Smyrna und Korinth finden. Insbesondere gehört der Golf von Korinth einer großen Bruchzone an, die

*) Das bedeutendste deutsche Beben der neueren Zeit, welches sich am 16. November 1911 ereignete und seinen Ausgang in der Schwäbischen Alb nahe bei Hechingen hatte, war zwar von Braunschweig bis an den Golf von Genua und von der Loire bis nach Wien fühlbar, rief aber auch dort, wo seine Gewalt am stärksten in Erscheinung trat, doch im allgemeinen nur eine teilweise Zerstörung einiger Gebäude und beträchtlichere Beschädigungen der übrigen hervor. Vor fast 600 Jahren, am 18. Oktober 1356, fand freilich bei Basel auch ein sehr ernstes, zerstörendes Beben statt.

Mittelgriechenland vom Peloponnes trennt, indem sie sich über den Isthmus von Korinth und den Golf von Ägina ins jetzige Ägäische Meer fortsetzt, und anderseits durch den im Westen anschließenden Golf von Patras mit der bedeutenden und ebenfalls ganz jugendlichen Bruchzone der Jonischen Inseln in Verbindung steht. Und diese Bruchzone im Westen Griechenlands läßt sich sowohl weiter nach Norden längs der albanischen Küste verfolgen, wo, wie oben erwähnt, im Dezember 1926 Beben stattfanden, unter denen namentlich Durazzo zu leiden hatte, als auch südwärts am Peloponnes entlang bis nach Kreta zu. Nahe der Südküste des Peloponnes dürfte aber der submarine Herd des großen Bebens vom 1. Juli 1927 gelegen haben, welches u. a. in Griechenland und Ägypten, auf Malta und Sizilien sowie in Süditalien fühlbar war und im Peloponnes zerstörend auftrat.

Geologisch jung ist auch das Balkangebirge mit seinen Falten und Bruchbildungen. An seinen Südrand aber stößt das ostrumelische Tiefland, in dem Philippopel gelegen ist und von dem wir ebenfalls annehmen müssen, daß sich unter seinen weichen und sandigen Ablagerungen zahlreiche Bruchlinien verbergen.

Die Erdschollen eines derartig in geologisch wenig zurückliegender Zeit in erster Linie von starker Bruchbildung ergriffenen Gebietes werden sich von Zeit zu Zeit leicht einmal längs der sie umgrenzenden Bruchlinien verschieben können. Die durch irgendwelche in der Tiefe der Erdrinde ablaufenden physikalischen Vorgänge an einer Stelle hervorgerufenen Störungen in der bisherigen Gleichgewichtslage der Schollen werden dabei aber auch auf andere Stellen fortwirken können, so daß sich dann innerhalb einer gewissen Zeit in einer überhaupt zu Erdbeben neigenden und nach seiner geologischen Struktur im wesentlichen einheitlich zu beurteilenden Region die Erschütterungen besonders häufen können.

Daneben aber kommt noch der beachtenswerte Umstand hinzu, daß namentlich ein starkes Erdbeben, mit dem eine erhebliche Gleichgewichtsstörung in der Lagerung der Schollen seines Herdgebietes verbunden war, stets auch noch eine mehr oder weniger große Zahl von Nachstößen im Gefolge hat, wenn es nicht sogar, wie es z. B. jetzt wieder sehr ausgesprochen in Bulgarien der Fall war, zur Wiederherstellung dauerhafterer Gleichgewichtsverhältnisse in nur wenigen Tagen Abstand erst noch eines zweiten schweren Hauptbebens bedarf. Mit dem Einsetzen der eigentlichen Nachstöße wird für den am stärksten erschütterten Bebenbereich die Rückkehr seismischer Ruhe eingeleitet; doch können die Nachstöße monatelang anhalten und leicht auf einige Hundert, ja zuweilen auf einige Tausend anwachsen. Dabei treten sie zuerst in rascher Folge und verhältnismäßig stark auf, um dann aber mit der Zeit immer seltener und schwächer zu werden, so daß sie schließlich nur noch mittels empfindlicher Apparate, den sog. Seismographen, festgestellt werden können *).

Nach schweren Beben kann man aber damit rechnen, daß dieselbe Gegend gewiß mehrere Jahrzehnte und noch länger von derartigen Heimsuchungen verschont bleiben wird, indem die Spannungen, welche zunächst durch die Auslösung des Bebens und seiner Nachstöße einen Ausgleich gefunden haben, sich aber aus irgendeinem Grunde hier von neuem anhäufen können, jedenfalls nur ganz allmählich anwachsen und erst nach geraumer Zeit wieder das kritische Maß erreicht haben, dessen Überschreiten zur Auslösung eines Großbebens erforderlich ist. Im Falle des großen kalifornischen Bebens, dem am 18. April 1906 San Franzisko zum Opfer fiel, schätzt man z. B. die Zeit, in der die Spannungen erzeugt wurden, welche im Augenblick des Bebens zur Verschiebung der an seiner Herdlinie zusammenstoßenden Krustenteile führten, auf ungefähr 100 Jahre. Wenn daher Zeitungsnachrichten zufolge die griechische Regierung den Beschluß faßte, die zerstörten Ortschaften am Isthmus von Korinth an ihrer alten Stelle wieder aufzubauen, so ist damit ein durchaus richtiger Standpunkt eingenommen. Der Isthmus von Korinth dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach fürs erste ernsteren Beben nicht wieder ausgesetzt sein, so daß, wie in noch ausgesprochenerem Maße bei San Franzisko, Messina, Tokio und Yokohama, die an sich vorteilhafte handelswirtschaftliche Lage in der Frage des Wiederaufbaues den Ausschlag geben kann. —

Die Zone des Europäischen Mittelmeeres ist nun ihrerseits wieder nur ein Teil jener ausgedehnteren Zone, welche sich von Kleinasien weiter durch Persien und die innerasiatische Gebirgswelt bis in den australasiatischen Inselarchipel verfolgen

*) Im Gefolge des kalabrisch-sizilischen Erdbebens, durch welches am 28. Dezember 1908, frühmorgens gegen halb sechs Uhr, Messina und Reggio di Calabria zerstört wurden, traten noch in den ersten vier Tagen bis zum Schluß des Jahres 172 Nachstöße auf, von denen 58 auch fühlbar waren; und bis Ende 1909 wurden im ganzen 949 gezählt. Nach dem verheerenden Beben von Tokio und Yokohama am 1. September 1923 kamen aber allein im September in Tokio 1256 Nachbeben instrumentell zur Beobachtung. Und bei einem ähnlich katastrophalen Beben, welches am 28. Oktober 1891 verwüstend in den japanischen Provinzen Mino und Owari auftrat, konnten an einem Ort am Rande der Zone größter Zerstörungen die Nachstöße sicher zwei Jahre hindurch verfolgt werden; sie beliefen sich hier schließlich auf nahe 3400.

läßt und in ihrer ganzen Erstreckung einen großen Erdbebenreichtum aufweist. In dieser Beziehung steht dieser mittelländischen oder „mediterranen“ Zone nur noch jene andere Zone ebenbürtig zur Seite, welche die Länder und Meerestiefen am Rande des Pazifischen Ozeans in sich begreift und in welche zweckmäßig auch die Region des Amerikanischen Mittelmeeres mit den Großen und Kleinen Antillen einbezogen wird. Zu dieser „zirkumpazifischen“ Zone gehören namentlich Neu-Seeland, Neu-Guinea, die Philippinen, Japan, Alaska, Kalifornien und die mittel- und südamerikanische Westküste mit den hier vielfach vorgelagerten tiefsten rinnenartigen Einsenkungen des Meeresbodens. Neben diesen beiden verhältnismäßig schmalen Gürteln sind auf unserer Erde noch nur wenige Bezirke, wie z. B. Island und das Europäische Nordmeer zwischen Grönland und Skandinavien, die Region der großen Grabenbrüche in Ostafrika und Teile von Ostsibirien als besonders erdbebenreich zu bezeichnen.

Alle diese seismisch so hervorragend tätigen Gebiete, mögen sie nun kontinentaler oder Tiefsee-Boden sein, zeichnen sich, wie wir es schon oben des Näheren hinsichtlich des östlichen Teiles der europäischen Mittelmeerregion sahen, durch eine im erdgeschichtlichen Sinne mehr oder weniger jugendliche Ausbildung ihres gegenwärtigen Antlitzes aus. Die falten- und bruchbildenden sowie ganze Schichtkomplexe verlagernden, oder zusammenfassend die sog. tektonischen Vorgänge sind hier auch jetzt noch nicht ganz erloschen und rufen eben in ihrem bald schwächeren, bald stärkeren Fortwirken die große Mehrzahl aller Erdbeben hervor. Auch der letzthin ebenfalls mit den tektonischen Prozessen verbundene Vulkanismus erzeugt wohl von sich aus selbständig Erderschütterungen; doch spielen solche rein vulkanischen Beben gegenüber jenen tektonischen Beben nur eine untergeordnete Rolle.

Eine wie alltägliche Erscheinung die Erdbeben sind, wird man erkennen, wenn man sich einmal ihre Häufigkeit in einigen seismisch sorgfältig überwachten Ländern vergegenwärtigt.

In Italien fanden in den dreißig Jahren von 1891 bis 1920 insgesamt rund 13 500 Erdbeben statt, von denen allerdings etwa 8600 zu den Nachstößen zu zählen sind, so daß sich die Zahl der selbständigen Beben auf etwa 4900 belief. Das ergibt im Jahresdurchschnitt 160 bis 170 derartige Erschütterungen; oder mit anderen Worten: allein in Italien tritt fast jeden zweiten Tag ein in sich selbständiger Erdstoß auf. Diese Häufigkeit wird freilich glücklicherweise erheblich herabgesetzt, wenn man nur die Beben in Rechnung zieht, deren Intensität mindestens so groß war, daß vielfach Beschädigungen an Gebäuden hervorgerufen wurden. Beben dieser Art traten in dem angegebenen Zeitraum nur 189 auf, so daß auf ein Jahr nur etwa sechs entfallen. Bezeichnend für die hohe Seismizität Italiens ist aber anderseits die Tatsache, daß die gegenseitigen Abstände der Zentren der bedeutenderen Erdbeben in der Kammzone der Apenninen und deren Abzweigungen im Mittel kleiner sind als die Radien der Gebiete zerstörender Wirkungen.

Außerordentlich erdbebenreich erweist sich auch die ganze japanische Region. Seit der Einrichtung eines systematischen Erdbebenbeobachtungsdienstes im Jahre 1885 wurden hier in den 19 Jahren bis 1903 zusammen rund 27 500 Beben beobachtet, d. h. jährlich etwa 1450 oder täglich vier; und diese Statistik stimmt hinreichend mit einer anderen für den sechsjährigen Zeitraum von 1902 bis 1907 überein, nach welcher sich die Bebenhäufigkeit auf jährlich etwa 1600, d. h. täglich vier bis fünf Stöße beziffert. Allein in Tokio kann man im Durchschnitt wöchentlich mit einer Erschütterung rechnen. An Beben, welche hinreichend stark waren, um Verluste an Menschenleben und ernstlichen Schaden an Bauwerken usw. herbeizuführen, traten von 1872 bis 1903 fünfzehn auf. Diese Zahl aber würde nicht unwesentlich höher sein, wenn auch solche Erschütterungen mitgezählt worden wären, die in Europa oder Amerika Zerstörungen herbeigeführt hätten. In Japan sind durch eine auf Erfahrung beruhende zweckmäßige Bauweise die Erdbebenschäden nicht unerheblich vermindert worden. Jedenfalls also ereignet sich allein in Japan etwa alle zwei Jahre ein Beben mit beträchtlich zerstörenden Wirkungen. Eine bis zu Beginn des 17. Jahrhunderts zurückreichende Statistik ergibt für je zwei zerstörende Beben hier wenig abweichend einen mittleren Abstand von 2½ Jahren.

Aber selbst Länder wie z. B. Großbritannien oder Norwegen, von deren Erdbeben man infolge ihrer meist nur geringen Intensität nur wenig hört, weisen eine höhere Bebenzahl auf, als wohl gemeinhin angenommen wird. In Großbritannien traten z. B. von 1889 bis 1909 im Mittel jährlich zwölf Beben und in Norwegen von 1887 bis 1923 im jährlichen Durchschnitt sechzehn bis siebzehn Beben ein.

Eine sehr große Zahl von Erdbeben geht aber der Beobachtung ganz verloren, indem sie in unkultivierten Gebieten oder auf dem Meeresboden stattfinden und nicht stark genug sind, um von den weiterab aufgestellten Seismographen verzeichnet werden zu können. Im ganzen genommen sind wir jedoch schon jetzt dank der automatischen Aufzeichnungen der Erdbebenpendel, d. i. der sog. Seismogramme, ziemlich vollständig über die Beben der Erdoberfläche unterrichtet, wenn auch im einzelnen noch vieles der Zukunft zu tun übrigbleibt.

Durch die instrumentellen Fernregistrierungen haben wir insbesondere erst Auf-

schluß bekommen über den Bebenreichtum gewisser Stellen der Ozeanböden. Namentlich von den Tiefseerinnen in dem inselreichen südwestlichen Teil des Pazifischen Ozeans und längs der asiatischen und amerikanischen Umrandung dieses Weltmeeres geht so manches Beben größten Energiegehaltes aus, von dem wir kaum je etwas erfahren würden, wenn uns nicht die Seismogramme Zeugnis von ihm ablegten. Auf diesem Wege ist auch erst neuerdings die Erkenntnis gewonnen worden, daß die für den Atlantischen Ozean so charakteristische Bodenschwelle, welche ihn zentral von Norden bis Süden durchzieht, in der ganzen Erstreckung ihrer nördlichen Hälfte bis zum Äquator seismisch sehr betont ist. Alles in allem genommen, wird es daher wohl nicht verwunderlich erscheinen, daß man sagen kann: unsere Erde befindet sich kaum einen Augenblick in völliger seismischer Ruhe und wird allmonatlich wiederholt (durchschnittlich etwa sechs- bis siebenmal) auch von Großbeben betroffen, welche bis zu mindestens 500 km Abstand von ihrem Ausgangsgebiet gefühlt und wenigstens bis zu 10 000 km Entfernung von demselben registriert werden. —

Angesichts einer derartig regen seismischen Tätigkeit unseres Planeten und der so oft durch sie verursachten großen Verluste an Menschenleben und kulturellen Werten drängt sich immer wieder die Frage auf, ob denn nicht eine Vorhersage von Erdbeben möglich sei. Eine Vorhersage ist naturgemäß als Problem auch für die Wissenschaft, in diesem Fall die Seismologie, vorhanden, und es liegen, wenn auch vereinzelt, ernste Versuche in dieser Richtung vor. Es kann indessen anderseits nicht oft genug betont werden, daß dieselben, unbeschadet ihres rein wissenschaftlichen Wertes, für die Praxis noch keinerlei Bedeutung haben. Anregend hat in dieser Beziehung vor allem das San Franzisko-Beben vom 18. April 1906 gewirkt, welches nachweislich von einer durch 450 km längs der kalifornischen Küste verfolgbaren Bruchlinie ausging und an dieser seiner Herdlinie von ruckweisen gegenseitigen Verschiebungen der ihr anliegenden Krustenteile in der Horizontalen bis zu drei Meter und darüber und in der Vertikalen bis zu einhalb bis einem Meter begleitet war. Es wurde nun vorgeschlagen, die Bewegungstendenz in einer solchen seismischen Zone durch wiederholte Vermessungen klarzustellen und auch quantitativ zu verfolgen und so den Zeitpunkt zu ermitteln, zu welchem es wieder zu plötzlichen Verrückungen an einer hier vermuteten Herdlinie kommen könnte. Vorausgesetzt, daß eine solche Kontrolle wirklich genauer ausführbar wäre, würde es jedoch schwer sein, in einem gegebenen Fall ein richtiges Urteil über das kritische Maß der Spannungen zu gewinnen, dessen Überschreitung zu einem Beben führen muß. Auch ist nur in seltenen Fällen ein Erdbeben an eine so ausgesprochene Herdlinie gebunden, wie es bei dem kalifornischen Beben von 1906 zutraf.

Ein anderer Weg, der Vorhersage von Erdbeben näher zu kommen, bietet sich in dem Aufsuchen etwaiger Gesetzmäßigkeiten in den Schwankungen ihrer Häufigkeit. Es ist möglich, daß äußere Ursachen, wie ein plötzlich auftretendes steiles Luftdruckgefälle oder in Küstenzonen die wechselnde Belastung des Bodens durch Ebbe und Flut oder die in erster Linie vom Mond auch auf den festen Erdkörper ausgeübte anziehende Kraft und anderes in einem Gebiet bebenauslösend wirken kann, wenn sich dieses an sich im Zustand der Erdbebenreife befindet. Ob und wie weit aber solche Umstände in einem Einzelfall tatsächlich mitgespielt haben, ist schwer zu entscheiden. Die diesbezüglichen wissenschaftlichen Untersuchungen, in denen freilich auch schon positive Ergebnisse angedeutet sind, erweisen sich als sehr schwierig und erfordern ein besonders einwandfreies und lückenloses Beobachtungsmaterial.

Unter diesen Umständen kann den von Zeit zu Zeit immer wieder in den Tageszeitungen auftretenden Erdbebenvorhersagen kein wirklicher Wert beigelegt werden. Bei näherem Zusehen sind dieselben denn auch vielfach so allgemein gehalten, daß man bei der Häufigkeit der Erdbeben gar nicht mehr von einer Vorhersage sprechen kann, zumal außerdem die Gebiete größerer Bebentätigkeit schon recht vollzählig bekannt sind.

Viel wirksamer kann man die Erdbebengefahren herabsetzen, wenn man seine Bemühungen auf die Herleitung eingehender Regeln für Bauweisen richtet, welche die zu errichtenden Gebäude möglichst widerstandsfähig gegen Bodenerschütterungen oder „erdbebensicher" machen, und wenn man in Verbindung hiermit auch die verschiedengradige Empfänglichkeit der einzelnen Bodenformationen für Erdstöße genauer zu ermitteln sucht. Wie aus einer oben bei der Besprechung der Bebenhäufigkeit in Japan gemachten Bemerkung hervorgeht, hat man namentlich hier durch zweckmäßige Baukonstruktionen schon manchen Schaden abwenden können. —

Über die instrumentellen Fernaufzeichnungen von Erdbeben sei zum Schluß noch gesagt, daß geeignete Seismographen auch in der größten auf der Erde möglichen Entfernung von 20 000 km deutliche Seismogramme liefern, wenn nur das Erdbeben hinreichend stark war. Ein Japan-Beben vom 1. September 1923 bewirkte noch in La Plata (Argentinien), d. i. in rund 18 000 km Entfernung, der Größenordnung nach ein Hinundherpendeln der Bodenteilchen von einhalb bis einen Millimeter, wobei allerdings zu einer vollen Schwingung eine halbe bis eine Minute gebraucht wurde, so daß also die Bodenbewegung nur sehr lang-

sam vonstatten ging und dadurch weit unter der Grenze unmittelbarer Fühlbarkeit blieb. Auf der Hamburger Hauptstation für Erdbebenforschung wurden in diesem Fall bei rund 9000 km Entfernung und bei einer mittleren Schwingungsperiode von 20 Sekunden noch Bodenbewegungen bis zu einem Ausmaß von je drei Millimeter in der horizontalen und in der vertikalen Richtung registriert; aber auch diese Schwingungen liegen noch ganz unterhalb der Schwelle direkter Wahrnehmbarkeit. Vergleicht man hiermit die entsprechenden Daten des Erdbebens von Smyrna Ende März dieses Jahres, so erhellt aber sogleich, daß trotz der auch mit ihm verbunden gewesenen starken Zerstörungen sein Energiegehalt doch erheblich geringer war als der jener japanischen Katastrophe. Bei einer Herdentfernung von gut 8000 km belief sich die Bodenbewegung in Ottawa (Kanada) auf nicht mehr als 0,02 Millimeter (Wellenperiode 22 Sekunden), während sie in Hamburg (Entfernung 2200 km) mit 0,8 Millimeter Schwingungsweite immerhin noch unter einem Millimeter blieb (Wellenperiode 10 Sekunden und mehr). Die beiden großen bulgarischen Beben von Mitte April waren etwas bedeutender, das Erdbeben von Korinth dagegen schwächer als dieses kleinasiatische Beben.

Während nun die Hauptbewegung von solchen elastischen Bodenwellen getragen wird, welche sich vom Herd des Bebens längs der Oberfläche fortpflanzen und z. B. von Smyrna nach Hamburg 9½ Minuten und von Tokio nach Hamburg rund 40 Minuten gebrauchen, beruhen die in den Seismogrammen vorangehenden schwächeren Schwingungen auf elastischen Wellen, welche ihren Weg durch den Erdkörper hindurch nehmen. Die ersten dieser Vorläuferwellen, welche also den Beginn der Erdbebenaufzeichnung ausmachen, benötigen nur 4²/₃ Minuten, um von Smyrna nach Hamburg, und nur 12¹/₅ Minuten, um von Tokio nach Hamburg zu gelangen. Im ersten Falle dringen sie bis zu 400 km, im zweiten Fall aber sogar bis zu 2700 km Tiefe in die Erde ein. Dieser letzte Hinweis mag noch andeuten, daß uns so durch die Erdbebenwellen auch Kunde von den tieferen Partien unseres Planeten wird. In der Tat ist neben einer Erforschung der Beben an der Erdoberfläche und ihrer Entstehungsweise in der Erdrinde eine Untersuchung des Aufbaues des ganzen Erdkörpers eine besondere wichtige Aufgabe der Seismologie.

Gedichte

Du Wind der Welt! Von Leo Sternberg

Heut ist mir immer das Herz zu Tränen bewegt...
Ich sitze am Meer, das die felsige Küste zersägt.

Hausschwalben umfliegen mich in den Klippen, wild,
– Ich kann mir nicht helfen: Träne um Träne quillt.

Gebräunter Leib, auf fernes Kap gestreckt,
Ein Kind, dem zahm das Meer die Füße leckt,

Ein Wort, das weltenweit mir Treue schreibt...
– Warum mir alles die Tropfen ins Auge treibt!

Aus den Fluten hebt sich ein Busen, den ich geliebt,
Eine Woge wirft sich am Riff empor und zerstiebt...

Der mir die Tränen löst, du Wind der Welt,
Spiel' auf mir! Spiele, was dir wohlgefällt!

Wasserkunst. Von Ernst Wachler

Wasserkunst, die nachts in hundert Farben spielt,
Rot vom Feuer, blau vom Meer, vom Monde flüssiges
Silber stiehlt:
Wie erblaßt dein zauberisches Licht
Vor des holden Kindes Angesicht,
Seligen, das, in Märchentraum gewiegt,
Zärtlich an den Freund sich schmiegt!

Die Strümpfe / Novelle von Carl Bulcke

Gerade, als sie Studentin geworden war und er die erste juristische Staatsprüfung bestanden hatte, waren sie Freunde geworden, und das erste Zeichen dieser Freundschaft war gewesen, daß sie sich auf den gleichen Haarschnitt, Scheitel über dem linken Auge, geeinigt hatten. Diese Freundschaft dauerte nun ungetrübt drei Jahre, — beide lang und schlank, sie damals achtzehn Jahre alt und er zweiundzwanzig, sie leichtgehügelt und er Inhaber des deutschen Sportabzeichens, beide Exzellenzenkinder, deren Väter in gesellschaftlichem Verkehr standen. Eine gute und ehrliche Freundschaft, selbstverständliche Freundschaft und ohne dumme Fragezeichen, offen zur Schau getragen und offen gebilligt von den beiderseitigen Papas und Mamas. Die Papas trafen sich jeden Donnerstagabend an dem Generalstammtisch in der Kantstraße und machten den Heimgang gemeinschaftlich zu Fuß. „Ihr Junge gefällt mir, Euer Exzellenz. Gute Haltung, ehrgeizig, wahrscheinlich auch begabt. Meinerseits keine Bedenken." — „Euer Exzellenz versichere ich gern, daß es mein sehnlichster Wunsch ist, sobald die jungen Leute sich erst richtig besonnen haben, das Fräulein Tochter als Schwiegertochter zu begrüßen." — „Sobald sie sich besonnen haben, nicht früher, Euer Exzellenz." — „Versteht sich, Euer Exzellenz."

Eine dreijährige Freundschaft, in ihrem Bestand erhalten durch eine Kette von Selbstverständlichkeiten. Sie hatten ihren Sommerurlaub gemeinschaftlich verlebt, das erstemal, damals noch in Begleitung von zwei anderen Freundschaftspaaren, auf einer Fußwanderung durch Franken, das zweitemal allein in Tirol, das drittemal ebenfalls allein auf einer Fischerinsel in der Nordsee.

Drei Jahre hintereinander hatten sie ihre täglichen Zusammenkünfte gehabt, wobei es sich erst nachträglich als Selbstverständlichkeit herausgestellt hatte, nicht ganz zur reinen Freude *ihres* Papas und *ihrer* Mama, daß diese Zusammenkünfte zumeist in der kleinen Wohnung des Freundes stattfanden; denn aus erzieherischen Gründen war dem jungen Herrn eine eigene bescheidene Wohnung zugebilligt worden. „Außerdem spare ich doch den Repetitor, Mama."

Sie tanzten beide leidenschaftlich gern, sie machten kein Hehl daraus, daß es die Selbstverständlichkeit ihrer Lebensauffassung verlangte, tanzen zu dürfen, tanzen, tanzen. Sie tanzten, das versteht sich, gut, sie tanzten ganz ausgezeichnet, sie waren als Tanzpaar füreinander geschaffen, sie tanzten auf Bällen und Turnieren, in den Tanzklubs und auf den Tanztees. Ja, sie besprachen bereits, den Bleistift in der Hand und Figurinenentwürfe in der Mappe, mit Sachkenntnis und Seelenruhe den hübschen Plan, als Berufstänzerpaar aufzutreten, natürlich nur in den vornehmsten Gaststätten und mit der alsbaldigen Aussicht auf einen halbjährigen Vertrag mit Amerika. Da sie aber unklugerweise solche Besprechungen auch in Gegenwart von Lilis Mama geführt hatten, so war es zu ihrem Erstaunen geschehen, daß Lilis Mama, ihre sanfte, höfliche Exzellenzenmama, aufgefahren war wie eine Natter und mit einem Wortschwall, gegen den nicht einmal mit Selbstverständlichkeiten aufzukommen war. Dieser Wortschwall hatte mit den Worten: „Nee, Kinderchen, alles was recht ist," begonnen, er hatte nicht vor Ausdrücken wie „Albernheit" und „Kindereien" zurückgeschreckt, er hatte in schriller Tonlage festgestellt, daß Lili trotz Verwarnungen in der vergangenen Woche dreimal erst um vier Uhr nachts nach Hause gekommen sei, er hatte seinen Höhepunkt in einem Ultimatum mit vielen „widrigenfalls" erreicht, wonach Lili in der Woche höchstens zweimal Tanzfeste besuchen dürfe und spätestens um zwei Uhr nachts sich zu Hause einzufinden habe, widrigenfalls . . . und daß von solchen Dummheiten wie Berufstanzerei nie wieder die Rede sein dürfe, ein für allemal und widrigenfalls...

Und siehe da, sie hatten sich beide gefügt. Nicht gemuckst hatten sie und in der Folgezeit alle Forderungen des Ultimatums prompt erfüllt.

„Adolf, ich kann nicht schlafen, die Uhr hat zwei geschlagen, Lilichen ist noch nicht zu Hause." — „Liebe Mathilde, ich höre Lilichen eben die Treppe heraufkommen." — „Bist du da, mein Kind?" — „Ja, Papa." — „War es hübsch, Lilichen?" — „Es war bezaubernd, Papa."

Gute Freundschaft. Freundschaft ohne dumme Fragezeichen. Sie nannten sich natürlich du, er sagte Lili und sie sagte Bubi oder Bübchen. Bübchen sagte sie erst im dritten Jahr. So weit waren sie doch.

*

Lili und Bübchen waren von reichen Leuten zu einem Ballfest eingeladen, der Ball hatte um neun Uhr begonnen, an zweihundert Gäste waren da, sie hatten,

Lili und Bübchen, was sonst selten geschah und diesmal nur, weil sie in diesem Kreise sich fremd fühlten, ausschließlich miteinander getanzt, die Uhr war zehn, es gab gerade eine halbstündige Pause, in der den Gästen Erfrischungen gereicht wurden, das Haus war prächtig, und sie beide waren neugierig, das Haus zu sehen, sie waren Hand in Hand durch die vielen Räume des Hauses gegangen, fanden ein luftiges und strahlend helles Zimmer, in dessen Ecke ein paar ältere und deshalb gleichgültige Menschen saßen, an der Längsseite des Zimmers stand auf blanken Messingfüßen eine Polsterbank, die mit weiß und rot gestreiftem Damast bespannt war, Lili trug ein Stilkleid aus weißer Seide mit kurzem Rock, dies Kleid hatte sie selbst geschneidert und trug es zum erstenmal, sie ließ sich auf der Polsterbank nieder, streckte die langen, schlanken Beine aus und freute sich ihrer silbernen Schuh, er stand vor ihr, die Daumen in den Hosentaschen, sah in ihre hellen Augen, die blank waren wie Kinderaugen, sie legte mit gewinkelten Armen die Hände in den Nacken, sie begann zu plaudern.

Am Vormittag hatte sie nämlich an der Eröffnung einer Gemäldeausstellung teilgenommen, allein, denn er hatte Sitzung gehabt, und es galt, Bericht zu erstatten.

„Stell' dir vor, Bubi, es war nicht lustig. Es waren viele schlechte Bilder da und viele schlechte Menschen. Die Bilder hingen zu Hauf, die Menschen standen zu Hauf, und der Minister redete. Das einzige, was man zu seiner Entschuldigung sagen kann, ist, daß man von seinem Gesicht ablesen konnte, er sprach ad usum ... wie heißt das Wort, Bübchen?"

„Ad usum Delphini."

„Richtig, Bübchen. Du bist wirklich ein kluger Junge. Schlechte Bilder sage ich, aber ich meine mittelmäßige, dürftige, dumme Bilder. Schlechte Bilder, und ich sage es auch dann, wenn mir jemand nachweist, daß auch gute Bilder darunter waren. Schlechte Bilder, weil sie uns nichts angehn. Wir Jungen heben doch so gern auf den Schild. Wir Jungen haben doch unsere Dichter, die wir lieben, feurige Dichter, wir haben ein Theater, das wir lieben, feines, geistreiches Theater, eine Musik, die wir lieben, bebende, unbürgerliche Musik, — weshalb ist keine Malerei da, die wir lieben? Nicht ein einziger ist da, ob jung oder alt, den wir haben auf den Schild heben können. Haben, heben. Antworte, Bubi."

Er sah sich um. Die alten gleichgültigen Leute in der Ecke hatten die Köpfe zusammengesteckt und schwatzten. Damen und Herren gingen durch das Zimmer, alle in gleicher Richtung, sie waren wohl auch neugierig, die Räume des Hauses zu sehen. Er nahm das Einglas ab, steckte es in die Westentasche und lehnte sich an das erhöhte Kopfende der Polsterbank. Damit war es für Lili nicht mehr nötig, mit zurückgelehntem Kopf zu ihm hinaufzusprechen. Sie löste denn auch die Hände aus dem Nacken und schlang sie um das rechte Knie, das sie aufwärtszog.

Da er schwieg, redete sie weiter. „Und was sagte der Minister? Es sei Aufgabe der Mäzene, für die lebende Kunst zu sorgen. Als ob es Mäzene heute überhaupt gäbe. Als ob Mäzene je diese Aufgabe ernst genommen hätten, von den Ptolemäern und ihrer Antikensammlung angefangen. Schau' dir dies reiche Haus an, an seinen Wänden hängt kein einziges Bild. Wir haben in Deutschland ein paar Bildersammler, ein paar ‚marchands amateurs', sie kaufen nur Bilder, die einen ausländischen Marktpreis haben. Und den hat nicht einmal der große Lovis Corinth ..."

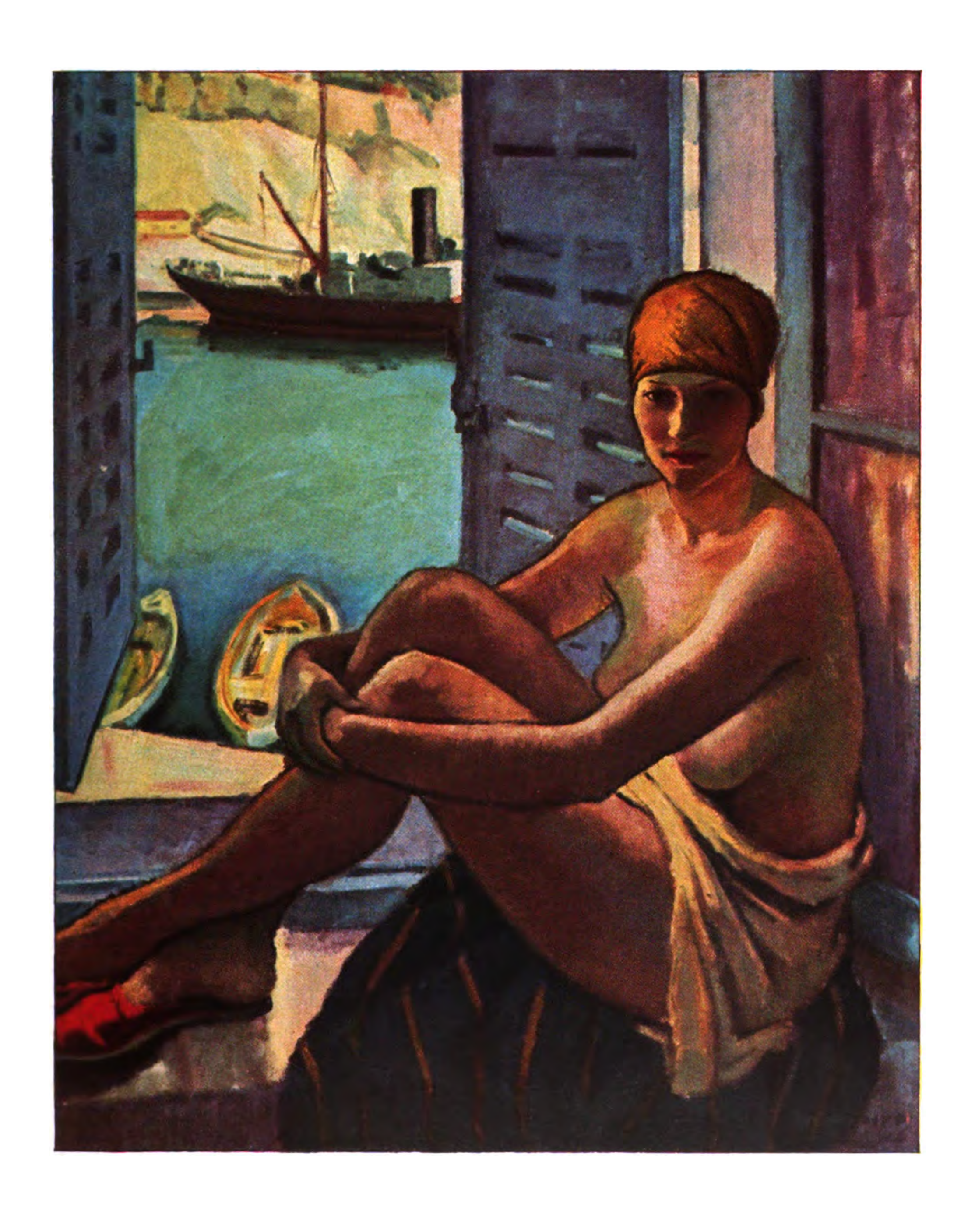
Sie sprach weiter auf ihn ein, sie unterbrach sich: „Hast du was, Bubi?"

Ja, Bubi hatte wirklich etwas. Aber er wollte es nicht sagen. Er hatte sich bemüht zuzuhören, sehr stolz auf dies schöne, helle, große Mädchen, stolz auf ihr schlichtes, helles Haar, stolz auf ihr helles Gesicht, auf ihre hellen Augen, Schultern und hellen Arme. Er hatte dennoch nicht zugehört, denn er sah etwas, das ihn verwirrte, beunruhigte, erregte. Ihre Strümpfe waren das, es waren ihre Strümpfe. Diese Strümpfe, es war deutlich zu sehen, begannen oberhalb der silbernen Schuhe schneeweiß, sie trugen Glanzlichter wie alle Strümpfe aus Seide, sie schienen von der Wade an sich in eine ganz zarthellgrüne Farbe zu wandeln; doch das konnte Irrtum sein. Jedenfalls über dem Knie waren sie grün, lichtgrün, nein weißgrün, grün wie das Blatt einer Treibhaustulpe.

„Hast du was, Bubi? Sag' es doch ..."

„Was hast du da für Strümpfe?"

Sie errötete, lachte ein wenig: „Das hast du gemerkt? Fällt es sehr auf, daß sie grün sind? Sieht es schlecht aus? Nein? Sag' mir ehrlich, ärgert dich die Farbe? Ganz gewiß nicht? Ich überlegte hin und her, in welcher Farbe ich mir zu dem neuen Kleid die Strümpfe besorgen sollte. Diese Strümpfe, sagte die Verkäuferin, seien das Neueste, das es gäbe. Sie sind ja wohl eigentlich für Maskenbälle bestimmt und dafür, daß man mehr von ihnen zu sehn bekommt, über das



Sommer. Gemälde von Eugen Spiro

Berlin, Sezessions-Ausstellung

Knie hinaus nämlich, denn da fängt erst die richtige Farbe an. Ich dachte, weil ich doch blaß bin und weil das Kleid ganz schneeweiß ist und ich keinen Schmuck trage, könnte so ein ganz leichter grüner Ton . . . könnte . . ."

Sie bückte sich und fuhr mit der rechten Hand vom Knöchel aufwärts über den Strumpf.

Er hatte sich neben sie auf die Polsterbank gesetzt, saß gebückt und sah zu.

„Sieh, unten ist er ganz weiß, blütenweiß . . . hier beginnt schon ein leichter, grüner Schimmer, fast ganz weiß noch und doch ein wenig grün . . ."

„Ja," sagte er eifrig, „ein traumhaft weißes Grün . . . Wie damals der Mondschein in Dinkelsbühl über den Birnenblüten . . ."

„Und hier auf dem Knie ist das Grün schon lebhaft . . . ist es nicht hübsch?"

Sie sah ihn innig an, es gingen keine Menschen mehr vorüber, der Tanz hatte wieder begonnen, sie schob unbekümmert die Seide eine gute Handbreit zurück. „Und hier beginnt das Flaschengrün, ist es nicht hübsch, und noch höher hinauf, aber das kann ist dir nicht zeigen, kommt ein ganz dunkles Grün, ‚nixengrün', sagte die Verkäuferin."

Sie strich die Seide wieder bis zum Knie und sah ihn aufmerksam an.

„Bist du böse, Bübchen? Du machst so ein drolliges Gesicht."

Er hielt den Blick gesenkt und streichelte verlegen ihre Hand. „Kein bißchen böse. Bewahre. Ich finde, du bist heute ganz besonders hübsch. Wollen wir tanzen?"

„Laß uns noch ein Weilchen hier zusammen sein, Bübchen. Es ist doch verrückt, jetzt auf einmal habe ich Herzklopfen. Es ist noch soviel von heute zu erzählen, Bubi. Soll ich erzählen? Zu Mittag war Onkel Eberhard zu Gast mit Tante Kornelie und Papa hat nachher herrlich Klavier gespielt. Dann habe ich bis sieben gearbeitet, Verfassungsrecht gepaukt, es soll neuerdings im Examen wieder viel gefragt werden. Mama und Papa sind heute übrigens auch auf einem Ball, Ostmarkenball mit Prinzen und Landadel, ich hab' auf die Kriegsartikel schwören müssen, daß ich mich nicht verspäte."

Und da er beharrlich schwieg, zur Seite sah und sie Angst hatte: „Du sagtest vorher: Dinkelsbühl. Wir haben soviel zusammen erlebt. Was war das Wichtigste?"

Er sah rasch auf, sagte: „Du."

„Bübchen, du bist so elegisch heute."

„Was war also das Wichtigste?"

„Das ist mir neulich in der Nacht eingefallen. Dies war das Wichtigste: Als wir beide so fürchterlich hochmütig waren, als wir Kommunisten werden wollten, als wir zu Weihnachten bei dem Juwelier Rosenthal in der Lutherstraße ein Geschenk für Mama kaufen wollten und wir hatten zusammen bloß zwölf Mark, als im Lichthof des Hauses, und es war am Weihnachtstag, der alte lungenkranke Mann stand und mit seiner blechernen Stimme ‚Freut euch des Lebens' sang . . . Seitdem waren wir gar nicht mehr so fürchterlich hochmütig."

„Ich finde, Lili, jetzt bist du elegisch."

Sie lachte leise auf: „Bübchen, wenn ich so recht überlege . . . Bübchen, Bübchen, Bübchen, wir sind auf dem besten Wege, uns richtig zu besinnen . . ."

„Bitte?"

„Dann werden wir vielleicht noch ganz verständige Menschen."

Er ließ nicht ab, die Augen gesenkt zu halten, er ließ nicht ab, ihre Hand zu streicheln.

Sie sprang auf: „Tanzen, Bübchen."

Sie tanzten denn auch gleich danach, tanzten lange, ohne zu sprechen. Dann sagte sie bekümmert: „Was hast du nur heute? Du bist gar nicht mehr vergnügt."

„Ich habe wirklich nichts, Lili."

Sie gingen auf und ab, bis der nächste Tanz begann. Während des Tanzes sagte sie mit einer Zärtlichkeit der Stimme, die er noch nie vernommen hatte: „Sag' mir, was du hast, mein Liebster."

‚Mein Liebster' sagte sie. Sie hatte noch nie im Leben zu ihm ‚mein Liebster' gesagt. Sie tanzten in leichten Schrittfiguren. Er sagte leise: „Was ich habe? Mir fiel etwas ein. Ich habe dich noch nie geküßt."

„Doch, Bübchen. Das ist wohl schon geschehn. Du weißt es nur nicht mehr."

„Nein, du hast mich geküßt, nicht ich dich. Dreimal hast du mich geküßt."

„Öfters, viel, viel öfters. Ich habe es bloß nicht gezählt."

„Das erstemal, als wir am Main entlanggingen und so glücklich waren. Das zweitemal, als wir in der überfüllten Bahn aus Tirol zurückfuhren und du so furchtbar müde warst."

„Und das drittemal?"

„Auf dem Fischkutter, du weißt."

„Bübchen, da hab' ich in meiner Todesangst dich wohl zwanzigmal geküßt. Und zu deinem Geburtstag hab' ich dich etwa nicht geküßt? Und nicht zu Silvester, draußen auf dem Balkon?"

„Aber ich hab' dich noch nie geküßt."

„Liebster, wir beide sind doch so gute Freunde."

„Meine Liebste. Meine süße, süße Liebste."

Der Tanz war zu Ende. Neben ihnen stand die Frau des Hauses. „Erwische ich Sie doch endlich einmal, Fräulein Lili. Kommen Sie rasch, ich habe Ihrer Mama versprochen, Sie Richard Strauß vorzustellen, und der berühmte Mann bleibt gewiß nicht allzulange. Wie süß sehn Sie aus. Herr Doktor, sieht sie nicht süß aus, Ihre Freundin?"

Er fand sie erst nach einer halben Stunde wieder. Sie stand plötzlich vor ihm, lächelte mit rosigen Wangen, ach, Gesicht, Schultern, Arme erröteten: „Wo warst du bloß solange?"

Er versuchte mit einem Scherzwort zu antworten, schwieg, sah sie an. Sie versuchte zu lächeln, sagte mit zitterndem Mund: „Hast du mich gar nicht gesucht?" Er schwieg. „Es gefällt dir wohl nicht mehr hier? Du bist böse, weil ich solange fort war? Du willst gehn?" Ihre Hand schmeichelte an dem Aufschlag seines Frackanzugs. „Nicht böse." Sie hob sich auf die Zehenspitzen, ihr Gesicht war dem seinen so nah, daß ihre Nasenspitzen sich fast berührten, sie sagte mit leisester Stimme: „Sieh nach, was die Uhr ist . . . Kurz nach elf? Wollen wir ganz heimlich fort?" Ihr Mund zitterte, sie konnte kaum sprechen: „Es merkt kein Mensch . . . Noch ein Weilchen zu dir?"

„Ja."

Als sie im Wagen saßen, hielt sie ihm mit geschlossenen Augen den Mund hin. Als sie kurz vor seiner Wohnung waren, sagte er bebend, seinen Mund dicht an ihrem Munde, bebend und flüsternd: „Wir wollen heiraten, Lili, ganz bald heiraten."

Sie strich mit leichten Fingerspitzen über sein Gesicht, sie sagte fröhlich: „Ach, Bübchen, das hat doch von jetzt an noch so endlos lange Zeit."

Und dann sprachen sie nichts mehr, nicht viel mehr, nicht im Wagen und nicht in der Wohnung, es sei denn, sie sagten sich, daß sie sich lieb hätten, daß sie sich lieb gehabt hätten vom ersten Augenblick an, daß sie sich immer lieb haben würden.

*

„Bist du da, mein Kind?" — „Ja, Papa." — „War es hübsch, Lilichen?" — „Ach, Papa, es war himmlisch."

Ich ging der Liebsten entgegen…

Von Hans Leifhelm

Ich ging auf tauigen Wegen,
Der Thymian blühte am Rain,
Ich ging der Liebsten entgegen,
Wo mochte die Liebste sein?
Wo sie noch ferne verweilte,
Verbarg sich in Wäldern das Tal,
Mein Herz ihr entgegeneilte
Und rief sie tausendmal.

Da kam sie fern gegangen,
Bergauf mit beständigem Tritt,
Es spielten auf ihren Wangen
Die Locken bei jedem Schritt.
Der Morgen war golden entglommen,
Es perlte der Lerchenschlag,
Nun war sie doch gekommen
Am holden Junitag.

O Mittag in duftender Heide,
O Herz an Herzen die Rast,
O du im wehenden Kleide
Mein süßer Herzensgast,
In deine tiefste Liebe
Einging ich zu dieser Stund,
Damit ich darin verbliebe,
Schloß ich dir mit Küssen den Mund.

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Werner Deubel: Götter in Wolken (Jena 1928, Eugen Diederichs) — **Irene Forbes-Mosse: Don Juans Töchter** (Stuttgart 1928, Deutsche Verlags-Anstalt) — **Wilhelm Schmidtbonn: Mein Freund Dei** (derselbe Verlag 1928) — **Arthur Schnitzler: Therese** (Berlin 1928, S. Fischer) — **Heinrich Lilienfein: Welt ohne Seele** (Stuttgart 1928, Cotta Nachfl.)

Eine schlimmere Gefahr für uns Deutsche, als der Bolschewismus, der niemals in unserem Wesen den geeigneten Mutterboden finden wird (wohl aber eine Mission als Warner erfüllt), ist die Sucht, alles, was uns groß gemacht hat, z. B. auch die Musik und einen ihr verwandten Zug der Romantik, einfach wegzuwerfen und die Objekte rechnerischen Willens allein noch als gültig und maßgebend anzusehen. Es gehört schon ein gewisser Mut dazu, in dieser Zeit einen Roman vorzulegen, wie Götter in Wolken, der sich in dem Frankfurter Dichter Werner Deubel gebildet hat. Das Zeitwort ist hier am Platz: der Roman ist nicht „geschrieben", er ist offenbar wie eine Melodie in dem Verfasser aufgeklungen und hat nach einer Bildform gesucht.

Man denke sich den Jüngling in dem Zarathustrakapitel „Vom Baum am Berge" und man hat Burkhard, die Hauptgestalt des Romans, vor sich. Soll man von seinen äußeren Erlebnissen sprechen? Sein Vater war Güterverwalter des Grafen Paas; mit vier Jahren hat Burkhard das schlichte, burgartige Verwalterhaus verlassen, das von mächtigen Linden umschattet war, und nicht wiedergesehen, bis, fünfundzwanzig Jahre später, er ein Bild des Hauses erblickt, das ihn zu Tränen rührt. Er wirkt jetzt (mit Widerwillen) als Hilfslehrer an einer Privatschule. Im Grunde nämlich ist er Dichter. Eine Zeitschrift, die er herausgegeben, geht ein. Ein Drama von ihm wird aufgeführt — er hat nicht den Mut, es sich anzusehen. Da will er seinen Freund Michael, eine vom Verfasser etwas dunkel gehaltene Gestalt, besuchen, der bei einem Grafen Paas wohnt. Burkhard weiß zuerst nicht, daß dieser Graf derselbe ist, bei dem sein Vater Verwalter war. Paas hat das Drama auf der Bühne gesehen und glaubt an Burkhards Zukunft. So wird er „im Bunde der dritte". Auch Paas steht unter dem Einfluß Michaels, der es, nach Burkhards Wort, liebt, die Rolle des lieben Gottes zu spielen, seine Freunde zu lenken und zu wandeln. So hat er den Grafen, der durch ein dunkles Schicksal gemütsleidend und menschenscheu geworden ist, zugänglicher und froher gemacht, so greift er auch in Burkhards Leben klärend und wegweisend ein.

Die Künstlernatur Burkhards ist von Zweifeln, Widersprüchen und dunklen Tiefen beunruhigt. Er ist ein Einsamkeitsmensch, aber sein Gewissen mahnt ihn, Ziele der Gemeinsamkeit zu suchen. „Tragen wir nicht alle die Verantwortung für ein Gemeinsames, nenn' es Menschheit, nenn' es Kultur. Gibt es nicht Dunkelheiten und Öden des religiösen Lebens, Klippen der Kunst, Nöte des Staates und der Völker?" Michael erwidert: Nicht umsonst habe sich Europa jahrhundertelang zum Willen und zur Wahrheit erzogen. Überwach und ängstlich vor Anfechtungen schaue jeder in die Welt hinaus. Innen sei es darüber leer geworden, weil die ganze Kraft nach außen gewendet war. Daher kämen alle jene „Nöte". Nach innen gehe der geheimnisvolle Weg.

Aber auch auf das äußere Leben Burkhards gewinnt Michael Einfluß. Drei Frauengestalten begegnen ihm auf seinem Weg. Eine nicht mehr junge Schauspielerin und die blonde Schönheit Lore Lind, die Geliebte eines dämonischen Edelmannes, der eine unheilvolle Macht über sie ausübt, und endlich Lara, in der ihm das Schicksal eine Seele zuführt, die ihm am nächsten verwandt ist, die mit ihren tiefsten Träumen in einer längst zum Mythos gewordenen Vorzeit geheimnisvoll wurzelt. Hineingesprengt in die große seelische Entwicklung, die der eigentliche Inhalt des Romans ist, sind seltsame und symbolische Geschehnisse, aus okkulten Tiefen jäh in grelles Licht gesetzt: so der in einer Séance ausgekämpfte Seelenkampf zwischen Michael und Gröblitz, dessen Selbstmord und Wiederaufleben, der Todesritt Burkhards auf dem gespenstischen Rappen des Grafen, die Erlebnisse am Totensee und in der alten Heimat — alles Handlung mit doppeltem Boden, oft nur als Gleichnis zu verstehen.

Das Ganze ist von Nietzschescher Philosophie beeinflußt, aber ohne Lehrhaftigkeit, vielmehr wird die innere Lebenswende eines künstlerisch veranlagten Menschen gezeigt, der das Herz des Dionysos sucht. „Wir alle," sagt sein Freund Michael, „ziehen einmal aus und suchen einen Traum und ein Königreich und kehren mit Wunden heim." Burkhard hat in der Natur und in der Fülle abenteuerlichen Lebens den geheimnisvollen Weg der Selbstver-

vollkommnung, der menschlichen und künstlerischen Reife gefunden. Der Mondscheinzauber Hölderlinscher Romantik webt über den Geschehnissen dieses Buches, und eine Perlenkette schöner Gedichte ist deutend und weihend hineingeflochten. Es ist eine Gabe für musische Leser.

Nicht für Herrn Jedermann ist auch das neue Novellenbuch von Irene Forbes-Mosse: Don Juans Töchter. Aber aus einem anderen Grunde. Wohl gibt auch hier schließlich die innere Melodie dem Ganzen seinen Wert, aber sie hat nichts mit dem verwegenen und verträumten Suchen eines Dionysosjüngers gemein —: abgeklärte, ein wenig skeptische Lebensweisheit und ausgereifte Daseinsfreude schaffen eine trauliche Abendstille und Ofenwärme um den Leser. Irene Forbes-Mosse ist ein Leibl der Erzählungskunst. Die Beobachtung der vielen kleinen Züge und Strichelchen, aus denen sich das Leben der hier geschilderten Menschen zusammensetzt, spinnt so feine Fäden um uns, daß wir, gefesselt in einem Netz von Beschaulichkeit, von unwägbaren Stimmungswerten, gar nicht darauf verfallen, die Richtlinien einer „Handlung" zu verfolgen. Beiseite gesagt: es gibt auch so gut wie gar keine in diesen drei Geschichten; ich fürchte, die Dichterin würde in ihrer leisen Art lächeln, wenn man sie auf die Geschehnisse ihrer Erzählungen festlegen wollte. Sie will nur, daß wir (beglückt von den Deutungen ihrer feinen Hand) mit ihr gehen und alles betrachten, was sie wählerisch uns zeigt. Keine Furcht, daß Irene Forbes-Mosse uns in der Titelerzählung, Don Juans Töchter, etwa liebestolle Sprößlinge des alten Wüstlings in brünstigen Ausschweifungen vorführt. Ach nein, betrachten wir nur, wie Donna Elvira, die Witwe des frühverstorbenen „Don Juan", den sie durch ihre Selbstgerechtigkeit und ihr freudloses Wesen „in ein liederliches Leben und unbußfertigen Tod" getrieben hat, betrachten wir nur, sage ich, wie Donna Elvira mit ihren vier Töchtern in der verschlafenen Provinzstadt einen der wenigen Theaterabende genießt, die ihr rechtmäßig zustehen. Sie dürfen an gewissen Abenden eine Viertelloge benutzen. Vorn sitzen die beiden heiratsfähigen, Donna Sol und Donna Isabel, „in ihren weißen, zartbauschigen Abendkleidern, Arme und Schultern von jener erlesenen, leicht grünlichen Tönung eben gehäuteter Zwiebeln, die man bei ganz hochgezüchteten Exemplaren romanischer Rasse findet; im Fächerspiel virtuos, ohne es gelernt zu haben, wie jedes junge Kätzchen im Mäusefangen; den Blick in den Pausen gesenkt . . . nur ab und zu zuckt ein Augenlid . . . Hinter ihnen, in schäbig gewordenem schwarzem Sammet, Donna Elvira, die kleine Witwenschnebbe ihrer dunklen Haare in die eigensinnige Stirn gewachsen, ihre Rebhühnchen bewachend mit gefrorenem Lächeln. Neben ihr Donna Juanita, dieses Vergnügens noch ungewohnt, so daß sie den ganzen Tag vorher nichts essen konnte und nun plötzlich von Hungergefühlen übermannt wurde, bis zur Übelkeit; außerdem auch gepeinigt von dem Bewußtsein allzu kurzer, weißer Zwirnhandschuhe, die sie unter ihren Ellenbogen zu verbergen suchte . . ."

Das sind Don Juans Töchter! Mit diesem kleinen Textausschnitt ist zugleich der ganze Inhalt der Erzählung wiedergegeben, die Zustände, aber kaum Begebenheiten bringt, freilich so köstlich und humorvoll, daß die Kostprobe auch hier über jeder „Beurteilung" steht. Ein Ausklang, seltsam gemischt aus Wehmut und Weltweisheit, schließt die etwas sprunghafte Erzählung von den dürftigen Schicksalen dieser kleinen Familie ab. Auch in der zweiten Novelle „Traumkinder" waltet ein friedlicher Wettstreit zwischen Humor, mildem Sarkasmus und versöhnter Schwermut. Ein armes Hascherl wandelt durch diese Blätter, Christine, in der etwas zerbrochen ist, „der schöne mittelste Trieb. Der Baum grünt weiter, streckt neue Triebe schüchtern in die Luft; aber der rasche, freudige Wuchs ist es nicht mehr." Sie hat keine Entschlossenheit mehr, und die Dichterin erkennt: „Wenn sie auch älter geworden wäre, hätte sich nichts mehr daran geändert."

Wesen dieser Art, so rührend sie sind, eignen sich nun nicht sonderlich zu Hauptgestalten in Novellen, und manchmal wird es denn doch auch dem für die Delikatesse der Erzählerin empfänglichen Leser zuviel des Alltags, der breitgezogenen Kleinigkeiten der weitschweifigen Zustandsschilderung. Schließlich besteht doch das Leben nicht aus lauter Kleinkram. Zugegeben: bei diesen Menschen, aber ist das ein Grund, 332 Seiten davon zu erzählen? Novellistischer geht es stellenweise in der dritten Erzählung „Die Last" zu, obwohl ihre „Heldin" auch viel Ähnlichkeit mit den alten Frauen der beiden anderen Erzählungen hat. Das kann man nun freilich von der eigentlichen „Last" dieser Geschichte nicht behaupten, es ist ein Kretin, ein armer, halbblödsinniger Krüppel, dessen unförmige Masse tagaus, tagein hilflos in einem Lehnstuhl hockt, der mit Schutzvorrichtungen wie für kleine Kinder versehen ist. Eine Last für alle, oft ekelhaft, oft empörend, denn der Trottel ist bei alledem noch tückisch, boshaft und grausam. Die Frage: muß man eine solche Qual und Plage mit allen Mitteln am Leben erhalten, wird hier in sehr verständiger und doch menschlicher Weise gelöst. Die arme Adriana von Wehra, ein rührendes Menschenkind in des Wortes ernsthaftester Bedeutung, hat, halb aus fahrlässigem Versehen, halb aus Abscheu, eine Hilfeleistung versäumt, die den Tod des Unholdes verhindert hätte, und, ohne eigentliche Reue darüber zu empfinden, fühlt sie doch die Erinnerung an dies Verschulden wie eine

Last. Aber der weltkluge, derbe Herr Biesendahl, der so polternd daherredet und dabei doch ein Herz hat, nur daß es nicht, wie bei vielen anderen, isoliert ist und ohne Fühlung mit dem Kopf — der wird sie schon auf den richtigen Weg bringen und auskurieren.

Wenn über diesen sinnigen, wie Erinnerungen anmutenden Bildern der Dichterin milder Abendsonnenschein zu liegen scheint, so blitzt es dafür in Wilhelm Schmidtbonns neuem Roman Mein Freund Dei von hellem Morgenlicht. Dies ungemein frische Buch ist ein wahres Verjüngungsmittel des inneren Menschen! Man wird an den romantischen und doch so ganz im Wirklichen und in der Heimat wurzelnden Sehnsuchtsdrang seines Erstlingwerks „Mutter Landstraße“ (1901) und an die bald darauf folgenden „Uferleute“ erinnert, die auch ganz aus rheinischem Boden gewachsen, von Lebensdrang, Abenteurerlust und Freude am schlichten heimischen Menschenschlag erfüllt sind. Wieder drängt es diese rheinische Seele, auf ein Schiff zu steigen und mit den Wellen ans Meer zu fahren. Nichts geringeres als eine Weltreise hat er vor, aber schon in Rotterdam bleibt er hängen. Er wirft sich in das Gewirr alter Gassen und Kanäle. Steile Hausgiebel spitzen sich über ihm, Holztüren klingeln, auf dem Pflaster hämmert das Leben in schweren Stiefeln, Holzschuhen oder auch zierlichen Lederpantoffeln. Zwischen Fischern in blauen Jacken, Handwerkern in Wollwämsen, Frauen mit Körben Wäsche auf dem Kopf findet das Dichterauge ein Prachtexemplar bodenständiger Menschheit heraus: Dei, der Lastträger, der schnurrbärtige Riese, die blaue Mütze schräg auf dem gelben Haar, kräftig und doch noch voll Jugend, während aus den runden blauen Augen „schon die weisheitsvolle List eines Vielerfahrenen furchtlos und tröstend in die Welt strahlte“. Bald wird der Dichter ein Freund und steter Begleiter des lebensprühenden Burschen und auch seiner Liebsten Zis, des zerbrechlichen Figürchens, das der Lastschwinger sorgsam hütet. Gerade auf die verästelte Dichternatur üben diese einfachen Naturen eine starke Anziehungskraft, er wirbt um sie und sucht sie zu „heben“. Seinen Freund Dei bringt er als Chauffeur in das Haus einer reichen Dame und in Zis entdeckt er schauspielerische Talente. Er bringt sie an die Bühne. Aber ein sonderbares Schamgefühl hält sie davon ab, sich öffentlich zur Schau zu stellen, sie weigert sich aus natürlichem Empfinden, am Abend der Vorstellung aufzutreten. Aus eben diesem Gefühl heraus wendet sich Zis von dem kultivierten Schriftsteller ab und wieder ihrem Dei zu. Es sind doch getrennte Welten, wenn sie der Dichter seinerseits auch überbrückt, durch die unverstellbare Liebe, die er zu diesen Menschen hat, zu ihrer einfachen, gesunden, natürlichen Art und vor allem zu der Kraft, die ihnen entströmt.

Und etwas von dieser Kraft ist auch in dem mit hoher Erzählungskunst geformten Buch enthalten. Der Meerwind braust darin und die starke, ungebrochene Natur des wurzelechten Menschen gibt ihm seinen Sinn und Wert. Wie der Meerwind die Rheinwelle lockt, so ruft diesen Dichter das Große, Weite, Elementare des Daseins, und von diesem Ruf klingt es aus seiner Dichtung wie Möwenschrei, dies ergreifende Jauchzen eines Beschwingten im Anblick des Unermeßlichen.

★

„Chronik eines Frauenlebens“ nennt Arthur Schnitzler seinen Roman Therese. Er begegnet mit diesem Untertitel einem Vorwurf, den kein unbefangener Leser dem eintönigen, aus leeren Alltäglichkeiten zusammengesetzten Buch ersparen wird, wenn er schließlich auch mildernde Umstände findet. Es bietet tatsächlich nichts als die tagebuchartige Aufzählung von Erlebnissen eines weiblichen Durchschnittsmenschen in des Wortes schrecklichster Bedeutung. Therese ist nicht schön, nicht klug, aber auch nicht das Gegenteil davon, sie ist eher gut als böse, ihr seelisches Temperament bleibt durchaus mittelmäßig, ihre Triebe sind schwankend und matt, sie weiß nicht, was sie will — und so erlebt sie das Schicksal des Schicksallosen, die Tragik des Untragischen, die Bedeutung des gänzlich Unbedeutenden.

Der Vater, ein früherer österreichischer Stabsoffizier, stirbt im Irrenhause, die Mutter, aus einer kroatischen Adelsfamilie stammend, hat sich an Romanen übernommen und schreibt schließlich selbst welche, eine kleine Courths-Mahler; Thereses einziger Bruder wird rechtsradikaler Parteipolitiker. So sieht sich Therese früh zur Selbständigkeit gezwungen, ohne Rat, ohne Hilfe und ohne Mittel. Sie wird noch in ihrer Heimatstadt Salzburg von einem hübschen Leutnant „verführt“ und geht nach Wien, wo ihr im Gegensatz zu den engen, traurigen Familienverhältnissen der Heimat die Freiheit winkt. Aber diese Freiheit ist ungeahnte Fron. Als Gouvernante führt sie das denkbar kümmerlichste Frauendasein. Fast vierhundert Seiten füllt Schnitzler mit Skizzierung der verschiedenen Häuser, Familien, Geliebten, die Therese erlebt. Es ist wie der „Reigen“, nur nicht, wie dort, auf den tiefsten Stand der Erotik eingestellt. Denn Therese ist so unbedeutend in jeder Hinsicht, daß sie nicht einmal den Entschluß faßt, sich unbedenklichem Liebesleben hinzugeben, manchmal denkt sie an die Ehe, aber ihr fehlt auch wieder das tiefe Gefühl zur wahren Liebe. Blindlings tappt sie auf alles hinein, was ihr das Schicksal bietet, sie gibt sich nicht einmal Mühe, ernstlich nach dem Wesen der Männer zu fragen, mit denen sie ein Verhältnis hat, der Mädchen und Frauen, mit

denen sie Bekanntschaft schließt. So bekommt sie ein Kind von einem verwahrlosten Schaukünstler, es wird auch danach, zumal da ihm das Elternhaus und die Erziehung fehlen. Ein Lügner, Dieb, Herumtreiber, Verbrecher, der zuletzt bei einem Erpressungsversuch an der Mutter diese so mißhandelt, daß sie stirbt.

Bis auf diese Szene und vielleicht noch zwei oder drei andere von dichterischem Wert ist das Buch auch im Vortrag von einer Banalität, daß man sie Schnitzler beinahe nicht glaubt. Er erspart uns weder die gleichgültigste „Stellung“, in der sich Therese befindet, noch gibt er sich die geringste Mühe, einmal etwas Abwechslung in diese langweilige „Chronik“ zu bringen. Da heißt es auf jeder zweiten, längstens dritten Seite zu Beginn eines neuen Absatzes: „Eines Tages . . .“ oder „Einmal“, oder „Eines Abends“, oder „Am nächsten Tag“ — womit dann immer ein neues Blatt in dem Schicksalbuch aufgeschlagen, ein neues Erlebnis erzählt wird, das keines ist.

Undenkbar, daß ein Künstler vom Range Arthur Schnitzlers sich dieser Fadheit nicht selbstkritisch bewußt sein sollte. Wahrscheinlich trägt er sie zur Schau, um die Öde des Geschilderten in rechter Beleuchtung zu zeigen, sein skeptischer Pessimismus weist auf eine Müllgrube: wie entsetzlich, trostlos und jämmerlich ist das alles! Wie sinnlos ist das Leben! So laufen die Theresen zu Hunderten, zu Tausenden an euch vorbei, Tag für Tag, Nacht für Nacht, und ihr wißt nichts von ihrem entsetzlich zwecklosen Dasein, das diese unerforschliche Natur für notwendig hält. Aber es ist kein Vorzug des Buchs, daß man so, mit einiger Anstrengung, zwischen den Zeilen suchen muß, um einem geschätzten Dichter einen Sinn zu interpretieren, der sein Werk allenfalls rechtfertigt. Bestärkt wird man in diesem menschenfreundlichen Unternehmen keineswegs, wenn man den Schluß liest. Da nämlich schlägt Schnitzler auf einmal einen tiefsinnig-mystischen Haken: er läßt der sterbenden Mutter das Licht poetischer Gerechtigkeit erscheinen, und so kann sie getröstet aus ihrem armen Leben scheiden. Sie selbst hat bei der Geburt des Knaben den flüchtigen Wunsch gehabt, er möge sterben — dafür wird sie jetzt, achtzehn oder zwanzig Jahre später, zu Recht von ihm umgebracht. So will es die poetische Gerechtigkeit, die waltende Strafe . . . Und diesen literarischen Tod müssen wir erleben nach vierhundert Seiten nüchterner, realistischer Alltäglichkeit. Einer unserer kultiviertesten Dichter hat es sich hier, wie es scheint, etwas leicht gemacht.

★

Welt ohne Seele — ein umfassender Titel! Heinrich Lilienfein, der seinen letzten Roman so nennt, würde mit „Frauenwelt“ den Inhalt treffender bestimmen, denn die moderne Frau und ihre Entweiblichung wird hier unter die kritische Lupe gerückt. Der etwas verträumte und altmodische Bibliothekar Roland, Professorsohn und selber ein stiller Gelehrtentyp, lernt zwei dieser modernen Frauen kennen und vorübergehend lieben. Seine ohnehin schwerblütige Natur ist durch die langen Leiden russischer Kriegsgefangenschaft nicht leichter und lebensfreudiger geworden. So kann ihn die stolze, schöne Frau Dina wohl vorübergehend fesseln, aber ihre herrische Art, Männer als Liebessklaven heranzuwinken und nach bemessener Frist wieder zu entlassen, ihr betont weltmännisches Wesen, ihre kühl-skeptische Lebensauffassung, ihre aggressive Neugier und die schließlich unter alledem verborgene Selbstsucht sind Eigenschaften, die Roland innerlich von ihr trennen. Es gibt da einen Auftritt von verborgener Komik, die der Dichter leider nicht aus ihrer Gebundenheit befreit: wie der pedantische Bibliothekar in wahre Angst gerät, als Dina ihm eine Umarmung nahelegt. Überhaupt würde der Inhalt des Romans eine humoristische Behandlung sehr wohl vertragen, wenigstens in seinen äußeren Umrissen, in der Zeichnung Rolands gegenüber den beiden Frauen, die nicht zu ihm passen. Neben Dina ist da nämlich noch ein Mädel von kleinerem Ausmaß, die auch den Roland zu kapern sucht. Sie versucht's mit Spaziergang im Mondschein und Schneeschuhlaufen, aber ihre freche Zudringlichkeit, die schließlich in einem Mangel an Bildung wurzelt, sagt ihm ebensowenig zu wie die kultiviertere Form der Dina.

Dennoch treibt er geraume Zeit im Strom dieser Moderne. Nach mancherlei Schwankungen und Verkettungen, die sich aber immer wieder lösen, zieht sich Roland ganz in seine Einsamkeit zurück und lebt der Wissenschaft; da tritt eine dritte Frau in sein Leben, die freilich eine alte Jugendbekannte ist: Sibylla. Sie hat ihn damals geliebt, den Nachbarssohn, aber der Krieg hat beide getrennt, sie ist jetzt Witwe, doch durch alle Schicksale und schließlich auch durch Schuld geht sie, in der Zartheit innersten Lebens unberührt, um dem Jugendgeliebten doch die rechte Lebensgefährtin zu werden.

Es ist schade, daß wir in diesem zartempfundenen Roman keine rechte Sympathie für die Hauptgestalt gewinnen können. Eine „Seele von Mensch“ gewiß, aber doch ein wenig Pedant von der Art, wie der heutige Deutsche es nicht sein sollte, womit nicht in erster Linie seine Stellung zu den Frauen gemeint ist. Überhaupt sind die Frauen dem sinnigen Poeten besser gelungen als die Männer. Auch sein als witzig und beißend sarkastisch bezeichneter Journalist Settergast ist eine reichlich langweilige Figur.

Neue Landschaftsbücher. Von Hans Friedrich Blunck

Plötzlich, scheint es, entdeckt man die niederdeutsche Landschaft von neuem. Sie war, gleichwie nordische Fjordlandschaften, von schwächlichen Literaten ebensosehr wie von eilfertigen Pinselklecksern allzusehr verkitscht, Malbetrieben, die den alten Bootsmann Peter Hoier in Cuxhaven just so in sieben Stellungen abkonterfeiten, wie den weißbärtigen Veteran der Caprifischer, den jedes Hochzeitspaar vor der blauen Grotte besichtigt haben muß. Wirklich, die niederdeutsche Landschaft, Heide, Hünengräber, Dünen, Marsch und Moor, war ein wenig Kolportage geworden, ohne daß sie selbst Schuld gehabt hätte. Denn Hebbel, Storm, Frenssen und Liliencron, auf die man sich berief, sind nicht alle in allen Werken ewig, aber sie haben der deutschen Literatur entscheidende Impulse gegeben, mag man es heute dreimal leugnen, ehe der Hahn kräht.

Die Zeit der Ermüdung hat gut getan, hat zumal uns Niederdeutschen gut getan, weil sie uns etwas von der Einsamkeit wiedergab und half, nachdem der große Kitsch eingestampft war, uns einmal von neuem ernsthaft mit dem Rätsel dieses alten Samenlandes zu befassen. Denn es liegt schon wie Wunder von Farbenspielen hinter seinem Nebel, es liegt schon etwas Legendenhaftes über seinem Werden. Mit Verwunderung fast lassen wir uns heute von einer neuen wertvollen Anteilnahme der Landschaftsschilderung überraschen, stellen fest, daß neben der vorzüglichen Übersicht, die der Dichter Hans Much jüngst einem Bildwerk „Die Nordsee" voranschickte, fast gleichzeitig drei Bücher erschienen, die man hier empfehlen möchte, nämlich „Die Halligen" und „Hamburg", beide im Albertusverlag, Berlin, ferner „Die Niederweser" in der Reihe der Monographien zur Erdkunde im Verlag von Velhagen & Klasing.

Ich weiß nicht, wer Johan Johannsen ist, der die Einleitung zu den „Halligen" schrieb. Man möchte sie gern um mancherlei ergänzen, was gerade über diese einsamen und wunderhaften Trümmer früherer Inseln zu sagen wäre. Die Bildauswahl gefällt mir, sie ist sorgfältig zusammengetragen und bringt, zumal auch in der Wiedergabe von Kunsthandwerk und in den guten Kleinaufnahmen etwa von Quellern und Vogelgehegen Bilder, die man lieb gewinnt. Wer Näheres über die uns bedrängende Frage über die Zukunft der Nordseeküste zu erfahren wünscht, dem sei bei dieser Gelegenheit das Buch von Dr. Rudolf Muuß über Rungholdt empfohlen, dessen Reste (die Reste eines großen Dorfhafens) das Meer heute freispült. Im Gegensatz zu dem glücklicheren Dänemark vertieft sich die deutsche Nordsee-Ecke, — ungefährlich, weil wir mit den erhöhten technischen Möglichkeiten des Dammbaues ihrer leicht Herr werden können, nicht einmal so stark, daß sie eine großzügige Landgewinnung, die ja hauptsächlich Schlickanschwemmung aus dem Reichtum des Meeres bedeutet, hindern könnte, aber doch sehr beachtlich, wenn man an das Schicksal Rungholdts denkt, das, wie wir heute wissen, durch Deiche geschützt war, über die wir in Staunen geraten, das aber wahrscheinlich einer Landsenkung zum Opfer fiel, vor der wir heute wie in jener Zeit bangen müssen und deren mahnende Reste wir in den „Halligen", Kündern eines langen, vergeblichen Kampfes, vor uns sehen.

Das zweite Buch, von dem ich sprach, im gleichen Verlag erschienen, gibt sehr geschickte Wiedergaben von Hamburg und eine so fröhliche Einführung des Dichters Hans Leip, daß man, ehe man in den Bildern zu blättern beginnt, zunächst schmunzelnd die Einleitung noch einmal liest. Es ist ein verwünscht anderer Stil als jene belehrenden Erläuterungen, mit denen man sonst Bildersammlungen zu empfehlen pflegte, ein wenig lyrisch, an seinem „Godekes Knecht" gewachsen, ein wenig launig, daß einem die Augen ins Blinzeln geraten oder das Wasser zusammenläuft, wo er etwa vom Hamburger Rundstück spricht, aber immer bereit, den Leser zu erwärmen und zugleich mit vorlauter Kritik vorm Verhimmeln zu warnen. Er begnügt sich auch nicht damit, mit der Schönheit des Hamburger Sommers zu prunken oder, — huhuh, — den Leser über die Reeperbahn zu führen und seine Phantasie mit Chinesenvierteln und Negerkneipen zu reizen. Er weist wie nebenbei auf jene Übereinstimmung hin, mit der in Niederdeutschland und in Holland, gleichartig und doch unabhängig voneinander, in diesen Jahren ein neuer Bauwille wuchs, der, aus der Landschaft geboren, technische Baumittel von heute in sich künstlerisch einzwang, statt sich ihnen zu unterwerfen. Was im Haag und Amsterdam geschaffen wurde und zur Berühmtheit gelangte, hat in Hamburg unter der Leitung Schumachers, hat in Höger, dem genialen Erbauer des Chilehauses, sein vielleicht noch größeres Gegenstück gefunden, — ich glaube im Reich einzig in solcher Kraft. Das ist vielleicht die größte Freude, — wir stimmen Leips prächtigen Worten für Höger gern darin zu, daß man weiß: in 500 Jahren, wenn man das Reich nach den Schöpfungen unserer Zeit absucht, wird man auf diese Stadt Hamburg weisen, die es verstand, nach dem schwersten Zusammenbruch unserer Geschichte in der Frist eines Jahrzehnts zu einer Kraft wieder aufzuwachsen, die neue Formen auch in Baukunst und Schrifttum, führend im Reich, aufzuschöpfen vermochte.

Ich nehme als drittes die „Niederweser" zur Hand, ein Werk, das anders angelegt

ist, mit einer Beschreibung von Landschaft und Geschichte von Diedrich Steilen und lebhaftem und abwechslungsvollem Bilderschmuck versehen. Wenn wir bislang, vielleicht ein wenig lange, auf den Halligen der Nordseeküste und in der alten Stadtrepublik nördlich der Elbe weilten, so wollen wir jetzt die andere Hälfte der niederdeutschen Landschaft zwischen der holländischen Grenze und der Nordmark einschauen: die sehr wachsame und auch sehr bewegte Landschaft um die Niederweser, zwillinghaft der reicheren Niederelbe nebengeordnet. Ich sage zwillinghaft, weil ihr geschichtliches Werden, zumal der Kampf gegen dynastische Eingriffe immer parallel neben denen der Niederelbe einherging, ohne bis zur Verbundenheit zu reifen, weil die Dinge, um die gerungen wurde, die Freiheit der alten Bauernlandschaften an der See, die Unabhängigkeit der Bürger, die gleichen waren und doch beider Stoßkraft nach anderen Richtungen zielte, wobei die Niederelbe oft nur dadurch stärker hervortrat, daß die Kämpfe, beispielsweise Schleswig-Holsteins, zugleich Kämpfe um die deutsche Reichsgrenze waren und daß Hamburg Schiffahrt und Wirtschaft jenseits der Weltmeere öfter als Bremen repräsentativ für das Reich vertreten mußte.

Aber es ist gut, daß es in der Stadt Bremen einen zähen Wettbewerber besitzt, und mächtig ist der Einfluß dieser Stadt und Landschaft über See, — viel stärker als wir ahnen beispielsweise auf die Geschichte der Vereinigten Staaten, denen Bremen, worauf Steilen mit Recht hinweist, starke Anregungen für ihre Verfassung gab und sogar das Vorbild zum Sternenbanner schenkte. Ahnt man auch heute, wenn man die Stadt Neuyork betritt, daß ihr Name einst mit der angelsächsischen Auswanderung von der kleinen Ortschaft York im Hannöverschen über die Nordsee fuhr, um in wunderlicher Verkettung (über einen Herzogstitel) das Wort für die Riesenbauten auf Manhattan und Long-Island zu geben?

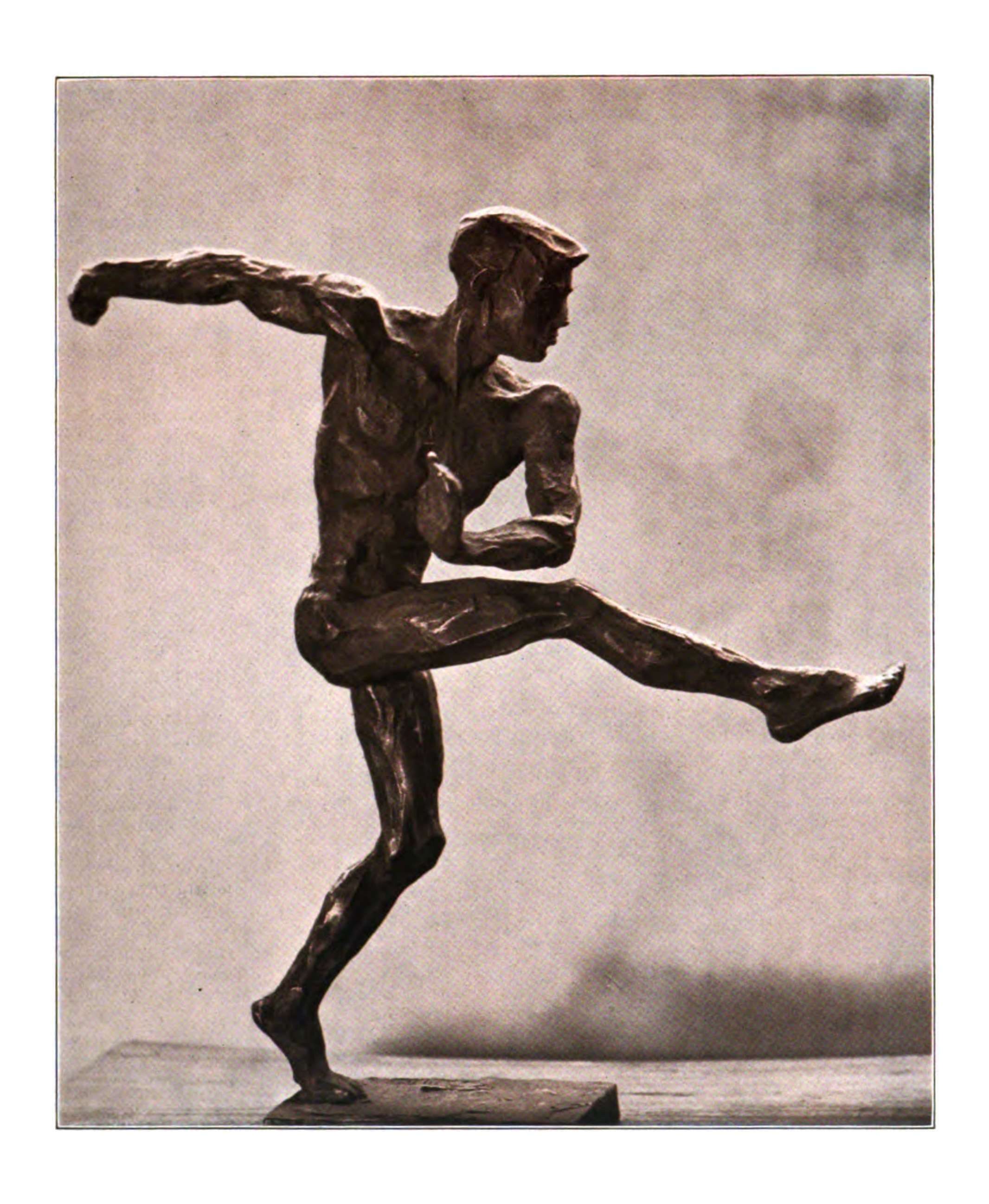
Ich habe Steilens Darstellung der Niederweser mit großer Freude gelesen, sie gibt von Geschichts- und Landschaftskunde das, was jeder just über das Weserland wissen müßte, sie ergänzt, da das meiste auf die nordelbische Landschaft übertragbar ist, die beiden erstgenannten Bücher in bester Weise, zeichnet sorgfältig den Rahmen und füllt das Bild mit gutgewählten kleinen Schilderungen, die von Anfang bis zum Schluß in Spannung halten. Einzelne Einwendungen wie die gegen die Behauptung keltischer Urbevölkerung, wohl eine späte Frucht der Keltomanie, die Jakob Grimms Zeit folgte, tun der starken Anschaulichkeit, mit der Geschichte und Wirtschaftsentwicklung geschildert werden, keinen Abbruch. Gern hätte ich über die Urgeschichte, die uns der Spaten heute erschließt, etwas mehr gehört, sie ist heute schon Teil unserer Geschichtswissenschaft, gern auch mehr über Märchen und Sage, über das junge Schrifttum als Spiegel der Wesensart der Menschen des südlichen Niedersachsens. Aber das sind kleine Einwendungen gegenüber dem Reichtum, den Steilen uns schenkt und der mir, der ich doch meine Landschaft zu kennen meine, vielerlei Neues gab.

Noch etwas? Wirklich, gerade wie ich schließen will, bringt die Post, — Glück über so viel Segen, — noch ein viertes Landschaftsbuch, das hierher gehört und nicht ohne Unbilligkeit übergangen werden dürfte. Es ist „Die deutsche Nordsee, ihre Küsten und Inseln", von Professor Dr. Bruno Schulz, gleichfalls für die Monographien zur Erdkunde von Velhagen & Klasing geschrieben.

Um eins vorweg zu nehmen: die Bilder sind ganz vorzüglich ausgewählt, ich freue mich, rückhaltlos loben zu können. Im übrigen: das Werk stellt, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit geschrieben, das nasse Dreieck dar, also See und Küste von den ost- bis zu den nordfriesischen Inseln hinauf. Beginnend mit den eiszeitlichen Ablagerungen, die unsere norddeutschen Tiefebenen großenteils erst schufen, — übrigens auch für den Laien mit besonderer Anschaulichkeit dargestellt, — überschaut das Buch Werden, Inseln und Menschen der Nordsee bis heute. Ich muß wiederholen, die Geschichte der ersten Beziehungen zwischen Mensch und See ist vielleicht aus zu großer Vorsicht auch hier ein wenig kurz gekommen. Sie ist heut' für unsere Eindrücke unumgänglich; jene Perioden, die Wanderungen, die Kunstformen der frühen Seefahrt, heute deutlich erkennbar, sind oft von stärkerem Einfluß auf die Gegenwart als die geschichtliche Zeit.

Dankbar bin ich dem Verfasser dafür, daß er nachdrücklich auf die ältere, schon von Plinius beschriebene Besiedlung der Marschen hinweist, gegenüber den landläufigen Anschauungen, die Vorlande der Geest seien erst um das Jahr 1000 vom alten hohen Ufer aus erobert worden. Dankenswert ist auch, daß der Verfasser sich bei Beschreibung der Gegenwart die Küsten- und zumal die Hochseefischerei, die in unserer Volkswirtschaft mehr und mehr in den Vordergrund tritt, zu eingehender Darstellung herausgreift und ihr ein besonderes Kapitel widmet.

Ich werde das Buch im nächsten Sommer an die See mitnehmen, um es noch einmal zu lesen, rate es allen, die die Nordsee aufsuchen; das ist wohl die beste Empfehlung!



Der Fußballspieler. Bronzebildwerk von Renée Sintenis

Düsseldorf, Kunstmuseum

Illustrierte Rundschau

„Am Brunnen“, farbige Aufnahme aus der Monographie zur Erdkunde „Spanien, Eine Fahrt nach Andalusien“ — Aquarelle von Gösta von Hennigs — Schalen und Vasen von Prof. Hans von Heider — „Miß America“, Gemälde von Nicolaus Vadasz — Ausstellungsraum von Velhagen & Klasings Monatsheften auf der „Pressa“ in Köln — „Beim Rennen“, Aquarell von M. Taquoy — Bühnenbild aus der Dresdner Uraufführung von Richard Strauß' neuer Oper „Die ägyptische Helena“, Pastell von Herbert Lehmann — Zu unsern Bildern

Der neue Band „Spanien“ aus der Reihe von Velhagen & Klasings Monographien zur Erdkunde, dem wir das hübsche Eingangsbildchen unserer Rundschau als Probe entnehmen, ist schon seit Jahren von allen Freunden dieser Sammlung mit Spannung erwartet worden: die Fahrten nach Andalusien bilden seit der Wiederaufnahme des Reiseverkehrs nach dem Kriege das beliebteste Ziel der großen Schiffahrtsgesellschaften. Die technische Regelung dieser Art zu reisen ist restlos geglückt, der Teilnehmer einer solchen Fahrt braucht sich weder um Reiseführer, noch um Kursbuch, weder um fremde Geldsorten, noch um Diktionäre zu kümmern. Die geistige Vorbereitung aber, die Einführung in die Gestalt des Landes, in sein Fluß- und Gebirgssystem, in seine politische Gliederung, in das Wesen und Leben seiner Städte, seines Volkes, vor allem auch in seine Kunstgeschichte, in die Entstehung jener gewaltigen Architekturdenkmäler, die den höchsten Reiz jeder Spanienreise bilden, übernimmt



Am Brunnen. Farbige Aufnahme von Lic. M. Fernandez Lasso de la Vega, Sevilla
Aus: „Spanien, Eine Fahrt nach Andalusien“ von Prof. Dr. E. Schäfer, Sevilla
Monographien zur Erdkunde, Bd. 38, Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig



Zirkusreiterin. Aquarell von Gösta von Hennigs

In das Reich der Werkkunst führt die folgende Seite. Zu seinen keramischen Arbeiten „Schalen und Vasen" gibt uns Hans von Heider, der Professor an der Staatlich. Württembergischen Kunstgewerbeschule Stuttgart, ein paar feinsinnige Zeilen als Einführung und Erklärung:

„Erde, die von Menschenhand geformt durchs Feuer geht, Metalle und Mineralien durch hohe Temperaturen und Reduktionen so lange gequält, bis sie Farben hergeben; grell und zart, kristallinisch matt und irisglänzend.

Dies hat die Völker zu allen Zeiten gelockt, denn die Keramik ist eine der ältesten Künste.

Sie hat auch mich gelockt, lange bevor die ‚angewandte Kunst' Mode wurde.

Ohne Schule, durch tausend Versuche, im Wechsel von Erfolg und Enttäuschung bin ich zum Keramiker geworden.

Was ich mir wünsche? Menschen wie im alten China mit dem Gefühl für die Feinheiten und Sonderheiten der Keramik."

diese wissenschaftlich gründliche, mit dem besten Bildmaterial ausgestattete Monographie. Sie wird in den bevorstehenden Wintermonaten die liebste Lektüre all der Glücklichen bilden, die sich im kommenden Frühjahr dem neuen Zug nach dem Süden anzuschließen gedenken.

Der nächste Aufschlag der Rundschau führt uns zu andern politischen und kulturell uns nahestehenden Freunden: den Schweden. Ein schwedischer Künstler, Gösta von Hennigs, zeigt hier einige farbig und gegenständlich äußerst reizvolle Werke. Gösta von Hennigs wird vielen ein Neuer sein. Aber bei allem Temperament seiner Darstellungsart, bei aller Farbenfreudigkeit seiner Palette: zu den Jungen der schwedischen Kunst gehört er längst nicht mehr. Im Jahre 1866 ist er im Östergötlandischen geboren. Lange war er Schüler von Anders Zorn. Von frühauf fesselte ihn die Darstellung von Straßenszenen, von Momenten aus dem Zirkus, von der Rennbahn. In Paris kam er bei Degas da gerade in die Hände des richtigen Lehrmeisters. Aber auch den Japanern sah er mancherlei ab. Man merkt den Weg seiner Schulung an der rhythmisch gesteigerten Flächeneinteilung. Seine Hauptwerke sind in Skandinavien geblieben. Die pastose Farbengebung seiner Ölgemälde bevorzugt das freudige Rot. Auch die Aquarelle, die wir hier wiedergeben, wirklichkeitsgetreue Schilderungen aus dem Zirkusleben, zeigen für diese Malart überraschend viel Ton.

*

Aus der Gedächtnisausstellung, die im letzten Winter in der Berliner Galerie Hinrichsen für Nikolaus Vadasz veranstaltet worden ist, stammt das reizvolle Frauenbildnis „Miß America". Nicolaus Vadasz war Ungar — aber ebensogut könnte ihn Berlin oder Paris oder Neuyork für sich beanspruchen. In zwei Weltteilen war er bekannt, beliebt, umringt, oft bestürmt. Es hieße seine ehrlich ringende Kunst unterschätzen, wollte man ihn bloß einen Modemaler nennen. Gewiß, es galt für Frauenglück, von ihm gemalt zu werden, er war sehr wählerisch in seinen Modellen. (Und die das Glück traf, mußten wohl sehr hohe Honorare anlegen.) Aber er machte sich die Arbeit nicht leicht, er verzichtete auf die Puppengesichter, die in den Wochenschriften von Paris, Neuyork und Berlin als Schönheiten abgebildet zu werden pflegen. Ihn reizten gerade gewisse originelle Züge, Besonderheiten, die eines neuen Studiums bedurften. Und so hat es ihn auch gelockt, der amerikanischen Schönheitspreisträgerin

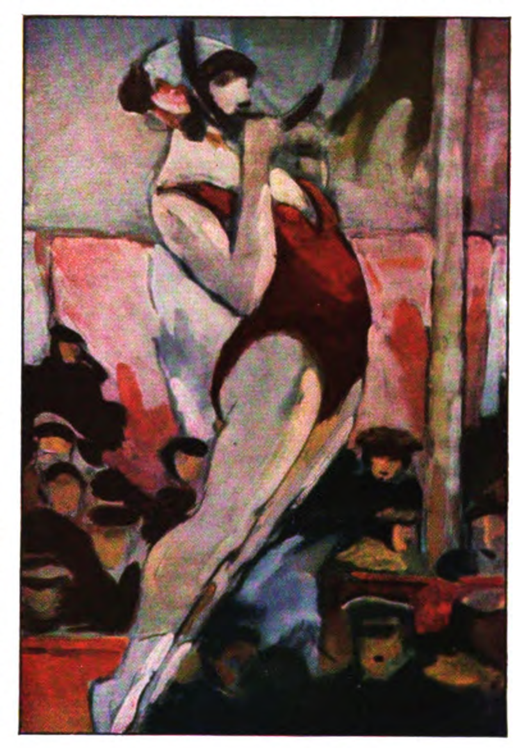
auf den Weg ins künstlerische Licht mehr mitzugeben als den üblichen Filmblick und das punktartige Kirschenmäulchen.

★

Dem flotten, humorvoll überlegenen Aquarell „Beim Rennen“ von M. Taquoy (köstlich das Modepüppchen in Grün, das, mit Spiegel und Schminkstift bewaffnet, sich den Kuckuck kümmert um das aufregende Sporterlebnis der andern!) folgt als letzter Beitrag der Rundschau ein Bühnenbild aus der „Ägyptischen Helena“. Der Dresdner Maler Herbert Lehmann hat der Uraufführung beigewohnt und zur mehrfarbigen Wiedergabe die „Muschelszene“ ausgewählt. Über die neue Oper selbst hat Max Marschalk im Beobachter des Augustheftes unsern Lesern bereits eingehend berichtet.

★

Unser Titelbild „Maler beim Aufspannen der Leinwand“ stammt von Walter Schulz-Matan, der erst vor wenigen Jahren in Münchner und Pariser Ausstellungen mit einer größeren Sammlung von Gemälden aufgetaucht ist. Er ist da aber mit einem Schlage bekannt und berühmt geworden. Im kommenden Jahr kann er bereits seinen fünfzigsten Geburtstag feiern: er hat sehr spät angefangen, sich in der freien Kunst zu betätigen. Sein Leben klingt wie ein Roman aus der Zeit der Romantik. Früh Waise geworden — in Thüringen —, wählte er nacheinander eine ganze Reihe von abenteuerlichen Berufen. Den des Vaters, der Weber in Apolda gewesen war, mied er. Die Pflegeeltern steckten ihn, gegen seinen Willen, zu einem Bäckermeister in die Lehre. Aber bald riß er aus. Bei einer Wanderschmiere kam er zuerst an, als dem Direktor das Geld ausging, verdang er sich als Hausbursche in einer Studentenkneipe. Hier entdeckten ihn die Pflegeeltern und holten ihn zurück. Nun sollte er Maurerlehrling werden. Das Leben an der neuen Arbeitsstätte verdroß ihn so, daß er schon beschloß, es gewaltsam zu enden. Eine furchtbare Zeit voller Prügel und Hunger und Demütigung folgte für ihn. Gelegentliche Äußerungen seiner malerischen und zeichnerischen Begabung brachten die Pflegeeltern endlich dazu, ihm den „Weg zur Kunst“ — wie sie ihn auffaßten — freizugeben. Sie schickten ihn zu einem Dekorationsmaler. Drei



An den Ringen
Aquarell von Gösta von Hennigs



Kameraden. Aquarell von Gösta von Hennigs



Schalen und Vasen. Keramische Arbeiten von Prof. Hans von Heider
Stuttgart, Staatliche Kunstgewerbeschule

Jahre dauerte hier seine Lehrzeit. Dabei versank er wieder in die alte Dumpfheit, der Wandertrieb packte ihn von neuem. Als Fremdenführer verdiente er sich in Nürnberg einmal ein unsicheres Brot. Noch unsicherer war das eines Kabarettisten in einem Jodlerquartett, das durch Frankreich zog. Dann begannen naive Versuche in Belgien als Kirchenmaler. Er ernährte sich als Postkartenverkäufer, betrieb eine Zeitlang in der Schweiz einen kleinen Kunsthandel, kratzte dabei soviel Ersparnisse zusammen, daß er in einer Theatermalerei als Volontär eintreten konnte, — und dann kam der Krieg, den er von Anfang bis zu Ende als Infanterist mitmachte. Nach dem Zusammenbruch begann für ihn in München dasselbe unsichere und bunte Wechselleben wie vorher. Endlich glückte es ihm, als Bühnenmaler Beschäftigung zu finden. Den Verdienst verwandte er dazu, die Kunstgewerbeschule zu besuchen. Und heimlich, ohne die Führung eines Lehrers, begann er zu malen. Natürlich verfiel er da zuerst dem gewagtesten Expressionismus. Aber verhältnismäßig rasch schüttelte er die Verstiegenheiten jener Zeit von sich ab. Das Gefühl für das Landschaftliche meldete sich in ihm. Bereits im Jahre 1923 konnte er in der Münchner Neuen Sezession seine ersten Bilder unter Beifall ausstellen. Und dann kam Erfolg auf Erfolg. Der Autodidakt war Meister geworden. Sind Anklänge in seinem Schaffen heute zu spüren? Man fühlt vielleicht eine innere Verwandtschaft mit Georg Schrimpf heraus. Aber er ist ein Eigener geworden wirklich nur aus sich selber. Ein in der Kunstgeschichte unserer Zeit ganz seltener Fall. Und wer die Lebens- und Leidens- und Schaffensgeschichte von Walter Schulz-Matan kennt, wird sein Bild, das mit so ehrlichem Willen, so treuem Fleiß, so feiner Beobachtung und so erstaunlichem Können und reifer Meisterschaft gemalt ist, nun wohl so bald nicht aus dem Gedächtnis verlieren.

Um zehn Jahre jünger als Schulz-Matan ist der Königsberger Maler Ernst Schaumann, dessen „Ostpreußisches Halbblut“ (zw. S. 8 u. 9) aufmerken läßt. Er ist mit Porträts, mit Figürlichem, Landschaften und Graphik hervorgetreten. Die Berliner Akademie erteilte ihm bereits 1913 einen Preis. Am stärksten gewann er mit seinen Tierbildern Anerkennung. Werke von ihm besitzen das Museum Riga, der Preußische Kunstverein, die Königsberger Königshalle. Kühn und stark und voller Frische ist dieser Ostpreuße da vors Meer gestellt. Man hört



Miß America. Gemälde von Nicolaus Vadasz

ordentlich das helle Wiehern, das sich mit dem Rollen und Brausen von Brandung und Wind zu mischen scheint.

Georg Ehmig hatte sich erst nach der Rückkehr aus dem Krieg entschlossen, Maler zu werden. Da war er 27 Jahre alt. Er studierte bei den Professoren Spiegel und Plontke in Berlin. Als wir sein reizvoll komponiertes Gemälde „Spielerei“ (zw. S. 16 u. 17) zur Wiedergabe aus seinem Atelier abholten, meinte er: „Ich bestrebe mich, dem mir vorschwebenden Ideal eines vollkommenen Bildes möglichst nahe zu kommen, das heißt, bei vollendeter Form, stärkster Leuchtkraft der Farbe, gesteigerter Raumwirkung und größter Lebendigkeit der Empfindung, eine schlichte Darstellung unter Beschränkung auf das Wesentliche zu geben.“



Ausstellungsraum von Velhagen & Klasings Monatsheften auf der „Pressa" in Köln
Entwurf des Architekten W. Fr. H. Gruner, Leipzig

Das sprechend lebendige Mädelsbild (zw. S. 76 u. 77) verrät in jedem Pinselstrich seinen Meister: es stammt von Professor Arthur Kampf. Wundervoll abgewogen ist es in allen Farbwerten, in der Raumeinteilung schlechthin vollendet. Natürlich liegt für die Augen der heutigen Jugend schon etwas Altmeisterliches in der Abgeklärtheit seiner Vortragsweise. Eminent viel Können — viel Kunst — steckt jedenfalls in diesem Bildnis. (Man weiß, wie springlebendig und ungeduldig solch ein kleines Modell sein kann, wie unaufhörlich die Gedanken und Einfälle durch Augen und Mund sich verraten, und wie schwer es für ein Weilchen zum Stillsitzen zu bringen ist!) Das schöne Werk wird neben dem berühmten Knaben im roten Jäckchen, im Kronprinzenpalais, von Dauer sein.

Eugen Spiro, ein häufiger, immer gern gesehener Gast unserer Hefte, ist diesmal mit einem dezenten, dabei malerisch äußerst reizvollen Akt in Form eines reichgegliederten Genrebildes vertreten: Sommer (zw. S. 112 u. 113). Von Einhart Ralf Brodt stammt die künstlerische Aufnahme „Nach dem Gewitter", die ein sehr zielgewisses Auge und eine sichere Hand verrät (zw. S. 32 u. 33). Die Einstellung dieses Landschaftsausschnitts ist glänzend gelungen.

Zu den beiden Plastiken, die unser Heft aufweist, noch ein paar kurze Worte. Die „Fliegenden Möwen" (zw. S. 24 u. 25) stammen von Prof. Max Esser, dessen Tierservice durch die Meißener Porzellan-Manufaktur weit verbreitet sind. Dieses Bildwerk in Silber wagt ein Äußerstes an rhythmisierter Bewegung — aber der Erfolg der Gesamtwirkung spricht für sich und für den Künstler. Der Betrachter verliert rasch das Gefühl des Festverbundenen, des Stehenden und Gezwungenen: das Auge schwingt von einem Flügel zum andern mit und ergibt sich dem Takt und der Melodie des Flugs. Man vergißt die fabelhaft entwickelte Technik, die diese Gliederung überhaupt ermöglichte, und erfreut sich an dem künstlerisch gestalteten Gedanken des „Empor!" Das Bronzebildwerk „Der Fußballspieler" (zw. S. 120 u. 121) von Renée Sintinis zeigt die Künstlerin wieder bei einem prächtigen Fortschritt. Von den Tier-Kleinplastiken ihrer Anfänge bis zu diesem wundervoll in der Haltung und Bewegung durchgearbeiteten Sportjüngling — welch eine stetige Entwicklung! Die Lebenswahrheit wird auch der Laie, der in diesem von der Olympiade beherrschten Sommer öfter als früher Gelegenheit hatte — und wahrnahm —, Fußballkämpfen beizuwohnen, mit Staunen und Bewunderung feststellen müssen.

★

Viele unserer Leser haben die „Pressa" in Köln besucht. Die junge Dame, die in unserem Ausstellungsraum die Honneurs



Beim Rennen. Aquarell von M. Taquoy

machte, durfte uns von langjährigen Abonnenten freundliche Grüße ausrichten, und Schriftleitung und Verlag erwidern sie an dieser Stelle auf das herzlichste. Die Worte, die an diesem kleinen Sammelplatz gesprochen worden sind, Worte des Dankes wie Worte der Zustimmung, auch Wünsche verschiedener Art, die getreulich an uns weitergegeben wurden, sollen unvergessen bleiben: die Tat wird ihnen folgen.

Der Leipziger Architekt W. Fr. H. Gruner, der den Entwurf für den Ausstellungsraum der Monatshefte (s. S. 126) geliefert hat, war durch die knappen Raumverhältnisse, die Rücksicht auf Nachbarschaft und Licht, auf Farben- und andere Vorschriften der Ausstellungsleitung, die berechtigterweise eine organische Einheitlichkeit durchführen wollte, stark gebunden und bedrängt. Dennoch ist ihm in der Gliederung der Wände durch die



Bühnenbild aus der Dresdner Uraufführung von Richard Strauß' neuer Oper: „Die ägyptische Helena"
Pastell von Herbert Lehmann

Farbentongebung und die Anordnung der Beschriftung eine schöne Wirkung geglückt. Auch die paar Möbelstücke, die den Raum beleben, sind zweckmäßig und geben dem durch endlose Hallen, Säle und Gänge wandernden und hier landenden Ausstellungsbesucher den Eindruck einer vornehmen Behaglichkeit. Wer Zeit hatte, vertiefte sich gern in die hier ausliegenden Bände der letzten Jahrgänge, bewunderte die hier gesammelten Kunstbeilagen, die einen Querschnitt durch die schöne Welt der Malerei von ganzen Jahrhunderten geben. — Der neue Jahrgang, den wir in vielen Monaten voll ernster Mühen vorbereitet haben, soll all die guten Urteile, die uns zu Ohren kamen, aufs neue bestätigen und in jedem einzelnen Heft all die Wünsche erfüllen, die unsere Freunde an uns gerichtet haben, so daß die paar Schriftsätze an der Wand unseres Kölner Ausstellungsraumes freudig von unserem ganzen Leserkreis bejaht und in ihrem Umkreis wiederholt werden: Velhagen & Klasings Monatshefte sind die führende deutsche Monatsschrift — sie bringen das Beste aus der Literatur — alles Wissenswerte der Gegenwart — das Schönste aus der Kunst! **H. Gr.**

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Landschaft mit Felsenburg. Gemälde von J. Hulmans
Ende des 16. Jahrhunderts
Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum



Die flämische Landschaftsmalerei im 17. Jahrhundert.

Von Wilhelm von Bode

Die Landschaftsmalerei des vorigen Jahrhunderts hat sich, bewußt oder unbewußt, an die holländische Landschaft des 17. Jahrhunderts angelehnt. Auch das Studium dieser Kunst und ihre Würdigung ist grade durch Maler des 19. Jahrhunderts hervorragend gefördert worden; die Stimmungsmalerei und der Impressionismus in der Landschaft erscheinen stark dadurch beeinflußt, bis um die Wende des Jahrhunderts der Überdruß über alle Nachahmerei zu energischer Abkehr von den alten Vorbildern und zur Suche nach einem eigenen, ganz neuen Stil führte. In der Landschaft hat sich daraus zunächst eine gesuchte, völlig unnatürliche „Stilisierung“, richtiger Vergewaltigung der Formen ergeben. Nachdem diese glücklicherweise im wesentlichen überwunden ist, ist eine starke Betonung der Lokalfarbe an die Stelle getreten; Corinths Motive vom Walchensee, Kokoschkas Städtebilder bieten in Deutschland charakteristische Beispiele, welche die Weiterentwicklung dieser Richtung hoffnungsvoll erwarten lassen. Nicht etwa um diesen Künstlern alte Vorbilder aufzudrängen — würde sie das doch eher irremachen an ihrem eigenen Streben! —, sondern um zu zeigen, wie eine eigenartige Richtung der älteren Landschaftsmalerei, welche gleichfalls starke Betonung der Lokalfarbe sich zum Ziel gesetzt hatte, sich entwickelt hat, gebe ich hier eine Charakteristik und Übersicht der Landschaftsmalerei in den spanischen Niederlanden im 17. Jahrhundert. Ist sie doch bisher weder in ihrer Bedeutung noch in ihrer Entwicklung genügend beachtet worden, namentlich im Vergleich mit der gleichzeitigen holländischen Landschaftsmalerei. Eine Ausstellung von den Landschaften der flämischen Schule dieser Zeit, die wir im vorigen Jahre in unserem Museum veranstalteten, und eine ähnliche Ausstellung der Kunsthandlung Gottschewski & Schäffer, vor allem die Erwerbung einer der herrlichsten großen Landschaften von P. P. Rubens geben eine gute Illustration dieser meiner Ausführungen, um so mehr, als unsere Sammlung nach dieser Richtung in den letzten Jahren besonders reichhaltig und qualitätsvoll erweitert worden ist.

In den Niederlanden hatte die Miniaturmalerei schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts in den Kalendarien zu einer naturalistischen Darstellung der heimischen Landschaft in den verschiedenen Monaten geführt. Nicht auf die Darstellung des Menschen in seiner vollen Körperlichkeit, worauf die italienische Malerei seit dem Trecento ausging, sondern auf die Wiedergabe des Raumes, sei es als Innenraum oder als offene Landschaft, worin der Mensch mehr als Staffage erscheint, gingen die niederländischen Meister aus. Dieses sorgfältige Studium der Natur, wie sie dieselbe täglich vor sich sahen, brachte sie zu einer Kenntnis derselben, zu einem Verständnis für ihre eigentümlichen Schönheiten und deren Wiedergabe, daß schon die landschaftlichen Hintergründe in den Miniaturen und Gemälden der Brüder van Eyck in ihrer Art unübertroffene Meisterwerke genannt werden dürfen. Die Freude an der Darstellung der Landschaft bleibt den niederländischen Meistern eigentümlich, zunächst indem sie den landschaftlichen Hintergrund stark betont; im 16. Jahrhundert entwickelt sie sich dann zur Ausbildung einer besonderen Landschaftsmalerei. Der Sinn für die Darstellung der Landschaft ist ja nur den nördlichen Völkern eigentümlich; selbst die Wiedergabe der südlichen Landschaft, zu der sich die Künstler nördlich der Alpen stets hingezogen fühlten, hat nur in diesen ihre großen Meister gefunden. Die Wiedergabe der reinen Landschaft hat sogar grade durch die nordischen Künstler, die dem Zuge nach dem Süden folgten, dort vorübergehend und zum

Teil dauernd sich niederließen, ihre erste und stärkste Anregung erhalten, die im 16. und bis ans Ende des 17. Jahrhunderts dort weiter belebt wurde. Die Fremdartigkeit der gewaltigen Bergnatur in den Alpen, welche die Bewohner der Ebene auf ihrem Wege über die Lombardei nach Rom zu durchqueren hatten, war es besonders, durch welche die Maler sich angezogen fühlten und deren Darstellung ihre Landsleute verlangten. Ein Patinir, Dürers Zeitgenosse, dessen Landschaften allgemeinste Bewunderung fanden, ein Henri met de Bles und Jan de Cock, sowie einige geringere Antwerpener Manieristen aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts haben ihre Studien aus den Alpen und vom Mittelländischen Meeresgestade in phantastischer Weise zu Bildern gestaltet und ihre Landsleute in ähnlicher Weise damit amüsiert wie Jan Reeuwick mit seinen Holzschnitten nach den Orten des heiligen Landes in Breidenbachs Buch von 1486 und später Melchior Lorch mit seinen Abbildern aus Konstantinopel und den Schilderungen des Islams. Schon Dürer, der Joachim Patinir († 1524) bei seinem Aufenthalt in Antwerpen 1521 aufsuchte, bezeichnet ihn als „Landschaftsmaler"; daher pflegt man ihn als Begründer einer eigentlichen Landschaftsmalerei zu benennen. Aber Patinir legt nicht nur noch starken Wert auf die biblische Staffage, wie auch das tüchtige Bild der Berliner Galerie mit der „Ruhe auf der Flucht" beweist: der Künstler mischt meist noch mit heimischen Erinnerungen phantastische Motive in Bauten und Felsbildungen und kommt auch sonst in der Landschaft seinen Vorbildern Hieronymus Bosch und Gerard David nicht gleich. Eigenartiger ist sein erst in neuester Zeit richtig gewürdigter Altersgenosse Jan de Cock († vor 1527), von dem die Berliner Galerie kürzlich das hier abgebildete Gemälde erworben hat: „Die beiden Eremiten Antonius und Paulus in wilder Waldeinsamkeit". Die beiden Greise, knorrige Gestalten in barocker Tracht, sitzen vorn am Wald, über dessen tiefgrünes Laubwerk in der Ferne ein Stück felsige Küste in frischer Farbigkeit hervorleuchtet. Die Galerie Liechtenstein in Wien besitzt ein ganz ähnliches Bild des Meisters, in dem die Einöde mit absterbenden Bäumen neben Palmen ausgestattet und mit denselben beiden Heiligen staffiert ist. Der wenig jüngere Henri met de Bles, der im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts tätig war, hat zwar gleichfalls noch die phantastischen Felsberge und die Ausblicke in die blaue Ferne, aber er staffiert sie in der Regel schon nicht mehr mit biblischen oder mythologischen Motiven, sondern mit Berg- und Waldarbeitern oder Wanderern, wie er sie in den Bergen beobachtete. Von seiner Bedeutung als Kolorist gibt das treffliche kleine Gemälde, das die Berliner Galerie kürzlich erworben hat, den besten Begriff: der steile Berg im Vordergrunde ist in tiefbräunlichem Ton, die Ferne aber in hellem, grau-blauem Ton gehalten. Die Behandlung ist leicht und flüssig und bereitet schon Künstler wie Lucas van Valkenburgh und Jan Bruegel vor. Ein sehr ähnliches Bild mit einer Ansicht desselben Felsberges zeigte auch die Ausstellung Dr. Gottschewsky & Dr. Schäffer. Dies primitive „panoramaartige Weltbild" wirkt noch bis ins 17. Jahrhundert und zog grade die Südländer besonders an. So sehen wir, daß noch ein Roelant Savery, ein Lucas van Valkenburgh, ein Momper, Jan Bruegel und andere zeitgenössische Maler durch Erzherzog Matthias, Kaiser Rudolf II., Kardinal Federigo Borromeo und andere hohe Sammler gewonnen wurden, um für sie mit Urwald und fremdartigem Getier belebte Alpenansichten oder die hohen, mit malerischen Ortschaften besetzten, schönbewaldeten Ufer der Donau und ihrer Nebenflüsse zu malen.

Aber neben diesen ersten Manieristen der flämischen Landschaftsmalerei, — wie wir sie nach ihrer phantastischen Formenbildung und den grellen Gegensätzen in den Farben wie in der Beleuchtung bezeichnen müssen, — sehen wir eine kleine Zahl wenig beachteter Künstler schon aus der Mitte des 16. Jahrhunderts die heimische Landschaft in realistischer Weise zum Vorwurf wählen und in naiver Weise bescheidene Ausschnitte daraus mit fast ängstlicher Treue und Sorgfalt zur Darstellung bringen. Gerade unsere Galerie besitzt mehrere charakteristische Werke dieser wenig bekannten Künstler. Von einem bisher nur aus Karel van Mander bekannten Antwerpener Maler Cornelis van Dalem erhielten wir als Geschenk ein mit dem Namen und dem Datum 1564 bezeichnetes Bild: Grotte mit Zigeunern; ein kleiner Ausblick zeigt in der Ferne die hl. Familie auf der Flucht. Der obere Rand der Grotte ist mit halb abgestorbenen Tannen und Laubbüschen bestanden, die mit einer Sauberkeit und einer Treue gezeichnet sind, daß sie unmittelbar an Dürers Aquarellstudien ähnlicher Motive erinnern. Mit gleichem Realismus ist der Gegensatz zwischen dem warmen Innenraum der Grotte und der kalten Luft im Freien wiedergegeben. Dr. Ludwig Burchard gebührt das Verdienst, noch ein paar bisher falsch benannte Bilder desselben Künstlers nachgewiesen zu haben, die den gleichen schlichten Wirklichkeitssinn bekunden; darunter ein Gehöft, das wieder mit ähnlichen Motiven aus Dürers frühen Studien die engste Verwandtschaft hat, aber auch in Bloemaerts verfallenen Bauernhütten fast hundert Jahre später noch Anklänge findet.

Schon in der ersten Hälfte des 16. Jahr-



Die Eremiten Antonius und Paulus. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum
Gemälde von Jan de Cock. Geb. wahrscheinlich vor 1503, gest. vor 1527

hunderts haben Cornelis Matsys, der Sohn des Quinten (kleines Bild von 1543 in der Berliner Galerie), Hans Bol und vor allem Jan van Amstel einfache heimische Landschaften mit genrehafter Staffage ausgestattet, die in solchen Gemälden nach Ort und Sitten derbe Bilder des eigenen Landes geben. Zu voller künstlerischer Entfaltung kommt diese Richtung der Landschaftsmalerei erst durch Pieter Bruegel d. Ä. († 1569, nur wenig über 40 Jahre alt), des großen Meisters in der Wiedergabe des brabantischen Landes und seines Volkslebens. Aber auch er hat beim Überschreiten der Alpen auf dem Wege nach Rom, wo er allein von der Schilderung seiner Heimat sich nicht abbringen ließ, doch an der wilden Bergnatur sich begeistert und ein paar großartige Bilder derselben gemalt, die mit dem größten Teil seiner Meisterwerke seit Kaiser Rudolfs II. Zeiten die Wiener Galerie birgt. Bruegel geht in seinen Landschaften, wohl unbewußt, wieder zurück auf die Landschaftsschilderungen der Brüder van Eyck in ihren Monatsbildern der Livres d'heures; sind sie doch gleichfalls Darstellungen der Jahreszeiten und Monate. Er kommt ihnen darin gleich, sowohl in der Treue der naturalistischen Schilderung wie in der Einfachheit und Größe der Wiedergabe, worin ihn kein Landschaftsmaler des 16. Jahrhunderts erreicht. Unsere Galerie besitzt in seinem berühmten Bilde „Die 100 Sprichwörter" ein Werk, das wenigstens in der landschaftlichen Form einen Begriff von der Kunst des Meisters nach dieser Richtung gibt. Die Ausstellung Dr. Gottschewsky & Dr. Schäffer zeigte ein kleines tüchtiges Winterstück, eine Landschaft (bez. u. dat. 1565), das durch seine feine Zeichnung und den zarten Luftton einen guten Begriff von der Bedeutung des Meisters gibt. Daß Bruegel schon zu seiner Zeit mit diesen schlicht naturalistischen Landschaften großen Erfolg hatte, beweisen die zahlreichen, fast gleichzeitigen Kopien danach.

Welches Aufsehen die Landschaften dieser Künstler in Italien machten, geht daraus hervor, daß verschiedene von ihnen dauernd an Italien gefesselt wurden; so namentlich die Brüder Matthaeus und Paulus Brill. Die Aufträge, die sie zur Ausschmückung von Refektorien und Palästen in Rom durch Freskolandschaften erhielten, trugen wesentlich dazu bei, dem Aufbau ihrer Landschaften mehr Formgefühl zu verleihen, während durch die Freskotechnik die Färbung in ihrem Reichtum und ihrer Kraft teilweise einbüßte. Paul Brill kommt seit der Übersiedlung Elsheimers nach Rom unter den Einfluß dieses Künstlers, den er noch weit überlebt. Dadurch werden seine späteren Bilder toniger, ruhiger im Aufbau und feiner in der Zeichnung. Dasselbe gilt von Hans Tielens, dessen Bild in der Berliner Galerie einem späten P. Brill sehr

ähnelt. Die farbige Wirkung weiterzuentwickeln, sorgten verschiedene jüngere, damals gleichfalls mehrere Jahre in Rom tätige Antwerpener Künstler, namentlich Jodocus Momper durch seine hellfarbigen, dekorativ hingestrichenen phantastischen



Landschaft mit Stadtansicht. Gemälde von Lucas van Valkenburgh etwa 1540—1622. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

Alpenlandschaften und Pieter Bruegels jüngster Sohn Jan Bruegel durch seine miniaturartig feinen Kleinmalereien, in denen die schematische Behandlung in der Färbung der Landschaft: bräunlicher Vordergrund, heller grüner Mittelgrund und blaue Ferne, am konsequentesten und zugleich in höchster Vollendung durchgeführt und die Zeichnung von höchster Delikatesse ist.

Daß grade die Landschaftsmalerei in den südlichen Niederlanden gegen Ende des 16. Jahrhunderts eine so stark farbige Richtung einschlug, hat einen Grund auch in der kräftigen Farbenwirkung der nordischen Innenräume überhaupt, namentlich in dem reichen, für die Kunst nach allen Richtungen maßgebenden Antwerpen, dem Venedig des Nordens. Um neben den farbenprächtigen cordovanischen Ledertapeten, über denen man damals grade Landschaftsbilder friesartig anzubringen liebte, bestehen zu können, mußten auch diese Bilder in den reichsten Farben gehalten werden. Die hellen bunten Landschaftsbilder des Jodocus Momper

eigneten sich besonders zu einem solchen dekorativen Abschluß über den Ledertapeten oder Gobelins der großen Prachträume, während Jan Bruegels aufs sauberste und mit feinstem naturalistischem Verständnis durchgeführte kleine Landschaften ihren Platz in kleinen Kabinetten fanden, in denen sie in die Wände eingelassen wurden. Das Zimmer König Christians IV. in Schloß Rosenborg zu Kopenhagen gibt noch ein charakteristisches, trefflich erhaltenes Beispiel dafür.



Felsenlandschaft. Gemälde von Cornelis van Dalem. Geb. um 1535, gest. nach 1565. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

In der vorjährigen Ausstellung im Kaiser Friedrich-Museum, wie in der Ausstellung von Dr. Gottschewski & Dr. Schäffer wurden sowohl von Momper wie von Jan Bruegel eine Reihe besonders guter Bilder vorgeführt, die ihre Richtung treffend kennzeichnen. Die kleine, mehr tonig gehaltene Waldeseinsamkeit von dem in der Regel unbedeu-

tenderen Anton Mirou zeigt einen wenig jüngeren Nachfolger Jan Brueghels in besonders anziehender Weise. Auch Adriaen van Stalbemt (1580 bis 1662) schließt sich der Richtung Jan Brueghels noch nahe an; doch sind seine einfachen Dorfansichten, wie deren eine charakteristische die Ausstellung zeigte, mehr vedutenhaft, weniger phantasievoll und farbloser gehalten.

Wie lange die phantastische Landschaftsdarstellung in der Art von Patinir, J. de Cock und Bles in Antwerpen noch ihre Anhänger fand, beweist ein gleichfalls neu erworbenes Gemälde: eine breite Tallandschaft mit einer Burg auf hohem Felsen im Vordergrunde, in die der Schloßherr mit reichem Gefolge einzieht; im Tal sind Leute bei der Ernte. Auf den ersten Blick glaubt man ein besonders prächtiges Werk von Olivier oder Koch vor sich zu haben, sowohl nach den reichen, kühlen Farben wie nach dem Aufbau, dem phantasievollen Motiv und der Staffage. Auch an andere deutsche Künstler der romantischen Schule vor hundert Jahren wird man erinnert: an Schwind durch die phantastische Burg mit dem Einzug ihrer hohen Herrschaft, an Ludwig Richter durch die Bauern bei der Weinlese und das breite, freundliche Flußtal dahinter. Der Künstler hat sich deutlich mit vollem Namen gezeichnet: Hulmans. Ein Maler dieses Namens ist bisher nicht bekannt; mit Hulsman, dem aus Köln gebürtigen Maler in Antwerpen um die Mitte des 17. Jahrhunderts, dessen Hauptwerk das Germanische Museum in Nürnberg besitzt, hat der Künstler nichts zu tun; schon nach den Kostümen muß das Bild etwa Ende des 16. Jahrhunderts gemalt sein. Sehr merkwürdig ist, wie die romantische Auffassung und Färbung, die zuerst die Antwerpener Landschafter aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zeigen, hier noch zwei Generationen später in einem tüchtigen Nachzügler besonders stark und prächtig zum Ausdruck kommt, und wie sie dann nach mehr als zweihundert Jahren in den frühen Romantikern, die damals die deutsche Malerei wieder fast von vorn aufbauen mußten, ähnlich naiv und spontan sich wieder geltend macht.

In die Entwicklung der Landschaftsmalerei in Antwerpen kommt um diese Zeit und bis in die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts zunächst kein neuer, großer Zug. Die Kämpfe um die Glaubensfreiheit hatten eine Reihe tüchtiger Künstler, darunter mehrere der begabtesten Landschafter, vor allem G. Coninxloo, D. Vinckboons, R. Savery, P. Schoubroeck u. a. zur Auswanderung getrieben; in Frankenthal und später in Amsterdam änderten sie teilweise ihre Kunst und trugen zur Ausbildung einer eigenen Landschaftsmalerei in Holland nicht unwesentlich bei. Coninxloo (1544—1607) ist namentlich als Lehrer von Bedeutung. Seine älteren, mit Figuren von dritter Hand meist überreich staffierten Landschaften mit weiten Fernblicken durch tief einschneidende Täler sind weder im Aufbau noch in den Farben anziehend; um so wirkungsvoller sind die späten stimmungsvollen Waldinterieurs. In erstern folgt ihm Pieter Schoubroeck, dessen Bilder aber ein sehr viel stärkeres Helldunkel haben; in seinen Waldesinneren hat er bis auf Jacob Ruisdael vorbildlich gewirkt. Von beiden Malern besitzt leider unsere Sammlung noch kein Gemälde, wie sie auch ausnahmsweise in der Ausstellung fehlten. Dagegen hat von Vinckboons unsere Galerie kürzlich ein sehr tüchtiges Bild erworben: prächtige Eichen, die einen Durchblick auf ein Kirchdorf am Wasser offenlassen. Das trefflich gezeichnete vornehme Paar im Vordergrunde beweist, daß der Künstler auch imstande war, gelegentlich ein Sittenbild in der Art des Buytewegh zu malen, unter dessen Namen ein tüchtiges, sogar bezeichnetes Werk der Art kürzlich in Berlin im Handel war.

Eine ähnliche Entwicklung wie G. Coninxloo — und wohl von ihm beeinflußt — zeigt der erst seit kurzem (um 1555/60 bis 1635) wieder beachtete Kerstian de Keuninck, von dem unsere Galerie ein tüchtiges Werk erworben hat, und von dem auch die Ausstellung ein bezeichnetes Gemälde aufwies. Seine früheren Bilder zeigen tief einschneidende, reich belebte und bewaldete Täler, seine späteren das von Baumriesen dicht besetzte Waldesinnere. Ein charakteristisches Merkmal, an dem man seine Bilder leicht erkennt, sind die kräftigen Streiflichter, welche die Komposition durchschneiden und einen starken Wechsel von Hell und Dunkel erzeugen. Unser Bild bietet ein charakteristisches Beispiel dafür; auch das tief braungrüne Laub und die bläuliche Ferne sind bezeichnend für seine Art.

Wie diese Künstler nach ihrer Übersiedlung nach Amsterdam durch die hier zur Herrschaft gelangende Tonmalerei allmählich ihre flämischen starken Lokalfarben einschränkten, so sehen wir die jüngeren Flamen, die auf längere Zeit oder dauernd sich in Holland niederließen, namentlich Frans de Momper und die Seemaler Jan und Julius Porcellis, mit fliegenden Fahnen in das Lager der holländischen Tonmaler übergehen; sie müssen mit ihnen behandelt werden. Dagegen bleiben die drei Antwerpener Brüder Peeters, die gleichfalls dem 17. Jahrhundert angehören, reine Flamen, auch in ihrer Malerei. Von dem vielseitigsten und malerisch reizvollsten, Bonaventura Peeters (1614—1652), besitzt unsere Galerie schon seit alter Zeit die tüchtige „Bewegte See mit Kriegsschiffen“, ein Frühwerk (datiert 1636), das zwar die hellbräunliche Untermalung durchscheinen läßt, aber in der blaugrünen Küste, in den bunten Flaggen und ein paar Kostümen der kleinen



Gebirgslandschaft mit Venus und Adonis. Gemälde von Jodocus de Momper
Privatbesitz

Figuren starke Lokalfarben zur Geltung bringt.

Durch die reiche und tüchtige Staffage lassen sich ein paar ältere Flamen ebensowohl als Genremaler wie als Landschafter bezeichnen. Dahin gehört Denis van Alsloot, der Maler am Brüsseler Hofe (um 1570—1626); die von der Berliner Galerie der Ausstellung geliehene „Ansicht der Schelde vor Antwerpen" zeigt das Eis von Schlittschuhläufern reich bedeckt, die in ihrer Bewegung und Ausführung einen trefflichen Zeichner verraten. Wie malerisch er zugleich sein kann, beweist ein großes Bild im Privatbesitz zu Hannover, gleichfalls ein Winter: vornehme, trefflich gezeichnete Schlittschuhläufer, etwas größere Figuren als gewöhnlich, vor einem dicht mit Bäumen besetzten Dorf, dessen freie, fast tonige Behandlung etwa einem Künstler wie Claes Molenaer nahesteht, den er aber in großzügiger Ausführung weit übertrifft.

Ein Genre eigener Art, das gleichzeitig auch in Holland seine Anhänger findet, hat Sebastian Vrancx (1573—1647) ausgebildet: die Reiterattacken und Raubüberfälle, mit denen er vielfach Landschaften befreundeter Künstler staffiert; Motive, die damals alle Welt in den spanischen wie in den holländischen Niederlanden interessierten, spielten sich solche Szenen doch nur zu häufig in nächster Nähe ab. Wenn Vrancx selbst auch die Landschaften in solchen Bildern malte, sind sie meist nur als dekorativer Hintergrund für die Reiterszenen gehalten; in einem in letzter Zeit der Galerie geschenkten Bilde dieser Art ist aber die Landschaft von gleicher Bedeutung wie die Staffage — auch hier die Vorbereitung auf einen Überfall. Beides ist mit gleicher Tüchtigkeit erdacht und ausgeführt: die kleine Abteilung Soldaten, die vorn im Hinterhalt liegen, sind ungewöhnlich stattliche Gestalten, von einer Vornehmheit der Haltung, die an Velazquez erinnert; und die Landschaft ist in Lokalfarben von feiner Zurückhaltung mehr im Sinne der verwandten gleichzeitigen Holländer, namentlich eines Esaias van de Velde naturalistisch gestaltet.

Ich kenne kaum ein zweites Bild des Malers von gleicher Feinheit. Aber die



Einsiedelei. Gemälde von Antonis Mirou. 1570—1653. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum



**Latona verwandelt die Bauern in Frösche. Gemälde von Paulus Brill. 1554—1626
Berlin, Kaiser Friedrich-Museum**

beiden Künstler, welche auch der Landschaftsmalerei in den spanischen Niederlanden ganz neue Richtung gaben, sie zu ihrer höchsten Entwicklung führten und Landschaften malten, die zum Vollendetsten gehören, was die Landschaftsmalerei überhaupt aufzuweisen hat, waren von ganz anderem Schlage als jene braven Flüchtlinge, die „Maler der Frankenthaler Schule“, nämlich Rubens wie Brouwer.

Rubens und Brouwer waren keine eigentlichen Landschaftsmaler, malten vielmehr Landschaften nur ganz nebenher, meist nur zur Befriedigung ihres künstlerischen Bedürfnisses, als Improvisationen von Stimmungen in der Landschaft, die ihnen starken Eindruck machten. Beide waren geborene Flamen, aber in ihrer Jugend im Auslande gebildet. Beide waren von größter genialer Veranlagung, aber grundverschieden in ihren Charakteren, die sich geradezu abstießen: Brouwer, um ein Menschenalter jünger als Rubens, war ein unverbesserlicher Bohémien, während dieser durch und durch vornehmer Mann und Grandseigneur war; Rubens schuf ganz im großen, Brouwer war durchaus Kleinmaler — und doch standen sie sich künstlerisch so nahe, wirkten in ihrer Kunst so stark aufeinander und blieben dabei ihrer Eigenart doch so treu wie selten zwei große Künstler.

Rubens' erster Lehrer, Tobias Verhaegt, war Landschaftsmaler, doch der wenig bedeutende Künstler konnte nur vorübergehend ein Interesse für die Landschaft in ihm wecken, aber ihm wenig Neues bieten. Dies bewies eine bezeichnete Landschaft seiner Hand (von 1615) in der Ausstellung Dr. Gottschewsky & Dr. Schäffer, die als Geschenk in unsere Galerie gekommen ist; sie steht dem Jod. Momper nahe. Auch Adam Elsheimer, mit dem sich Rubens in Rom aufs engste befreundete, hatte zunächst nicht durch die intime Stimmung seiner miniaturartigen Landschaften, sondern durch den geschickten Aufbau seiner Figuren und durch die meisterhafte Wiedergabe der verschiedensten Lichteffekte auf ihn eingewirkt. Wir nahmen bisher an, daß er seine ersten reinen Landschaften erst malte, als er schon in der Mitte der Vierziger stand; aber die Auffassung der flämischen Ödlandschaft im Besitz von Herrn Franz Königs in Amsterdam hat uns mit einem Werk bekannt gemacht, das offenbar schon vor seinem italienischen Aufenthalt gemalt ist und worin er sich den Land-



Der Teufel sät Unkraut. Gemälde von Kerstian de Keuninck. Gest. 1630
Berlin, Kaiser Friedrich-Museum



Die Bekehrung des Hubertus. Gemälde von Jan Bruegel dem Älteren
Berlin, Kaiser Friedrich-Museum



Flußlandschaft mit Laubwald. Gemälde von David Vinckboons. 1578—1629
Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

schaften eines R. Savery, G. Coninxloo und Bloemaest noch nahe anschließt. Die Köningsche Landschaft (ein Werk von mittlerer Größe, fast 50 mal 78 Zentimeter, mit dem echten Monogramm PPR bezeichnet) bringt die Kunst jener flämischen Landschafter vom Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts zum klarsten, vollendetsten Abschluß. Das Motiv ist fast das gleiche wie bei jenen Meistern, und ebensowenig unterscheidet es sich im Aufbau: wie der alte absterbende Baum vorn in die Mitte neben einen Tümpel mit Schilf und Gräsern gestellt ist, wie der Weg als Hauptlichtmasse sich schräg durch das Bild zieht, wie weiter zurück einzelne Bauten zwischen Bäumen und Büschen auftauchen und fern am Horizont eine Stadt mit ihren Türmen unbestimmt vom Himmel sich abhebt — alles das ist nicht viel anders gesehen und dargestellt als von der Schar der gleichzeitigen flämischen Landschafter, aber in der Feinheit der künstlerischen Durchbildung ist der junge Rubens allen schon weit überlegen. Nicht nur seinem Lehrer T. Verhaegt, dessen Einfluß auf seinen jungen Schüler aber durch die Anregung zur Schilderung der Landschaft durch dieses Bild in ein wesentlich günstigeres Licht gesetzt wird. Hier ist noch nichts von der Bravour, die wir erwarten, wenn wir vor ein Bild des Rubens gestellt werden; im Gegenteil überrascht die Überlegtheit im Aufbau wie in der Linien- und Lichtführung — die breiten Sonnenstrahlen erinnern an Keuninck —, der feine koloristische Sinn, der das bräunlich-grüne Laub der Bäume und der Gräser mit dem tiefen Blau des Wassers und dem zarten Grau des Himmels in einem einheitlichen Ton vereinigt, der grundverschieden ist von den starken Lokalfarben der gleichzeitigen flämischen Landschafter, neben deren breiter, dekorativer Behandlung seine Ausführung geradezu als eine sorgfältige und höchst delikate bezeichnet werden muß.

Der Aufenthalt in Italien und die großen Vorbilder führten den jungen Rubens von der Landschaft ab zu gründlichem Studium des menschlichen Körpers, zu figürlichen Kompositionen im Großen, selbst im Kolossalen; wo ausnahmsweise landschaftlicher Grund mitzusprechen hatte, ließ er ihn durch Freunde und Schüler malen. Erst fast zwanzig Jahre später tritt er uns wieder als Landschafter entgegen; jetzt in ganz anderem Stil, indem er durch große Linien, wuchtige und dramatische Effekte, stark stilisierte Formen und kräftige Farben, aber noch nicht durch Stimmung zu wirken sucht. Nach dieser Richtung wird seine Einstellung auf die Landschaft erst geweckt, als er durch erneutes Studium Tizians während seines längeren Aufenthalts in Madrid und London und dann durch seine Heirat mit einem schönen, ganz jungen Mädchen von fast üppigen Formen, die sich ihm mit Freuden als Modell darbot, zu neuem, gründlichstem Studium der Natur, namentlich in ganz malerischem Sinne geführt wurde. Die Liebe zu seiner jungen Frau und die Freude an den Kindern, die sie ihm alsbald schenkte, erfrischte, ja erneuerte seine Kunst; dieser Liebesfrühling breitet über den Herbst seines Lebens eine sommerliche Glut, einen sonnigen Zauber, der aus allen seinen späten Werken spricht. Die ganze Natur, wie er sie jetzt sieht, erfüllt dieser warme Sonnenschein, der selbst die



Landschaft mit Raubüberfall. Gemälde von Sebastian Vrancx. 1573—1647
Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

tiefsten Schatten auflichtet, der die prächtigsten Farben erfüllt und ausstrahlt. Zu der stärksten Bewegung in Formen, Farben und Ausdruck, der ihm von vornherein eigen war, kommt jetzt auch eine womöglich noch stärkere Bewegtheit des Lichts, das die Linien durchdringt und die Lokalfarben nur auf den hell beleuchteten Höhen auflöst. Diese neue und letzte Phase seiner Kunst kam seinen landschaftlichen Gemälden, reinen Landschaften, besonders zustatten, zu denen er erst jetzt bei der Anlage und in der Freude am Garten hinter seinem Palast, und namentlich im Genuß des Landlebens seit der Erwerbung der Herrschaft Steen die volle Freude und rechte Begeisterung fand.

Rubens' Landschaftsbilder dieser Zeit, wie sie namentlich die Sammlungen der National Gallery, der Pinakothek, des Louvre, der Pitti-Galerie und die Sammlungen des Königs von England aufweisen, sind durch ihre Farbenpracht, die mannigfachsten Erscheinungen von Luft und Licht, durch feinste malerische Behandlung die herrlichsten, großartigsten, meist auch durch ihren Umfang ausgezeichneten Schilderungen unserer nordischen Ebene. Die Berliner Galerie besaß keine landschaftliche Komposition von Rubens, bis ihr aus dem Verkauf der Sammlung Pelham Clinton Hope durch ein Geschenk und die Hilfe des Museumvereins gleich zwei Landschaften zufielen: die kleine sonnige Skizze der Umgegend des Turmes von Rubens' Schlosse Steen und die mittelgroße unter dem Namen des „Schiffbruchs des Äneas" von Bolswert gestochene Ansicht eines ins Meer hineinragenden Vorgebirges mit einem Leuchtturm auf steilem Felskegel, der von den Wogen des aufbrausenden Meeres umtost wird, während der Regenbogen Äneas und seinen Leuten das Ende des Unwetters verkündet. Im Aufbau vielleicht die herrlichste unter den heroischen Landschaften des Meisters, wohl eine Studie von der Felsenküste Liguriens, die er bei seinem Aufenthalt in Genua kennenlernte. Die Ausführung skizzenhaft, zugleich ein merkwürdiger Versuch, den Rubens mit der Anwendung des damals noch in der Malerei fast unbekannten Bolusgrundes machte. Dadurch wurde er zugleich zur Benutzung der Leinwand statt der sonst für seine Landschaften von ihm stets benutzten Holztafeln genötigt; denn der Bolus hatte den Nachteil, daß in den tiefsten Schatten die Zeichnung mit der Zeit fast aufgezehrt wurde; hier die vom Schiffbruch geretteten Leute des Äneas, von denen sich vorn rechts eine Gruppe am Feuer zu wärmen sucht. Den vollen Eindruck von der Farbenpracht und Wucht, die der Künstler seinen Landschaften zu geben wußte, gewann man auch aus diesem nur mittelgroßen, einen Meter in der Breite messenden Gemälde nicht; es war daher ein seltenes Glück, daß jetzt eines der wenigen großen Landschaftsgemälde, das bis auf ein paar Ausstellungen in England Mitte vorigen Jahrhunderts fast ganz unbekannt auf einem Schlosse des Herzogs von Devonshire (früher Sammlung Richelieu) verborgen war, uns angeboten wurde und im Tauschwege erworben werden



Landschaft mit Schäfer. Gemälde von Peter Paul Rubens. London, National-Galerie



Landschaft mit Kuhherde. Gemälde von P. P. Rubens. 1577—1640
Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

konnte. Dargestellt ist ein Ausschnitt der einfachen Flachlandschaft von Nordbelgien: ein seichtes Gewässer mit Bäumen dicht bestellt, unter denen sich einzelne Hütten verstecken; vorn weidendes Vieh, um die sich Mägde bemühen, und ein paar Jäger. Die Mehrzahl von Rubens' Landschaften variieren ähnliche Motive, die sich zeitlich in zwei Gruppen teilen: die eine in die Zeit um 1620 bis etwa 1625, die andere in die letzten Lebensjahre des Meisters. Der Ankauf der Herrschaft Steen unfern Mecheln mit seinem mittelalterlichen Schloß im Jahr 1635 gab ihm Gelegenheit, jeden Sommer auf dem Lande zu leben, das Landleben mitzumachen und die Landschaft zu studieren und zu malen. Welches die Veranlassung war, daß er etwa fünfzehn bis zwanzig Jahre früher jene andere Gruppe ähnlicher, fast ebenso zahlreicher Landschaftsbilder aus seiner flämischen Heimat malte, ist bisher noch nicht ermittelt, wohl auch noch nicht eingehend studiert worden. Unserem Bilde, das 179 Zentimeter in der Breite und 120 Zentimeter in der Höhe mißt, gehen verschiedene kleinere Gemälde voraus, die gewissermaßen die Vorarbeiten dazu sind, keineswegs jedoch Skizzen, sondern jedes ein in sich abgeschlossenes, ausgeführtes Werk. Wie eine erst im Aufbau wie in der Beleuchtung noch recht nüchterne Vorbereitung erscheint die Landschaft der Galerie Liechtenstein in Wien, die Oldenbourg um das Jahr 1618 setzt. Wesentlich vorgeschrittener und zu unserer großen Landschaft in näherer Beziehung steht die „Polderlandschaft mit einer Kuhherde" in der Münchner Pinakothek. Ist die Anordnung in beiden Bildern schon eine verwandte, so ist die Gruppe von vier Kühen und zwei beim Melken beschäftigten Mägden in der Mitte unseres Bildes fast getreu von diesem Münchner Bilde übernommen; freilich kompositionell und koloristisch so sehr darin verarbeitet, daß diese Benutzung erst bei näherer Betrachtung auffällt. Auch eine dritte und zeitlich näherstehende, unserem Bilde nach Umfang und Klarheit der Komposition wahlverwandtere Landschaft im Buckingham Palace enthält noch ein paar Motive, die Rubens für unsere Landschaft verwandt hat: die liegende Kuh vorn links und vor allem, wenn auch freier, die prachtvolle echt flämische Magd mit dem Kübel auf dem Kopf, die in beiden Bildern nach Platz, Gestalt und Farben die Mitte des Vordergrundes beherrscht. Waren die vorgenannten kleineren Bilder, die wir gewissermaßen als Vorstufen zu der letzten großen Redaktion, die unsere Galerie jetzt schmückt, bezeichnen dürfen, bei schlichter Tagesbeleuchtung genommen, so ist unser Bild durch die aus einem abziehenden Gewitter hindurchbrechende Abendsonne in stärksten Lichteffekt gesetzt, wodurch starke Kontraste und höchste Steigerung der kräftigen Lokalfarben hervorgerufen werden. Daß durch den Schuß, den ein Jäger dicht neben den Kühen gerade abfeuert, diese in wilde Aufregung gebracht werden, stört den Künstler nicht im geringsten; brauchte er dadurch doch in der dunkeln rechten Ecke eine starke Auflichtung.

(Ein 2. Aufsatz folgt)



Bauerngehöft. Gemälde von Abraham Bloemart. 1564—1651. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

Die mit den tausend Kindern

Roman von Clara Viebig

(Fortsetzung und Schluß)

Es war nun ausgemachte Sache, daß Doktor Droste und Marie-Luise heiraten würden. Sie sagten keinem davon; diese Heimlichkeit war etwas so Wundervolles, daß Marie-Luise getrauert hätte wie um verlornes Glück, hätte nur ein Fuß den Paradiesgarten ihrer Heimlichkeit betreten, oder eine Hand die Hecke gestreift, die ihn schützte. Nur Tante Gläßner wußte davon, vor der konnte man es ja nicht verborgen halten.

Frau Gläßner war gar nicht überrascht, das hatte sie ja längst kommen sehen; sie freute sich herzlich und bedauerte nur, daß die arme Tilde das nicht mehr erlebt hatte: „Die Freude hättest du ihr wirklich noch machen können, Marie-Luischen. Sie hat sich immer solche Gedanken gemacht, wie es dir wohl mal gehen würde. Nun hätte sie dich doch geborgen gewußt."

Geborgen — geborgen. Würde sie denn geborgener sein, wenn sie verheiratet war, als wenn sie, unverheiratet, in ihrem Beruf wirkte?

Es war für Marie-Luise ein schwerer Entschluß, zum Rektor zu gehen und ihn um seine Vermittlung und Fürsprache beim Provinzialschulkollegium zu bitten. Ihre Bitte wurde ihr ein wenig erleichtert, als es bekannt wurde, daß Herr Volbert sich demnächst wiederverheiraten würde. Mit einer ganz einfachen Person, aber sie war gesund, sehr wirtschaftlich und würde ihm seine armen Würmer schon ordentlich erziehen.

„Also, Sie wollen doch heiraten?" sagte er und zog die Brauen hoch. Marie-Luise merkte sofort, auch er erinnerte sich ihrer Antwort damals im Lehrerzimmer. Ein Gespräch folgte, das ihr peinlich war. Herr Volbert verhehlte ihr keinen Augenblick, daß man nach vielfach gemachten, wenig günstigen Erfahrungen nicht geneigt sei, verheiratete Lehrerinnen im Amt zu behalten. „Das eine schließt eigentlich das andre aus. Bedenken Sie, wie schwer es ist, einem Mann Frau und Hausfrau zu sein und doch zur Hälfte — geistig und körperlich — ja, zur größeren Hälfte fast, möchte ich sagen, der Schule anzugehören."

„Ich weiß es," sagte sie leise. Aber dann flammte der Gedanke an den Geliebten heiß in ihr auf: wie schwer es auch sein mochte, für sie war es doch leicht. Impulsiv nach der Hand des Rektors greifend und mit einer heftigen Innigkeit, die er noch niemals an ihr wahrgenommen hatte, bat sie: „Sie werden mir helfen, nicht wahr? Sie haben mich ja immer gefördert, von Anfang an. Sie werden auch diesmal helfen. Ich kann ja sonst nicht heiraten, ich — ich brauche mein Gehalt!" Tief senkte sie den Kopf.

Tränen? Es wurde ihm immer unbehaglicher. Diese, gerade diese hätte er sich gern ganz erhalten. Es zuckte ihm etwas durchs Herz: ach — aber das, das war ja nun abgetan! Da half nichts mehr, er kannte ja ihre Energie. So sagte er denn mit einem gewissen Vorbehalt: „Was an mir liegt, daß Sie bleiben, Fräulein Büchner, das werde ich tun. Aber wenn die oberste Behörde anders beschließt, dann kann ich natürlich nichts machen."

„O, ich werde von einem zum andern laufen, ich werde so bitten, daß man meinem Anliegen Gehör schenkt!" Sie war jetzt wieder ganz mutvoll. „Was Fräulein Spiegel erreicht hat, das hoffe ich doch auch zu erreichen!"

„Fräulein Spiegel —? Na, ja," sagte er und fuhr sich mit der Hand nachdenklich ums Kinn.

Mit einem Aufatmen verließ Marie-Luise das Zimmer: Gott sei Dank, das hatte sie hinter sich! Der erste Schritt zur Erreichung ihres Zieles war getan. Sehr erfreut schien er freilich nicht, daß wieder eine seiner Lehrerinnen heiraten wollte. Aber ging das denn nicht sehr gut mit Frau Halbhaus?

Als sie an deren Klasse vorüberschritt, um in ihre Klasse zu kommen, hörte sie drinnen einen Höllenlärm. Na, da ging es ja äußerst fidel zu! Wie kam es nur, daß die großen Mädchen so laut waren? War die Lehrerin noch nicht anwesend? Sie machte die Tür auf und steckte den Kopf herein — „Aber — aber!" wollte sie sagen, und noch einiges mehr, da sah sie zu ihrem Erstaunen die Halbhaus sitzen und zog nun rasch ihren Kopf zurück.

Frau Halbhaus hatte, trotzdem sie wie in sich versunken dasaß, die Kollegin bemerkt; sie hatte auch die Verwunderung in deren Mienen gesehen. In der nächsten Pause, während die Klassen gelüftet wurden, und die Kinder auf dem Hofe wie Schwalben schwirrten, gesellte sie sich zu Marie-Luise. Sie schritten beide zwischen den Gruppen der Kinder auf und ab.



„Ach," seufzte die Halbhaus, „meine Klasse ist jetzt so ungezogen. Da müssen nun ein paar Mädels drin sein, die gar keinen guten Geist hineingebracht haben." Sie schien sich gewissermaßen vor der andern entschuldigen zu wollen.

„Können Sie sich die nicht mal besonders vornehmen?"

„Aber ich weiß ja gar nicht, wer es ist!" Mit glanzlosen Augen starrte die Halbhaus ratlos drein. Und nun bemerkte Marie-Luise erst, wie elend die Kollegin aussah: blaß, fast grünbleich, an den Schläfen eingefallen, die Wangen ohne Rundung, und der Mund ganz breit gezogen. Sie sah um Jahre gealtert aus. Ging es der nicht gut? Marie-Luise war durch Eigenes, das sie voll beschäftigt hatte, so eingenommen gewesen, daß sie das nicht eher bemerkt hatte. Nun war sie ganz erschrocken: die war doch glücklich, so unendlich glücklich verheiratet! Frau Halbhaus hatte ihr doch immer wieder versichert, wie gut es sich alles eingerichtet hätte, sie konnte ruhig in ihre Schule gehen, es lief alles wie am Schnürchen, ihr Mann hatte seine Ordnung, sie hatte ihre Ordnung, und es war ihr auch durchaus nicht zu anstrengend. Und nun sah sie trotz allem doch so erschreckend verändert aus — woher kam das nur?!

„Ich wollte Sie um etwas bitten," flüsterte Cläre Halbhaus und sah sich dabei so scheu um, als fürchte sie, jemand könnte es hören, „Sie sind immer so gefällig, würden Sie mir die Liebe tun und den nächsten Ausflug statt meiner mit meiner Klasse machen?"

Marie-Luise sah sie ganz verwundert an: „Statt Ihrer? Aber —"

„Es ist eine ziemlich lange Bahnfahrt," fiel die andre rasch ein, „bis Potsdam. Wir sollen da auch erst nach Sanssouci gehn. Und dann noch eine lange Wasserfahrt. Ich vertrage das immer so schlecht. Ich habe nie gut Bahn fahren können, und auf dem Wasser werde ich seekrank."

„Aber unsre Seen sind doch kein Meer," lachte Marie-Luise. „Das bilden Sie sich nur ein!"

„Nein," sagte die Halbhaus kläglich, „ich bilde mir nichts ein. Ach, tun Sie mir doch den Gefallen, bitte, bitte!" Und sah dabei so jammervoll aus, so wie zum Umsinken, daß Marie-Luise es ihr versprach. Nicht gern versprach — wieder ein ganzer Tag, an dem sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend von ihm fern sein mußte! Aber die Kollegin sah wirklich so aus, als ob es nicht nur Bequemlichkeit von ihr sei, daß sie dieser Anstrengung aus dem Wege ging — die war wohl krank? Was mochte der Halbhaus fehlen? Darüber dachte Marie-Luise heute ernstlicher nach. Komisch, wie verändert sie aussah! Wenn sie die jetzt mit jener verglich, die damals vorm Altar gestanden hatte — ordentlich schön war Fräulein Spiegel gewesen und jung vor innerer Glückseligkeit — zwei ganz verschiedene Menschen. Und es waren kaum zwei Jahre darüber vergangen. Ob Herr Halbhaus vielleicht wieder leidend war — er hatte vorigen Sommer nach Karlsbad gemußt — oder ob sie pekuniäre Sorgen hatten? Aber er hatte sein Gehalt, sie hatte ihr Gehalt, es war ihnen nachzurechnen, daß sie auskommen konnten, sie waren nur zu zweien, hatten kein Kind. Kein Kind — aber wenn —! Es durchfuhr Marie-Luise plötzlich etwas wie ein Schreck. Jener Nachmittag bei der Ebertz fiel ihr ein, als Cläre Spiegel noch Braut war, und sich bei Kaffee und Kuchen so aufgeregt hatte über die etwas anzüglichen Bemerkungen von Fräulein Nauenberg. Die hatte auf Kinder angespielt. ‚Das kommt bei uns gar nicht vor, wir sind doch nicht leichtsinnig,' hatte die Braut gesagt. ‚Ich bin auch zu alt dazu.' Aber war man denn zu alt dazu in den Dreißigern, und sicher davor? —

Marie-Luise nahm der Kollegin den Ausflug ab, wie sie ihr in der letzten Zeit vor ihrer Verheiratung auch schon manches abgenommen hatte; die würde ihr sicher auch gefällig sein, wenn es mit ihrer Heirat erst soweit war.

Doktor Droste hatte sich zuerst dagegen gesträubt, daß sie im Amt bleiben wollte. Das war ja ein Unding, Arztfrau und Lehrerin zugleich! Seine Frau und dann noch dieser elenden Schule angehören?! Nein, das ging nicht an, das gab er nie und nimmer zu! Ganz wollte der verliebte Mann sie besitzen, nicht nur in übrigbleibenden Stunden, nein, alle, alle Stunden mußten ihm gehören. Aber sie hatte es ihm so klar gemacht, wieviel leichter dadurch ihr Anfangen war, und um wie vieles eher sie eine Ehe schließen konnten, daß er kleinlaut wurde. Nun ja, sie war ja klug, und klar in ihrem Denken — ihm beinah zu klug. Aber wenn es ihn auch fast verdroß, daß sie in ihrer Liebe noch überlegsam sein konnte — er hatte eigentlich geglaubt, sie müsse in ihrer Liebe alles, aber auch alles andre vergessen — so gestand er sich doch ein, daß die Erwägungen, die ihn vordem ja auch zurückgehalten, Marie-Luise von einer Heirat zu sprechen, mit seiner Liebe nichts zu tun gehabt hatten. Und so fand er sich denn auch sehr bald in das, was sie ihm erst

unter Küssen als Ermöglichung von ihrer beider sehnsüchtigem Wunsch zugeflüstert hatte, dann aber in klarer Darlegung gewissermaßen zur Bedingung machte. Ja, es war besser, sie blieb in ihrer Schule, so lange bis — „bis du ein berühmter Arzt bist mit einer großen Praxis," ergänzte sie rasch und fiel ihm lachend um den Hals.

Nun waren sie sich einig, nun hatten sie nur noch zu warten auf den endgültigen Bescheid. Dann aber rasch, dann wurde hoffentlich noch vor dem Winter geheiratet. Er war ungeduldig. Für Marie-Luise war es gut, daß sie durch die Schule Ablenkung hatte. Die hatte Gewalt über sie; eine Gewalt, von der sie sich zuweilen, wenn sie die drückend empfand, gern losgemacht hätte, die sie aber meistens nicht empfand, wenigstens nicht bewußt. Ihre Klasse hatte sich verändert. Ihre besten Schülerinnen war sie losgeworden, die hatte sie, nachdem sie sie durch die ersten vier Jahre geführt, zu Ostern an höhere Schulen abgeben müssen. Nur Volksschulbildung, das stand so recht keinem mehr an. Wer es irgend konnte, schickte sein Kind in die Mittelschule, sogar ins Lyzeum. Ins Lyzeum kam Rosa Levy, die Tochter des Produktenhändlers. Schon nach drei Jahren Grundschule wäre die fähig gewesen, in eine höhere Schule zu kommen, hätte nicht das vierte Jahr abzusitzen gebraucht, aber der Rektor bezeigte keine sonderliche Lust, diese Schülerin so hervorzuheben. Marie-Luise vermißte die dunkeln Augen, die wie in einer schläfrigen Schwermut befangen blickten und trotzdem hellwach dem Unterricht folgten. Es hatte ihr leid getan, als die Kleine im roten Kleid und im weißen Mützchen sich bei ihr mit einem Knicks verabschieden kam: „Ich danke sehr, Fräulein, für alle Mühe. Ich komme jetzt aber ins Lyzeum. Mein Vater macht 'n großes Geschäft auf."

Statt des hübschen Judenmädchens mit den klugen Augen hatte Marie-Luise jetzt ein paar andre Judenkinder in der Klasse, aber weniger angenehme. Sie stammten aus Galizien, lagen trotz einer gewissen Intelligenz noch sehr im Kampf mit der deutschen Sprache und kratzten sich auch sehr viel; die anderen wollten nicht neben ihnen sitzen. Es war überhaupt so leicht nicht mehr wie einst mit den Kleinen. Diese hier brachten weit mehr mit herein von dem Geist der Straße. Es war, als hätte Trude Schindler sich verdoppelt, nein verzehnfacht. Viele Schindlers jetzt. Aber Trude Schindler war doch die schwierigste. So nachlässig wie die hing keine in der Bank, stützte den Kopf so schwer und gab so widerwillig, so verdrossen nur Antwort. Und wie schlecht sie aussah, bleichgrün, obgleich sie nicht ganz so häßlich wie früher mehr war. Ihre Gestalt, die untersetzt gewesen, mehr breit als lang, wurde jetzt schlank mit geschmeidigen Beinen. Auf hübsch bestrumpfte Beine schien Trude überhaupt etwas zu geben.

Als Marie-Luise heute bei Beginn des Unterrichts die Blicke über ihre Schülerinnen schweifen ließ — waren sie alle da, sauber und auch in der Miene geordnet? — fiel es ihr auf, daß Irma Mielke verweint war. Die Tochter des Friseurs hatte verschwollene Augen, und ihre rechte Wange war auch geschwollen, ein paar deutlich erkennbare Streifen wie rote Striemen von Fingern zeichneten sich darauf ab. Ei, das brannte ja jetzt noch ganz ordentlich. „Was war denn los, Irma?" Das Mädchen sagte nichts. Aber die Antwort bekam Marie-Luise; Herr Mielke schrieb ihr einen Brief.

„An die Lehrerin in der 4. Klasse.

Sie haben meine Tochter Irma mit der Nachtigall einen Floh ins Ohr gesetzt. Seit einem Vierteljahr schon setzt mir die Irma zu, ich soll ihr fliegen lassen, weil Sie Ostern gesagt hätten, daß dürf man nich, es wäre grausam, die in Käfig halten. Und ich brauche ihr doch wegen Kundschaft. Da hat die Irma ihr gestern Abend heimlich rausgesetzt, weil es nu sehr schön warm ist. Aber die Katze hat ihr umgebracht in der Nacht, weil sie doch das Fliegen nicht mehr konnte und blind war. Daran sind Sie schuld, und ich werde Ihnen verklagen auf Schadenersatz.

Hochachtungsvoll

Felix Mielke,

Rasiren, Haarschneiden, Ondulation.
Spez.: Bubikopfpflege."

Also das war Herr Mielke! Marie-Luise mußte laut auflachen. Aber dann wurde sie ernst: sieh einmal, wie gut Kinder doch behalten. Man soll nicht denken, daß sie irgend etwas vergessen. Sie sind empfänglicher Boden, in dem das geringste Samenkorn keimt. Irma Mielke hatte nichts von dem vergessen, was sie damals auf dem Osterausflug zu ihr gesprochen hatte.

Mußte sie als Lehrerin nun die Partei des Vaters nehmen? Irma durfte den Vogel nicht fliegen lassen, er gehörte ihr nicht, abgesehen davon, daß es sehr dumm war, denn das lange gefangengehaltene geblendete Tier hatte ja gar nicht mehr fliegen können. Oder sollte sie sagen: ‚Kind, dein gutes Herz hat recht getan, dich hat der

arme Vogel, im warmen Sommer gefangen, zu sehr gedauert.' Sie überlegte, und dann ging sie, als die Schule aus war, zu Herrn Mielke heran. Sie fand ihn im weißen Kittel, der schon recht angeschmudelt war, übler Laune in seiner dunkeln, engen Budike. War es Zufall oder fehlte wirklich die Nachtigall, heute war gar kein Geschäft gewesen. Aber als Mielke die blonde Haarfülle sah, erheiterte sich sofort sein Gesicht: Haarwäsche? Das mußten ja Flechten sein bis in die Kniekehlen — oder am Ende gar einen Bubikopf schneiden?

Als Marie-Luise sich aber als Lehrerin seines Kindes zu erkennen gab, die weiter nichts wollte, als dem Vater das gute Herz seiner Irma rühmen, ihre Handlung dadurch entschuldigen, wurde er durch seine Enttäuschung noch doppelt erbittert. Er warf rasselnd seine Schere hin, die er schon, ihre Schärfe probierend, zur Hand genommen hatte, und schrie mit überschnappender Stimme: „Tot hau ich die Jöhre, tot hau ich ihr! Mir so's Geschäft ruinieren! Und Sie — machen Sie, daß sie rauskommen — Ihnen verklage ich!"

Der Mann war komisch gewesen in seiner Wut, aber Marie-Luise fand doch kein befreiendes Lächeln. Ach, es war schwer mit solchen Vätern in Einverständnis zu kommen, sehr schwer! Und die bittre Erfahrung mit Herrn Julius Krause fiel ihr wieder ein. Nein, sie hatte mit den Vätern kein Glück. Aber — und jetzt lächelte sie — wenn sie es mit den Kindern nur hatte! —

Glück hatte sie mit denen vor der Hand insofern, als es ihr gelungen war, zwanzig aus ihrer Klasse diesen Sommer zur Aufnahme in Ferienkolonien zu bringen. Einen Teil von ihnen aufs Land nach Schlesien, einen Teil an die Ostsee. Die Kinder hatten es ja so nötig, alle bleich, welke Blumen. Die Luft in den übervölkerten Straßen war jetzt unerträglich — wie mußte sie erst in den Häusern sein, die von unten bis oben bewohnt waren in doppelt und dreifacher Überzahl? Die Mütter hatten sie denn auch mit Briefen und Wünschen überschüttet; obgleich es nicht gestattet war, kamen sie während des Unterrichts in die Schule gelaufen, sie klopften an der Klassentür an, sie wollten sich nicht abweisen lassen, und als die Lehrerin endlich zuschloß, lauerten sie ihr in den Pausen auf, oder wenn sie nach Hause ging. Marie-Luise schickte wieder und wieder zur Schulärztin, brachte selber die Kinder hin, ersuchte, bat, quälte, befürwortete. Alle fortzuschicken, das war unmöglich gewesen, aber sie atmete erleichtert auf, als der letzte Schub fort war.

Sie hätte sich etwas anderes erwartet von dankbaren Müttern; die waren aber auf einmal nicht so befriedigt mehr, nun, da kaum vierzehn Tage vergangen waren. Ach, in Schlesien, da war das Essen schlecht, die verstanden da nicht zu kochen, ‚Schlesisches Himmelreich', dazu gehört ein schlesischer Magen, immer Klöße, das mag ein Berliner Kind nicht. Und an der Ostsee, da gab es so viele Mücken, und regnen tat es auch immer so viel. „Hätte ich det gewußt," sagte eine Frau zur Lehrerin, der sie begegnete, „nie und nimmer hätt' ich meine Annemarie da mitgeschickt, die hätte sich hier besser erholt. Nee, Fräulein, det haben Sie jar nich getroffen!"

Und eine andre war ebensowenig zufrieden, außer sich kam sie in die Schule gerannt: „Meine Ida is krank geworden, warum haben Se ihr auch aufs Gut verschickt? Det is doch nischt für Ida'n, für'n feines Stadtkind!"

*

Marie-Luise war froh, nun waren auch ihre Ferien angebrochen: Gott sei Dank!

Sie war selbstverständlich nicht auf eine Reise gegangen, erstens mußte sie sparen, sehr sparen, — trotz einer Beihilfe, die ihr zuteil wurde, hatte der Tod der Mutter und was damit zusammenhing, viel gekostet — und zweitens, und das war der Hauptgrund: er konnte nicht fort. Und was sollte sie am Meer oder in den Bergen ohne ihn? Sie hatten es hier ja auch schön, so wunderschön. Halbe Tage verbrachten sie auf dem Wasser, ließen sich bräunen von einer Sonne, die während der ganzen Ferienwochen für sie unablässig schien.

„Schade, daß es so geregnet hat," sagte Tante Gläßner, wenn Marie-Luise mit feuchtem Haar und durchfeuchteten Kleidern nach Hause kam.

„Geregnet?!" Marie-Luise hatte es nicht gemerkt. Unter tief auf den Spiegel des Wassers niederhängenden Bäumen hatten sie einen Schlupfwinkel — o Gott, wie war es unbeschreiblich, unvergeßlich schön, hier am stillen Sakrower See, blind vor Glück, viele Stunden zu träumen, oder von all dem Glück, das noch kommen sollte! Alwin hatte sein Boot in der kleinen Schiffswerft von Cladow liegen, binnen kurzem waren sie hier; sie legten sich beide tüchtig in die Ruder, sie hatten ja solche Sehnsucht, ganz allein miteinander zu sein. Selbst die Fischreiher, die, auf einem Bein stehend, tiefsinnig ins Wasser starrten, waren schon Störenfriede. Die Flut ging so leise, brach sich in kleinen gluckſenden Wellchen am

moorigen Ufer, wenn ein Wind über den See strich und ihn mit seinem Atem, nach Dorflinden und Kiefernwald duftend, nach Wiesenheu und Schilffeuchte, behauchte. Man war so weltenweit hier, entrückt allem Alltag.

Und doch dachte auch jetzt Marie-Luise an ihre Schule. Wenn die nun bald wieder anfing, hoffte sie neue Kräfte gesammelt zu haben, sie war doch wohl ein wenig schlapp gewesen in letzter Zeit. Sonst hätte sie sich auch mehr um die Halbhaus gekümmert, denn der schien es sehr schlecht zu gehen. Frau Halbhaus war in Berlin geblieben, die anderen Kolleginnen waren alle fort. Fräulein Nauenberg brauchte die Kur in Marienbad, sie fürchtete stark zu werden, und das wäre ihr schrecklich gewesen. Fräulein Düsterweg rannte aus Prinzip jede Ferien; da mußte eine Verwandte her, sie bei den Eltern vertreten. Fußwanderungen mit dem Rucksack waren ihre Leidenschaft. Fräulein Blank, die ja gar keine Ansprüche stellte, die mit allem zufrieden war, hatte ein Lehrerinnenheim in der Mark aufgesucht, und Fräulein Zimmermann, der ihre Zeit auf dem Lande in der Erinnerung jetzt immer schöner und schöner erschien, war der Einladung einer wohlhabenden Bauernfamilie gefolgt. Da wollte sie auf dem Erntewagen mit einfahren helfen, den Bubikopf mit Kornblumen und Ähren bekränzt.

Marie-Luise hatte auch eine Einladung erhalten. Über ihren alten Wohnort Prenzlau unter der Adresse: „Frau Professor Büchner", war der Brief nach acht Tagen Irrfahrt in ihre Hände gelangt. „Ich weiß nicht, wo Sie jetzt sind, liebes Fräulein Büchner," schrieb die Baronin. Die Baronin —! Oh, wie weit, wie weit lag die und lag Althaide hinter ihr zurück! Auch Konstanze, die sie doch herzlich lieb gehabt hatte. Überhaupt die ganze damalige Zeit — wo war die hin? Sie war längst vergessen; eine neue, ganz neue Zeit war gekommen. Aber nun meldete die alte sich doch wieder und wurde auch auf einmal wieder lebendig. Marie-Luise lächelte, als sie den Brief las — Althaide, da hatte sie zum erstenmal das Lehrerinsein gekostet! Althaide, sieh, da lud die Baronin wieder ihr Köfferchen auf die Schulter, da ging die über den Hof in Reitstiefeln und enganschließendem Jackett, das dicke Notizbuch in der Hand, und kommandierte die Inspektoren. Was wohl aus der liebebedürftigen kleinen Konni geworden sein mochte? Die mußte jetzt auch schon erwachsen sein.

„Sollten Sie zur Zeit nicht anderweitig gebunden sein," schrieb die Baronin, „oder Ihre bisherige Stellung sagt Ihnen nicht zu, mache ich Ihnen den Vorschlag, wieder nach Althaide zu kommen. Mein liebes Fräulein Büchner, ich gestehe es Ihnen ganz offen, ich habe damals doch wohl etwas verfrüht Konstanze in die Erziehungsanstalt ‚Zum heiligen Kreuze' gegeben. Bei ihr hat sich diese nicht so bewährt. Seit einem halben Jahr ist meine Tochter wieder bei mir, aber ich habe mit der Bewirtschaftung der Güter zuviel zu tun, als daß ich ihr die nötige Aufsicht zuteil werden lassen kann. Ein junges Mädchen auf dem Lande braucht eine solche, und zu dieser Aufsicht eine Dame, die ihr zu gleicher Zeit eine Freundin ist. Konstanze trägt Sie, verehrtes Fräulein, in liebevoller Erinnerung, sie würde sich sehr freuen, wenn Sie kämen. Bitte lassen Sie mich baldmöglichst wissen, mein liebes verehrtes Fräulein Büchner, ob ich auf Sie rechnen darf. Als Gegenleistung für das Opfer Ihrer Zeit und bewährten Kraft, erlaube ich mir, Ihnen neben freier Station ein Honorar von 200 Mk. für den Monat, vorzuschlagen." Darunter als Unterschrift: „Stets Ihre Ihnen sehr ergebene."

Und als Nachschrift noch: „Meinen Bruder habe ich schon seit langem einer Heilanstalt überweisen müssen."

O wie liebenswürdig geschrieben! Noch in der alten zielbewußten Art der Baronin vorgegangen, und doch wie ganz anders! „Mein liebes Fräulein" — „mein verehrtes Fräulein" — und zweihundert Mark anstatt damals fünfzig! Das war viel für die Baronin, die so außerordentlich gut rechnete. Sie mußte weder mit der eignen Erziehungsmethode noch mit der noch strengeren vom ‚Heiligen Kreuze' ein glänzendes Resultat erzielt haben — was Konstanze wohl angestellt hatte?! Arme kleine Konni!

„Die wird wohl mit einem der Inspektoren angebändelt haben, womöglich mit einem Stallknecht," sagte lachend Alwin.

Aber Marie-Luise konnte nicht lachen, nicht einmal das leiseste Lächeln konnte sie aufbringen. Die Baronin hatte doch gewiß das Beste ihres Kindes gewollt, es auch zu tun gedacht, und nun — ach, wie hilflos, wie ohnmächtig ist man den dunklen Mächten gegenüber, die Kinderseelen bedrohen! Sie ging in Gedanken die Kinder ihrer Klasse durch. Daß neulich Grete Schultz der Irma Mielke ein Buch weggenommen hatte, das sie von der entliehen, und steif und fest behauptete, es zurückgegeben zu haben, das hieß noch nicht, daß die Elfjährige eine Diebin war. „O, Fräulein, das Buch war zu schön" — das Kind weinte bitterlich — „ich mußte wieder und wieder drin lesen.

Und die Irma hätte es mir ja nicht geschenkt!"

Grete Schultz war eine Leseratte, jeden Zeitungsfetzen hob sie auf und las ihn — lesen, lesen, ihre Leidenschaft. Sie benutzte nicht wie andre Kinder die paar Pfennige, die sie wohl einmal erhielt, um sich Bonbons zu kaufen, sie sparte auf ein Buch. Der Karren der Straße, auf dem der Händler alte zerlederte Scharteken feilhielt, war für sie das Ziel der Sehnsucht. „Sie stiehlt," sagten die in der Klasse und rückten ab. Daß Kinder schon untereinander so grausam sind! Marie-Luise zerbrach sich den Kopf: wie sollte sie es anfangen, den Kindern den Lesehunger der Grete so nahezubringen, daß sie von selber einsahen, daß hier kein gemeiner Diebstahl vorlag? Sie verbot es jedenfalls streng, ‚Diebin' zu sagen. Aber als bald darauf Helene Kroll der Eva Michalski heimlich einen Groschen wegnahm — sie hatte ihn freilich dem blinden Mann an der Ecke in die Mütze getan — war das dann gemeiner Diebstahl? Viele Motive, und wenn man ihnen nachging keine unlauteren, lagen in den Handlungen der Kinder verborgen. Das sah Marie-Luise.

Nur aus Trude Schindler wurde sie niemals recht klug. Oft sah die sie so an, daß sie dachte: will dir das Mädchen was sagen? Ein Verlangen, zu sprechen, sich mitzuteilen, schien auf Trudes Lippen zu schweben. Sie sah die Lehrerin an mit einem leicht verlegenen, förmlich sehnsüchtigen Lächeln. Ja, die Trude liebte sie, das glaubte Marie-Luise zu bemerken, natürlich auf ihre Art nur. Die bestand darin, nun die Veilchenzeit längst vorüber war, ihr halbverwelkte, am Stiel zerkaute Rosen hinzulegen. Wenn dann Marie-Luise sagte: „Ei, wer hat mir denn hiermit eine Freude machen wollen?" und die Rose an ihrem zerbissenen Stiel in die Höhe hob, dann meldete sich keine, alle sahen ganz unbeteiligt drein, nur auf Trudes bleichem, verschlossenem Gesicht erschien das verlegene und rasch wieder verschwindende Lächeln. —

Trude Schindler war mit auserlesen gewesen zu einem längeren Erholungsaufenthalt an der See; sie hatte sich aber heftig dagegen gesträubt: „Nee, ich geh nich, ich bleibe hier!" Und auch Frau Schindler hatte schriftlich dagegen protestiert, daß ihre Tochter verschickt wurde. Sie hatte das Schreiben wohl keinesfalls selber abgefaßt, dazu war es zu gewandt gewesen; alles wurde angeführt, was für die Stärkung des Mädchens im Elternhause geschah. Sie war ja auch kerngesund, nur ein bißchen rasch gewachsen. Und der Schluß war: „Ich brauche Truden." Nun, wenn die Schindlers es denn durchaus nicht wollten! Jetzt, da die Schule wieder begonnen hatte, sah Trude aber nicht wohler aus, trotzdem sie viel draußen gewesen war, „immer an de frische Luft," wie sie sagte.

Trude hatte sich den ganzen Tag entweder im Friedrichshain oder im Treptower Park herumgetrieben; die Schupoleute, die da langsam, scheinbar teilnahmlos und doch scharf Obacht gebend, auf und ab patrouillierten, kannten sehr wohl die mit der wehenden Mähne, in der vom Herumsielen auf Rasen oder unter Büschen allerlei Grashalme hafteten, Kiefernadeln und abgefallene Blättchen. Mitunter hatte Trude Knaben ihres Alters bei sich — rechte Strolche — dann trieb der Schutzmann die ganze Horde mitsammen weg; wenn sie aber mit einem bereits erwachsenen Burschen daherkam, oder gar mit einem älteren Herrn, den sie nach der Uhr gefragt hatte, auf einer Bank saß, konnte er sie nicht von da fortjagen. Er beschränkte sich dann nur darauf, sie mit einem scharfen Blick, den sie dreist erwiderte, anzusehen und sich dann, von Büschen gedeckt, in der Nähe zu halten. Aber es ergab sich kein Grund, einzuschreiten.

„Ich hab' aber mal erst Ferien gehabt," renommierte Trude, als die andern Kinder von ihrem Beerensuchen im Wald, von Schafherden und Erntebier, von Buddeln im Seesand und Baden im blauen Wasser erzählten.

Die dritte Klasse schrieb gleich zu Beginn des Unterrichts einen Aufsatz: „Mein erster Ferientag". Jede konnte schreiben, so wie sie wollte, ohne Zwang. Da wurden kleine Erlebnisse — eine Muschel am Strand, eine Biene im Kleefeld, ein Apfel am Baum, — zu großen Begebenheiten.

„Als wir endlich aus der Bahn stiegen," schrieb Irma Mielke, „da war mir ganz übel von den vielen Stullen, die Mutti mir mitgegeben hatte. Aber da stand an einem Zaun ein Apfelbaum, da hing ein großer Apfel dran, nur ein einziger, aber der war ganz gelb und hatte ein rotes Bäckchen, und ich hätte ihn zu gerne abgepflückt. Aber unsere Leiterin hatte gesagt: ‚Nichts abpflücken.' Und da kam auch schon ein Mann aus dem Haus hinter dem Baum, und der sagte: ‚Da hast'n,' und pflückte mir den Apfel. Da aß ich den auch noch. Und da wurde mir noch übler. Ich hatte den ganzen Tag schreckliche Leibweh, weil der Apfel doch noch nicht reif gewesen war und sehr hart und sehr sauer. Mein erster Ferientag war gar nicht schön. Aber

dann wurde es schön. Und nun will ich mal erzählen, wie es dann wurde."

Grete, die Leseratte, hatte geschrieben:

„Ich war wie im Traum. Daß es so viel Wasser gibt, hatte ich wohl gelesen, aber gesehen hatte ich noch kein Meer. Da lag es nun vor mir in unendlicher Weite, ich konnte gegenüber kein Ufer sehen. Ich stand ganz still und ließ den Meerwind mich umwehen. Er sauste, und die Wellen brausten, es war wie ein richtiges Gedicht, das die machten. Ich habe noch nie ein so schönes gelesen. Ach, ich möchte wohl selber mal so eines machen! Aber ich bin ja wie die kleine Muschel, die ich dann fand und die ich beinah zertreten hätte, so klein und unscheinbar lag die im Sand. Ich hob sie auf und steckte sie in meine Tasche. In der Nacht legte ich sie unters Kopfkissen, sie sollte mir was erzählen vom Meer. Aber sie blieb stumm, und als ich am Morgen unterm Kopfkissen suchte, lag sie zerdrückt. Da habe ich weinen müssen wegen der stummen kleinen Muschel."

Marie-Luise lächelte: wie hübsch die Grete das schrieb! Das hätte sie wirklich nicht geglaubt, daß in einem Großstadtkind hier aus dem Osten, in dem Kind einer ledigen Fabrikarbeiterin — vielleicht empfangen beim Lärmen der Maschinen, ausgetragen unter dem Lärmen der Maschinen — so viel Poesie stecken könnte. Und dieses Kind möchte dichten, fühlte den Drang dazu in sich und doch auch die eigne Unbedeutendheit — stumme kleine Muschel, tief in den Sand getreten! Sie schrieb unter den Aufsatz von Grete Schultz ein „Gut". Sie konnte auch noch unter andre Aufsätze ein „Gut" schreiben, man sah es deutlich, wie das unmittelbare Schauen in die Natur und der Verkehr mit ihr die Kinder angeregt hatte, ihr Gemüt und ihren Körper. Sie waren alle bei diesem Aufsatz mit Eifer und Freudigkeit. Nur Trude Schindler nicht; die hatte überhaupt keinen Aufsatz gemacht und bekam deswegen Strafe. Die Kinder waren bei allem jetzt mehr dabei, auch Marie-Luise selber war wieder frisch, wochenlanges Ausruhen hatte ihr gut getan. Alle Kolleginnen sagten das.

Frau Halbhaus war eigentlich die einzige, die das nicht von sich sagen konnte. Sie sagte es zwar, aber kein Mensch glaubte es ihr. Sie sah jammervoll aus, litt immer noch an einem Magenübel, das sie zwang, zwei- und oft dreimal am Morgen eilends aus der Klasse zu stürzen. Marie-Luise fragte sie: „Kann man denn gar nicht helfen?"

„Mir kann keiner helfen." Die Halbhaus lächelte mit verzerrten Lippen. „Zu Hause ist's mir ja nicht so arg — aber hier, hier in der Schule! Mir ist es, als ob ich Spießruten liefe vor den Kindern — die wissen's ja alle."

„Was wissen die? Das ist ja natürlich, daß die Kinder es merken, sowie es der Lehrerin nicht gut ist — aber Spießrutenlaufen deswegen?! Wieso — warum?!" Mit einer gewissen Befremdung sah Marie-Luise die bleiche Kollegin an.

Da sagte die: „S i e wissen es noch nicht? Haben die lieben Kolleginnen sich noch nicht so darüber alteriert, daß jeder und jede in der Schule es weiß?" Und dann mit noch größerer Bitterkeit: „Man ist doch verheiratet — man hat am Ende doch das Recht, ein Kind zu kriegen. Und wenn man nun mal das Pech hat, eins zu kriegen, auch die Pflicht, es auszutragen. Aber es wird einem schwergemacht, weiß Gott, sehr schwer. Ich spränge oft am liebsten in einen tiefen Brunnen, aus dem ich gar nie mehr zum Vorschein käme. Wissen Sie" — sie trat ganz nahe an Marie-Luise heran und flüsterte, von Erregung fast erstickt und mit einem Ausdruck, der Marie-Luise erschütterte: „Alles, was ich genossen habe an Glück, das muß ich jetzt bezahlen, doppelt und dreifach bezahlen — nein, so groß ist kein Glück, daß es das aufwöge, was ich jetzt leide! Oh," — sie ergriff beide Hände der starr, ohne ein Wort zu sprechen, vor ihr Stehenden, und drückte mit einem Stöhnen ihr Gesicht hinein. „Andre Frauen bekommen auch Kinder, auch sie leiden — Unbequemlichkeiten hat jede — aber ich, ich bin Lehrerin! So viele Augenpaare sehe ich tagtäglich neugierig auf mich gerichtet. Setze ich mich auf einen Stuhl, weil ich nicht mehr stehen kann, gleich blinzeln sie sich zu — muß ich hinaus, weil mir übel ist — oh, ich höre wohl das heimliche Lachen hinter mir — komme ich wieder herein, wird sich angestoßen, jede meiner Bewegungen wird begutachtet: au, wie is die schon dick, die kann sich ja bald nicht mehr bücken. Und das Schlimmste, das Schlimmste" — sie hob ihr entstelltes Gesicht aus Marie-Luises Händen und sah wirr, wie eine Verfolgte, um sich: „Sie haben keinen Respekt mehr vor mir. Eine Lehrerin, die ein Kind kriegt, bah, die ist eine wie alle, die begafft man frech, die lacht man noch aus. Eine Lehrerin muß ein Fräulein sein, eine, die anders ist als alle andern. Oh, oh —" ihr Stöhnen wurde lauter, klang wie verzweifelte Angst, wie höchste Pein: „Hätt' ich doch niemals geheiratet! Oh, was war ich so töricht!"

Marie-Luise hatte ihr Herz heftig klopfen

gefühlt, nun war es ihr, als entsänke es ihr, und als versänke sie selber mit ihm in einen Abgrund von Leid.

„Nehmen Sie Urlaub," wagte sie schüchtern zu sagen.

Die Halbhaus fuhr auf: „Ich habe mit dem Rektor gesprochen. Er ist sehr wenig nett: ‚Sehen Sie wohl!' Er hat mir damals nämlich abgeraten; nun triumphiert er. Er will mir nicht wohl, sonst könnte er mir doch schon jetzt längeren Urlaub erwirken, aber er sagt: ‚Erst die Pflicht des Beamten, dann seine Privatangelegenheiten. Die Schule geht vor, ich kann Sie frühestens Ostern beurlauben und auch dann erst, wenn ich genügenden Ersatz habe.' Natürlich, ja, ich sehe das auch ein — aber wie soll ich es hier noch aushalten, noch länger aushalten?!"

Sie rang die Hände. „Meine Kraft geht zu Ende, meine seelische Kraft — ich kann und ich will nicht mehr. Und dann, was wird dann? Ich hasse diese Gören. Und dann noch ein eignes Kind zu Haus, es zu versorgen?! Mein Mann ist auch ganz zu Ende, der mag auch nicht mehr. Wenn Gott sich doch erbarmte, uns beide rasch zu sich nähme!"

*

Also auch er war zu Ende? Ja, so sah er auch aus. Marie-Luise hatte heute Herrn Halbhaus gesehn und war erschrocken: der Mann, noch nicht vierzig, war wie ein Fünfziger. Und so vergrämt sah er aus. Er kam in die Schule, um seine Frau abzuholen, man hatte ihm in die Bank telephonieren müssen, daß sie ohnmächtig geworden sei.

Man hatte Frau Halbhaus unten im großen Souterrainraum, der der Schulärztin als Ordinationszimmer diente, lang gelegt, ihr die Füße hochgebettet und vor allem die Kleider gelockert. Mehr konnte das Fräulein Doktor, das zum Glück gerade Sprechstunde abhielt, auch nicht tun; die Schulschwester rieb die ganz abgestorbenen Hände und Füße mit Franzbranntwein. Es war eine lange Ohnmacht gewesen, Marie-Luise hatte den schweren Fall gehört und den gellenden, vielstimmigen Aufschrei in der Klasse. Wer? Wo, was war passiert?! Sie hörten alle das Laufen über den Korridor, das Rufen nach der Schulärztin, und dann das Herausbringen der Bahre. Und dann wieder das Abtransportieren. Es war ein großer Schrecken gewesen, für die Kinder aber noch mehr eine Sensation, über die sie sich lange noch nicht beruhigen konnten; die Lehrerin war umgefallen, weil sie ein Kind kriegte — war mitten im Vortrag über Dr. Martin Luther gewesen, der schlug grade die Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg, da war sie ganz schneeweiß im Gesicht geworden, ihre Augen hatten starr auf einen Punkt gestiert, sie hatte den Mund aufgemacht wie zu einer Frage, hatte mit beiden Händen, einen Halt suchend, plötzlich um sich gegriffen und war dann der Länge nach niedergefallen. Die Dreizehnjährigen, bei denen in der Klasse es passiert war, erzählten es den Zwölfjährigen, die Zwölfjährigen den Elfjährigen, die Elfjährigen den Zehnjährigen, und den noch Jüngeren. Von denen glaubte manch eine noch an den Storch, nun wurde die mächtig ausgelacht.

In den Klassen surrte es wie von Bienenschwärmen, die ganze Schule war in Aufregung. Man hatte zu tun, einigermaßen die Aufmerksamkeit wieder herzustellen. Sowie ein unbewachter Augenblick war, steckten ein paar Mädels wieder die Köpfe zusammen; sie waren rot und heiß, und eine wußte immer mehr als die andre. Sie, für die es bei der Wohnungsbedrängnis keine Heimlichkeit mehr gab, die Großen, die viele kleine Geschwister hatten, die der Mutter manchen Dienst leisteten, wenn die im Wochenbett lag, die vielleicht nicht mit der Wimper zuckten, wenn der junge Mann, der in Schlafstelle bei ihnen war, sich ein Mädel mitbrachte, die waren geradezu empört: eine Lehrerin, eine Lehrerin! Bei der durfte doch sowas nicht vorkommen, eine, die einen lehren wollte, anständig zu sein! Die sollte einem nur noch mal sagen, daß sie gehört hätte, man ginge mit Jungens. Die sollte vor ihrer eignen Tür kehren, die!

Als Frau Halbhaus nach acht Tagen wiederkam — es ging ihr jetzt besser, die Beschwerden der ersten sechs Monate waren plötzlich verschwunden — hätte sie ganz unbehindert unterrichten können, aber sie konnte es doch nicht. „Sie ahnen es nicht, wie gräßlich die Mädchen sind," klagte sie weinend Marie-Luise. „Sowie ich die Klasse betrete, geht das Getuschel los. Und diese Augen, ich sage Ihnen, diese blöden und doch so listigen Augen! Die sehen einen durch und durch, ziehen einem förmlich die Kleider vom Leibe. Und wenn ich mich auch zusammenreiße, sie hart anfasse, dann haben sie doch noch keinen Respekt. Sie tun wohl ein bißchen so, aber im Grunde weiß ich, ja, ich fühle es ganz genau, sie sehen in mir nur ihresgleichen. Eine wie alle; nicht eine, die ihnen vorgesetzt ist."

„Sagen Sie es mal dem Rektor, beklagen Sie sich doch," riet Marie-Luise.

Das Bad. Gemälde von Miguel Mackinlay

„Ich werde mich hüten. Daß der mir wieder das Verheiratetsein vorwirft. Er hat es gut, er kann ja verheiratet sein, und nochmal verheiratet und meinetwegen dreimal verheiratet, wir Armen, wenn wir's einmal riskieren, nach langen Jahren des Wartens, nach innerem und äußerem Kämpfen und Überlegen, dann geht es uns so.“ —

Marie-Luise dachte viel darüber nach. Das Unglück von Frau Halbhaus — denn ein Unglück war es für sie, in diese Lage gekommen zu sein — beschäftigte sie so, daß sie nächtelang nicht schlafen konnte. Wenn sie nun in diese Lage käme, sie?! Es könnte doch sein. Alwin liebte Kinder, er sagte zuweilen ‚unsere Kinder', er wünschte eine Zukunft für sich, in der er Vater war. Und dieses Wünschen, dieses Hoffen sollten sie nun zunichte machen? Nein, das konnte sie ja gar nicht, das durfte sie auch nicht tun.

Aber Lehrerin —?! „Es geht nicht, es geht nicht, es vereint sich nicht,“ das hörte sie in einem fort. Es war niemand bei ihr im Zimmer, sie war ganz allein, aber aus jedem Winkel trat etwas auf sie zu und schrie sie an mit einer Stimme, die der der Halbhaus glich, in Angst und Verzweiflung, schrillte ihr ins Ohr, ging ihr durch Mark und Bein mit schneidend scharfer, messerscharfer Wahrhaftigkeit: „Es vereint sich nicht, es vereint sich nicht!“ Sie mußte es hören, wenn sie auch, um es nicht zu hören, dieser messerscharfen Stimme der Wahrhaftigkeit sich zu entziehen, ihren Kopf tief einwühlte und sich die Ohren mit dem Kissen verdeckte. Sie hatte diese Stimme ja innen in sich.

Und wie zerschlagen stand sie auf, zermürbt von den immerwährenden, inneren Quälereien.

Er sagte: „Liebste, du siehst blaß aus, was ist dir denn? Deine schöne Frische ist ganz weg. Sag' mir doch, fehlt dir was?“

Ja, ihre Frische, die war's, die er liebte. Ihre Frische hatte ihn zuerst angezogen, er hatte ihr das ja so oft gesagt — ihre Frische, ihre Frische, wo war die? Schon jetzt weg? Wie sollte das erst später werden? Er war ja so liebevoll, richtig verliebt, so wie es seinen Jahren zukam, er hätte ihr jeden Wunsch nach Möglichkeit gern erfüllt, sie hatte nur immer zu wehren: „Schenke mir nichts, bringe keine Blumen“ — aber das vertrug er nicht, wenn sie ernst und nachdenklich war. „Ich vermisse dein Lachen, ich sehe es so gern, wenn all deine weißen Zähne blitzen. Ich mag es so gern hören, wenn deine Stimme bis hoch hinauf steigt, es klingt wie Lerchengetriller. Warum lachst du heut nicht?“ Aber sie konnte es ihm ja nicht sagen. Eine geheime Scheu hielt sie davor zurück. Denn ob er sie wohl ganz verstehen würde? Nein. Er schalt sehr oft auf die Schule, er benutzte jede Gelegenheit, um die als ein lästiges Übel hinzustellen. Er wollte sie ihr verleiden. Daß die ihm eine Nebenbuhlerin schien, eine, die ihn schon jetzt, seiner Meinung nach, um vieles brachte, das wußte sie wohl. Und darum sagte sie nichts. Sie zerquälte sich, sobald sie allein war, auf der langen Fahrt zur Schule und von der Schule, zumeist aber in den einsamen Nächten, die so verworren waren und so dunkel, daß sie aus dem Labyrinth ihrer Gedanken den Weg heraus nicht mehr finden konnte. Kein Schlaf, und auch keine Lust zu essen; sie magerte ab.

„Du siehst gar nicht gut aus,“ sagte der Doktor.

„Sie sehen gar nicht gut aus,“ sagten auch die Kolleginnen in der Schule, „was ist denn bloß los mit Ihnen, Fräulein Büchner? Das ist ja jetzt wie verhext bei uns, die Halbhaus gar nicht auf dem Posten, und Sie zur Zeit nur halb!“

Was, sie nur halb?! Marie-Luise erschrak. Sie nahm sich zusammen, sie drängte mit Gewalt alles andre zurück — nur hier ihre Kinder, nur für die da sein — aber es gelang ihr doch nicht. Es war ihr klar: sie versagte. Und da dachte sie nun in mancher der kommenden, schlaflos verbrachten Nächte: wenn ich nun das täte, das, was er im geheimen wünscht? Meinen Beruf aufgäbe? Aber dann konnten sie ja nicht heiraten. Und er wollte heiraten, heiraten, sobald als möglich. Und sie — wollte sie ihn denn nicht heiraten, ihn nicht besitzen? Oh, einen Mann besitzen, diesen Mann besitzen! — —

Sie würden heiraten, sobald sie wußte, daß man sie, auch verheiratet, an der Schule behielt. Aber dieser Bescheid stand noch aus. Der stand vielleicht noch recht lange aus?! Da atmete sie so, als könne sie noch einmal tief Luft schöpfen vor dem kühnen Sprung über einen weitgähnenden Abgrund. — — —

„Sie sehen nicht gut aus, Kind,“ sagte auch die Ebertz. Zu der war Marie-Luise endlich, nach langer Zeit, einmal wieder gekommen. Sie hatte durch Zufall zwei Stunden nichts zu tun am Vormittag, ihre Kinder übten im Gesangsaal den Chor mit zu einer großen volkstümlichen Feier. Es war ihr lieb, diese Pause benutzen zu können, sonst kam sie doch nicht so leicht zu der alten Kollegin hin. Sie war erstaunt, wie viele Häuser hier inzwischen entstanden waren, ein ganzes Viertel in den zwei

Jahren, die sie hier nicht gegangen war. Zuletzt zu jenem Kaffee bei Fräulein Ebertz, an dem Cläre Spiegel noch Braut war. Aber das Haus, in dem Fräulein Ebertz wohnte, lag doch immer noch so weit ab, daß es freien Ausblick hatte rundum auf die Öde sandiger Weiten. Fräulein Ebertz streichelte Marie-Luise die Wangen, die vom raschen Gehen erhitzt waren. „Ich freue mich ja so, Sie mal wiederzusehen! Aber im Frühjahr, als ich bei Ihnen war, sahen Sie, trotz dem Kummer um Ihre Mutter, eigentlich besser aus, Büchner. Und was ist's mit dem Doktor? Wird's doch mit dem was, oder wird es nichts? Ich habe schon oft mit herzlichen Wünschen Ihrer gedacht."

„Wir sind verlobt," sagte Marie-Luise. Aber sie sagte es ohne die Lohe der Freude, die Bräuten sonst in die Wangen steigt.

„Ich gratuliere, ich gratuliere!" Die alte Jungfer war ganz außer sich. „Also doch, also doch! Wie mich das freut! Ha, sehen Sie, das hab' ich Ihnen ja damals schon prophezeit, als ich Sie eben kennengelernt hatte: Sie heiraten mal. Ich prophezeie immer richtig. Und heiraten wann denn, wann denn?"

Marie-Luise zuckte die Achseln. „Das weiß ich nicht." Sie sagte es kurz und glitt dann hinüber auf etwas anderes, obgleich die Ebertz sich gar nicht losreißen konnte; sie hatte die Jüngere so lieb, sie hätte gern alles bis auf das I-Tüpfelchen gewußt. Aber Marie-Luise war und blieb einsilbig. Sie war froh, als Fräulein Ebertz dann von sich selber berichtete.

Fräulein Melitta Ebertz war noch immer gleich zufrieden mit ihrer Wohnung, die war wirklich reizend — schöne Aussicht, viel Sonne — und auch im Winter war sie gemütlich, wenn auch der Wind gelegentlich etwas pfiff. Der sauste manches Mal so und rüttelte so an Mauern und Fenstern, daß man denken konnte, es versuche sich einer an der Entreetür. Aber es war immer nichts. Und sie hatte ja auch selten allein gesessen, meist war der Junge, der Theo Schindler, bei ihr; der verbrachte hier seine Abende. Sie erlaubte es gern, denn er trug ihr Holz und Kohlen, machte Feuer an, holte ihr ein, und wenn sie selber es nicht wollte, brauchte sie keinen Fuß auf die Straße zu setzen. Er litt es schon bei gutem Wetter nicht, daß sie die vielen Treppen stieg, geschweige denn, wenn es schlechtes Wetter war. Er war wie ein kleiner Diener, so gefällig, und immer war er so auf sie bedacht, als wenn er zu ihr gehörte. „Beinah wie ein Sohn — wie ein guter Sohn," sagte sie gerührt. „Man sollte es gar nicht glauben, daß in einem Kind aus solcher Umgebung so viel Gefühl stecken kann. Und so viel feines Empfinden: der Junge erzählt nie von zu Hause. Und wenn ich früher mal fragte: na, was machste denn heut, und besonders abends, wenn du mal nicht hier bist, dann weicht er immer aus. Es ist dem armen Jungen peinlich, von dem zu reden, was er wohl zu Hause mit ansehen muß und was er alles zu hören kriegt. Ich frage jetzt auch gar nicht mehr, ich mag ihn nicht so beschämen. Und die Mutter habe ich als Waschfrau auch abgeschafft — o jeh, die war gar nicht nett! Lieber nicht in die Nähe. Nun wasche ich mein bißchen Wäsche alleine, und der Theo hilft mir dabei. Es müssen ja üble Verhältnisse bei den Schindlers sein."

„Sehr üble," sagte Marie-Luise und dachte dabei mit einiger Unruhe an das blasse, verderbt aussehende Ding, die Trude.

„Aber, Gott sei Dank, der Junge, der hat seinen besonderen Schutzengel, alles Häßliche läuft von dem ab wie Wasser, es kommt gar nicht bis an ihn selber heran. Und Verstand und Energie hat er auch. Der Theo wird es noch mal zu etwas bringen, passen Sie auf. Ich bin nur besorgt, daß sie ihn mir verderben, wenn er als Page in den Hotelbetrieb kommt. Wissen Sie, Büchner —" und sie dämpfte ihre Stimme dabei und machte ganz große, entsetzte Augen — „es soll ja Männer geben, wahre Unmenschen, die hinter solchen Knaben arg her sind. Na, solange i ch lebe, wird ihm schon nichts widerfahren, da halte ich das Gegengewicht. Es wäre ja auch ein Jammer um ihn!"

— — — — — — — — — — —

In der einsamen Seele der alten Lehrerin und in ihrer engbegrenzten äußeren Umgebung hatte nicht viel anderes Platz als Theo Schindler. Was sie gern wollte: noch weiter unterrichten, dazu fand sie bei ihm reichlich Gelegenheit und zum Glück auch Ohr und Interesse. Nun dachte sie viel darüber nach, wie es wohl werden würde, wenn er jetzt bald seine Stellung antrat. Binnen wenigen Wochen würde das sein; Winteranfang und damit reger Hotelbetrieb war nicht mehr allzu weit, schon segelten braune und gelbe Blätter an den Fenstern vorbei, die der Herbstwind irgendwo abgerissen hatte und von weit, weit her mit sich führte. Hier in der Nähe gab es ja noch keine Alleen, überhaupt keine Bäume und keine schattigen Gärten, nur ein kleines Rasenstückchen war vor jedem Neubau.

Mit wahrer Trauer hörte die Einsame

ihren Schüler von seiner demnächstigen Anstellung sprechen. Und davon sprach Theo oft. Ach, der gute Junge konnte ja nicht ahnen, wie es ihr durchs Herz schnitt, wenn er sagte: „Da wer' ich zu nichts anderm mehr Zeit haben, au Backe!"

„Aber Theo, du darfst doch nicht so Berlinisch reden, wie klingt denn das!" Sie hätte viel ehrlicher gesagt: „Für mich mußt du aber doch noch Zeit haben." Wie sollte sie die Abende des kommenden Winters wohl hinbringen, wenn er nicht mehr kam?! Der Regen prasselt gegen die Scheiben, die Winde heulen und sausen — hui, hui und huhu, langgezogen wie klägliches Weinen — unheimliches Wetter, keine bekannte Seele traut sich bis hier hinaus, man sitzt und sitzt, hat eiskalte Füße, die Hände sind ebenso kalt, und die Seele friert auch. Allein, ganz allein beim trübbrennenden Gas. Die Hängelampe schaukelt, vom Zugwind, der durchs schlecht schließende Fenster fährt, leise bewegt. Da kommt es herangeschlichen wie Trübseligkeit, wie sehnsüchtiges Verlangen nach dem Knabenkopf, der sich über Heft oder Buch beugt, auf dessen blondem Scheitel der trübe Lichtschein wie ein Sonnenstrahl glänzt. Man kann doch nicht immer nähen oder stricken, und auch nicht immer lesen; schon lassen die Augen nach. Wieder ein Paar Strümpfe für ihn fertig, und wieder ein Paar. Und Taschentücher gesäumt und gestickt — ob er sich wohl darüber freuen wird, wenn er endlich mal kommt? Er kann leider nicht öfter kommen, alle vierzehn Tage nur darf er fort, aber auch dann nur auf kurz, die Jüngsten haben am allerwenigsten freie Zeit, die werden von morgens bis abends angespannt. Aber das ist ja nur gut, sie darf und will darüber nicht klagen. Sie wird sich freuen, nur freuen, wenn er endlich da ist. Sie hat guten Kaffee gekocht und Kuchen geholt; sie macht sich jetzt alles allein. Wozu jemand Fremdes, den man erst anlernen muß? Sie ist ja gesund, kann sich selber helfen, und wenn sie recht zu tun hat, vergeht die Zeit rascher. Und dann ist sie so müde, daß sie schnell einschläft, kein Ticken der Uhr mehr hört, kein Knacken im Gasrohr, kein Winden ums Haus, kein Rütteln an den Fenstern und draußen an der Tür.

Dann wird sie von dem Jungen träumen, so lebhaft träumen, daß sie am Morgen, wenn sie endlich aufwacht und sich die Augen reibt, glaubt, er sei wirklich dagewesen. —

Theo Schindler klagte seiner Gönnerin; er sprach stockend, und sie merkte es ihm an, wie schwer es ihm wurde, auf seine Eltern etwas zu sagen. Die sorgten doch auch gar nicht für ihn. Jetzt war es so weit, daß er am ersten November eintreten könnte, im feinen Hotel am Alexanderplatz, aber er hatte nichts an besserer Kleidung, gar nichts, um sich auch nur halbwegs anständig vorzustellen. Der Portier war ihm sehr gewogen, auch der Empfangsherr, die waren beide sehr wohlwollend und lächelten ihn jedesmal an, aber der Chef, der Chef, der gab alles auf den Anzug. Und er hatte doch nur die Hosen, die das Fräulein so gut gewesen war, ihm wieder und immer wieder zu flicken, und die alte blankgescheuerte Jacke, deren Ärmel ihm zu kurz geworden waren. Es war, als ob ihm die Tränen dabei kommen wollten, er wendete sich ab und wischte sich Augen und Nase. „Verflucht, daß man ooch gar kein Geld hat!"

Da sagte Fräulein Ebertz, und sie mußte dabei sich selber überwinden, jeden Egoismus: „Ich werde dir das Nötige kaufen. Ich will nicht, daß du deswegen womöglich die Stellung nicht kriegst." Es war ihr schwer, das zu sagen, weil es für sie ja so viel besser gewesen wäre, wenn es so bliebe, wie es war; aber für ihn war es doch so besser, er mußte doch einmal hinaus ins Leben. „Also dann komm in Gottes Namen, dann wollen wir gleich zusammen zu Peek & Kloppenburg gehen und dir einen Anzug kaufen!"

Er fuhr ordentlich zusammen; es übermannte ihn schier etwas. Sie ging an den kleinen altmodischen Schreibtisch, auf dem verblaßte Photographien ihrer Eltern standen, und noch verblaßtere von andern ihr lieben Verstorbenen, schloß ein Schubfach auf und nahm ein eisernes Kästchen heraus. Vor des Knaben Augen zählte sie die Scheine, tat welche davon in ihre Geldtasche und schloß die andern wieder im Schubfach ein. Eine Menge Geld, eine Menge Geld, sie brauchte ja so wenig, sie konnte schon für den Theo was springen lassen.

Aber der sagte hastig: „Ich kann jetzt nich. Morgen — nee, übermorgen — nee, Ende der Woche erst!"

„Ich denke, es ist so eilig. Aber, na, wie du willst. Wenn du so lange noch warten kannst, ich kann noch warten." Sie legte ihm die Hand auf die Schulter. „Bleibe brav, Theo. Und denk' nicht, daß Geld allein glücklich macht."

Wußte die Alte es denn, daß er nach Geld gierte, nach Geld allein?! Es wurde ihm ordentlich unheimlich. Er zwinkerte und sah scheu vor sich nieder.

„Na, was hast du denn? Du bist ja auf einmal ganz blaß geworden. Ja, mein

Junge, das merk' dir — auch wenn ich einmal nicht mehr bin, um es dir zu sagen — Geld ist etwas, in dem der Teufel steckt."

„Aber wenn man keins hat, geht man auch zum Teufel," murmelte er zwischen zusammengebissenen Zähnen und steckte seine Hände, zu Fäusten geballt, in die Hosentaschen. —

Es kam nun doch nicht dazu, daß sie zusammen den Anzug kauften, schlechtes Wetter setzte ein, starker Herbstregen mit viel Wind. Das alte Fräulein hatte sich erkältet, und Theo wollte durchaus nicht, daß sie ausging. „Ich kann mir den Anzug ja gut allein kaufen. Sie können nich ausgehen bei dem Sauwetter. Nee, ich leid' es nich, daß Sie mitgehen. Was wollen Sie denn auch dabei, ich wer' schon alleine fertig."

So tat sie ihm denn den Willen und blieb zu Hause, schärfte ihm nur ein, auf was er beim Einkauf besonders zu achten hätte. Sie gab ihm hundert Mark mit, denn er sollte sich auch noch ein Lodencape kaufen; es erbarmte sie, daß er so ungeschützt vor ihr stand, schlotternd vor kalter Nässe. Es fröstelte sie bei seinem Anblick.

★

Auch Marie-Luise fühlte ein Frösteln bis tief in die Seele. Es war aber nicht das häßliche Wetter, das sie frösteln machte. Der Rektor hatte sie zu sich in sein Zimmer rufen lassen, und ihr da, am Schreibtisch sitzend und sich kaum nach ihr umblickend, so über die Schulter weg kurz mitgeteilt, die Schulkommission habe Einsicht genommen und Kenntnis von ihrer Leistungsfähigkeit, und daher werde sie im Schuldienst belassen. „Es steht also Ihrer Heirat nichts im Wege."

Sie brachte nur ein ganz knappes „Ich danke" heraus, neigte den Kopf und verließ das Zimmer.

„Ich werde also nun heiraten," sagte sie sich. Und eine Gestalt, die sie so genau kannte, richtete sich vor ihr auf. Aber es war nicht die Gestalt des geliebten Mannes, es war die Gestalt einer unglücklichen Frau. Denn die Halbhaus war eine unglückliche Frau — verpfuschte Lehrerin, verpfuschte Gattin. Vielleicht, daß es hier und da einer glücken mochte, beide Berufe zu vereinen, aber unter vielen Hunderten nur einer einzigen. Das ängstigte Marie-Luise namenlos.

Als sie Alwin den Bescheid, den sie bekommen hatte, mitteilte, war keine Freude in ihrer Stimme und auch nicht auf ihrem Gesicht. Diese großen, offenen Züge vertrugen keine Verstellung, man konnte lesen in ihnen wie in einem Buch, und der Mann verstand jetzt zu lesen.

„Du scheinst ja wenig erfreut," sagte er verletzt.

Da hing sie schuldbewußt den Kopf: o, wie tat es ihr leid, zum Herzbrechen leid, und wie zürnte sie sich, daß sie so ein schwaches, unzulängliches Geschöpf war. Aber dann hob sie den Kopf wieder, sah den Geliebten mit weinenden Augen, überströmend aus Liebe und Kummer, an und sagte schluchzend, wie hilfesuchend in flehendem Ton: „Es ist zu schwer, es ist zu schwer, es vereint sich nicht!"

Der Doktor fuhr auf: diese Halbhaus, von der sie einmal erzählt hatte, dann aber nicht mehr, hatte die sie etwa irregemacht? Das war wohl eine unfähige Person, vielleicht hysterisch, gänzlich krankhaft. Er schalt in heftigen Worten auf diese Kollegin und auf die Schule, aber er war auch böse auf Marie-Luise. Wer sagte es denn, daß sie das nicht vereinigen konnte, Lehrerin, Gattin und Mutter?

„Ich sage es:" —

Es war eine tiefe Verstimmung zwischen dem Brautpaar, und die nahm zu mit jedem Tag, denn Marie-Luise ging umher in einem sie durch und durch rüttelnden schweren Ringen.

Sie sprachen vor der Hand nicht mehr über die Heirat; mit einer gewissen Scheu vermieden sie es, aber sie trauten sich nun auch nicht mehr, so rückhaltlos zärtlich miteinander zu sein. Es war Marie-Luise lieb, wenn Frau Gläßner bei ihnen saß — besser, man war nicht so ganz allein zusammen. Und auch der Doktor fand das; er, der vormals oft ärgerlich gewesen war, wenn die Gläßners störten, klammerte sich jetzt förmlich an das ältliche Ehepaar. Wenn Marie-Luise denn durchaus die Heirat noch hinausschieben wollte — denn das wollte sie, das sah er ganz deutlich — dann war es gewiß anständiger und ehrlicher von ihm, er hielt sich ferner. Er war doch auch nur ein Mensch, und er liebte dieses Mädchen, liebte Marie-Luise jetzt eigentlich noch mehr als zu Beginn. Und nun, da es ihm zuweilen wie eine dunkeldrohende Ahnung auftauchen wollte, daß er sie vielleicht verlieren könnte, kam eine begehrende Heftigkeit über ihn, eine Ungezügeltheit, deren er sich nicht erwehren zu können fürchtete. O diese Schule, diese verfluchte Schule! Schon auf der untersten Stufe des Gymnasiums hatte er die gehaßt. Oft stieg eine Sehnsucht in ihm auf, entfliehen zu können. Auch ihn zermürbte ein Zustand, der nichts Ganzes, der nur ein Halbes war. Wenn er es nun wahr machte, was er schon einmal geplant hatte, auf einem großen Dampfer mit um die Welt

fuhr? Dann hatte Marie-Luise Zeit, sich — ohne ihn — zu besinnen. Seine Praxis konnte er ohne Verlust hier aufgeben, die wurde und wurde nicht, und auf all seine Bewerbungen an Krankenhäusern bekam er zurück: „Schon besetzt.“ „Leider anderweitig vergeben.“ Wie hatte Marie-Luise doch gesagt? ‚Es ist zu schwer, zu schwer, es läßt sich nicht vereinen‘ — ja, ein Arzt sein, der noch keine Praxis hat, und verheiratet sein, das läßt sich in der Tat nicht vereinen. —

Marie-Luise hatte niemanden, bei dem sie sich aussprechen konnte. Die Gläßners waren gut zu ihr, aber was verstanden die? Ihre Mutter war tot, die hätte sie wohl auch nicht verstanden. Marga? O Gott, d i e ? Nein, die ganz sicher nicht. Man war sich ohnehin schon viel ferner gerückt. Die gute Ebertz? Die war eine alte Jungfer. Es blieb auch von den Kolleginnen nur Frau Halbhaus übrig. Marie-Luise zog es zu der geplagten Frau hin.

„Ich werde doch wohl gehen müssen,“ gestand ihr die heute, „ich trete jetzt zwar meinen Urlaub an vor der Entbindung. Eine Junglehrerin tritt für mich ein — ob die's schaffen wird mit meiner Klasse?“ Sie stieß einen tiefen Seufzer aus, trotz aller Not, die sie selber hatte, lag ihr die Klasse doch am Herzen. „Wenn ich ehrlich bin, muß ich sagen: die Klasse ist nicht so, wie sie sein müßte. Ich konnte eben nicht mehr.“ Sie seufzte abermals, und die andere seufzte mit. Ach, Marie-Luise verstand das ja, verstand es nur allzu gut. „Wenn ich nur überhaupt wiederkomme,“ sagte tonlos die Halbhaus. „Es täte mir sehr leid, abgesehen davon, daß mir das Einkommen fehlen würde. Aber wenn das Kind am Leben ist — was dann machen? Ich habe keine Mutter, keine Schwester, auf mich allein ist es angewiesen. Ein Mädchen nehmen? Das kostet viel Geld. Und bei einem so kleinen Kind, ist da eine verläßlich? Was soll ich tun, was soll ich tun? Was meinen Sie?“

Einen Rat zu geben war Marie-Luise nicht möglich — wußte sie sich denn selber Rat? ‚Was soll ich tun, was soll ich tun?‘ fragte sie sich wie jene.

Sie hatte sich eben von der Kollegin getrennt, sie kamen beide aus einer Lehrersitzung im Konferenzzimmer. Es war eigentlich noch gar nicht so spät, im Frühsommer wäre es noch heller Tag gewesen, jetzt aber lag tiefe Herbstdunkelheit auf dem Osten der Stadt. Wohl brannten Laternen hier wie anderswo, aber es war Marie-Luise, als brannten sie nicht so hell wie in den andern Stadtteilen; und auch aus den Kaufläden strömte nicht die gleiche Lichtflut. Bescheidene Schaufenster, die zeitig geschlossen werden. Jetzt war schon überall zu. In der großen Trübseligkeit von Straßen, die wie Kleinstadt waren trotz ihrer hohen Häuser und ihrer Dichtbevölkertheit, fühlte Marie-Luise eine große Traurigkeit. Sie ging geschwind. Es war wie ein Laufen nach einem Ziel, das sie noch nicht sah, das sie auch nicht benennen konnte, und das sie doch zu erreichen sich mühte, und nach dem es sie unbeschreiblich verlangte. Ach, etwas tun, was ihre innere Unruhe beschwichtigte! Ach, ein Licht sehen, das ihr ihren Weg deutlicher zeigte!

O, wie dunkel war es hier. Sie schauerte nun doch. Am großen Kino drüben war es ganz hell, das heißt, nur grade vorm Eingang, wo der Kranz elektrischer Lampen um das scheußlich schreiende Reklamebild ‚Verlorene Töchter‘ einen grellen und in seiner scharfen Begrenzung wie abgeschnittenen Lichtschein auf das breite Trottoir warf. Rechts und links davon erschien alles desto dunkler, daß man die Gestalten nicht genau erkennen konnte, die da warteten.

Zwei gingen jetzt dicht vor Marie-Luise. Das eine, etwas größere Mädchen war das nicht Trude Schindler? Unwillkürlich hielt Marie-Luise sich dicht hinter den beiden.

Die Kinovorführung war grade aus, ein spärliches Publikum zerstreute sich, an einen Herrn mit hochgeschlagenen Paletotkragen drängten sich die beiden jetzt heran. Sie nahten sich ihm von rechts und von links, nahmen ihn so in die Mitte. Sie flüsterten. O, wenn sie doch verstehen könnte, was sie sagten! Marie-Luise lauschte angestrengt. Jetzt sprach die Schindler etwas lauter: „Ich hab' auch noch 'ne Schwester, die is aber schon achtzehn — die is noch drin im Kino. Meine Freundin hier — Lenchen, so sag' doch, du bist erst elf, nich? Ich bin zwölf!“

Was der Mann darauf sagte, das verstand Marie-Luise nicht. Sie sah nur, daß der Herr sich den steifen Hut tiefer in die Stirn drückte und dann die kleinere von beiden mit sich nahm. Sie verschwanden rasch.

Die Schindler drehte noch einmal um, unwillkürlich wich Marie-Luise ihr aus auf die Mitte des Dammes. Was tat die nun weiter? Die kehrte zum Kino zurück. War sie es denn wirklich? Oder ein Spuk, eine Vision von etwas Widrigem, Scheußlichem? Ja, das war sie, das war sie! Jetzt stand sie vorm Eingang, vom grellen Lichtschein gespenstig beleuchtet. Das war der Schindler halbfertige Backfischgestalt, ihre hellbestrumpften, bis weit über das Knie hin-

auf sichtbaren Beine unterm noch kindlichen Plisseeröckchen, ihre schlecht verschnittene Mähne, ihr ganz grünlich schillerndes blasses Gesicht, ihre Züge, die gemein und schon alt waren trotz aller Jugend. Sie wartete, sie lauerte — auf wen, auf was? Ein Schupo näherte sich, kaum sah die Schindler ihn, so tat sie ganz harmlos, gaffte angelegentlich interessiert zum bunten Reklamebild auf: ‚Verlorene Töchter'.

★

„Haste Geld?“ fragte Theo Schindler seine Schwester Trude im Bett.

„Nee.“

„Du hast doch Geld,“ beharrte der Bruder und suchte ihr das Beutelchen abzureißen, das sie an einer Schnur unterm Hemd auf der Brust barg. Aber sie hielt fest ihre Hand darauf und stieß ihn mit den Beinen. „Ich lass' mir nichts wegnehmen mit Gewalt! Du hast ja auch Geld.“

„Keinen Pfennig.“ Und nun tat er kläglich: „Ach, Trudeken, gib mir doch was ab!“

„Wenn du mich jetzt nicht schlafen läßt, denn schrei' ich. Dann haut Mutter oder der Piefke dir. Und ich sag' es Piefken, daß er im Strohsack nachguckt, da haste det Geld drin versteckt, was dir deine Olle gegeben hat!“

„Sei still!“ Er legte ihr erschrocken die Hand auf den Mund.

Sie lachte leise. „Mir kannste nischt vormachen. Deine Olle, die is doof, aber ich nich. Die kann mir ordentlich leid tun. Und nu laß mich in Ruh, ich will schlafen.“ Sie drängte ihn an den Rand, kehrte ihm den Rücken und schlief bald ganz fest.

Es schliefen alle, die im engen Raum beisammen lagen. Der Schlafbursche Piefke schnarchte, die Mutter schnarchte; der Vater war noch nicht da, aber wenn der kam, schnarchte er auch gleich. Alle hatten ein gutes Gewissen, darum konnten sie schlafen, nur er, er konnte es nicht! Theo Schindler stemmte beide Hände gegen seine Brust: wie das da drin pochte, ganz ekelhaft. Er hatte Angst. Was sagte er ihr nun, wenn sie wieder und wieder fragte: „Warum bringst du den Anzug nicht? Und den Lodenmantel nicht? Ich will beides doch mal sehen.“ Die hundert Mark von ihr hatte er ausgeben müssen, billigeres hatte er nicht kaufen können, denn das war zu unhaltbar. Sie war des auch ganz zufrieden gewesen, hundert Mark gab sie gern für ihn aus, aber wenigstens sehen wollte sie doch endlich den Einkauf. Ob sie Verdacht schöpfte? Es dünkte den Knaben so, als ob sie ihn heute ganz merkwürdig angesehen, mißtrauisch fragend. Und was sagte er bloß, warum er die Stelle im Hotel zu guter Letzt nicht gekriegt hatte? Auch danach fragte sie immerzu. Sie war lästig. Es war ja ganz schön warm bei ihr oben, und ihr Essen schmeckte ihm auch, er mochte sie eigentlich auch ganz gut leiden — aber eine Stellung als Hotelpage hatte er niemals in Aussicht gehabt, alles Schwindel. Die Trude war gerissener, wenn er es wagen könnte, sich der anzuvertrauen, die wüßte vielleicht einen Ausweg — aber nein, er traute sich nicht. Theo Schindler hatte sich bereits so verheddert in Schwindeleien, daß er sich nicht mehr herausfand. Wenn die Alte jetzt dahinter kam? Dann schmiß sie ihn hinaus, dann gab's keine warme Stube und kein Essen mehr — und vor allem kein Geld mehr. Geld! Ohne Geld ist man ein unglücklicher Mensch, wenn das Fräulein Ebertz auch anders sagte. Die hatte gut reden, die hatte ja Geld. Es lag bei ihr im Schreibtisch im eisernen Kasten. Den hatte er erst kürzlich gesehen. Und der Schlüssel zu der verschlossenen Schreibtischschublade, der lag bei ihr im Nachttisch am Bett.

Der Knabe warf sich unruhig. Die Schwester gab ihm schlaftrunken einen Rippenstoß: „Ruhig, sonst schrei' ich.“ Da lag er wieder ganz still, aber der Schweiß perlte ihm. Nein, so schlecht war er nicht, daß er sie umbringen würde — aber das Geld, das Geld ihr wegnehmen, ja, das möchte er. Wozu brauchte sie das? Sie kriegte ja immer wieder welches, alle Monat neues Geld. Da lohnte sich später schon mal wieder ein Eingriff, wenn sie wieder tüchtig gespart hatte. Auch jetzt hatte sie schon viel, sehr viel gespart, sie hatte es ihm ja selber erzählt. Geld, eine feine Sache! Wenn man das hat, dann fährt man Auto, dann ißt man nobel im Restaurant und hält sich Weiber. Er war kein Kind mehr, er war jetzt ein werdender Mann. Aber er kam nur vors Jugendgericht, viel Schlimmes konnte ihm gar nicht passieren, wenn es herauskam. Warum sollte es denn aber herauskommen? Nie kam es heraus. Er hatte den Schlüssel zu ihrer Entreetür — sie sagte selber, sie schliefe so fest — also warum denn herauskommen? Nur keine Angst.

Das Schnarchen um ihn her beruhigte Theo Schindler allmählich. Die waren ja auch keine Engel und schliefen so sanft. So schlief auch er endlich ein. Aber in seinem Schlaf hörte sein Überlegen nicht auf, er dachte immer weiter an das Haus, das draußen lag zwischen Sandkuhlen und Bauzäunen, zwischen Neubauten, die, noch nicht ganz fertiggestellt, leer standen. Er verkroch sich hinter ihnen, als er verfolgt wurde. Sie fanden ihn nicht.

Er lachte darüber so laut im Traum, daß er jäh erwachte. Aber es war kein Lachen gewesen, sondern ein Schrei.

*

Lenchen — Lenchen! Ein ganz alltäglicher Name — warum dieser Name sie nur so verfolgte, daß sie wie sinnlos gerannt war, fast in eine Elektrische hinein? Marie-Luise, auf ihrem Nachhauseweg von der Konferenz in der Schule, fühlte sich wie betäubt durch etwas, von dem sie noch nichts gewußt hatte, trotz allem, was das Leben und ihr Beruf, hart und grausam Illusionen zerstörend, sie schon gelehrt hatte. Das war zu schrecklich! Sie hatte gesehen, was sie nie für möglich gehalten hätte, gehört, was sie nicht geglaubt, und wenn es auch in allen Zeitungen gleichlautend stehen würde. „Verlorene Töchter," o welch ein Drama, aber „Verlorene Kinder" ein noch soviel größeres! Ein unendlicher, sie ganz und gar erfüllender Jammer, daß sie nichts anderes mehr denken konnte, nichts anderes mehr fühlen.

Also darum sah Trude Schindler so welk und so abgemattet aus? O unglückseliges Kind! Ob ihre Mutter davon wußte? Nein, das konnte, das wollte sie nicht glauben.

Und Lenchen, was war das für ein Lenchen? Gesehen hatte Marie-Luise das Gesicht der Kleineren nicht. Nein, das konnte doch Herrn Krauses Lenchen nicht sein, um das sie einstmals so gekämpft hatte. Aber Lenchen Krause hatte damals mit den Schindlers in einem Hause gewohnt — ob die noch darin wohnte? Und ‚elf Jahre' hatte die Trude gesagt — könnte das nicht stimmen? Sie erinnerte sich nicht mehr genau an das Alter des Kindes, aber sie erinnerte sich sehr genau noch der großen, weinenden Augen, des nervösen, ängstlichen Wesens, der dünnen Händchen, die sich an ihr Kleid geklammert hatten: ‚Mutti, ich will bei meine Mutti!' Ach, Lenchen Krause hatte ja längst keine Mutter mehr! Ein ungeheures, alles andre beiseite drängendes Mitleid erfüllte Marie-Luise. Ein mutterloses Kind bei einem Vater, dessen sie sich jetzt aufs neue mit Angst erinnerte. Ein Kind ohne Hüterin! Ein Lamm ohne Hirtin, verfallen dem Wolf, der die Herde umschleicht. Teilnahme, Liebe, Fürsorge müßte Türen öffnen können, aber Herr Krause hatte die Tür zugeschlagen, den Schlüssel umgedreht: bleib draußen.

Aber war sie jetzt nicht älter geworden, erfahrener? Gereifter in dieser kurzen schrecklichen Szene am heutigen Abend, als sie sonst vielleicht in Jahren geworden wäre? Jetzt würde sie nicht nachlassen, mit beiden Armen die Kinder umfassen, sie sich nicht entreißen lassen — Gewalt wider Gewalt. Ihre Kinder gab sie nicht her, verteidigte sie, wehrte sich mit all ihren Kräften, und allem was sie selber darüber auch auf dem Plan lassen sollte.

Es war eine hohe Exaltation in Marie-Luise, eine völlige Bereitschaft, sich selber zu opfern. Wochen der Ängste, der Zweifel, der Überlegungen: sollst du, darfst du, kannst du? — der Unstimmigkeiten mit dem Mann, den sie so heiß liebte, der sie ebenso liebte, und der doch ihr Schwanken nicht verstand, es Mangel an Liebe nannte, diese vielen qualvollen Tage und Nächte hatten den Keim zu dem gelegt, was jetzt plötzlich in ihr aufschoß, Entschluß wurde. Ein ihre Augen mit heißen Tränen füllender und ihr Herz mit unendlicher Wehmut, aber doch unumstößlich gewordener Entschluß.

Bald mußte es sein, bald, ehe es ihr vielleicht doch wieder leid wurde — am besten gleich, noch heute! Wie gehetzt rannte sie vom Bahnhof nach Hause.

Er hatte sie nicht abgeholt, eigentlich hatte sie das doch erwartet, trotzdem er gesagt hatte: „Natürlich wieder in der Schule! Da werde ich zusehen, womit ich dich mir ersetze!" Seine Miene war unmutig gewesen, sein Ton leicht gereizt. Auch bei sich zu Hause fand sie ihn nun nicht.

„Ist Alwin nicht dagewesen?" fragte sie die Tante Gläßner.

„Mein Gott, was kommst du so spät! Nein, er war nicht da. Warum siehst du denn so verstört aus? Ihr habt euch doch nicht gezankt?"

„O nein," sagte Marie-Luise. Sie ging ins Zimmer, da stand ihre Teetasse und für ihn auch eine; er war ja meistens den Abend hier. Bald würde er nie mehr kommen! Sie schluckte die Tränen herunter, die ihr brennend aufsteigen wollten, sie setzte sich an den Tisch, aber Tee trinken konnte sie nicht und auch nichts essen.

„Ich geh' noch einmal fort," sagte sie ins Zimmer von Frau Gläßner hinein und hörte gar nicht, was die noch verwundert ihr nachrief. Bald mußte es ja sein, ehe es ihr wieder leid wurde — am besten gleich!

Und sie lief in die neblige Nacht hinein, die sie wie in Tränen empfing. Von den Dächern der Villen tropfte es, von den sich entlaubenden Bäumen, von allen Büschen. Die Gitter der Vorgärten waren mit langen Reihen von Tropfen beperlt, und Tropfen, immer mehr Tropfen entfielen dem dunklen Himmel, an dem nicht ein einziger Stern zu sehen war. Alles und alle weinten.

Sie kam an das Haus, darin der Geliebte

wohnte. Ob er da war? Ach, er war gewiß ausgegangen, vielleicht in Berlin, saß mit einem Bekannten beim Glase Bier — nein, Gott sei Dank, er schien doch hier! Durch die heruntergelassene Jalousie seines Parterrezimmers sah sie Lichtschimmer. „Nachtglocke" stand über dem Schild — es war spät, sie klingelte. Gleich darauf hörte sie im Hausflur seine Schritte — jetzt schloß er auf.

„Du —?!" Grenzenloses Erstaunen war in seinem Ton, fast Bestürzung; dann aber helle Freude: „O du, du!" Er umfaßte sie, drückte ihr einen Kuß auf, schob seinen Arm unter den ihren und führte sie so in sein Zimmer. Es war das erstemal, daß sie so spät abends zu ihm kam.

„Ich hatte die Hoffnung ganz aufgegeben — nun hab' ich dich doch noch!" Er war freudiger, feuriger. So war er schon lange nicht mehr gewesen: sie, sie bei ihm! So spät noch! Sie hatte es also doch nicht ausgehalten, ihn heute nicht mehr zu sehen.

Marie-Luise empfing Küsse, die sie nie mehr zu empfangen gedacht hatte. Einen Augenblick wallte es leidenschaftlich in ihr auf: mag kommen, wie es will, laß alles andre, gehöre nur ihm — aber die Lippen fest aufeinanderpressend, die Zähne zusammenbeißend, widerstand sie sich selbst. „Ich bin froh, ich fürchtete schon, du wärest aus. Du wolltest doch zusehn, womit du mich dir ersetztest."

„Nur Arbeit kann mir dich ersetzen — verletzt darüber, mein Liebchen?" Er sah ihr erzwungenes Lächeln.

„O nein. Darüber bin ich ja glücklich. Denn du mußt wissen, ich — wir —" nun stockte sie doch: es war ja Wahnsinn, Wahnsinn, daß sie ihn von sich wies, seine Liebe, ihr Glück, ihr ganzes Lebensglück — nein, es war doch nicht Wahnsinn, es mußte so sein. Und sich etwas weiter von ihm entfernend und der Tränen nicht wehrend, die ihr jetzt aus den Augen wie unaufhaltsamer Regen stürzten, sagte sie: „Alwin, wir müssen uns trennen. Eine Ehe, wie wir sie wünschen, kann es nicht sein. Ich bin Lehrerin und muß Lehrerin bleiben — und das vereint sich nicht. Laß uns Schluß machen, Alwin — ich ertrag' es nicht, o ich ertrag' es nicht mehr!" In einer ihr seltenen Heftigkeit erhob sie abwehrend die Hände. „Ach, ich habe soviel gerungen, habe doch Mitleid mit mir — du, du hast ja auch darunter gelitten, ich weiß es!"

„Ja, das habe ich auch," murmelte er, „aber" — Er sprach nicht weiter, stand in sich gekehrt und sah sie nicht an.

Es war ein tiefes, trauriges Schweigen im Zimmer. Marie-Luises Augen strömten, aber sie schluchzte nicht laut, sie weinte still in sich hinein. Ihr waren diese Tränen eine Befreiung von Lasten, die auf ihr gelegen, unertragbar.

Und auch er dachte: ‚Es ist vielleicht besser so.' Aber schwer wurde es ihm, eigentlich unbegreiflich schwer: ein Mann läßt sich doch nicht einfach so den Laufpaß geben. Und doch war es ihm, als müsse er weinen wie sie. Minuten verstrichen, stumme, und doch so entscheidungsreiche Minuten. Dann aber kam dem Mann auf einmal die Empörung. Aus gekränktem Stolz, aus verschmähter Liebe, aus verletzter Empfindlichkeit heraus, wallte es auf, in heftigem Vorwurf rief er: „Du hast mich nie so geliebt, wie ich dich geliebt habe. Du kannst überhaupt gar nicht lieben. Du liebst ja nur deinen Beruf!"

„Daß ich das tue, das gebe Gott," sagte sie ernst, fast feierlich.

*

Nun weinte sie nicht mehr. Jetzt waren schon viele Tage vorüber, und das war auch gut. Ihre Tränen waren alle ausgeweint, heimlich ausgegossen ins nächtliche Kissen, sie hatte nun keine mehr.

Doktor Droste war abwesend; er würde seine Praxis hier aufgeben, so hatte Frau Gläßner erzählen gehört. Sie war aufgebracht, förmlich empört über Marie-Luise: „Also darum ist er nicht mehr gekommen! Das tut man nicht, einen solch famosen Menschen erst an sich ziehen und ihn dann von sich stoßen ganz ohne Grund. Gott sei Dank, daß das deine arme Mutter nicht mehr erlebt hat, die wäre außer sich gewesen. Nun wirst du nie mehr einen kriegen!" Marie-Luise hatte ihr mitgeteilt, daß sie ihre Verlobung aufgelöst habe.

Ja, das wußte Marie-Luise, daß diese erste Liebe auch die letzte sein würde. Damit hatte sie nun abgeschlossen. Und anderes drängte jetzt auch einem Abschluß zu, nahm sie ganz und gar in Anspruch.

Marie-Luise hatte dem Rektor Mitteilung gemacht, von dem was sie gesehen hatte. So peinlich es ihr war, diese dunkle Sache mußte ans helle Licht.

„Sie glauben also wirklich, daß Sie sich nicht getäuscht haben?" Der Rektor saß am Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer, aber er sagte heute nichts über die Schulter weg, er hatte sich umgedreht auf seinem Stuhl und sah ihr voll ins Gesicht. Das war nicht so klar und freundlich wie sonst, es war erregt, zwei rote Flecke brannten auf den



Kirtag in der Slowakei. Gemälde von Hans Tschelan

Backenknochen. „Haben Sie wirklich eine Schülerin Ihrer Klasse erkannt?"

„Ja, Trude Schindler. Ganz bestimmt."

„Und die andre? Wer war das kleinere Mädchen? Auch eine von Ihnen?"

„Jetzt nicht mehr. Aber ich betrachte sie noch immer wie eine von den Meinen. Ich fürchte, es war die kleine Krause. Sie wohnt noch im selben Haus mit der Schindler."

„Aha, das Töchterchen von dem Kerl, der Sie früher mal so belästigt hat — haben Sie denn jetzt keine Furcht?"

„Gar keine." Das Gesicht der Lehrerin wechselte die Farbe, die Röte verschwand und die Erregung auch. Es war jetzt sehr bleich, sehr entschlossen, erschien wie das aus Marmor gebildete Antlitz einer klassischen Kämpferin.

„Es bleibt uns nichts anderes übrig, wir werden die Sache der Polizei anzeigen müssen. Herrgott, eine Schülerin und eine frühere Schülerin aus meiner Schule! Jugendschutz — Jugendschutz! Wie soll man solche Jugend schützen?!" Der Rektor fuhr sich in das schon ergraute Haar. Er sprang plötzlich vom Stuhl auf, streckte die Hand aus und nahm ihre eiskalte eine ganze Weile in seine warme: „Es tut mir sehr leid, daß Sie, gerade Sie nun so in diesen Schmutz mit hineingezogen werden. Ich hätte Ihnen das gerne erspart."

„Es geht doch nicht anders," sagte Marie-Luise. „Ich habe aber eine Bitte: ehe Sie die Sache an die Polizei weitergeben, möchte ich zu der Mutter gehen, ich will mit der sprechen. Ach, lassen Sie mich's versuchen! Vielleicht, daß wir dann manches umgehen können. Das Kind — die Polizei — ach, das wäre zu schrecklich! Ich will gern alles versuchen."

Der Rektor lächelte fast, und dann sagte er resigniert: „Ich habe nicht viel Hoffnung. Ich bin schon zu lange im Amt, ich weiß Bescheid. Warum wollen Sie sich einer eventuellen Unverschämtheit aussetzen?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich gehe."

„Sie sind tapfer!" Das klang fast wie Bewunderung.

Marie-Luise zog rasch ihre Hand zurück, weil der Mann sich plötzlich so darüber beugte, als wolle er sie küssen. — — —

‚Tapfer' hatte Herr Volbert gesagt — war sie denn wirklich tapfer? Marie-Luise fühlte sich gar nicht tapfer, es war gut, daß niemand es merkte, wie schwach sie war. Sie hatte schwer um den Entschluß ringen müssen — aber die arme Mutter! Frau Schindler war gewiß kein Tugendspiegel und traurigerweise in ihrer Familie an manches gewöhnt — aber wenn sie dieses erfuhr, dieses?! Sie würde heulen und schreien, sich die Haare raufen. O, die unglückliche Mutter! Es war ein schrecklicher Gang. Aber wenn die arme Frau es zuerst durch die Polizei erfuhr, dann war es noch viel schrecklicher.

Trude Schindler saß in der Klasse wie immer, bleich und müde. Marie-Luise hatte nicht zu ihr gesagt: „Ich habe dich gesehen, vorm Kino," auch nicht gefragt: „Wer war das kleine Mädchen, das du bei dir hattest?" Sie hatte sie auch nicht angesehen mit Blikken, die durch und durch dringen, ihr Auge hatte Trude Schindler nur gestreift. Aber immer wieder mußte ihr Auge sie streifen, durch einen raschen, flüchtigen Blick mußte die Lehrerin sich gewissermaßen versichern, daß dieses erst halbentwickelte Mädchen mit der gleichgültig-stumpfen Miene wirklich jenes war, das sie belauscht hatte. O Gott, Trude! Sie hätte sie anpacken mögen, schütteln: ‚Was hast du getan?'

Trude war besonders müde und abgespannt und erschien dadurch noch gleichgültig-stumpfer. Sie hatte nun schon ein paar Nächte gar nicht mehr schlafen können: der Theo gab so an. Kaum, daß sie die Augen geschlossen hatte, fing der an, sich zu wälzen und zu stöhnen, schlug mit den Armen um sich, strampelte mit den Beinen, und wenn sie ihn dann zu fassen kriegte, ihn festhalten wollte, dann packte er sie plötzlich so an, würgte sie an der Kehle, zwang sie nieder mit solcher Gewalt, daß sie nur noch wimmern konnte: „Bring mir nich um!" Aber am Morgen wußte er nichts mehr davon. Er lachte sie aus und schenkte ihr einen Groschen. Sie aber wollte nicht mehr bei ihm schlafen — mochte er denn lieber das Bett allein haben — sie rückte sich zwei Stühle zusammen, legte sich auf die lang und schob sich unter den Kopf ihren Schulranzen als Kissen. — — —

„Sie kommen wegen die Trude?" sagte Frau Schindler, als die Lehrerin vor ihr stand, und blickte argwöhnisch: die kam selber? Das war doch komisch, das hatte was zu bedeuten. Aufgepaßt! Frau Schindler war immer auf der Hut, sie konnte ja nie wissen, ob nicht was los war, entweder mit Schindler, mit Pieſken oder mit der Großen, der Alma; aber nur immer manierlich, immer höflich geblieben, damit kam man am weitesten. Sie hatte sich ein Lächeln angewöhnt, das, freundlich den Mund breitziehend, ihrem Gesicht einen gutmütigen Ausdruck verlieh. So lächelte sie auch heute.

„Daß das Fräulein sich selber herbemühen, det is doch 'ne große Ehre für unse Trude," sagte die Mutter Schindler und bot

einen Stuhl an. Und dann schmeichelte sie: „Ja, was unse Trude is, die kann nich genug erzählen von ihrem Fräulein Lehrerin, und wie lieb sie die hat. Die ginge for Ihnen durchs Feuer."

„Wo ist Trude?"

„Eben mal runter auf Straße, ich wer' sie gleich mal rufen gehn." Bereitwillig wollte die Frau zur Tür.

Da legte Marie-Luise die Hand auf ihren Arm. „Nein, bleiben Sie bitte hier. Jetzt können wir Trude nicht brauchen. Was ich zu sagen habe, sage ich Ihnen allein — ich, Trudes Lehrerin, Ihnen, der Mutter!"

Das gutmütige Lächeln auf dem breiten Gesicht wurde noch gutmütiger. „Nanu, Trudeken is doch wohl nich ungezogen gewesen?" Der Ton war der einer Mutter, die eine kindische Unart vermutet und entschuldigen möchte.

„Es wird mir furchtbar schwer, es Ihnen zu sagen — bitte, setzen Sie sich, Frau Schindler!" Marie-Luise machte eine kleine Pause: ach Gott, die arglose Mutter! Sie mußte sich ordentlich einen Ruck geben: „Ich habe nämlich Ihre Trude im Verdacht, daß sie bummelt."

„Bummelt — ach nee, was Sie sagen! Alma bummelt wohl mal, det is ja leider so mit die Mächens, wenn sie aus Schule sind, da kann so 'ne arme Mutter wie ich nichts bei machen, und wenn man noch soviel ermahnt und mit 'n Besen dreinhaut. Aber Trudeken, det Kind, det noch nach Schule geht — det bummelt doch nich!" Sie schien völlig ruhig, vollkommen von der Unschuld ihrer Jüngsten überzeugt.

„Ich meine auch kein Bummeln, wie Sie es vielleicht meinen. Ach, liebe Frau —!" Bei der völligen Ahnungslosigkeit dieser Mutter wurde es Marie-Luise noch schwerer, ihr das Unerhörte zu berichten, was sie von Trude gehört und gesehen hatte. Sie tat es in den schonendsten Worten.

Und Frau Schindler schrie und heulte auch nicht gleich auf, wie Marie-Luise erwartet hatte, daß sie tun würde. Das einzige, was sie äußerte, war: „So 'ne verflucht dumme Jöhre!" Dann erst setzte sie sich auf ihrem Stuhl zurecht, streckte ihre dicken Beine, die wie Stempel waren, etwas von sich ab, nahm ihre Kittelschürze hoch und verbarg ihr Gesicht darin.

Weinte sie? Ach ja, das war wohl zum Weinen. Es mußte furchtbar für die Mutter sein, wenn sie es auch mit bewunderungswürdiger Fassung trug. „Liebe Frau Schindler, ich will ja auch gar nicht anklagen, ich entschuldige sogar — wer weiß, in was für Gesellschaft das unglückliche Kind geraten ist!" Marie-Luise legte mitfühlend ihre Hand auf die Schulter der Schindler. „Immerhin besser doch, nicht wahr, ich hab' es Ihnen vorher gesagt, ehe die Polizei Ihnen auf den Hals kommt."

„Polizei — wozu Polizei?!" Die Frau schnappte nach Luft.

„Unser Rektor will Anzeige machen — er muß es, seiner Schule wegen. Es muß ganz genau zur Untersuchung kommen, ob nicht etwa auch noch andere Mädchen —"

„Hören Se auf!" Die Frau hatte die Schürze sinken lassen, sie brach in Gelächter aus. „Da schlag einer lang hin! ‚Ob nich auch andre Mächens' — na, wo werden se nich! Jede sucht sich was, auch in **dem** Alter schon. Schön is das nich, Fräulein, **Sie** haben es besser gehabt. Aber unsre Töchter, pfui Deibel —" sie spuckte aus — „die müssen früh anfangen. Die Welt is sehr schlecht, und das Leben darin is sehr schwer!" Sie brach plötzlich ihr Lachen ab und blickte starr vor sich hin.

Das Lachen hatte Marie-Luise verletzt, dieser letzte Ton versöhnte sie wieder. „Ihre Trude wird gerettet, sie ist noch so jung. Nur fort aus diesen Straßen, von diesem Pflaster weg, das klebt wie Pech. Sie sollen mal sehen, ein paar Jahre nur weg, und Ihre Trude —"

„Nee, Fräulein," unterbrach die Frau, „man keene Mühe nich. Trude bleibt, wie sie is und wat sie is, sie hat es mit der Muttermilch eingesogen. Ha, se soll natürlich in Fürsorgeerziehung, ich seh' schon, die winkt. Aber Fürsorge — was kann die Fürsorge, det sagen Se mir man bloß!"

„O, viel kann die. Andre Menschen, ganz andre Umgebung, völlig andre. Kein Stuhl, kein Schrank, kein Bett, nichts, gar nichts, das an Früheres erinnert — aber ein Garten, eine gesunde Luft, unschuldige Spiele abwechselnd mit Arbeit, und eine Harmlosigkeit, die natürlich hier nicht mehr existiert!"

Die Schindler hatte sich's ruhig angehört, bei jedem Wort nickend. Aber dann schüttelte sie verneinend den Kopf. „Nee, is nich." Was sie damit sagen wollte, wußte Marie-Luise nicht recht. „Sie haben es gut gemeint, Fräulein. Sie wissen nur noch nich, Fräulein, wie viele schlechte Menschen es gibt, wir sind noch lange nich die schlechtesten. Da is der Krause hier im Haus, der is doch viel schlechter. Daß der seine Lenchen schickt, so 'n Kind, das 's mehr als gemein! Der Trude wer' ich eine runterhauen. Daß se nich besser aufgepaßt hat, det ärgert mir sehr. Aber im übrigen, aufhängen kann ich mir nich drum." Ihr Mund zog sich breit

in dem angewöhnten gutmütigen Lächeln. „Sehr freundlich von Ihnen, Fräulein, daß Sie gekommen sind!"

*

In dieser Nacht schlief halb Berlin nicht, so heftig tobte ein Sturm. Der warf Dachziegel und Schieferplatten herunter, daß sie krachend auf dem Bürgersteig in Stücke brachen; es war ordentlich gefährlich zu gehen. Den Elektrischen stemmte sich der Sturmwind so bös fauchend entgegen, daß es aussah, als würden sie aus den Geleisen gehoben werden; nur langsam kamen sie weiter, denn rauschend schoben sich ihre Räder durch angestaute, halb vereiste Regenschmutztümpel. Die Omnibusse schwankten, wie matte Fliegen kriechend; so torkelten langsam die sonst so schnellen auf ihrer vorgeschriebenen Tour, niemand stieg mehr ein, niemand stieg mehr aus. Wen nicht etwas äußerst Dringendes, Unaufschiebbares auf die Straße trieb, verließ nicht das Haus.

Eigentlich war es äußerst dringend, ganz unaufschiebbar, denn je rascher er es hinter sich hatte, desto besser war es für ihn, dachte Theo Schindler. Er grauste sich eigentlich davor — aber sie würde ja nicht aufwachen. Der Schlüssel war im Nachtschränkchen — o, er wußte ganz genau, wo der lag. Ihren Entreeschlüssel hatte er ja und auch den Hausschlüssel. Anderen Tages würde er ihr die beiden Schlüssel zurückgeben — ach ja, es mußte gleich anderen Tages sein, rasch, ehe sie's merkte, daß ihr Geld fort war — und ihr dann ganz aufgeregt erzählen, daß er nun nach außerhalb kam. Nach — nach — na, den Ort mußte er sich eben noch ausdenken — weit weg mußte der sein. Es war alles ganz plötzlich so gekommen; ein feiner Herr, der bei ihnen im Hotel abgestiegen war, nahm ihn gleich mit. Da kriegte er's gut, da wurde er persönlicher Diener. O, er wollte ihr schon tüchtig was vorschwindeln! Und dann ging er fort von ihr auf Nimmerwiederkehr, brauchte ihr ewiges lästiges Fragen nicht mehr zu hören, kaufte sich ein Fahrrad von dem Geld, lud sich ein hübsches Mädel ein, mit der er im Restaurant fein aß — — Aber wenn sie etwa an ihren Schreibtisch ginge, ihm noch etwas mitgeben wollte, einen Schein schenken zum Abschied?! Nein, das durfte nicht so kommen, denn dann — dann — er kniff die Augen zu, preßte die Lippen zusammen, daß sie blutlos wurden, ein schmaler weißer Strich — er hörte sie ganz deutlich schreien: „Dieb, Dieb! Du hast mir mein Geld gestohlen, Dieb, zu Hilfe!" Was für eine laute Stimme! Nein, so durfte es nicht kommen, denn dann, dann — der Junge holte tief Luft und ballte die roten harten Knabenfinger zu Fäusten. Er zitterte am ganzen Körper. Aber dann beruhigte er sich: wozu denn so dumm sein? Er brauchte ja gar nicht mehr hinzugehen — verduftete einfach — wer wollte ihn denn finden?! Ihre Schlüssel, die schmiß er irgendwo weg; in ein Wasser. Aber wenn sie zu seinen Eltern ginge, ihn bei denen aufsuchte? Verdammt, verdammt — konnte er sie denn gar nicht loswerden, die Olle?! Theo zog die Stirn in finstere Falten und dachte angestrengt nach: er wollte sie los sein, er mußte sie los sein. Sie bestand jetzt so darauf: „Zeig' mir den Anzug und den Mantel für die hundert Mark, ich will sie jetzt sehen!" Sie war mißtrauisch geworden. Was fing er nun an?! In einer Verlegenheit, die ihn immer mehr bedrängte und von der Pein sich auswuchs zu einer Wut, die ohnmächtig war, aber darum nicht minder groß, schlang der Junge seine harten roten Finger ineinander, daß die Gelenke knackten.

Draußen tobte der Sturm. Nein, heute nacht konnte er noch nichts anfangen, heute tobte der Wind zu sehr, kein Mensch konnte schlafen, heute lag sie wach und würde auch noch lange wach bleiben. Heute war nicht die richtige Nacht dafür.

Er lauschte dem Unwetter, das durch seine Straße fegte, stöhnend gegen die Hauswand drückte, gegen die Scheiben prasselte, und war fast dankbar dafür: nun nochmals vierundzwanzig Stunden Frist. Die hatte er noch.

Und sie hatte die auch noch.

*

Fräulein Ebertz war in der Tat stutzig geworden: warum zeigte ihr Theo den Anzug denn nicht? Und den Lodenumhang. Letzten Sonntag war er bei ihr gewesen — das Wetter war schlecht — und wieder ohne sein Lodencape. „Es sei ihm zu schade."

„Zu schade? Ich hab' es dir geschenkt, und du sollst es anziehen bei solchem Wetter, damit du dich nicht erkältest. Und auch den Anzug hast du nicht an. Auch zu schade, was?" Sie hatte strenger mit ihm gesprochen, als es sonst je der Fall war, sie ärgerte sich über seine Lodbrigkeit; denn daß da etwas andres sein könnte, das dachte sie nicht. Sie war nur befremdet, weil sie solche Lodbrigkeit nicht an ihm gewohnt war. Was war mit dem Jungen los? Sie sah ihn scharf an, und er fühlte ihren Blick und rutschte verlegen auf seinem Stuhl. Hatte er etwa einen dummen Streich gemacht? Ihr konnte er ruhig beichten. Sie hatte schon soviel Jugend unter den Fingern gehabt — fünf-

unddreißig Jahre Schule — und wenn ihre Kinder damals auch jünger waren, Kind bleibt Kind, Kinder sind sich alle gleich. Und als ob sie blind wäre, so sah die Ebertz nicht, daß es kein Kind mehr war, das da saß.

Er versprach ihr, wenn er das nächste Mal käme, im neuen Anzug und Lodencape zu erscheinen: sicher, gewiß und wahrhaftig, nein, er vergaß es dann nicht! Und sie lächelte, als er gegangen war, wieder beruhigt: nein, es war doch nichts mit ihm los, er war ein guter Junge geblieben. Nur ein bißchen schludrig und unordentlich von Hause her, aber das gab sich schon mit den Jahren. Es mußte erst die Zeit kommen, daß er nach hübschen Mädchen guckte und hübsche Mädchen nach ihm, dann würde sie ihm nicht genug neue Anzüge schaffen können und Mäntel und Schlipse und Gott weiß was noch. —

Fräulein Ebertz dachte heut wieder an Theo. Wie so oft. Aber heute noch lebhafter. Sie hatte eigentlich gedacht, er würde kommen. Dieser Gedanke verwunderte sie selber: wie war sie nur auf ihn gekommen? Es war nicht Sonntag und auch nicht Theos Ausgangstag. Aber sie wurde den ganzen Nachmittag und besonders nun am Abend das Gefühl nicht los: jetzt kommt er. Er kommt! Bei jedem Knacken der Tür war sie zusammengefahren; bald glaubte sie Tappen über dem Flur zu hören, bald Tasten die Wand entlang. Sie saß ganz allein bei ihrer Lampe und legte Patience. Das tat sie immer, wenn sie sich beruhigen wollte. Und sie war unruhig, obgleich sie nicht wußte, warum.

Das Herz krampfte sich ihr plötzlich zusammen: sie war eigentlich doch recht einsam. Wenn ein einsamer alter Mensch stirbt, hinterläßt er keine Lücke, niemand ist da, der um ihn weint. Das ist ein schmerzlicher Gedanke. Aber wiederum auch ein tröstlicher. Man geht aus der Welt, still, wie man gelebt hat, wird ausgelöscht wie ein Licht, das dem, der es angezündet hat, nun lange genug gebrannt zu haben scheint. Ihre Mutter war älter gewesen als sie, als die starb! Sie blickte hinüber zu einer Photographie auf dem Schreibtisch, holte sie sich dann unter die Lampe und besah sie lange — einundsechzig, s i e war noch nicht ganz sechzig — eben kein langlebiges Geschlecht, die Ebertz. Auch ihr Vater war mit sechzig gestorben. Sie holte sich dessen Photographie auch herüber, stellte beide Bilder vor sich hin und besah sie mit schwimmenden Augen: „Liebe, liebe Eltern, wenn wir erst wieder vereint sind!"

Die Einsame überlief es wie ein Schauer: nein, sie fürchtete sich nicht vor dem eigenen Tode, und doch war es ein merkwürdiges Gefühl, so lebhaft an den denken zu müssen. Heute so ganz besonders lebhaft.

Sie stellte die Photographien ihrer Eltern auf den Schreibtisch zurück, legte die Karten fort und trat ans Fenster. Sie lehnte ihre heiß gewordene, pulsende Stirn an die kalte, von dagegenschlagendem Regen angelaufene Scheibe und blickte hinaus: dunkel, so dunkel! Wie schwach glimmende Funken sah sie die Lichter Berlins in der trostlosen Nacht aufzucken; sie duckten sich gleich wieder, von Windstößen und Regengüssen überschauert.

Wenn der junge Lehrer, den sie vor vielen, vielen Jahren gern gehabt hatte, sich nicht hätte so durchquälen müssen, bis er eine Anstellung hatte und die Auszehrung bekam, dann hätte sie jetzt einen Mann und vielleicht Kinder. Aber ihr Mann konnte ihr ja auch gestorben sein, und Kinder wären vielleicht nicht da, oder sie wären in alle Welt verstreut — ach, ob so oder so, einsam blieb man immer, einsam im Alter. Es war doch gut, daß sie wenigstens den Theo hatte. Der schien jetzt freilich ein Strick werden zu wollen — aber die besten Kinder haben ja mal so eine Zeit, in der sie allerlei Allotria treiben. Der Junge würde doch die hundert Mark nicht etwa verplempert haben? Oder sie sich zu Hause haben abnehmen lassen? Es war doch auffallend, daß er nicht in dem Anzug kam. So oft sie fragte, so oft Ausreden. Gott im Himmel, Gott im Himmel! Sie erhob auf einmal wie flehend die Hände. Ein zerrissener Himmel schaute zu ihr herein, Wolkenfratzen gähnten sie an, ein kläglicher Mond guckte für Sekunden hervor, um gleich wieder zu verschwinden. Eine schaudervolle Nacht. Eine Nacht zum Fürchten. Und sie fürchtete sich. —

Aber in der folgenden Nacht hatte das Wetter ausgetobt, und sie schlief sanft. Als Theo Schindler leis die Tür aufklinkte und sich in die Stube stahl, sah er sie liegen. Er trug eine kleine elektrische Taschenlampe, deren Strahl fiel gerade auf sie, er schirmte ihn rasch mit der Hand. Nur nicht sie aufwecken! Seine Schuhe hatte er draußen gelassen, er schlich auf Strümpfen. Ein Dieb, ein Dieb — Diebe schleichen immer auf Strümpfen, trotzdem war es ihm, als träte er zu hart auf. Seine Brauen zogen sich zusammen, ängstlich blickten seine Augen: schlief sie auch ganz fest?

Ihr Haar war in einen Zopf geflochten, der hing ihr grau und spärlich über die

Brust. Jetzt bewegten sich ihre Lippen ein wenig, wie ein Lächeln glitt es über ihr Gesicht, er erschrak so, daß er zitterte: sah sie ihn? So lächelte sie immer, wenn er kam. Nein, ihre Augen blieben geschlossen. Vorsichtig näherte er sich, schon streckte er die Hand aus — da, da hörte er etwas! Was war das? Er entsetzte sich. Es war ihr Atem; der ging so gleichmäßig wie die Uhr an der Wand tickte. Und doch hielt er seinen Atem an, daß der ihm die Kehle fast sprengte und die Augen aus dem Kopf trieb. Nun konnte er die Luft nicht länger anhalten — koste es, was es wolle, er mußte ausatmen. Und nun hatte er auch den Schub des Nachttisches dicht neben ihr aufgezogen, der Schlüssel zum Schreibtisch war in seiner Hand.

Das schwerste Stück war vollbracht. Nun war das Geld bald sein — das Geld, das Geld! Ein triumphierendes Lachen glitt über sein jetzt ganz entschlossenes Gesicht — die Schublade, die Schublade im Schreibtisch, er schloß sie auf — das ging alles wie geschmiert — in Hast griff er nach der Kassette — er war nicht mehr so vorsichtig-leise in seiner Gier — der eiserne Deckel klappte zurück. Die Scheine, wo waren die Scheine? Fünf Hundert-Markscheine mußten es sein — er hatte sie doch selber gesehen. Sie waren nicht drin. Statt ihrer ein kleines Sparkassenbuch. Was war das?

Es flimmerte ihm vor den Augen. Da standen eingetragen: 500 Mark, und nochmals in Buchstaben: Fünfhundert Mark. Und eingezahlt waren sie am 30. November. Eingezahlt hatte sie heimlich sein Geld — s e i n Geld! Er starrte auf das Buch, auf die leere Kassette: wie kriegte er nun sein Geld! Da zwingt ihn etwas, den Kopf zu wenden. Mechanisch dreht er sich um — s i e !

Sie sitzt aufrecht im Bett, die Arme hat sie erhoben und starrt ihn an. Huh, wie sie ihn anstarrt! Die Augen treten ihr fast aus dem Kopf, sie hat die ganz weit aufgerissen, den Mund auch ganz weit. Will sie nach Luft schnappen? Nach i h m schnappen? Will sie schreien: „Dieb! Zu Hilfe!?“

Er stand wie gelähmt — eine Sekunde dann, und dann — seine roten, harten Knabenfinger strecken sich aus: muß er sich auf sie stürzen, sie packen, würgen — zudrücken? Fest, fester? Sie darf nicht schreien.

Da ist sie auch schon zurückgesunken, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben. Die Arme sind ihr schlaff herabgefallen. Jetzt wagt er sich ganz nah heran. Ihr Mund steht noch offen, ihre Augen sind auch noch auf; aber sie sehen ihn nicht mehr, obgleich sie ihn noch immer anstarren.

Ja, jetzt muß sie tot sein! Er war immer neugierig gewesen, mal einen ganz Toten zu sehen — nun sieht er den Tod. Hier ist er.

Und plötzlich hat ihn all seine Frechheit verlassen; ein Zittern überkommt ihn, ein eisiges Frieren.

Er ist sich nicht bewußt: hat er sie erwürgt, oder hat der Schrecken sie umgebracht? Seine Kiefern schlagen aufeinander, daß die Zähne klappern, er kann die Hände nicht ruhig halten, sie greifen krampfig in die leere Luft. Daß sie doch lieber wieder lebendig wäre! Ach ja, lebendig, lebendig! Vielleicht wacht sie wieder auf? Aber nein, das darf doch nicht sein — ‚Dieb!‘ — dann war er verraten.

‚Mörder!‘ Auch das glaubte er zu hören. Ist es i h r e Stimme, die das ruft? Und ihre Augen, ihre weitoffenen Augen, wie die ihn vorwurfsvoll anstieren!

Er zerrt ihr das große, federgefüllte Plumeau von den Füßen und wirft es ihr über den Kopf, daß nichts mehr von den Augen zu sehen ist, die ihn so anstarren. Ihn ängstigen. Die Steppdecke hat er mit dem Plumeau weggezerrt, sie hängt tief herab, er merkt es nicht. Als er sich jetzt mit den Füßen in der Decke verwickelt, packt ihn jähes Entsetzen: hält sie, die da, die verdeckt liegt, ihn trotzdem fest? Er trampelt die Decke vollends zu Boden, schleift sie nach, macht sich gewaltsam frei: schnell, schnell, nur fort, ihr entfliehen! Und seine Spur verwischen.

*

Die roten Zettel, die Mord ausschreien und demjenigen, der zur Ergreifung des Täters verhilft, eine Belohnung zusichern, waren angeschlagen worden überall in der Riesenstadt. An allen Litfaßsäulen, auf allen Fernbahnhöfen, in den Hallen der Untergrund, auf den Bahnsteigen der Vororte, und weit über Berlin hinaus auch in andern Städten.

Nun klebten die roten Zettel schon so lange, länger als ein Vierteljahr, der Winter war darüber vergangen, es regte sich bereits wie Lenzesahnung, aber von dem Täter noch immer keine Spur. Kam denn überhaupt ein Täter in Betracht? Selbstverständlich. Die Schublade des Schreibtisches war merkwürdig schief herausgezogen, als ob das jemand in großer Hast getan, eine kleine Eisenkassette stand offen — ob viel darin gewesen war? Das wußte man nicht; das Sparkassenbuch, nach dem Fräulein Melitta Ebertz wenige Tage vor ihrem Tode einen Betrag von M. 500 bei der Sparkasse eingezahlt hatte, das war aber

noch vorhanden. Kleider und Wäsche hingen und lagen sauber und wohlgeordnet mit der peinlichen Sorgfalt, zu der nur ein unbeschäftigtes, in den Ruhestand versetztes altes Fräulein die Zeit hat. Auch die Armbanduhr von Fräulein Evertz und die lange goldne altmodische Kette, deren man sich in der Schule erinnerte — die Lehrerin hatte sie bei der Feierlichkeit ihres Abgangstages getragen — waren noch da. Aber die Bettdecke am Boden, niedergetreten und sogar zerrissen, deutete auf einen Kampf — und warum war der Toten das dicke Plumeau über den Kopf gezogen? Man hatte sie wohl dadurch erstickt? Denn Spuren anderer Gewalttätigkeit wies die Leiche nicht auf. Es konnte zwar auch ein Herzschlag eingetreten sein. Mit voller Bestimmtheit ließ sich schwer Genaues feststellen. Denn acht Tage waren bereits vergangen gewesen, ehe es jemand im Hause einfiel, sich um die alte Mieterin oben zu kümmern. Die Kinder im Hause, die waren die ersten, die sie vermißten; denn die hofften auf ein Stückchen Schokolade von ihr, das sie nie versäumte, ihnen zu spendieren. Als man endlich an der Entreetür von Fräulein Evertz klingelte und klopfte und niemand aufmachte — kein Lebenszeichen ließ sich aus der Wohnung vernehmen —, da benachrichtigte man die Polizei und holte einen Schlosser.

Jedermann im Hause verdächtigte den jungen Menschen, der immer zu Besuch bei dem alten Fräulein gewesen war. Der mußte es getan haben — wer sollte es denn sonst gewesen sein? Ja, ja, das kam davon, daß die alte Person sich noch mit so einem jungen Kerl eingelassen hatte.

Aber als die Polizei herausbrachte, daß dieser junge Kerl noch nicht einmal fünfzehn zählte, ein Knabe war, ein Kind, das die alte Lehrerin aus Güte unterrichtet hatte, verstummte die üble Nachrede im Hause; man bedauerte das arme Opfer nur. —

Wo war Theo Schindler? An ihm blieb ein Verdacht hängen. Trotz seiner Jugend, und trotzdem seine Mutter unter Tränen und Schwüren immer wieder versicherte, der Theo wäre ein so guter Junge. Und was hatte der viel von der alten Dame gehalten! Wenn der noch lebte und von ihrem Tod hörte, der brächte sich aus Kummer darüber um. Aber der Theo, ach, der lebte ja auch nicht mehr! Den hatten sie sicher auch umgebracht, verschleppt, vielleicht ins Wasser geschmissen, irgendwo und irgendwie beiseite geschafft. Warum? Das wußte sie sich nicht zu erklären. Aber es gab ja niederträchtige Menschen genug, die sich an hübschen Kindern vergriffen — Knaben oder Mädchen, das war denen ganz egal. O Gott, wenn sie doch auch nicht mehr wäre, nicht weiter zu leben brauchte! In verzweifelte Schreie ausbrechend, wand sich Frau Schindler im Verhör. Auch er, Schindler, stand betreten über die Schreie seines Weibes: so hatte er die ja noch nie gesehen. Und auch Piefke, der Schlafbursche, stand betreten, es war ihm gar nicht angenehm, daß sie ihm, wie einer Zwiebel, auch die letzte Haut abschälten; er hatte zwar mit dem verfluchten Bengel nie etwas zu tun gehabt, das konnte er nachweisen, aber er würde nun doch lieber von den Schindlers wegziehen, er, ein ansehnlicher junger Kerl, fand überall eine Bleibe, die angenehmer war als hier bei der Frau, die alle naselang heulte. Auch Alma fand es angenehmer, bei einem Geschäftsmann, mit dem Herr Julius Krause sie bekannt gemacht hatte, eine Stellung anzunehmen; sie ließ sich gar nicht mehr zu Hause sehen. Das grämte Frau Schindler weiter nicht, die Alma war ja schon lange immer die meiste Zeit weg gewesen. Aber um ihre beiden Jüngsten trauerte die Mutter: die Trude in Fürsorgeerziehung, nicht einmal besuchen durfte sie die! Und der Theo — ach, ihr Theo, der kluge und hübsche Junge, wo war der nun?! So leer, so schreckhaft groß und weit die Stube, die früher zu klein, übereng gewesen war von den vielen Menschen! Es schauderte und fror sie, sie weinte und fürchtete sich. „Ach ja, ach ja, ick hätte mir en bißken mehr kümmern sollen! Kümmern, kümmern — ach je, wie sollt ick det bloß bei die verdammten Jöhren? Kümmern, ja en bißken mehr kümmern, ach ja, det hätt ick gemußt!“ Und sie wimmerte und rang ihre Hände. —

An den Litfaßsäulen war noch ein zweites Plakat angeklebt worden, an den Wänden der Bahnhöfe und in den Hallen der Untergrund:

„Vermißter Knabe.“

Ganz genau war das Signalement des Theo Schindler darauf angegeben.

„Vermißter Knabe.“ — Und wer stand nicht alles davor und las das! Ein vermißtes Kind, das interessiert selbst die Weltstadt, die in rasender Eile vorüberrollt.

Aber vergebens winkte dies weiße Plakat dem roten Plakat, das grell von den Wänden herunterdrohte — von Theo Schindler keine Spur.

*

In die Schule, in der Melitta Evertz 35 Jahre unterrichtet hatte, war die Kunde von ihrem Tod gefallen gleich einer Bombe.

Hühner, vom Habicht geschreckt, so flatterten die Lehrerinnen durcheinander, entsetzt, aufgescheucht von solchem Tode. Das war ja furchtbar! Wenn man sich dieses Ende der einsamen Kollegin vorstellte, konnte einen das Grauen packen. Nein, lieber nicht so einsam bleiben! Es war zu gewagt, ganz für sich zu leben. Fräulein Düsterweg, die immer bedauert worden war, daß sie für alte Eltern sorgen mußte, wurde jetzt fast beneidet: die hatte doch wenigstens jemanden bei sich gehabt. Und Frau Halbhaus, die geborene Spiegel, über deren törichte Heirat man mehr als einmal die Achseln gezuckt hatte, wurde auch beneidet. Der Mann war zwar kränklich, und das kleine Kind schrie so viel in der Nacht, daß sie kaum Schlaf kriegte, aber besser war es doch immerhin, in Familie zu leben, als mutterwind allein. Fräulein Naunberg und das Fräulein Düsterweg, dessen alte Eltern endlich, fast auf einen Tag, starben, entschlossen sich schnell, zusammenzuziehen. Fräulein Naunberg hielt es zwar mit Theater und Konzerten, Fräulein Düsterweg nur mit Fußwanderungen. Die Naunberg hatte Sinn für Eleganz, ein gepflegtes Äußere war für sie Lebensbedingung — sie beurteilte auch die Menschen danach — Fräulein Düsterweg war jetzt erst recht Naturbursche, kleidete sich auch in Berlin in Lodenrock und derbe Stiefel, und sparte ihr Geld für die Sommerreise auf. Fräulein Naunberg und Fräulein Düsterweg paßten also zueinander ungefähr wie der Daumen aufs Auge, aber das half nichts, man mußte sich eben ineinander schicken, Unterhalten war ja nicht Bedingung, Bedingung war nur das Zuzweiensein.

Fräulein Zimmermann dachte ernstlich daran, sich wieder aufs Land zurückzumelden. Da war es harmloser, nicht so unsicher. Es war geradezu Leichtsinn, in Berlin für sich allein zu wohnen.

Keine von denen aber hatte der Tod von Melitta Ebertz so erschüttert wie Marie-Luise. Sie dachte weniger als die andern an sich dabei, eine Furcht beschlich sie auch nicht, aber sie dachte so sehr an die alte Kollegin. Dieser beim ersten Kennenlernen nicht liebenswürdige und doch herzensgute, eigentlich ganz alltägliche und doch so sonnensehnsüchtige Mensch, war ihr lieber gewesen, als sie selber gewußt hatte.

Marie-Luise weinte in dieser Zeit viel. Sie weinte um das Leben, das draußen in dem Haus, das noch so frei lag, daß es ungehinderte Aussicht hatte auf Sonnenaufgang und auf Sonnenuntergang — ein Fenster nach Osten, ein Fenster nach Westen — nun erloschen war. Und sie weinte, daß sie Alwin Droste nun nicht mehr sah, daß die Sonne ihrer Liebe, die lange Monate so hell geschienen hatte, für sie jetzt erloschen war. Er war nicht mehr da. Rasch fort, alle Brücken abgebrochen. Hatte er's in Trotz getan, in Zorn über sie, oder nur in Kummer? Ach, möchte er doch böse, sehr böse auf sie sein, damit er sie rascher vergäße! Sie freilich würde ihn niemals vergessen. Und wenn sie fünfunddreißig Jahre im Schuldienst gewesen sein sollte, e r würde doch immer noch die Erinnerung sein, auf die sie glänzenden Auges zurückschaute.

Als sie zum ersten Male sich in die Nähe seines Hauses traute, schlich sie wie jemand, der auf verbotenen Wegen geht. Scheu sah sie sich um: kam er auch nicht? Sie hatten sich's beide gesagt, daß sie sich nun nicht mehr sehen wollten — wozu den Schmerz immer wieder erneuern? — und doch konnte sie es nicht hindern, daß ihre Augen ihn suchten und daß ihr Herz so sehnsüchtig nach ihm schrie. Wie Verzweiflung kam es über sie, als sie ihn nicht sah, als sein Schild an der Tür verschwunden war, als an seinem Fenster die Jalousien heruntergelassen waren auch am hellen Tag.

Und dann kam ein anderes Schild an die Haustür — ein Zahnarzt zog ein, die Jalousien waren hochgezogen, ein Fremder ging aus und ein. Sie glaubte es nicht überleben zu können. Sie hatte es ja selber so gewollt — sie m u ß t e frei sein — aber nun, da sie sich freigemacht hatte, ihr Glück hingegeben, kam ihr das Opfer, das sie für das Freisein gebracht hatte, doch zu groß vor. War dieses unglückselige Mädchen, das den Anlaß zu ihrem plötzlichen Entschluß gegeben hatte — ach nein, plötzlich war dieser Entschluß nicht gekommen, er war schon immer, schon lange dagewesen — war diese Trude mit dem verkommenen Gesicht und der noch verkümmerteren Seele es wohl wert, daß sie sich für die opferte?

Aber als die Schindler von ihr Abschied nahm — merkwürdig, darauf hatte das Mädchen bestanden, es wollte seiner Lehrerin durchaus Lebewohl sagen — waren es nicht Zorn und nicht Abscheu, die sie erregten. Aus den etwas schrägstehenden, grünlichbraunen, glanzlosen Augen, die in dem blassen Gesicht ihr oft so unverständlich gewesen waren, blickte heute etwas zu ihr auf, das ihr verständlich gewesen war. Und ihre Seele wurde bewegt: so schlecht war dieses Kind also doch nicht, daß es nicht einer besseren, herzlicheren Empfindung fähig gewesen wäre? Es schien Trude leid, aufrichtig leid, sich von ihr zu trennen. Und solche

bessere Empfindung zu erwecken, war das nicht doch eines Opfers wert? Sie legte, ihrer warmen Regung rasch folgend, ihre Hand auf den heute wieder ganz struppigen, ungepflegten Kopf. „Ich bin in Sorge um dich, Trude. Du mußt nun fort. Ich hoffe, es ist zu deinem Besten. Gib dir Mühe, Kind, werde brav, damit ich mich freuen kann, wenn wir uns mal wiedersehen."

„Auf Wiedersehn," sagte Trude leise. Sie senkte den Kopf tief, und dann hielt sie sich plötzlich ein angegrautes, zerknülltes Taschentuch vors Gesicht und weinte heftig.

Noch nie hatte Marie-Luise Trude Schindler weinen sehen. Nun aber weinte sie, und es war kein kindisches Weinen mehr.

„Ist dir bange, Kind? Nein, du brauchst nicht bange zu sein!"

„Bange bin ich doch nich," schluchzte Trude. „Nee, darum is es doch nich!" Und sich mit der einen Hand noch immer das Taschentuch vor die Augen haltend, das so klein war, eigentlich nur ein schmutziges Läppchen, unter dem die Tränen vorkugelten, streckte sie die andre Hand nach ihrer Lehrerin aus. „Auf Wiedersehn, Fräulein!"

Also, es war doch nicht umsonst, wenn man Liebe gab und Geduld; man mußte nur sehr viel von beidem geben. Mitten in ihrem Jammer um Verlorenes, fühlte Marie-Luise es doch wie eine leise Beglückung: nein, arm war sie noch nicht, sie hatte ja ihre Kinder. Und einsam war sie auch noch nicht. Sie begriff es darum nicht, warum die Kolleginnen so über Einsamkeit klagten und vor der schauderten. Sollte daran bloß der Tod der guten Ehertz schuld sein? —

Marie-Luise hatte den Entschluß gefaßt, von den Gläßners fortzuziehen. Es erschien ihr notwendig, sich in Berlin eine Wohnung zu suchen. Als die Mutter lebte, hatten sie noch deren Pension, mit ihrem Gehalt zusammen war gut damit auszukommen, nun lief ihr aber die Fahrt zur Schule zu sehr ins Geld: Vorortbahn, Untergrund und noch Elektrische, nein, das wurde zu teuer. Tante Gläßner widersprach zwar heftig: „Du brauchst uns gar keine Miete zu zahlen. Wenn du nur bleibst!" Aber das wollte Marie-Luise nicht. Sie gab vor, der Weg sei ihr auf die Länge der Zeit denn doch zu weit und zu anstrengend. Und damit sagte sie keine Unwahrheit. Der Mutter wegen hatte sie die Unbequemlichkeit der großen Entfernung gern auf sich genommen, jetzt aber fühlte sie die Ermüdung. Aber Ermüdung und Zeitverlust waren es nicht allein, die sie in die Stadt trieben, am meisten das: „Du magst, du kannst nicht länger mehr hier draußen wohnen, weil dich alles dort immer wieder zu sehr erinnert. Hier bist du mit ihm gegangen, hier auf dieser Bank, an der du jetzt scheu vorbeiläufst, hast du mit ihm gesessen! Hier ist die Straße, in der er wohnte, hier sind die zwei Fenster seines Zimmers — hier, hier an dieser Ecke stand er, wenn er dich von der Bahn abholte, wenn er schon von weitem winkte, leuchtende Freude im Gesicht!" —

Als es in der Schule bekannt wurde, daß Fräulein Büchner in Berlin eine Wohnung suchte, boten sich gleich mehrere Kolleginnen an. Und Fräulein Naunberg dachte: ‚Schade, daß ich mich schon mit der Düsterweg eingelassen habe,' und sagte das auch. „Mit Ihnen wär's mir zehnmal lieber gewesen, Fräulein Büchner. Wir hätten viel besser zusammengepaßt!"

‚Wer weiß,' dachte Marie-Luise und lächelte heimlich. Sie konnte jetzt zuweilen wieder ein wenig lächeln und empfand das dankbar: ‚O Gott, eine Gnade, einst wieder froh zu sein! Werde ich's nicht wieder lernen?'

Auch Fräulein Blank und Fräulein Zimmermann dachten daran, der Kollegin den Vorschlag eines Zusammenziehens zu machen, das heißt, Fräulein Blank in ihrer stillen, bescheidenen Weise wagte es nur anzudeuten, die Zimmermann dagegen rückte energischer damit heraus: „Ziehen wir doch zusammen! Ich graule mich ja so, ich graule mich ganz entsetzlich. Ihr Berlin steckt ja voll von Verbrechern, man ist seines Lebens nicht mehr sicher." Auch darüber lächelte Maria-Luise. Aber als Frau Halbhaus sie bat: „Ziehen Sie zu uns," lächelte sie nicht. Von ihrer ohnehin jetzt knapp gewordenen Wohnung — Mann, Frau, Kind — wollte die Halbhaus noch abgeben? Und das beste Zimmer? „Es ginge ganz gut," sagte Frau Halbhaus. „Unser Kind ist ja noch ein so kleines Ding, das nimmt keinen Platz weg. Sie hätten das schöne große Zimmer, Sie könnten auch Möbel mitbringen, ich bringe dann von meinen Möbeln auf dem kleinen Boden über der Küche unter oder verkaufe was. Ach, ich werde es ja nicht durchführen können, an der Schule zu bleiben, und wenn ich nicht mehr an der Schule bin, dann muß ich doch zusehen, daß ich mir die Miete erleichtere."

Also ein Zimmer vermieten, sich selber auf das mindeste beschränken! Marie-Luise erschien im Traum der Nacht noch das Gesicht der Kollegin, dieses rasch gealterte, schon jetzt so müde und unter alltäglichsten Sorgen auch selber alltäglich gewordene Frauengesicht. Arme Cläre Spiegel! Aber



Die Gattin des Künstlers auf Kurprinz
Gemälde von Prof. Hermann Junker

zu den Halbhaus ziehen, nein, das konnte sie doch nicht.

Aber wo eine passende Wohnung finden? Es war noch einmal eine Versuchung, als Marga Moebius an sie schrieb: „Willst du nicht zu mir ziehen?" War das nicht großzügig von Marga? Denn Marie-Luise war sich wohl bewußt, wie sehr sie die vernachlässigt hatte. Einst so sehr geliebt, dann gemieden, und dann — nein, vergessen hatte sie Marga nicht, die war und blieb die Freundin ihrer Jugend, einer Jugend, die ihre Torheiten gehabt hatte wie jede Jugend. —

Als Marie-Luise eines Nachmittags, ohne daß sie sich vorher angemeldet hatte, an der Wohnung von Marga Moebius klingelte, öffnete ihr ein hübsches, junges Mädchen — ganz ‚höhere Tochter'. „Fräulein Moebius ist zu Hause," sagte die Hübsche mit einer höflichen Verneigung. „Wir haben gerade unsern englischen Zirkel, aber, bitte, wollen Sie nicht doch eintreten?"

Drinnen im Zimmer, in dem Blumen umherstanden — jede Spende für sich in einer besonderen Vase — saß Marga am runden Tisch. Und um den gereiht sieben junge Mädchen. Alle ungefähr im gleichen Alter, fünfzehn-, sechzehnjährig, und wie die Hübsche, die die Tür geöffnet hatte, alle gut angezogen. Waren das noch Schülerinnen oder schon junge Damen? Marie-Luise dachte an ihre Kinder in der Volksschule — ach, so sahen die freilich nicht aus und würden auch niemals so aussehen. Wieviel leichter hatte Marga es doch mit solchen Mädchen! Wie hübsch waren diese intelligenten Gesichter, wie wohlgepflegt. Marie-Luises Blick blieb unwillkürlich haften an diesen weißen, zugespitzten Fingern mit den langen, blankpolierten Nägeln. Wie oft, wie sehr oft mußte sie aus ihrer Klasse, in der doch auch schon Größere saßen, welche herausschicken: „Geh, wasch dir erst mal die Hände!" So etwas würde Marga nie nötig haben.

Marga hatte einen kleinen Schrei freudigster Überraschung ausgestoßen: „Marie-Luise, o du! Warum hast du dich nicht angemeldet? Aber wir werden eher schließen — nein, sofort. Es tut mir leid" — sie sah dabei um den Tisch herum mit ihrem leisspöttischen und doch so reizenden Lächeln und zwinkerte in die plötzlich langgewordenen Gesichter. „Kinderchen, nicht wahr, ihr geht jetzt? Das nächste Mal dafür etwas länger."

„Oh!" Ein Ton allgemeiner Enttäuschung. Man merkte es den Mädchen an, daß sie ungern schon gehen wollten.

Die schienen ja alle mächtig für Marga zu schwärmen. War die nun eine so gute Lehrerin, verstand es, die jungen Gemüter besonders zu fesseln, fragte sich Marie-Luise, oder war es ihr Äußeres, das, noch immer schön, so an sich zog?

„Die kann ich einfach um den Finger wickeln," sagte Marga lachend, als die Schülerinnen nach Knicksen und Händedrücken und nach längerem Hin und Her — sie standen immer noch ein bißchen, verlangend-zögernd: sie hätten alle zu gern sich über die Wange streicheln lassen — gegangen waren. „Endlich!" Sie fiel der Freundin um den Hals.

„Sind das deine Schülerinnen alle?" fragte Marie-Luise.

„Gott bewahre! Aber diese sieben mag ich gerade besonders gern. Die Große, die Käte Braun, die ist doch bildschön, nicht? Und die kleine Zierliche mit dem Stumpfnäschen, findest du die nicht reizend? Es ist mir direkt ein ästhetisches Vergnügen, mich mit diesen Mädels zu umgeben — meine Leibgarde. Wenn sie nicht so reizend wären, würde ich ihnen wahrhaftig nicht noch einen Nachmittag in der Woche opfern. Und daß sie gerade besonders befähigt wären, kann ich auch nicht behaupten, die Mia Meinhardt — hast du die bemerkt? — die, die sich am stillsten verhielt, die mit den großen Augen, die aber scheu wegguckt, wenn man sie ansieht, die hat was los. Sie überrascht mich oft. Die andern haben, außer der Schwärmerei für mich, nur ihre Liebeleien im Kopf und ihre Bälle."

Liebeleien, Bälle! Es stieg Marie-Luise auf einmal heiß zu Kopf: wie leicht Marga das nahm, wie lachend sie das sagte! „Man ist als Lehrerin doch eigentlich verantwortlich für sie."

„Wieso?" Marga sah sie verwundert an. „Wie kann ich verantwortlich sein für Dinge, die außerhalb der Schule liegen?! Das ist doch Sache der Eltern, der Mutter vor allem. Sie brauchen ja nicht alle eine solche Mutter zu haben wie Mia Meinhardt. Reiche Leute, machen anscheinend ein Haus. Die Mutter wird wohl aufgehen in Eleganz und Gesellschaft. Aber sage mir bloß, was soll ich dabei machen, wenn dieses Mädchen sich anscheinend mit Gedanken abgibt, die ihr schlechter bekommen, als wenn sie sich alle Tage mit einem Primaner ein Stelldichein gäbe?"

Eine unter den sieben war Marie-Luise aufgefallen, eben diese Mia Meinhardt. Ein ganz anderes Gesicht.

Marie-Luise fragte nach ihr.

„Ach, Mia Meinhardt? Ein interessanter

Typ. Sie soll ein Tagebuch führen. Das möcht' ich wohl mal lesen. Käte kann's vielleicht einmal erwischen. Dann wollen wir mal zusammen hereingucken."

„O nein!" Marie-Luise wehrte ab. „Ich will mich nicht in ihr Geheimstes drängen. Aber du hast recht, ich glaube, hinter diesem Kind steckt etwas. Ich habe das Gefühl, du könntest vielleicht etwas für sie tun."

„Wieso, warum? Wie kann ich das? Du bist komisch, Marie-Luise. Die Mutter würde mich schön angucken, wenn ich mich so eindrängen wollte. Sie würde jede Einmischung für Anmaßung halten. Und was soll ich für Mia Meinhardt tun? Es fehlt ihr ja gar nichts!"

★

Nein, auch mit Marga wollte und konnte sie nicht zusammenziehn. Es war für Marie-Luise nicht ganz leicht gewesen, die Freundin von ihrem Nichtwollen in Kenntnis zu setzen, sie gewissermaßen von einer Unmöglichkeit zu überzeugen.

Aber Marga quälte und drängte; sie hatte ihren Sinn einmal wieder ganz und gar auf die Freundin gestellt. Nun Marie-Luise wieder frei war, der Mann fort, fühlte sie sich berechtigt. „Wir sind beide allein, wir haben keinen, der uns näher steht — mir wenigstens kein Mensch näher als du — warum werfen wir unser Los nicht zusammen? Ich will dir ja alles zuliebe tun, ich will dich auch gewähren lassen, ganz wie du willst, komm nur, komm!"

‚Nein,' sagte es in Marie-Luise, und laut sagte sie endlich auch: „Nein!" Ganz entschieden. Wenn Marga es denn an all ihren Ausflüchten nicht merkte, daß sie nicht wollte, so mußte es ausgesprochen werden. Ihren Wunsch nach einem Zusammenleben mit dem Tod der alten Ebertz in Verbindung zu bringen, dazu war Marga Moebius zu stolz — von dem Bazillus der Angst, der die anderen angeflogen hatte, wußte sie nichts — wenn man einsam sterben mußte, gut, dann starb man eben einsam, der Tod ist immer einsam; aber leben wollte sie, leben mit der Freundin, die ganz und gar für sich haben! Sie weinte und bestürmte Marie-Luise mit Bitten; sie war jetzt nicht mehr jung und doch noch genau so jung wie ehemals, als sie Szenen machte um Kleinigkeiten.

„Nein." Dabei blieb Marie-Luise. „Du würdest mich ganz verlieren, wenn du mich so fest an dich binden wolltest. Laß mich, ich muß meinen Weg für mich gehen, ganz allein. Ich habe auch Doktor Droste aufgegeben, weil ich fühlte, ich bin nur ein Halbes, wenn ich ihm angehöre. Ich muß frei sein, ganz frei, innerlich und äußerlich. Halb kann ich das nicht erreichen, was mir vorschwebt. Ich kann dann nicht das werden, was ich werden will, werden muß." Marie-Luise war fast heftig geworden, indem sie dies sprach, ihre sonst weichen Züge strafften sich und wurden sehr energisch.

Marga sah es und lenkte ein: „Um Gottes willen, ja, ja, dann bleibe meinetwegen für dich. Wenn ich nur wüßte, was dir vorschwebt — was willst du denn werden?"

„Eine Lehrerin," sagte Marie-Luise.

Marga sah sie verständnislos an. „Aber das bist du doch!"

Da verbesserte Marie-Luise sich rasch, und ein Lächeln, das ihr Gesicht wieder weich und hell machte, verschönte sie dabei: „Die Lehrerin. Die Lehrerin, so wie sie sein muß. Und wie ich es bis jetzt noch immer nicht bin." — — —

Marga Moebius hielt sich selber für keine schlechte Lehrerin und war auch sicher, daß niemand anders sie dafür hielt, sie gab ihre Stunden tadellos, die Schülerinnen lernten auch etwas. Aber wie man so im Beruf aufgehen konnte, sich mit allen Fasern daran hängen, das war ihr unverständlich. Aber da sie die Freundin doch nicht ganz verlieren wollte, so ließ sie ihren heißen Wunsch und den Plan, den sie voll Eigenwilligkeit sich ausgedacht hatte, jetzt anscheinend fallen.

Und Marie-Luise hatte jetzt endlich die Wohnung gefunden, die sie seit langem suchte. Zwei kleine Zimmerchen, aber sie genügten Marie-Luise. Sie hatte zudem das Glück, auf ein paar Bäume zu sehen und auf ein Plätzchen mit Fliederbüschen, die im Frühling wunderschön blühen sollten. So würde sie die Freiheit, die draußen gewesen war, doch nicht allzu schmerzlich vermissen. Jetzt war es schon wieder Herbst, die Abende bereits empfindlich kühl, aber doch war es ihr in dieser ersten Nacht in der Stadt, als ob sie ersticken sollte. Schweiß stand ihr auf der Stirn, schwerer Druck lag auf ihrer Brust, sie sprang aus dem Bett und öffnete das Fenster. Das Lärmen der Elektrischen Bahnen war jetzt verstummt, die den ganzen Tag mit ihren Signalen bis hier herauf zu hören gewesen waren, auch sonst war die Straße nun still. Kältender Regen fiel, und trotzdem war es ihr heiß. Marie-Luise, die an die freiere Luft draußen gewöhnt war, hielt sich die Schläfen; es pochte und stach darin, sie hatte Kopfschmerzen, die sie sonst selten hatte. O, diese Stadtluft! Und die veränderte Umgebung überhaupt. Nun sie nicht draußen mehr wohnte, merkte sie erst, was sie aufgegeben hatte. Wo war hier Wald in der Nähe, wo waren die Felder? Kein Kieferngeruch, kein Atmen der Scholle, kein Duften nach

Heu. Und selbst, wenn jetzt Schnee hier fiel und alle Pfützen gefroren waren, würde die Nacht doch niemals rein sein. Sie atmete schwer und beklommen, es war ihr, als müßte sie weinen. Aber als sie am andern Tag nicht die endlose Fahrt zur Schule hatte, da war sie doch froh. — — —

Nun war es leichter für sie — sie sparte unendlich viel Zeit. Und Kräfte. Und war das schön, so ausgeschlafen in die Klasse zu kommen! Kein Hetzen am Morgen, sogar den Kaffee, den sie sich auf ihrer kleinen Maschine selber bereitete, konnte sie in Ruhe trinken; und auch altbackenes Brot brauchte sie nicht mehr zu essen, sie konnte es abwarten, bis der Bäckerjunge die frischen Semmeln brachte. Und doch, trotzdem sie jetzt manches bequemer hatte, wurde sie eine Sehnsucht nach draußen nicht los. Sie traute sich erst gar nicht, die Gläßners zu besuchen. „Du mußt alle Sonntage herauskommen," hatte weinend Frau Gläßner beim Abschied gesagt. Nun Marie-Luise sie verließ, war sie wieder gänzlich versöhnt: es war am Ende doch das Richtige, daß Marie-Luise den jungen Mann hatte laufen lassen, wer ein Mädchen so rasch vergißt, der ist es nicht anders wert.

Hatte Alwin sie denn vergessen? Marie-Luise glaubte es; sie hatte ja nie mehr von ihm gehört. Sie wußte nicht, hatte er seinen Plan wahrgemacht und war als Schiffsarzt jetzt vielleicht schon ein paarmal um die Welt gefahren, oder hatte er sich bei einer wissenschaftlichen Expedition verpflichten lassen? Er hatte früher einmal davon gesprochen, daß ihn das wohl reizen würde; aber als er *sie* dann gefunden hatte, als er liebte, da dachte er nicht mehr daran, sein Leben Gefahren auszusetzen. Jetzt würde er vielleicht anders denken, frei, ganz frei, auch über sich selber freier verfügen. —

Marie-Luise dachte noch viel an ihn. Sie konnte es nicht lassen, an ihn zu denken. Aber quälender Schmerz war nicht mehr dabei und gar keine Verzweiflung. Sie hätte es selber nie geglaubt, daß sie einmal so an ihn denken könnte: so mit Ruhe. Gott sei Dank! Wie hätte sie sonst wohl fertig werden können mit all den neuen Kindern?!

So viele Kinder! Unendlich viele Kinder. Die Schule im Osten war übervölkert. Und doch wurden Klassen zusammengelegt, an Gehältern sollte gespart werden.

Frau Halbhaus war abgebaut. Man hatte viel Rücksicht genommen; die Kolleginnen waren auch alle sehr nett gewesen, jede hatte sich eine Stunde übernommen, wenn die Halbhaus gar nicht mehr konnte. Sie wußte selber: *so* kann man dich nicht mehr gebrauchen. Sie ging, wie sie glaubte, mit eignem vollen Einverständnis; aber doch war sie verbittert: so lange an der Schule, der die besten Jahre und besten Kräfte hingegeben, und nun, da man nachließ, wurde man einfach vor die Türe gesetzt. Die Rente, die man ihr bewilligte, konnte ihr nicht über die Verabschiedung hinweghelfen. —

„Fräulein Büchner, ich muß Ihnen einen Teil von der Klasse der Halbhaus überweisen — der Schulrat war letzthin sehr unzufrieden mit der Klasse — es ist dies sein besonderer Wunsch. Es tut mir leid, daß ich Ihnen damit nun viel aufbürde," sagte der Rektor.

Aufbürde — aufbürde?! Ach, mit diesen Mädchen, die jede Disziplin verloren zu haben schienen, wollte sie schon fertig werden. Sogar mit denen, die die Schule schwänzten und dann einen Entschuldigungszettel brachten, den sie selber geschrieben, und die Unterschrift der Mutter hatten sie auch darunter gemalt. Mit solchen Entschuldigungszetteln kam ihr eine nur ein einziges Mal, dann nie wieder. Marie-Luisens Blick senkte sich so tief in die Augen der vor ihr Stehenden, daß die zu zwinkern anfing, den Blick nicht aushalten konnte: „Sie kuckt einem bis in den Magen." Die Lehrerin sagte: „Das hättest du nicht selber schreiben sollen. Du wirst mein Vertrauen doch nicht verlieren wollen? Wenn ich kein Vertrauen zu dir habe und du keines zu mir, ist die Schule eine Hölle. Sonst aber ist sie wie ein blauer Himmel, unter dem du sorglos fröhlich sein kannst."

Fröhlich, fröhlich sein! Das wollte Marie-Luise die Kinder lehren. Verfuhr das Leben nicht schon wenig glimpflich genug mit ihnen? Aber so traurig wie damals die Trude Schindler, so traurig hatte es doch keine. An Trude Schindler dachte Marie-Luise noch. Als der rote Zettel noch klebte, war sie jedesmal zusammengezuckt; über die alte Kollegin Melitta Ebertz waren ihre Gedanken zu deren Schützling, dem Theo Schindler geglitten und dann vom Bruder zur Schwester. Der rote Zettel war längst verschwunden. Auch der weiße mit der Bekanntmachung: ‚Knabe vermißt'; andere Plakate waren angeklebt worden und wieder abgerissen, bei nichts hielt die große Stadt sich lange auf. Immer weiter rollt das Rad der Zeit und rollt mit jeder Umdrehung rascher. Jahre fliegen wie Tage dahin, die Riesenstadt spürt das kaum. Aber die Menschen spüren es; die werden älter. Was wohl aus Trude geworden sein mochte? Ob sie jetzt ordentlich war? Über Marie-Luisens Gesicht glitt ein zweifelnder Ausdruck: es war schwer für ein Kind aus solcher Um-

gebung. Ob wohl von der Trude Gutes verlautete? Zur Mutter Schindler hinzugehen, hatte keinen Zweck. Die Wahrheit würde sie da wohl kaum zu hören bekommen, aber sie konnte sich ja einmal auf dem Fürsorgeamt erkundigen — etwas würde doch jedenfalls zu erfahren sein. —

Als Marie-Luise das von ihrer Schule nicht weit entfernte Büro betrat, fand sie keine der ihr bekannten Damen vor. Nur ein Fräulein war anwesend, das sich ihr vorstellte als die neue Fürsorgeschwester für diesen Distrikt. Sie nannte mehrere Straßen, die ihr zugewiesen waren. Alle waren Marie-Luise bekannt — böse Straßen — die Straße ihrer Schule gehörte auch dazu und auch die, in der die Schindlers wohnten. Aber von einer Trude Schindler wußte die Neuangestellte nichts; sie wäre zwar gerne bereit gewesen, in den Listen nachzusehen, aber nur die Sekretärin wußte in ihnen Bescheid. Ihr Amt war es, in die ihr angegebenen Häuser zu gehen und die ihr bestimmten Familien aufzusuchen. „Oft wird man herausgeworfen. Man wird auch sehr müde von den vielen Treppen, und die Füße tun weh. Aber das ist es ja nicht." Sie seufzte tief.

Es war Marie-Luise, als sähe sie Tränen in den sehr schönen blauen Augen. „Sie sind wohl erst kurze Zeit hier angestellt?"

„Erst vier Wochen. O, es ist so unendlich schwer!" Das Fräulein hob plötzlich beide Hände und hielt sie sich vor die Augen. „Was sehe ich alles! Was muß ich alles sehen!"

„Sie werden sich daran gewöhnen!"

„Nein, daran gewöhne ich mich nie. Nie!" Sie stieß es heraus mit Heftigkeit, fast wie in Verzweiflung. In den schönen Augen, die jetzt starr vor sich hinsahen, stand es wie Grausen.

Marie-Luise sah, daß das Mädchen noch jung war. „Sie sind wohl noch ein wenig jung für diesen Beruf."

„O nein — schon siebenundzwanzig! Aber wenn ich siebenundfünfzig wäre, wäre ich noch zu jung hierfür. Nein, so habe ich mir's nicht gedacht. Es ist in der Praxis doch ganz anders, als es sich in der Theorie ansieht. Ich eigne mich doch wohl nicht für diesen Beruf."

‚Das glaube ich auch nicht', dachte Marie-Luise und lächelte ein wenig wehmütig, in der Erinnerung an Erlebnisse, die auch ihr sehr schwer zu ertragen gewesen waren. Aber sie gab der Verzagten die Hand. „Nur Mut, Mut! Werfen Sie die Flinte noch nicht ins Korn. Wir dürfen das nicht."

„Ich bin ganz krank," klagte die Fürsorgerin. „Mir geht das Herz beinahe in Stücke. Ich habe gerade jetzt einen so traurigen Fall. Ein hübsches, ganz junges Mädchen, das — ach, sie ist trotz allem ein gutes Kind! Ich habe sie vorgestern in die Charité bringen müssen. Es ist ein Jammer. O dieser Vater, dieser Vater!" Sie wischte sich ein paar Tränen ab. „Das arme Lenchen!"

Lenchen —?! Da fuhr es plötzlich durch Marie-Luise und schreckte sie auf, sie erglühte in jähem Interesse. Herr Krause stand auf einmal wieder vor ihr, jener Kerl mit seinem unverschämten Lächeln. —

„Heißt das Mädchen, von dem Sie sprechen, vielleicht Krause?" fragte sie hastig.

Die Fürsorgerin sah sie verwundert an: „Kennen Sie Lenchen Krause?"

— — — — — — — — — — — —

„Kennst du mich noch, Lenchen?" fragte Marie-Luise. „Ich bin Fräulein Büchner, weißt du, bei der du zuerst in der Schule warst — du warst noch ganz klein, du konntest das M vom N noch nicht unterscheiden. Wie, Lenchen, was sagtest du?"

Das arme Kind schien zu schwach, um deutlich zu sprechen. Aber in ihren Ohren hatte Marie-Luise den Klang eines Stimmchens, das sie noch nicht vergessen hatte, zehn Jahre lang nicht; unter all den Kinderstimmen, noch immer heraushörte, weil es das erstemal gewesen war, daß Kinderleid an ihr Herz rührte — ‚Bei meine Mutti — ich will bei meine Mutti!'

Vielleicht würde Lenchen nun bald dahinkommen, wo ihre Mutter war. Marie-Luise fühlte die Nähe des Todes. Stumm legte sie die bunten Anemonen, die sie mitgebracht hatte, vor die Kranke auf die Bettdecke.

„Mit die is 's nu alle," sagte eine Stimme laut hinter ihr. Erschrocken drehte sie sich um und legte den Finger an die Lippen: „Sst!" Wer war diese aufgeschwemmte, völlig in die Breite gegangene, trotz aller Schäbigkeit aufgeputzte Person? Wo tat sie die doch gleich hin?

„Sie kennen mir wohl nich mehr, Fräulein? Ich bin Frau Schindler." Und ganz vertraulich die Hand hinhaltend, lächelte die Schindler ihr noch immer beibehaltenes, sie gutmütig erscheinenlassendes Lächeln. „Sehn Se, da hab' ich nu vor zehn Jahren bei die ihre Mutter schon hier so ans Bette gestanden, akkurat so — auch Schwindsucht — na ja, sowas vererbt sich! Nur hatt' die 's doch länger gemacht. Bei 's kleine Lenchen geht's nu rapide."

„Sprechen Sie nicht," flüsterte Marie-Luise.

Die Kranke hatte das dunkle Köpfchen ein paarmal unruhig hin und her gewendet, das



Meister der Graphik: Segelboote
Lithographie von E. L. Kirchner
(Ausstellung des Staatl. Kupferstich-Kabinetts, Berlin)

laute Sprechen schien sie zu quälen — oder waren es Gedanken an den Vater, die sie in ihrem Hindämmern störten? Mit einem Mitleid, das ihr das Herz zusammenkrampfte, sah Marie-Luise auf das junge Wesen. Da sah sie plötzlich große, dunkle, seltsam glänzende Augen, Augen, in denen die Sterbekerzen schon brannten, auf sich gerichtet.

„Fräulein Büchner!" Lenchen Krause versuchte ein Lächeln. Sie versuchte sogar, sich ein wenig aufzurichten, aber das ging doch nicht.

„Mein liebes Lenchen!" Marie-Luise streichelte über die abgemagerten Hände und dann auch über das kalte, sehr bleiche Gesichtchen. „Mein liebes Lenchen!" Weiter konnte sie nichts herausbringen; neben dem Kummer war so viel Zorn in ihr, daß sie fast daran erstickte: o diese Väter, diese Mütter, Eltern, die gewissenlos Kinder ins Dasein setzen, um sie dann vergehen zu lassen, wie dieses Leben hier verging! Scharen von Kindern tauchten vor Marie Luise auf, zu Hunderten, zu Tausenden — waren ihrer nicht unabsehbare Herden? Sie treiben sich auf den Straßen herum, eine ungezählte, ungezügelte Masse, sie kommen den Menschen zwischen die Füße, den Wagen vor die Räder, sie bevölkern Höfe und Treppen, erfüllen die mit Geschrei — und sie bevölkern auch die Schulen. O, welche Aufgabe!

Draußen vorm Tor der Charité machte die Schindler sich an sie heran. Marie-Luise hatte die an Lenchens Bett noch zurückgelassen. Jetzt setzte die aber hinter ihr her. Die dicke Frau war ganz außer Atem: „Fräulein, Fräulein!" Marie-Luise blieb stehen.

„Fräulein, wissen Se noch, der Krause? Wenn d e r nich gewesen wäre, wär' es mit det arme Kind da drinn' nich so weit gekommen. Unsereiner muß sich von de Polizei in alle Töppe kucken lassen, aber so einer, so einer —"

Marie-Luise hob aber abwehrend die Hand: „Lassen Sie, lassen Sie — zu spät!" Und sie blickte sehr traurig.

„Fräulein, Sie kümmern sich wirklich," sagte plötzlich die Schindler und drängte sich näher an Marie-Luise. „Hätt' ich det man eher gewußt! Trude hat det zwar immer gesagt, aber ich hörte gar nich drauf hin. Daß Sie das arme Wurm da besuchen und s o, nee, wirklich s o nett mit die sind, det rechen ich Sie hoch an."

„Wie geht es denn Ihrer Trude?" fragte Marie-Luise ausweichend.

Die zusammengezogene Stirn der Frau erhellte sich. „O, die geht es ganz gut. Die is schon nich mehr in die Anstalt. Sie war erst bei 'ner Dame — privat — die Dame war eine, die mit der Anstalt zu tun hat — der machte sie den Haushalt. Und denn hat die sie zu Leute gebracht mit kleine Kinder. Vier Stück — mit dem Ältesten macht sie schon Schularbeiten. Na, Sie müssen 't ja wissen, Fräulein, die Trude war helle."

Marie-Luise nickte: das freute sie aber. Also Trude half sich heraus! Wie in einem befreienden Luftzug wollte sich ihre Seele heben, die hier so schwer belastet worden war. Die Tränen, die sie drin am Bett der Armen zurückgehalten hatte, drängten ihr jetzt in die Augen.

Die Schindler sah es und wurde immer zutraulicher. „Ja, die Mächens, die Mächens!" Sie seufzte. „So is's ebent mit allen — Jugend hat keene Tugend. Fräulein, wissen Sie was von die andern Mächens, die, wo damals mit Truden nach Schule gingen?"

Marie-Luise nickte. „O ja." Und sie konnte schon einigermaßen mit dieser Serie zufrieden sein. Doch nicht ganz umsonst hatte sie im letzten Winter vorm Abgang mit ihren Schülerinnen so viel über das gesprochen, was die nun werden sollten. Oft ganz verrückte Ideen hatten die jungen Dinger. „Zum Film," sagte eine; eine andere, die Leseratte, als sie die gefragt hatte: „Anna, was möchtest du denn wohl werden," fuhr die wie aus Träumen auf und sagte verschämt: „Ich möchte Geschichten schreiben." Aber auch Anna Schultz war jetzt gut untergekommen. Intelligent war sie ja und hatte viel gelernt durch ihr Lesen. Sie stenographierte und tippte jetzt in einem großen Büro. Und andere waren Lehrmädchen geworden, um Schneidern, Weißnähen, Putzmachen, Plätten zu lernen. Die meisten gingen freilich in ein Geschäft, die großen Warenhäuser waren immer Abnehmer. Hausangestellte werden, das wollten die wenigsten gern, da gingen die, die das Schnell-in-Verdienst-kommen am nötigsten hatten, lieber in eine Fabrik. Marie-Luise lächelte, als sie zurückdachte: den Kleinen das ABC beizubringen, das war leichter gewesen, als die Vierzehnjährigen in die für sie geeigneten Bahnen zu lenken.

Jetzt sagte sie: „Grüßen Sie Ihre Trude, wenn Sie ihr schreiben, Frau Schindler, es freut mich von Herzen, daß sie auf gutem Weg ist."

„Die fragt auch immer nach Ihnen. Sie schreibt ja nich oft, aber wenn se mal schreibt, denn fragt se auch. Ach, Fräulein" — eine plötzliche Unruhe zuckte durch das breite Gesicht, dessen aufgeschwemmtes Fleisch nervös vibrierte. „Et wird doch nu so bleiben mit Truden? Und denn" — sie stieß einen so tiefen Seufzer aus, daß es sich fast wie ein Aufächzen anhörte — „wenn det nur nich noch

wäre mit meinem Theo! Wo mag der Junge bloß sind? Tot? Oder irgendwo eingelocht? Mit der Ollen, det war gar nich zu seinem Glück. Wär' ich doch man lieber früher bei Ihnen gekommen — ach, Fräulein, ach, wär' ich doch man!"

„Ja, Frau Schindler, Sie haben doch aber nicht gewollt. Ich habe Ihnen oft sagen lassen durch Trude, Sie möchten mal zu mir kommen."

„Ja, ja, ich weiß, sie hat et auch gesagt. O, wie dumm is man doch!" Die Schindler schlug sich vor die Stirn. „Sie können et mir glauben, ich bin oft so aufgeregt, so schrecklich aufgeregt, det ich am liebsten" — sie hielt auf einmal mitten im Sprechen inne und starrte mit ganz verwilderten Blicken wirr um sich. Erst nach einer Pause — Marie-Luise sagte nichts — fuhr sie fort, jetzt aber in einem ganz andern Ton, wieder in ihrer früheren, gern klatschenden Schwatzhaftigkeit: „Fräulein, wissen Sie denn auch was von der Irma, die mit Lenchen und Trude zu gleicher Zeit bei Ihnen war?"

„Sie meinen die Irma Mielke, die Tochter von dem Friseur? Die hilft dem Vater wohl tüchtig in seinem Geschäft."

„O ja, die is tüchtig" — Frau Schindler lachte breit, offensichtlich erfreut, etwas mitteilen zu können — „bei die quäkt was Kleenes. Und sechzehn is se man erst!"

*

„Da, lies mal!" Marga Moebius war zu Marie-Luise ins Zimmer hineingestürmt, ohne anzuklopfen, in einer raschen, fast hastigen Art, die Aufregung verriet. Ein Blatt, flüchtig mit Bleistift beschrieben, hatte sie vor die Freundin auf den Tisch geworfen: „Da lies, bitte! Von einer Schülerin. Derselben, die dir neulich bei mir auffiel!"

„Warum soll ich denn das lesen?" Marie-Luise, die mit einer Arbeit beschäftigt war, hob verwundert den Kopf.

„Lies! Und dann wirst du auch wissen, warum. Du mußt das lesen. Ich hab' es extra abgeschrieben für dich. Aus Mias Tagebuch. Käte Braun, die nach der Tanzstunde bei Meinhardts über Nacht geblieben ist, fand es in Mias Schublade und hat das Buch heimlich mitgenommen."

„Das war eine Gemeinheit!" sagte Marie-Luise scharf. Sie schob den Zettel von sich. „Nein, nein, ich will nichts lesen!"

„Doch, du mußt —" Marga drängte — „denn du mußt mir raten. Mir wär' es auch lieber, ich hätte es nicht gelesen. Ach, hätte Käte das Buch doch nicht weggenommen, es mir nicht gebracht! Aber jetzt — was soll ich eigentlich tun? Es ist mir recht unangenehm. Ach nein, aufrichtig gestanden, es ängstigt mich! Was soll man bloß mit so einem Mädel machen? Lies, lies!"

Und nun las Marie-Luise: „Jetzt bin ich sechzehn, gestern war mein Geburtstag. Aber ich wünschte, ich wäre schon sechzig — was fange ich mit den Sechzehn an?! Ich bin nicht Fisch und nicht Fleisch, ich bin nicht halb mehr und doch auch noch nicht ganz. Ach, für uns, die wir ins Lyzeum gehen, ist es sehr schlimm. Ich beneide jedes Mädchen, das in die Volksschule geht. Die wissen mit Vierzehn schon so Bescheid im Leben, stehen so mitten drin, daß nichts sie mehr schreckt. Und daß sie nicht neugierig sind. ‚Not der Jugend', ‚Sexuelle Aufklärung' — darüber wird jetzt so viel geschrieben. Ich habe erst vorgestern darüber gelesen; ich lese es meistens alles, aber ich wünsche dann, ich hätte es nicht gelesen, es macht nur konfuse — und mich jedenfalls noch trauriger. Käte Braun hat einen Freund, sie fährt mit ihm Motorrad, rudert und schwimmt mit ihm — ob ihre Eltern das wissen? Ich glaube: ja. Aber mir würde solch ein Freund gar nichts helfen; es sind doch auch meist nur dumme Jungen. Ich begreife meine Freundinnen alle nicht. Meine Eltern haben Geld, meine Mutter zieht sich gut an. Vorgestern als sie in die Oper gingen, sah meine Mutter sehr schön aus, bildschön in rosa Seide. Ich habe auch hübsche Kleider, aber ich lege nicht Wert darauf. Ich passe auch in das ganze Leben nicht, das wir führen. Überhaupt nicht ins Leben. Meine Mutter sagt: ‚Du bist überspannt,' darin mag sie recht haben. Aber warum bin ich überspannt? Ja, wenn ich das wüßte! O, mein Gott, wie wohl wäre mir dann, dann könnte ich mir ja helfen. Meine Mutter sagt auch: ‚Sei doch froh, daß du sechzehn bist, genieße deine sorglosen Jahre' — was weiß *sie* von meinen sorglosen Jahren?! Sorgen habe ich, schwere Sorgen.

„Was wird aus unsereinem, aus einem Mädchen, das nicht darauf angewiesen ist, sich sein Brot zu verdienen. Ich werde studieren, ja — lieber möchte ich Schauspielerin werden, Filmdiva oder Krankenschwester, in unserm Alter wollen wir alle etwas Besonderes — aber zu guter Letzt werde ich mich doch verheiraten. Ich werde eine Braut sein, und wenn ich das vielleicht möchte — *vielleicht*, ich weiß es nicht genau — das *Frau*-werden, das ängstigt mich. Ach, wenn ich doch jemanden hätte, bei dem ich mal drüber sprechen könnte, mich aussprechen — wo ich mich nicht zu schämen brauchte.

„Fräulein Moebius —?! Ach, die geliebte Moebius ist ja Lehrerin, bei der kann man das nicht; man ist ja auch nie allein mit ihr,

und Enthüllungen vor vielen Ohren sind Beschämungen. Sie ist auch nicht die Person dazu, sie ist ja sehr nett — ‚himmlisch' sagen Käte und die andern — aber, aber — nein, ich möchte eine Mutter haben, die mich verstünde, ohne daß ich Worte zu machen brauchte! Die mir antwortete, ohne daß ich zu fragen brauchte. Ob es solch eine Mutter wohl gibt?

„O, wie unsagbar glücklich ist eine Tochter, die solch eine Mutter hat! Ich würde alles hingeben — meine Kleider, mein hübsches Zimmer, Reisen, Komfort, alles, was angenehm ist im Leben — wenn ich solch eine Mutter dafür eintauschen könnte! Ob meine Mutter ahnt, was in mir schreit?! Nein, nein, nein.

„Ich habe nur dich, mein Buch. Dir allein kann ich sagen, wie seltsam, ja, wie verzweifelt mir oft zumute ist. Ach, wie wirr das Leben vor mir liegt, und wie unaufgeklärt alles Menschliche — Allzumenschliche! O Gott, wenn du mich verrietest! Wenn du einmal in andre Hände kämest! Ich wüßte nicht, was ich dann täte — ja, doch, ich weiß es. Und ich zittre vor dem, was ich dann tun würde —"

Marie-Luise blickte rasch auf. „Ist das Buch jetzt wieder zurückgelegt worden?"

„Ja, ja. Du brauchst mich gar nicht so böse anzusehen. Natürlich. Mir war es selbst viel zu peinlich; ich las nur dies, und mir brannte das Buch schon in den Fingern. Ich gab es gleich Käte zurück: ‚Trag es sofort wieder hin, ehe Mia zu Hause ist. Und nie ein Wort darüber, hörst du?" Sie versprach es mir auch feierlich. Ach, Marie-Luise, was solche Mädels einem doch zu schaffen machen!" Marga Moebius hatte sich bis jetzt noch gar nicht gesetzt, unruhig war sie vor Marie-Luise auf und ab gelaufen, nun ließ sie sich auf einen Stuhl der Freundin gegenüber, fallen und stützte den Kopf in die Hand. Sie sah angegriffen aus, und ihre Augen blickten unruhig. „O weh, wenn Mia etwas davon merkt, daß wir in ihr Tagebuch geguckt haben! Ich mache mir ordentlich Sorge. Aber ist es vielleicht am Ende nicht doch gut? Man könnte vielleicht ihrer Mutter einen Wink — ach was, Unsinn! Und wie dieses sechzehnjährige Ding mich einschätzt! Die Moebius, sehr nett, aber — aber! Ist das nicht eigentlich beleidigend? Was soll ich tun?! Marie-Luise, du sagst ja gar kein Wort!"

„Ich weiß nichts zu sagen." Marie-Luise war aufgestanden und strich sich mit beiden Händen das überquellende Haar aus der Stirn zurück, eine ihr ganz eigene Bewegung; so, mit freier Stirn, konnte sie auch klarer denken. „Jetzt kannst du kaum mehr etwas tun; früher hättest du es vielleicht gekonnt — vielleicht! Jetzt muß man sie ruhig sich selber überlassen, sich und ihrem Schicksal. Ach, wir sind im Grunde ja doch so machtlos!" Mit einem tiefen Atemholen legte Marie-Luise die Hand auf Margas Schulter. „Das deprimiert. Ich kenne solche Stimmung. Aber, beruhige dich, sie geht vorüber. Und mit jeder neuen Aufgabe, die ja in jedem neuen Kind uns gestellt ist, kommt uns auch wieder neuer Mut. Ich wenigstens habe das an mir schon erfahren."

„Du bist zu beneiden," sagte Marga Moebius, „daß du an der Volksschule bist. Mia hat ganz recht: die Sorte Mädchen hat es leichter, und darum sind sie auch leichter zu haben. Die machen einem kein Kopfzerbrechen."

„Meinst du?" Marie-Luise lächelte nur, sie sagte nichts zur Entgegnung. Aber ihre Gedanken wurden dahingetragen wie Falter von zwingendem Luftzug; sie flatterten ohne Rast und Ruh um drei junge Mädchenköpfe: Trude — Lenchen — Irma.

— — — — — — — — — — — —

‚Mein Gott, wenn du einst in andre Hände kämest — ich zittre vor dem, was ich dann tun würde, hatte Mia Meinhardt geschrieben. Das verfolgte Marga Moebius in dieser Nacht. Ächzend warf sich die Schlaflose von dem Rücken auf die Seite und von der Seite auf den Rücken. Schwarze Finsternis um sie her und in dieser Schwärze ein weißer Fleck: das Gesicht von Mia Meinhardt. Ein ganz liebes, hübsches und anscheinend unbedeutendes Gesichtchen — nur die Stirn, die Stirn und die Augen, die verrieten etwas. „Was hab' ich dir getan," schien der in den Winkeln ein wenig gesenkte Mund jetzt zu fragen, „daß du mir nachspürst? Das, was ich geschrieben im geheimen, ans Tageslicht zerrst und dich darüber lustig machst?"

O Gott nein, lustig nicht, lustig machte sie sich darüber wahrhaftig nicht! Die Schlaflose hielt sich mit beiden Händen die pochenden Schläfen.

„Daß Käte mir das Buch entwendet hat und es dir bringt, daß ihr zusammen darin gelesen habt, das ertrage ich nicht," sprach der Mund weiter. „Ich ertrage es nicht, jetzt so nackt dazustehen. Darum werde ich von dem kleinen Balkon an meinem Zimmer, der drei Treppen hoch übern Hof hängt, hinunterspringen. Oder ich werde in das Zimmer meines Vaters schleichen, da liegt in seinem Schreibtisch eine Pistole — ist die geladen? Ich verstehe nicht damit umzugehen. So werde ich mich weiterschleichen in die Küche; in der ist jetzt kein Mensch — alle



Weinlese im Waadtland. Gemälde von Albert Muret

Aarau, Museum

schlafen — da werde ich die Flasche aus dem Putzspind nehmen, auf deren Etikette ein Totenkopf, drei Kreuze darunter, zu sehen ist. Die werde ich ganz leer trinken — und dann werde ich sterben."

„Oh oh!" Marga Moebius stöhnte. O schreckliche Gedanken, schreckliche Bilder! Sie konnte die Dunkelheit gar nicht mehr ertragen. Mit zitternder Hand tastete sie nach ihrer Nachtlampe — in ihrer Aufgeregtheit konnte sie nichts finden — wo, wo mußte man andrehen? Endlich, Gott sei Dank, Licht!

Die kleine Lampe brannte tröstlich und zeigte, daß nichts im Zimmer war. Kein bleiches, verstörtes Gesicht mit schmerzlich verzogenem Munde, keine Augen, die voll Trauer und Vorwurf blickten. Friedlich standen die Möbel da, schweigsam der große Kleiderschrank und der Toilettentisch mit Bürsten und Flakons und dem runden Spiegel. Alles wie immer, hübsch und geschmackvoll, gar nicht so, wie man es bei einer Lehrerin erwartet.

Merkwürdig, warum das Geschreibsel eines Backfisches einen nur so alterieren konnte? Warum konnte man das nicht ruhiger hinnehmen? Nein, das konnte man nicht. Man war eben doch Lehrerin.

Marga Moebius verbrachte eine scheußliche Nacht. Stunde um Stunde verging, sie hörte die Uhr schlagen: eins, zwei, drei, vier, fünf — noch immer schlief sie nicht. Und wieder dachte sie mit einem gewissen Neid an Marie-Luise — die lag nun in ihrem Bett und schlief sanft und friedlich. Nichts bekümmerte sie. Sorgen dieser Art waren der alle erspart. Da lag sie, das blonde Haar übers Kissen flutend, die Hände auf der gleichmäßig ruhig sich hebenden und senkenden weißen Brust zusammengelegt, schlief so gesund und fest, daß der späte Lärm der noch im Einschlafen lauten Straße sie nicht störte, und der frühe der wiedererwachenden Straße auch nicht. O, wer doch so schlafen könnte wie jene!

Aber Marie-Luise schlief nicht. Am Abend hatte sie noch einen Brief erhalten. Durch die Klappe in der Tür hatte der Briefträger ihn hineingeworfen. Erst als sie die Handschrift genauer ansah, fing ihr Herz an zu klopfen — von wem, von wem?! Diese Handschrift kannte sie doch. Und erst an Tante Gläßner gegangen. Sie mußte sich setzen, die Knie gaben auf einmal unter ihr nach. Von ihm!

Sie saß und hielt den Brief in der Hand und wagte nicht ihn zu öffnen. Sollte sie sich noch einmal die Ruhe stören lassen, ihre schwer, aber endlich erkämpfte Ruhe, die ihr jetzt so beglückend war? Aber sie mußte doch lesen — wer weiß, was er wollte —.

Sie riß den Brief auf, rascher jetzt und hastiger, als sie es selber wußte. Und las, las lange daran, viel länger, als die drei beschriebenen Seiten des Briefbogens eigentlich Zeit bedurft hätten. Ihre Blicke waren noch immer starr auf die Zeilen geheftet, als sie die längst zu Ende gelesen hatte und so in sich aufgenommen, daß sie die auswendig wußte. Sie brauchte kein Licht mehr, sie las und las diese Zeilen wieder und immer wieder, als sie längst auf ihrem Bette lag und keinen Schlaf finden konnte. Den wollte sie auch gar nicht finden. Es war ihr ein wunderbar schönes und süßes Gefühl, so still dazuliegen und in sich, in ihrem Herzen, das, was er geschrieben hatte, noch einmal zu lesen — liebe gute und auch warme Worte, Worte so voll von Ehrenhaftigkeit, daß es sie beglückte und stolz machte.

Ein paar Jahre hatte er sich herumwerfen lassen, er hatte viel gesehen und manches erlebt. Einmal war er auch sehr krank gewesen, hatte sich eine Infektion zugezogen im Beruf — Gott sei Dank, daß sie das nicht gewußt hatte! Sie faltete erschrocken die Hände. Aber nun war er längst wieder gesund.

‚Ich bin frischer und tatkräftiger als je, denn nun bin ich in die glückliche Lage gekommen, meinen Beruf auch wirklich so ausüben zu können, wie ich es immer gewünscht habe.'

O, das war ja schön, das war ja wunderschön — wie sie ihm das gönnte! Er war im rheinischen Industriebezirk, am Knappschaftslazarett, einem großen, ganz neuen, stets überbesetzten Krankenhaus als leitender innerer Kliniker angestellt.

Sie faltete ihre Hände und lag ganz still, wie übernommen von der starken, dankbaren Größe eines fast mütterlich empfundenen Glückes. Aber was er dann noch schrieb? Ihre Augen schlossen sich: nein, das wollte sie nicht sehen. Sie schluckte, als zwänge sie etwas nieder. Sie wollte nur sein Krankenhaus sehen, seine Tätigkeit, in der er so glücklich war; die kleine Villa wollte sie nicht sehen, die hinter dem großen Hauptgebäude stand, nicht das hübsche Gärtchen mit dem Rasenplatz in der Mitte und den hochstämmigen Rosenstöcken darum, deren rote, gelbe und weiße Blumen immer wie bestäubt waren, berußt vom Rauch der Schlöte.

‚Denn unser Himmel ist angeraucht, unsere Gardinen sind auch sofort grau, unsere Wege sind nicht gelb, wie der Sand in der Mark, schwarz sind sie vom Kohlenstaub, auf alles fällt der. Aber es lebt sich doch gut im Land

der Hochöfen und Zechen, Du kannst es schon wagen. Ich habe Dich noch nicht vergessen, ich habe Dich noch immer von Herzen lieb, und ich glaube, ich verstehe Dich jetzt besser, als ich Dich damals verstanden. Ich möchte gutmachen. Schreibe mir, daß Du einwilligst, meine Frau zu werden, und so werde ich, sobald es mir möglich ist, kommen. An einem Samstag abend könnte ich abreisen, dann bin ich morgens früh in Berlin. Wir haben den Sonntag, um alles zu besprechen; am Abend muß ich dann wieder fort.'

‚Ich möchte gutmachen' — ach, er hatte ja nichts gutzumachen, gar nichts, wie kam er nur darauf?! Nun weinte sie doch. Aber es waren nicht Tränen eines unversieglichen Schmerzes, die nicht getrocknet werden können, es war keine schwächliche Wehmut, die sie weinen machte. Sie war nur unendlich gerührt. Ihr Herz war übervoll, noch einmal gefüllt bis an den Rand von Liebe, von Hingebung, von Verlangen. Er war wieder da, er war wieder in ihr Leben getreten, er! Und er streckte seine Hand nach ihr aus!

Sie drückte beide Hände gegen ihre Brust: wie das darin klopfte und wogte und sehr unruhig war, aufwallten Wellen des Glücks und wallten wieder zurück, eine wilde chaotische Brandung von Wünschen, Hoffnungen, erregten Gefühlen. Was sollte sie ihm antworten, was ihm schreiben? Er wollte bald Antwort haben. Wenn sie nicht gleich schrieb, würde er warten — ließ sie ihn vielleicht vergeblich warten, um ihm zu zeigen: ich habe nicht auf dich gewartet, ich bin keine, der man nur zu winken braucht, und sie kommt? Ach nein, von so etwas konnte hier nicht die Rede sein, dazu kannte er sie ja auch viel zu gut, das würde er nicht denken. Bedenkzeit mußte sie haben, eine Bedenkzeit — das würde sie ihm auch morgen gleich schreiben. Er hatte sie noch lieb, aber der Schmelz dieser Liebe war abgestreift, den hatte die lange Trennung, in der sie ohne irgendwelche Kunde voneinander, ohne jeglichen Austausch gelebt hatten, aufgezehrt; so würde er warten, und ganz in Ruhe. Aber sie, hatte s i e Ruhe? In dieser Nacht sicherlich nicht. Marie-Luise, die gewohnt war, sieben Stunden durchzuschlafen, ohne nur einmal aufzuwachen, war wie zerschlagen, als sie aufstand. Noch verwirrt sah sie um sich: es war ja alles nur Traum, er hatte gar nicht geschrieben, sie wußte nichts, gar nichts von ihm. Träumend hatte sie etwas erlebt, was sie nie mehr zu erleben geglaubt hatte, war erfreut gewesen, beglückt, ja beseligt — und hatte sich doch gefürchtet. Auch jetzt im Wachen, am hellen Tag, der ihr gebieterisch zurief: „Mach' dich fertig zur Schule," fürchtete sie sich noch. Das gewohnte Leben grüßte zu ihr herauf, die Elektrischen dröhnten, schwere Lastautos rasselten, das Haus erzitterte davon; fernes, unbestimmtes Summen ließ sich vernehmen, das Summen im riesigen Bienenstock. Das waren die Stimmen der großen Stadt, der Stadt der Arbeit, der Stadt ihrer Pflicht. Marie-Luise rüstete rasch, sie mußte sehr eilen, in einer halben Stunde schon fing die Schule an; sie konnte sich kein Frühstück mehr bereiten, aber soviel Zeit nahm sie sich doch noch, um mit ihrer klaren Schrift, in großen Zügen ein paar Zeilen für ihn aufs Papier zu werfen. Die hatte er dann schon morgen.

‚Laß mir Zeit, ich muß mich besinnen. Wenigstens eine Woche, — nein, einen Monat noch. Gestern abend kam Dein Brief bei mir an, noch bin ich zu sehr überrascht, bin wie im Traum. Aber ich danke Dir und grüße Dich vielmals.'

Rechnen — Deutsch — Geschichte — Religion — Nachhilfestunde am Montag. Rechnen, Deutsch Naturkunde, Zeichnen, Turnen am Dienstag. Deutsch, Erdkunde, Nachhilfe, Zeichnen, Turnen am Mittwoch. Rechnen, Deutsch, Geschichte, Erdkunde am Donnerstag. Deutsch, Naturkunde, Rechnen, Zeichnen, Religion am Freitag. Rechnen, Deutsch, Geschichte, Naturkunde, Turnen am Sonnabend. Und alle Tage. Und so alle Monate. Und so alle Jahre. Nur, daß die Stunden einmal anders herum in der Reihe gehen, und statt der Turnstunde einmal die Spielstunde gelegt ist, die sonst auf den Nachmittag fällt. Und wie alle Tage ging Marie-Luise zur Schule, aber nicht mit dem gewohnten räumigen Schritt, der so rasch Entfernungen hinter sich ließ und etwas Federndes hatte. Sie ging beschwert. Es lag ihr wie eine Last auf, daß sie noch nicht an ihn geschrieben hatte. Ein paar Wochen waren schon hingegangen, die Frist fast verstrichen, und noch wußte sie nicht: „Nein" oder „Ja" — noch immer nicht, was sie schreiben sollte. War sie denn noch jung genug, ein so ganz anderes Leben anzufangen, die Frau eines Mannes zu sein? Sie prüfte sich selber im Spiegel mit argwöhnischem Blick, mit unbarmherziger Schärfe: da waren ein paar Falten und Linien, die nichts mehr wegwischte, auch die liebevoll glättende Hand nicht mehr; aber das war es nicht, was sie abhielt. Jetzt hatte sie es auch nicht mehr nötig, zu zittern so wie damals, als die Halbhaus sie schreckte; das Schicksal der verheirateten Lehrerin würde sie nicht mehr zu fürchten haben, sie wurde seine Frau, und nun nur seine Frau. Sie gab die Lehrerin auf. Aber das war es, das, was sie noch zögern ließ. Würde seine

Liebe denn so groß sein, daß sie nichts anderes vermißte? Und war die ihre so groß, daß sie sich genügen ließ mit dem, was er ihr gab, geben konnte? Er hatte sein Krankenhaus noch dazu, seinen Beruf, er konnte leicht glücklich sein — aber sie? Oh, daß er doch nicht geschrieben hätte, daß sie nicht aufgeschreckt worden wäre!

Heute ging sie wie immer zur Schule. Es war vollster Frühling, so licht, so warm, so schön, wie der selten ist. Selbst hier war er schön, das Herz der Stadt ganz erfüllt von ihm; es roch nach Flieder und Mai. Alle Türen geöffnet, alle Fenster weit auf; Karren mit grünen Birkenzweigen fuhren die Straßen entlang und mit ganzen Lasten von blauem und weißem Flieder auch. Weiber stürzten sich förmlich darauf — pro Bund 20 Pfennige — das gab jede gern aus. „Man will doch 'n bißken Frühling in die Wohnung haben," hörte Marie-Luise sagen und freute sich darüber. Da würde ihre Klasse heut auch voll Fliederduft sein. Ein paar grünende Töpfchen standen ja immer am Fenster, die Kinder stritten darum, wer sie pflegen durfte, aber soviel Schönheit und Frühlingsblüte hatten die nicht.

Auf der Sonnenseite der Straße fuhr ein Kinderwagen vor Marie-Luise her, er fuhr bedächtig, und sie, weil sie eilte, streifte ihn fast. Da schrie das junge Mädchen, das ihn schob, plötzlich hell auf: „Fräulein Büchner!"

Ein wahres Frühlingsgesicht sah Marie-Luise an — blonder Bubikopf, schön gewellt, blaue Augen, liebes Gesicht — sie stutzte: die kannte sie doch?!

„Ich bin die Irma," sagte die Blonde und wurde vor Freuden rot, „die Irma Mielke bin ich!"

„Ach, Irma!" Und nun dachte Marie-Luise auf einmal daran, was ihr die Schindler erzählt hatte. Doch wenn Irma nichts sagte, würde sie auch nichts sagen. Daß dies niedliche blonde Kind, das, sauber gebettet auf weißen Stickereikissen unter einer rosa Decke im Wagen lag, der Irma ihres war, das brauchte sie gar nicht zu wissen. So fragte sie nur freundlich: „Geht es dir gut?" und nahm die ihr freudig entgegengestreckte Hand in die ihre.

„O danke, mir geht es sehr gut," sagte das Mädchen und lächelte strahlend. Wurde dann aber doch ein wenig verlegen: „Das ist meine Kleine." Als aber Marie-Luise auch lächelte und sich über den Wagen beugte, war das bißchen Verlegenheit gleich weg. Sie war wieder unbefangen: „Sie sieht ganz aus wie ich, nicht? Mein Bräutigam, der ist pechrabenschwarz."

„Wann wirst du denn heiraten?"

„Wir müssen erst zu 'ner Einrichtung kommen und zu 'ner Wohnung. Und das geht nicht so rasch. Aber wir sind ja beide so jung, wir können noch gut warten." Sie lachte ganz fröhlich und unbesorgt.

Aber das Kind, wenn das Kind inzwischen heranwuchs?! Marie-Luise sagte das nicht, sie dachte es nur, aber als ob die junge Mutter ihre Gedanken erraten hätte, sagte die jetzt: „Meine Kleine, die schick' ich zu Ihnen nach Schule. Ach, Fräulein, was war das bei Ihnen doch schön! Wissen Sie noch, das mit die Nachtigall, wie ich Vatern die aus dem Käfig tat?"

Marie-Luise nickte: gewiß, sie erinnerte sich. Ein Dummchen war die kleine Irma gewesen, die blinde Nachtigall, die nicht mehr fliegen konnte, hatte die Katze geholt — war die große Irma nun auch dumm gewesen, vor die Katze gegangen wie der Vogel damals? O nein! Sie sah in das offne, hübsche Gesicht, das sie unbefangen und mit unverhohlener Liebe ansah. Die Irma, die nahm eben sowas als selbstverständlich, die schämte sich nicht des Kindes wegen. Nein, es hätte jetzt auch gar keinen Zweck gehabt, ihr das zum Vorwurf zu machen. So sagte Marie-Luise nur herzlich und gab der früheren Schülerin dabei die Hand: „Ja, bring mir nur dann deine Kleine. Ich habe inzwischen was zugelernt — hoffentlich lerne ich's bis dahin auch, euch noch besser zu führen!"

„O, Fräulein, Sie waren ja immer so gut!" Das rief die Irma ganz enthusiastisch. „Es kann gar nicht noch besser bei Ihnen sein!" —

‚Vielleicht doch noch,' dachte Marie-Luise, als der Kinderwagen mit seinen quietschenden Rädern hinter ihr zurückgeblieben war und sie rascher davon ging. Sonnenstrahlen tanzten vor ihr auf dem Bürgersteig, und Kinder, ausgelassen kreischend im Frühlingsschein, jagten sich, ihr vor den Füßen.

Kinder, Kinder — wo kamen nur alle die Kinder her?! Zu Hunderten, zu Tausenden, den Lärm der Straßen übertönend mit schrillem Geschrei, aus Türen, aus Fenstern quellend, als sei es da drinnen von ihnen übervoll. Kinder in Häusern, Kinder in Straßen, Kinder in Dörfern, Kinder in Städten, Millionen von Kindern in der ganzen Welt. Helle und dunkle Köpfe, blonde und braune — weiße und schwarze Schafe der großen Herde. Marie-Luise sah sie vor sich her traben im Sonnenschein. Unwiderstehlich gezogen folgte sie.

Und plötzlich sah sie die eigne Gestalt, die ging vor ihr her. Groß und kräftig, noch mit

räumigem Schritt, aber blond war die nicht mehr. Marie-Luise erschrak: war sie schon alt? Grau, aber alt noch nicht — man wird nicht alt, wenn man mit der Jugend geht. Wenn man der folgt auf ihren Wegen, die oft ein wenig verworren sind, verstrickt in Gestrüpp, dann bleibt man selber auch jung; denn dann muß man aufpassen, muß eilen und laufen, muß vom Abgrund wegtreiben, muß warnen und hüten: gebt Obacht, fallt nicht!

‚Meine Schule, meine Klasse, — all diese Kinder m e i n e Kinder,' dachte Marie-Luise wieder einmal. Und jetzt wußte sie plötzlich, was sie wollte, und was sie mußte. Was sie geahnt hatte, leise schon lange gefühlt, nur noch nicht mit ganzer Bestimmtheit, jetzt war's da — sie mußte ihm schreiben: ‚Es kann nicht sein. Ich gehöre hier diesen. Sie brauchen mich mehr, als Du mich brauchst. Strauchelnde und schwache Lämmer, die muß ich tragen auf meinen Armen, ich bin glücklich, wenn ich sie halten kann. Und wo meine Herde ist, da ist auch mein Herz. Darum kann es nicht sein, darum: lebwohl!'

Mit einem Gesicht, das so schön war vor Klarheit wie der heutige Tag, bog Marie-Luise in die Straße ein, in der ihre Schule lag. Eine düstere Straße und düster auch das Gebäude; kein Bau, wie die neue Schule es ist, hell und weit ausladend, mit großem Spielplatz und geräumigem Hof, hohen Fenstern und freundlichen Ausblicken. Nur ein alter Bau, eingezwängt in die Enge des übervölkerten Ostens, eine Schule mitten im Herzen des Proletariats.

Aber Marie-Luise lächelte freudig, sie sah den umbauten Hof nicht und den etwas verdüsterten Eingang. Helle und dunkle, braune und blonde, schwarze und flachshaarige Köpfe, alle schauten zu ihr jetzt auf, alle drängten sich um sie her. Es war an der Zeit, schon mahnte die blecherne Glocke. Da führte sie ihre Schar hinein in die düstere Schule, und die ward doch für viele zum hellen Himmel.

Bild mit weißem Rauch und Wolken

Von Heinz Zucker

Ich spüre, wie die Brücke ihren Leib entrüstet
Gegen die zu starken Mauern schwingt, die sie mit unerbittlicher
Umklammerung in eine schmerzenreiche Schwebe zwingen,
Wenn Atemstoß auf Atemstoß des Zuges schwer
Die Pfeiler und die hohen Gitter beben macht.
Ich steh', beglückt in Schwaden weißen Rauchs verloren,
Der mich in eine wunderleichte Enge schließt,
Auf schmalem Fußpfad über den erfühlten Tiefen.
Doch weicht die lichte Hülle wieder ernstgewohntem Bild,
Von klarer, harter Luft verweht, im rauhen Wind zerteilt,
Und ist nach scheuem Zögern gleich verflogen. —

Drum schau' ich zum verklärten Blau des Himmels auf,
Wo jetzt die Wolkenzüge auch so weiß und unbefleckt
Sehr ruhevoll die Wege nehmen in der weiten Bahn.
Die groß gebauschten Leiber leuchten dennoch rein
In ihrer stummen Fruchtbarkeit, als hätte Rubens' trunkne Hand
Sie in die hingespannten Flächen froh bestimmt.
Dahinter staut sich schwergekettet breite Pracht
Der Wolken Tiepolos, jedoch in sanften Lichtern deutsch.
Es wurden viele Künstler für den hohen Plan bestellt. —
Und nun entdecke ich Gestalten, die sich, langsam im
Entzückten Spiel gewandelt, vor erhellte Räume wagen.
Gesichter lösen sich versonnen von den langen Reihen, —
Ich seh' sie viele stille Feierstunden so.

Albrecht Penck. Eine Skizze seines Wirkens

Von Univ. Prof. Dr. Norbert Krebs

Seit Jahrhunderten schaut das „Volk der Dichter und Denker" ehrfurchtsvoll zu seinen großen Gelehrten auf, aber nicht zu allen Zeiten und nicht im gleichen Ausmaß haben diese es vermocht, an ihrem Wirken und Streben die breitere Masse der Bevölkerung teilhaftig werden zu lassen. Um so dankbarer müssen wir jener Männer gedenken, die es verstehen, als Gelehrte und vorbildliche Lehrer zugleich zu wirken und das, was sie erdacht, in geeigneter Form auch einem weiteren Kreise vorzutragen, ja auch gewillt sind, mit der Schärfe ihres Urteils an Probleme heranzutreten, die neben und über ihrer wissenschaftlichen Bedeutung für die Allgemeinheit von Wichtigkeit sind. Einer dieser begnadeten Männer, die den Dienst am Volke richtig verstehen, ohne deshalb von ihrer hohen Warte herabzusteigen, ist Albrecht Penck, der am 25. September dieses Jahres seinen 70. Geburtstag feiert. Schon die äußere Erscheinung des hochgewachsenen Mannes mit den weit ausgreifenden Schritten ist anders als die des typischen Professors, und viele, die den großen Geographen zum erstenmal auf dem Katheder oder in einem öffentlichen Vortrag hörten, hatten den Eindruck, einen Mann der Tat, etwa einen Großkaufmann vor sich zu sehen, der weit in der Welt herumgekommen ist und nun von seinen Beobachtungen und Erfahrungen erzählt, anspruchslos und doch lebhaft und eindringlich, fast unmerklich belehrend.

*

Schon das Elternhaus in Leipzig, mehr noch vielleicht ein paar Jugendjahre in der weitausschauenden Handels- und Seestadt Bremen gaben die Grundlagen für weltweite Überblicke, für ein synthetisches Schauen, das die Einzelerscheinungen im kausalen Zusammenhang erfaßt und ihre praktische Bedeutung würdigt. Wer die ersten länderkundlichen Arbeiten des Meisters aus den Jahren 1887—1889, die Darstellung des Deutschen Reiches, Belgiens und der Niederlande in Kirchhoffs Länderkunde von Europa darauf ansieht, wird in den kulturgeographischen Kapiteln auf jeder Seite das klare Urteil über die Gunst geographischer Ortslagen, den Wettbewerb rivalisierender Städte, die Bedeutung und Verknüpfung des Verkehrs- und Wirtschaftslebens bewundern können. In seinen Schriften ist Penck in reiferen Jahren nur selten auf solche kulturgeographischen Betrachtungen der Heimat zurückgekommen, die in seinen Vorlesungen immer zum Anregendsten gehörten. Doch hielt Penck inhaltreiche Vorträge vor Männern der Praxis wie die über „Die Lage der deutschen Großstädte", 1912, und den „Großgau im Herzen Deutschlands", 1921, die weit über das rein wissenschaftliche Interesse hinausgehen.

Es war der Wunsch des Vaters und die Neigung des Sohnes, Geograph zu werden. Aber es gab nur wenige geographische Lehrkanzeln in jenen Jahren, da Penck die Universität seiner Vaterstadt Leipzig bezog; er zog vor, Geologie zu studieren, für die er nicht minder großes Interesse hatte und die eher die Möglichkeiten für eine rasche Entwicklung bot. Hermann Credner und Ferdinand Zirkel waren seine Lehrer; mit kaum 20 Jahren promovierte er mit einer Arbeit über lockere vulkanische Auswürflinge. Aber schon ein Jahr vorher schrieb er über nordische Basalte im Diluvium von Leipzig. Exkursionen im sächsischen Flachland, zuerst im Interesse seiner Arbeit, später im Dienst der geologischen Landesaufnahme von Sachsen, machten ihn mit Erscheinungen bekannt, die mit der damals herrschenden Drifttheorie unvereinbar waren. Weitere Reisen nach Norddeutschland und Skandinavien überzeugten ihn, daß nicht schwimmende Eisberge das nordische Material, die erratischen Blöcke und alle die glazialen Schuttmassen nach Deutschland gebracht haben konnten, sondern daß eiszeitliche Gletscher so weit nach Süden gereicht hatten. Eine Preisaufgabe der Münchner Universität gab Penck dann Veranlassung zu seiner Habilitationsschrift über „Die Vergletscherung der deutschen Alpen" (1882), in der er Gebirge und Vorland in gleicher Weise auf seinen glazialen Formenschatz untersuchte. Er wies die Ausbreitung und die mehrfache Wiederholung der aus den Alpen bis in die Breite von München vordringenden Gletscher nach, würdigte aber nicht nur mit den Augen des Geologen die Aufschlüsse, sondern erkannte auch die Landschaftsgestaltung als Werk der Eiszeit. So lenkte er, indem er den Blick aufs Ganze richtete, unwillkürlich wieder von der Geologie zur Geographie hin und schuf wertvolle neue Erkenntnisse im Grenzgebiet zweier Wissenschaften.

Es entsprach einer feinen Erkenntnis von Pencks Begabung, daß Karl von Zittel, zu dem Penck kam, um Paläontologie zu studieren, ihn veranlaßte, sich für die Geographie zu habilitieren. Waren doch mit dem Studium der eiszeitlichen Erscheinungen gerade in den Alpen, aber auch in den Pyrenäen, die Penck bald danach aufsuchte, die Probleme der Talbildung, die Fragen nach den Kräften der Abtragung und Anhäufung untrennbar verbunden. Schon als Student hatte Penck eine Arbeit über „Die Formen der Erdoberfläche" geschrieben, die

1882 in umgearbeiteter Weise veröffentlicht und für seine ganzen weiteren Arbeiten bestimmend wurde. Denn Friedrich Ratzel forderte ihn auf das hin auf, eine große „Morphologie der Erdoberfläche" zu schreiben, ein zweibändiges Werk, das eine reiche Literatur und unzählige eigene Beobachtungen verwertete, aber erst 1894 erschien.

*

Einstweilen war 1885 der kaum 27jährige Münchner Privatdozent als ordentlicher Professor der Geographie an die Universität Wien berufen worden. Die 20 Jahre seiner Wiener Lehrtätigkeit sind eine Periode überaus erfolgreichen Wirkens, nicht nur auf dem Gebiet eigener wissenschaftlicher Arbeit, sondern vor allem auch in der Lehrtätigkeit. Die hohe Bedeutung der Erdkunde in Österreich und ihre bis in die Gegenwart nachwirkende Blüte sind das Ergebnis von Pencks Tatkraft und Arbeitslust, seinem Organisationstalent und seiner faszinierenden Persönlichkeit. Mehr als einmal hat Penck in Wort und Schrift darauf hingewiesen, wieviel Anregungen er selbst für Forschung und Lehre dem vielgestaltigen österreichischen Boden verdanke. Mit den naturwissenschaftlichen Methoden exakter Beobachtung erlangte er auf vielen größeren und kleineren Reisen jene Meisterschaft im Sehen und Erklären, in der er auch wieder seine Schüler übte, ausgehend von dem Grundsatz, daß die „Beobachtung die Grundlage der Geographie" sei. Die Bedeutung der Exkursionen für den geographischen Unterricht, heute eine Selbstverständlichkeit an allen Hochschulen, hat Penck zuerst erkannt und ihre Realisierung mit Zähigkeit verfochten. In einem Jahresbericht aus Österreich entstand unter seiner Anleitung ein eigenes Organ, das die vielfältigen Arbeiten der großen Zahl seiner Schüler zusammenfaßte. Auf dem 9. Deutschen Geographentag 1891 entfaltete sich Pencks Organisationstalent, und damals auch ward zum erstenmal der Plan einer internationalen Weltkarte im Maßstab 1:1 000 000 vorgelegt. Dieser Plan verband Penck von nun ab ebenso wie seine Eiszeitforschungen mit den führenden Gelehrten anderer Nationen, und mehr und mehr bürgerte es sich ein, daß auch junge Gelehrte aus anderen Ländern zu ihrer weiteren Ausbildung nach Wien kamen.

Pencks eigene Arbeiten in dieser Zeit dienten teils der Morphologie im allgemeinen, teils der Erweiterung seiner Eiszeitstudien über das ganze Gebiet der Alpen. Zusammen mit seinem ältesten Schüler und Freunde Brückner schuf er an dem großen Werk der „Alpen im Eiszeitalter", das nicht nur eine Chronologie der jüngsten geologischen Vergangenheit bietet und die Verbreitung der einstigen Vergletscherung festlegt, sondern zeigt, wie gerade die schönsten Landschaftsbilder der Alpen direkt oder indirekt der Eiszeit zu verdanken sind. Die innige Berührung mit der prähistorischen Forschung führte zum Nachweis, daß der Mensch schon Zeuge der vorletzten Eiszeit gewesen ist. Die in den Alpen gewonnenen Erfahrungen hat Penck selbst in den Pyrenäen und in den Dinarischen Gebirgen bestätigt, sein Freund Partsch hat darauf die deutschen Mittelgebirge und die Hohe Tatra untersucht und seine Schüler die Gletscherspuren der Ostkarpathen und der Gebirge der Balkanhalbinsel nachgewiesen. Wenn auch im wesentlichen die Studien 1909 abgeschlossen waren, wurden die mit der Eiszeit zusammenhängenden Probleme, die ja keineswegs alle im ersten Arbeitsgang gelöst werden konnten, auch in späteren Jahren von Penck weiterverfolgt und betreffs der eiszeitlichen Krustenbewegungen auch auf Norddeutschland und Fennoskandia ausgedehnt.

*

Mochten die eiszeitlichen Studien, die Pencks Namen als Gelehrten weltbekannt machten, dem Wanderer im Gebirg und Vorland reiche Belehrung und Anregung bieten, so hat ein anderer Zweig der physikalischen Erdkunde, den Penck begründete, ungleich größere Bedeutung für die Praxis. Im Anschluß an eigene fluß- und seenkundliche Studien und an die Arbeit eines seiner Schüler über Niederschlag und Abfluß im Elbegebiet untersucht er zunächst für Mitteleuropa, welche Niederschlagsmengen nötig sind, daß die Flüsse dauernd fließen, und wie sich der Wasserhaushalt balanciert. Penck gewann die Fühlung mit den Männern der Praxis, und sein Urteil war maßgebend bei den Vorarbeiten für den durch Jahre hindurch geplanten und heute noch nicht durchgeführten Donau-Oderkanal, der die oberschlesische Kohle nach Wien bringen sollte. Auch diese Probleme verfolgte Penck später weiter. Indem er in den Jahren von 1904 ab häufiger als bisher überseeische Länder kennenlernen konnte, verfolgte er sie allmählich über die ganze Erde; er schuf eine Klimaklassifikation auf physiographischer Grundlage (1910), in der er je nach dem Verhältnis von Niederschlag und Verdunstung aride, humide und nivale Gebiete unterschied, und auch die Zwischenstadien aufzeigte. Welch große Wichtigkeit solche Fragen besitzen, ergibt sich aus einem erst im letzten Jahre von ihm gebotenen Überblick über die verfügbaren Wasserkräfte der Erde, die sich einerseits aus dem Verhältnis von Niederschlag und Abfluß und anderseits aus den orographischen Gegebenheiten errechnen lassen. Hier eröffnet Penck Zukunftsmöglichkeiten für die folgenden Generationen der Menschheit, die von allergrößter Bedeutung sein werden.

*

So wertvoll der Wiener Aufenthalt für die spezielle Forschung gewesen ist, bedeutete es doch eine gewisse Beschränkung, daß

das binnenländische Österreich keine Kolonien besaß und überhaupt wenig Möglichkeiten bot, in die weitere Welt hinauszukommen. Erst in den letzten Jahren ergab sich die Gelegenheit, anläßlich von Kongressen nach Nord-Amerika und Süd-Afrika zu gehen. Das ward besser, als Penck 1906 als Nachfolger Ferdinand von Richthofens auf den Berliner Lehrstuhl berufen wurde. Schon die Übernahme des kurz vorher begründeten Museums für Meereskunde, das dem deutschen Volk den Blick weiten sollte und dessen ganzer innerer Ausbau ihm zufiel, stellte ihn vor neue und große Aufgaben, dazu kam die Beratung und Förderung von Polarexpeditionen und Forschungsreisen in den deutschen Kolonien, an denen er selbst nicht teilnahm, für die es aber die richtigen Männer zu suchen galt, und endlich boten sich ihm selbst nun reichere Möglichkeiten, große Stücke der Erde kennenzulernen. 1908 war er wieder in den Vereinigten Staaten, davon über ein halbes Jahr lang als Austauschprofessor in Neuyork, und im Anschluß daran unternahm er mit seinem Sohn eine Reise um die Welt. 1914 nahm er teil an der Tagung der Britischen Assoziation zur Förderung der Wissenschaften in Australien, — als ihn der Krieg überraschte und er erst nach monatelangem unfreiwilligem Aufenthalt in London heimkehren durfte. Seine morphologischen und klimatologischen Studien sind nun befruchtet durch die reichen Erfahrungen, die er draußen gesammelt hat; überall erkennt er die heutigen Erscheinungen als Glied in einer langen Entwicklung, die dort so und da anders abläuft und allenthalben deckt er die Zusammenhänge, die Korrelationen auf, die zwischen den einzelnen Komponenten einer Landschaft bestehen. Waren früher die Gebiete des humiden und nivalen Klimas einschließlich der Karstlandschaften Pencks Hauptstudienobjekte, so folgen nun Arbeiten über die Morphologie der Wüsten und über die Verschiebungen der Klimagürtel der Erde in deren jüngster Vergangenheit. Die Frage der internationalen Weltkarte ward eifrig betrieben, und der Plan war bis zur Beschlußfassung gereift, bis auch hier der Krieg alle Zusammenarbeit unterband.

Der große Krieg und die Zeit der Friedensschlüsse erforderte eine völlige Umstellung. In schwerster Zeit bekleidete Penck das Amt des Rektors an der Berliner Universität und sandte Worte der Ermutigung hinaus an die Studenten, die draußen vor dem Feinde standen und die Hörsäle veröden ließen. In einem populären Buche machte er seine Landsleute aufmerksam auf das innere Gesicht Amerikas und dessen neuere kulturelle Entwicklung. Er organisiert landeskundliche Kommissionen in Polen, Mazedonien und Rumänien und verteidigt auf Grund seiner eigenen genauen Kenntnis die Zugehörigkeit Südtirols zum deutschen Lande. In seiner Rektoratsrede spricht er beherzigenswerte Worte über Wesen und Wert der politischen Grenzen und energisch fordert er mehrfach, daß der erdkundliche Unterricht in den höheren Schulen intensiver betrieben und bis in die obersten Klassen fortgesetzt werde, damit die künftige Generation nicht wieder mit so geringer Kenntnis der im Ausland schlummernden Kräfte und der eigenen Möglichkeiten vor einem neuen Krieg stehe.

Das alles war Dienst am Vaterlande, subjektiv getragen von der Heimatsliebe, objektiv in der Darlegung wissenschaftlicher Arbeit. Alles andere, was nicht von unmittelbarer praktischer Bedeutung war, mußte zunächst ruhen. Die Frage der Nationalitätsverteilung und der Kulturgrenzen stand im Vordergrunde des Interesses, und als der Krieg seinen unglücklichen Ausgang nahm, fand Penck neue Darstellungsmittel, um in eindringlichen Karten darzulegen, wie ungerechtfertigt die Forderungen der Polen in der Ostmark sind, daß es dort keinen „polnischen Korridor" zur Ostsee hin gibt, vielmehr eine breite Brücke deutschen Volkstums von Westen nach Osten, die Ostpreußen mit dem Mutterland verbindet. Wie Penck vordem als Direktor des Museums für Meereskunde die Deutschen auf die Bedeutung des Weltmeeres aufmerksam machte und die Begründung einer Kolonialgeographischen Professur an der Berliner Universität forderte, für die der hochverdiente Afrikaforscher Hans Meyer die erforderlichen Mittel zur Verfügung stellte, so regte er nun, wo sich des deutschen Volkes Horizont verengte, die besondere Pflege des Grenz- und Auslanddeutschtums an. Historiker, Geographen, Sprachforscher, Volkswirte und Statistiker von Ruf gesellten sich bei, und so entstand in den schlimmsten Jahren nach dem Kriege die „Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung", deren Präsident Penck wurde. Sie verfolgt rein wissenschaftliche Zwecke, aber sie will die Deutschen mit ihrem eigenen Volk, mit dem eigenen Land und den in ihm schlummernden Kräften besser bekanntmachen, als dies vorher der Fall war.

★

Es ist hier nicht zu erörtern, warum so viele und wichtige Aufgaben nicht schon früher, nicht vor dem Krieg in Angriff genommen wurden. Es genüge zu sagen, daß die Glanzzeiten des Reiches doch eine gewisse Einseitigkeit der Betrachtungsweise nicht ausschlossen und daß für vieles, was uns der Krieg eingehämmert hat und die Not uns aufzwang, damals gerade in den führenden Kreisen wenig Verständnis war. Der Einfluß des deutschen Professors war auch dort, wo er mit seiner Auslandserfahrung durchaus kompetent war, nicht groß genug, um seiner Meinung Geltung zu

schaffen, und niemand ahnte damals, wie bitter not das wäre. Wer das ausgezeichnete Buch von Joseph Partsch über Schlesien nachliest, wird dort alle die Sorgen um das Schicksal der polnischsprechenden Grenzgebiete 1896 ausgesprochen finden; aber diese Worte ernst zu nehmen, hätte damals wie Schwarzseherei geschienen. Was nottut, ist aber nicht das Zurückschauen auf frühere Versäumnisse, sondern positive Arbeit am neuen Aufbau. Hier konnte Penck seinen Mann stellen und Beziehung gewinnen zu den verantwortlichen Männern, denen der Neubau obliegt. Es war ihm darüber hinaus auch möglich mitzuwirken, daß Deutschlands Name im Ausland wieder seinen alten Klang bekam. Sein Schüler Alfred Merz, dem er 1922 die Direktion des Instituts für Meereskunde übergab, entwarf den Plan für eine große ozeanographische Expedition in den Atlantischen Ozean bis zur südlichen Treibeisgrenze; die Reichsmarine und die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaften haben ihn mit Pencks Hilfe realisiert. Leider ist der geniale Leiter der Expedition, Alfred Merz, gleich anfangs dem Tod zum Opfer gefallen. Penck fiel die Herausgabe der Expeditionsberichte zu, bis für Merz selbst in der Heimat Ersatz gefunden war.

Langsam kehrt die Ruhe auch zu anderer wissenschaftlicher Arbeit zurück. Es entstehen neue glazialmorphologische Studien, die sich mit den Alpen und mit dem nordischen Diluvium beschäftigen. Ein paar Reisen nach Holland, Schweden, Estland und Finnland geben neue Anregungen. Besonders Finnlands Natur lockt zu einer kleinen, aber ausgezeichneten monographischen Darstellung, die der Abhängigkeit der menschlichen Kultur von den Bedingungen des Landes nachgeht. Und auf diesem Gebiet sehen wir Penck nun mehrfach arbeiten.

Schon im Jahr 1907 erschien in Schmollers „Jahrbuch für Gesetzgebung" ein Aufsatz von Penck über Klima, Boden und Mensch, der der Korrelation geographischer Erscheinungen gerade mit Rücksicht auf die Bewohnbarkeit nachgeht. Dieser Gedanke wird weiter ausgesponnen in einer Akademieschrift über die Hauptprobleme der physischen Anthropogeographie (1924). Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß Pencks naturwissenschaftliche Betrachtungsweise der biologischen Lebensbedingungen Richtlinien bietet, die von den Kulturwissenschaften vielfach nicht genügend beachtet wurden und daß er auf diese Weise die Geographie des Menschen selbst auf eine festere Basis zu stellen sucht. Auf dieser Grundlage ging er in den nächsten Jahren daran, überschläglich zu untersuchen, wie viele Menschen die Erde wohl zu ernähren vermöchte, wenn aller Boden seinen klimatischen Verhältnissen entsprechend nach dem heutigen Stand der Technik genützt würde. Das brächte eine gewaltige Umwertung der Erdteile und läßt besonders die südamerikanischen Staaten sehr hoffnungsvoll in die Zukunft blicken. Pencks Weltruf hat dadurch von neuem an Klang und Ausdehnung gewonnen. (S. Pencks Aufsatz „Die Erfüllung der Erde mit Menschen" im Oktoberheft 1926 von „Velhagen & Klasings Monatsheften".)

Penck ist tatsächlich unter den deutschen Geographen derjenige, der im Ausland am meisten bekannt und gefeiert ist. Jetzt, wo sich die internationalen Verhältnisse wieder etwas freundlicher gestalten, vermag er alte Beziehungen wieder anzubahnen und neue zu knüpfen zugunsten unserer jungen Generation. Das ist dringend notwendig. Unser wissenschaftlicher Nachwuchs kennt zu wenig von der Welt. Wie soll er, dem die eigene Anschauung mangelt, den künftigen Lehrern an den höheren Schulen ein naturgetreues und modernes Bild von fremden Ländern zeichnen, wie sollen dann diese es wieder unter die künftige Generation tragen? Langsam beginnen wieder ein paar Studienreisen, aber ohne jene Förderung, die das Reich seinerzeit in seinen eigenen Kolonien gewähren konnte, und erschwert durch die allgemeine Verarmung unseres Volkes. Viel tut die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaften, aber sie muß sich auf spezielle Forschungsaufgaben beschränken. Die Zahl derer, die mit ihrer Hilfe in ferne Länder gehen, wird und muß beschränkt bleiben. Es läge im Interesse des Jubilars, der eben wieder im Norden Amerikas weilt, wenn es gelänge, Mittel und Wege zu finden, die unseren jüngeren Kollegen die Möglichkeit geben, hinauszugehen, zu schauen und zu vergleichen: zur eigenen Entwicklung, zum Nutzen der Wissenschaft und vor allem zum Segen unseres Volkes, das den Blick in die Welt offenhalten muß, wenn ihm der neue Aufstieg gelingen soll. Pencks Leben und Wirken ist dafür ein Beispiel, es bedeutet nicht nur ein erfolgreiches Gelehrtenschicksal, es bedeutet eine Mahnung ans ganze Volk.

Große Damen, Sport- und andere Mädel

Von Peter Fries



Die graziöse Frau (die Tänzerin Yvette)
Photographie Becker & Maaß, Berlin

Wir sind eitel und bilden uns deshalb gern ein, wir hätten vor anderen Zeiten etwas voraus, und sei es auch bloß einen Mangel. In wie vielen kulturgeschichtlichen Feuilletons ist uns vorgeredet worden, es gäbe keine Brief- und keine Memoirenschreiber mehr; wir hätten heut weder Muße noch Stimmung für so biedermeierische Beschäftigungen. Und grade die letzten Jahre haben uns gezeigt: der Trieb zur Beichte ist nicht erstorben, und Ludendorff steht in einer Reihe mit Rosa Luxemburg. Auch Geselligkeit soll es nicht mehr geben. Seltsam, die richtige ist immer mindestens ein Menschenalter her. Man hat den dünnen Tee und die vielen langweiligen Abende vergessen müssen, damit sich die Erinnerung an ein paar geistreiche Menschen, an anregende oder gar bewegende Stunden ungetrübt herausstellen konnte. Seien wir offen und bekennen wir: auch bei Rahel Varnhagen wird es oft zum Gähnen gewesen sein. Die Blüte der geselligen Stunde ist von so vielen und oft zufälligen Bedingungen abhängig, daß man sich nicht zu verwundern braucht, wenn sie nur selten, dann aber unvergeßlich eintritt. Sie wird sich auch heute erleben lassen und nicht bloß an den Mittelpunkten des geistigen, künstlerischen und wirtschaftlichen Lebens, sondern überall da, wo eine kluge und gütige Frau das Gespräch zu einer Unterhaltung, zu einem Austausch von Meinungen zu steigern versteht.

Solche Frauen trägt jeder in verehrendem Gedenken, aber von ihnen zu den großen Damen, wie wir sie aus der Geschichte kennen und wie sie oft Geschichte gemacht haben, ist ein weiter Schritt, und es will uns scheinen, als seien diese großen Damen ausgestorben, als wäre in unsrer versachlichten Welt kein Raum mehr für ihre



Carola Neher, Gattin des Dichters Klabund
Photographie Becker & Maaß, Berlin



Die betont individuelle Erscheinung
(die Bildhauerin Renée Sintenis)
Photographie Becker & Maaß, Berlin

Romantik. Es steht mit ihnen jedoch nicht anders als mit den Brief- und Memoirenschreibern: sie sind da, nur erkennen wir sie gewöhnlich nicht sofort, sondern erst wenn sie an uns vorübergerauscht sind, ahnen wir etwas von der lückenlosen Erbfolge der Heroinen. Die große Dame braucht nicht politisch zu sein, und wenn sie noch klüger als leidenschaftlich ist, wird sie politische Neigungen immer abstreiten. Das Feld der Künste und Wissenschaften, festlicher und vertrauter Geselligkeit ist so groß und mannigfaltig, daß man den Zauber der Politik entbehren kann. Trotzdem verfallen ihm viele, auch heute noch, und wenn die Dame auf dieser Bühne eine Rolle spielen will: sie wirkt stärker im Salon als im Parlament. Nicht jede Begabung setzt sich durch. Auch die große Dame muß Glück haben. Es ist z. B. Glück, wenn man die Witwe eines hohen Hofbeamten war und jetzt die Gattin eines sozialdemokratischen Ministers ist. Es heißt Verdienst, wenn man die neue Rolle hoheitsvoll wie eine Fürstin von Geblüt zu spielen vermag. Und es ist ein Unglück, daß man nicht ein paar hundert Jahre früher im Florenz der Medici oder im Paris Ludwigs XIV. gelebt hat; man hätte es damals leicht gehabt, ins weltgeschichtliche Format hineinzuwachsen.

Gern denkt die große Dame an die Vergangenheit, Beweis, daß sie Überlieferung als starke und stärkende Macht empfindet und in der Gegenwart nicht ganz zu Hause ist. Sie braucht nicht von altem Adel zu sein wie jene Frau Ministerin. In den Palästen der Großindustrie und der Banken regieren Frauen, die große Damen geworden sind und vergessen haben, daß sie es einmal werden mußten. Sie beherrschen meisterhaft die fürstliche Kunst unverbindlicher Liebenswürdigkeit. Sie interessieren sich für jeden Menschen, der in ihren Salon tritt, als hätten sie diesen einzig für ihn geöffnet, und es gibt keinen noch so entfernten Gegenstand des Gesprächs, den sie



Die vermännlichte Frau
Photographie Becker & Maaß, Berlin



Die Blonde (die Schauspielerin Grete Mosheim)
Photographie Jacobi, Charlottenburg



Die originelle Frau (die Tänzerin Valeska Gert)
Photographie Jacobi, Charlottenburg

nicht im Augenblick zu erleuchten verstünden, um ihn sofort gegen einen anderen auszutauschen, sobald ein Pedant mit systematischer Untersuchung beginnt. Das alles hat die große Dame der neuen Gesellschaft gelernt, und wo sie erscheint, bildet sich ein Hofstaat um sie; dennoch fehlt eins: die Legitimität, die ehedem selbst der kleinsten Prinzessin einen unnachahmlichen Glanz verlieh. Denn dieser Glanz stammte aus dem tausendjährigen Glauben der Völker, daß königliches Amt von Gottesgnaden wäre.

Das Volk aber braucht Helden und Heldinnen. Es will verehren, und der Knicks vor der Hofequipage war für unendliche viele eine dankbar empfundene Wohltat. Seit die großen Damen der Gesellschaft nicht mehr wie einst durch den Hof in die vorderste Reihe der Beachtung geschoben werden, sucht das Volk andere Ideale und findet



Die Blonde
(die Filmschauspielerin Cilly Feindt)
Photographie Becker & Maaß, Berlin

sie dort, wo der Dame von je der schärfste Wettbewerb erwuchs: im Theater, im Tanz, im Film. Hier glaubte man an eine unsterbliche Romantik. Man sah diese Künstlerinnen nicht bloß in herrlichen Gewändern und großen Schicksalen. Sondern immer wieder las man in den Blättern, wie sie aus dem Schatten der Verkanntheit und Unbekanntheit plötzlich in die Sonne des Ruhms traten. Von heut auf morgen, so schien es, waren sie mit Gold überschüttet und glitten in fabelhaften Autos durch die Landschaft. Man muß sagen, daß sich der Geschmack des Volkes gebessert hat. Die charakterlose Lieblichkeit hat es bei uns nicht wie früher leicht, Triumphe zu erringen. Wohl gibt es noch immer Schönheitsvorstellungen, die sich auf Parfümplakate gründen, aber sie herrschen nicht mehr unbeschränkt. Asta Nielsen z. B. war gewiß niemals „schön". Aber sie hat durch ihre Ausdruckskunst die Menschen, die gebildeten wie die ungebildeten, bezwungen. Valeska Gert hätte vor dreißig Jahren kein Varietédirektor auf seiner Bühne gern gesehen. Wir haben Augen für die feineren Harmonien eines Körpers, für die Beseeltheit eines Gesichts, einer Gebärde bekommen. Wir wissen, was Nerven sind, wenn wir das flackernde Bündel vor uns sehen, das Maria Orska heißt. Die schöne Frau schlechthin — das ist auch auf Bühne und Leinwand nicht ausnahmslos mehr die Siegerin, und das Volk hat Verständnis dafür. Die Leute vom Theater und vom Film bilden sich nämlich zu Unrecht ein, daß das Volk mit Notwendigkeit so geschmackverlassen sei wie sie selbst. Es ist nur kindlich dankbar und läßt sich so ziemlich alles gefallen, das Alberne, aber auch das Gute, und so kennt es den Wert der Schönheit und seine Grenzen. Hat



Drei Schwestern. Photographie Nini & Carry Heß, Frankfurt a. M.



Die bedeutende Frau (Asta Nielsen) Photographie M. v. Bucovich, Berlin



Die Dame
(die Schauspielerin Margit Barnay)
Photographie Jacobi, Charlottenburg



Die bizarre Frau (Maria Orska)
Photographie Becker & Maaß, Berlin

doch die gemeinsame Arbeit im Beruf jeden Mann gelehrt, daß die stärksten Kräfte der Frau nicht notwendig in der Schönheit ruhen, d. h. in einer veralteten Haremseigenschaft.

Selbstverständlich hat die Frau selbst das so gewollt. Ihr Freiheitskampf, der vor hundert Jahren mit heute restlos erfüllten Forderungen begann, hat sie, im Verein mit wirtschaftlichen Entwicklungen, seit länger als einem Menschenalter massenhaft in Berufe geführt. Die Arbeit mußte ihre Züge umprägen und hat es getan. Daß der Zopf fiel, war ein letztes Symbol, und daß die Vermännlichung der Frau schließlich doch ihre natürlichen Grenzen haben mußte, verriet dem feineren Ohr das unverdient läppische Wort „Bubikopf". Für die letzte Sachlichkeit war und ist eben die überwiegende Menge der Frauen nicht zu haben, zu unserem Glück. Nicht minder kräftig und im wesentlichen nach derselben Richtung hin hat der Sport das Antlitz der modernen Frau geformt. Er kann keine Träumerinnen brauchen, sondern Frauen und Mädchen, die bewußt und ohne nachzulassen auf Höchstleistung hinarbeiten. Der Sport mit seinen starken körperlichen und seelischen Anforderungen hat das neue Geschlecht gesund, froh, schlank gemacht, und zwar in einem Ausmaß, oft in einer Ausschließlichkeit, daß schon längst besorgte Stimmen laut werden: tun wir nicht zu wenig für unsre Bildung?

Kein Zweifel: sie steht schlecht im Kurs. Sie hat viele von uns in sehr trüben Zeiten in Stich gelassen, und es wurde offenbar, daß sich die meisten echte Bildung überhaupt noch nicht erworben hatten, sondern nur mit allerhand angelerntem Kram pfauenstolz herumspazierten. Da war es doch besser und vor allen Dingen ehrlicher, man packte die ganzen bewährten Schulsäcke aus und tat Konserven fürs Wochenend hinein. Wer hatte das meiste Geld? Der Amerikaner. War er gebildet? Keine Spur. Was war nötiger, Geld oder Bildung? Frage! Auch diese übertriebene Amerikabegeisterung hat unsre Frauen beeinflußt. Eine Weile schien es, als ob der süßliche amerikanische Filmtyp, der dem jungenhaften und kulturlosen Amerikaner so teuer ist, auch bei uns ein Ideal werden könnte, und mit Eifer hörten wir zu, wenn man uns erzählte, welche unbeschränkte Macht die



Die große Dame
(die Herzogin Nina di Cesaro-Colonna)
Photographie Bucovich, Berlin

Frau dort drüben über den Mann ausübe. Dahin wird es bei uns nicht kommen. Nicht etwa, weil die Amerikaner galant und wir Deutschen Knoten sind, sondern weil sich Angebot und Nachfrage bei uns in Europa für die Männer günstiger als in Amerika regeln. Die bevorzugte Stellung der Frau im heutigen Amerika stammt noch aus der großen Nachfrage in der Gründerzeit des Staats. Die Lady hat einen Seltenheitswert, der dem für sie arbeitenden Manne nicht zukommt. Es ist die einzige, übrigens sehr kostspielige Romantik, die sich der Amerikaner gönnt. Wir machen sie ihm nicht nach.

Wenigstens nicht in ihren Extremen, die unsern Frauen und Mädchen lächerlich oder unwürdig vorkämen. In mancher Hinsicht sind wir dagegen dem Beispiel Amerikas gefolgt. Die Frau ist selbständig geworden, sie verfügt über Geld, und der deutsche Kaufmann wendet sich gleich dem amerikanischen vornehmlich an die Frau als Käuferin. Beweis: der Anzeigenteil jeder Zeitschrift, auch dieser Monatshefte. Daß die Propaganda der immer mehr entwickelten Kosmetikindustrie — die ihren ungeheuren Aufstieg auch nur dem Wandel des Schönheitsideals verdankt — in erster Linie an die Frau gerichtet ist, scheint selbstverständlich. Aber auch die Anpreisungen von tausend anderen Waren, deren Anschaffung und Benutzung früher fast ausschließlich dem Manne vorbehalten waren, sind heute für den Blickfang der Frau berechnet. Natürlich ist der Einwand berechtigt, daß heute wie ehedem der Mann noch hauptsächlich der Anschaffende ist, aber der moderne Mann hat eben bei fast allen Anschaffungen der Frau ein sehr weitgehendes Mitbestimmungsrecht eingeräumt, und das freie Benutzungsrecht gilt ja fast ausschließlich für beide.



Die Frau am Steuer
(die Fliegerin Antonie Straßmann)
Photographie Becker & Maaß, Berlin



Die dämonische Frau
(die Schauspielerin Nju Schifra-Owsejewa)
Photographie Robertson, Berlin

Mädchen und junge Männer kennen sich dank der Selbständigkeit der Frau in Beruf und Sport besser als noch vor dreißig Jahren. Kein Mädchen wartet mehr auf einen Märchenprinzen, und kein Mann ist so beschränkt, daß er sich dafür hält. Die Frau sieht klarer, von der großen Dame bis zum Mädchen aus dem Volk haben sich ihre

Blicke geschärft für das, was ist. Sie sehnt sich bestimmt nicht in den früheren Zustand eines gefälligen Halbdunkels, sondern fühlt sich wohl in dem hellen Tageslicht, in der freien Luft. Aber zu voller Harmonie mit sich und der Welt ist sie noch nicht gelangt, und daher stammen Unsicherheiten und Übertriebenheiten in Haltung und Ausdruck.

Wer alt ist, sieht nur sie. Er sehnt sich zurück nach Frauen, die durch Sitte und Herkommen begrenzter waren als heute, er fragt sich vergeblich, warum Freiheiten in Kleidung und Benehmen so hoch gepriesen werden. Er findet, daß diese Freiheiten häufig die zartesten erotischen Gefühle töten. Aber er irrt. In diesen Mädchen und Frauen lebt ein starker und frischer Wille zu wirken. Sie wollen wie ihre Mütter und Ahnen Stützen der Gesellschaft sein, und da der Bau dieser Gesellschaft in Trümmern liegt, müssen sie sich frei bewegen können, um den alten Schutt beiseite zu räumen. Sie wissen noch nicht, wie dieser neue Bau beschaffen sein wird. Aber sie ahnen seine Umrisse, und eins steht fest: es wird ein sehr einfacher und sachlicher Bau sein, ohne höfischen Prunk, ohne Theater- und Filmromantik, klar wie ein sportlicher Sieg.



Die Arbeiterin
Photographie Ch. Rudolph, Dresden



Das Sportmädel
Photographie Union, Berlin

An diesem Ideal arbeiten alle mit. Die große Dame mit ihrer Weltklugheit und ihrem Sinn für Tradition. Die Künstlerin mit ihrem Temperament. Die Sportdame mit ihrem unbestechlichen Gefühl für Leistung. Die berufstätige Frau mit ihrer Gewissenhaftigkeit. Das Gesicht der Frau wird sich vielfältig wandeln, aber für das nächste Geschlecht wird ein Kennzeichen das unverlierbare sein: Tatkraft.

Spätere werden diesen Zug deutlicher herausfinden als wir. Wie uns die Menschen der Aufklärung oder der Romantik alle miteinander verwandt erscheinen, so wird die Frau unsrer Zeit einmal in allen ihren Verkörperungen als die gleiche dastehen, unbeschadet, ob sie große Dame, Sport- oder Filmmädel war.

Ein Augenblick

Novelle von Ernst Zahn

Der alte Wachtmeister Thomas Schweizer besichtigte die Fahrstraße, die längs des Flusses sich von der Stadt dem nächsten Dorf zuwendete. Am Nachmittag sollte er sechs Zuchthausinsassen herausführen, die Steine für die Straßenbeschotterung zu klopfen hatten. Seit zwei Wochen war er mit ihnen unterwegs. Von Steinhaufen zu Steinhaufen. Nun blieb noch diese Strecke am Fluß, die er sich bis zuletzt aufgespart hatte, weil sie ihm zu denken gab. Sie hatte ihre Gefahr. Der Fluß strömte dicht neben der Straße hin. Das mit Gras bewachsene Ufer senkte sich zu ihm hinab, sanft, wenn auch mit heimlicher Wucht, trieben die breiten Wellen vorüber. Und jenseits lag fremdes Nachbarland. Der Fluß bildete die Grenze.

‚Unbedacht von den Vorgesetzten, die Sträflinge und unter ihnen ausgerechnet den Tobias Stock da heraus zu beordern!' überlegte Schweizer. Er blieb stehen und stocherte mit dem Hakenstock im Sande der Straße herum. Er war ein breitschulteriger, plumper Mann mit einem finsteren Gesicht und dunklen, scheuen Augen. Und unzufrieden grübelte er weiter in sich hinein: Er bekam immer die kitzligsten Aufträge! Ihm fiel immer das zu, was einem am wenigsten Freude machen konnte! Mit der derben Hand fuhr er sich in den von Grau durchsponnenen schwarzen Vollbart und riß daran wie einer, der seinen Verdruß am ersten besten Gegenstand, gleichviel ob es die eigene Person war, ausließ. Er hatte immer Pech, fuhr er fort, seine eigne üble Laune zu schüren. Wie er den Verdacht, daß er eines Tages wieder trinken werde, bei den Leuten nicht totschlagen konnte, so vermochte er auch nichts gegen die Aufgabe zu machen, die ihm der Zuchthausdirektor zumutete! Immer unwirscher werdend, grub er die Pfeife aus einer Tasche seiner dunkelblauen Uniform, schob den Säbel, der ihm an der Seite hing, zurecht und setzte sich auf einen Straßenstein am Flußufer. Während er die Pfeife stopfte und anzündete, blickte er auf das vorbeiziehende Wasser hinaus. Die Wellen trieben vorüber. Sie hatten etwas merkwürdig Einziehendes, Mitziehendes. Und sie nahmen Thomas Schweizer aus der Gegenwart fort. Er sog an der Pfeife und paffte. Aber seine Gedanken waren anderswo. Der Teufel! Der Teufel! Das war nicht mehr aus der Welt zu schaffen, daß er einmal ein Trinker gewesen! Fünfzehn Jahre waren es her, seit er aus der Heilanstalt entlassen worden. Und keinen Tropfen Alkohol hatte er seither angerührt. Er lebte auch ganz zufrieden und behaglich mit seiner Frau, der Anna. Er wußte, daß sie bei andern rühmte, was sie für einen braven, gütigen Mann habe, und sich für seine Absonderlichkeiten wehrte. Aber er wußte ebensogut, daß die andern lästerten, er sei sonderbar, menschenscheu und mürrisch seit er nicht mehr trinke. Und er wußte, daß sie seit all den fünfzehn Jahren warteten, daß er wieder in den Suff zurückfallen werde. Das waren Leute! Das waren Menschen! Nichts Böses vergaßen sie. Aber das Gute sahen sie nicht oder wollten es nicht sehen! Was Wunder, daß er sie nicht mehr ausstehen konnte! Die Anna ausgenommen und die Enkelkinder und die Tochter, die an den Gemeindeschreiber, den anständigen Mann, verheiratet war!

Schweizer war jetzt so tief in Nachdenken versunken, daß er seine ganze Umgebung vergaß. Selbst auf seinen schmalen, unbequemen Sitz hatte er nicht mehr acht. Erst, als eine unvorsichtige Bewegung ihn auf dem Stein plötzlich ins Wanken brachte, erschrak er und setzte sich zornig ins Gleichgewicht. Dabei erinnerte er sich wieder der Gegenwart. Kitzlige Sache, das mit den Strafgefangenen hier am Fluß, wiederholte er sich und gewann immer mehr die Überzeugung, daß er am Nachmittag nicht genug würde aufpassen können.

Nach einer Weile sah er auf der Straße eine Anzahl Kinder auftauchen, die aus dem außerhalb der Stadt auf einer kleinen Anhöhe liegenden Schulhaus kamen. Sein erster Gedanke war aufzustehen. Wo er konnte, entlief er allen Begegnungen. Aber es fiel ihm ein, daß die Ursula, seine Enkelin, unter den Kindern sich befinden mußte und daß er ebensogut mit ihr als allein nach Hause gehen konnte. Er suchte sie mit den Blicken. Richtig, da kam sie schon! Sie hatte ihn erkannt und lief den andern voran. Was für ein Prachtsding! Es war nicht erstaunlich, daß jeder sich nach ihr umsah! Sie zählte neun Jahre, aber sie war sehr groß für ihr Alter und wohl gewachsen wie eine schon reife Menschenpflanze. Auf dem gertenschlanken Körper saß ein hellbrauner Kopf mit kurzgeschnittenem, leicht lockigem Haar. Von derselben Farbe waren die Augen, nur hatten sie zugleich eine so große Lauterkeit, daß man den Blick aus ihnen wie aus einem tiefen, ungetrübten See nicht lösen mochte.

Thomas Schweizer war ein schwerfälliger Mann und das Leben ihm zu freudearm gewesen, als daß er noch viel Begeisterungsfähigkeit sich bewahrt hätte; allein, wenn er in die Nähe seiner Enkelin kam, pflegte eine leise Unruhe ihn zu befallen, eine frohe Erregtheit, die nicht nur ihn selbst vieles, was ihn plagte, für einen Augenblick vergessen ließ, sondern ihn trotz seiner sonstigen Verschlossenheit in Versuchung brachte, alle andern zufällig anwesenden Leute wenigstens mit Blicken zu fragen, ob sie auch bemerkten, was für ein allerliebstes kleines Menschenwesen Ursula sei. Dem Kinde gegenüber ließ er sich freilich nichts merken. Auch jetzt stand er scheinbar gleichmütig von seinem Steine auf und setzte sich gegen die Stadt hin in Bewegung.

Im nächsten Augenblick und mit ein paar Sätzen hatte Ursula ihn erreicht und ihre Hand in die seine geschoben. „Da bin ich," sagte sie, schon gewöhnt, daß er grußlos weiter trotten werde.

Schweizer hielt die Hand fest. Er wendete den Kopf nicht, tat, als ginge ihn das Ganze nichts an; aber von der kleinen, weichen Hand floß ein lebendiger Strom in seine eigene über und drang weiter, bis er sich warm und voll in sein Herz ergoß. Dann bequemte er sich zu der in trockenem Ton gesprochenen Frage: „Hast deine Sache gewußt in der Schule?"

Ursula bejahte.

Eine Weile schritten sie schweigend weiter, das Kind abgelenkt durch allerlei Kleinigkeiten am Wege, des Großvaters nicht eben stark acht und doch unbewußt vergnügt, neben ihm, dem es sehr anhänglich war, zu schreiten. Ein Stück hinter ihnen folgten die übrigen Schulkinder.

Plötzlich zog Schweizer ein kleines Buch aus der Tasche. Es war eine Erzählung der Spyri, die Ursula jüngst im Schaufenster einer Buchhandlung gesehen und des farbigen Titelbildes halber, auch weil die Lehrerin ihnen jüngst eine Geschichte derselben Verfasserin vorgelesen, sich sehr gewünscht hatte. Er hatte ihr das Bändchen erst bei irgendeinem Anlaß bescheren wollen. Aber seine Liebe brannte mit ihm durch, und er streckte es Ursula hin: „Da hast etwas."

Sie war überrascht. Unverwöhnt wie sie war, brach die helle Freude in ihr aus. „Jesses," sagte sie. Und dann rasch, mit leuchtenden Augen: „Ich danke dir, Großvater."

Ihre Gesprächigkeit war nun geweckt. Sie begann zu erzählen, wie sehr ihr die Geschichte der Lehrerin gefallen habe und daß das nun gewiß eine ebenso schöne sein müsse. Ob er nicht auch meine, fragte sie, daß das Bild auf dem Umschlage schon dafür zeuge?

Schweizer murmelte etwas Unverständliches zur Antwort. Des Kindes Art tat ihm wohl. Wenn er jetzt allein mit ihm gewesen wäre, würde er ihm vielleicht im Drange erwachender Zärtlichkeit mit der Hand über den Scheitel gestrichen sein. Vor den Augen der Straße unterließ er es.

Ursula hielt einen Augenblick an. Das Buch machte sie neugierig. Sie blätterte darin. Dann dämmerte es ihr schärfer auf, wem sie es verdanke. Und als sie an die Hand des Großvaters zurückkehrte, blickte sie stumm vor sich hin und zuweilen zu ihm auf. Plötzlich gab sie ihrer Empfindung Ausdruck. „Du bist eigentlich doch ein guter Mann, Großvater," sagte sie.

Sie war alt genug, daß sie begriff, wie Schweizer bei den Leuten nicht in ungetrübtem Ansehen stand, wie er als mürrischer Sonderling verschrien war und wie man seine Vergangenheit nicht vergaß. Aber sie ärgerte sich über die hämischen, heuchlerischen Leute.

Thomas Schweizer faltete die Stirn und preßte die Lippen nah zusammen. Er erriet den Gedankengang des Kindes. Es war das alte Lied.

„Du bist gar nicht so streng, wie du aussiehst," fuhr Ursula weiter.

„Man sieht einem nicht immer alles an," erwiderte Schweizer und senkte den Blick zärtlich in die lauteren Augen des Kindes. Dann aber vor sich selbst und seiner ungewohnten Mitteilsamkeit erschreckend, wendete er sich ab.

Sie schritten weiter, heimzu.

Des Wachtmeisters Dienstzeit begann erst nachmittags um 2 Uhr.

Ursulas Zünglein war gelöst. Sie plauderte unaufhörlich. Sie ginge so gern mit ihm. Sie wollten doch wieder einmal auf den Sonnenberg zusammen. Eigentlich liebte sie den Großvater. Sie hatte es nie vorher so stark empfunden. Sie liebte ihn fast mehr als alle andern, selbst die Eltern. Sie ahnte unbewußt, daß in ihm etwas Wertvolles begraben war wie ein Schatz unter Schutt. Und ihre Liebe war von einer scheuen Achtung durchflossen.

Soweit folgte Schweizer ihr nicht. Die Bitterkeit hatte seine weiche Stimmung schon wieder verdrängt. Natürlich! dachte er. Was bei andern selbstverständlich war, das schien den Leuten an ihm selbst erstaunlich. Er kaute an der Erkenntnis herum wie an einem zähen Bissen. Er würgte daran, als habe er Leder zwischen den Zähnen.

★

Am späteren Nachmittag brannte die Sonne zwischen den weißen, wie Kunstseide glänzenden Wolken hervor, die da und dort in den blauen Himmel geknallt standen. Es war eine Stunde, die aus Gewittertagen herausgerissen war, schwül, schwer, aber voll blendenden Lichtes. Wachtmeister Schweizer hockte auf demselben Randstein, auf dem er am Morgen seine Pfeife gestopft hatte. Knapp saß ihm die dunkelblaue Uniform am strammen, breitschulterigen Körper. Die Dienstmütze machte ihm heiß, aber er schob sie nicht aus der Stirn; das wäre ihm nicht ordentlich erschienen, und er wollte denen, die da an der Straße schaufelten, kein Beispiel von Ungehörigkeit geben. Das wußte er ein und für allemal: an einer Nachlässigkeit sollte ihn keiner mehr ertappen! Er hielt das Gewehr über die Schulter gehängt. Mit wachsamen Augen verfolgte er die Arbeit der zehn Sträflinge, die in ihrer schrecklichen, breitstreifigen, schwarzweißen Kleidung jedermann erkenntlich, jedermann zu Gespött, Mitleid oder Verachtung preisgegeben, ihre Schaufeln und Steinhämmer handhabten. Es waren allerlei Leute darunter, zwei, die das Zuchthaus gewöhnt waren, freche, freudlose Gesellen, einer, ein schlanker, fast vornehm aussehender Mann, der ein Stück ab von den andern seine Arbeit tat und einen Ausdruck lastender Schwermut im Gesicht hatte. Der Vornehme hatte Schweizer schon immer interessiert, und er hatte schon wiederholt ein Wort auf der Zunge gehabt, ihn anzureden. Er brachte es nur nicht heraus; es war so schwierig, mit dem Menschen zu sprechen. Da befand sich unter den Sträflingen auch der Tobias Stock, ein Klotz von einem Mann. Er war einmal Bauernknecht gewesen, stammte irgendwoher aus dem Berner Oberland. Dann hatte er als gewandter Turner und Schwinger aus seinen Siegen an ländlichen Festen die Einsicht gewonnen, daß er in seiner körperlichen Kraft und Gewandtheit ein Kapital besaß, und war zum Varieté gegangen. Seiltänzer hatten ihm den Weg geebnet. Seither betrieb er allerlei Akrobatenkünste. In letzter Zeit hatte er sich besonders auf Wassergymnastik verlegt und durch seine Erfolge bei verschiedenen Wettschwimmen sich geradezu eine gewisse Berühmtheit erworben. Er war im Grunde mehr ein roher als ein böser Geselle, mehr ein starkes Tier als ein verbrecherischer Mensch. Wie er beim Schwimmen durch seine rücksichtslose Kraft sich durchs Wasser vorwärts warf, so hatte er sich auch dadurch ins Zuchthaus gebracht, daß er im Wirtshausstreit einen widerhaarigen Gegner, der ihn angepackt, mehr aus entfesselter Täppischheit, denn aus Rachsucht, wie ein Stein, der sich eben vorwärts wälzt, zu hartem Fall und Tod gebracht. Wenn er jetzt an das Vorkommnis dachte, so tat ihm der Tote leid. Warum hatte der sich aber auch so wild gewehrt! Hätte er nachgegeben, wäre es nicht so weit gekommen! An der Straße tat er seine Arbeit rüstig und mit einer gewissen Befriedigung und war nicht ungeduldig auf den Ablauf seiner Strafzeit. Aber diesem Menschen fiel es wie vorher Schweizer auf, daß über dem Fluß drüben, also gleichsam in Sprungweite, die Grenze war. So sehr stach ihm die Fluchtmöglichkeit in die Augen, daß es den Gutmütigen lächerte und er den Wächter plötzlich und mit den Augen nach dem jenseitigen Ufer winkend, mit den Worten anfiel: „Wenn Ihr nicht wäret, wäre man jetzt schnell das Zuchthaus los."

Schweizer antwortete nicht. Er wunderte sich auch nicht. Jedes Kind mußte sehen, was für Gelegenheiten sich hier einem boten, der aufs Durchbrennen bedacht war! Sein Unbehagen vom Vormittag kehrte zurück. Er konnte in eine blödsinnige Lage kommen, dachte er wieder. Und dann stand die sonderbare Angst wieder in ihm auf, daß ihm den die Leute ohnehin mit Mißtrauen ansahen, abermals etwas Ungeschicktes passieren könnte, etwas, das sie sagen ließ: „Ja der! Man weiß ja!"

Er ließ den Blick über den Fluß gehen. Mit stiller Wucht wälzte der noch immer sein Wasser dahin.

Es müßte sich einer schon noch besinnen, bis er sich in den Wellenzug wagte, tröstete sich Schweizer und atmete erleichtert auf. Und sich selbst etwas die Zügel lassend, richtete er die wachsamen Augen mehr in die Ferne.

Vom Schulhaus herüber kamen wie am Vormittag die Kinder. Er glaubte auch Ursula wieder zu unterscheiden. Und in seinem Innern regte sich wieder die Freude. Aber sogleich mischten sich Bedenken hinein: Das war auch nicht in der Ordnung, daß die Zuchthäusler da drüben gerade der Jugend in den Weg geführt wurden! Er konnte hier auch mit Ursula nicht reden. Das paßte sich nicht. Es hätte wieder scheinen können, als verliere er seine Pflicht aus den Augen! Aber — aber — grübelte er weiter, das Kind hatte gesagt, er sei nicht so streng, wie er aussehe. Das Wort tat ihm noch immer wohl. Wenn die doch wüßten, wie gern er manchmal ein gutes oder vergnügtes Wort sagte! Wie er die Ursula — nur — einmal etwa auf die Knie nehmen möchte! Aber — aber — das war alles leichter gedacht als getan!

Er kaute noch an diesen Gedanken herum,

als die Schulkinder in Hörweite kamen. Eine Schar Knaben, die sich gegenseitig stießen und neckten, schritt voran, ihnen folgte eine Reihe Mädchen. Schweizer bemerkte Ursula unter diesen. Sie ragte schlank, ungewöhnlich groß für ihr Alter, aus ihnen heraus. Auch sie und ihre Gefährtinnen waren übermütig und trieben auf dem Heimweg eine Art Fangspiel. Dabei schienen die übrigen es hauptsächlich auf die flinke Ursula abgesehen zu haben. Sie jagten zu mehreren ihr nach. Sie aber löste sich auf einmal aus ihrer Schar und flog ihnen voraus die Straße daher. Sie hatte den Großvater erblickt, und er bedeutete ihr in diesem Augenblick eine Art Ziel, an das sie sich vor den Verfolgern zu retten dachte. Schweizer sah sie kommen. Er erhob sich von seinem Stein und näherte sich mehr seinen Gefangenen. Seine Stirn umwölkte sich. Er hatte jetzt nicht Zeit für Kinder! Dann gewahrte er, wie die Kette der Knaben zwischen ihm und Ursula sich löste. Diese hatten das Spiel der Mädchen ebenfalls beobachtet und mischten nach Bubenart sich ein. Einer verstellte Ursula den Weg. Andere folgten. Schon bildeten sie eine richtige Wand.

Ursulas Augen blitzten. Ihre Wangen röteten sich. Die sollten sie nicht aufhalten! Mit weiten Sprüngen suchte sie gegen den Fluß hin einen Durchlaß. Sie bebte von Jugendlust und Tapferkeit. Und während sie mit leiser Eitelkeit bedacht war, vor den Augen des Großvaters sich auszuzeichnen, lebte in ihr noch die Dankbarkeit, die sein Geschenk am Vormittag geweckt hatte.

Die Knaben hatten sich ebenfalls gegen den Fluß gewendet. Schon sperrten sie die Straße. Aber Ursula entschlüpfte dem vordersten, der sie haschen wollte. An dem grasbewachsenen, hier ziemlich steilen Uferrand eilte sie hin und hatte schon die Verfolger hinter sich gebracht. Da strauchelte sie, im Begriff wieder auf die Straße zu klettern und glitt im nächsten Augenblick über die Böschung hinunter in das reißende Wasser.

Thomas Schweizer stand bei den Gefangenen. Wider Willen waren ihm Blick und Gedanke immer wieder in der Richtung der Enkelin entronnen. Jetzt riß die Erkenntnis dessen, was geschehen war, ihn blitzähnlich aus dem Zwang, den sein Pflichtbewußtsein ihm auferlegt. Es war einer jener ereignisdurchpeitschten, mit äußerster Spannung geladenen Augenblicke, in die die aufgeschreckte menschliche Seele Jahre des Erlebens und Empfindens hinein zu pressen vermag. In Thomas Schweizers Innern stand voran der jähe, panische Schreck: Das Kind im hochgehenden Strom! Gleich darauf erinnerte er sich, daß Ursula nicht schwimmen konnte. Nun riß es ihn fort, hin zu der Stelle, wo das Unglück geschehen war. Aber sein Fuß war wie an den Boden genagelt. Er wußte plötzlich, daß er die Menschen da vor ihm, die er zu bewachen hatte, nicht allein lassen durfte! Immer rasender arbeiteten seine Erkenntniskräfte. Ein wütendes Gegeneinanderstreben von Empfindungen!

Der Sträfling Stock stand jetzt dicht neben ihm; auch andere, der Vornehme, der Alleingänger sprangen heran. Schweizer sah, daß die übrigen ebenfalls in der Arbeit innehielten und Miene machten, an den Fluß zu eilen. Er hörte die Schreckensschreie der Kinder, sah sie am Ufer sich scharen. Nur von Ursula hörte er nichts.

„Ich springe ihr nach,“ sagte Stock neben ihm. Er gürtete seine Hose fest.

Alles das geschah nicht in Minuten, es geschah mit der Schnelligkeit eines Wetterzuckens.

Schweizer wußte, daß es eine Entscheidung galt. Er fühlte, an ihn, den im Denken langsamen, sei jetzt die Forderung eines jähen, verzweifelt plötzlichen Entschlusses gestellt. Und ebenso jäh, ebenso scharf empfand er, daß, ob er so oder so entschied, es falsch sein konnte. Die Leute redeten: Er war ein Trinker gewesen. Einmal würde er es wieder sein. Sie würden auch reden: Natürlich, wie konnte man so einen über Sträflinge setzen! Der ließ sie doch natürlich laufen! Dieser letzte, wuchtigste Einfall in der jagenden Reihe aller war wie eine auffauchende Pulverflamme.

Schon sah er jetzt den breitschultrigen Menschen, den Stock, der Stelle am Ufer zueilen, wo das Kind gestürzt war. Auch in die andern Männer kam Bewegung. Sie schienen dem Gefährten zu folgen. Da bedachte Schweizer nichts mehr, als daß sie in den nächsten Minuten alle der Grenze zustreben würden. Er vergaß, daß das breite Wasser für viele, den Stock vielleicht ausgenommen, Sperre genug war. Er erinnerte sich nur noch, daß er der Wächter war. Selbst die Ursula vergaß er und die fürchterliche Gefahr, in der sie schwebte. „Halt,“ schrie er die Sträflinge an und lauter, fast kreischend: Halt.“ Gleichzeitig riß er das Gewehr vom Rücken und legte auf den Schwimmer und Athleten an.

„Seien Sie kein Narr,“ sagte einer neben ihm. „Das Kind geht zugrunde.“ Es war der Vornehme, und er war bleich und keuchte die Worte nur so hervor.

Aber Schweizer hörte ihn nicht. Er feuerte einen Schuß in die Luft ab.

Stock und die anderen standen still. Ihre

Gesichter trugen alle Zeichen zornigen Staunens.

Stock fluchte: „Hund, verdammter! Man kann doch das Wurm nicht ertrinken lassen."

Aber noch während er das sagte, wußten alle, daß kostbare Zeit vergangen war. Der Körper des Mädchen trieb schon ein weites Stück unterhalb der Stelle, wo sie sich befanden.

Dann zuckte Stock mit der Schulter. „Meinetwegen," murrte er und trollte sich widerwillig zu seiner weggeworfenen Schaufel zurück.

Die übrigen folgten seinem Beispiel, denn der alte Mann drüben hielt noch immer das Gewehr auf sie gerichtet. Die Mütze war ihm vom Kopf gefallen. Er hatte sie mit irgendeiner wilden, verlorenen Bewegung abgestreift. Und Wind wühlte jetzt in seinem vollen grauen Haar.

„Gemeiner Schuft!" „Verrückter Kerl!" „Wenn es mit rechten Dingen zugeht, setzt man ihn nächstens zu uns herein." So tönten die gedämpften Reden der Sträflinge durcheinander, während sie einer nach dem andern die Arbeit wieder aufnahmen.

Schweizer ließ langsam die Waffe sinken. Er war innerlich wie erstarrt, und dieser Zustand löste sich nur langsam. Allmählich wurde er inne, daß seine Schutzbefohlenen alle noch beisammen waren. Wie das Wellenschlagen des Flusses an sein Ohr, so drang dann fernerher wie wirres Rauschen die Erkenntnis in ihn hinein, daß seine Seele mit äußerster Gespanntheit noch auf etwas anderes lauschte. Das zersplitterte gleichsam seine wieder erwachende Wachsamkeit. Das Kind! Ursula! Was war mit ihr geschehen? Er sah immer mehr Leute zu den anfänglich nur aus Schülern bestehenden Haufen der Neugierigen sich gesellen. War das Kind gerettet? Es schien ihm, als balle sich die Menge auf einen Knäuel zusammen. Der eigentliche Vorgang, wie ein aus dem Schulhaus herbeigeeilter junger Lehrer sich in den Fluß stürzte und den Körper des Mädchens barg, entging ihm. Aber er hörte die Sträflinge untereinander mutmaßen, man habe das Kind gefunden, hörte die einen sagen, sie sei tot, und die andern, man scheine sie aufs Ufergras gebettet zu haben.

Stock knurrte, mit einem Blick auf ihn: „Wenn der Alte Glück hat, bringen sie sie wieder zu Leben."

Noch immer vermochte Thomas Schweizer selber nicht zu handeln. Aber als er jetzt ein paar Schulkinder, die sich heimwärts trollten, sich nähern sah, wich die letzte Starrheit von ihm. Er bemerkte, daß die Blicke der Kinder groß und mit einem aus Furcht und Zorn gemischten Ausdruck auf ihm hafteten. Er fühlte jetzt auch schärfer die rebellische Entrüstung der Sträflinge. Er spürte, daß er plötzlich wieder mitten in der Meinung und dem Reden der Leute stand. Etwas wie ein qualvoller Schrei, der keinen Ausweg fand, lastete ihm auf der Brust: Was wollt ihr von mir? Könnt ihr mich nicht in Ruhe lassen! Als aber ein Knabe dicht an ihm vorübergehen wollte, packte er ihn hart beim Arm und gebot ihm mit heiserer Stimme: „Lauf! Frag', wie es mit der Ursula ist."

„Sie haben sie," antwortete der Bub widerwillig. „Sie ist tot."

„Lauf!" wiederholte Schweizer drohend und hob die Faust. „Bring mir gleich Bescheid," herrschte er ihm nach.

Der Junge hatte ganz entsetzt in sein von einem wilden Ausdruck entstelltes Gesicht geschaut und war dann mit angstvollem Gehorsam zu dem Leutehaufen zurückgeeilt.

Die übrigen Kinder blieben stehen und warteten auf die weitere Entwicklung der Dinge. Auch die Gefangenen taten ihre Arbeit nur nebenbei und hielten ihre Aufmerksamkeit mehr den Vorgängen am Schulhaus zugewendet.

Inzwischen war aber auch in die Stadt irgendwie Nachricht von dem Vorfall gedrungen. Leute kamen dorther gerannt. Schweizer sah sie vorbeieilen. Sie sprachen ihn nicht an. Nur in ihren Blicken stand dasselbe Unvermögen, ihn zu verstehen, wie in denen aller andern.

Da kam Ursulas Mutter gelaufen, Schweizers Tochter, eine hübsche, junge, braunhaarige Frau. Sie verhielt den Schritt. Auch sie hatte oft Mühe, den Vater zu begreifen; aber auch sie hatte die Liebe zu ihm nie verloren, weil sie mehr ahnte als wußte, wie er an sich selbst und andern litt. Jetzt freilich lehnte sich alles in ihr gegen ihn auf. Man hatte ihr ins Ohr geschrien, daß Schweizer die mit dem Gewehr bedroht habe, die Ursula hätten retten wollen.

„Wo ist mein Kind?" stieß sie mit zitternden Lippen heraus, und als Schweizer antwortete: „Ich weiß nicht," erwiderte sie: „Du! Du! Was bist du nur für einer!"

Dann lief sie weiter.

Eine lange Weile verging. Man sah die Leute vom Ufer sich gegen das Schulhaus hin verziehen.

Schweizer hielt das Gewehr wieder über die Schulter gehängt. Es litt ihn nicht an einer Stelle. Er begann rastlos auf und ab zu schreiten.

Der Vornehme machte sich wieder an ihn heran, als müßte er ihn beraten. Er schien

etwas von seiner fieberhaften Unruhe zu fühlen. „Wie konnten Sie nur?" fragte er. „Stock würde das Kind sicher gerettet haben. Wo hatten Sie denn Ihr Gefühl, Sie Mensch, Sie?"

Schweizer drehte ihm stumm den Rücken zu. Inwendig trug er etwas wie offene, brennende Wundstellen.

*

So mochte wohl eine Stunde verflossen sein. Der Knabe, den Schweizer abgesandt, kam zurück. „Sie meinen alle, daß sie tot ist," meldete er.

Schweizer stöhnte. Aber er schritt weiter auf und ab, rastlos, als sei er mit Ketten an dieselbe Laufstelle geschmiedet. Er sah nicht, ob sein Unglücksbote blieb oder weiterlief. Von Zeit zu Zeit schaute er auf die Uhr. Wollte die Zeit nie kommen, da er die Gefangenen heimführen durfte?

Andere Leute kamen und gingen vorbei. Schweizer befragte sie nicht mehr. Aber dann hörte er, daß sie auf die Fragen der Sträflinge antworteten, das Kind sei wieder zu Leben gekommen. Da stand er einen Augenblick still. Er faßte nach seinem Gewehr. Er meinte, es wegwerfen zu müssen. Es litt ihn nicht länger. Nun mußte er Gewißheit haben! Aber mit einer neuen, gewaltsamen Anstrengung nahm er sich abermals zusammen. Er durfte doch nicht fort! Er glaubte auch nicht, was sie gesagt hatten. Er wagte nicht zu glauben, daß einmal für ihn etwas gut ausgehe. Und von neuem begann er das mechanische Auf- und Abschreiten.

Endlich löste sich drüben aus dem Schulhaus der Gewaltshaufe der Unfallzeugen. Sie führten ein Wägelchen mit sich, neben dem Ursulas Mutter ging. Auf dem Wagen lag Ursula selbst, in trockene Kleider gesteckt, in Kissen gebettet und lächelte. „Der Großvater wird auch Angst gehabt haben," sagte sie eben zur Mutter.

Diese wendete den Kopf zur Seite; sie mochte nicht antworten.

Aber Ursula freute sich auf den Großvater. Ihre schönen, klaren Augen suchten ihn schon von weitem, und sie grollte sich selbst, daß sie ihm solchen Schrecken eingejagt hatte, denn sie wußte ganz sicher, daß er ihr sehr zugetan war.

Schweizer stand jetzt steif aufrecht und blickte dem Zug entgegen. Was vorher keinen Augenblick lang stattgehabt hatte, geschah jetzt, der Gedanke an die Sträflinge entglitt ihm zum erstenmal völlig. Er schwächte sich ab, als erlösche er wie ein Licht. Alles Gefühl floß nur in die Erwartung zusammen, wie das Kind aussehen werde, dessen Gestalt er auf dem Wagen erkannte.

Der Wagen kam näher und näher. Jetzt befand Schweizer sich mitten in den Menschen, die da mitliefen, und unter denen der Retter, der junge Lehrer, sich befand. Auf einmal begegnete er Ursulas Augen. Er stieß einen sonderbaren Ton aus. Er strich sich mit der Hand die wiedergefundene Mütze abermals vom Kopf, die Stirn war ihm beengt. Dann schwindelte ihn. Einen Augenblick wurde es dunkel um ihn. Das Gewehr, dessen Riemen er losließ, rasselte mit einem Klirren zu Boden. Dann kniete er plötzlich am Wagen nieder und hob seine Hände nach der Enkelin. Sie zitterten, sie tasteten unsicher und im unwillkürlichen Trieb, zu fühlen, ob sie wirklich lebe, nach dem Mädchen. In ihm löste sich eine Qual ohnegleichen. Einmal — Gott sei gelobt — einmal — hm war es recht gegangen! Über beide Wangen lief etwas dünn, spärlich, Augenwasser.

Ursula gewahrte das. Sie hob die schlanken Finger und fuhr ihm ins Haar. „Großvater," tröstete sie zärtlich. Es war, als ob sie ihm wiederholen wollte, er sei lange nicht so streng, wie er aussehe. Und weil er ihr leid tat und sie ihm den Schrecken abbitten wollte, den sie ihm eingejagt, preßte sie plötzlich die Lipen auf seine Hand.

Auch ihre Mutter hatte sich ihr wieder zugewendet. Sie begriff nicht alles, aber auch ihr Herz war weicher.

Von den Umstehenden behielten viele den bösen Blick. Der Wachtmeister war ihnen der alte Sünder. Einigen ging es wie Ursulas Mutter. Sie verstanden nicht alles, aber sie empfanden etwas wie Scheu vor dem sich jetzt langsam wieder aufrichtenden Alten.

Dann setzte der Zug mit dem Wägelchen sich wieder in Bewegung, während Schweizer seine Wacht wieder aufnahm.

Der Vornehme unter den Sträflingen machte große Augen. Er fühlte, daß er vorhin nicht richtig gesehen hatte. Durch seine von eigener Qual beschwerte Seele gingen Erkenntnisse. Er wandte sich hinweg und hob sein abgesondertes, grübelndes Arbeiten wieder an. Menschen, die in einem einzigen kurzen Augenblick sich entscheiden mußten! sinnierte er. Prüfungen! Aber das sie auferlegte, das Leben, schuldiger als der Mensch, der sie nicht bestand!

Abkunft und erste Kindheitserinnerungen

Von Walter von Molo

Ich bin am 14. Juni 1880 in dem kleinen deutschen Städtchen Sternberg in Mähren geboren. Das hat mich in meiner Kinder- und Jugendzeit schwer bedrückt; denn in Mähren waren die Deutschen gegen die Tschechen in der Minderheit, und in Wien, wo ich aufwuchs, galt der Tscheche damals als etwas Komisches und nicht sehr zu Achtendes, daher wurde jeder „Mährer“ erst mißtrauisch betrachtet, ob er Deutscher oder Tscheche sei. Mein Vater machte sich dazu oft den Spaß, mich „Böhm'“ zu nennen, und das beleidigte mich bei der bewußt deutschen Erziehung durch meine Mutter weiterhin arg. Es war mein einziger Trost, daß ich als „Reichsdeutscher“ geboren war, denn mein Vater war Bayer, gebürtig aus der Nähe Kaufbeurens im Algäu, und meine Mutter, die heute noch lebt, ist Augsburgerin. Ich habe es lange, so kindisch das ist, aber so stark wirken Jugendeindrücke nach, und ich lasse dahingestellt, ob eine so einseitige Erziehungseinstellung gut ist, meinen Eltern nicht verziehen, daß sie ausgerechnet knappstens vor meiner Geburt einen Jagdausflug zu Freunden nach Sternberg unternahmen. Meine Mutter tanzte den Abend durch bis zwölf Uhr nachts, da verlor ich die Geduld. Sie mußte sich niederlegen, und eine halbe Stunde später war ich um vierzehn Tage zu früh da. Ich soll ein langes, mageres und sehr häßliches Kind gewesen sein. Lang und mager scheint mir eine Übertreibung. Meine Mutter war darüber beglückt, daß ich nicht an einem „Unglückstag“, dem 13., zur Welt kam. Man sieht aus meiner Zurückhaltung, den 14. abzuwarten, dann aber schnellstens aktiv zu werden, die mir von Anfang an innewohnende Energie, wohlgemerkt: mit Überlegung. Dann soll ich mich 14 Tage in Sternberg aufgehalten haben, was ich nicht bestreiten kann, ich erhielt eine tschechische Amme, was mein deutsches Selbstbewußtsein im deutschen Wien später ebenfalls hart bedrückte, denn auf die Ernährung durch diese Amme soll nach Behauptungen meines Vaters, dessen Nationalgefühle sich in derartigen Leistungen erschöpften, meine „böhmische“ Nase zurückzuführen sein. Dann verließ ich bayerischer „Sudetendeutscher“ meine Geburtsstadt und habe sie bis heute nicht mehr gesehen.

Mein Vater war Kaufmann, pflichttreu, streng, amusisch, verschlossen, heftig und doch sehr weichen Gemütes. Dazu im höchsten Maße jähzornig, wie ich es die ersten zwanzig Jahre meines Lebens ebenfalls war, dazu ein ungeheurer Hypochonder, der bis zu seinem 77. Jahre aber nie wirklich krank war. Meine Mutter, um zwei Jahre jünger als der Vater, war eine Frau von großer Energie, voll Intelligenz, Fleiß und Aufopferungsfähigkeit. Sie war uns Kindern Heim und Elternhaus, denn es war noch ein um zwei Jahre älterer Bruder da, mein Bruder Hans, der spätere Dichter Hans Hart (diese Monatshefte brachten bis 1916 des öfteren Arbeiten von ihm), der seit 1917 in unheilbarer geistiger Umnachtung siecht.

Wie unser Wappen zeigt, wurzelte die Familie auf der Insel Rhodos im Mittelmeer. Apollonius Molo, der berühmte Rhetor von Rhodos, war der Lehrer Julius Caesars. Dann setzte sich die Familie in Rom, Italien durch. Die ältesten Familienpergamente, die ich besitze, sind aus dem Jahre 1000. Damals waren die Molos eine schwäbische Ritterfamilie in Bellenz im Herzogtum Schwaben, heute Bellinzona in der Schweiz. Die Familie erscheint vom 13. Jahrhundert ab in allen europäischen Zentren, die Molos waren inzwischen Diplomaten und Staatsleute geworden. Molos wirkten und liegen begraben in Italien, der Schweiz, Polen, Danzig, Holland, Frankreich und Spanien. Da meine Vorfahren stets Frauen der Nationen nahmen, in denen sie wirkten, leben alle diese Nationen mit ihrem Blut in mir, ich bin also wahrhaft „universal“ gebaut. Unsere Familie teilte sich nach dem Zusammenbruch der Mediceerherrschaft; eine niederländische Linie starb 1804 mit einem Erzbischof in Brügge aus. Der letzte Molo der französischen Linie starb in der französischen Revolution auf dem Schafott, der italienische Grundstamm, der heute in Italien und der Schweiz noch treibt, sandte 1736 Plänkler nach Süddeutschland, die in Günzburg, Donauwörth und im Algäu seßhaft und Großkaufleute wurden. Diesem Zweige unserer Familie gehöre ich an. In den napoleonischen Kriegen fielen auf allen Kriegsschauplätzen bis auf einen Molo, meinen Urgroßvater, sämtliche deutsche Molos, neun an der Zahl. Die Familie, die bis dahin zu den reichsten süddeutschen Familien gehört hatte, verarmte völlig, mein Urgroßvater endete sein Leben als königlicher Schlagbaumeinnehmer. Mein Großvater arbeitete sich wieder herauf und starb als Bezirksarzt in Kempten.

Meine erste Kindheitserinnerung ist leider keine ästhetische. Mein Bruder und ich waren mit unsern Eltern wie stets im Sommer in Kempten, und da waren auch zwei Basen von mir, die Töchter des Bankiers von Reichert, die eine um ein Jahr älter als ich, die andere um ein Jahr jünger. Sonderbar, ich kann heute nach langen Jahrzehnten noch bis ins Detail die Tageszeit und die Örtlichkeit des Geschehens beschreiben. Es war im „Hofgarten", dem Besitz meines Onkels, ein Bach floß durch den Park, ein Hirtenmädchen unter großem Hut mit einem grünen Band hütete schwarze und weiße Schafe. Wir Kinder spielten auf der Wiese. Die Sonne stand hoch über dem frischen Grün, der Bach plätscherte kühl, da geschah mir das Unglück, das sicherlich großen Eindruck auf mich machte, sonst wäre es nicht als frühzeitigstes Ereignis meines Lebens mir in Erinnerung geblieben. Wie sage ich's? Ich schämte mich furchtbar, aber meine Mutter, die immer kurz entschlossen war, setzte mich bloß ins Gras und ging mit meiner Hose, es war eine blaue Leinenhose, zum Bach und wusch sie darinnen aus. Man wird verstehen, das war mir sehr peinlich. Widerfuhr mir solches doch vor Damen! Ich muß damals zwei Jahre alt gewesen sein.

Die zweite Kindheitserinnerung grüßt von meinem vierten Jahr bis zum Heute herüber, auch aus ihr kann ich Örtlichkeit und Tageszeit noch genau angeben. Es war in einer Geißblattlaube — es tut mir leid, daß ich so poetisch sein muß — aber es war wirklich in einer, sogar bienenumsummten, Geißblattlaube, an einem Sonntag mittag. Ein Onkel aus Heilbronn, der vor acht Tagen geheiratet hatte, wurde mit seiner jungen Frau erwartet. Er war auf der Hochzeitsreise, wir wohnten damals die Frühjahrswochen, bevor wir unsere alljährliche Bayernfahrt antraten, stets in Kierling bei Wien. Die Eltern holten mit meinem Bruder die Gäste vom Bahnhof ab, das Dienstmädchen paukte mir noch einmal das Begrüßungsgedicht ein, mit dem ich begrüßen sollte, von dem ich keine Ahnung hatte; es interessierte mich nur, die neue Tante kennenzulernen und zu erleben, wie Menschen auf der Hochzeitsreise aussehen, weil ich mir dachte: so war also deine Mutter auch einmal. Quer durch diese lüsternen Gedanken standen mit einem Male die vier Erwachsenen im Eingang der Gartenlaube, und ich wurde von der Bank herabgehoben, bekam meinen Blumenstrauß in die Hand, es waren alle Blumen blödsinnigerweise auf Draht gezogen, ich sollte mein Gedicht aufsagen. Ich bin nicht sehr weit gekommen, denn plötzlich sah ich meinen Bruder, wie er zwischen den Beinen der Großen hindurch mich anfeixte. Ich fuhr schreiend auf ihn los, und ich habe mit dem Blumenstrauß um seinen Schädel herumgehauen. Dann rissen wir beide aus, zum Bach hinab, der den Garten abschloß, wir fingen uns zum Trost dessen, was nun kam, „Frösche mit gefleckten Bäuchen". Es waren Feuerkröten. Wir brachten mindestens 30 Stück nach Haus und ließen sie in sämtlichen Waschbecken schwimmen, bis wir endlich unsere erlösenden Prügel weghatten und vorzeitig und ohne etwas essen zu dürfen schlafen gehen mußten.

Die dritte Kindheitserinnerung ist anderer Art. In unserem Vorsommeraufenthalt war eine große Landesirrenanstalt, und wenn wir mit unserer Mutter in den Wald gingen, dann sahen wir die irrsinnigen Männer hinter vergitterten Fenstern auf uns niederschreien, einer machte einmal meiner Mutter mit weit herausgestreckten Armen einen Heiratsantrag, ich sehe den Kranken noch, wie ihm die langen Haare niederschaukelten, ich höre heute noch seine frech verzweifelte und aufdringliche Stimme. Wenn wir gewußt hätten . . . Grauenhaft war das Gebaren der weiblichen Kranken, in deren Anstaltsgarten wir von einer Anhöhe hineinsahen: Schreien, Keifen, Prügeln; damals wurde mir Betrunkenheit, die ich mit Irrsinn gleichsetzte, ein Greuel; ich bin daher in meinem Leben nicht betrunken gewesen (ich „vertrage" allerdings auch sehr viel), immer kamen und kommen mir diese häßlichen Bilder in die Erinnerung, sah oder sehe ich Bezechte. Das ist keine schöne Kindheitserinnerung.

Das vierte große Erlebnis als Kind steht mir so vor den Augen: Es war wenige Tage vor Weihnachten, der Christbaum wurde vollbeschneit und mit wirklichem Natureis behangen ins Haus gebracht. Ich stürzte mich aus dem warmen Zimmer darauf und schleckte alle Zweige ab und schluckte wohlig das kalte Zeug in mich ein. Es war eine gute kosmische Mahlzeit. Am Weihnachtsabend brachte das Christkind eine Feuerwehrtrompete, die wirkte so großartig, daß ich bald die Hitze des eingebildeten Brandes in mir spürte, gegen den ich als „Feuerwehrmann" auszog; ich träumte die ganze Nacht von einem furchtbar heißen Feuer. Am ersten Weihnachtsfeiertag ging's los, ich erfüllte stundenlang, zur Verzweiflung meines armen Vaters, die Wohnung mit meinem Getute, das ich Feuerwehrsignale nannte. Das Feuer war nicht Einbildung, sondern das schwere Fieber einer Lungenentzündung. Kaum meinte man, ich hätte sie überstanden, kam eine zweite, und kaum war die vorüber, die dritte, dazu war ich auf der ganzen rechten Seite gelähmt. Wäre die Lähmung linksseitig gewesen, so berichtete ich hier nicht von meiner Kinderzeit. Ich habe mich damals als Fünfjähriger monatelang zwischen Leben und Tod aufgehalten. An diese Zeit der schweren Fieberphantasien habe ich viele Erinnerungen. Jeden Abend und den ganzen Sonntag saß mein Vater vor meinem Bett und klagte Gott und die Welt wegen seines Unglücks an, was mich sehr bestürzte. Ich



Selbstbildnis des Künstlers. Gemälde von Wilhelm Heise

war meines Vaters Lieblingskind, wie mein Bruder Hans das Lieblingskind meiner Mutter war. Ich wünschte mir im Fieber die blödsinnigsten Dinge. So versteifte ich mich einmal darauf, große rote Pfefferminzbonbons zu haben, die die fahrenden Händler aus der Stadt Gottschee in den Straßen feilboten. Mein Vater ist stundenlang, um meinen Wunsch zu erfüllen, herumgelaufen, erst spät abends brachte er die Zuckersachen, die ich dann achtlos zur Seite warf. Dann bekam meine Mutter als Folge des Nachtwachens selbst eine schwere Lungenentzündung, und wurde ins Nebenzimmer transportiert; ich lag krank im Schlafzimmer der Eltern, im Bett meines Vaters, damit mein Bruder Hans nicht auch krank wurde. Das Bett mit der kranken Mutter schob eine Tante, die später nach Petersburg verzog, mit einer Krankenschwester durch die Türe davon, dabei kam mein Bruder diesen zwei Weibern in den Weg und bekam fürchterliche Prügel und meine Mutter klagte in sonderbaren Tönen. Da wollte ich meinem Bruder helfen; aber weil ich gelähmt war, kam ich nur halb frei und fiel der Länge nach auf den Fußboden. Ich hatte durch Wochen andauernd über 40 Grad Fieber und wurde nur mit Rotwein und Eierklar durchgepäppelt. Ein Kopierbuch meines Vaters, das ich in meinen Delirien mit Farbstiften vollkritzelte, befindet sich noch in meinem Besitz. Heute stellte man so etwas als für die Psyche des Kindes aufklärend aus — damals tat man das nicht, was mir erzieherischer dünkt. Meine höchste Sehnsucht war, wie die Gesunden essen zu können; sobald ich etwas klar im Kopfe war, fragte ich stets, was es zu essen gäbe. Einmal gab es „Buchteln“ (eine Wiener Mehlspeise). Ich verlangte eine davon, die größte wurde mir gegenüber hoch auf den Schrank gelegt, und Wochen hindurch betrachtete ich sie nun mit großer und gieriger Genugtuung und freute mich auf die Stunde, in der ich sie endlich essen könnte. Als ich nach Monaten so weit war, war die Buchtel hart wie ein Stein.

Ich habe damals auch leibhaftig den Teufel gesehn. Das kam so: Ich lag in meinem Bett, und mein Bruder Hans spielte auf dem Fußboden vor dem Ofen, durch dessen gitterartige Eisentüre ich das Flackern der Flammen in mein Fieber hineinsah. Da kam der Teufel aus dem Ofen heraus, erst ganz klein, wurde riesig groß, stürzte sich auf meinen Bruder und kämpfte mit ihm. Ich konnte mich nicht regen, soll aber furchtbar aufgeschrien haben. Und dann weiß ich, daß eines Tages feierlich ein Geistlicher kam, der mich „versah“. Vater, Tante, Pflegerin und Bruder heulten, als mich der Priester fürs ewige Leben zurichtete. Ich wußte, daß das mein Ende bedeute, aber mich regte das in keiner Weise auf. Erstlich hatte ich doch keine Ahnung, was Sterben heißt, zweitens war ich nicht entschlossen, wirklich zu sterben. Ich lag von der Todeskrankheit und Lähmung nach rückwärts niedergestreckt und betrachtete mit großem Interesse alle Hantierungen des Geistlichen, ich verstand nicht, warum alle so außer sich waren. Es war aber auch eine Art von Stolz in mir, daß man soviel Geschichten mit mir mache, daß ich völlig der Mittelpunkt war. Dann verfiel ich in Bewußtlosigkeit, und als ich noch einmal zu mir kam, da waren der behandelnde Arzt und ein fremder Professor vor meinem Bett und gaben mich feierlich, zum wievielten Male weiß ich nicht, auf. Höchst psychologisch und schonend sagte der Professor zu meinen Eltern, meine Mutter war inzwischen schon wieder aufgestanden: „Lassen Sie mich nicht noch einmal kommen, es ist schade ums Geld, das Kind ist morgen tot.“ Ich bekam Mitleid mit der Verzweiflung meiner Eltern und Wut auf den Professor, rappelte mich hoch und verlangte — zu essen: „Fleisch und Butter.“ Das war allerdings für einen Sterbenden ein kühnes Unterfangen, denn mein von vielen Medikamenten kaputter Magen vertrug seit Tagen überhaupt nichts mehr. Da gebar der Professor den Ausspruch: „Machen Sie ihm ruhig die letzte Freude, es schadet ihm ja doch nichts mehr,“ und ging.

Nun kommt eine sonderbare Sache: zum erstenmal wurde ich mir meiner Liebe bewußt, meiner Liebe zu den weinenden Meinen, denen ich den Schmerz nicht antun wollte, zu sterben. Ich bäumte auf, zum erstenmal erfuhr ich, daß die Liebe etwas Mächtiges ist, daß sie wahrhaft auch den Tod besiegen kann. Ich aß, nein, ich fraß in tragikomischem Eifer, mit ungeheurer Energie zwei Hühner und dann dickaufgestrichene Butterbrote und trank viel Rotwein, dann verfiel ich, wie man meinte, in meinen letzten Schlaf, es war aber der Genesungsschlaf. Einige Wochen später begann ich wieder gehen zu lernen, denn ich hatte ebenso auf meinem Krankenlager das Gehen verlernt, wie ich mir im Fieber büschelweise auf dem Kopfwirbel die Haare ausgerissen hatte. Ich gesundete humpelnd und mit einer Kinderglatze.

Wenn ich heute meine allerersten Kindheitserinnerungen psychologisch betrachte, muß ich sagen, sie zeigen die Grundlinien meines Wesens zur Völligkeit; Verschlossenheit, bei äußerlich leichtem Getue; Ekel, peinliche Dinge öffentlich zu durchleiden; den andern und mich stets kritisch zu beobachten; Trotz, große Energie gegen die vorgefaßten Meinungen der andern, und die Überzeugung, daß der Mensch alles zwingen kann, was er erzwingen will, daß er alles Schlimme, selbst den Tod überwinden kann.

Zwiegespräch

Von André Baron Foelckersam

Abends läßt die Njanjka die Schlafzimmertür etwas auf:
Durch eine kleine Ritze
Fällt ein Lichtstreif aus dem Nebenzimmer
Ins Dunkel.
Die Njanjka sitzt nebenan und näht.
Ab und zu schlürft sie Tee aus der Untertasse.
„Njanjka," rufe ich,
„Bitte, klopf' mit der Schere, damit ich weiß,
Daß du da bist.
Du bist so still
Wie ein Mäuschen,
Daß ich Angst kriege."
Und die Njanjka klopft mit einer großen Schere . . .

„Njanjka," sage ich, „Njanjka,
Der Zwerg Luka Petrowitsch sitzt schon wieder in der Ecke
Hinter dem Schrank.
Ich höre ihn kichern."
„Schlaf," brummt die Njanjka, „schlaf,
Sonst mache ich die Tür zu."
„Njanjka,
Der Zwerg hat sich auf mein Bett gesetzt!
Jag' ihn fort,
Njanjuschka,
Ein so schrecklich häßliches Gesicht hat er
Und ganz lange Spinnenfinger."
„Was flüsterst du da, anstatt zu schlafen?"
Sagt die Njanjka ganz böse.
„Soll ich wirklich die Tür zumachen
Und zur Wäscherin
Semiramida Iwanowna gehen
Himbeertee trinken?"
„Njanjka," sage ich, „was sprichst du plötzlich
Mit einer anderen Stimme
Wie so ein Wolf oder ein Räuberhauptmann?
Bist du es,
Njanjuschka,
Die da eben sprach?"
Die Njanjka aber antwortet nicht
Und klopft nur ärgerlich mit der großen Schere . . .

Dunkel ist es
Und das Zimmer voll komischer uralter Männlein
Und riesiger Fledermäuse, die ihre Flügel spannen
Wie schwarze Regenschirme.
Und ganz weit klopft jemand:
Ob es die Njanjka ist . . .
Oder der Buntspecht im Zaubergarten der Prinzessin
Wassilissa Prekraßnaja?

Die Madonna und der Stier
Novelle von Georg von der Gabelentz

In der Arena zuckten tausend grelle Farben, es leuchtete der Himmel, und die Sonne blitzte auf die Menge, auf weiße Zeltdächer, gelbe Mauern und den zerwühlten Sand des Kampfplatzes von droben herab, als habe jemand das Gestirn empor an eine Wölbung aus hellem Saphir geschleudert.

Der Espada Juan Carrazete betrat den Plan, den blitzenden Degen in der Rechten. Beifallsrufe gellten auf, laute Grüße, Tücherschwenken empfingen ihn. Carrazete war der Liebling von Madrid. Die Männer sprachen von seiner Gewandtheit, die Knaben liefen ihm nach, alle Frauen und Mädchen bewunderten ihn, und viele träumten von einer Stunde nur in seinen Armen.

Aber nur für eine hatte der Toreador Augen und Sinn, für Maria, die Tochter des dicken Don Ribalta in der Calle de Granada. Als er in das Gehetz, die Sonne, den Staub der Arena herausschritt, suchten seine Augen im bunten Gewirr der Menge den Platz, wo er Ribalta und seine Tochter sitzen wußte. Er warf einen grüßenden Blick nach dem jungen Mädchen, und so unmerklich dieses auch mit einem Senken der Augenlider seinen Gruß erwiderte, so fühlte er doch die heiße Welle, die auf unsichtbarer Bahn von ihrem Herzen zu seinem zurückflutete.

Maria Ribalta liebte ihn, aber der hochmütige Ribalta, der behauptete, in gerader Linie der letzte Nachfahre eines Ritters Karls V. zu sein, hütete seine Tochter. Er hatte sich's in den Kopf gesetzt, sie nur einem Edelmann zu vermählen oder seinem Freunde, dem Abgeordneten von Kastilien, Don Rodriguez, dem Kerl mit dem Geldsack und dem ehrgeizigen Herzen, der vielleicht einmal Minister wurde. Ribalta besaß acht Höfe in der Umgegend, er besaß Miethäuser in der Stadt und den alten Adelspalast in der Calle de Granada, wo er mit Maria wohnte. Er war schon äußerlich ein gewichtiger Herr, ein breitschultriger Mann mit fleischigen, meist schlechtrasierten Wangen, großen Händen, starkem Nacken und einer dröhnenden Stimme; weshalb die Nachbarn seines Hauses ihm den Spitznamen El Toro, der Stier, gegeben hatten.

Juan Carrazete also verneigte sich vor dem Alkalden in seiner Loge und wendete sich dann, in der Rechten den blanken Stahl, in der Linken die Muleta mit dem rotseidenen Tuche daran, dem Stier zu. Mit federndem Schritt näherte er sich seinem Gegner, der mit den Hufen zornig den Sand aufwühlte. Einen Augenblick flatterte der rote Stoff, das Tier reizend, vor dessen Hörnern hin und her, dann senkten sich diese plötzlich zum Stoß, die Linke Carrazetes streckte sich blitzrasch zur Seite, das Tuch über die Augen des Stieres werfend, und im gleichen Augenblick knirschte der Degen des Espada dem angreifenden Tiere tief in den Nacken.

Beifallsjubel überschüttete ihn für diesen Meisterstoß. Man schleuderte in rasender Begeisterung Hüte, Stöcke, Fächer, Zigarren, Taschentücher, Zigarettenetuis, Blumen, was man gerade zur Hand hatte, in den blutigen Sand des Kampfplatzes. Der Torero hob die Sachen auf und warf sie lächelnd und gewandt den Eigentümern wieder zu. Doch suchte sein Auge unter dem bewegten Fächerspiel der Frauen und Mädchen allein die dunklen Sterne Maria Ribaltas.

„Komm," sagte der dicke Gutsbesitzer zu seiner Tochter, „genug für heute." Und er wischte sich aufstehend mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Zögernd erhob sich auch das junge Mädchen und folgte ihm nach Hause.

Als der Abend angebrochen war und die ersten Fledermäuse ihre Schattentänze um die Dächer der Häuser aufführten, verließ Maria Ribalta unter dem Vorwande, müde zu sein, den Vater und trat vorsichtig auf den Balkon ihres Zimmers. Drunten lehnte ein Schatten gegen die Wand des gegenüberliegenden Hauses. Ein dunkler Hut deckte mit der breiten Krempe das Antlitz des Fremden. Maria winkte, leise Klänge der Mandoline zitterten durch die Stille der menschenleeren Gasse. Ein Lied flatterte auf, schwer von Leidenschaft, und eine weiße Hand ließ vom Balkon des Palastes wie aus Versehen ein Spitzentaschentuch vor die Füße des Schattens fallen. Dann schloß sich wieder die Balkontür lautlos hinter einer schlanken Gestalt. Haus und Straße sanken von neuem in schweigende Finsternis.

*

Acht Tage nach dem Stiergefecht und dem letzten Siege Carrazetes saß dieser im Kaffeehaus des alten Pedro mit einigen

Freunden bei einer Flasche goldgelben Andalusiers. Die Wirtsstube des kahlköpfigen Pedro, die von seinen Stammgästen nach einem verwitterten Steinbild über der Haustür, ‚das graue Maultier' genannt wurde, hatte nur einen Schmuck, die Kopie einer Madonna des Murillo. Ein Maler hatte sie dem Wirt als Pfand lassen müssen.

Diesem Bilde gegenüber hatte der berühmte Toreador mit einigen Freunden Platz genommen, und man sprach eben von der Stierzüchterei des Herzogs von Alcantara, als der dicke Hermen Ribalta eintrat, und wie er Carrazete sitzen sah, mit abgewandtem Gesicht sich an einem benachbarten Tisch niederließ, wo er dem Toreador seinen breiten Rücken zukehrte.

Carrazete bemerkte diese offensichtliche Mißachtung von seiten des unerwarteten Gastes sehr wohl, tat aber, als habe er den „Stier" nicht gesehen. Doch als nach kurzer Zeit das Gespräch an seinem Tisch versanden wollte, erbat er sich von Pedro eine Gitarre und, erregt durch den Wein, gereizt durch Ribaltas Verhalten, begann er ein Liebeslied zu singen, in das er den Namen der Angebeteten verflocht.

Als er geendet, riefen die Freunde ihm Beifall zu, und Perez, der Zigarrenhändler, fragte neugierig, ob Carrazetes Liebchen denn wirklich Maria hieße oder ob der Name einen anderen verbergen solle.

„Sie heißt Maria, und sie ist schöner" — der Toreador wies auf das Bild an der Wand — „zehnmal schöner noch als die Madonna selbst."

Verlegenes Schweigen endete seine herausfordernden Worte.

Hermen Ribalta, der Stier, hatte unruhig mit den Füßen auf den Boden gestampft. Die Narbe eines Degenstichs, die ihm seit einem Zweikampf die Braue des rechten Auges spaltete, flammte rot auf, während Carrazete sang. Er bemerkte wohl, daß der Toreador das Lied nur angestimmt hatte, um ihn zu reizen, daß er sich für den Sieger hielt, auch in dem Kampfe um die Liebe seiner Tochter. Dem mußte ein Ende gemacht werden, rasch und unerbittlich.

Er erhob sich also plötzlich, stieß seinen Stuhl heftig zurück, kehrte sich gegen den Tisch Carrazetes und warf ihm mit rauher und erregter Stimme die Worte zu: „Wen Sie auch meinen mögen, es ist eine Ungehörigkeit, wenn Sie ein von Ihnen geliebtes Mädchen mit der Madonna vergleichen, Herr!"

„Auch wenn diese von mir Geliebte Ihre Tochter wäre?" rief der Toreador.

„Meine Tochter?" Den Dicken packte die Gewißheit wie ein beißender Schmerz. Er brüllte: „Ich verbiete Ihnen, den Namen meiner Tochter zu nennen!"

Der Toreador zog lächelnd die Schultern hoch. „Ich nenne den Namen der Dame, die ich liebe." Übermütig nahm er von neuem die Gitarre zur Hand. Aber kaum hatten seine Finger den ersten Akkord aufklingen lassen, da stürzte sich Ribalta auf ihn, packte ihn an der Brust und versetzte ihm einen Stoß, daß der Toreador, der sich dieses jähen Wutanfalls nicht versehen hatte, auf seinen Stuhl zurücktaumelte, diesen umriß und zu Boden fiel. Die Freunde, die mit ihm am Tisch saßen, fuhren empor und wollten ihm aufhelfen. Carrazete aber schoß wie ein Panther hinter dem umgestürzten Stuhle vor, ein Messer blitzte in seiner Faust, und ehe noch Ribalta den ersten Schreck überwunden hatte, fühlte er den Stich der kalten Klinge schmerzhaft zwischen seinen Rippen. Wäre nicht Perez, der Zigarrenhändler, Carrazete in den Arm gefallen, hätte der dicke Ribalta das Leben lassen müssen.

Einige Gäste stürzten vom Hintergrund des Saales herzu, der Wirt, Kellner rannten herbei. Der Verwundete hielt sich nur mit Mühe aufrecht und drückte die Hand auf die Stelle der Brust, die sich von seinem Blute feuchtete. Während einige den Schwankenden stützten und auf eine Bank betteten, drängten andere den Stierfechter nach einer Ecke und entwanden ihm den Dolch.

Die Polizei erschien. Carrazete wurde verhaftet. Ärzte bemühen sich um den verwundeten Ribalta und ließen ihn nach seinem nahen Palast tragen. Wenige Stunden später sprach bereits die ganze Stadt von dem Geschehnis.

★

Tränenlos, mit erbleichten Wangen und gefalteten Händen stand Maria, als man den Vater ins Zimmer trug und ihr alles erzählte. Die Ärzte sahen seine Verletzung zunächst nicht für lebensgefährlich an und beruhigten sie, daß die starke Natur des Vaters die Gefahr überstehen und die Wunde heilen lassen werde. Vielleicht wäre das auch geschehen, wenn nicht in dem dicken Gutsbesitzer das Gift des Hasses gefressen hätte. Das ging so weit, daß er die unglückliche Tochter, wenn sie zu ihm an sein Lager trat, mit einer Flut bitterer Vorwürfe überschüttete, wie das Fieber sie ihm eingab: „Geh, ich kann dich nicht um mich sehen! Du bist ja schuld an allem. Wie konntest du dich in diesen Menschen verlieben? O,

ich weiß, ihr wartet nur auf meinen Tod, genau weiß ich das! Ich sehe deutlich, wie alles werden wird. Er will in den Palast Ribalta ziehen, nur das. Du Närrin aber glaubst, daß er dich ewig lieben wird. Betrügen wird er dich, wie er hundert betrogen hat! Ah, ich weiß, du wirst dich ihm hinwerfen, weil der Kerl dich verzaubert hat. Kannst du mir schwören, daß du ihn nicht liebst? Nie lieben wirst? Sieh nicht weg! Ich kenne dich, ich, ich fühle es, daß ich dir nichts mehr bin. Er ist dir alles, er — der mit dem Messer auf deinen Vater losging."

Eines Tages hielt der Arzt es für seine Pflicht, ihm zu sagen, sein Zustand sei ein derartig bedenklicher geworden, daß er um die letzte Ölung bitten und sich mit seiner Tochter aussöhnen möchte.

Ribalta schaute eine Weile finster, aber ohne Furcht vor sich hin. Er schien angestrengt nachzudenken. Dann bat er den Arzt, ihm vom Tische Papier und Feder zu bringen, da er einige Worte niederschreiben wolle. Der Arzt willfahrte dem Sterbenden, und dieser schrieb mit unsicherer Hand auf das Papier: „Herr Carrazete, hüten Sie sich. Ich werde eines Tages zurückkehren." Er schob den Zettel in einen Umschlag und reichte ihn dem Arzt.

„Versprechen Sie mir, Doktor, daß Sie das dem Schurken schicken werden."

Der Arzt zuckte die Achseln. Er meinte, den Wunsch nicht abschlagen zu dürfen, und gelobte Ribalta in die Hand, das Schreiben nach dem Gefängnis zu senden.

Die rote Narbe über dem Auge des Sterbenden glühte, und seine Blicke irrten nach der dunklen Tiefe des Zimmers. „Doktor," stieß er plötzlich hervor. „Was ist das? Ich habe ein merkwürdiges Gefühl. Mir ist, als zerfiele ich in zwei Hälften, und die eine gewönne ein ganz fremdes Leben. Dies zweite Ich wird in diesem Hause dableiben."

„Hirngespinste, die nichts zu bedeuten haben, Herr Ribalta, Phantasien," suchte der Arzt den Fiebernden abzulenken. „Diese Dinge sind jetzt gleichgültig, lassen Sie sie, denken Sie nicht daran."

„Tue ich auch nicht," erwiderte der unwillig, „aber der andere, der hat sich freigemacht, der, den ihr nicht mit mir begraben könnt."

Der Arzt meinte, daß der Gutsbesitzer nicht recht bei Sinnen sei, er gab dem Kranken ein beruhigendes Mittel. Wenig später trat der Priester ein und murmelte lateinische Gebete.

Am Abend starb der „Stier".

Wie er es versprochen hatte, sandte der Arzt das ihm von dem Sterbenden übergebene Schreiben mit der rätselhaften Drohung an Carrazete.

Der Stierkämpfer war dem Gericht eingeliefert und wegen der tödlichen Verwundung, die er dem dicken Ribalta beigebracht hatte, zu Gefängnis verurteilt worden. Er hatte den Zettel Ribaltas erhalten, ihn gelesen und mit verächtlichem Lächeln zerrissen. Der Mann war tot und begraben, der „Stier" war selbst schuld an allem. Als sich dann nach Monaten das Gefängnistor öffnete, die Freunde ihren Liebling mit Jubel begrüßten, hatte er die drohenden Worte des Sterbenden fast vergessen.

Kaum dämmerte der Abend, so schlich er sich vor den Palast Ribaltas; aber vergeblich starrte er nach den Fenstern der Geliebten. Das düstere Gebäude glich einem Gespensterhaus. Niemand zeigte sich hinter den Jalousien oder dem Vorhang des Balkons. Auch an den folgenden Tagen war es das gleiche. Das Haus blieb geschlossen und stumm, als beherberge es keine Lebenden mehr, und nur ein dünnes Rauchwölkchen flatterte von einem Schornstein auf und zeigte an, daß hinter den grauen Mauern noch Menschen wohnten. Aber die Außenwelt schien für sie erloschen.

Da konnte Carrazete die Ungewißheit nicht länger ertragen. Er entschloß sich, an Maria zu schreiben, und bat sie, ihm seine Tat zu verzeihen und sich ihm einmal wieder zu zeigen. Nur seiner Liebe zu ihr sei der Zorn ihres Vaters entsprossen, und wenn er die Madonna gekränkt habe, so sei auch dies nur um seiner Liebe willen geschehen. Wohl habe er das Messer gezogen unter den Augen der Muttergottes, aber die Madonna werde ihm gewiß seinen raschen Zorn nicht nachtragen.

Von Unruhe durch die Straßen gejagt, in deren lautem Treiben er Zerstreuung suchte, erwartete er die Antwort der Geliebten. Sie kam, die Post brachte sie ihm. Maria hatte keinen ihrer Leute schicken wollen, und der Brief lautete nur kurz: „Es steht jemand zwischen uns, der gestorben und doch noch lebendig ist. Ich kann über ihn nicht hinweg. Heute noch nicht."

Jemand, der gestorben und doch noch lebendig ist? Carrazete runzelte die Stirn. Was? Der Schatten eines Toten? Mit diesem Schatten mußte ein ganzer Kerl so oder so fertig werden!

*

Ein Stiergefecht war angesagt, auf allen Anschlagsäulen las man es, und alle Zeitungen verkündeten, daß zum erstenmal

seit seiner Gefangenschaft Carrazete wieder die Arena betreten würde.

Die Ränge füllten sich lange vor dem Beginn, und als der Zug der Stierkämpfer wie eine buntglitzernde Schlange sich über den Sand in das Rund der Kampfbahn schob, und man den berühmten Espada in seinem silberbestickten Rock gewahrte, flatterte ein Jubelgeschrei von allen Bänken gegen den Himmel. Carrazete verneigte sich lächelnd und beglückt. Wieder suchte sein Auge unter dem Gewirr bewegter Fächer und kostbarer Mantillen das Gesicht der Geliebten. Er erkannte sie in ihrer Loge und sah, daß ein Lächeln über den weißen Marmor ihrer Züge ging. Er war nicht erstaunt, er hatte sie erwartet. Seit Stunden wußte er, daß sie kommen würde.

In seinen Händen spielten der blanke Degen und der Stab der Muleta mit der wehenden Seide. Der Stier gewahrte ihn, stieß ein herausforderndes Gebrüll aus und erwartete mitten in der Arena seinen Gegner. Carrazete kam langsam auf ihn zu, jede Bewegung des Tieres erspähend. Jetzt waren die beiden nur noch wenige Schritte voneinander entfernt. Mit einemmal blieb der Torero stehen, als wollte er durch sein Zögern den Gegner auf sich locken. Aber er entfaltete die rote Seide nicht, er schaute unverwandt, regungslos auf den Stier. Eine rote Narbe drohte ihm entgegen; sie lief von der Stirn herab und spaltete dem Stier den Bogen über dem Auge, genau wie einst ein rotes Mal die Braue Don Ribaltas gespalten hatte. Und wie Carrazete dies merkwürdige Abzeichen des Stieres gewahrte, packte ihn plötzlich eine unheimliche, tolle Vorstellung. Er starrte dem wütenden Tiere in die funkelnden Augen, und sah statt seiner in das vom Haß verzerrte Gesicht des dicken Ribalta.

Carrazete packte die Wut. Er hob das seidene Tuch, winkte höhnisch gegen den Bullen, der zornig sich mit dem Schwanz die Flanken peitschte, und trat Schritt für Schritt näher. Jetzt schüttelte sich der Stier, daß die Banderillas in seinem Nacken zusammenklirrten. Ein dumpfes Grollen quoll ihm aus der Brust, dann senkte er blitzschnell die Hörner.

Carrazete sprang beiseite, die schwarze Masse des Tieres sauste nur um Fingerbreite an ihm vorüber, und die zerfetzte rote Seide der Muleta flatterte wie eine Beute von der Spitze eines Hornes.

Der Espada hatte den tödlichen Degenstoß nicht anbringen können. Dem mutigen Angriff des Bullen spendete die Menge lärmendes Lob. Der Toreador zuckte zusammen bei dem Beifall, der seinem Feinde galt. Er ließ sich für das ihm entrissene Tuch einen anderen seidenumwickelten Stab reichen und näherte sich, die Klinge in der Faust wiegend, von neuem seinem Gegner, dessen Hufe unterdessen die roten Fetzen in den stiebenden Sand stampften. Aber der Stier war auf seiner Hut.

Bei Gott, das war kein Stier wie die anderen. Der Espada fühlte sich mit einemmal verdrängt von dem Boden, auf dem er sonst seine Siege in der Arena erfochten hatte. Er brauchte Kraft, sich zu zwingen, gegen das unheimliche Etwas anzukämpfen, das ihm beim Anblick der roten Narbe des Stieres und seiner lauernden, boshaften Augen immer von neuem verwirrte und beunruhigte.

Um den schwarzen Bullen abzulenken, breitete Carrazete mit einer raschen Armbewegung die rote Seide vor ihm in den Sand. Sie sollte seine Blicke und seine Wut auf sich ziehen. Aber der Stier trat mit den Hufen über diesen frech leuchtenden Fetzen hinweg, ohne die Glut seiner Augen von dem Espada zu nehmen. Merkwürdig, das gereizte Tier gab sich auch jetzt keine Blöße, und Carrazete mußte sogar, den blitzenden Degen gegen die drohenden Hörner gestreckt, Schritt für Schritt vor ihm zurückweichen.

Bald wendete er sich nach rechts, bald sprang er nach links; nie wollte es ihm gelingen, mit der Spitze des Stahls die Stelle zu erreichen, wo er den entscheidenden, verderblichen Stoß hätte anbringen können. Die Zuschauer wurden ungeduldig. Bereits wurden aus den Rängen spottende Rufe laut. Da verließ ihn die Kaltblütigkeit und Sicherheit, in hundert Kämpfen erworben. Er lief plötzlich auf das Tier zu, bückte sich, als wolle er das im Sande liegende Tuch aufheben, und als der Stier mit einer jähen Wendung seine Schulter gegen ihn kehrte, schnellte er empor und stieß zu.

Aber im gleichen Augenblick schlug das Tier mit dem Horn, der Stahl, der kaum erst die Haut hatte ritzen können, wirbelte durch die Luft und klirrte zehn Schritte weiter in den Sand. Donnernder Beifall der Zuschauer erstickte einen Schrei aus weiblicher Brust. Man schleuderte höhnische Witze gegen den Espada, einzelne pfiffen. Carrazete stand waffenlos, er knirschte mit den Zähnen. Schon rannte der Stier gegen ihn, und nur der eigenen Schnelligkeit dankte es der Toreador, wenn er noch einmal den furchtbaren Hörnern entging.

Man warf ihm einen andern Degen zu, den er im Laufen mit der Rechten fing. Von

neuem begann das aufregende Spiel. Der Toreador raffte die Muleta mit dem seidenen Tuche vom Boden und lief auf seinen Gegner zu, indem er die Seide wie eine rote Flamme aufflattern ließ.

In den Rängen war es unter den Zuschauern totenstill geworden. Ahnte die Menge, daß Carrazete heute einen andern Kampf zu bestehen hatte als jemals vorher? Der Espada selbst wußte es nur zu gut. Ribalta hielt Wort und rächte sich. So unmöglich, so verrückt das zu sein schien, der Schurke Hermen Ribalta hatte keine Ruhe gegeben, er war wiedergekommen in der Gestalt dieses schwarzen Teufels da.

Wenn er in diesem Zweikampf nicht obsiegte, wenn er seinen Ruf als der erste Stierkämpfer Spaniens einbüßte und den Stier nicht tötete, dann würde er auch in den Augen der Geliebten nichts mehr bedeuten. Carrazete wußte, daß jemand droben klopfenden Herzens seinen Sieg erwartete und nicht enttäuscht werden durfte.

Ruhige Entschlossenheit kam über ihn. Er sah nun nicht mehr das bunte Gewirr der Zuschauer, nicht die sonnenbestrahlten Planken, die die Arena umgrenzten, nicht die anderen Kämpfer, selbst sie nicht mehr, die er liebte. Ihn bannten nur noch die funkelnden Augen des Feindes.

Eine Weile standen sich Mensch und Tier gegenüber, sie schöpften Atem und belauerten einander. Plötzlich drehte Carrazete die Seide, den Stab der Muleta schwingend, zu einer roten Schlange zusammen, und dicht an den Stier herantretend, wickelte er blitzschnell und wie zum Hohn die Seide um dessen Hörner. Ein tolles Wagnis, das Werk eines Augenblickes. Der Stier senkte den Kopf, seine Nüstern schnaubten, daß der Sand zur Seite stob, die Menge erstarrte zu einer reglosen Masse.

Carrazete warf den rechten Arm hoch, ein greller Blitzschein funkelte, und gleich darauf flog der Körper des Espada im Bogen über den Rücken des Bullen in den Sand.

Schreie gellten, man hielt den Toreador für verloren. Doch der Stier stürzte sich nicht wie erwartet auf den Liegenden, er machte eine halbe Wendung, taumelte und brach zusammen. Sein Blut rötete den Sand. Carrazetes Degen stak ihm bis zum Heft im Nacken.

Aber der Espada? Warum erhob er sich nicht?

Die Zuschauer sprangen erregt von den Sitzen. Einige Frauen bemühten sich um die ohnmächtige Maria Ribalta, auch Carrazete wurde hinausgetragen, und bald darauf flog von Mund zu Mund die Nachricht, er sei vom Horn des Stieres schwer verwundet, und habe den Schenkel gebrochen.

*

Durch die dumpfe Stille eines Krankenzimmers schlich am andern Tage die pflegende Nonne an sein Lager und sagte ernst: ‚Sie haben Ihre Geliebte mit der Madonna verglichen. Dieser Übermut rächt sich bitter.“

Als der Abend dunkelte, verlangte eine schwarzgekleidete Dame von der diensthabenden Nonne, zu dem Verwundeten geführt zu werden. Er schlief. Da betrachtete ihn die Fremde lange, legte, ohne ihren Namen zu nennen oder den Schleier zu lüften, ein goldenes Kreuz ihm aufs Bett und huschte wieder hinaus.

Carrazete küßte erwachend das Amulett und hängte es sich um den Hals. Er genas. Aber sein Bein blieb steif, und der einstige Liebling der Stadt konnte die Arena nicht mehr betreten. Sein Ruhm welkte wie jeder Ruhm, der im Erfolg der Minute erblüht. Sein Name klang nur noch wie aus weiter Ferne.

Als er nach Monaten zum ersten Male wieder das Café des kahlköpfigen Pedro aufsuchte, sah er, daß die Madonna des Murillo nicht mehr an der Wand hing und erfuhr, Maria Ribalta habe sie angekauft und dem Marienkloster von Toledo geschenkt.

Auch sie selbst hatte nach hartem Kampf mit ihrem Herzen dem entsagt, was sie eine Zeitlang als das köstliche Licht ihres Glückes in den Händen getragen. Sie meinte, es nicht länger hegen zu dürfen, war in ein Kloster getreten und hatte diesem ihren Besitz vermacht. Schwester Soledad, Einsamkeit, wie sie sich selbst genannt, lebte fortan nur Werken der Güte und nahm ihr Schicksal, wie man das Altern nimmt und das Dunkel der Nacht.

Über die Gartenmauer des Klosters ließ ein alter Rosenstrauch ganze Trauben roter Rosen gegen die Landstraße niederhängen, die nach den Dörfern am Manzanares führte.

Carrazete humpelte gern am Stock unter den Mauern vorüber, rastete in ihrem Schatten und sog den Duft der Rosen ein. Und es geschah ihm zuweilen, daß vom Klostergarten her eine blasse Hand in das Gewirr der Blüten griff und ihm ein lieblicher Gruß vor die Füße fiel.

Das Haus des dicken Hermen Ribalta stand lange leer, weil das Gerücht nicht verstummen wollte, der Tote laufe nachts zuweilen in dem Zimmer mit der braunen Holzdecke umher, keuchend wie ein verfolgter Stier.

Kolibris / Von Dr. Curt Floericke

Mit Aquarellen von W. Schmidt-Hild

Der deutsche Naturfreund, den das Schicksal nach Südamerika verschlägt, wird sich ganz besonders auf die Bekanntschaft mit den wundervollen Kolibris freuen, deren Bilder er in den Naturgeschichtsbüchern seiner Jugend andachtsvoll bestaunte. Wenn er in parkartigem Gelände sich ansiedelte, wird er nicht lange darauf zu warten brauchen. Es gewährt in der Tat einen unvergleichlichen Naturgenuß, bei einem in voller Blüte stehenden Baum oder Strauch das Anschwirren der Kolibris zu beobachten, die in ihrem ganzen Wesen sehr an gewisse Nachtschmetterlinge, namentlich an unsere Schwärmer und ganz besonders an das sogenannte Taubenschwänzchen erinnern und deshalb nicht mit Unrecht als die „Insekten unter den Vögeln" bezeichnet werden. Noch hat man keine Spur von den kleinen Märchenvögeln gesehen, da — plötzlich hängt einer wie ein farbensprühender Edelstein wagrecht oder schräg in der Luft vor einer der großen Blüten, führt seinen langen Schnabel in sie ein, wirbelt dann wie ein Feuerfunken um den Baum herum zu einer Blüte auf der andern Seite. Blitzschnell ist aber schon ein zweiter da, dem diese Blüte auch gefällt, und nun stechen beide kampflustig aufeinander los, um gleich darauf mit einem Husch unserm Auge spurlos zu entschwinden. Ihr Flug ist so fabelhaft geschwind, daß selbst ein sehr geübtes und scharfes Auge ihm kaum zu folgen vermag, und die Farbenpracht, die dabei unter der Tropensonne aufleuchtet, spottet jeder Beschreibung. Je nach der Stellung und Bewegung des Vogels, nach dem Standort des Beobachters und der Art der Beleuchtung wechseln die schimmernden Metallfarben fortwährend. Einmal erscheinen die Vögelchen wie funkelnde Rubine, dann wieder wie zischende Feuerfunken, dann wie gleißende Smaragde. Dieselbe Feder prunkt zuerst goldrot, erscheint im nächsten Augenblick schwarz und leuchtet schließlich feurig grün. Es ist für den Künstler unendlich schwer, dieses wechselvolle Spiel festzuhalten und gute Farbenbilder von Kolibris zu geben. Schmidt-Hild ist es gelungen.

Verschwenderischen Farbenreichtum und den wundervollsten Metallglanz hat die Natur über das harte und straffe Gefieder namentlich der männlichen Kolibris ausgegossen. Insbesondere schimmert die Kehle oft im prachtvollsten Rubinrot, Smaragdgrün, Türkisblau. Dazu tritt oft noch besonderer Federschmuck in Gestalt von riesig verlängerten und stark glänzenden Schwanzfedern oder Flaummanschetten an den Füßen. Als Beispiel dafür kann uns die Flaggensylphe dienen, bei der die äußersten Schwanzfedern breite Endquasten tragen. Bei der nahe verwandten Wundersylphe sind die noch abenteuerlicher gestalteten äußeren Schwanzfedern scherenförmig gekreuzt, und der Vogel vermag sie in der Erregung auf- und zuzuklappen, wodurch ein knipsendes Geräusch entsteht, wie wenn man einen Uhrdeckel schließt. Auch helmartig verlängerte Kopffedern sind nicht selten, so beim Helmkolibri, dessen bartartige Gestaltung der Kehlfedern zugleich an einen Ziegenbock erinnern, weshalb die Eingeborenen ihn Chivito = Ziegenböckchen nennen; oder die Ohrengegend trägt eigentümliche Federbüschel wie bei der Schmuckelfe; ähnliche Zieraten sind bisweilen an der Schnabelwurzel angebracht wie bei der Schweifelfe. Die reizende Prachtelfe trägt nicht nur Helmschmuck, sondern es ist auch das Halsgefieder des Männchens zu einem prächtigen Kragen entwickelt, der nach Belieben aufgerichtet oder niedergelegt werden kann. Kurz, wir müssen die Kolibris unbedingt zu den schönsten Lebewesen rechnen, die die Schöpferkraft der Tropennatur überhaupt hervorgebracht hat. Edelsteine und Metalle verblassen gegenüber diesen gefiederten Kleinodien, mit denen die Natur ihr Meisterstück leistete. Sie hat den Kolibri mit Gaben förmlich überschüttet: Leichtigkeit und Schnelligkeit, Gewandtheit und Zierlichkeit, Tapferkeit und Mut, Federn- und Farbenschmuck — alles ist diesem ihrem kleinen Liebling in reichstem Maße zuteil geworden, und nur eines ist ihm versagt geblieben: die Gabe des Gesanges.

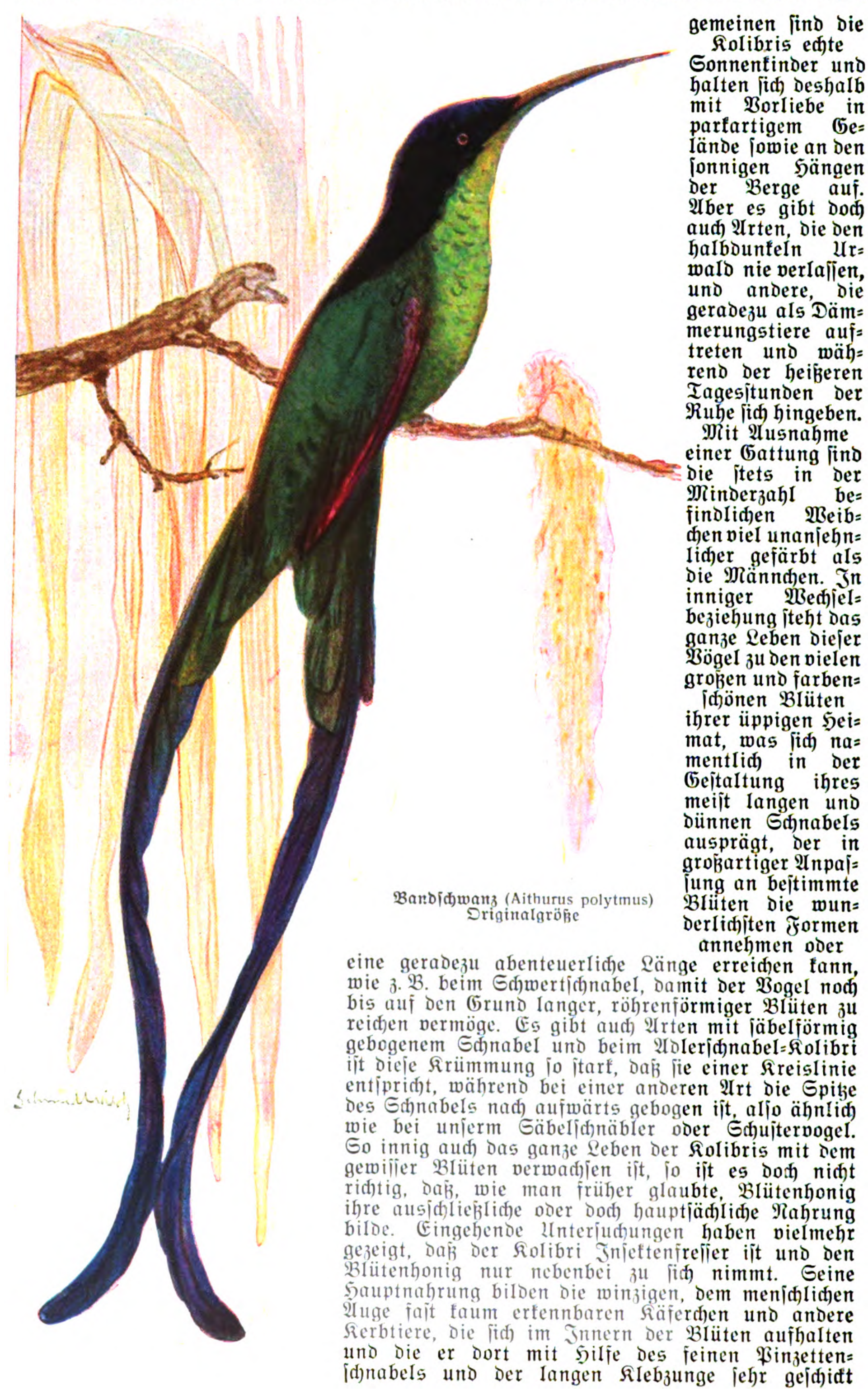
Die Kolibris gehören ja überhaupt nicht zu den Singvögeln, sondern zur Gruppe der Schwirrvögel, von denen wir in Deutschland in unserm Mauersegler (beim Volke gewöhnlich Turmschwalbe genannt) nur einen einzigen Vertreter haben. In der Tat zeigt schon ein flüchtiger Vergleich einer großen Kolibriart mit dem Mauersegler, daß beide manches gemeinsam haben. Wir sehen dieselben langen, kräftigen und sichelförmig gestalteten Flügel, deren erste Schwinge besonders stark entwickelt ist und die ihnen einen so rasend schnellen Flug ermöglichen; wir sehen dieselben winzigen und schwachen Füßchen, die zum Gehen auf dem Erdboden ganz und gar nicht geeignet sind, weshalb der Kolibri fast niemals sein herrliches Gefieder mit prosaischem Erdenstaub zu beschmutzen in die Lage kommt. Als ein fast ätherisches Gebilde gaukelt er von Blume zu Blume und berührt kaum für flüchtige Augenblicke den Boden. Unter den Kolibris finden wir die kleinsten aller Vögel; ja sie sind in dieser Beziehung geradezu sprichwörtlich geworden. Der seiner

Federn beraubte Leib einer Schmuckelfe ist nicht größer als der einer Biene und doch durchpulst von heißer Leidenschaftlichkeit, durchbebt von bewundernswertem Mut, von sicherem Selbstbewußtsein und übermütiger Necklust.

Alle Kolibris sind Kinder der Neuen Welt und auf deren tropischen Gürtel beschränkt, wenn auch einzelne Arten weit über ihn hinausgehen. Dabei nimmt aber die Mannigfaltigkeit der Formen und die Schönheit des Federkleides rasch ab, je weiter sie sich vom Gleicher entfernen. So ist der in höheren Breiten heimische Riesenkolibri ein schlicht braun und grau gefärbter Vogel, der kaum noch etwas von der märchenhaften Farbenpracht seiner Verwandten ahnen läßt. Ähnlich verhält es sich auch mit der Verbreitung in Gebirgslagen. So ist der bereits erwähnte Helmkolibri noch in Höhen zu Hause, wo sich die Blumensterne der Alpenpflanzen mit den Flockensternen frisch gefallenen Schnees zu anmutigen Bildern vereinigen, wo man außer dem Kondor kaum noch einen andern Vogel antrifft; aber dafür ist seine Schmuckfarbe auf ein mattes Metallgrün beschränkt. Den Höhepunkt ihrer Entfaltung erreicht diese Vogelfamilie in den Berglagen von Venezuela, Bolivia und Ecuador. Im all-



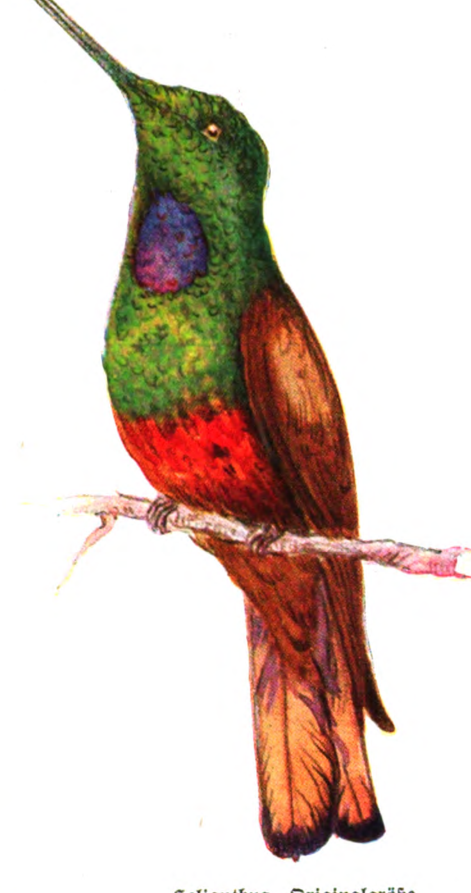
Oben: Elfe (Trochilus helenae). Unten: Gnom (Heliactin bilophenus). Beide in Originalgröße



Bandschwanz (Aithurus polytmus) Originalgröße

gemeinen sind die Kolibris echte Sonnenkinder und halten sich deshalb mit Vorliebe in parkartigem Gelände sowie an den sonnigen Hängen der Berge auf. Aber es gibt doch auch Arten, die den halbdunkeln Urwald nie verlassen, und andere, die geradezu als Dämmerungstiere auftreten und während der heißeren Tagesstunden der Ruhe sich hingeben. Mit Ausnahme einer Gattung sind die stets in der Minderzahl befindlichen Weibchen viel unansehnlicher gefärbt als die Männchen. In inniger Wechselbeziehung steht das ganze Leben dieser Vögel zu den vielen großen und farbenschönen Blüten ihrer üppigen Heimat, was sich namentlich in der Gestaltung ihres meist langen und dünnen Schnabels ausprägt, der in großartiger Anpassung an bestimmte Blüten die wunderlichsten Formen annehmen oder eine geradezu abenteuerliche Länge erreichen kann, wie z. B. beim Schwertschnabel, damit der Vogel noch bis auf den Grund langer, röhrenförmiger Blüten zu reichen vermöge. Es gibt auch Arten mit säbelförmig gebogenem Schnabel und beim Adlerschnabel-Kolibri ist diese Krümmung so stark, daß sie einer Kreislinie entspricht, während bei einer anderen Art die Spitze des Schnabels nach aufwärts gebogen ist, also ähnlich wie bei unserm Säbelschnäbler oder Schustervogel. So innig auch das ganze Leben der Kolibris mit dem gewisser Blüten verwachsen ist, so ist es doch nicht richtig, daß, wie man früher glaubte, Blütenhonig ihre ausschließliche oder doch hauptsächliche Nahrung bilde. Eingehende Untersuchungen haben vielmehr gezeigt, daß der Kolibri Insektenfresser ist und den Blütenhonig nur nebenbei zu sich nimmt. Seine Hauptnahrung bilden die winzigen, dem menschlichen Auge fast kaum erkennbaren Käferchen und andere Kerbtiere, die sich im Innern der Blüten aufhalten und die er dort mit Hilfe des feinen Pinzettenschnabels und der langen Klebzunge sehr geschickt

herauszuholen versteht. Daneben fangen die meisten Kolibris auch noch im Flug Insekten, und wenn auch ihr langer und dünner Schnabel für diese Jagdweise bei weitem kein so geschicktes Werkzeug ist wie der breite Rachen der Schwalben, Segler und Ziegenmelker, so wird doch dieser Mangel durch ihre fabelhafte Schnelligkeit und Treffsicherheit einigermaßen wieder ausgeglichen. In den tropischen Teilen ihres Verbreitungsgebietes, wo es zu jeder Jahreszeit Blüten in Menge gibt, sind die Kolibris Standvögel, oder richtiger gesagt Zigeunervögel, etwa nach der Art unserer Kreuzschnäbel, denn viele von ihnen sind ja auf ganz bestimmte Blütenformen angewiesen und erscheinen demgemäß überraschend und plötzlich zahlreich in Gegenden, wo man sie vorher nur ganz vereinzelt erblickte, wenn eben dort die betreffenden Blüten sich geöffnet haben. Ohne Zweifel spielen die Kolibris auch bei der Befruchtung solcher Blüten eine große Rolle und ersetzen in dieser Beziehung unsere Immen und Tagschmetterlinge, die sich in Südamerika mehr an Wasserpfützen, verwesende Früchte und tierische Ausscheidungen halten. Ein Kolibri ist ja die verkörperte Beweglichkeit, steckt seinen Schnabel innerhalb einer Minute wohl in ein Dutzend Blütenkelche und setzt dieses Geschäft den ganzen Tag über fort. Daher sind auch die Scheitelfedern der Kolibris mit gelbem Pollenstaub oft förmlich eingepudert, was sogar zu einem wissenschaftlichen Irrtum Veranlassung gegeben hat, indem der Naturforscher Nottoll einen besonderen Gelbkopf-Kolibri (Trochilus icterocephalus) beschrieb, während es sich bei näherer Untersuchung herausstellte, daß es sich um das Männchen von Trochilus anne handelte, dessen Scheitelfedern ganz mit klebrigen gelben Pollen be-

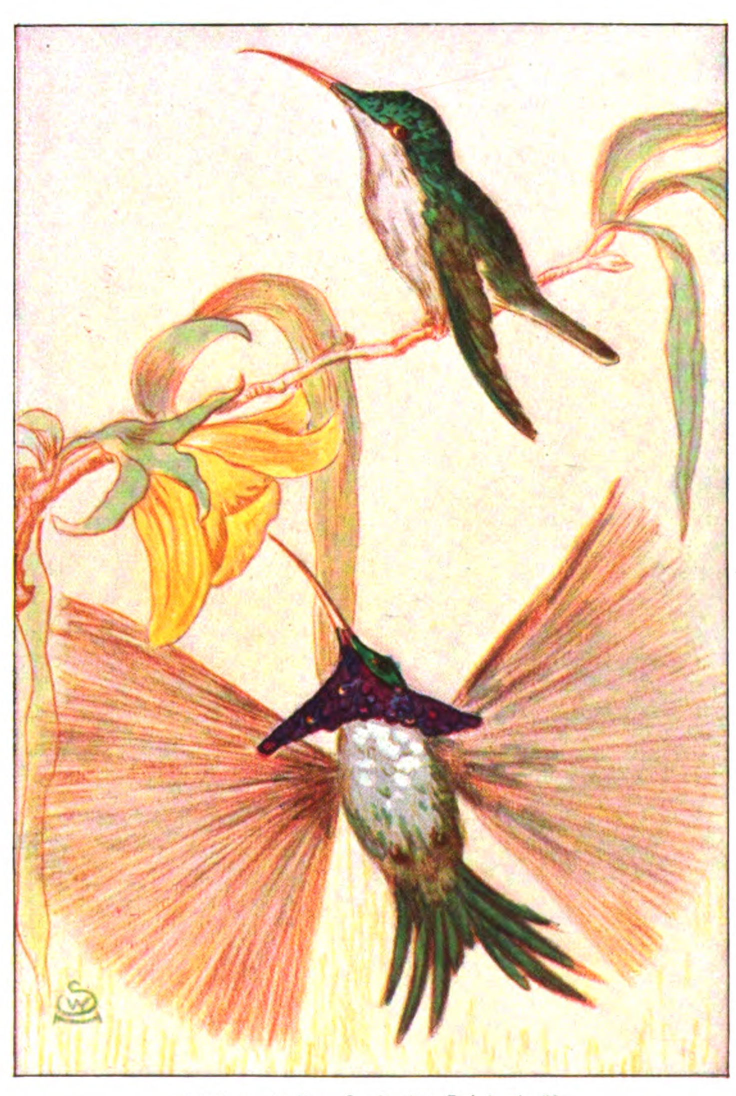


Helianthus. Originalgröße

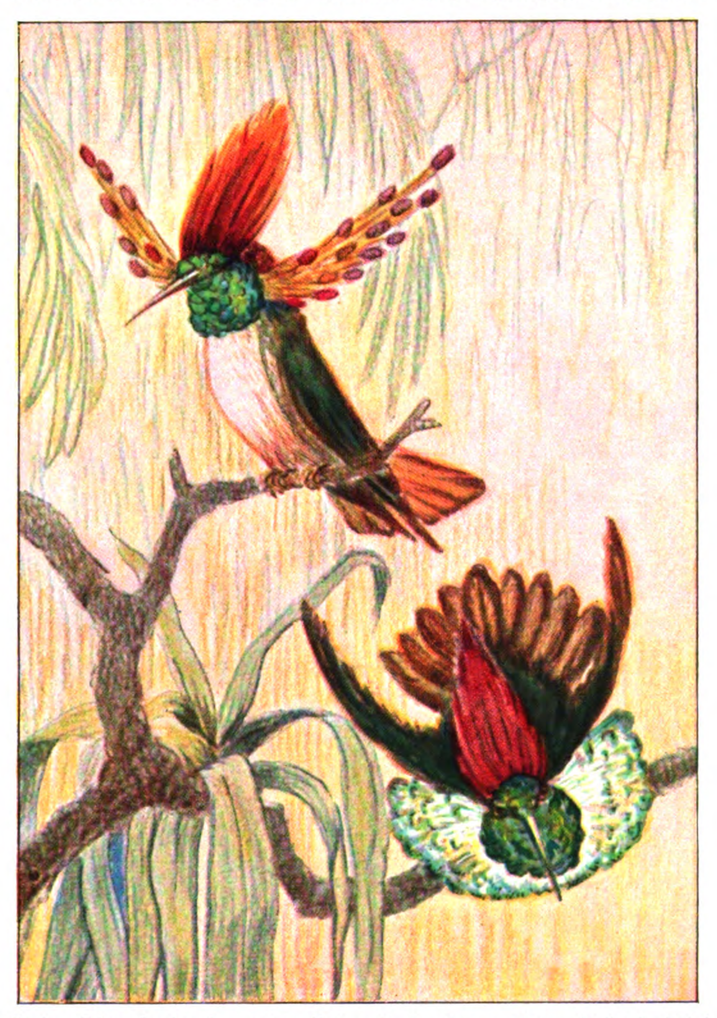
Chimborassovogel. Originalgröße

schmiert waren. Die frühere Verkennung der Ernährungsweise der Kolibris hat es auch bewirkt, daß alle Versuche, sie längere Zeit im Käfig zu halten oder gar lebend nach Europa herüberzubringen, stets gescheitert sind. Es kann das nicht wundernehmen, wenn man liest, daß den Vögelchen als Hauptnahrung Honig oder irgendein Zuckergemisch vorgesetzt wurde. Bot man ihnen dagegen in ihrer Heimat täglich frische Blüten in großer Menge zur Auswahl, so hielten sie sich ganz gut, weil sie eben in diesen Blüten immer neue Kerbtiere fanden. Seit man hinter das Geheimnis ihrer Ernährungsweise gekommen ist, hat man auch die so oft gescheiterten Versuche, diese Elfenvögel lebend nach Europa zu bringen, mit steigendem Erfolg wieder aufgenommen.

Geradezu erhaben muß der Mut dieser winzigen Vögelchen genannt werden. Freilich ist ihr dünner Schnabel nur eine schwache Waffe, aber sie wird mit so verblüffender Zielsicherheit gehandhabt, und die Bewegungen der Kolibris sind so blitzschnell und unerwartet, daß auch viel größere Gegner von ihnen in die Flucht geschlagen werden. In den Schwärmern erblicken die Kolibris, denen überhaupt eine große Neckluft eigen ist, natürliche Nahrungsmitbewerber, stoßen deshalb bei jeder Gelegenheit auf sie, zerfetzen ihnen die



Calothorax lucifer. In $^9/_{10}$ der Originalgröße
(Original von der Firma Dr. Schlüter Dr. Maaß in Halle liebenswürdigst zur Verfügung gestellt)

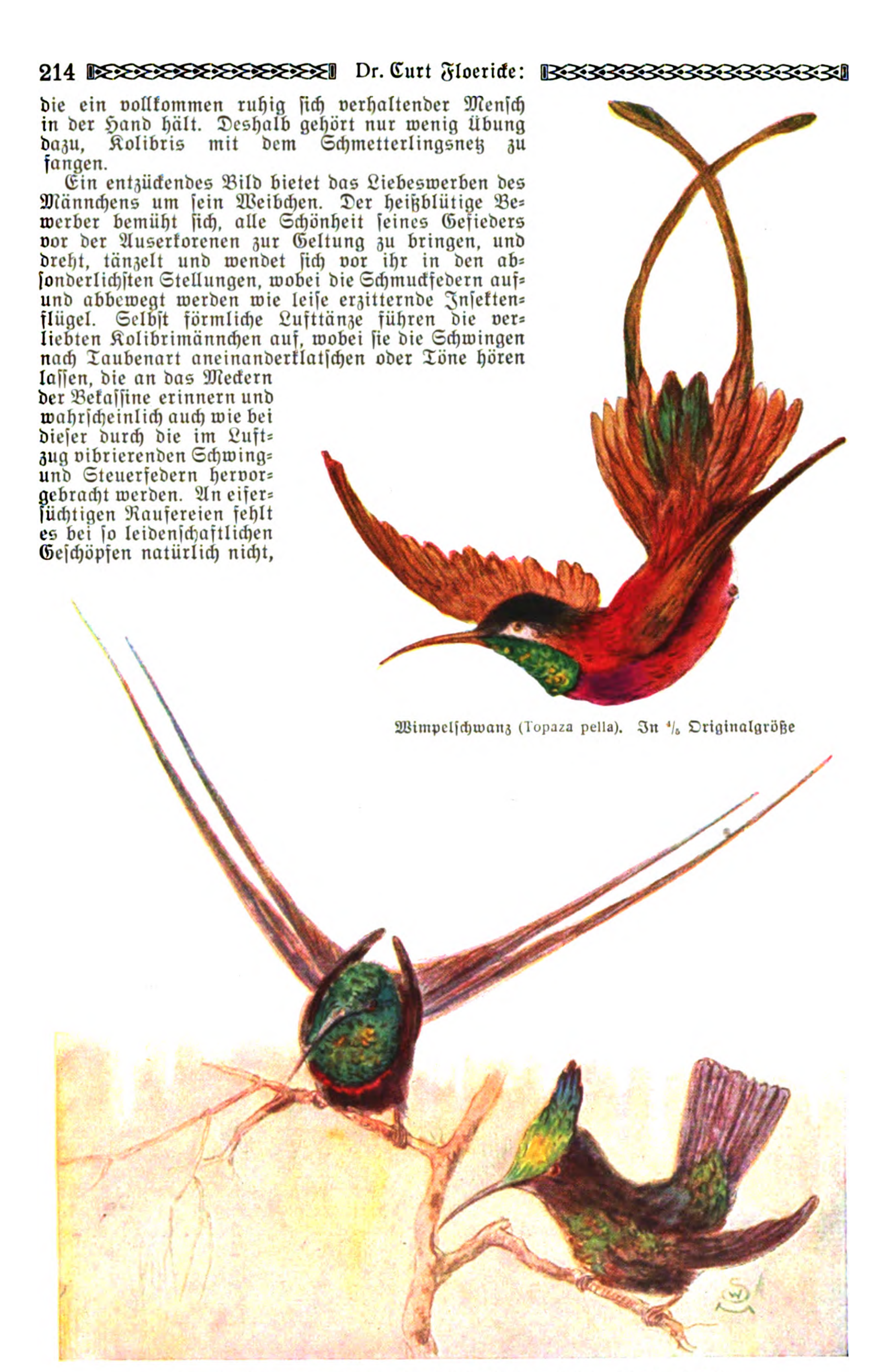


Schopfkolibris. Oben: Lophornis ornatus. Unten: Lophornis magnificus. Beide in Originalgröße

Flügel und zwingen den dicken Nachtschmetterling in der Regel bald zur Flucht. Selbst ziemlich große Schlangen, die auf der Suche nach Vogelnestern durchs Lianengewirr gleiten, werden tollkühn angegriffen und dabei die Schnabelstöße nach den Augen gerichtet, so daß das Kriechtier schleunigst Reißaus nimmt. Der Maler Göhring hat kleinste Kolibris auch bei erfolgreichem Kampf mit großen Vogelspinnen beobachtet. Daß die Kolibris sich öfters in deren Netzen verfangen und hängenbleiben sollen, ist wohl eine Fabel. Überhaupt hat der Kolibri wenig Feinde und trägt deshalb ein höchst selbstbewußtes Benehmen zur Schau. Ihre Schnelligkeit bewahrt diese Vögelchen vor fast allen Nachstellungen der Raubtiere und Raubvögel, und deshalb konnten sie sich auch trotz ihrer geringen Vermehrungsfähigkeit in dem glücklichen Klima Südamerikas zu einer so erstaunlichen Fülle von Arten und Individuen entwickeln. Das ist erst anders geworden, seit die größte Würgerin „Mode“ auf den farbenschimmernden Kolibri als Hutschmuck verfallen ist, und nun die harmlosen Tierchen zu Hunderttausenden hingemordet wurden, um als Bälge auf die großen Federnmärkte von Paris und London zu wandern. Viele der farbenschönsten Arten sind dadurch erheblich vermindert, manche dem Aussterben nahegebracht worden, aber glücklicherweise scheint sich ja neuerdings die launische Mode wieder von den Kolibris abgewendet zu haben. Wo diese vom Menschen nicht planmäßig verfolgt werden, zeigen sie sich überaus zutraulich, kommen gern auf die Veranden und in offen stehende Häuser, wenn man dort frische Blumensträuße aufstellt, ja sie naschen sogar von den Blüten,

die ein vollkommen ruhig sich verhaltender Mensch in der Hand hält. Deshalb gehört nur wenig Übung dazu, Kolibris mit dem Schmetterlingsnetz zu fangen.

Ein entzückendes Bild bietet das Liebeswerben des Männchens um sein Weibchen. Der heißblütige Bewerber bemüht sich, alle Schönheit seines Gefieders vor der Auserkorenen zur Geltung zu bringen, und dreht, tänzelt und wendet sich vor ihr in den absonderlichsten Stellungen, wobei die Schmuckfedern auf- und abbewegt werden wie leise erzitternde Insektenflügel. Selbst förmliche Lufttänze führen die verliebten Kolibrimännchen auf, wobei sie die Schwingen nach Taubenart aneinanderklatschen oder Töne hören lassen, die an das Meckern der Bekassine erinnern und wahrscheinlich auch wie bei dieser durch die im Luftzug vibrierenden Schwing- und Steuerfedern hervorgebracht werden. An eifersüchtigen Raufereien fehlt es bei so leidenschaftlichen Geschöpfen natürlich nicht,



Wimpelschwanz (Topaza pella). In 4/5 Originalgröße

Oben: Popelaivia. Originalgröße. Unten: Bellona cristata. Originalgröße



Lesbia sparganura. In Originalgröße

und wenn sich das Männchen irgendwo auf einer dünnen Zweigspitze neben seinem Weibchen niedergelassen hat und ihm unter zärtlich zirpenden Tönen mit dem Schnabel im Gefieder nestelt, kann es sich dieser traulichen Schäkerstunde in der Regel nicht lange erfreuen, denn gewiß erscheint bald ein Nebenbuhler oder ein necklustiger Gesell auf der Bildfläche und nötigt zu neuem Flug und neuem Kampf. Gerade um diese Zeit kann man die Ausdauer der Kolibris im Flug gar nicht genug bewundern, denn sie gebrauchen ihre Schwingen eigentlich unablässig den ganzen Tag über, und nur selten tritt eine Ruhepause ein. Mit schönen Gesangsvorträgen kann das Männchen seiner Herzliebsten allerdings nicht aufwarten. Nur wenige Arten bringen es zu schlichten, leise zirpenden Strophen; die meisten verfügen nur über einsilbige Töne, die nicht



Sancerottea cyamifrans. Originalgröße

gerade angenehm klingen, oft so, wie wenn man einen Glasstöpsel in einem etwas zu engen Flaschenhals umdreht. Dagegen verursachen die raschen Flügelschläge der Kolibris ein eigentümliches Geräusch, das sehr kennzeichnend ist und die Anwesenheit der Vögel oft eher verrät, als das Auge sie gewahr wird. Die Engländer nennen deshalb die Kolibris Humming-Birds, d. h. Summvögel. Das geschulte Ohr des Vogelkenners kann aus diesen Tönen nicht selten geradezu die betreffende Kolibriart bestimmen, wie dies ja auch bei vielen Entenarten selbst in finsterer Nacht möglich ist.

Die Nester der verschiedenen Kolibriarten sind einander sehr ähnlich, verhältnismäßig sehr klein, so daß das brütende Weibchen kaum darin Platz findet; in der Regel zwischen eine Zweiggabel eingeklemmt, auf die Endspitzen großer Blätter gesetzt oder nach Art der Rohrsängernester zwischen starken Grashalmen aufgehängt. Gewöhnlich stellt das Nest eine schöne Halbkugel dar, und als Baustoff wird hauptsächlich Pflanzenwolle verwendet, die außen mit Baumflechten und mit den braunen Schuppen der Farnkrautwedel bekleidet wird. Jede Kolibriart hat eine ausgesprochene Vorliebe für eine bestimmte Sorte von Flechten, und daran sind die Nester leicht zu unterscheiden. So verwendet der Sonnenkolibri zu seinem nach unten zu einer langen Spitze ausgezogenen Bau ausschließlich die Rotflechte Brasiliens, was nicht nur dem Neste ein sehr schönes Aussehen gibt, sondern auch bei der sich entwickelnden Brutwärme die weißen Eierchen durch die ausgeschiedenen Farbstoffe der Flechte in lebhaft karminrote verwandeln. Die Naturfarbe der verhältnismäßig großen und etwas länglichen Eier ist ausnahmslos rein weiß, und zwar sind immer nur zwei Eier in einem Neste vorhanden. Die Brutdauer (14—17 Tage) ist für einen so kleinen Vogel recht ausgedehnt, und auch die Jungen, die als äußerst unbeholfene schwärzliche Geschöpfchen zur Welt kommen, entwickeln sich nur langsam. Solange sie im Nest sitzen, sind sie vielen Nachstellungen preisgegeben; zum Glück machen die meisten Kolibriarten mehrere Bruten hintereinander.



Moschuskolibri (Chrysolampis moschitus). **Originalgröße**

Gezwitscher um Shakespeare

Von Dr. Ulrich Hangartner

„Tausend Poeten zogen aus
und einer nur in diesem Strauß
ging hervor als Shakespeare ..."
Rob. Browning.

Die neuere Forschung hat mit zum Teil bewunderungswertem Selbstverzicht und mit ungeheurer Schärfe des Spürsinns alle möglichen Modelle, Daten und Schlüssel des Schaffens Shakespeares aufgedeckt, hat die Richtungen jener Zeitläufte bemessen, das Zechen und Stechen seiner Umgebung und die lustigen Plagiate seiner Zunftgenossen gebucht, ja, uns die Örtlichkeiten seines Umganges so deutlich vor die Nase gezeichnet, daß wir uns gleichsam drüben, überm Bach, etwa in der Gegend von St. Giles oder Cripple Gate nur ans Fenster zu stellen brauchten, um sagen zu können: „Hier ging er vorbei!" Leider hat diese Art des Forschens uns noch nicht in gleicher Weise bekannt gemacht mit den feineren Kräften, die das damalige Verskärrlein recht wesentlich mit ins Rollen gebracht haben. Gerade uns Deutschen fehlt soweit jede Kenntnis der zeitgenössischen Lyrik, die seine Brust füllte — dieses Gezwitscher um Shakespeare, das doch seinem Sommer erst den belebten Wald gibt.

Es war in England seit Chaucers Tod durch das ganze 15. Jahrhundert hindurch und noch ins 16. hinein sehr still geblieben; die Sterne kannten ihre Sphären, aber das Menschenherz schwieg. Wann, wo und warum dann ausgerechnet unter dem Regiment Heinrichs VIII. das Singen wieder anhub, mag dahingestellt bleiben; ob aber in einer Strohhütte oder aus dem Firmament des königlichen Baldachins, einmal angestimmt, antwortete es sich zugleich aus tausend Winkeln, und es bedurfte der Edikte Cromwells und der puritanischen Würgengel, um diese unbefangenen Stimmen auf einsame Wipfel zu bannen. Man ist versucht, allem andern gleichsam als Motto und Symbol voranzusetzen den machtvollen Liebeshymnus, der aus dem Schoße der launigsten aller Musen hervorgegangen zu sein scheint; er gehört der Epoche vor Shakespeare an und wird in England heute allgemein „Der große Abenteurer" betitelt:

Über die Berge
Und über die Well',
Unter die Särge
Und unter die Quell',
Durch die Schlucht unergründet,
Auf schwindelndem Steg:
Die Liebe, sie findet,
Sie findet den Weg.

Wo dem Glühwurm die Enge
Kein Plätzchen mehr gönnt,
Wo die summende Menge
Sich nicht mehr auskennt,
Wo die Mücke selbst zaget,
Ameisen zu träg':
Die Liebe, sie waget
Und findet den Weg.

In den Annalen der Literaturgeschichte wird gewöhnlich Sir Thomas Wyat (1503 bis 1542) als der Mann bezeichnet, welcher das Erbe Chaucers übernommen und weiter vererbt hat. Er führte aus Italien verschiedene Versformen, darunter auch die des Sonetts, ein und begründete die Schule der sogenannten „Sonettisten", einer Gruppe „of courtly makers", wie sie ein Zeitgenosse nennt, lauter vornehme Herren, geriebene Diplomaten und Haudegen, die anläßlich ihrer politischen Fahrten nach Italien und Frankreich, wo damals „vivace" politisiert wurde, jeweilen auch das eine und andere Büchlein mit nach Hause brachten, das sie dann in Stunden der Muße „eifrig durchblätterten und studierten". Es steckt in der Tat in ihren Gedichten meistens etwas italienische Geste, etwas französische Ausgreiferei, daneben aber soviel echtes, bärtiges Gebrumme, als es in den Wäldern Germaniens je ist gehört worden. Für literarischen Ehrgeiz und anempfundene Liebesschwärmereien hatten diese Männer weder Zeit noch Blässe, und ihre Liebschaften mit den angesungenen Schönen sind selten ohne Blut und Tower vorübergegangen! Schon der oben erwähnte Wyat, der noch am Hofe des gefährlichen Heinrich VIII. dichtete, besaß die Keckheit, Heinrichs schöne Gemahlin, die Anne Boleyn, mit einigen warmen Sonetten zu bedenken, was ihm auf einige Wochen alle Greuel des Towers eintrug und beinahe den Kopf gekostet hätte. Wie wenig Umschweife man damals kannte, mag Wyats „To a Ladie to answere directly with yea or nay" überschriebener „Werbevers" zeigen, der, man möchte sagen, gerade wegen seines unverschämten Verzichts auf jegliches „Sentiment" aus sich selbst herausglüht:

Madame, macht nicht der Worte viel,
Sagt gradaus: Wollt Ihr oder nicht?
Und wenn Ihr wollt, so laßt das Spiel,
Braucht Eure Witze, machet Licht! ...

Wie Wyat dichteten, tateten und schlugen sich hier noch manche, und fast alle ließen entweder das heiße Blut auf den Schlachtfeldern oder das adelige Haupt dem Beile des Henkers. Holbein hat einige von ihnen, darunter auch Wyat, in seinen Porträts verewigt. Ihre Namen, Aufstieg und Untergang stehen in den Folianten der „National Biography" ruhmvoll verbucht. Ihr lyrischer Nachlaß könnte in ein kleines Bändchen gesammelt werden. Aber das eben ist das Große, daß hinter dem Tropfen, der verdichtet wurde, unmittelbar die runde Tonne voll Leben Bürgschaft leistet!

Das gilt natürlich noch in weit höherem Maße von der dann anhebenden Elisabethanischen, Shakespeareschen Epoche, der

englischen Renaissance. Ohne die Seefahrer wäre Marlow undenkbar! Nicht nur Marlow, auch Shakespeare, und was zu ihm gehört, die ganze ihn umgebende Lyrik, das Herz alles Dichtens wäre undenkbar! Es schießt fortan ein Kraftüberschuß durch jede Ader, ein Rauschen um jede Harfe, ein Lebensgenuß und siegsicheres Wohlsein in jedem Gemüt, als wären alle Berge abgetragen, alle Tiefen erfüllt. Und überall Lieder! Man weiß nicht, wann, nicht von wem, nicht wozu; gleichsam in den Wind gepfiffen, um mit ihm zu vergehen, oder, in Schatullen ausgestorbener Liebeskammern neu entdeckt, noch späte Jahrhunderte zu entzücken. Was für ein lenzlicher Jammer, was für ein schafwollener Heubodengeruch zum Beispiel in dem hingespuckten Mailied:

Es klopft, seitdem die Primel neckt
Und eine Fei
Dem König Mai
Das holde Lachen aufgesteckt,
Es klopft seither mein Herz noch schlimmer —
Hei! Lieben mag ich nimmer!

Mein Herdlein sträunt und find't kein Kraut,
Und ich in Plag'
Den ganzen Tag
Hab' einer Kuhmagd nachgeschaut,
Die lacht, weil ich so seufz' und wimmer' —
Hei! Lieben mag ich nimmer!

Oder in der andern beduselten, halbdummen „Schäfermelodie“:

Schönlieb saß badend an der Quell',
Versteckt in Reb' und Ranken;
Die Vöglein sangen hoch und hell
Und kühle Wasser sprangen.
Da zog es mich vom Schopf zum Schuh,
Zu sehen, was verboten;
Doch mein Gewissen sagte: Puh!
Und schimpfte mich nach Noten.
Hei ho! Hei ho!
Hei nonni nonni oh!...

Der Mittelpunkt alles Dichtens und Trachtens, die Erfüllung aller irdischen Wünsche, war natürlich Elisabeth, die „Regia Cynthia“, welche die blendenden Fixsterne ihres Firmamentes um sich kreisen ließ. Leider ist uns über ihr Verhältnis zur Kunst wenig bekannt. Ihr halbes Dutzend Gedichte zählt mit zum großen Haufen; mit Recht berühmt aber ist der in seiner paffmachenden Prägnanz kaum übersetzbare Vierzeiler, der als echt verbürgt ist und mit dem sie die ihr zusetzenden Advokaten Mary Stewarts entwaffnet haben soll, als sie von jener wegen ihres Mißglaubens in die Transsubstantiation verdächtigt war. Er lautet:

Christ was the word that spake it,
He took the bread and brake it,
And what His words did make it
So I believe and take it.

Also verdeutscht etwa folgendermaßen:

Christ war das Wort und sprach es,
Er nahm das Brot und brach es;
Wie Er sprach: Ich vermach' es!
So glaub' ich's und bewach' es.

Eine der glänzendsten Erscheinungen am Hofe ist der früh vollendete Sir Philip Sidney (1554—1586); „ein Juwel meiner Krone“ nannte ihn Elisabeth, und man nimmt heute übereinstimmend an, daß Sidneys Genius, mitten im blendendsten Drange von oben getroffen und still gelegt, in der gesamten Weltliteratur eines der bemerkenswertesten Exempel unerfüllten Dichterruhmes darstellt; die Engländer selbst sind überzeugt, daß er bei längerem Leben größer als Spenser, ein zweiter Shakespeare geworden wäre. So oder anders: für Sidney selber war das Dichten nie eine Hauptsache; sein ziemlich umfangreicher literarischer Nachlaß, innerhalb vier bewegter Jahre zwischen Dampf und Pulver, politischen Fahrten und Schwertmessereien entstanden, sollte seinem letzten Wunsche gemäß, als er unter den Wällen Zütphens an einer Wunde verblutete, zerstört werden, und es bleibt das Verdienst seiner bewunderungswürdigen Schwester, einer Gräfin Pembroke, daß sie, den Willen des Sterbenden mißachtend, seine Werke der Nachwelt übergab und zu unerhörter Popularität brachte.

Sidney hatte noch mit ungeheuren Vers- und Sprachschwierigkeiten zu kämpfen, und seine hundertacht an Stella gerichteten Sonette zeigen in mannigfachen Streiflichtern, mit welch oft enttäuschter Unternehmungslust er sich an die Erneuerung des englischen Verses, namentlich der Kunstlyrik machte, wie er, „oft andrer Blätter wendend“, sich quälte, seine Regungen zu formen, wie ihm aber alles wieder harsch und öde, die Worte hohl, die Verse hinkend vorkamen gegenüber der innern Glut seines Fühlens; wie er dann „die Feder kauend saß, vom Kinde schwer, doch hilflos in den Wehn“, bis endlich „Narr!“ die Muse rief, „schau in dein Herz und schreibe!“ Sidney betrachtete sich in den Tempeln der Poesie zeitlebens als Laien. „Ich armer Narr!“ so und ähnlich ruft er öfters aus, „die Muse wählt kein Torenherz zur Zelle!“ Doch gewöhnte er sich zusehends, sein Auge nach innen zu wenden und zu erlauschen jenes geheimste, innerste Raunen, das sonst nur Shakespeare vernommen hat, und, einmal im Sattel, galoppiert und singt er herrlich (aus „Via Amoris“):

Seit, Heer- und Hochweg, mein Parnaß du bist,
Und dennoch oft die Muse Schritt und Stab
Gefäll'ger mir zum tollen Rossetrab
Als zum Gesang des Kammerreigens mißt —
Tragt hurtig fort, ihr Rosse...

Dicht hinter diesem „Wunder des Zeitalters“, wie Sidney noch in Handschriften des 17. Jahrhunderts genannt wird, steht der an Schicksal noch größere und von Elisabeth gleichfalls mit Gunst überschwemmte Sir Walter Raleigh (1552—1618), der in einer Person „Dichter, Staatsmann, Höfling, Pläneschmied, Patriot, Soldat, Seefahrer, Freibeuter, Entdecker, Kolonisator, Architekt, Historiker, Philosoph, Chemiker,

Gefangener und Spiritist" war; in England wird er allgemein als „Vater der überseeischen Kolonisation" bezeichnet, genießt aber auch als Dichter nicht weniger Ruhm und Ansehen. Seine lyrischen Ergüsse, von ihm selbst in alle Winde zerstreut, sind uns großenteils verloren oder nicht als echt verbürgt. Bekannt ist sein reizvolles „Pilgerliedchen", das schon mehrfach Shakespeare zugeschrieben wurde, oder das schlaue, achtstrophige „Wrong not!", in welchem er mit unnachahmbar poetischer Logik seine Angebetete überzeugend belehrt, daß an seiner scheinbaren Kälte nicht „allerhand versteckte Liebschaften, sondern das Vielerlei seiner Geschäfte" schuld sei! Das Gedichtchen gab schon mehrfach zu historischen Argumenten Anlaß, und es entbehrt auch für uns nicht des Interessanten, wenn wir wissen, daß ausgerechnet Raleigh, der immer „tatwarme Raleigh" es war, der 1591, nachdem er eine Expedition gegen Spanien projektiert und fast völlig ausgerüstet hatte, sich von seinem närrischen Liebchen noch kurz vor Start die Mitfahrt verbieten ließ und infolgedessen von der erbosten Königin, die darüber seinen verbotenen Liebeshandel mit einem ihrer Ehrenmädchen, der Bessy Throgmorton, entdeckt hatte, stracksweg auf einige Monate — freilich nicht ohne Bessys Gesellschaft! — in den Tower gesetzt wurde. Raleighs Freund, Edmund Spenser, nannte ihn den „Schäfer des Ozeans"; sein Element war die donnernde See, bis er nach Elisabeths Tode, bei Jakob I. des Verrats verdächtigt, im Tower endgültig abgesperrt und nach einer Reihe fehlgeschlagener Prozesse 1618 endlich hingerichtet wurde. In den Jahren dieser Gefangenschaft schrieb er zum größten Teil seine „Weltgeschichte von der Schöpfung bis zum Zusammenbruch des Mazedonischen Reiches" und zweifelsohne auch eine Anzahl seiner kleineren Lyrica, darunter die im Original wahrhaft schönen Verse:

Leidenschaft gleicht des Wassers Element,
Die Fläche plätschert, doch die Tiefe schweigt;
Wo sich die Neigung gern im Schwatz bekennt,
Ist's hohler Boden nur, aus dem sie steigt:
Die reich an Worten, können nur bekennen,
Daß alles Schaum ist, was sie Liebe nennen.

Wenige Stunden vor seiner Hinrichtung sollen die in seiner Bibel aufgefundenen Verse entstanden sein:

So ist die Zeit! Sie nimmt zum Pfand
Uns Jugend, Freud' und was man hat,
Und zahlt uns nur mit Erd' und Sand,
Der mit der dunklen Schlummerstatt,
Wenn unser Weg gelaufen ist,
Das Märchen unsrer Fahrt beschließt.
Doch diese Erd', dies Grab ... ich glaub',
Mein Gott kann wecken mich vom Staub! W. R.

Nicht minder gefaßt und kühl zeigte er sich am nächsten Morgen auf dem Blutgerüst. Nach kurzer Ansprache an das Volk, worin er seine Handlungsweise und seinen Charakter rechtfertigte, hob er selbst das Beil und sagte, die Schneide mit dem Finger prüfend: „Das ängstigt mich nicht; es ist scharf und gute Medizin, mich von allen meinen Schäden zu heilen!" Hierauf legte er versuchsweise seinen Kopf auf den Block und bestand darauf, dem Henker selbst den Wink zum Schlage zu geben. „Dann, Mann," ermunterte er, sich niederlegend, den letztern, „fürchte nichts und sende heim!" Er wurde veranlaßt, die Lage seines Kopfes zu ändern, wozu er gleichgültig bemerkte: „Was verschlägt's, wie der Kopf liegt! Wenn nur das Herz am Ziel ist!" Als auf seinen Wink des Henkers Beil nicht pünktlich fiel, rief er: „Was schlägst du nicht? Los, Mann!" Dies waren seine letzten Worte. Der zweite Streich trennte das Haupt vom Rumpf des großen Engländers; es wurde, während sein Körper im Westminster bestattet liegt, von seiner treu ergebenen, herrlichen Gattin — der erwähnten Bessy Throgmorton — bis zu ihrem Tod (1647) in einem rotledernen Beutel verwahrt.

Herb und düster war der Ausgang der Elisabethanischen Romantik. Der Königin letzte Tage waren voll Schnupfen und schlechter Laune; sie weigerte sich, dem ganzen drängenden Hof gegenüber, in ihrem Bette zu sterben, und durchseufzte die Stunden, bald den Bischof, bald die Ärzte, bald Sekretäre und Poeten herbeiwinkend. Kurz vor ihrem Tode gab sie noch ihre letzte literarische Kritik ab, die ein bezeichnendes Licht über ihr ganzes Leben zurück ergießt; sie beschied ihren Taufsohn, den Sir John Harington, zu sich, wünschend, „einige Sachen, die er neulich geschrieben hätte, zu hören". Erfreut, ihrem Mißmut über die Brücke helfen zu dürfen, las ihr John Harington einige seiner Verse, worüber die Königin, wie er selbst erzählt, kurz auflachte und schnellfertig seufzte: „Wenn du einmal die Zeit an dein Tor kriechen fühlst, wirst du an dergleichen Narreteien weniger Gefallen finden!"

Immerhin! Wir kennen die Verfinsterung, welcher — wenigstens vorübergehend — selbst der starke Shakespeare beim Ableben dieser jungfräulichen Sonne und beim Herannahen ihres dunkeln schottischen Thronfolgers, Jakobs I., verfiel; wir sehen in den Tragödien „Hamlet", „Othello", „Macbeth" und „Lear", mit welch unheimlicher Schicksal- und Zukunft-Erkenntnis er die bodenlosen Welten von Gut und Böse zu durchmessen begann, und wie er angesichts des licht- und lebensscheuen Jakob, dessen Ehrgeiz in den Rauchverboten zu gipfeln schien, schauernd, um nicht zu sagen, schuldbewußt, die innersten Bäche seiner wehen Ader vergoß! Wie Shakespeare, erging es vielen andern; und aus ähnlich innerstem Verlassensein dürfte das nachstehende Gedicht Francis Beaumonts (1586 bis 1616) „Auf die königlichen Gräber im Westminster" entstanden sein, das besser als irgendein Gemälde die pompöse zu Gott strebende Gotik und doch so erdbefangene

Staubherrlichkeit jener ehrwürdigsten Ecke Englands veranschaulicht:

Ihr Staubgebornen, bebt und seht,
Wie rasch das Fleisch allhier zergeht;
Manch ein königlich Gebein
Schläft in diesem Haufen Stein!
Für die einst Kronen nicht zu schwer,
Hier regen sie die Hand nicht mehr.
Noch predigt aus dem Staub ihr Baß,
Daß auf Größe kein Verlaß!
Fürwahr, ein Acker, Zoll an Zoll
Vom königlichsten Samen voll,
Den mit der Sünde, die sie bog,
Die Erd' in ihre Furchen sog.
Die Würfel fielen, wo sie ruhn:
Die Götter einst, sind Menschen nun,
Auf kahlen Sand unedlen Ruhms
Vertropfter Schaum des Königtums —
Eine Welt von Pomp und Glück
Zum Staub gelegt vom Augenblick!

Der ausgesprochenste Lyriker der Zeit, gewissermaßen der Pfeiler, welcher die Brücke von der Elisabethanischen zur Jakobschen Epoche trägt, dürfte Thomas Campion (1567 bis 1620), ein in London lebender Arzt, Musiker und Dichter, sein, den nach langer Vergessenheit erst die jüngste Forschung wieder ans Licht gezogen hat. Campion steht außerhalb jeder zeitgenössischen Gruppe; was seinen Namen trägt, ist auch sein Eigentum und scheint in den meisten Fällen zwischen den Strängen seiner melodischen Laute entstanden; möglich ist, daß er, wie vermutet wurde, an spanischen Mustern gelernt hat; im Rahmen der englischen Lyrik aber bedeutet er etwas durchaus Neues und Selbständiges und legte mit seinem vielseitigen Motiven- und Stoffschatz den Grund für eine Richtung, die einige Jahrzehnte später Schule machte. Eine seiner beliebtesten, von Nachahmern vielfach variierten Neckereien ist das auf das Milch-und-Blutgesicht eines Mädchens gesungene Liedchen „Reife Kirschen", das deutsch etwas schwerfällig wird und dessen erste Strophe lautet:

Das Frohgesicht von meinem Schatz
Ist wie ein Garten voll Rosmarin,
Ein Paradies der ganze Platz,
Worin rundrote Kirschen glühn.
Doch keiner heimst die Kirschen ein,
Eh' sie sich selbst zum Kauf ausschrei'n.

Das wertvollste von all seinen Liedern, deren wir drei Bändchen voll besitzen, scheint das „Basia" (das ist „Küsse"); es ist so jung und alt, und schier zerbrechlich, wie ein Mozartsches Schicksal:

Arm' und Hände sollen sich gesellen
und dann ein Kuß
Und ein Gedanke Herz und Lippen schwellen!

Es ist anzunehmen, daß alles, was aus dieser Zeit an wirklicher Lyrik da ist, ausnahmslos entweder zu bestehenden Melodien gedichtet wurde oder unmittelbar den Tiefen irgendeines unbekannten Resonanzkastens entsprang. Eine große Anzahl solcher Lieder findet sich zerstreut in den Bühnenwerken der Elisabethaner (was für eine wundervolle Sammlung böte Shakespeare allein!). Nicht vorenthalten sei der von unbekanntem Mund stammende „Rat an einen Verliebten", dessen erste Strophe höchst sanglich ist:

Die See ist tausendfach voll Sand,
Voll Staub sind Weg und Heide;
Und ach! die Lieb', die Liebe ist
So voll von Weh wie beide!
Glaub einem, der die Elfe kennt,
Und such' nicht, wie das Feuer brennt!

Als der große Mann der nachelisabethanischen Epoche ist zu betrachten Shakespeares Freund und nachmaliger Poeta Laureatus Jakobs I., Ben Jonson (1574 bis 1637). Seine wahren dichterischen Verdienste sind sehr getrübt worden dadurch, daß er beständig und vielfach unbegründeterweise in die unerfreulichen Shakespeare-Streitereien unserer Kritiker hereingezogen wurde! Was liegt denn daran, ob Jonson wider Shakespeare einiges hat fallen lassen, was nicht unsere Meinung ist? Shakespeare selbst verehrte und förderte ihn, und Jonson hat jenem durch seinen der Shakespeare-Ausgabe von 1623 beigefügten Nachruf in einer Weise gedankt und gehuldigt, wie das seither wohl kaum wieder geschehen ist. Lassen wir den Mann, wie er ist! Freilich, seine poetische Ader fließt nicht so unmittelbar wie die anderer. Aber aus fremdem Golde bare englische Münzen zu prägen, versteht Jonson wie vor und nach ihm keiner. Da ist zum Beispiel sein kunstvolles „Prosit-liedchen" (To Celia), das in Wirklichkeit fast Wort für Wort einem Liebesbriefchen des Philostratus aus Lemnos folgt, in Jonsons Tonart aber wie der echteste Burns klingt und eine der unvergänglichen Perlen der englischen Lyrik ist:

Trink mir mit deinen Augen zu,
So letzt und labt sich meins,
Und laß mir einen Kuß am Rand,
So spott' ich allen Weins.
Kein Trunk bringt meinem Durste Ruh,
Kein Lab des Götterhains,
Und böt' mir's Zeus mit eigner Hand,
Ich tauschte nicht für deins.

Und jener schwanke Rosenast,
Den ich einst pflückte dir,
Damit er, duft- und knospenschwer,
Dir blühe für und für —
Seit du hinein geatmet hast,
Entquoll und prangt er mir
Und duftet immer noch, ich schwör',
Ganz Süßigkeit von dir!

Mit solchen und ähnlichen Kleinigkeiten hat Jonson in England eine Literaturgattung, die sogenannte „Kleiderpoesie", begründet, die, wenn sie gesammelt würde, wohl zahlreiche Bändchen ausfüllen dürfte. Die Dissertation, welche diese „Kleiderpoesie" zum Gegenstand hat und deren wahrscheinlich nicht geringen Einfluß auf das gesellschaftliche Leben Englands untersucht, ist verblüffenderweise noch nicht geschrieben. Schon aus Jonsons Umgebung stammt das folgende niedliche Verslein, das anonym kursiert, aber recht wohl ein vergessenes Geschöpf Bens sein könnte:

Mein Liebchen versteht sich aufs Kleiden wohl,
denn wie die Jahrzeit wandert's,
Bei jedem Wetter, so oft ich's hol',
ist's immer wieder anders.
Und was sie anzieht, das steht ihr gut,
sei's grüner oder gelber;
Doch wenn sie ihr Kleidchen beiseite tut,
ist sie die Schönheit selber.

Auf dem in England überaus gern gepflegten Gebiet des Epigramms und Epitaphs muß Jonson an erster Stelle und rühmlichst genannt werden: Dutzende von Männern, die der knappe, stets treffende Witz seiner Epigramme am Leben hält; Dutzende toter Frauen, die dank seinen Grabinschriften ewig jung und schön sind! Viel zu unbekannt — neben der pompösen Hymnendichterei anderer — sind seine schlichtgesunden Verse, die er anläßlich der Folioausgabe von 1623 unter Shakespeares Titelporträt, einen Stich von Droeshout, schrieb. Sie lauten:

Das Bild, das hier vorm Aug' sich hebt,
Zeigt Shakespeare wie er leibt' und lebt';
Der wackre Stecher ließ nichts ruhn,
Es der Natur voranzutun.
Hätt' er auch Shakespeares Geistesmacht
Wie sein Gesicht ins Erz gebracht,
So überträf' es hundertmal
Jedweden Stich auf Stein und Stahl.
Doch nehmt's, wie's ist, und jeder such',
Was nicht im Bild, in seinem Buch!

Es ist eine jener Ironien des Schicksals, daß die Zeitwirren auf dem Sarge dieses Mannes, der, man möchte sagen, „über Hunderte das letzte Wort gesprochen hat," keinen prunkvollen Altar haben aufkommen lassen; seine Asche deckt noch heute jene schmucklose Platte, in die ein späterer Besucher das Wort gemeißelt hat: „O rare Ben Jonson!" O seltener Ben Jonson!

Jonson gehörte dem Leib und der Seele nach völlig dem Shakespeareschen Zeitalter an. Jonsons Freund, Dr. John Donne (1573 bis 1631), geht über Shakespeares Grab; er ist ein Bild der aus den Fugen brechenden Welt: einsam in sich verbissen, glühend heiß, beißend kalt, höllisch und heilig! Nach einer ausschweifend verlebten Jugend verdient sich der Mann sein Brot als Partei- und Konfessionsschreiber aller Richtungen; eine Vision, in welcher er seine Frau mit einem toten Kinde im Arm schaut, und die sich später bewahrheitet, bewirkt eine Gesinnungsänderung, und Donne stirbt schließlich kurz vor seiner geplanten Erhebung zum Bischof, als der „heiligmäßige Dekan" der St. Paulskirche. Die Meinungen über Donne als Dichter treiben weit auseinander; in England vermehren sich seine Bewunderer seit Jahren; in Deutschland erfährt er mit Unrecht eine fast restlose Absage. Donnes Poesie ist ein wüster Acker; aber das Gestrüppe deckt zahllose Herrlichkeiten, die verborgen sein müssen!

Mit Dr. Donne hat der Kuckuck „Esprit" seine fremden Eier ins Nest der englischen Poesie fallen lassen. Das unbefangene Zwitschern ist vorbei und des Dichters Herz schlägt nicht mehr im Einklang zur großen Sphäre, oder nur noch erinnernd, in Wehmut um das Gewesene, in geduldigem Verzicht auf das, was ist. Es sind geräuschund namenlose Weisen, was da noch durch zerstreute Wipfel singt. Bezeichnend ist das liebliche

Frag' nicht warum

Lieb' mich nicht ob meines Stands,
Ob des Augs, des Nackens Glanz,
Nicht um Seide, nicht um Erz,
Nicht für mein beständig Herz!
Das kann vergehn, und eine Stund'
Könnt' dich einst von mir scheiden.
Bewach' dein Auge um und um,
Und liebst du mich, frag' nicht warum!
So hast du stets den gleichen Grund,
Mich ewig wohl zu leiden!

Oder ein anderes, das vielfach Burns zugeschrieben wird, aber in Wirklichkeit einem ungenannten Schottländer des frühen 17. Jahrhunderts angehört; Burns hat mit großer Zähigkeit aber erfolglos versucht, durch eine gelinde Schwellung des Rhythmus es sich zu eigen zu machen.

Aus der Ferne

Wenn ich der schönen Tage denk'
daheim bei meiner Kleinen,
Und wie ich ihr nun ferne bin,
was kann ich tun als weinen.

Wie müd' ihr, Stunden, euch bewegt,
als seid ihr schwer von Steinen!
So langsam gingt ihr nicht dahin
daheim bei meiner Kleinen.

Der Mensch, der bislang rechtzeitig zu leben und zu sterben wußte (man denke nur an Shakespeares wunderbares Schweigen!), quält sich nun, um in einer Metapher Donnes zu reden, mit den großen Ängsten,

„Als würd' der Mond, der durch die Nächte schwimmt,
Ans Riffgebirg' der dunkeln Hügelwellen
Zum Schiffbruch eilen und daran zerschellen."

Es ist die Weltuntergangsstimmung, die nun das Dichten schwer macht. Aber der besonnene Shakespeare mit seinem „wenig Latein und weniger Griechisch", der — wie Freund Jonson berichtet — beim Dichten oft, allzuoft, vor Lachen beide Knie klopfte, hat die Ehrenhalle von Westminster jenen „ernsteren" Dichtern und Deutern überlassen, die gekrönt und entrückt sein wollen. Und dennoch, über der heimatlichen Pfarrkirche von Stratford, über dem kleinen Grab, wo er schläft, unfern der Kanzel, ruht die alte Sonne heller und schöner als über ganz London. Und vielleicht sind es auch die alten Vögel, die dort oben singen! Wer aber hintritt über jene Kirchenschwelle von Stratford, und wer ein Stück Kinderlachen mit hineinnimmt durchs offene Tor, wer dort, bei den Wirklichkeiten eines altertümlichen Taufbeckens und einer einfältigen Landkanzel seinen Schlaf hört, und wer vor allem die angeblich von ihm selbst verfaßte Grabschrift liest:

„Um Christi willen, Freund, steh zu,
Laß mein' Gebeine hier in Ruh;
Gesegnet sei, wer fromm sie hegt,
Verflucht, wer sie von dannen trägt",

der ahnt etwas von der unsterblichen Erdhaftigkeit unserer besten Dichter!

Stoßzu am Bodensee

Skizze von Ludwig Finckh

1.

Irgendwo am Bodensee, wo der Rhein das blaue Becken zu verlassen sich anschickt und die auseinandergehaltenen Ufer nahe zusammenrücken, verbrachte Edmund, nun zum dritten Male, ein paar Wochen seines Lebens. Es lag ein Ruderboot am Ufer, das er lösen durfte, um in die Seebläue hinauszufahren und sich treiben zu lassen, je nach Wind, nach der Halbinselspitze, den Rhein hinunter, wie Gott wollte. Er legte sich auf die Bank ins Boot und sah in den Himmel, sah in die Wolken, die über ihm segelten wie Himmelsschiffe, und fühlte sich langsam Mensch werden, aus der Urtiefe des Daseins noch einmal geboren. Es war Gnade, und er sog diese Wonne in sich in durstigen Zügen und spürte: er genas zu sich selbst.

Einmal hatte sich ein Rüttelfalke über ihm erhoben, steigend, dann sich in der Luft durch unablässiges Flügelschlagen haltend, nach den Wellen spähend, und dann pfeilschnell abstürzend auf eine Beute.

Und er hatte den Vogel, der mit einem blitzenden Fisch im Schnabel abflog, als einen Teil dieses Lebens am See empfunden, wo die Bäume zu einer unerhörten Wipfelrundung wuchsen und das blaugrüne Schilf mit braunen Besenwischen klirrend über ihm zusammenschlug.

Am Ufer, unweit des schwarzerdigen Moorgrundstücks, in dem die Sommerblumen blühten, stand ein Pfahl im Wasser, an dem die Sandschiffe festmachten, wenn sie geladen wurden.

Hin und wieder saß eine weiße Möwe auf ihm ab, die sich in diesen Teil des Sees verflogen hatte vor dem Wind oder die ihren vorbeispielenden Kameraden nicht nachgekommen war.

Und dann war einmal am Vormittag ein Vogel den Fluß heraufgeflogen, weit höher als der Rüttelfalke, dunkel und so groß, daß er einen Schatten auf dem Wasserspiegel warf. Langsam strich er herauf und kümmerte sich nicht um das von Erntelust erfüllte Dorf, um die in der Heumahd klingenden Wiesen und um das weiße Haus am See; auch Edmund, der unter einem Weidenbaume lag, beobachtete er nicht. Unbeirrbar hielt er auf den Pfahl zu und ließ sich auf ihm nieder. Er mußte weit geflogen sein und viel gekreist, er war müde und ruhte sich aus. Und Edmund, der den Großstadtlärm gewohnt war, Straßenbahnen, Wagen, Motore, hielt den Atem an, um den mächtigen Vogel vom See nicht zu verscheuchen. Es mußte ein Adler sein. Der Schnabel war vorn gekrümmt wie ein Haken, braune Flügel legten sich wie ein Kleid um den Leib, die Fänge bedeckten die halbe Kuppe des Pfahls.

Lange ruhte der Adler. Er sah auf den See und auf den Bergrücken hinaus, er ließ die Wasser und die Fische an sich vorüber, ohne sich zu rühren, er schien in die Ewigkeit versunken.

Nach einer halben Stunde erhob er sich, stieg, und flog mit rauschenden Flügen wie nach einem festgewordenen Ziel quer über den See. Über dem jenseitigen Bergrücken verschwand er.

Edmund vergaß diese Stunde nicht. Auch als er draußen im Boote lag und zwecklos hinruderte, schwebte der Adler vor seinem inneren Gesicht und beschäftigte ihn. Er wollte nach ihm fragen. War er ein Bote, ein Kundschafter, aus einem Horst abgesandt, um ein Jagdgebiet abzustreifen, — war er ein Einspänner, der seine Flüge über sein Reich hinaus machte, ein Sonderling, ein Durchwanderer oder ein Vertriebener, Unsteter?

Ein Teil der Frage wurde ihm noch am selben Tage beantwortet. Am Abend, als der Sonnenuntergangswind den See zu kräuseln anfing — Edmund fuhr eben an Land an — kam der Vogel vom Bergrücken denselben Weg zurückgeflogen. Wieder bot sich ihm der Pfahl dar, wieder schwebte er nieder und saß auf ihm, unbekümmert und weltsicher. Nach kurzer Rast erhob er sich und flog stromab. —

Es dauerte drei Tage, bis Edmund ihn wiedersah. Er paßte nun schon auf ihn, auf die Stunde, da er um die grüne Waldwipfelecke erschienen war, er trieb sich um diese Zeit in der Nähe herum; er wollte ihn nicht versäumen. Der Vogel kam regelmäßig, oft in längeren Abständen, manchmal alle zwei Tage. Und man kannte ihn im Dorfe. Die Landstraße führte in geringer Entfernung über dem See vorbei, Wagen und Räder rasselten auf ihr, er ließ sich nicht von seinem Weg abbringen, und niemand störte ihn. —

Den Flug dieses Vogels hatte Edmund mit sich genommen in die Großstadt, als er abreiste, und manchmal, wenn er in der Fron des Tages stillestand, hörte er sein

Flügelbrausen. Er zehrte von ihm und er erzählte seinen Freunden von dem Pfahl, der einmal ein ungeschlachtes Sandschiff festhielt, einmal Ruheport für eine müde Möwe war, aber insgeheim eigentlich nur, bei steigendem und abnehmendem Wasser, am Seeufer stand und auf den Vogel wartete. —

2.

Auch im nächsten Sommer kehrte Edmund wieder und verwendete einen guten Teil des Tages darauf, an den Himmel zu schauen und Wolkentürme zu bauen. Die Wolken quollen am See eine aus der anderen, herrlich gerundet und geballt, wie aus zartbehauchtem Schnee, oder wie der weiße Qualm von unsichtbar in der Erde stehenden Riesenschloten. Er glaubte zu spüren, wie das Blut in seinen Adern sich voll Sauerstoff sog und sich mit Eisenkörperchen füllte.

Er hatte sich in dem Tiergarten der Stadt den Raubvogelzwinger betrachtet und war zu der Überzeugung gekommen, daß er da am See einen Fischadler vor sich habe. Freilich ein besonders großes, altes Tier, einen ledigen Einsamen, der für keine Familie zu sorgen hatte, oder einen über die Welt grübelnden Philosophen. Brust und Bauch waren gelblichweiß gefärbt, am Halse trug er ein braunes Band. Aber so schön und ungeheuerlich diese Raubvögel von dem Kleinzeug ihrer Umgebung abstachen, sie waren doch arme, kümmerliche Gesellen in ihrem Käfig gegen seinen Adler im Flug am See, in der freien Luft und über den Wasserwellen. Als er unter den Freunden davon gesprochen hatte, da hatte auch die blonde Alice den Kopf erhoben, die alles kannte, was unter dem Himmel kroch und an Gottes Tisch speiste.

„Er wird unter den Fischen schön aufräumen und wieder Verfolger finden," hatte sie gesagt.

„Der See ist groß," lachte Edmund, „die paar Hechte verträgt's noch; und im übrigen: man kann ihm nichts tun, er ist viel zu schön. Die Leute lieben ihn. Man hat Achtung vor seinen stolzen Federn."

„Zeigen Sie mir Ihren herben Freund Stoßzu; ich möchte ihn wohl sehen."

Und er lud sie ein, mit ihm zu kommen in das Bodenseenest und Fisch und Vogel zu preisen. Aber diesmal hatte es in ihren Plan noch nicht gepaßt.

Edmund lag die Tage im Boot oder am Strand und im See. Er hatte einen Fernstecher mitgenommen, mit dem er vom Fenster aus den Himmel absuchen konnte und schon früh den Vogel erkannte, wenn er um die Ecke bog. Aber warum kam er allein? Hatte sein Horst keine Frau, trug er nie Beute in junge Schnäbel? — Er stellte sich das Nest vor, in einem hohen Baum, aus dicken Ästen und mit Moos und Schilf gepolstert. War es leer, während der Alte am Untersee flog?

Einmal sah er, wie der Vogel einen Fisch schlug. Er hatte in geringer Höhe gerüttelt wie ein Falke, dann stürzte er ins Wasser, daß der Schwall ihm Kopf und Fittiche bedeckte, war unter dem Wasser verschwunden, und trug einen Hecht in den Krallen hoch, als er wieder aufstieg. Den hackte er auf einem nahen Baum.

‚Ich muß es Alice schreiben,' dachte Edmund. ‚Der Vogel Stoßzu lebt nicht von Luft. Er hat sich vergessen und menschliche Regungen verspürt. Ein vorwitziger Fisch hat daran glauben müssen. Vielleicht hat er doch eine Adlerin zu Hause.' Und dabei fiel ihm ein, daß er selbst so vogelmäßig ein Nest haben sollte; daß er zu dem Adler geheime Beziehungen habe, die ihm die Seele wärmten und ihn zum Nachsinnen brachten, und daß er jetzt eine wüßte, die mit ihm teilen könnte, was schwer zu teilen und allein zu tragen war, Sommerlust am See und einsamen Stadtdrang. Und er zog diesmal ab, sehnsüchtig, entschlußreif. —

3.

Und jetzt, beim drittenmal, schien ihm die Sonne ins Haus. Er war gestern abend angekommen, hatte alles wohl angetroffen, und hatte noch die Nachbarn im Dorf besucht. Das Ruderboot mußte aus dem Schuppen gezogen und nachgesehen werden, es mußte verlechzen, bis es kein Wasser mehr zog, er war heimisch geworden in allen Bräuchen am See.

Eine Frage brannte ihn von allen. „Lebt der Fischadler noch?" Und man hatte es ihm bestätigt. Er war den Winter über ausgeblieben wie immer, wohl in wärmere Länder abgestrichen, und war mit dem Frühjahr wieder angerückt.

Edmund atmete auf. Er merkte, daß er mit dem Vogel verwachsen war, er gehörte zu ihm wie der Schilf und die Wolken, und er würde ihn diesmal mit noch tieferer Freude erleben können. Alice wollte kommen, und sie würden sich einig werden, das wußte er. Unter den Flügeln des Fischadlers würden sie sich sonnen, des Vogels Stoßzu, sie würden wie die Kinder auf ihn warten und ihn locken, wenn es die Uhr war, und sie würden ihn zu ihrem Wappentier machen. Er wollte sich eine Fischerkarte

kaufen und im See fischen, und sie würden ihren Fang mit ihm teilen. Ein Freund, der Holzschneider, mußte ihnen ein Bild von ihm machen, drei, vier Holzschnitte, wie er am Himmel über dem weiten See stand, wie er über einer Beute rüttelte, und wie er auf seinem Pfahle ruhte. So würden sie ihn auch im Großstadtwinter bei sich haben.

Es war ihm wieder ganz neu wie beim erstenmal, als der Alte angeflogen kam. Er schien noch wuchtiger, noch voller geworden, die braunen Schwingen mit den hellen Zakken im Flug wie ein Dach gebreitet, die Fänge wurden weit vorgestreckt, wenn er sich niederließ. Er mochte viel gewandert sein diesen Winter. Diese Vögel sind Weltvögel, sie sehen weit mehr von der Erde als die Menschen in ihrem Getriebe, sie könnten von Meeren und Klüften erzählen, von Sternen und fremden dunkeln Tieren, die ihnen befreundet sind oder ihnen nachstellen, und fliegen schweigsam am Bodensee, als wäre kein Heute und Morgen. Vielleicht denken sie an ferne Länder auf ihrem Pfahl, an eine leuchtende Stunde unter dem Vollmond, an einen wilden Flug vor dem Sturm in Innerafrika. Es gibt größere Wasser als den Bodensee, und Horste auf Quebracho- und Mangobäumen.

Das dachte Edmund, als der Adler auf dem Pfahle saß. Die Menschen sind die Daheimgebliebenen vor einem Zugvogel, die Krähwinkler und Stubenhocker, die Engstirnigen und Schmalsinnigen, und dünken sich wunder wie groß in ihrer Erdgebundenheit. Der Vogel hat Welterfahrung. Er kennt mehr Gebirge und Meere in einem Winter, als der Mensch in seinem Leben zu sehen bekommt. Und doch schwingt er vor ihm durch die Luft, fast ebenbürtig, brüderlich, und läßt es ihn nicht fühlen. Und sitzt vor unserem Hause.

Er war heute ganz nahe, und Edmund konnte die gelben Augen leuchten sehen. Das Wasser rauschte um ihn, der Wind sträubte ihm das Gefieder auf. Wenn nur Alice da wäre! Wie würde sie sich freuen, wie würden ihre Augen glänzen! Er konnte nicht mehr warten; er sandte einen Drahtruf an sie ab.

Da kam sie. Frisch, sprühend, voll warmem Atem, — „auf Jagd", sagte sie. Und der erste Tag schon wurde klar; sie wollte ihm den Horst bauen. Im Zeichen des Seevogels. „Wo hast du ihn?"

„Morgen wird er kommen, er ist fällig."

Sie vergaßen morgen. Er hatte so vieles zu zeigen und zu sehen, die Seebläue, den gelben Sand und den Schilfwald. Und er erkannte, was sie zueinander gezogen hatte, die Abkehr von der Großstadt, in der sie zu leben genötigt waren, und die Liebe zu allem Leben, das noch ungebrochen und wildwüchsig Augen aufschlug in Tau und Nebel, in Frost und Sonne.

Am dritten Tag vermißten sie ihn. „Du hast ihn mir versprochen. Wo hast du ihn?"

„Er muß kommen; er hält Wort. Vielleicht —." Und er dachte, daß er hätte nachforschen sollen, bei Waldhütern und Forstwächtern, wo er horste, woher er fliege, wohin seine Spur führe. Man konnte es durch Umfragen erfahren. Daß er nicht früher daran gedacht hatte. Er wurde unruhig. „Ich will es noch heute tun."

Die Aufwartefrau kam und legte ein Blatt auf den Tisch. Es war eine Zeitung der Umgebung, die er während seines Seeaufenthalts hielt. „Weg da!" sagte er und wollte sie wegwischen; „wir haben keine Zeit, in der Zeit zu leben; die Welt bewegt sich ohne uns."

Da blieb sein Blick auf einer Zeile haften; er erstarrte. —

„Was hast du, Edmund?" fragte Alice erschrocken.

„Lies," sagte er tonlos.

Und sie las.

„Wengetsweiler. Seltenes Jagdglück.

Der hiesige Forstwart Bumiller hatte das Glück, einen Fischadler zu erlegen. Der imposante Vogel mißt 1,60 Meter Flügelspannweite, die Fangkrallen sind 7 Zentimeter lang, die Farbe ist bunt gemustert. Noch nie ist in den letzten Jahrzehnten ein solch prächtiger Vogel in unserer Gegend geschossen worden."

Sie legte die Hand auf seinen Arm. „Dein Vogel Stoßzu," sagte sie.

„Ein Mensch!" sagte er ingrimmig. Da nahm sie ihn an der Hand und zog ihn mit hinunter an den See. Die Wellen spülten im Sand.

„Es wird kein Stoßvogel mehr geflogen kommen," sagte sie, „der Pfahl im Wasser bleibt unbesetzt, und die Fische haben Ruh. Der See ist um einen Schein blässer geworden. Aber ich habe dich gefunden, Edmund, das Herz deines Vogels schlägt zwischen uns, er horstet in unserer Brust. Wir wollen uns an Sommerabenden erzählen, daß es einen Vogel gegeben hat, der den Rhein heraufflog und ausblieb, nachdem wir unser Glück an seinen krummen Schnabel gehängt hatten."

„Er hat es dagelassen," sagte Edmund, „es lag auf seinem Pfahl; ich hob es auf. Es leuchtet noch von seinen Fittichen."

Und er löste das Boot und fuhr mit ihr hinaus auf den bewegten See.



St. Petrus. Holzbildwerk von Valentin Kraus

Graubünden: Ein Land der Seele

Von Jakob Schaffner

Graubünden hat sich, für den fernerstehenden Menschen deutscher Sprache, während der letzten Epoche vor 1914 beseelt. Zwei große deutsche Namen und zwei seltsame Schicksale sind von dieser Landschaft nicht mehr weg zu denken: Conrad Ferdinand Meyer und Friedrich Nietzsche. Und so geistern auch zwei mächtige Gestalten der Dichterfabelwelt durch die hochgelegenen Täler unter dem schon dünner gewordenen Licht hin: Jürg Jenatsch und Zarathustra. Seit Jahrzehnten brausen sie den Bergzügen entlang landauf und landab, grollen im Donner mit, zucken in Blitzen auf, murren in den Erdbeben, weben in den Wolken, und wo sie sich begegnen, brennt die uralte Wahrheit auf zwischen dem stets gedachten und sehnsuchtgeschaffenen Ideal und der stets verirrten, verstiegenen und schuldbeladenen Wirklichkeit. Das Leben selber nimmt eine Richtung, die weder der eine noch der andere gewollt und erwartet hat, und wenige Jahre haben einen so gut zur Sage gemacht, wie es der andere schon war. Vorbei. Ein neues Bild, ihr Brüder!

★

Zwei Wirkungsfelder sind es, denen der Fremde in Graubünden heute noch untersteht, wenn er mehr erlebt als nur Steinanhäufungen und Hoteldiners. Um die Plätze Samaden und Sils Maria kommt keiner herum, der ein Land, in dem er sich befindet, auch erleben will. In Samaden ist der Gewaltmensch und macchiavellische Realpolitiker Jenatsch geboren. Sils Maria, von wunderbarster Landschaftsschönheit und dem süßbittersten Seelenschmerz umwoben: das Asyl Friedrich Nietzsches. Soviel Hohes, Edelstes, Einmaliges schwebt hier ungesehen und scharfgefühlt, daß der Ausdruck „heilig“ durchaus das einzige ist, was das Herz denken darf, wenn es auch der Mund verschweigt. Nicht so sehr weit liegt das Gebiet des National-Schutzparkes. Es sollte eine Möglichkeit geben, hier einen geistigen Weltschutzpark zu errichten, ein, nur e i n Gebiet rings im Zivilisationskreis der Atlantis, wo nicht geschachert, politisiert, industrialisiert, mit Autos gerast, kapitalisiert und proletarisiert, gespitzfindelt und pervertiert wird. Der großaufgeschlagene, blaue Doppelblick der Seen, die stille, smaragdgrüne Oase dazwischen, himmeleinbrechende Felsenzacken, der weißgischtig herabstürzende Lichtkatarakt des Gletschers, dunkelhell auffliegende Wälder, und zuhöchst der zartstrenge Himmel dieses Landes: das ist die Landschaft von Nietzsches Seele, ist die wunderbare Zuflucht, die er immer wieder aufgesucht hat, um seinen Geist zu trösten, sein von Schrecken umstelltes Herz zu stärken. Denn der Schutzpark liegt in der Luft. Er schwebt im Licht. Er rauscht in den Stimmen der Nacht, tönt im Gesang des Sturmes, dröhnt im



Winzerinnen in Malans
Photographie E. Meerkämper, Davos

heroischen Poltern der Lawinen und plätschert am poesiegesäumten Ufer des Sees das ewige Lied vom Sein und Gewesen. Nietzsches Seele gehört nicht Weimar, sie gehört Sils Maria.

★

Ist Jürg Jenatsch der Repräsentant des Volkes von Graubünden? Ein Schriftsteller nennt die Bündner kalt und wenig zu Dankbarkeit geneigt. Jenatsch war gewalttätig, ränkevoll, ungebändigt, fanatisch und maßlos ehrgeizig, kalt und heiß zugleich, und aus einem puristischen Pfarrer verwandelte er sich in einen prunkliebenden Potentaten. Von allem, sagen manche, steckt im Volk von Graubünden etwas. Wo stammen diese halb lateinisch sprechenden Menschen her? Manche Forscher nehmen sie als Nachkommen der Etrusker in Anspruch. Sie sind ein fremder Zug in der Physiognomie der alemannisch-burgundischen Schweiz. Sie haben ein Geheimnis. Sie sind interessant. Schwarz und sehnig, finsterblickend, schweigsam, oft von hohem Wuchs — alles im Gegensatz zum blonden, wendsamen, singfrohen und mittelgroßen Menschen des Berner Oberlandes. Sie lieben das kastellartige Haus, breit und wuchtig mit dicken Mauern und schießschartenähnlichen Fenstern, dazu Einfahrtstore von ungemeiner Höhe, die fast die ganze Giebelwand durchschneiden, gewölbt und feierlich in gepflegter Holzarbeit gegen die einfach weißgekalkte glatte Wand gesetzt, da und dort eine schöne Schmiedearbeit — kurz, es lebt Kunstsinn in dem düstern Volk, nicht der Kunstsinn der holzgeschnitzten Bärchen und Löwchen des Berner Oberlandes, sondern großer Stiltrieb, derselbe Stiltrieb, der die italienische Kunst geschaffen hat. Die Lateiner fanden ja bereits eine bodenständige Eigenkultur vor, und diese Kultur war etruskisch. Diese Kultur haben sie dann okkupiert und organisiert, und nur in schwer zugänglichen Bergnestern lebt noch etwas alter Geist in neuer Sprache. Das kalte Rechnen mit Menschenleben, das wir bei Jenatsch kennenlernen, ist wahrscheinlich lateinischer Einschlag. Ein Kunstvolk geht mit Menschlichem anders um.

Was in Samaden sonst noch auffällt, das ist neben der strengen Stattlichkeit und einer gewissen feierlichen Starre die große Sauberkeit. Zwar glänzt und blinkt überhaupt die ganze Schweiz, aber diese Sauberkeit in Graubünden hat etwas von der stetigen Aufgeräumtheit vor Kirchen und Palästen. Sie ist still und ernst, während sie sonst im Land plaudert und singt und auch Inneres sehen läßt; vor allem helfen quellende Blumenfenster mit und holzgeschnitzte Lauben voll blühender Kaktusse und hängender Geranien. Hier sind die Blumen selten. Es ist kein Bürgerstil, sondern eher ein Herrenstil. Es ist kein Blumenland, sondern ein karges Hochtal zwischen Steinwänden, ein architektonisches Land, ein Land des weiten Zuges und der hohen Einsamkeit. Ein Land, von dem es heißt: „Acht Monate Winter und vier Monate Schnee." — Und von seinen südlichen Pässen zwischen Felstrümmern und Eishängen stürzt der Blick in lachendes italienisches Gefild hinunter.

★

Um auch das festzustellen: Das Land Graubünden war schon etwas, lange bevor die Fremdenindustrie hinkam. Samaden, auch Celerina, Sankt Moritz, Thusis, Chur reichen mit ihrer Geschichte weit in die Jahrhunderte zurück. Ihre Häuser und Kirchen sahen die Spanier im Land und sahen sie auch wieder abziehen, insofern sie den Besuch mit dem Leben überstanden. Mittelalterliche Schlösser und Ruinen träumen auf Anhöhen von der schönen Zeit, als es hier noch Untertanen zu beherrschen gab; das Drohen haben sie längst verlernt. Aber schon die Römer haben sich um das Land bemüht; auf dem Julier-Paß in der Höhe von 2288 Meter stehen zwei steinerne Säulen aus der Zeit des Augustus, die den Übergang markieren. Römische Kastelle werden noch vielerorts gezeigt. Römisches Blut fließt in den Adern. Es wird

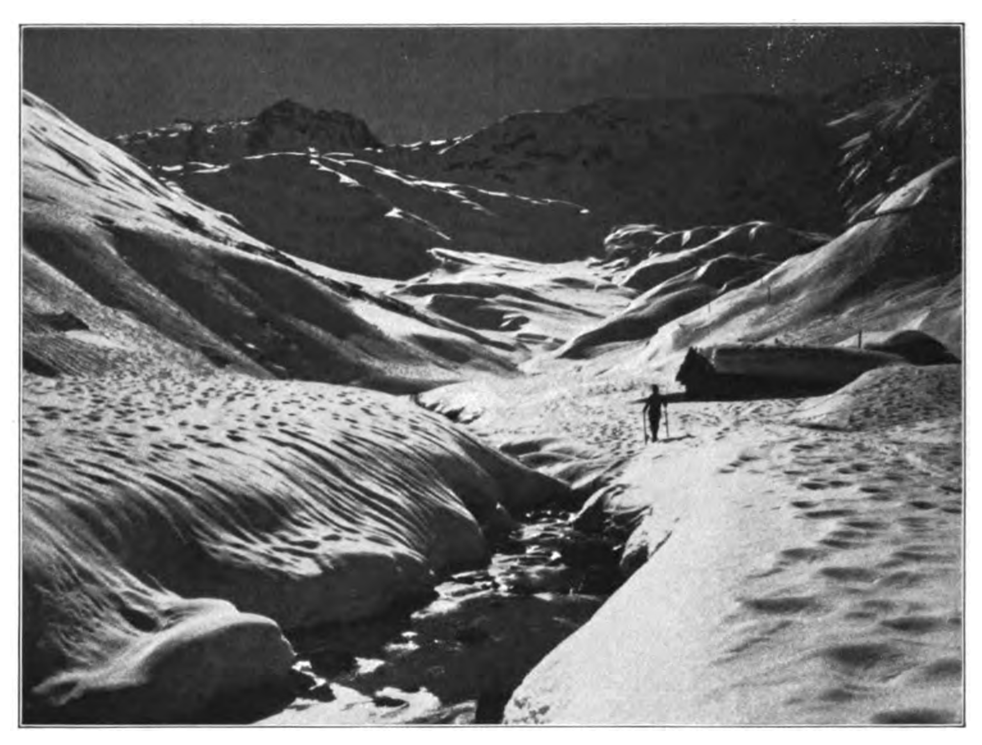


Altes Haus in Borgonovo
Photographie A. Steiner, St. Moritz



Bei Borgonovo im Bergell. Photographie A. Steiner, St. Moritz

sich also kein zahlender Tourist einbilden, daß man auf ihn gewartet hat, um jemand zu werden. Im Gegenteil, nirgends in der Schweiz bekommt er so das Gefühl, höflich geduldeter Gast zu sein — geduldet von der Landschaft, geduldet von einer alten Geschichte, geduldet von einem steilen, eigenen, selbstbewußten Volk. Sankt Moritz hat man dem Fremdenverkehr ausgeliefert; dort findet ihr wenig Bodenständiges mehr. Pontresina ist ein internationaler Klang. Aber fahrt durch Schmitten oder Alvaneu

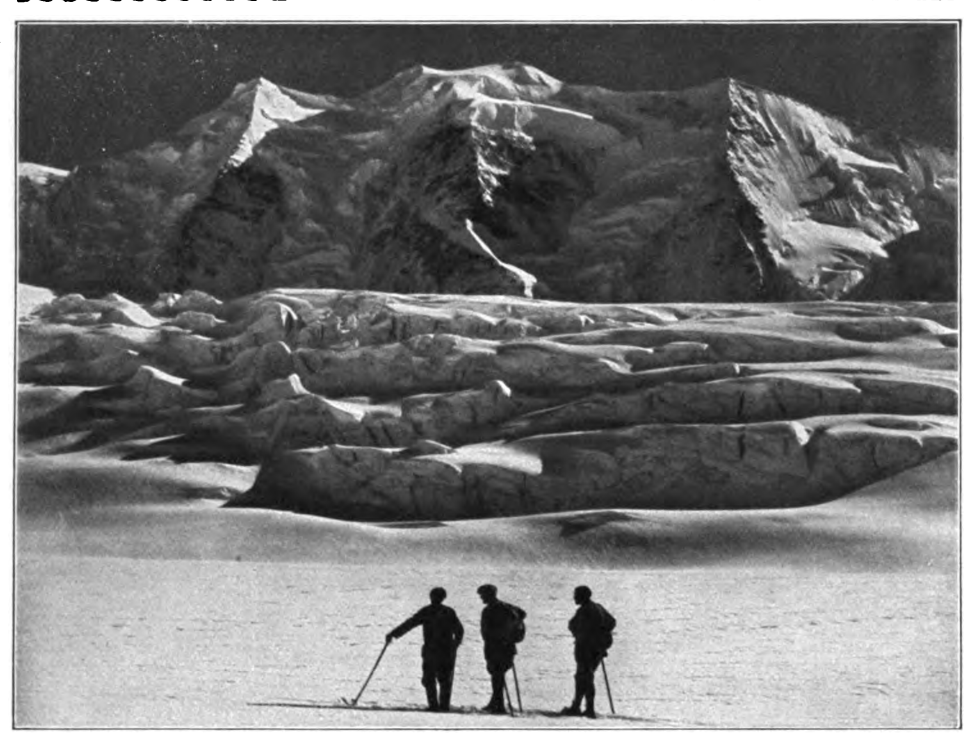


Der junge Rhein bei Tschamutt. Photographie Wehrli-Verlag, Kilchberg

(das klingt wie aus der Zeit von Kanvoleis, als Gachmuret auf die Fahrt ritt und nach Patelamund kam), Savognin und Alvaschein, so könnt ihr ablehnende Mienen und auch feindliche Augen genug sehen. Im Berner Oberland wird das kaum begegnen. Der Schlag ist dort offener, neugieriger, lebhafter. Man ist verkehrsliebend und mitteilsam. Der Bündner sieht alles, aber es kann lange dauern, bis er es mitteilt. Er hält nichts vom Verkehr, und ihr könnt stundenlang auf dem Kopf stehen, ohne daß sich ein Gesicht nach euch wendet. Im Berner Oberland begleiten eure Autofahrten winkende Hände und Tücher. In Graubünden fahrt ihr einstweilen allein und werdet es noch lange tun. Ihr seid geduldet, wenn auch gut aufgenommen. Es soll euch an nichts fehlen. Geht euren Weg. Kommt und zieht. Wir sind immer da. Wir sind die Söhne dieser Berge. Wir sind die Herren der Täler. Weiß Gott, wovon ihr die Söhne und die Herren sein mögt. Wir holen unser Heu in großen Tüchern auf dem Rücken von den Bergwiesen nach Hause. Wir stocken es bei schlechtem Wetter mühsam auf, damit es der Wind dürr macht. Selten siehst du bei uns ein Getreidefeldchen — so groß wie der Flicken auf einer Hose. Auf einem sonnigen Abhang hängt da und dort ein Kartoffeläckerchen. Obstbäume kennen wir im größten Teil unseres Hoheitsgebietes nicht. Dagegen kennen wir Schneestürme von undurchdringlicher Elementarwucht, Steinschläge, Lawinenbrüche, brüllende Föhnnächte im Vorfrühling, unsäglich schöne und innige Frühlingstage, und Sommer von herzbewegender Pracht, Kürze und Wildheit. Gut, mit eurem Geld bezahlen wir unsere Fahrstraßen und Bergbahnen. Eure Hotels —: paßt mal auf, wir wissen Bescheid. Wir zählen die Fremdenhäuser an den Fingern her, die nicht innerhalb von zehn Jahren dreimal den Besitzer wechseln, weil der vorhergegangene verkracht ist. So bringt ihr uns auf die Höhe. Ihr mögt draußen Leute sein, aber hier sind wir die Leute.

*

Das ist die Bergpredigt von Graubünden. Es gibt noch eine andere. Und es gibt noch einen dritten großen Geist im Land. Er flimmert am liebsten im Sonnenbrand auf graubraunen Felswänden mit Schneerunsen, wenn das Leben glüht und der Gott des Schicksals königlich, kaiserlich über den Gletscherwüsten thront: Segantini, der andere süßbittere Schmerz der aristokratischen Talschaft. O, für solche Männer und solche



Am Piz Palü (Berninagebiet). Photographie A. Steiner, St. Moritz

Schicksale hat die Seele dieses Landes Verständnis. Sie kennt das Holdeste und das Härteste des Daseins, seine letzten Genüsse und seine äußersten Mühen. Sie kennt die stolzen Aufstiege, die erschütternd lieblichen Talwiesen voll Krokus, die Alpweiden brennend von Rhododendron ferrugineum, das große, rauschende Gedicht des Landes: weite, lichte Lärchenwälder zwischen wildem Felsgetrümmer siegsingend, durch festliche Kronen hereinleuchtend lodernde Gletscherwildnisse, und hochhin freiziehende Gipfelreihen — kahl, wüst, höhnend und von schauerlichem Hochsinn verklärt —: und hinter dem stolzen Aufstieg den allereinsamsten aller Tode: den jähen Absturz aus Licht und Herrlichkeit in zerschmetterte Finsternis. Nach Nietzsche und C. F. Meyer: Segantini, den in einer weltabgelegenen Hütte die Blinddarmentzündung überfiel. Abgeschnitten. Keine Rettung. Seine Bilder glühen an hundert Wänden und in hunderttausend Seelen. Er aber muß mit einundvierzig Jahren zur Tiefe. Seine Erben leben im Elend. Seine Bilder „erzielen“ auf den Auktionen Rekordpreise. Auf der Höhe des Malojapasses liegt sein Grab. Das gehört auch zu dieser Landschaft, daß man durch Wahl und Wahlverwandtschaft zu ihrem Sohn wird. Segantini ist von Geburt Italiener: wer denkt daran?

Maloja mit dem dunklen Grab einer schönen Existenz und mit der leuchtenden Hochwacht von Bergen, einem schimmernden Kreis von Riesenwächtern am Absturz nach dem italienischen Bergell. Wohin der Bündner nach Süden blickt, sieht er auf ehemaliges Hoheitsgebiet und auf Talgründe, die die Schlachtfelder seiner großen Vergangenheit tragen. Noch vor hundertzwanzig Jahren lag seine südliche Grenze jenseits von Bormio und Tirano auf den Kämmen der Monti Orobii. Auch das muß man wissen. Die Bündner sind die letzten, die den Weg zur Resignation gefunden haben.

Es scheint, daß die drei einsamen historischen Geister einen gegenwärtigen Gemeinschaftsgeist ermutigen. Im „Schneeloch“ Davos wollen sich große Dinge tun. (Beiläufig: Der Davoser legt Wert darauf, daß Dafos ausgesprochen wird.) Aber was ist Davos, und was ist es uns?

Davos hat einen bereits klassischen Ruf als Lungenheilstätte allerersten Rangs. Heilmitel sind die fast keimfreie Luft und das ultraviolette Licht, das besonders im März mächtig und geheimnisvoll aus den Himmelsgründen hereinwirkt, dazu die so

selten in der Höhe zu findende Windgeschütztheit; weder der Nordwind noch der Föhn werden hier lästig, und nur vom Schnee wird das Tal ungewöhnlich gern heimgesucht, daher sein Beiname. Aber der Schnee ist den Lungenkranken lieb. Er reinigt die Luft, beseitigt die Spannungen, und wenn die Sonne dann wieder durchbricht, scheint sich zu den übrigen Heilmitteln noch der Reflex zu gesellen. Die Zahl der Sonnentage ist groß. Man weiß, daß der Erholungsuchende im Januar bei meterhohem Schnee ohne Mantel im Freien sitzen kann. Es bedeutet also keine Pferdekur, gut eingepackt auf der offenen Veranda zu liegen, sondern es gibt sogar wenig Angenehmeres. In der nächsten Nähe von Davos liegt das schönste Skigebiet der Schweiz. Eine berühmte Bobsleighbahn geht von der Schatzalp herunter. Ein Kurhaus sorgt für Unterhaltung in jeder Art. Im Winter geht dort großer Betrieb vor sich.

Das ist das Bild aus der Ferne gesehen, und es sagt sehr wenig. Davos ist der Platz, auf dem wie selten irgendwo Tod und Leben sich bekämpfen. Davos ist der äußerste Vorposten des Lebens vor dem Reich des Nichtseins — für die Bäume, für die Tiere, für den Weidebetrieb, für die Lungenkranken. Es ist die Höhenstadt der Sanatorien, der Volksheilstätten und des schönsten Waldfriedhofs. Es ist der Platz der ernstesten und fruchtbarsten Gemeinschaftlichkeit unter dem ultravioletten Strahl der letzten Dinge und der ersten Genesungszeiten, das Tal der Ärzte und der kranken Jugend, der stillen Arbeit an sich selber und an einer der brennendsten Menschheitsfragen. Tief unten und unwahrscheinlich fern flutet das Leben der andern, donnern die Fabriken, rauchen die Schlote, mahlen die Maschinen und wächst das Werk der Menschheit. In sagenhaften Ebenen ereignen sich gewaltige Zusammenbrüche und Wiedergeburten. Die hier oben liegen, gehen, warten — warten —! Sie schreiben, lesen, diskutieren, horchen, träumen — und warten —! Ihre Stunden sind geregelt. Ihre Tage verlaufen in strengen Ordnungen. Sie leben wie im Kloster — und warten —! Worauf warten sie? Auf ihre Gesundheit, auf die Stunde, die ihnen die Freiheit und das Leben mit den andern drunten in den Ebenen zurückgibt. Sie sind Gefangene. Mögen ihre Herzen schreien, mögen ihre Seelen sich sehnen zum Brechen, ihre Geister Unmut spinnen oder große Pläne vorbereiten —: einstweilen warten sie. Jeder weiß vom andern, daß auch er wartet. Jeder weiß, was der andere denkt, und kennt seine Gefühle. Des einen Regungen sind die Regungen von allen. In Sankt Moritz feiert die gesunde Welt ihre Feste. In Sankt Moritz breitet das Leben seinen schillernden Pfauenschweif aus. In Sankt Moritz gibt es Tanz, Luxus, Frauen, Welt, Liebe, Spiel, Moden, leuchtende Nächte und brausende Tage. In Davos herrscht das Schweigen des äußersten Vorpostens, die Kargheit des Kriegszustandes, der knappe Ton vor dem Feind, das bebende Zwielicht der Zwischenwelt. Das Warten herrscht, die Gemeinsamkeit, die Kameradschaft im Angesicht des andern Reiches.

Ich spreche immer von den Volksheilstätten und den ernsten Sanatorien, denen es gelungen ist, ihre Hauszucht aufrechtzuerhalten. Sie bilden den Zukunftstyp des Platzes. Sie geben ihm die Stimmung und den Charakter. All die kleinen geldverdienenden Liegehallen und die Luxusstätten zur Pflege der Libido werden nach und nach verschwinden, und mit dem Verständnis der Völker für das Heil, das die Natur da oben bereitet hat, werden geschlossene Großheilstätten entstehen, eine Weltstadt der Kranken, eine riesige Werkstatt der Genesung — und eine Pflanzstätte allerersten Ranges für Lebensernst, ungebrochenen Mut und Weltbildung. So kommt man ganz ungezwungen zu dem Neuen, das hier aus kleinen, vorhandenen Anfängen erwachsen will: zur Hochschule. Davos rückt aus dem Stadium der Privatunternehmung zu einem sozialen Problem auf: Weltbrüderschaft!

Die Natur gibt dazu einen bemerkenswerten Anschauungsunterricht. In diesem überklaren Licht, in dieser dünnen Luft sieht man den Flor aller Jahreszeiten zugleich blühen. In den Beeten auf der Schatzalp stehen Mohn und Fingerhut, Rosen und Päonien, Lupinen und Nelken nebeneinander. Blaue Iris blühen zu Phlox, Begonien zu Narzissen, und alles im August. Und eines Morgens liegt alles unter Schnee — dem großen Freund der Menschen hier oben.

★

Wir wollen das seltsame Land nicht verlassen, ohne noch einen Blick von einem der wunderbarsten Punkte Europas zu werfen, von der Alp Grüm. Von Pontresina steigt die Berninabahn mit ihren hellen, blauen Wagen stetig aufwärts. Bald blitzt der Morteratsch-Gletscher durch Lärchenwälder heilig drohend herab, eine Feerie aus Eis, ein geisterhafter Schneegarten mit dem ewigen Schweigen als Wärter und einer einzigen Blume darin: Solitudine grandiflora — großblumige Einsamkeit. In der Höhe die Zinnen der Berninahörner, weiß, schwer zu besteigen und niemals zu be-

zwingen, mit Gedanken zu umschwärmen, aber nie zu besitzen. Ewig bleibst du ausgeschlossen, und wenn du zehnmal droben



Landschaft bei Soglio im Bergell (Val Bregaglia mit Sciora und Bondascagruppe). Photographie A. Steiner, St. Moritz

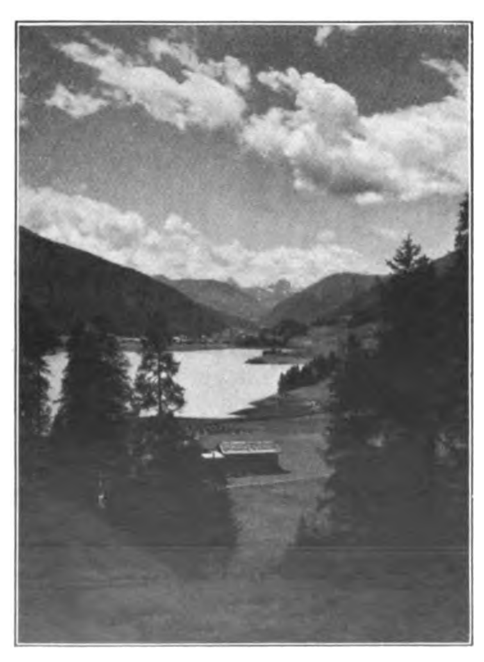
warst. Und was kannst du überhaupt „besitzen"? Immer bist du der Fremde. Was deine Seele erschüttert, das stammt aus dir selber, so unerreichbar es dir scheint. Aber das Einfachste und Erklärlichste: nie wird es zu dir kommen. Da ist der gewaltige, unausmeßbare Raum, und zwischen deinem Hier und jenem Dort klafft die ungeheure, die wunderbare und schreckenvolle Kluft! Unüberbrückbar! Von Schönheit, Größe und Furcht erfüllt! Deine Schöpfung und ewig ein anderes. Deine Sehnsucht und dein Geierfraß am Herzen, deine Ohnmacht und



Abendsonne am kleinen Friedhof von Maloja, auf dem Segantini ruht
Photographie A. Steiner, St. Moritz

deine höchste Erhebung! Ein plötzlich erstarrter riesenhafter Wassersturz aus grünen Strömen und gefrorenem Gischt, hoch hernieder gebrochen und knapp vor den Talsiedlungen zum Stehen gekommen — beinahe am Fuß der ersten Arve — das ist der Morteratsch-Gletscher, alles einen Steinwurf entfernt von einem lieblichen, sattgrünen, herzfrohen Hochtal voll lichter Bäume, spazierender Menschen und geruhig weidender Tiere. Poesie zum Atemstocken.

Aber wir wollen's noch höher treiben. Wir wollen dies Land auf die letzte, anspruchsvollste Probe stellen. Denn dies Land kann man gar nicht genug ausprobieren. Es ist abgründig und vielgestaltig und voll Überraschungen wie seine Bewohner. Das Berner Oberland hat einen Charakter: es ist froh pathetisch, reich gedrängt, heiter großartig. Alles, was es hat, das stellt es auch aus, und es stellt effektvoll aus. Es kommt entgegen. Üppig schenkt es und lacht dazu, und an allem herrscht Überfluß. Graubünden hat viele Charaktere. Hauptsächlich ist es ein großes sparsames Epos von mythischem Wesen, den Nibelungen oder der Edda zu vergleichen, während das Jungfraugebiet eher die freudige Prahlerei der homerischen Helden hat. — Hier ein Land von mächtig ausholenden und weitschwingenden



Blick über den Davoser See nach Süden
Photographie E. Meerkämper, Davos

Bergzügen. Das Engadin, das Prätigau, der Oberalpstein, der Rhätikon, das Albulatal, das Schanfigg, das Rheintal: alles hintönende Gesänge im großen, düsterschönen Heldenlied des rhätischen Hochlandes. Die Berneralpen sind eigentlich e i n getürmter Stock: das Jungfraugebiet, und mit dieser barocken, wild überlegenen Pracht kann sich das Bündnerland nicht messen. Aber damit ist es auch geschehen; man hat sich mit einem Geschenk ungeheuer ausgegeben. Das Bündnerland ist nur an zwei Stellen gestockt: in der Silvrettagruppe und in der Berninagruppe, der wir jetzt eng benachbart und doch nicht nahe sind. Schon schieben sich wieder Vorberge dazwischen. Der blendend leuchtende Piz Palü verschwindet. Die Berninahörner treten zurück. Der Morteratsch gewährt noch einen Blick und ist weg. Beide Großgruppen leben in einer vornehmen Zurückgezogenheit. Sie sind Aristokraten, während die Jungfrauberge ihre demokratisch gesellige Art nie verleugnen. Sie lassen sich zwei-, dreimal sehen, aber ein Besuch bei ihnen zu Hause hat nicht kleine Umstände, und den Silvrettapalast bekommt man überhaupt nur unter ernsthaften Anstrengungen vor Augen. Der Rest: weites, strenges, ernstes Wanderland. Nicht öffentliche Demokratie, sondern stille Seelengemeinschaft. Hochwanderung nicht bloß des Leibes, sondern auch des Herzens und das in einem uralten Zeichen: dichterisch-musikalische Einsamkeit



Zernez am Eingang zum schweiz. Nationalpark
Photographie A. Steiner, St. Moritz



Blick auf den St. Moritzer See. Photographie Albert Steiner, St. Moritz



Erster Frühling bei Maloja. Photographie A. Steiner, St. Moritz

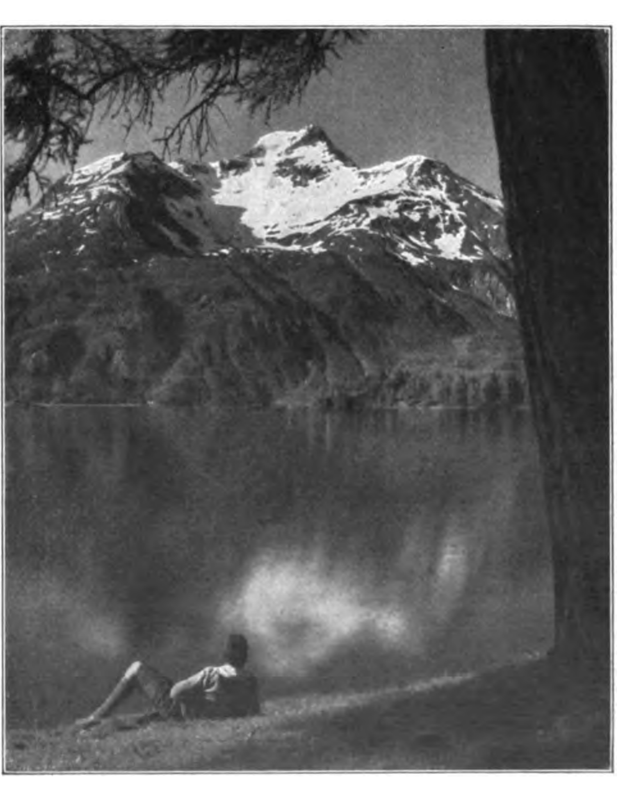
mit dem Geist der Natur. Hier findet der deutsche Mensch in höchster Steigerung, was ihm in kleinerem Maßstab die Waldlandschaft in der Ebene und das Mittelgebirge gibt: weiten Ausschwung von Weg und Gefühl, Raum für Phantasie, Gestalten für die Anschauung, und zu allem dies wunderbare, gleichtragende Höhengefühl. Ich jedenfalls kenne nur noch eine Landschaft, die in diesem starken Sinn deutsch und mythisch ist: den Rennsteig im Thüringerwald. Es sind Hochwanderungen, nicht Hochtouren, Seelenzwiesprachen, nicht bloß Sportleistungen, letzte, tiefste, gesammelte Erlebnisse für die ganze Persönlichkeit. —

Da sind die Berninahäuser. Die letzten Arven haben wir hinter uns gelassen. Die Lärche ist schon vorher zurückgeblieben. Steingeröll, Abfall aus der großen Schöpfungswerkstatt. Wildnis bis zur Öde. Links und rechts Steinwände im wüsten Verfall. Kahle, höhnende Felszacken. Dazwischen das Aufleuchten einer schmutzigen Schneerunse. Blauer, hoher Himmel, dem unten wenig Grün antwortet. Ein polternder Bach. Aber was ist das? Eben lag da ein kleiner See zwischen herumgestreuten Steinen, der wenig interessierte. Nun eine hohe Steinmauer. Dann gelangst du auf die Höhe eines zweiten Sees. Eine Tafel: „Mittelländisches Meer — Nordsee". Rechts der Cambrenagletscher, nicht sehr erheblich. Der Piz Cambrena, ein Berg wie alle. Aber voraus stürzt dein Blick aufgeschreckt in die Ewigkeit. Nicht weniger, nicht mehr. Ein stiller Wasserspiegel wie ein Fjord. Himmelhohe Wände links und rechts. Weit geradeaus zwei mächtige Hafenhochbauten. Gegen den leeren, hohen Himmel Maste — Maste. — Und zuletzt ganz einfach die Unendlichkeit. Ein blauer Abgrund. Eine unermeßliche Ungewißheit. Im ruhigen Wasser die Spiegelungen der besonnten Gipfel. Schweigen. Einsamkeit. Größe. Schönheit der Welt.

Nur langsam klärt sich das Wunder auf. Ich habe den Stausee vor mir. Ganz im Hintergrund stürzt die Hauptmauer einige Klafter tief senkrecht ab, und jäh reißt sich die Tiefschlucht des Puschlav auf — auf fünfzehn Kilometer ein Sturz von zwölfhundert Meter. Darum brach dein Blick haltlos in die mystische Leere hinaus. Aber es ist ja vollkommen gleichgültig, ob die Natur oder der Mensch das Wasser gestaut hat. Da steht es hoch am Fuß der Felswände, schwingt seine Bewegung leise singend an Urmauern hin, lächelt, schimmert seine Tiefen in Dämmerungen auf, spiegelt ohne Sehnsucht das

Hohe und Mächtige der Welt, und daß dein Herz dem Zauber heiß entgegenschlägt, ist ganz deine Angelegenheit. Lago Bianca nennt sich das Wunder. Aber ohne Halt geht es weiter mit dir. Unter einem Schneeüberfang hindurch, und schon empfängt dich eine ganz andere Welt. Du bist auf der Alp Grüm. Noch ein Blick auf die mächtigen Röhren, die das Wasser den Turbinen in Brusio zuführen, 1500 Meter tiefer, und da hängt zwischen zwei klotzigen Felskegeln der Palügletscher herein. Droben lastet, schwebt, türmt sich und wuchtet in unübersehlichen Lagern die Schnee- und Eiswelt der Berninahöhe. Ein weiter Sattel, der sich mit einer wunderbar geschwungenen Linie fast wesenlos gegen den Himmel abzeichnet: nur noch ein Gefühl ist diese Linie, eine Ahnung, kein Gesichtseindruck mehr, höchstens Musik. Und darüber das stofflose Flimmern des Höhenlichts, das schon soviel Jenseitigkeit enthält. Aber dieser Gletscherkeil zwischen den Steinbrocken tastet tief in den Abgrund unter dir hinab. Da liegt er und drückt und schiebt sich unverträglich mit gewaltigen Schultern an den Wänden hin, und nie kommt er allein herunter, immer schleppt er Gefangene mit; Felstrümmer bis zu Hausgröße und unendlichen Schutt liefert er jahraus, jahrein drunten ab. Sich selber liefert er auch ab. Er geht auf Wanderschaft. Im Cavagliasco springt er befreit und lebendig zu Tal. Jetzt wendest du dich nach links, und tief wie ein grüner Abgrund voll seliger Bläue schwebend und sinkend liegt das Tal von Posciavo unter dir. Hierher hätte der Satan den Herrn führen müssen, um ihm die Herrlichkeit der Welt zu zeigen. Die alten Bündner fackelten nicht lange, als sie das gesehen hatten, und stiegen hinab. Sie waren Menschen von Fleisch und Blut, und man soll nicht sagen, daß die Leidenschaft nach Schönheit nicht ebenso mächtig dabei geführt habe wie die Gier nach Besitz. Das sind ewige Dinge. Aber dies Tal voll abgründiger Süße und Holdheit zwischen kahlsten und mürrischsten Felsmauern in der Tiefe, die mit einer weißen Stadt und einem im Ungewissen hängenden See aus grünen Ufern herauf winkt, so daß deine Seele nach Ausgängen sucht —: dies Wunder ist am Ende doch ein Werk dieses Palügletschers. Nicht die Stadt, aber die zauberische Schlucht voll Lebensraum und Lichtweite, und auch das blaue Seelenauge jenes Sees, der von seinem Wasser ist. Der Gletscher stirbt, und sein Geist, das Wasser, wandert davon, aber sterbend und wandernd wirkt er am Werk der Erde unaufhörlich, solange die Erde steht.

Wieder machst du dir Gedanken und stellst Beziehungen zu dir selber her. Denn sterbend und wandernd — irgendwie — irgendwo hinaus —: wirst du nicht das tun? Ich denke, du wirst das gleiche tun. Deiner selbst versichert wendest du dich noch weiter links, und dein Blick ersteigt, gegenüber dem Gletscher, die breite, massige Flanke des Sassal Massone, von wo es über verletzliche, höchst sterbliche Grenzen hinweg auf ewigen Graten zum italienischen Corno di Campo hinauf geht. Alles Menschenland, und alles Hoheitsgebiet der Seele.



Am Silsersee. Photographie A. Steiner, St. Moritz

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Otto Flake: Freund aller Welt (Berlin 1928, S. Fischer) — Helene Böhlau: Die kleine Goethemutter (Stuttgart 1928, Deutsche Verlags-Anstalt) — Josef Perkonig: Ingrid Pan (Leipzig 1928, F. G. Speidel) — Willy Seidel: Der neue Daniel (München 1928, Albert Langen) — Artur Brausewetter: Die Halbseele (Breslau 1928, Bergstadtverlag) — Hans Richter: Fernfieber (Berlin 1928, Ernst Keils Nachfl. Aug. Scherl) — Rudolf Presber: Aus der Jugendzeit (Stuttgart 1928, Deutsche Verlags-Anstalt)

Die Betrachtung der Rulandromane Otto Flakes, deren letzter Band jetzt vorliegt, führt notwendig zu einem Urteil über den modernen, analytischen Verstandesroman. Das Pentagramma macht Otto Flake heute nicht mehr Pein. Er hat sie hinter sich, die große Fünfschrift der Romane um Ruland. In der fast vierhundert Seiten starken Erzählung Freund aller Welt beendet er ihre Folge, wie er selber behauptet und sicherlich glaubt. Nur wird der aufmerksame Leser des letzten Romans diesen Glauben nicht teilen können. Denn was Flake in diesem Fünfwerk geleistet hat, ist, aufs Geistige übertragen, die Rodearbeit eines jugendlichen Siedlers: er hat das Baum- und Strauchwerk seines Besitztums, das Unkraut, die Steine, kleine Sickersümpfe und Ödflächen in jahrelanger Arbeit beseitigt, und wenn er jetzt als Zweiundvierzigjähriger die Arme reckt und sagt: ich bin fertig! so wird man fragen dürfen und müssen: fertig wozu? Die Antwort darauf ist nun freilich durchaus Flakes eigene Sache.

Eine Folge von fünf Romanen unter einem Sammelwort weckt die Vermutung planvollen Vorbedachts. Aber erst nachträglich hat Flake in die Neuausgabe seines Erstlingsromans „Freitagskind" den Namen Ruland eingetragen, erst während der Arbeit ist ihm das Werkbild eines großen Entwicklungsromans in fünf Abschnitten aufgestiegen. Indessen muß man diesen Kunstbegriff sogleich zur Kennzeichnung des Ganzen einschränken: es ist nicht die Entwicklung eines Menschen, die hier erzählt wird, sondern die Entwicklung der intellektuellen und nebenbei erotischen Fähigkeiten eines Menschen, und sie wird auch, wenigstens was den ersten Punkt betrifft, nicht erzählt, sondern in Diskussionen, in Auseinandersetzungen mit den eigenen Gedanken und mit denen anderer veranschaulicht.

Man sieht hieraus schon, daß der Begriff Roman im Grunde für diesen Roman nicht zutrifft. Flake ist nichts weniger als ein schöpferischer Erfinder von Geschehnissen, und keine Eigenschaft mangelt ihm so fühlbar wie die der dichterischen Vision. Wollte man den Inhalt des Romans nacherzählen, so könnte man nichts anderes tun, als eine beträchtliche Anzahl belangloser Einzelheiten, ein Füllsel von Nipp- und Nebensachen, aneinanderzureihen, womit dem Leser um so weniger gedient wäre, als im Buch wenigstens der nötige Raum vorhanden ist, diese Teilstückchen für sich plastisch herauszuarbeiten, was hier nicht angeht. In dieser Plastik, in dem epischen Kunstgewerbe sozusagen ist Flake ein Meister, ihm fehlt also zum guten Erzähler vielleicht nur das Gesicht, die Erscheinung, der Einfall einer Szenerie — vielleicht auch nur der Wille dazu, die Bescheidenheit zur Herablassung in einen Bereich, wo der Film mit seinen Überdeutlichkeiten sich breit macht. Aber besser wird man ins Schwarze treffen, wenn man sagt: Flake fehlt das Gefühl.

Zugegeben, daß Begriffe wie Gefühl, Herz, Seele nichts zu wiegen scheinen, weil sie nicht zu wägen sind. Wenn ein Heinrich von Kleist, als er abends zwischen zwei Lindenblättern einen Stern aufblinken sah, in die Unendlichkeit zu schauen meinte, wenn er in Tränen ausbrach, als er den Tod der Penthesilea dichterisch mit dem Dolch ihres innersten Gefühls vollzog, so kann der Intellektuelle freilich darüber lächeln. Bringt es Jakob Wassermann doch schon fertig, den „Michael Kohlhaas" verächtlich zum alten Eisen zu werfen und unerträglich zu finden, er will nur die Motive gelten lassen, die ihm selber liegen. Flake lehnt dann auch mit dem Wort: „Ich mag das Angebot von Gefühlen nicht," sogar die Offerte ab. Aber es gibt eine sachliche Vornehmheit, eine intellektuelle Redlichkeit, die Flake unbedingt zuzusprechen ist. Er ringt in diesen fünf Romanen, und besonders im letzten mit Ernst und Eifer danach, Ordnung und Klarheit in sein Leben zu bringen, er kontrolliert in einer unausgesetzten überwachen Spionage seine Haltung, seine Einstellung, seine Triebe. Flakes Gedanken sind wie jene großen Waldameisen: unermüdlich auf den Beinen, hurtig, stark und unerbittlich fallen sie über alles Lebende her, das sich in ihrem Bezirk regt, und nagen es mit den Werkzeugen der Kritik, der psychologischen Analyse bis auf die Gerippe ab; so haben sie es wirk-

lich ergründet . . . Sein Drang nach Helligkeit, nach Kontrolle hat immerfort die Führung. An jedem Halm klimmt er in forschendem Drang empor wie die Raupe, bis sie die höchste Spitze erreicht hat, dann tastet sie mit erhobenem Kopf in den Luftraum, aber das Erfassen hat sein Ende, willst du über dich selbst hinaus, willst du Flügel bekommen, Raupe, so mußt du in das Dunkel zurück, mußt dich einspinnen als Puppe, so nur kannst du ein Schmetterling werden . . . Ein Dichter muß von unerforschten Dunkelheiten und Geheimnissen wissen . . . Aber wie könnte man diesem überklugen Kritiker etwas über sein Schaffen sagen, das er nicht während der Entstehung seiner fünf Romane selber empfunden hätte. Die stete Wiederkehr seiner Motive (unter immer schärferer Beleuchtung) sagt genug. Flake setzt sich mit Geistesmenschen seiner Zeit, mit Fragen seiner Zeit unter Einschaltung aller Lichtkörper seines Hauses auseinander. Zum Lesen bedarf man der Anspannung wie zu einem wissenschaftlichen Werk. Aber wohltuend ist die Reinheit und Redlichkeit seiner Gedankengänge, der unbefangene Blick seines ergründenden Verstandes. So namentlich im Ausklang gegenüber mancher heiklen Frage unserer Zeit, die mit aufgewirbeltem Arena-Staub die Augen der Ringenden trübt. Es ist das Werk eines Wächters, nicht eines Dichters.

Otto Flake erreicht in seinem Rulandwerk nahezu die Spitze der neueren Verstandesromane, einer Gattung, auf die sein eigenes, in anderer Beziehung gebrauchtes Wort: „Hinter der Übersteigerung kommt unvermeidlich der Leerlauf" bald zutreffen dürfte. Mens non cantat. Zufällig las ich kurz nach diesem Roman ein unscheinbares, bescheidenes Büchlein: Die kleine Goethemutter von Helene Böhlau und fand darin die nachdenklich stimmenden Worte: „Ich weiß als Arzt und über den Arzt hinaus, daß Kinder nicht gezeugt werden bei reifen Frauen von reifen Männern. Nein. Kinder werden schon in Kinderherzen empfangen, reifen lang in den Herzkammern . . . Im Unbewußten, im Nichtgestalteten liegen die Geheimnisse — nicht in der Reife liegt der Ursprung." „. . . Und solang du dies nicht hast . . ."

Wie die Aufschrift des Büchleins sagt, handelt es sich um die Mutter des Dichters, der diese Verse geschrieben hat, um Frau Aja. In dankenswerter Ergänzung der vielen Überlieferungen, aus denen das reiche Wesen der Goethemutter uns wohlvertraut ist, vor allem ihren köstlichen Briefen und den Erinnerungen des Sohnes, gibt Helene Böhlau hier in dem Rahmen Altfrankfurter Familienidylle ein mütterlich verstehendes Bild von der Kindheit der Elisabeth Textor, genannt Beth. Dies frohgemute, märchenversonnene Kind, das am farbigen Abglanz sein junges Auge erfreut und doch in der Tiefe der kleinen Herzkammer geistig schon den deutschen Genius empfangen hat, ist eine der lieblichsten Gestalten der neueren Erzählungskunst; man behält es vor Augen wenn man das Buch längst beiseite gelegt hat.

Die Phantasie hat es nicht leicht, mit der Darstellung eines so seltenen, durch Wirklichkeit beglaubigten Menschenwesens in Wettbewerb zu treten. Vielleicht lag es mit daran, daß mich Josef Friedrich Perkonig mit seiner neuen Erzählung Ingrid Pan ein wenig enttäuscht hat. Wir lernten diesen stillen, versonnenen Poeten hier zuerst in seinem Trio von Toskana vorteilhaft kennen, und toskanische Luft weht auch in diesem letzten Werk des Kärntner Professors.

Die Sehnsucht nach dem Süden, nach Toskana ist es, die dem Dichter und Redakteur Cyrill Egge verhängnisvoll wird. Diese Sehnsucht kann in ihm schon durch die Mitteilung „Die ersten Mandarinen sind angekommen" geweckt werden, wieviel mehr noch durch die Schwärmereien eines toskanischen Dichters von einer lichtblonden Schönheit, die ihm dann in holder Wirklichkeit entgegentritt. Sein beinahe einziger Bekannter in dem kleinen Ort, der Instrumentenmacher Donatin, bei dem sie zu Besuch ist, macht Egge mit Ingrid Pan bekannt, einer jungen Schwedin, die wegen eines Lungenleidens nach dem Süden gegangen ist. Egge, obwohl mit Christina, der Dorflehrerin, verlobt, verliebt sich rettungslos in Ingrid, und sie selber schenkt ihm ihre Neigung so weit, daß sie auf einer winterlichen Wanderung eine zarte, keusche Liebesstunde miteinander verleben. Aber mit Recht spricht Ingrid auf dieser Wanderung den Abendstern, der kalt und trostlos über ihnen steht, als „unseren Stern" an. Egge gibt ihretwegen seine Stellung und seine Braut auf, die bald stirbt, aber Ingrid reist nach Norden, nicht ohne ihm beim Abschied einen letzten Kuß auf die Lippen gedrückt zu haben. Jetzt ist Egges letzter Wunsch: seinen armen Schicksalskameraden, den toskanischen Dichter aufzusuchen. Er hat ihm schon geschrieben und nun will er mit ihm deutsche Weihnachten feiern, eine kleine Tanne bringt er mit. Aber vor seiner Abreise noch erhält er einen Brief des Dichters, in dem er, kurz vor seinem Tode, ihm dankt für sein Schreiben. Es ist seine vorletzte große Freude gewesen. Die letzte ist das Sterben selbst.

So steht Egge jetzt völlig vereinsamt, Norden und Süden haben sich ihm gleicherweise verschlossen. Was aus ihm wird, läßt der Dichter offen. Eine müde, trübe Erzählung, voll feiner poetischer Reize und seelischer Zartheiten, aber doch zu einseitig auf einen wehleidigen Ton gestimmt; mit einer tragischen Stimmung erfüllt, in die der Leser durch die Begebenheiten nicht hinreichend mitgerissen wird. „Einem Klagelied aus der Halle hört' ich mit Tränen zu." Und nicht einmal mit Tränen. Doch die

große Innerlichkeit Perkonigs, die allen dramatischen Effekten ausbiegt, das Geschehnis aus Stimmungen, Eindrücken und der Sprache des Herzens herausentwickelt, adelt seine Künstlerschaft auch in dieser stillen Erzählung, die zu den Herbstzeitlosen zu rechnen ist.

Durchaus zeitgemäß hingegen und in den letzten großen Völkerschicksalen stofflich verwurzelt ist Willy Seidels letzter Roman Der neue Daniel. „Gut und nützlich zu lesen" für alle, die dem Amerikanismus bei uns kritiklos ergeben sind. Nicht als ob dadurch Gegensätze geschaffen, vernarbte Wunden wieder aufgerissen oder die Eigenschaften des Amerikaners herabgesetzt werden sollten. Wir kennen seine praktischen Lebenswerte wohl, aber im Wettbewerb der Völker ist es gerade für den Deutschen wichtig, sich nicht wie vor dem Kriege über die im Ernstfall hervortretenden Charakterzüge der anderen romantischen Täuschungen hinzugeben. Willy Seidel schildert Selbsterlebtes, wie Hans Grimm in seinem gewaltigen „Volk ohne Raum". Auf einer Weltreise begriffen wird ein junger Gelehrter im Kriege wider seinen Willen drüben festgehalten. Er hat eine Engländerin zur Frau genommen und ist überhaupt nichts weniger als ein Alldeutscher oder Amerikafeind. Sein Gegensatz wird denn auch in einem ehemaligen preußischen Leutnant gezeichnet, der in ungemilderter Karikatur als typisch hingestellt ist. Laut, draufgängerisch, selbstbewußt und vertrauensselig in seiner Forschheit, wird er bald hinter Stacheldraht gesetzt, während man den jungen Gelehrten Erwin auf freiem Fuß läßt. Freilich verfolgt auch ihn der Haß auf Schritt und Tritt und das Verhältnis zu seiner Frau wird immer bedenklicher, peinlicher; sie halten noch gerade mit letzter Kraft durch, um nach Beendigung des Krieges in Europa ein neues Leben beginnen zu können. Der ehemalige Leutnant aber stirbt an der Stacheldrahtkrankheit. Ein Gemütsleiden rafft ihn im Internierungslager dahin, vielleicht nicht ohne Nachhilfe durch eigene Hand. Er sieht, daß drüben alles verloren ist, und das darf der alte Soldat nicht überleben. Er ist zuletzt sanft und umgänglich geworden, ein guter Kamerad. Und vielleicht, sagt er, könne sein Tod anderen noch helfen.

Erwin erschrickt, als er dies Ende des schon Halbvergessenen erfährt. Und jenes stille, junge Sterben versöhnt ihn nicht nur, es gibt ihm auch zu denken. Er glaubt hinter den Äußerlichkeiten des alten Leutnanttyps doch etwas sphinxhaft Schweigendes, Ursprüngliches zu erkennen, eine Kraft, die aus dumpfem Drang heraus still und geschäftig schuf, einen aufrechten Nacken. Vielleicht heißt es von diesem verborgenen Kern des Deutschtums: „Das Frühere konnten wir; — aber das Jetzige können wir auch!" Hoffen wir es, neuer Daniel in der Löwengrube.

Über das rein Epische hinaus, zu höheren Zwecken sucht Artur Brausewetter in seinem Roman immer einen ethischen Kern auszuschälen; er gleicht darin seinem Amtsbruder a. D. Gustav Frenssen, der freilich anspruchsvoller daherkommt und mit längerem Spaten gräbt. Dafür ist dem Archidiakonus in Danzig mehr von jener selbstlosen Güte und Menschenliebe gegeben, die noch immer „das Größte unter ihnen" bedeutet.

In seinem neuen Roman Die Halbseele entwirft Brausewetter das Porträt eines Menschen unserer Zeit, der als Sohn eines Pfarrers in altem Glauben wurzelt und auch Theologe werden soll, aber schon als Student erkennt, daß seine Weltauslegung eine andere ist, und der daher Mediziner wird. Daß sich daraus nun notwendig eine innere Haltlosigkeit, eine Halbseele ergeben müßte, will der Verfasser wohl nicht behaupten, denn er führt zur Begründung des Zwiespalts auch die verschiedenen Charaktereigenschaften seiner Eltern ins Feld: Walter Marten hat vom Vater die strenge Gewissenhaftigkeit, von der Mutter die empfindsame Gemütsart, er bleibt ein Idealist. Da kommt er sogleich in eine gefährliche Zwickmühle. Sein Chefarzt, der berühmte Chirurg Westphal, ist eine Kraftnatur, die sicher und selbstbewußt ihren Weg geht, außerdem der erbittertste Feind seines Konkurrenten, Dr. Glasgow, der ein älterer Freund der Martenschen Familie ist. Bald ergibt sich denn auch — mit kundiger Technik heraufgeführt — eine Reihe von Konflikten; Martens Stellung am Städtischen Krankenhause wird unmöglich. Im Vertrauen bespricht er die Fälle mit seinem väterlichen Freunde Glasgow. Ein anderer Kollege bekommt davon Wind, und es erscheint eine Anklageschrift gegen Westphal, die sich teilweise auf Angaben stützt, die nur Marten machen konnte. Westphal wird seines Amtes enthoben, aber auch Marten scheidet aus dem städtischen Dienst und übernimmt eine Privatklinik, die viel Zuspruch findet.

Und wo steckt das Weibchen? Tony, die reizvolle Tochter Glasgows, hat bestimmt erwartet, daß Marten um ihre Hand anhalten wird. Mit einigem Recht, denn Marten hat sich auffallend um sie bemüht, und auch sie liebt ihn, soweit das bei ihrer schärferen Art, ihrer ausgeprägten Selbständigkeit und leisen Verbitterung möglich ist. Aber schließlich merkt Marten, daß Tony in ihren Anschauungen und Gepflogenheiten für ihn zu frei ist, er spricht das entscheidende Wort nicht und erntet dafür den hemmungslosen Haß der Gekränkten. Vor jeder wichtigen Operation erhält er einen anonymen Fluch- und Drohbrief, der die im Grunde weiche Natur des Arztes erschüttert und seine Nerven zermürbt. Er hält seinen Feind Westphal für den Verfasser, aber ein ihm befreundeter Staatsanwalt entdeckt die Täte-

rin. Marten, völlig gebrochen, zieht den gestellten Strafantrag zurück und scheidet freiwillig aus dem Leben. Tony geht ins Ausland. Brausewetters sichere Art, gesellschaftliche Zustände zum Greifen lebenswahr zu umreißen, Seelenkonflikte des Gegenwartmenschen dramatisch zu instrumentieren und sinnvoll abzuschließen, bewährt sich in diesem spannenden Roman aufs beste.

Einen guten Unterhaltungsroman, Lesern, die für industrielle und technische Angelegenheiten besonderes Interesse haben, sogar mehr, bietet Hans Richter in seinem Fernfieber. Der Roman ist sehr sachlich geschrieben und will offenbar weder psychologisch noch stilistisch „höher hinaus“. Dafür ist sein Dialog knapp und natürlich. Gleich auf der ersten Seite begegnet uns eine der Frauengestalten, die der Hauptfigur des Romans, Thomas Kersten, auf seinem Lebenswege verhängnisvoll werden, eine Holländerin, große Weltdame, verwöhnt, abenteuerlich und von bedenklicher Unbedenklichkeit in Liebessachen. Sie begegnet ihm wiederholt in seinem bunten Reise-, Geschäfts- und Arbeitsleben, diese fliegende Holländerin, aber so unermüdlich sie ihre Netze nach ihm auswirft: sie vermag Kersten nicht dauernd zu fangen. Das gelingt auch seiner ersten Frau nicht, der Tochter eines reichen pommerschen Rittergutsbesitzers. Freilich liegt das mehr an ihr, denn sie ist ein erb- und eingesessenes Landkind, der Scholle verhaftet. Beide lösen dann auch ihre Ehe in aller Freundschaft. Entscheidend für Thomas Kersten wird erst eine dritte, Else Stegemann, eine Kameradin der Arbeit, die auch das nötige Fernfieber hat, da sie aus einer (verarmten) Bremer Patrizierfamilie stammt, für die das navigare necesse est. Offenbar will der Dichter in der Gegenüberstellung dieser Frauen sagen: das Fernfieber allein tut's freilich nicht, es muß auch Tüchtigkeit und Arbeitslust dabei sein.

Und daran fehlt es seinem Helden gewiß nicht. Als Ingenieur einer norddeutschen Kabelfabrik gelingt es ihm trotz der Ungunst der Nachkriegszeiten und den handelspolitischen Intrigen anderer Völker, sich und sein Werk durchzusetzen. Mit diplomatischem Geschick, sachlicher Tatkraft und nicht zu beugendem Wagemut erreicht er wertvolle Aufträge wie die Legung des Kabels von Spanien nach Südamerika und führt sie geschickt aus. So ist er ein vorbildlicher Repräsentant deutscher Zähigkeit und Tüchtigkeit in dem friedlichen (mitunter nicht sehr friedlichen) Wettbewerb der Völker nach dem Kriege. Richters vertraute Kenntnis technischer Fragen macht gerade die Abschnitte, die hiervon handeln, in ihrer lebhaften Schilderung besonders anziehend, zumal der Verfasser sich die Aufgabe gestellt hat, von der erstaunlichen Arbeitsleistung der deutschen Ingenieure und Kaufleute nach dem Kriege ein treues Bild zu geben.

Nun ist auch Rudolf Presber schon 60 Jahre geworden. Man glaubt es ihm nicht recht — hingegen sieht es ihm ganz ähnlich, daß er uns auf seinen Geburtstagstisch ein neues Buch legt. Vielleicht um uns zu beweisen, daß er viel jünger ist, jedenfalls, daß er einmal sehr viel jünger war, denn es heißt: Aus der Jugendzeit und ist diesmal nichts Erdachtes, oder doch nur teilweise Erdachtes — denn Dichtung und Wahrheit sind ja seit alters her auch in Selbstbiographien gute Freunde und getreue Nachbarn —, sondern aus der Erinnerung Geschöpftes. Eine vom Erdboden versunkene Welt taucht da wieder auf; den Menschen, von denen hier erzählt wird, „tut längst kein Zahn mehr weh“, wie der Volksmund so hübsch sagt, und das Ganze würde, wie so oft bei Jugenderinnerungen, einem Spaziergang über einen etwas verfallenen Friedhof nicht ganz unähnlich sehen — wenn nicht der heitere Sinn und unverwüstliche Humor des Dichters auf Schritt und Tritt sein Begleiter bliebe. Presber deckt da manchen anheimelnden Zug aus seiner Familienchronik auf, z. B. daß sein Großvater Bürgermeister von Rüdesheim war! Hat dieser Mensch ein Glück gehabt, sogar schon in seinen Voreltern! Bürgermeister von Rüdesheim, und das vor hundert Jahren, wo es noch keine Reblaus gab! Übrigens sieht er gar nicht wie ein Bürgermeister aus (sein Bild ist gleich vielen anderen dem hübschen Bande eingefügt), sondern eher wie ein Dichter. Ein prächtiges Denkmal hat Rudolf Presber seinen Eltern gesetzt. Es gehört zum Schönsten dieser mit viel Herz geschriebenen Erinnerungen: wie sein Vater, Literaturlehrer in Frankfurt, den kleinen Jungen an der Hand durch die Straßen führt und durch Bemerkungen und Hinweise sein Innenleben weckt, etwa aufmerksam macht auf die vielen Originale des alten Frankfurt, aber ganz unauffällig und ohne zu lachen: „Man muß im stillen ein bißchen lachen lernen, im Herzen! Das verletzt die andern nicht und wärmt so schön.“ Aber auch die Mama ist eine rechte Dichtermutter, ihre Güte und ihr Humor sind aus einer der vielen Anekdoten, die das Buch füllen, zu ersehen.

Schulerinnerungen tauchen auf. Scharf umrissen stehen originelle Gestalten der alten Lehrer vor uns, mancher bekommt noch nachträglich einen Denkzettel, anderen legt der Dichter pietätvoll einen Kranz aufs Grab, so dem großen Kuno Fischer (ohne seine Sonderbarkeiten zu schonen). Fröhlicher Becherklang der Studentenzeit klingt auf, man fühlt hier — wie fast in dem ganzen Buch — den Herzschlag des Erzählers, und dem Leser ist, als schaute er in den versunkenen Morgenglanz der eigenen Jugend. Den vielen Freunden des Dichters wird hier eins seiner lebendigsten und schönsten Bücher beschert.

Zur Tausendjahrfeier Bulgariens. Von Paul Lindenberg

Als im vergangenen Herbst einige deutsche Zeitschriftenherausgeber die südöstlichen Länder besuchten, darunter auch Bulgarien, wurden sie von der Absicht geleitet, sich aus eigener Kenntnis ein Urteil über jene Völker und Staaten zu bilden, um die man sich bisher bei uns verhältnismäßig recht wenig gekümmert hatte. Das hatte sich im Weltkriege empfindlich gerächt, da uns die Literatur der Balkanvölker und jene über dieselben meist unbekannt geblieben war, und wir die dortigen Verhältnisse vielfach in der Verzerrung Wiener Operetten oder billiger Witzeleien betrachtet hatten. Allmählich ist das ja anders geworden; wir wissen, wie wichtig in politischer und wirtschaftlicher Beziehung der Balkan für uns ist, und verfolgen jetzt aufmerksamer alles, was mit ihm zusammenhängt.

Die Tausendjahrfeier Bulgariens bietet hierzu besondere Gelegenheit; sind doch die deutschen Sympathien zu unserem einstigen Bundesgenossen sehr starke, festverankert bei uns durch das Gefühl gleichen unverschuldeten Unglücks und gleichen schweren Geschicks.

Anläßlich der erwähnten Feier erschienen verschiedene Bücher, die, von genauen Kennern Bulgariens und des Balkans stammend, uns willkommene Einblicke gewähren in die Entstehung und das Sichemporringen des jungen modernen Staates, der erst vor fünfzig Jahren durch den Russisch-türkischen Krieg seine Selbständigkeit wieder erhielt. Fast fünf Jahrhunderte hatte die türkische Herrschaft gedauert, die jedoch die zähe nationale Kraft des kleinen Volkes nicht unterdrücken und noch weniger verwischen konnte. Mit dem Tage der Befreiung hörten die Enttäuschungen und Sorgen aber nicht auf; der Berliner Kongreß schnitt dem neuen Bulgarien erhebliche, ihm zugesprochene Teile ab, die zu seinem Gedeihen dringend erforderlich waren, und dann kam die kurze Regierungszeit des Battenbergers Alexanders I., mit der steten Einmischung des mächtigen russischen Nachbarn und mit dessen Ränken und Schlichen. In jene Wirrungen und Irrungen führen uns die ersten Abschnitte der Erinnerungen Richard von Mach s: „Aus bewegter Balkanzeit. 1879—1918“ (Berlin, E. S. Mittler & Sohn). Der Verfasser hat am Balkan 39 Jahre hindurch viel erlebt und gesehen, mithandelnd und beobachtend, genaueste Einblicke in alles, was Bulgarien, seine innere Gestaltung und äußere Umformung betraf, gewinnend. Ein scharfer Beobachter, verfügt er über klare, eindringliche Sprache und fesselnde Darstellung. Er versteht so lebendig zu schildern, daß man ihm mit williger Aufmerksamkeit folgt, zumal er von manch Unbekanntem zu erzählen weiß, besonders was Stambolows Regierung, Rücktritt und Ermordung anbelangt. In düsteren Farben wird uns hier das Schicksal dieses bedeutenden, aber auch gewalttätigen Mannes, der in seinem feurigen Patriotismus nur Opfer kannte, entrollt; wir können jedoch das Gefühl nicht unterdrücken, daß sich Mach hier durch die Ansichten und Empfindungen des sehr mißtrauischen Stambolow nach einer ganz bestimmten Richtung hin beeinflussen ließ, und daß jene Verdächtigungen eine unparteiische Prüfung nicht aushalten würden. Von großem Wert für einen späteren Forscher sind die Beiträge zur Geschichte des Anschlusses Bulgariens an die Mittelmächte und jene den Abfall des Bundesgenossen betreffenden, die eingehend behandelt werden; die völlige Erschöpfung Bulgariens, das seit 1912 fast ununterbrochen unter Waffen gestanden, trug, wie wir wissen, die hauptsächlichste Schuld.

Erfahren wir schon aus dem Machschen Buche, mit welchen Schwierigkeiten die beiden ersten Fürsten des jungen Staates zu kämpfen hatten, so noch mehr aus dem Werke des ehemaligen bulgarischen Generalkonsuls Dimitri Jotzoff: „Zar Ferdinand von Bulgarien. Sein Lebenswerk im Orient“ (Berlin, Peter J. Oestergaard). Der Verfasser erwähnt in dem kurzen Vorwort, daß er nur einen Versuch unternimmt für einstige Geschichtsschreiber; dieser Versuch bedeutet einen wichtigen Beitrag zur Lebensgeschichte des Zaren Ferdinand und der Entwicklung Bulgariens während dessen 32jähriger Regierung. Von politischer Warte aus, mit genauer Kenntnis vieler Fäden und Intrigen der europäischen Diplomatie, wird hier der Weg des Coburger Prinzen geschildert, der mit großem Selbstvertrauen dem Rufe der bulgarischen Nationalversammlung folgte und am 22. August 1887 seinen feierlichen Einzug in Sofia hielt. Welch eine drückende Last seine jungen Schultern übernommen, ersehen wir aus den genauen Darlegungen Jotzoffs, der uns auf Grund zuverlässiger Quellen und auch persönlicher Einblicke die verantwortungsvollen Pflichten des Zaren schildert, sein Streben und Weben, sein entschlossenes Ziel: Bulgarien von fremden Einflüssen zu befreien, es stark und wachsam zu machen, die Fenster nach dem Westen aufzustoßen, damit oft entbehrte Kultureinflüsse eindringen können, den Staat auszubauen, um ihn gegen dräuende Stürme zu festigen. Eine sehr schwierige, oft undankbare Aufgabe, und es gehörte der ganze starke Wille, die zähe Ausdauer und diplomatische Gewandtheit, aber auch der zu ernsten Taten beschwingende Ehrgeiz, der Glaube an sich und seine Berufung dazu, daß der Fürst nicht mutlos wurde und erlahmte. Bewundernswert seine Geduld

Sturmnacht. Gemälde von Prof. Hugo Schnars-Alquist

und sein mannhafter Trotz, allen Gefahren, die ihn von auswärtiger wie von bulgarischer Seite bedrohten, zu widerstehen und entschlossen seinen Weg zu verfolgen, der häufig ein Calvarienweg war. Heute will man manches nicht wahr wissen, was dem Zaren zu danken ist; spätere Geschlechter werden anders urteilen, wenn die noch immer erregten politischen Wogen abgeebbt sind und eine gerechte Beurteilung Platz greift. Das Verdienst des Zaren war es und wird es stets bleiben, daß viele Jahre hindurch in dem von allen Diplomaten gefürchteten „Wetterwinkel Europas" Ruhe herrschte, daß sich Land und Volk gedeihlich entwickelten, daß die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse in ungeahnter Weise gehoben wurden. Jotzoffs Werk zeigt uns ein Leben voll tiefer Erschütterungen, Kämpfe, Leiden, dem nach ruhmvoller Höhe ein ergreifender Abschluß beschieden war, der von hinreißender Tragik ist. „Meine Mission im Orient ist beendet!" so hatte der Zar, das schlimme Ende voraussehend, wenige Monate vor dem Zusammenbruch zum Generalissimus Jekow geäußert. Aber diese Mission bedeutet für Bulgarien einen ganz gewaltigen Aufschwung und eine nie erwartete europäische Machtstellung, für den König, daß sein Name und Wirken, sein Trachten und Handeln unverlöschbar mit seinem zweiten Vaterlande verknüpft bleiben werden.

Tritt uns in dem Jotzoffschen Buche Zar Ferdinand hauptsächlich als Fürst und Politiker entgegen, so lernen wir in den Aufzeichnungen des Barons Wladimir Giesl: „Zwei Jahrzehnte im nahen Orient" (Berlin, Verlag der Kulturpolitik) auch die menschlichen Seiten der „bulgarischen Sphinx", wie gelegentlich der Zar genannt wurde, kennen. Giesl war eine Reihe von Jahren österreichischer Militärbevollmächtigter in Konstantinopel und als solcher auch in Sofia beglaubigt, er hatte also häufige Gelegenheit, mit dem Zaren Ferdinand zusammen zu sein. Gern gesteht er, daß er sich dem zwingenden Charme der Persönlichkeit desselben schwer zu entziehen vermochte und fast immer geneigt war, seinen überzeugend hervorgebrachten Ideen Gefolgschaft zu leisten. Auch ihm war der weltkluge Fürst nicht nur ein glänzender Erzähler, sondern ein scharfer Beobachter und Kritiker, in dessen harmlosen Plaudereien die feinste Satire glitzerte, sich aber auch manch tiefe Weisheit barg. „Ich bin jetzt der meistangegriffene Mann Europas," so äußerte der damalige Fürst nach den bulgarischen Manövern im Herbst 1894 zu Giesl, „werde jedoch so lange auf meinem Posten ausharren, als ich der Sache Europas und Bulgariens zu nützen glaube. Meine Innenpolitik ist national. Ich will mit allen Mächten gute Beziehungen haben und Konflikte mit Rußland vermeiden." Und ein andermal berichtete er seinem Besucher, daß ihn in Wien Graf Kálnoky, der Minister des Äußeren, statt der Begrüßung mit den Worten empfangen habe: „Sie sind der schwarze Punkt auf dem Balkan; aber ich will versuchen, Ihre Machenschaften zu durchkreuzen." Nun, das gelang nicht, aber auch aus Giesls Darstellungen ersieht man, wie viele Hindernisse, meist vielverzweigter und geheimer Art, der Zar überwinden mußte, um auszuharren und nicht von der Erreichung seines Zieles abgedrängt zu werden. Daneben erfahren wir viele freundliche Einzelheiten aus dem Familienleben im Palais und hören eine Fülle feinsinniger und charakteristischer Äußerungen des Zaren über politische Ereignisse und Persönlichkeiten, über Geschehnisse und Versäumungen auf der Weltbühne, die Giesls Eindruck stets aufs neue bestätigten „von der überragenden Geistigkeit und der Genialität des königlichen Diplomaten in Sofia".

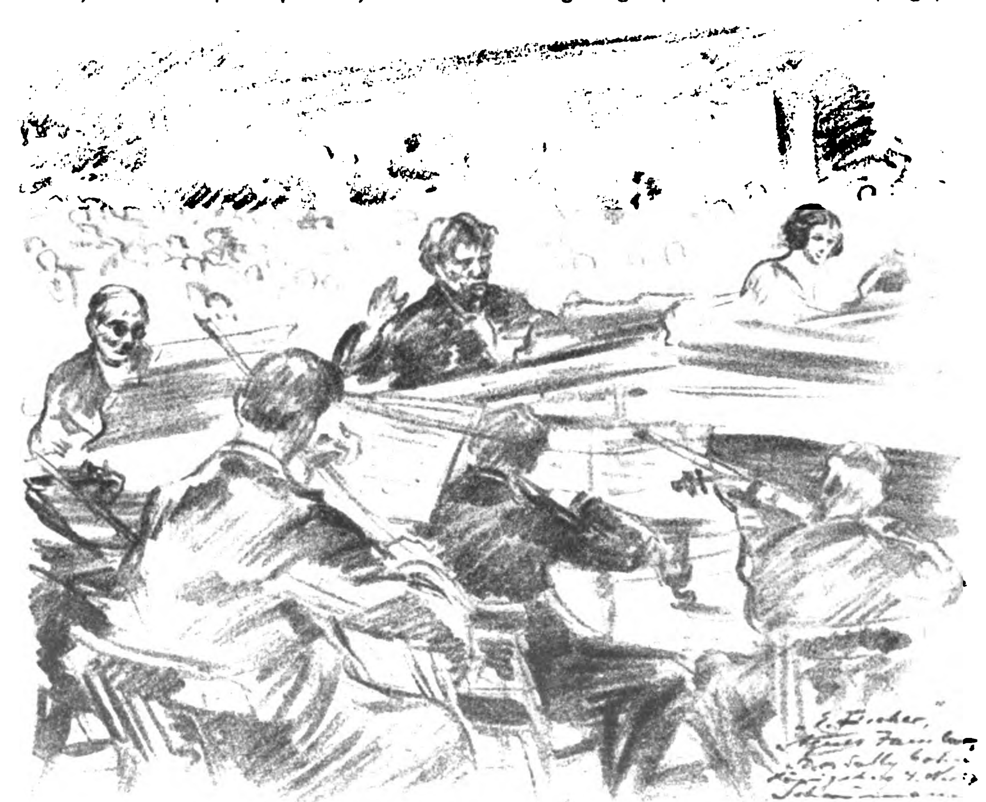
Mit den Balkanvölkern im allgemeinen beschäftigt sich Friedrich Wallisch in seinem ansprechend illustrierten Buche: „Der Atem des Balkans. Vom Leben und Sterben des Balkanmenschen" (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung). Der Verfasser fragt mit gewissem Recht, wie es möglich war, daß sich auf dem Boden Europas, in nächster Nähe einer in fernste Fernen ausgreifenden übernationalen Kraft, eine in sich abgeschlossene kleine Welt voll nationalem Eigenleben behaupten konnte. In diese Welt führt er, der genaue Kenner der südosteuropäischen Völker und Länder, uns ein, durch kurz umrissene Schilderungen der Sitten und Gebräuche, der Gesetze und Kulten, der Feste, Lieder und Tänze, der Trachten und Waffen usw. der einzelnen Nationen. Alles wird uns anschaulich in gefälliger Erzählungsweise vor Augen geführt, ohne hindernd-gelehrtes Beiwerk. Gebührend hebt er die bulgarische Hauptstadt hervor und welch erstaunliche Umwandlungen sie während der Regierung des Zaren Ferdinand gemacht. Dabei übersieht Wallisch nicht mancherlei Schatten, die, durch die Kriegszeiten hervorgerufen, ihrer allmählichen Beseitigung entgegengehen, wozu Wille und Können vorhanden sind.

Auf das bulgarische Jubiläum nimmt der von Dr. J. Parlapanoff und der „Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft" herausgegebene, in deutscher und bulgarischer Sprache erscheinende „Almanach für das Königreich Bulgarien" besonders Rücksicht. Er enthält eine Reihe mannigfaltigster Aufsätze deutscher und bulgarischer Gelehrter und Schriftsteller über das Land, zur Beleuchtung und Kenntnis desselben viel beitragend, sowohl was Vergangenheit wie Gegenwart anbelangt. An reichem Bilderschmuck fehlt es nicht und nicht an bemerkenswerten Mitteilungen, die den wirtschaftlichen Beziehungen beider Länder dienen werden.

Illustrierte Rundschau

Ernst Schaumanns Musiker-Lithographien — U. Grays „Studentinnen" — Willi Döhlers „Ernte" — Emil Knöll und Renée Sintenis — Dürers Stickmuster — Richard Rothers Gelegenheitsgraphik — Zu unsern Bildern — Prof. Heinrich Wiennds Monatsheft-Jubiläum

Der Maler Ernst Schaumann ist ein leidenschaftlicher Musikfreund, und von jeher hat es ihn gereizt, die ausübenden Künstler während ihrer Tätigkeit zeichnerisch festzuhalten. Er hat dabei eine Stufenfolge seiner Unterschiede entdeckt, vom kühlen Techniker bis zum begeisterungstrunkenen Künder heiliger Kunst, und es ist ihm gelungen, diese seelischen Charakterzüge ebenso überzeugend wie die äußere Erscheinung zu gestalten. Um echt zu wirken, mußte Schaumann seine Notizen während eines Konzerts sehr schnell und vor allem treffend zu Papier bringen, und wenn er später, was er flüchtig, aber sicher packte, auf den Stein übertrug, so war seine Hauptsorge die: unter keinen Umständen durfte die Unmittelbarkeit verloren gehen. Wer z. B. Edwin Fischer oder Schlusnus kennt, der wird sie auf den hier wiedergegebenen Blättern bis ins kleinste treu abgebildet finden. Diese Treue läßt Schaumann außer dem Bildnis auch dem Tierstück und der Landschaft zugute kommen, wie sie ihm außer andern Auszeichnungen während seiner Studienzeit auf der Berliner Akademie den Menzel-Preis eingetragen hat. Das war 1913, kurz vor dem Kriege, der den ostpreußischen Kürassier jahrelang seiner Kunst entfremden sollte. Und es war ihm nicht leicht geworden, sich den Weg zu seinem Beruf zu bahnen. Sein Vater war ein tüchtiger Landschafter, aber der auf ein langes Krankenlager Geworfene konnte seinem Sohn die Mittel zum Studium nicht gewähren, und so wurde Schaumann Kaufmannslehrling, und erst als er ausgelernt hatte und seine Lust zur Malerei unüberwindlich schien, konnte der junge Königsberger seiner inneren Berufung fol-



Edwin Fischer dirigiert vom Flügel aus. Lithographie von Ernst Schaumann-Königsberg



Heinrich Schlusnus
Lithographie von Ernst Schaumann-Königsberg

Arbeiten stammten zwei, die mit Belobigungen ausgezeichnet wurden, aus dem Kursus Albert Fallscheers, der seit langem eine allseits anerkannte Holzschnittklasse unterhält. Die eine war ein Holzschnitt der Gräfin von Bullion; die andere, einen Holzschnitt von Willi Döhler, veröffentlichen wir hier. Es ist ein tüchtiges und sauberes Blatt, im Geist der Technik ausgeführt und von einem herzlichen Verhältnis zur Natur erfüllt. Es ist reich an Form, so daß man keine leeren und gleichgültigen Stellen auf dem ziemlich großen Holzstock findet.

★

Ein gar vergnügtes Bildwerk ist der „Matrose“ von Emil Knöll. Vergnügt ist auch der Künstler, der es geschaffen hat. Knöll stammt aus Basel, wo er nach seiner Schilderung in die Volksschule bummelte. Er lernte dann das Metallhandwerk und kam erst nach dem neunten Jahr praktischer Tätigkeit zur Kunst, d. h.

gen. Er ist nach dem Kriege in seine Heimat zurückgekehrt und hat sich an der Ostsee für den Sommer ein Haus gebaut. Dort malt er im Freien, am liebsten Bildnisse, Akte und Pferde.

★

Ein hübsches Sittenbild im alten Sinn, fast schon Illustration, aber modern gemalt, zeigen wir aus Paris. U. Gray hat gemalt, wie sich die Studentinnen der Sorbonne anstellen, um ihr Frühstück in Empfang zu nehmen und zu verzehren, ernsthafte und schicke Mädel und alle ohne Geld, wie es sich eigentlich für junge Leute gehört. Das Bild ist flott und vor allem perspektivisch reizvoll gemalt.

★

Die Münchner Akademie der bildenden Künste hat unter ihren Schülern einen Wettbewerb veranstaltet. Das Thema hieß: Ernte. Unter den eingereichten



Frühstückspolonaise der Studentinnen an der Sorbonne zu Paris
Gemälde von Una Gray

16*

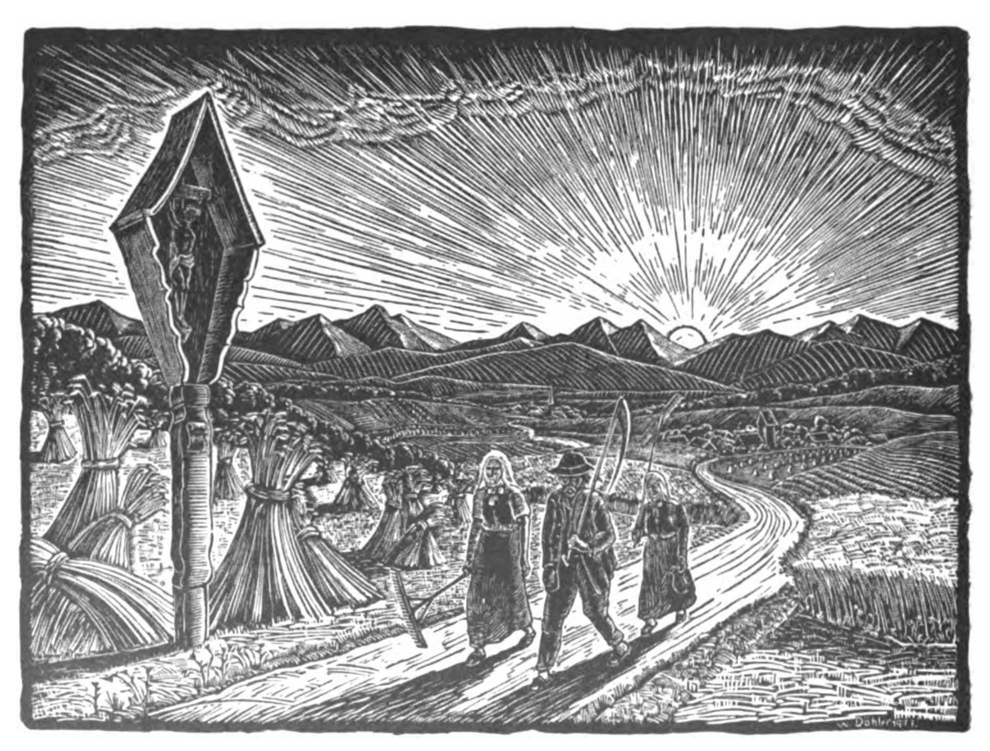
einstweilen auf die Münchner Kunstschule. Als er dort genug gelernt hatte, kehrte er nach Basel zurück und ließ sich dort nieder. Er schreibt: „Seither bearbeite ich als Plastiker und froher Geselle das Metall und den Stein. Studienreisen nach Italien und Paris erheiterten mein Gemüt." Plastiker und froher Geselle — besser kann Knölls Wesen nicht gekennzeichnet werden, und wer den „Matrosen" sieht, der muß sagen: es stimmt!

★

Ernsteren Wesens ist Renée Sintenis. Sie zählt seit ihrer Kindheit zu den verschlossenen, fast scheuen Naturen; und weil sie von Anbeginn mit den Menschen nicht gern zu tun hatte, konnte sich ihre menschliche und künstlerische Liebe zu den Tieren entwickeln. Dabei sentimentalisiert sie die Tiere nicht. Sie erscheinen ihr nur, ein jedes in seiner Art, vollkommen schön, viel schöner jedenfalls als der durch Täuschungen und Enttäuschungen entstellte Mensch. Besonders rührend in ihrer unbeholfenen Tapsigkeit sind der Bildhauerin immer die jungen Tiere erschienen, die mit grenzenlosem Vertrauen in eine so zweideutige Existenz hineinstolpern. Diese Tiere wirken oft drollig, aber Renée Sintenis hat nicht daran gedacht, sie wegen ihrer Putzigkeit zu bilden. Sie hat gar nicht die Absicht, humoristisch zu wirken. Die Mehrzahl der Plastiken von Renée Sintenis sind klein, so daß sie ein Tischchen schmücken können. Die Bildhauerin glaubt, in dieser bescheidenen Form unserer Zeit und ihren Ansprüchen besser zu dienen, als wenn sie in großen Maßen schüfe. Man soll, das wünscht sie sich, zu ihren Werken zärtlich sein, sie streicheln können. Und sie hat recht damit, denn nur zu leicht vergessen wir, daß die Plastik eine Kunst nicht bloß fürs Auge, sondern auch für die tastenden Fingerspitzen ist. Dabei ist sie nicht etwa kleinlich. Im Gegenteil, ihre Werke wachsen in der Erinnerung, und wenn wir sie nach einer Weile wiedersehen, staunen wir gewöhnlich, daß sie nicht größer sind. Unsere Erinnerung hatte sie auf das ihnen einwohnende Maß wachsen lassen.

★

Eine kleine Erinnerung an dieses Dürerjahr, das noch nicht um ist und doch schon von vielen vergessen ist. Man kann eben eine allgemeine Begeisterung für eine geschichtliche Tatsache auch durch Ausstellungen, Umzüge, Festspiele nicht monatelang in Flammen halten. Die ersten Eindrücke waren die stärksten, die Übersichten über Dürers Lebenswerk, die an vielen Orten, nicht bloß in seiner Heimatstadt, veranstaltet worden sind. Auf der Berliner Akademieausstellung waren in guten, noch unsignierten Abdrucken vom Holzstock die so=



Erntezeit. Holzschnitt von Willi Döhler



Galoppierendes Fohlen. Bronce von Renée Sintenis (Mit Genehmigung der Galerie Flechtheim)

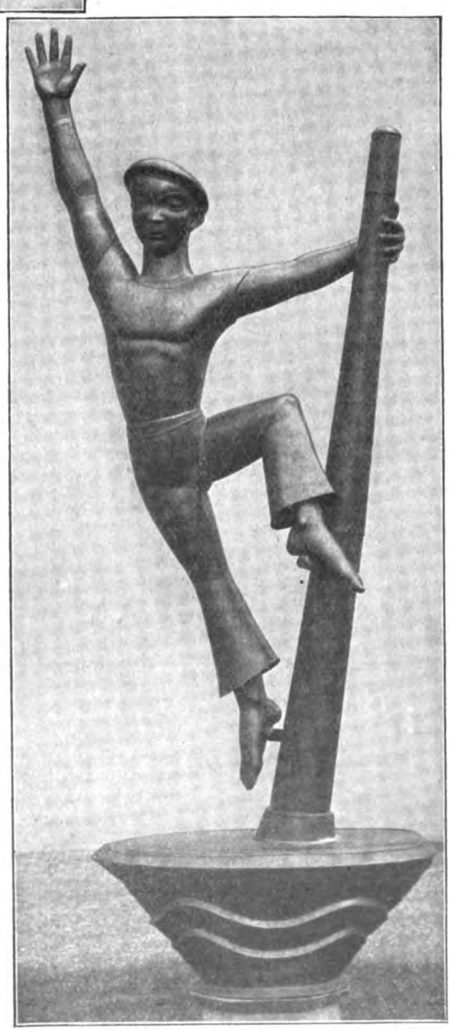
Solche Karten werden aufgehoben, in der eigenen Familie wie bei Bekannten. Gewiß werden sie auch als kleine Kunstwerke, als Originalgraphiken, die sie ja sind, gesammelt. Aber der Hauptwert liegt doch im Familiengeschichtlichen, einem Gebiet, das viele ungerecht vernachlässigen und das doch eine Fülle von Anregungen, auch von wertvollen Erkenntnissen bereithält.

★

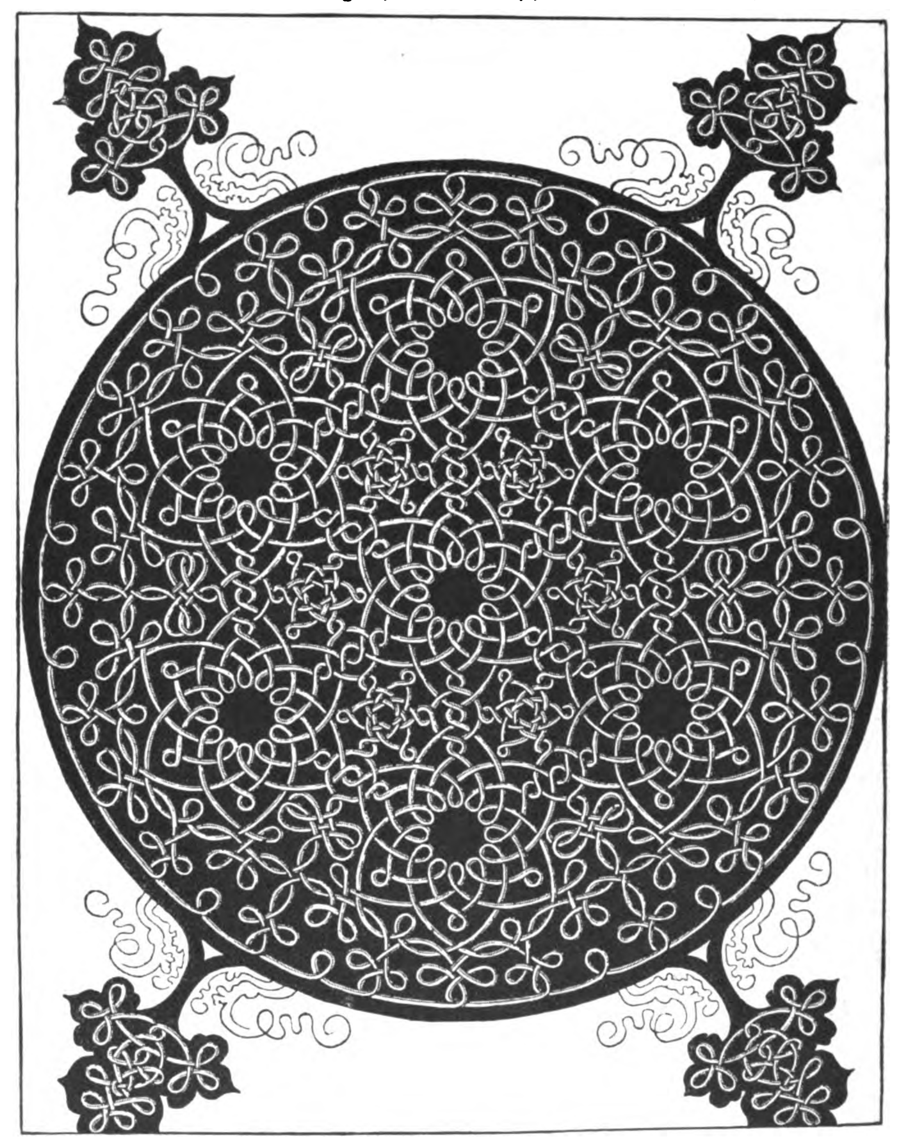
Das Titelbild des Heftes, die Felsenburglandschaft von Hulmans, gehört zu dem Aufsatz über die Flämische Landgenannten Sechs Knoten zu sehen, Gelegenheitsarbeiten um 1507, die manchem Freunde Dürers bisher entgangen sein mochten. Die Sechs Knoten sind Stickereivorlagen, die Dürer nach italienischen Kupferstichvorlagen in Holz geschnitten hat. Unser Blatt ist wohl das schönste und reichste, mit bewunderungswürdiger Genauigkeit durchgeführt. Wer Dürer kennt, kann sich vorstellen, mit welcher Liebe er diesem krausen und dennoch harmonischen Muster nachgegangen ist. Seiner Art war dieser Knoten mehr als ein Spiel der Geduld. Er sah gewiß in diesen anfang- und endlos verschlungenen Linien nach der grüblerischen und gleichnisfrohen Weise seines Jahrhunderts ein Abbild der ewigen Harmonie, die im großen wie im kleinen über der Welt und dem Leben des einzelnen waltet.

★

In Dürer verwandten Bezirken ist der im unterfränkischen Kitzingen tätige Bildhauer Richard Rother zu Hause. Er hat in derben Holzschnitten allerlei lustige und sinnreiche Gelegenheitsgraphik geschaffen, Blätter, die mühelos zu jedem Herzen sprechen und mit Übermut, Schelmerei und Innigkeit allerlei frohe Ereignisse des bürgerlichen Lebens feiern. Eine Hauskunst, die nach Brot geht und der jeder Brot geben sollte. Wie hübsch ist es, wenn man die wichtigen Tage des eigenen Lebens so fröhlich und so geschmackvoll verklären läßt. Diese heiteren und nachdenklichen Blätter, die Liebe und Ehe so herzerfreuend verherrlichen, diese Kunst, die selbstverständlich auch für ernste Ereignisse ernsten Ausdruck findet, sie werden so bald nicht vergessen werden. Das vermag jeder zu bestätigen, der in der Fröhlichkeit seines Herzens einmal den Weg in die Werkstatt eines Künstlers gefunden und sich seiner Hilfe für solche Gelegenheiten versichert hat.



Der Matrose. Bildwerk, in Kupfer getrieben, von Emil Knöll-Basel



Stickereivorlage von Albrecht Dürer
Holzschnitt aus der Folge der „Sechs Knoten". Berlin, Akademie-Ausstellung 1928

schaftsmalerei, in dem Wilhelm von Bode mit unverminderter Frische eine Fülle wichtiger kunsthistorischer Erkenntnisse niedergelegt hat und der dennoch so glücklich abgefaßt ist, daß er auch dem wissenschaftlich unbefangenen Laien vieles erzählt, was ihm wichtig erscheint, was ihn angeht. — Ein heiteres, sauber und genau gemaltes Bild ist das „Bad" des Engländers M. Mackinlay (zw. S. 152/153). — Der Wiener Maler Hans Tschelan hat das slowakische Genrebild mit besonderer, wenn auch nicht ausschließlicher Vorliebe gepflegt. Sein „Kirtag" (zw. S. 160/161) zeigt, wie geschmackvoll und farbenfroh er malt. Tschelan ist ein Schüler der Wiener Akademie, wo er seit 1895 unter den Professoren Julius Viktor Berger und Franz Rumpler studierte. 1904 konnte er mit einem Staatsstipendium nach Paris und München gehen, und es will uns scheinen, als ob die Münchner Überlieferung für ihn recht wichtig geworden ist. Er hat die Lust zu erzählen behalten und ausgebildet. Im Jahre 1908 entdeckte er sein Land, die damals zwischen Ungarn und Mähren geteilte Slowakei mit ihren ursprünglichen Menschen in farbigen Trachten. Das schöne Land ersteht in seinen Bildern

zu prachtvoller Wirklichkeit. Auch Binnenräume aus Bauernhäusern hat Tschelan mit feinstem Geschmack gemalt. Er liebt die bescheidenen Formate; sie genügen ihm für seine kultivierte Kunst. — Prof. Hermann Junker ist unsern Lesern seit langem als einer unserer elegantesten Reitermaler bekannt. Er versteht, Roß und Reiter als Einheit zu behandeln und beide mit porträthafter Genauigkeit, mit temperamentvoller Schneidigkeit wiederzugeben. So ist auch unser Gemälde (zw. S. 168/169) ein Doppelbildnis: der Gattin des Künstlers und des Kurprinzen. — Albert Murets „Weinlese im Waadtland“ schmückt das Museum in Aarau. Über den Stand der schweizerischen Malerei haben die Hefte vor einiger Zeit in einem reich illustrierten Aufsatz berichtet (Septemberheft 1926); manches Grundsätzliche wurde auch in dem Beitrag über Cuno Amiet (Juliheft 1928) ausgesprochen. Muret zählt zu den tüchtigsten Schweizern, wohl berührt vom Geist der neuen Zeit, aber von gemäßigter Modernität (zw. S. 176/177). — Mit merkwürdiger, manchen erschreckender Rücksichtslosigkeit hat Wilhelm Heise (zw. S. 200 u. 201) sein Selbstbildnis geschaffen. Dieser Künstler geht vornehmlich den Dingen mit fabelhafter Genauigkeit nach. Aber er ist auch ein Träumer und Idylliker, und man darf wohl behaupten, daß dieser in der Mitte der dreißiger Jahre stehende Wiesbadner mit seinem Wollen und Können ein echt deutscher Künstler ist. Er zeigt uns, was er liebt. Er ist ein Maler und Bastler, ein Kakteenfreund, aber seine Blicke gehen sehnsüchtig über den tausendfachen Tand hinweg, der ihn auf seinem Arbeitstisch erfreut und bedrängt. Er späht durch die schrägen Dachfenster seiner Werkstatt in den blauen Himmel, wo alle deutschen Künstler zu Hause waren und sind, ein Abseitiger, doch ein Eigener. Dieser seelische Gehalt des Bildes scheint uns so überzeugend und eindeutig, daß er auch den gewinnen wird, dem Form und Farbe vielleicht zu hart, am Ende gar hölzern vorkommen wollen. Der Künstler brauchte diese Härte, um uns zu veranlassen, nicht bloß ein Abbild seiner äußeren Erscheinung, sondern auch seiner seelischen Verfassung, seiner Neigungen und Liebhabereien zu erkennen. —



Verlobungsanzeige. Holzschnitt von Richard Rother-Kitzingen a. M.



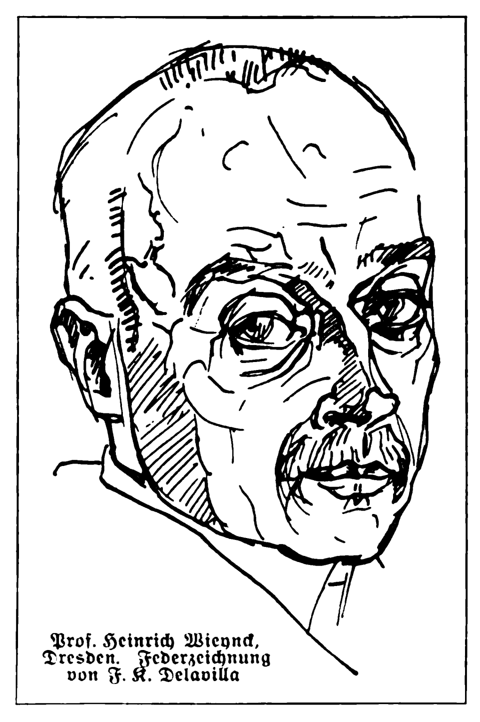
Geburtsanzeige
Holzschnitt von Richard Rother

Ein ausgezeichneter Vertreter der modernen christlichen Plastik ist der aus Unterfranken stammende Münchner Bildhauer Professor Valentin Kraus. Von seinen Apostelstatuen bringen wir den besonders eindrucksvollen Petrus (zw. S. 244/245). Goethe hat es den Bildhauern nachgefühlt, wie schwer es ist, die Apostel charakteristisch zu bilden, und sich bemüht, in 13 Figuren den ganzen biblischen Zyklus von Adam bis Petrus zu schildern und so dem Bildhauer zu Hilfe zu kommen. Die Gebärde, die er Petrus zudenkt, ist anders als die Krausche. Aber die seelische Stimmung, die von unserer Plastik ausgeht, glauben wir mit Goethes Worten auszudrücken: „Ein ernster, forschender Blick würde gerade auf den Eintretenden gerichtet sein, ob er denn auch sich hieher zu wagen berechtigt sei? Und dadurch würde zugleich dem Scheidenden die Warnung gegeben, er möge sich in acht nehmen, daß nicht hinter ihm die Türe für immer geschlossen werde.“ — Über den Meister des Meeres Schnars-Alquist und seine „Sturm-



Geburtsanzeige. Holzschnitt von Richard Rother-Kitzingen a. M.

nacht“ (zw. S. 240/241) brauchen wir unsern Lesern nichts mehr zu sagen. Jedes Bild von ihm wird mit Freude begrüßt. Dagegen haben wir noch eine Dankespflicht gegen Prof. H. Wieynck zu erfüllen, der seit 25 Jahren unser ständiger Mitarbeiter an jedem dieser Hefte ist. Wieynck, einer unserer bedeutendsten Gebrauchsgraphiker und wohl der erste deutsche Schriftkünstler, hat den Umschlag dieser Hefte entworfen, der sich dem Wandel der Mode zum Trotz durch Jahrzehnte bewährt hat. Er zeichnet die Überschriftzeilen unserer Beiträge und entwickelt auf knappem Raum neben der ihm selbstverständlichen Zucht des Schreibers eine reiche Phantasie und oft einen höchst anmutigen Humor. Wieynck hat für die deutsche Schreibkunst in so herrlichen Werken wie z. B. seinem „Ovid“ Unvergleichliches geleistet. Wir danken ihm für die treue und stets von einem feinen und reichen Geist belebte Kleinarbeit an diesen Heften und wünschen ihm und uns weiteres frohes Schaffen. Wieynck ist als Professor und Bibliotheksvorstand an der Staatlichen Akademie für Kunstgewerbe in Dresden tätig. Diese Wirksamkeit hat seine schöpferische Arbeit mannigfach befruchtet. Wir verdanken ihm wertvolle Studien zur Geschichte der Schrift, an deren Entwicklung er selbst durch seine von der Schriftguß-A. G., vormals Brüder Butter, herausgebrachten Wieynck-Gotisch rühmlichen Anteil hat. — Nach dem Abschluß des Romans von Clara Viebig wird der Jahrgang neue große und selbstverständlich gleich allen unsern Beiträgen nirgend sonst veröffentlichte Romane von Ernst Lothar, Viktor von Kohlenegg und Ernst Zahn zum Abdruck bringen. Der nächste Roman ist „Der Hellseher“ von Ernst Lothar. **P. W.**



Prof. Heinrich Wieynck, Dresden. Federzeichnung von F. K. Delavilla

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Im Atelier. Gemälde von L. Buisseret



Der Hellseher / Roman von Ernst Lothar

Ouverture

Ja, nun fangen wir an, und fatalerweise mit einem Diebstahl! Noch dazu wurde dieser Diebstahl am Derbysonntag bekannt, an solch einem blauen Juni-, Pomp- und Siegestag! Die Extrablätter mit dem Renntriumph des Außenseiters Kokoro waren eben erst im Umlauf, als eine Horde Halbwüchsiger, vom Hafen und von der Altstadt her, die Straßen überrannte und durch das Gebrüll: „Die Zentralbank ist bankrott!" die Aufmerksamkeit aller Passanten an sich riß. Sie brüllten wie die Irren. Aber ein Glück, daß der Inhalt der noch feuchten Blätter mit dem Kassandraschrei ihrer Feilbieter nicht übereinstimmte, da er zwar von einem beispiellosen Einbruch in das Panzergewölbe, doch nichts von dessen Rückwirkung auf die Zahlungskraft der Hauptbank wußte. Die polizeiliche Meldung hieß: „Heute um dreiviertel nach Sechs bemerkten die Oberkontrolleure der Zentralbank C. F. Weerth und Ludwig Kaltenhubel bei ihrer Abendrevision Kratzspuren an der zu den Kellertresors führenden gepanzerten Außentür. Sie unterzogen die Tresorsäle, die sie bei ihrem Morgenrundgang völlig unversehrt gefunden hatten, einer Nachschau, die vorerst nichts Auffälliges ergab. Keines der Schrankfächer wies Anzeichen von Gewaltanwendung auf. Als jedoch die Kontrollorgane das mit einem Vrieslanderschen Gitter geschützte, dem Tresorsaal 5 unmittelbar benachbarte Separatsafe F 0—7 revidierten, stellten sie auf der Drehscheibe des Ziffernschlosses Ölreste und in den Rillen des Rundhebels weißen Staub fest, den Oberkontrolleur Kaltenhubel als von Glaspapier herrührend erkannte. Die im Beisein des Separatsafemieters vorgenommene Sprengung der regulär nicht mehr aufschließbaren Stahltür ergab den Abgang der Valuten, Devisen und Aktien, welche der Mieter erst vorgestern hinterlegt und zur Gänze für die angeblich unmittelbar bevorstehende Majoritätsverschiebung im Eisenkartell bereitgestellt hatte. Die entwendeten Werte setzten sich zusammen aus" . . . (folgte ihre Aufzählung, worin besonders Goldbonds-Pakete der „Atchison Topeca Eisenbahn", der „Central Pacific" und der „Baltimore-Ohio" die Ehrfurcht der Kenner nebst der Gewißheit erweckten, daß es sich hier um Riesenbeträge, dabei aber hauptsächlich um Titres handelte, die vermöge ihrer ausländischen Herkunft nur äußerst schwierig und kaum vor Jahresfrist amortisierbar waren). „Zur Stunde", schloß der Polizeibericht, „fehlt von den Tätern jede Spur."

Du lieber Himmel, der Bestohlene war Rafael Bassan, der an diesem Nachmittag das Derby gewonnen hatte. Von der Wage weg wurde er in die Bank gerufen! Er hatte, in einem Rausch von Freude, seinen dreijährigen Fuchs, der in Chantilly und Hoppegarten so miserabel gelaufen war, daß ihm, den Trainer ausgenommen, niemand Aussicht auf das blaue Band zusprach, eineinhalb Längen vor dem Favorit Nero flott gewinnen sehen; er war mit ihm, seine Zügel haltend, wie die Tradition es vorschrieb und wie er es in unersättlichen Träumen vorausgenossen hatte, an der Großen Tribüne und dem Richterhaus vorbei zur Wage geschritten, eingehüllt in den aus Erstaunen, Abschätzigkeit, Anerkennung

und Liebedienerei aufbrausenden Ruf: „Hoch Kokoro!" und vereinzelt: „Hoch Bassan!" — da sagte ihm ein Herr des Renndirektoriums etwas ins Ohr, er dankte, ließ die Zügel fallen, bückte sich nach ihnen, gab sie dem Jockey Stevenson in die Hand, dankte abermals und entfernte sich. Und erschien, fünf Minuten vor Neun, im Grillroom des Majestic-Hotels. Man hätte ihn sehen sollen! Gekleidet mit jener überladnen, seine Plumpheit krasser machenden Jünglingseleganz, die dem Dreiundfünfzigjährigen nicht zum Verlieben stand. Sein eminent geschneiderter Frack, gleichwohl durch Tressen, Börtchen und Kaprice-Täschchen keineswegs erbaulich; die mattweiße, von beiderseits schräg zulaufenden Malachitknöpfen geschmückte Weste; das aus der Brusttasche buschig vorquellende Seidentuch; die Tanzschuhe mit breiten Bändern; die damendünnen Strümpfe: das alles, man entschuldige die Offenheit, verführte nicht, ja erzeugte um so stärkeren Widerstand, als ein ungewöhnlich ordinäres Gesicht sich darüber erhob. Dieses feiste, faltige Gesicht glich einem Bänkelsängergesicht: doch ohne dessen Stumpfheit; einem Schlächtergesicht: doch mit Geist und zäh gesammeltem Willen. Er war Levantiner, griechischer Abstammung, wie er behauptete, armenischer, wie die Leute wußten, denen er mißfiel. Den meisten mißfiel er. Das Rafferische, Geschmeidig-Tückische an ihm mißfiel ihnen. Sein Reichtum. Seine Unersättlichkeit. Auch beneideten sie ihn um seine Frau.

Wir sollten uns nach ihr umsehen! Kurz nach ihm trat sie in den Hotelsalon, um die Gäste zu empfangen, die sie in seinem Auftrag zum Derby-Diner gebeten hatte. Um sieben Uhr war ihr diese Anweisung telefonisch erteilt worden, sie hatte Bassan seit dem Siege noch nicht zu Gesicht bekommen, wußte also nicht, was ihm inzwischen widerfahren war. Übrigens wußte das, außer den Bankfunktionären und Polizeibeamten, bisher niemand: in den zwei ersten Stunden seit der Katastrophennachricht hatte Bassan nichts anderes getan, als die Vorhänge vor den Fenstern zuzuschnüren, durch die er als Verlustträger hätte erkannt werden können. Schon die falsche Meldung über den Zweck der bereitgehaltenen Kapitalien stammte von ihm, darauf berechnet, die Vermutungen irrezuleiten. O, Bassan war nicht von gestern! Denn da ihn jedermann als Präsidenten der Chemischen Werke kannte, vermochte man ihn mit der Metallindustrie wohl weniger als sonst wen in Verbindung zu bringen; auch mußte er dafür sorgen, daß die wahre Absicht, die er mit seiner ungewöhnlichen Kapitalkonzentration verfolgt hatte, unerraten blieb. Trotzdem, und was immer man glauben mochte: im Augenblick war Bassan, der übermorgen, Dienstag, und keinen Tag später, sämtlicher am Freitag deponierten, kunstvoll liquid gemachten Unsummen bedurfte, mit einem Schlage außer Aktion gesetzt und damit um seine Lebenshoffnung geprellt; wobei diese Bilanz sich keineswegs kraft seiner Hypochonderaugen so finster zeigte (denn man muß wissen, er war ein Schwarzfärber!), sondern bei nüchternster Betrachtung verzweifelt aussah! Nichts davon haftete in seinem beständig fahlen Gesicht, als er es auf die Hand seiner Frau beugte, um sie mit den Lippen zu berühren. „Ich gratuliere dir!" sagte Fedora. Und ihr Ton bewies nicht ganz so viel Abwehr wie sonst, nicht die Mißachtung, welche die Gespräche der beiden zu Wortduellen schärfte. Fedora attackierte oder schlug zu; Bassan wehrte ab oder nützte Finten bis zur Kampfunfähigkeit seiner Gegnerin aus. Sie war, jawohl, sie war seine Gegnerin, Fedora Semjanowa, deren von einem Leninschen Standgericht justifizierter Vater sich ebenso adelig wie die Romanoffs gedünkt hatte und die jetzt einem feisten, gierigen Geschäftsmann armenischer Herkunft gehörte. Warum? Fragen wir Fedoras Bankier. Nein. Fragen wie Fedoras Fanatismus! „Ich gratuliere dir!" sagte sie, gab ihm ihren weiten Umwurf und stand in einem kupferfarbnen, stumpf strahlenden Kleide da, dem Perlenschnüre, das vormalige Eigentum einer Erzherzogin, lang zwischen die Brüste fielen. Ihre Schultern und ihre Arme waren nackt. Schön war sie! Schmal war sie, schmal ruhte ihr herrlicher Kopf auf einem herrlichen Hals, der jene seltene Verjüngung hinab zum Nacken hatte, die den Zusammenhang von Haupt und Körper ebenmäßig und ohne Willkür macht. Nur die Augen widerstritten allem Ebenmaß. Unter nadelschmalen Brauen schaute das linke mit fast schwarzem Glanz, während das rechte, größere fahl, ja fast grau erschien. Dies gab dem Blick ein von Nichts zu Erfülltheit jäh überspringendes Gewitter, mitunter etwas Lauernd-Starres, als sei dies rechte Auge gläsern. Glücklich, die Ehe mit dem Nabob Bassan? Niemand wußte es. Dem Anschein nach so glücklich wie nur denkbar. Was man sah, war Anbetung von seiner, Zärtlichkeit von ihrer Seite. Glückliche Ehe? Fragen wir Fedora! „Kaufen und verkaufen kann jeder. Was niemand kann, entscheidet!" pflegte sie zu sagen . . . sie, die das Geld verschwendete und der es buchstäblich aus den Fingern

rann, obwohl sie dort, wo es erworben wurde, in der subalternen Kontorluft, sich unter ihrem Range fühlte. Nichts außer dem Einmaligen, oder was sie dafür hielt, trotzte ihr Achtung ab. Doch im Derby mit einem Außenseiter und ungeachtet des Kesseltreibens, das diesem Rennen präludierte, den Günstling des Stalles O'Donell geschlagen zu haben, schien ihr ein Anfang. Sie hatte ja, trotz allem Widerstand, Bassan auf diese Bahn gedrängt. „Ich gratuliere dir!" sagte sie tatsächlich. Er antwortete ein bewunderndes Wort über ihr Kleid in seinem weichen, servilen Tonfall und trat dann unweit der Tür, um in der Haltung eines Bedienten die Gäste zu begrüßen, auf die er wartete. Alle Einladungen seien angenommen worden, erklärte Fedora. Alle? Also kam auch Babenhausen? Ja. Auch er. Was denn? Erkannte er die Bedeutung nicht, die diese hart erkämpfte Zusage für seinen gesellschaftlichen Aufstieg hatte, daß er sie mit solcher empörenden Gleichgültigkeit, ja sogar seufzend, wie einen Mißerfolg hinnahm? „Das müßte dich mehr freuen als der Derbysieg!" sagte sie. „Erst in dem Augenblick, da Babenhausen sich zu dir bekennt, hörst du auf, der Plebejer zu sein, der du bist!" Wütend sagte sie es. Sie mißbilligte diese überraschende Apathie angesichts eines Ergebnisses, an dessen Reifwerden sie sich jedes Verdienst beimaß. Den Boykott des „Club" (sprich „Klöbb") zu brechen, dessen Präsident Fürst Babenhausen war; diese von Quertreibereien, Verleumdungen und Infamien gesättigte Luft entgiftet und bewirkt zu haben, daß Bassans jahrelang unentschiedenes Aufnahmegesuch die schwarze Kugelung nicht länger zu fürchten hatte: Fedora hielt das für einen solchen Fortschritt, daß sie Bassans Unlust nicht begriff. Doch da merkte er längst, welchen Fehler er begangen hatte und wie sträflich es von ihm gewesen war, zu seufzen! O Gott! Niemand darf ahnen, daß er zur Stunde in Schulden erstickt. Seinen Kredit, den er übermorgen umfassender als je anspannen wird, nicht untergraben . . . nur das nicht! Hatte er in einer Stunde der Verstörtheit geseufzt? Welch ein Dilettant er war! Die Gerüchte erdrosseln — um jeden Preis! Er wußte noch nicht wie. Er wußte nicht, was er sagen, wie er sich wehren, wie er sich retten solle. Ach, er wußte nur, in einer verbissenen, bohrenden Entschlossenheit, daß er keinem Menschen Einblick geben dürfe, Bucheinsicht sozusagen. Zeit gewinnen, bis übermorgen . . . nur Zeit! Von der Tür her äußerte er, und sein weicher, serviler Tonfall wurde demütig: „Meine Liebe, du wirst dich noch heute davon überzeugen, wie erkenntlich ich dir bin! Dieser Abend ist der entzückendste meines Lebens!" Er sagte „erkehntlich" und „entzühkendste". Dann meldete der Saaltürsteher die Grafen Eltz und Degenfeld. Im Verlauf einer halben Stunde war man vollzählig. Dreiundzwanzig Herren. So begab man sich in den Mittlern Saal, um zu tafeln.

Die Tafel hatte Flieder auf dem Damast, sie sah wie ein lila und weißes Beet aus. Getürmt folgten die Dolden dem Gedeck, ränderten rund die Gläserstaffeln, bekränzten die Silberfüße des Kristalls und sanken vor den Bestecken hingebungsvoll, von einer Kamelie besternt, mit Schleifen in den Rennfarben Bassans golden und silbergrau zu Tischgewinden hin. Allerhand Respekt! Fedora hatte die Sitzordnung verfertigt, streng nach der Etikette, jeder erhielt den ihm nach Würde, Alter, Landsmannschaft geziemenden Platz, bitte, hier waltete kein Irrtum, eine in derlei musterhaft geübte Hand hatte sich bewährt und jede Unzukömmlichkeit verpönt. Der griechische Geschäftsträger, dessen Gegenwart das Haus Bassan (wohl um die behauptete Abkunft des Hausherrn zu beglaubigen) bei Eliteempfängen für geboten hielt, nahm den Ehrenplatz zur Rechten Fedoras vor dem Fürsten Babenhausen ein, obschon dieser zum erstenmal an ihrem Tische aß und mit seinen Siebzig und seinem Rang dem jungen Meganopolis weit überlegen war. Doch Seine Exzellenz Meganopolis hatte als ausländischer Diplomat formell das Vorrecht, und Fedora hielt zeremoniös darauf, es ihm zu wahren, ihn also zur Rechten zu haben, während Babenhausen sein Gedeck an ihrer Linken fand. „Famoses Rennen", sagte der Fürst, der sich dem Gastgeber schräg gegenüber sah: „Ich weiß wahrhaftig nicht, habe ich Ihnen meinen Glückwunsch schon zu Füßen gelegt, Prinzessin?" Er fragte ausdrücklich: „Prinzessin?" Denn es war Übereinkunft, Fedora Bassan mit dem Titel ihres Vaterhauses anzureden . . . das erleichterte den Herren von Geblüt die unbequeme Lage. Und was ließ sich jetzt auch tun? Ebenso wenig ging es an, einen Rennstallbesitzer, der das Derby gewonnen hatte und dem sich, leider, nichts Anrüchiges beweisen ließ, ferner vom „Club" fernzuhalten, wie es geradezu undenkbar gewesen wäre, sich vom herkömmlichen „Majestic"-Festmahl auszuschließen und ein korrektes Finish dadurch schnöde anzuzweifeln! Es blieb nur übrig, in den sauren Apfel zu beißen und diesen odiosen Mann in Kauf

zu nehmen, der eine anziehende Eigenschaft besaß: seine Frau. Immenses Weib. Schön wie eine Göttin, uradelig — „où passez-vous l'été, princesse Fédore?" fragte Babenhausen. In Belgien, Fürst, auf dem kleinen Schloß, das man aus der Hinterlassenschaft des Königs Leopold in Beausite sur mer vor kurzem erstanden hatte, man lebte zurückgezogen, den lästigen gesellschaftlichen Anforderungen entrückter als auf dem Besitz am Maggiore. „Wenn Sie uns dort besuchen wollten?" fragte Bassan über den Tisch. Fedora erbleichte, der Fürst, ohne die Miene zu verziehen, gab zurück: „Sehr charmant. Das tiefe Gelände ist Ihnen zustatten gekommen. Bei trockner Bahn wäre Nero nicht zu holen gewesen!" Er ließ sich ein Spitzglas Tokajer einschenken, erhob es gegen seine Dame und trank.

Man tafelte, Feinschmecker hatten nicht zu klagen. Austern wurden gereicht; oblonge Kaviargebäude, die wie Jett glitzerten; eine Schale kalter Suppe; Seezunge in weißem Wein; gebackne Hühner zwischen sanftgrünen Erbsenhügeln; Spargel mit dicken Köpfen; gedünstete Kirschen, Erdbeeren und Aprikosen; Eis, der Überlieferung gemäß sinnig als Rennpferd und Jockey geformt. Und es wurde Wein gereicht, Kenner kamen nicht zu kurz. Man begann mit Tokajer und Wermut, ging zu leichtem Mosel, Pomard, weißem Burgunder und Haute Sauterne über, um dann Pommery und Veuve Cliquot aufzusetzen, ja, es floß reichlich und erfreulich! Am untern Ende des Tisches, wo man einander wie seine Tasche kannte, für Standesgenossen und voll nahm, lebte man angenehm, aß mit Anstand und Appetit, trank ausgiebig und führte zwanglos Konversation. Es war von der Placierung Tha's die Rede, wobei jedermann es für selbstverständlich hielt, daß jedermann hierunter den jungen Thassilo Degenfeld und die Anstrengungen seines Vaters verstand, denen es gelungen zu sein schien, den jungen Schuldenmacher vorteilhaft (oder wie man dort unten sagte „passabel") als Sekretär des Bankgouverneurs unterzubringen. Tha's neue Stellung war ja nicht großartig und noch weniger das Ziel eines jungen Herrn von Stand — immerhin, nach dem Mißerfolg damals im Postministerium . . .! Auch hatte man sich mit dieser verrückten Zeit abzufinden, die einem noch Absurderes ansann, als Privatsekretär der Hauptbank zu sein! Tha's Sache mit der Kleinen war aus? Durchaus nicht, sie grünte frühlingshafter denn je, wer wollte ihm das verübeln? Und die Kleine, unerachtet sie nicht wenig kostete und ein Luderchen war, hatte ihre Meriten, wer bestritt das? Seit wann übrigens bezog der junge Mann seinen Amtssitz in der Uchatiusstraße? Seit dem vorigen Monat, erklärte Graf Degenfeld, saß sein Sohn (oder wie er sagte, sein „guter Junge") dort. Und Herr v. Tosse, der Bankgouverneur? Wie kam Tha mit ihm aus? Dieser Tosse, nach allem, was über ihn umlief, mußte ein Mensch mit reichlichem Haar auf den Zähnen sein? Getaufter Jude übrigens? Hatte mal Traubensaft geheißen? Das nun nicht. Lachend legte der fette Eltz zwei Finger auf seinen Mund, in dessen rechtem Winkel eine Kaviarperle haftete. „Pst!" äußerte er und sah zum obern Ende der Tafel: „Am Tische des Getauften spricht man nicht vom Strick!"

In der Mitte und am obern Ende der Tafel zögerte das Gespräch mit Pausen, Zwang und Hemmung. Man wollte den Mann, als dessen Gast man figurierte, nicht geradezu vor den Kopf stoßen, gewiß. Doch auch geradezu aneifern wollte man ihn keineswegs. Überdies hatte er ja seine Ohren überall, und sprach man, was man beträchtlich vorzog, mit seiner Gattin, dann antwortete er statt ihrer — präpotent wie er war oder Spion wie er war? Unheimlicher Geselle, dieser Bassan! Schleppend ging das Gespräch. Es behalf sich mit unverfänglichen Dingen, dem Mord an dem Tenor Butschek; dem Völkerbund; der Neuemission des Mailänder Bianchi-Zandoni-Konzerns; dem unerhörten Bankdiebstahl von heute abend. „Haben Sie eine Ahnung, wer der Bestohlene ist?" fragte Degenfeld den Hausherrn und lachte sein nervöses Lachen, ohne daß er irgend etwas lachhaft fand. Leider, Bassan konnte dem Grafen nicht dienen. Er hatte allerdings seine kleinen Vermutungen — und er griff sich an die linke Brustseite, wo oberhalb des Herzens und unterhalb ein leichter Druck ihn molestierte. Vermutungen? Heraus damit! Bassan verneigte sich. Beim besten Willen: unmöglich. Auch seien die Vermutungen bloß vag. Ach! Und heiße es denn nicht klipp und klar, die Majorisierung des Eisenkartells hänge mit dem Diebstahl zusammen? Mithin könne nur Harrasser von der „Montana" der Verlustträger sein? Bassan verneigte sich. Er zerdrückte das linke Auge wie stets, wenn er weder ja sagen noch verneinen wollte. Aha. Harrasser also! Und wie würde die Börse reagieren? Morgen ein schwarzer Tag? Das Gespräch gewann an Interesse; lebhaft forschte Seine Exzellenz Meganopolis nach Bassans Meinung, Metallaktien betreffend. „Glauben Sie, daß ‚Montana' jetzt billiger werden?" wollte er wissen. In

diesem Augenblick, zugleich mit der Seezunge in weißem Wein, erschien der Empfangsangestellte des Hotels und rief Seine Exzellenz Meganopolis für einen Augenblick ins Vestibül, woselbst ihn jemand aus seinem Amt dringlich erwarte. „Politik?" sagte Fedora. Parfait, princesse. Und der brünette Herr fügte, während er sich erhob, mit der gutgeölten Höflichkeit seines Gewerbes hinzu, er werde nach dem bevorstehenden höchst langweiligen Intermezzo um so ungeduldiger auf seinen beneidenswerten Platz zurückkehren. Auf bald denn, Exzellenz! Parfait. Mit Windeseile.

Unruhig sah Bassan dem sich Entfernenden nach. Er benagte die Knöchel seiner linken Hand, was Fedora ihm nicht abgewöhnen konnte, und was, so oft sie es sah, ihren Abscheu gegen ihn erhitzte. Indem sie scheinbar zufällig an sein Glas stieß und seinen Blick dadurch herüberzwang, machte sie ihm ein Zeichen wegen der Knöchel und er gehorchte; doch behielt er die Tür im Auge, durch die Seine Exzellenz Meganopolis zurückkehren mußte. Diese Wiederkunft ließ auf sich warten! Man hielt schon bei den gebacknen Hühnern, ohne daß der Platz zur Rechten Fedoras wäre besetzt worden. „Hoffentlich erklärt uns Griechenland nicht den Krieg?" fragte Babenhausen ironisch seine Nachbarin. Der lästigste Augenblick dieses Beisammenseins stand ihm ja bevor: der Trinkspruch auf den Besitzer des Derbyhengstes, womit er den Dank des „Clubs" herkömmlich abzustatten hatte. Er trank ein Glas Sekt, in kurzem Abstand ein zweites. Total undenkbar, auf diesen Armenier zu toastieren! Trinkend runzelte er die brandrote Stirn über den kleinen weißen Bürsten seiner Brauen. Dann donnerte er an sein Glas, stand auf und hielt, wie ein Schwimmer vom Trampolin ins Ganze springend, seine Anrede. Sie war bei alldem meisterhaft. Ein Verschlagenheitskunststück, das der Person des Gastgebers im Bogen auswich und an seiner Statt den Sport, das Rennwesen und die Zucht zum Mittelpunkte nahm, von wo kaum mehr ein Radius schmächtig bemeßner Beiwörtchen auf Bassan niederstrahlte. Den brandroten, wie gegerbten Kopf mit dem weißbuschigen Schnurrbart beständig von seinem Gegenüber wendend (ohne hiedurch unschicklich zu sein, weil er offenkundig die ganze Versammlung zu überschauen und jedermann sprechend anzublicken wünschte!) lavierte der alte Fuchs geschickt, vermied die Klippen und landete zum Schluß im sichern Hafen des Hoch!, ohne daß jemand hätte sagen können, wem überhaupt er es gewidmet habe. Dann setzte er sich und beorderte den Aufwärter, ihm an Stelle des kalt gewordnen Stückes Huhn ein warmes vorzulegen. Wie eine laufende Katze! dachte er, als er die leisen, weichpfotigen Dankworte des Gastgebers hörte, der offenbar nicht die geringste Übung in öffentlichen Ansprachen besaß und sich denn auch nach einem geläufigen Anfang bald genug in einem Subjekt verfing, dem er kein Prädikat erteilte, so daß eine peinliche Pause entstand; sapperment, konnte dieser Kerl nicht drei Sätze sagen, ohne umzuschmeißen? Verdrießlich schaute der Fürst von seinem Teller auf. Da stand denn dieser Mensch, hatte keinen Blutstropfen im Gesicht, hielt das Sektglas in der Hand und starrte auf den leeren Platz zur Rechten seiner Frau — ach, es mußte ihm übel geworden sein, denn nun, nach einem keuchenden Atemzug, färbten seine Wangen sich um eine Spur und er setzte seine Rede fort. Nicht eben dumm; hatte er die Maulschelle, die der Toast für ihn sein sollte, gespürt und gab sie jetzt infam zurück? „Denn, meine höchstverehrten Gäste", sagte Bassan: „Seine Durchlaucht war viel zu gütig, als er mir in seinem von Wohlwollen überströmenden Toast die Ehre erwies, meine Wenigkeit für gleichbedeutend mit den Interessen des Sportes, des Rennwesens und unserer Gestüte zu halten. Ich bin nur ein sehr simpler Mann ... der heute allerdings, an diesem glücklichsten Tage seines Lebens, in sich die ganze Kraft fühlt, um das zu werden, was Seine Durchlaucht in echter, edler Sympathie mir anticipando zugebilligt hat: ein nicht ganz unwichtiger Faktor im Sportwesen dieses Landes, vielleicht sogar der Welt; ein sehr simpler Mann, der trotzdem in allernächster Zeit beweisen wird, daß der Einfluß auf die internationalen" — war dieser Bassan paralytisch? Denn sein katzenpfotiger Speech riß, nachdem er die Krallen gezeigt hatte, plötzlich wieder ab. Oder trat die abermalige Pause bloß ein, damit Seine Exzellenz Meganopolis sich an der Schlußtirade des vorgeblichen Landsmannes erbaue? Das feiste, faltige, von neuem völlig erblaßte Gesicht auf den Griechen richtend, der endlich in der Tür erschien und, um die Störung zu verringern, wie auf Eierschalen der Tafel zuschritt, schloß Bassan unvermittelt seine Antwort, indem er dem Fürsten dankte und den „Club" (er sprach es leider nicht „Klöbh" aus!) hochleben ließ. Doch in das Rufen und Gläserklingen sagte Seine Exzellenz Meganopolis, die Stimme dämpfend, zu Fedora: „Höre, es ist dein Mann, der heute

in der Bank bestohlen worden ist! Ich weiß es authentisch!" Bassan stand noch, das Champagnerglas in der Hand und stieß an gläserne Kelche, die sich ihm artig, widerwillig oder brüsk entgegenhoben, es klingelte ein bißchen, wenn seine Hand Bescheid tat, und es brauste ein bißchen in seinen Ohren, das war der Wein, das war der Triumph, das war die Verzweiflung. Ja, da stand er, die rechte Hand erhoben, vor dem zurückgeschobenen Sessel, vergaß, sich zu setzen, und starrte die Lippen des Griechen an, deren jeden Laut er sah, ohne ihn zu hören. Er hatte in dieser Sekunde zu ihr gesagt: Dein Mann ist bankrott. Und, Herrschaften, es hatte seine Richtigkeit mit beidem: Er, der hier stand, war so gut wie bankrott, und er, der dort saß und ihm zutrank, war ihr Liebhaber ... prosit! „Prosit, Exzellenz! Ihre Gesundheit!" Wer hatte so geschrien — nein — das ging über die Begriffe — wie — ich bitte — — Jawohl und bündig: Da stand dieser Mensch, Bassan, hielt immer noch ein völlig verschüttetes Glas halbhoch und schrie aus kalkigen Lippen dem griechischen Diplomaten Segenswünsche ins Gesicht. Seine Exzellenz Meganopolis zog die zum Zutrunk hinübergereckte Hand zurück, komponierte eine Mischung von belustigtem Erstaunen und Väterlichkeit auf dem dünnlippigen Genießermund und sagte mäßig laut: „Mein Lieber, Sie sollten nicht trinken!" Seht diesen Bassan! Er läßt es dabei nicht bewenden, keineswegs, sondern beugt sich blitzschnell über den Tisch, daß man in der plötzlich eingetretenen Atemstille seine steife Hemdbrust knacken hört, und keucht: „Sie haben meiner Frau gesagt, daß ich bestohlen worden bin! Wenn Sie das nicht zurücknehmen, nenne ich Sie einen Lügner!" Wo hinaus wollte der unmögliche Mensch? „Bitte!" sagte Degenfeld zu dem Außersichgeratenen angewidert. „Das ist denn doch... bitte ...!" Jedoch was glaubt man! Wut und Desparation rauchten nur so aus dem Gastgeber. Es zerriß sein famoses Konzept und er wußte nichts mehr, wollte nichts mehr, nein, als seinen Gästen ins Gesicht springen, denen er es zu danken hatte, wenn er jetzt in Bedrängnis war! Was Derby! Was Gesellschaft! Geld! Er hatte sein Geld eingebüßt! Versteht ihr? Sein in tausend Sorgen, abertausend Folterqualen, Listen, Demütigungen, Vergewaltigungen und Entmenschungen errafftes, gehäuftes, behütetes, geborgenes, angebetetes Geld! Den Turm von Geld, der stündlich steiler wurde — wie beliebt? Was wißt ihr vom Geld, Gäste an Bassans Tisch! Mit blutunterlaufenen Augen stand ein Mensch im Modefrack an einer fliederlila und weiß geschmückten Tafel zwischen Herren von Geblüt, lallte, wie ein Kutscher, und fuchtelte mit der Faust. Besoffen, tobsüchtig besoffen. So etwas gewann das Derby! Arme ... arme Frau ... „Darf ich Sie nachhause bringen, Prinzessin?" fragte Fürst Babenhausen und wurde so deutlich, fest und schneidend, daß es auch einen Betrunknen, dem Wein und unverdienter Triumph zu Kopf gestiegen waren, bald ernüchtern konnte! Fedora dankte, lehnte ab. Und indem sie mit einer Stirne der Verstellung, um die jede Schauspielerin sie beneidet hätte, die Worte log: „Ein epileptischer Anfall. Der Arme leidet zuweilen daran . . .", ging sie auf Bassan zu, strich ihm zärtlich übers Haar, bat mit einem bezaubernden Abschiedsblick jeden um Vergebung, hob die Tafel auf und führte den Taumelnden behutsam an ihrem Arme aus dem Saal. Seien wir froh, daß sie gegangen sind! Im Automobil, nach einer halben Fahrtminute, sagte sie: „Ist es wahr, daß du dein Geld verloren hast?" Es war finster in dem geschlossenen Coupé. So spürte er nur, mit welcher aufgesammelten Erbitterung sie ihn musterte. Er sah es nicht, er wußte es.

Junge Herren und ein junger Mensch vom Land

Man genoß vom fünften Stockwerk der Zentralbank, wo die Direktionsfenster sich befanden, eine Aussicht auf veritables Grün; man war in tobendem Lärm, sobald diese Fenster geöffnet wurden. Das Donnern kam von den Hochbahnzügen, die von drei zu drei Minuten in den Bahnhof St. Severin sausten und ihn nach einem schrillgedehnten Pfiff sausend verließen. Das pausenlose schwere, schütternde Stoßen drang aus der Druckerei der wahrheitsliebenden „W. a. M." („Welt am Mittag"), die täglich, zwölf Uhr dreißig, erschien und deren bloß durch den Valentinskamp vom Bankblock getrennter Kontorpalast mit seinen Rotations-, Setz- und Schreibmaschinen das Dröhnen in bösartige Permanenz erklärte. Die stirnseits benachbarte „Fischersche Garage" trug mit ihrem sirenenheulenden Ein- und Ausfahrtalarm, der um sechs Uhr morgens begann und um zwei Uhr nachts noch nicht geendet hatte, zum Ohrenschmaus verschwenderisch bei; doch seine Vorspeisen, Zwischengerichte und den leckern Nachtisch brachten die Hupenschreie der kettenhaft gedrängten Autos, das Kolporteurgebrüll, das

Zischen und Klingeln der Straßenbahn, das dumpf vom Hafen und von den Freispeichern schallende Krangeknatter, die hohen Signalpfiffe der Rundfähren, das Trompeten der grünen kleinen Lokaldampfer, das Fauchen der auf- und abpfeilenden Fahrstühle, das heisere Rasseln der Telefone, das Scharren, Ziehen, Schleifen, Reiben, Knirschen, Rollen auf dem Holzquadratpflaster bekömmlich zum Genuß. Jenseits des Stahlmantels allerdings, der den Bahnhof St. Severin bezeichnete und ihn wie ein riesiges Haubitzengeschoß aufdrohen ließ, stand Grün im Grauen, ernstlich, dies Laubfarbne sah nach Wipfeln aus; und wenn man sich des probaten Zeiß bediente, nahm man jenseits, längs der Kanalufer, dichte Baumkronen, ja sogar sommergrüne Kolonien wahr. Da sah man denn doch gleich, wie es um die freche Behauptung von der „Wüste des Zentrums" stand, die der Journalist Nablon in der wahrheitsliebenden „W. a. M." aufzutischen liebte. Eine Großstadt, jawohl. Eine täglich wachsende Welthandelsstadt! Litt man darum an Gärtnerkünsten Mangel? Ein Schulfall, dieser eingewanderte Schmierer Nablon, dem man seine Läppereien nachgerade wie Juwelen abnahm, mit denen die Fünfuhrteewelt sich putzte! Doch was er heute mittag geleistet hatte, auf Ehre, es überschritt an Insolenz sogar seine bisherigen Spitzenleistungen! Man lese diese Handarbeit aus Nadelstichen, die er an die Diseuse Lydia geknüpft und womit er sie lächerlich gemacht hatte!

Daß es Hans Göttlicher mit seiner Empörung über den Skribenten Nablon ernst war, litt keinen Zweifel. Er schleuderte die „W. a. M.", die der Laufjunge vor zehn Minuten in allen Kontoren hinterlegt hatte, von dem aufgeschlagnen Akte Bassan, griff abermals nach ihr, rippte die schmähliche Stelle mit dem Fingernagel und hielt sie seinem Pultgenossen hin. Dieser unterbrach den Blick auf die Kanal-Ergötzlichkeit, nahm das Blatt vor seine kurzsichtigen Augen, prüfte vorerst das Titelverzeichnis und las dann umständlich und wie es schien nicht ohne Beifall die Rezension, die N—n über Thassilo Degenfelds Favoritin verfertigt hatte. Als er zuende war, äußerte er, ohne sich irgend zu ereifern: „Nun ja." Nichts als: „Nun ja?" Göttlicher hielt an sich. Es wurde immer schwieriger mit dem Kollegen Bernhard! Diese Gemächlichkeit, dieses nicht aus dem Gleichgewicht zu bringende, durch nichts zu einem schnelleren Schritt hinzureißende Phlegma, um nicht geradezu Borniertheit zu sagen! Göttlicher legte sich Zwang auf und umfaßte seine gesamten Einwände mit dem Satz: „Na, du müßtest ein wenig mehr dahinter her sein!" Der Ermahnte zuckte die Achseln. Ob ich (dies war Bernhards Philosophie), ob ich um 1 Uhr 5 oder um 1 Uhr 20 zu Mittag speise, ist gleichgültig. Wesentlich ist: daß ich speise. Ob ich zu Dampf, zu Schiff, per Luft da und dorthin gelange, hat keine Relevanz. Bloß, daß ich dort bin, ist wichtig und macht Spaß. Das Ganze ist so: man richte sich in seinem Leben wie in einem Mietzimmer ein, aus dem man die schlechten Möbel und Schaustücke nach und nach entfernt, um sie schrittweise durch vorzügliche zu ersetzen; einmal zu diesem erstrebenswerten Punkt gelangt, bleibe man aber wohnen, verkleinere den Raum durch Aufhäufung nicht und mache ihn durch eiliges Verlassen nicht zwecklos. Was konnte einfacher sein als Bernhards Lebensphilosophie?

Göttlicher begriff sie nicht. Wenn er seinem Pultgenossen immer wieder entgegenhielt, diese Philosophie sei Gefasel und, abgesehen von ihrer Zeitfremdheit, auf niemanden anwendbar, da er, Bernhard Neu, Sohn eines steinreichen Vaters und einzig deshalb imstande sei, seine faulen Fische zu angeln, während andrer Leute Wiegenbett, Göttlichers zum Beispiel, nicht auf Rosen war gebreitet worden, dann nahm Bernhard die Brille von den glanzlosen Augen, schaute mit schiefem Blick hinaus und pfiff, pfiff immer dasselbe: „Wo hast du deine schönen blauen Augen her?" Das hieß: Gut. Mein Vater ist J. B. Neu Söhne, Parfümeriefabriken. Er hat „Cri de nuit" erfunden, in schlank gerillten Fläschchen in den Handel gebracht und ist dadurch wohlhabend geworden; er hat den imprägnierten Dachshaarpinsel „Eton" herstellen lassen und daran ein Vermögen verdient; seit den „Ever"-Büstenhaltern aber ist er reich. Stimmt. Fiel das etwa für ihn, Bernhard, ins Gewicht? Er hatte nicht in die Fabrik eintreten mögen. Nicht jeder erträgt diesen Fieberbetrieb, der einem die Bettstunde länger, den Sommer am Lido und die freien Nachmittage mißgönnt. Bedaure, von ihm, Bernhard, war das nicht zu wollen! Ihm haftete, zugegeben, ein Hang zum Wohlleben an. Er hatte seine Studien juris, er würde die Beziehungen ausnützen, die ein junger Herr aus begütertem Hause über Nacht erwirbt; er würde an ihrer Hand in diesen und jenen bevorzugten Sessel gelangen, sogar in den Fauteuil eines Rechtsbüroanwärters der Elitebank. Da saß er. Auf das andere wurde gepfiffen. Ach, wenn er nur die gespitzten Lippen sah, hielt sich Göttlicher die Ohren zu! Er

kannte die Melodie und Bernhards Sondertext zum Überdruß. Göttlicher, über dessen Herkunft ein gewisses Dunkel waltete, hatte sich mit Geschick, mit Fleiß, mit einem Ehrgeiz, der an Streberei erinnerte, vorangebracht. Er faltete stumm das Zeitungsblatt und ignorierte, was ihm Bernhard zu bedenken gab: ob seine Entrüstung nicht etwa mitbestimmt vom Wunsche sei, Thassilo, dem neuen Präsidialsekretär, zu gefallen? „Wenn er hört, daß du das Majestätsverbrechen gegen die kleine Abel empörend findest, steigst du enorm in seiner Gunst!“ An Göttlicher war es nun, die Antwort zu verweigern, er sah den Zimmergenossen durchdringend an, sonst nichts. Dann machte er sich an das Gutachten in causa Bassan, worin die wahrheitsliebende „W. a. M.“ ihn vor zehn Minuten unterbrochen hatte. Auch Bernhard, wohl oder übel, fingerte jetzt an dem Exzerpt, welches er aus der Zuschrift des Justizrats Kranich, Bassans Anwalt, für die Akten zog: die Gesprächsstille im Konsulentenzimmer ließ den Donner der Hochbahnzüge und das Trompeten der grünen Dampfer lauter werden. So überhörte man das Klopfen an der Polstertür, durch die alert der kleine Degenfeld erschien, das halbe Lächeln auf den Lippen, das ihn schmückte. Er war klein, der kleine Graf Degenfeld, von einer geradezu unerlaubten Kleinheit! Dabei glich er aufs Haar einer Miniaturausgabe seines Vaters, hatte seines Vaters knifflige wasserblaue Augen, seine Backentäschchen, seine rosig glasierte Haut und vor allem seinen reitenden Gang, mit dem er, hast du nicht gesehen, um die Ecke schoß und das ebenste Parterre wie Hürden nahm. Ein Hauch von Frische, Leichtsinn und Atkinsonschem Chypre wehte von diesem jungen, immer heitern Herrn, dessen Schulden zu einer Art öffentlichen Vorgangs geworden waren, wofür man in seinen Kreisen wie für das Barometer Anteil zeigte und worüber man einander auf dem Laufenden erhielt: Ist der gute Tha wieder glatt? Hat der gute Tha die ganzen Zwanzigtausend an Cousin Eltz bezahlt? Seine Unfähigkeit, mit Geld zu verfahren, und der Furor, es unter die Leute zu bringen, machten den kleinen Degenfeld populär; man traute ihm zu, gegebenenfalls die vereinigten Vermögen Fords und Vanderbilts durchzubringen, alles oder doch das Hauptsächliche für die Kabarettière am „Wolf und Schaf“ Lydia Abel, ein Luderchen, auf das er unmäßig stolz war. Seit kurzem bediente Herr v. Tosse sich seiner (natürlich nicht als „des“ Privatsekretärs, als der er hochstaplerisch gelten wollte); siehe da, er befriedigte so übel nicht, entwickelte fast Fleiß und hielt sich, alles in allem, da er fremde Sprachen bravourös beherrschte und bestimmt nicht dumm war, so wacker, wie es selbst sein optimistischer Vater nach dem Mißerfolg im Postministerium nicht mehr hatte hoffen mögen. „Wir bekommen Zuwachs, meine Herren!“ rief er mit seinem dünnen Stimmchen und dem mißglückten Versuch, den Zettelblock in seiner Rechten wie eine Gerte zu handhaben. „Papa Tosse hat soeben einen jungen Mann akzeptiert und Ihnen zugewiesen.“ „Wozu denn?“ fragte Bernhard, der sitzen geblieben war, während Göttlicher aufsprang und dem Besuche Reverenz erwies. Wozu einen neuen Mann? wünschte Bernhard zu wissen, „die Luft hier wird um nichts besser, wenn noch eine dritte Lunge an ihr schmarotzt!“ Auch Göttlicher empfand die Ankündigung eines Mitbewerbers, obschon aus andern Gründen, unerwünscht. Bernhard zählte ja nicht; und wenn es fortging wie bisher und man ahnungsvoll den Ferien entsagte, bestand die beste Aussicht, noch vor Michaelis, extra statum, in eines der Chefbüros versetzt zu werden. Ein Neuer aber, der (trotz der jüngst verfügten Bewerbersperre!) Einlaß fand, verschob die Lage drohend. „Wer ist es denn?“ fragte Göttlicher beiläufig, da er es für verfehlt hielt, seine Besorgnis zu zeigen. „Er heißt“, begann der kleine Degenfeld, pausierte, schwenkte den Zettelblock gertenhaft vor seinen Augen und las: „Trux. Komisch, nicht? Außerdem Sebastian. Überhaupt komisch . . . der ganze Mensch!“ Göttlicher fühlte Boden unter den Füßen. Anlaß zu besondrer Inachtnahme schien also nicht vorhanden. Trux. Ohne Juristentitel. Nicht von Adel! Kein Name, den man kannte. „Und wieso kommt er her?“ erkundigte er sich, nicht minder beiläufig als vordem, doch ungleich erleichtert. Degenfeld nahm die Hürde zwischen Bernhards wenig belastetem und Göttlichers überhäuftem Rollpult. Er wußte, wozu sein Präsidialistentum verpflichtete, und verstand sich bloß zu Knapp-Diskretem. Danach schien es, als sei aus dem Ackerbauministerium interveniert worden. Jedenfalls schneite da ein Mensch vom Land herein. „Sie werden sehen . . . ein Riese!“ sagte der kleine Degenfeld, deutete, um das Körpermaß des neuen Mannes zu bezeichnen, mit der Hand in eine ihm unerreichbare Höhe, übersprang die Hürde zwischen den Schreibtischen und der Polstertür und empfahl sich, halb Kollege, halb loyaler Vorgesetzter, der einen Spaß versteht.

Jawohl, fast ein Riese war der junge



Pferde am Meer. Gemälde von Giorgio de Chirico

Mensch, der bald darauf in schwarzem Kurzrock eintrat! Er überragte die Tür, durch die er mit einer Verbeugung schritt, und berührte, als er aufgerichtet dastand, die elektrische Mittelbirne mit dem Scheitel. Dieser Scheitel war blond.

Der junge Mensch nannte sich mit Namen, und indem er die ersten Worte sprach, stand, schaute, sich bewegte, trug er seine Herkunft verwunderlich an beiden Sohlen mit. Er sprach zögernd, gewichtig, Silbe nach Silbe und mit gutturalem Ton. Bei den Redensarten von Hergewiesensein, guter Absicht, Hoffnung auf Entgegenkommen schaute er seine großen Hände an, die rot aus den Manschetten traten, ihre Daumen in den Hosentaschen verankert hatten und mit den vier gestreckten Fingern beiderseits schräg auf und nieder wippten. Auch schob er, im Sprechen, den Kopf mit einer drehenden Bewegung langsam von rechts nach links, drückte, wenn der Halbkreis beschrieben war, das kurze Kinn auf den Hals herab und begann alsbald das ruckweise Drehen wieder. Dann war er mit seiner Begrüßung fertig und erwartete die Antwort. Sie fiel von seiten Bernhards nicht überschwenglich aus. Mittel-, Zeigefinger und Daumen der rechten Hand nebst: „Soll mich freuen." Göttlicher dagegen, dem der Kurzrock nicht entging, dessen Zuschnitt er für hart an der Grenze des Erlaubten hielt, und den das verlegen-linkische Hin- und Hergewälz des Kopfs zum Lachen brachte, sah, daß er seine Befürchtungen verfrüht, ja geradezu verschwendet hatte. Dies da, dieser große junge Bauer, der hier hereinpaßte wie ein Fisch aufs Trockne, würde seine Kreise nicht stören. „Wir sind bisher spielend mit unseren Agenden fertig geworden", äußerte der strebsame Beamte überlegen, „beugen uns aber der Weisheit unsres Gouvernements und heißen Sie willkommen!" Damit reichte er dem jungen Menschen, Sebastian denn also, denn bei Truz zerbrach die Zunge, seine Hand und erachtete die Förmlichkeiten für erledigt. Doch zeigte es sich, daß keine Arbeitsgelegenheit für den Fremden vorhanden war. Kein Schreibtisch, kein Pult; kein Sitz. Unschlüssig stand der Eindringling an seiner Stelle. Niemand bot ihm Platz an. Und außer einem Bänkchen aus gebognem Holz und den zwei vor die Schreibtische postierten Klientensesseln befand sich nichts dergleichen im Raum. Man hielt auch keine Silbe für erforderlich, wie sich Sebastian behelfen könnte und daß ein Tasterdruck genüge, um hier ein Möbellager aufzuspeichern! Bernhard, seinem Exzerpte zugewendet, war dazu vermutlich zu faul; Göttlicher aber dachte: Mag er sehen, wo er bleibt. Ich habe ihn nicht gerufen! Der junge Mensch stand da. Dann sagte er zögernd und drehte den Kopf ruckweise von rechts nach links: „Ich komme Ihnen ungelegen? Sehen Sie, ich bin nicht aus freien Stücken hier! Meine Mutter hat das so haben wollen. Nämlich, meine Herren: meine Mutter wird zum März siebzig und ist nierenkrank... sie hat spät geheiratet . . ." fügte er wie zur Entschuldigung, daß die Mutter eines jungen Menschen schon an Siebzig sei, hinzu.

Was er da sagte, war so unerwartet, so simpel, ja von Kinderart, daß die beiden Eingesessenen einander halb belustigte, halb erstaunte Blicke gaben. „Setzen Sie sich!" bot Göttlicher unwillkürlich an und wies auf den Lehnsessel an seiner Seite. „Danke!" sagte Sebastian dankbar. Und er setzte sich und überragte sitzend die Briefwage auf dem Pultfirst um einen ganzen Kopf. „Sie sind zum erstenmal hier in der Stadt?" fragte Bernhard über den Schreibtisch. „Sehen Sie, ja!" gab der Gefragte zur Antwort. „Ich habe in Tübingen Jura studiert, nämlich bloß inskribiert und Examina dort abgelegt, eben auch, weil meine Mutter mich nicht verbauern lassen wollte . . . Sie glauben jetzt bestimmt, ich bin ein Muttersohn?" unterbrach er sich und lachte mit einem stillen, langen Lachen, das ihn noch kindlicher machte. Nein. Die jungen Herren glaubten nicht so sehr, daß er ein Muttersohn als daß er ein Tölpel sei! Und Göttlicher, forsch und ulkgeneigt wie er war (wenn es ihm nicht schadete), beschloß, seinen Spaß mit dem Kurzrock zu haben. Er machte sich daher auf seinem Tisch zu schaffen, schob Dienstpapier zurecht, kniff die Stirn und meinte: „Das wollen wir mal richtig zu den Akten bringen!" Bitte? Was sollte zu den Akten genommen sein? Die Personalien, geehrter Herr! Denn dies hier, in Herrn Göttlichers Händen, war des Volontärs S. Truz Personalakt. Darin würde ihm fortan Gedeih und Verderb, Vorzug und Tadel gebucht werden, die „Conduite" mit einem Wort. Kapiert? Sebastian lächelte noch. „Ich stehe zu Diensten", versetzte er und wurde auf der Stelle ernst. Denn mit Kommissarmiene forschte Göttlicher, am Füllfederhalter schraubend: „Vater?" — „Mein Vater ist tot", war die Antwort. „Wann gestorben? Ort und Datum, möglichst genau, wenn ich bitten darf?" Der Gefragte schüttelte den Kopf. „Ich war damals drei", sagte er. Und nach einer Pause: „Warten Sie, ich will es Ihnen auseinandersetzen. Die Sache ist die. Meinen Vater, müssen Sie wissen,

habe ich kaum gekannt. Aber ich habe noch einen älteren Bruder, er heißt Michael, wir kürzen es El ab; El wird den Unterhof übernehmen, er ist der Ältere. Vibiana ist ja längst verheiratet, so heißt meine Schwester, der Name klingt Ihnen fremd? Es ist nämlich ladinischer Einschlag bei uns, die Familie meines Vaters ist in der Gegenreformation aus Südtirol nach Deutschland eingewandert, doch ich gerate ins Schwatzen, das passiert mir, meine Herren, Sie müssen mich dann einfach unterbrechen . . ." — „Im Gegenteil!" erwiderte Göttlicher und gab sich den Anschein, als notierte er. „Zeichnen Sie sich nur weiter durch Exaktheit aus! Und verschweigen uns ja solche Pikanterien nicht wie die Abkürzung Ihres Herrn Bruders!" Sebastian schaute mißtrauisch auf. Beide junge Herren hatten die höflichsten Gesichter. Oder nicht? „Danke Ihnen!" äußerte er dann langsam. „Übrigens war meiner Mutter Vater Distriktsamtmann gewesen, das ist nichts Großartiges in der Stadt, auf dem Lande aber ist es etwas. Deshalb sollte einer von uns Brüdern noch höher hinaus. Sehen Sie, das bin ich. Ich schaue nicht wie ein Referendar aus, haha, das weiß ich, meine Herren! Ich glaube sogar, ich sehe kommun aus, und in Tübingen, auf der Universität, hieß es nicht anders als: der Bauer. Nicht daß ich mich ungern so nennen hörte! Ich komme von da, warum soll ich es nicht wahr haben wollen? Und es ist schön da, woher ich komme. Sie sollten es nur einmal sehen! Keiner in den Städten kennt das! Wenn es gesäet wird; und wächst; und die Angst um die Sonne; und wenn es hoch und langsam gelb wird und dabei, meine Herren, doch ein Stück von einem selber — entschuldigen Sie, daß ich wieder vom Weg gerate. Ich denke mir aber: wir sollen ja eine Zeit hier beieinander leben, da wissen Sie wenigstens, mit wem Sie es zu tun haben . . ." — „Unbestreitbar", bestätigte Göttlicher. „Haben Sie nur nichts vergessen? Das wäre schade!" Sebastian nickte. „Das eine habe ich vergessen", sagte er fast feierlich. „Als meine Mutter so krank wurde, es ist ein Nierenübel und leider nicht leicht, fuhr sie hierher in die Stadt und konsultierte Geheimrat Rufus, er gilt wohl als der Beste auf seinem Gebiet? Sie lag ja dann eine Zeit auf seiner Privatklinik, ehe sie es dahin brachte, heimreisen und die große Wirtschaft führen zu können, was sie gottlob wieder tut; auf der Klinik aber lernte sie Frau Ministerialdirektor Tröckner kennen, die hat sich dann in meine Mutter verliebt, ich kann es nicht anders sagen! Denn meine Mutter ist zwar eine Landfrau, ja; aber von so starkem Geist und im ganzen so mächtig — das ist großsprecherisch, trotzdem möchte ich es nicht zurücknehmen! Ich wollte Ihnen nur erklären, wieso Frau Ministerialdirektor Tröckner an einer einfachen Frau solchen Anteil nehmen konnte, denn sie hat ja Herrn Tröckner bestimmt, meiner Mutter großen Wunsch zu erfüllen und meine Zukunft in die Hand zu nehmen . . ."

Dumpf donnerte ein Hochbahnzug in das entstandene Schweigen. Sebastian saß da und wartete wie ein Prüfling auf das Bestanden oder Durchgefallen. Hat mir, dachte er, meine Redseligkeit wieder einmal einen Streich gespielt? „Interessant", äußerte Göttlicher. „Sie haben es also in sich! Nicht wahr, Bernhard? Interessant, was der Herr uns alles hat wissen lassen!" — „Sehr!" fand auch der Kurzsichtige. Er richtete den Brillenblick auf Sebastian, der da saß und ihn ansah. Und wendete diesen Blick wieder weg. ganz plötzlich. Göttlicher sagte: „Nun wollen wir Sie aber gleich medias in res führen, wenn es Ihnen paßt? Vielleicht sind Sie so freundlich, nachzuschreiben, was ich Ihnen diktiere. Sie stenographieren wohl?" Sebastian nickte. Bitte. Bitte nur zu diktieren. Er nahm bereitwillig die Bogen, die Göttlicher ihm über den Tisch reichte, hielt sie auf den Knien und schrieb: „Präsident Bassan — (Sie wissen, um wen es sich handelt? Gleichviel. Weiches B. zwei s, Bassan) — war bei Abschluß der Safemiete am 31. vorigen Monats seitens der Direktion ausdrücklich darauf hingewiesen worden, daß die „Z. B." eine Haftung für Separatsafedepots nur dann und insoweit übernehme als gemäß — es handelt sich um Regreß bei Verwahrungsvertrag, welche Gesetzesstelle kommt da nach Ihrer Meinung in Betracht?" — „Sechshundertachtundachtzig bis siebzehnhundert", antwortete Sebastian nach kurzer Überlegung. Göttlicher widersprach nicht, das Diktat dauerte. Es lief auf Verschleppungstaktik hinaus; mit Gründen und Spitzfindigkeiten suchte die Bank darzutun, daß der ihr angedrohte Schadenersatz nicht diskutierbar sei, und Göttlicher spielte sein Atout mit der Zitierung einer verzwickten Reichsgerichtsentscheidung aus. Es erfrischte ihn, diesem jungen Menschen so früh als möglich beizubringen, wer hier den Ton angab. Sonderbares Exemplar von einem Menschen! Während der künftige Konsulent die Diktatworte aus dem Konzept, wo sie bereitstanden, forsch ablas und dem Neuen damit eine ungebührliche Arbeit aufhalste, wiederholte er im Geist die komischen Kraftstellen

aus Sebastians Erzählung: „Wir kürzen es El ab" . . . Hatte man solch einen Menschen gesehen? Kam mit seinem Kurzrock in ein Bankbüro, ließ sich den Bären von der „Conduite" aufbinden und erzählte am hellen Tage Märchen? Wir kürzen es El ab. Was dachte er sich dabei? Welch ein Kindskopf! Oder — verschlagner als wir alle? Spielte der am Ende seine Einfalt nur?

Es folgte ein Passus, der nach dem Wunsche des Diktierenden einzuklammern, daher als mutmaßender Zusatz gekennzeichnet war. Den seit drei Tagen im Gang befindlichen Polizeierhebungen vorausgreifend, berief er sich auf ihr bisheriges nichtssagendes Ergebnis und stellte fest: Erstens, daß die Tat mittels autogenen Schweißverfahrens, also durch gewaltsame Öffnung des Bassanschen Separatsafes begangen worden sei; die Beschädigung des Ziffernapparats, Brandverfärbungen im Lack und die nachträglich eruierte Verätzung des innern Panzerfeldes sprachen dafür. Zweitens: daß der oder die Täter durch den Kanal eingedrungen waren; es hatte sich im Kanalgitterrahmen das Fragment eines blaugrauen Stoffs von „Köperbindung" gefunden. Drittens: daß man es zumindest mit zwei Tätern zu tun habe; deutlicher Abdruck zweier verschiedenhändiger Daumen haftete am Rundhebel. Nahm man dies als gegeben an (und an der Zuverlässigkeit unsres Polizeidienstes zu zweifeln, bestand kein Anlaß), dann handelte es sich um einen zwar nach der Verlustziffer außerordentlichen, sonst jedoch regulären Fall, der auf herkömmliche Art verübt, seiner herkömmlichen Aufklärung sicher war. Man würde die Täter ermitteln, wohl auch den Raub teilweise zutage bringen und dann erst die Haftungsfrage formell beantworten müssen. Ceterum censeo: Keinen Ersatz auf gütlichem Wege! Damit schloß Göttlicher, von seinem Scharfsinn befriedigt, das Diktat. „Hast du zugehört?" fragte er den Pultgenossen, ohne irgend anzunehmen, dies könne der Fall gewesen sein. Wunder genug, es war der Fall! Bernhard hatte nicht nur zugehört, sondern fand sich sogar zu einiger Anerkennung bereit. „Das ist dir gelungen!" gab er zu, nahm die Brille von den Augen, behauchte ihre Gläser und hielt sie ein Stück weit von sich ab. Da fühlte Sebastian seinerseits die Verpflichtung zu etwas Beistimmendem. Er sagte also: „Ein schönes Stück Arbeit!" und bekräftigte das Lob mit einem mehrmaligen Nicken. Für dergleichen war Göttlicher nicht unempfänglich. Herr Trux kürzte es zwar El ab, aber es würde sich mit ihm auskommen lassen, sofern er unterwürfig blieb. Dann schickte er ihn, ganz Chef, zum Mittagessen ins Souterrain.

Sebastian ging am Lift vorbei, verschmähte den Lift, stieg Treppe nach Treppe hinab. Es wird nicht leicht für mich sein! dachte er. Diese Leute, mit denen ich jetzt alle Tage zu tun bekomme, sind anders als ich. Ich will nicht sagen, daß sie mir beschwerlich sind. Aber wir denken anders, sie und ich. Treppe nach Treppe ging er hinab. Ganz anders, dachte er. Da war er im Erdgeschoß. Der zweite Türsteher fragte: „Sind Sie Herr Trux? Im Parloir wartet wer auf Sie. Schon seit heute morgen. Sie wollte partuh nicht 'rauf. Hierhin. Erste Treppe. Dann Glastüre links." Es wartete jemand? Ein Irrtum, dachte Sebastian. Er muß mich verwechselt haben. Dann eilte er, drei Stufen auf einmal überspringend, das erste Stockwerk hinauf: Wartete die Mutter? Stand es so schlimm mit ihr, daß sie Rufus abermals in Rat hatte nehmen müssen! Besorgt riß er die Glastür zum Sprechzimmer auf, überschaute es von der Schwelle. In den grünen Ledersesseln saßen Klienten. Sie erwarteten Rücksprachen, Diskont, Lombard, Provision. Männer waren es, sie rauchten Zigarren, hatten die Beine übereinandergeschlagen und schwiegen vorausrechnend. Keiner hatte für den andern einen Blick; keiner Zeit. Sie ächzten unter diesem Wartenmüssen und die Pein der verlorengehenden Sekunden bliesen sie einander rauchend ins Gesicht. Außer ihnen war eine Dame in Trauer da, hielt ein Kind an der Hand und sagte in Pausen mechanisch: „Schön sitzen, Jungchen, jaa?" Und eine dicke Frau, die ein Papierbündel umklammerte. Und drei oder vier, die Zeitungen lasen, ohne nur die Buchstaben zu sehen. Und Agnes.

Denn es war Agnes, die hinter der Dame in Trauer auf dem Wandsofa saß und das Bübchen mit Zeichen unterhielt, die sie ihm machte. Agnes! Die Sorge zog Sebastian das Herz zusammen. Hatten sie von zuhause Agnes zu ihm geschickt, weil der Mutter etwas zugestoßen war? „Agnes!" rief er auf der Schwelle. Sie schaute hin, sie schaute ihn an. Gottlob, nein! Sie lächelte. Und stand auf und ging durch die Schwaden Rauchs und durch unwillige Augen auf ihn zu, reichte ihm ihre Hand und sagte: „Ja. Da bin ich." Dann warf sie einen Blick auf das Bübchen, winkte dem Bübchen, trat mit Sebastian aus der Tür. „Ich habe auf dich gewartet," sagte sie.

Es war schön, ihre Stimme zu hören.

Eine dunkle, sachte Stimme. Sie faßte die Worte leicht an, daß sie nicht drückten und nicht zwangen. Eine dunkle, bleibende Stimme. Sie schwankte nicht, brach nicht stockend ab, hatte Atemkraft anzudauern. „Was führt dich denn her, Agnes?“ fragte Sebastian. „Du“, antwortete sie statt allem. Und dann, als sie schon eine Weile in dem Korridor standen, wo Menschen einander stießen und Ziffern aufgerufen wurden, an denen die Reihe war: „Rote Kupongs hundertvier, hundertfünf, hundertsechs — haben Sie roten Kupong . . .?“, da fügte sie hinzu: „Ich bleibe jetzt da, Sebastian.“

Was denn? Was hieß das, Agnes?

Ja. Sie wird dableiben. Nicht nachhause zurück, sondern in der Stadt bleiben. O, keine Angst! Sie wird ihm nicht lästig fallen. Aber er braucht sie, hier in der Stadt. Er ist ja, trotz seiner vierundzwanzig Jahre, ein Kind, das allein verloren ist und um das man sich kümmern muß. Deshalb ist sie da.

Sebastian schüttelte den Kopf. Was redete die bedachte, ruhige Agnes für Tollheiten? Wie kannst du hierbleiben, Agnes, von daheim? Als was denn? Und sie brauchen dich ja zuhause!

Sie lächelte. Noch immer standen sie drei Schritte von der Glastür im durcheilten Korridor. Sie lächelte, es war schön, ihr Lächeln zu sehen. Es ging in ihrem Mädchengesicht wie ein Sonne auf, nahm ganz davon Besitz und machte darin Tag. Da sah man das Verborgene dieses Gesichts. Sein Zartes; sein Schutzhaftes; sein Freudiges. In diesem Lächeln hatte Angst keinen Raum. Schmutz hatte keinen Raum darin. „Als die, die dich lieb hat, bleibe ich hier“, antwortete sie. „Und denke darüber nicht nach. Ich bleibe, wo du bist. Das ist abgemacht.“

Nein, um Himmelswillen, welche Torheit! „Das ist ausgeschlossen, Agnes!“ entschied Sebastian. „Deine Eltern!“

„Aber Sebastian“, sagte sie. „Meine Eltern wissen natürlich, daß ich gefahren bin. Ich habe ihnen gesagt, ich würde mir hier eine Stelle suchen. Das werde ich auch. Und davon werde ich leben. Genau so wie die andern Mädchen, die aus der Provinz oder vom Lande herkommen. Das ist das Ganze. Und jetzt wollen wir zu Mittag essen. Hast du schon gegessen? Ich noch nicht. Ich habe Hunger.“

Sie gingen miteinander fort. Denn im Souterrain mit den Beamten essen, nein, das mochte Sebastian nicht! Er hatte ja einen Gast. So traten sie in ein Restaurant, vor dem ein Mann mit einer Tressenmütze sich verbeugte, um ihnen dienernd zu öffnen ... es schien nicht billig hier zu sein, gleichviel, sie waren da und bestellten ihre Mahlzeit. Ihr Saal hatte braune, lachsfarbne und graue Kacheln, die ihn vertäfelten, das Glasierte glänzte, „Majolika-Saal“ hieß es und bezeugte nicht zu viel Geschmack. Doch die Speisen waren gut, Agnes aß, der Hunger und die Freude färbten ihr Gesicht. Mit einem warmen Gefühl sah Sebastian ihr zu, wie sie aß und gänzlich ohne Angst blieb. Für ihn tat sie das. Ließ alles zurück, kam her. Das war tapfer von ihr. Und er hatte sie gern wie eine Kameradin. Sie freilich stand anders zu ihm, das wußten sie beide. Doch das war es ja. Liebe, wie ein Mann die Frau liebt und wie sie ihn liebte, nein, die hatte er für sie nicht. Sie waren so lange miteinander gewesen, da verliert sich die Neugier und das Unerwartete, woraus Liebe wird! Sie waren Kinder zusammen gewesen und Konfirmanden und Erwachsende. Er hatte sie gern wie eine Kameradin, doch sie hatte ihn lieb wie einen Geliebten. Siehst du, Agnes, das bin ich nicht! Darüber täusche dich nicht, Agnes! Es war zwischen ihnen mit Worten ausgesprochen worden, es mußte sein: Ehe Sebastian wegging, um von zuhause für ein Leben wegzugehen; um sich umzupflanzen und seine Zukunft zu haben, hatte er die paar Worte ausgesprochen. Sie taten ihr weh, obschon er sie schonend wählte; nichtige Schonung, die mit dem Ton, nicht mit den Worten schont! Doch sie hatte es hingenommen, und das Lächeln war in ihrem Gesicht wie eine Sonne aufgegangen und sie hatten sich Adieu gesagt. Jetzt, wider alle Abrede, war sie da, es war tapfer von ihr und trotzdem Unrecht, einem Phantom durfte sie nicht nachlaufen, dazu war sie zu gut, und schmutzig werde durfte sie nicht, dazu hatte er sie zu gern! „Iß, Agnes . . .“ Danke, es schmeckte ihr, sie war fröhlich. Sah sie nicht, welcher Finsternis sie entgegenwollte? Welcher Enttäuschung? Du, das will ich nicht. Das wird nicht sein.

Sie hatten gegessen, Kellner, noch solch ein Stückchen Erdbeertorte — nein, nein, nun ist es genug, Sebastian. Sie redeten eine Weile. Sebastians Mutter ging es besser, Gott sei Dank. Und Els Frau erwartete ein Kind, das zweite. Und Agnes' Eltern wollten noch im Herbst die Wirtschaft auflösen und übersiedeln, denn der Vater hatte endlich Aussicht, auf der Domäne unterzukommen, allerbeste Aussicht! Und Sebastian wohnte erträglich hier, am Kleinen Ufer in der Altstadt, ein nettes Zimmer und nette Leute. Kimpel hießen sie, durch

Vermittlung der Frau Ministerialdirektor Tröckner; nicht teuer, sein Logis, sonst aber war alles horrend. Und wenn man sich Kleider machen lassen mußte, was bevorstand, denn diese schwarze Kluft sah bestimmt nicht empfehlend aus — „Weißt du, man muß hier einen neuen Menschen anziehen!“ sagte Sebastian. „Sie verlangen das einfach von einem. Sie wollen einen nicht, wie man ist, und so muß man ihnen wohl den Willen tun, sonst kommt man nicht weiter. Aber ich will weiterkommen, Agnes, das kannst du mir glauben!“ Sie redeten. Sie redeten an einander vorbei. Er schob hinaus, was er sagen wollte, und weil er nicht den Mut dazu hatte. Doch dann sagte er und legte dabei seine große rote Hand auf die ihre: „Agnes, ich bringe dich jetzt zur Bahn. Und du fährst nachhause. Mir zulieb.“ Da wurde ihr Gesicht klein. Sie sah ihn mit einem langen Blicke an. Und sah ihn wieder an, als suchte sie und finde nicht. Und dann sagte sie mit ihrer dunklen Stimme einfach: „Ja. Komm.“

Sie gingen aus dem Majolika-Saal in die Jagd der Straße; sie nahmen ein Taxi und holten Agnes' gelben Koffer aus dem Hotel. Dann fuhren sie zum Bahnhof und warteten fast eine Stunde auf den Zug. Im Wartesaal war heißer Dunst. Und die lange, fürchterlich kurze Stunde endete, Sebastian hob den gelben Koffer durch das Waggonfenster, Agnes stand dahinter, gab ihm die kalte Hand und sagte: „Sebastian . . .“ Und dann fuhr sie weg und er sah ihre Hand, die immer winkte.

Eines Menschen Schrift

Ehe Frau verwitwete Kanzleirat Kimpel sich zur Vermietung des „Salonzimmers“ entschlossen hatte, war sie Zweifeln, Bedenklichkeiten und Ahnungen ausgesetzt gewesen. Einen Raum wie diesen an einen wildfremden Menschen verlieren sollen, der Gedanke schmeckte nach Gift! Denn abgesehen davon, daß es ein beispiellos geschonter Raum war, dessen Fenster vermöge ihrer „bonnes femmes“ den Ausblick auf das Kleine Ufer verschönten, hatte er dem seligen Kimpel zum Selbstgebrauch gedient, er war sein „Tusculein“ gewesen, wie Frau verw. Kimpel erinnerungsstolz festzustellen pflegte. Nur billig und gebührend, daß die Witwe Kimpel den Verewigten in den Himmel hob, den sie ihm auf Erden nicht dauernd bereitet hatte! Ein treuer Mann. Sie durfte das von ihm sagen, die durch ein bedauernswertes Geschick zum zweitenmal Witwe geworden war. Der Gatte, der ihr vor Kimpels Abscheiden entrissen worden war, Herr Magreiter, Versicherungsagent seines Zeichens, gegen Brandschaden und Hagel, ließ sich seinem Nachfolger in einem Punkt ganz und gar nicht an die Seite stellen. Im Punkt der Treue nämlich, welche er als ein zur Schadensillusion Berufener nicht genau nahm, was ihn denn zuletzt auf eine etwas anrüchige Art hinüber und die Doppelwitwe um ihre Ersparnisse brachte. Sie bedachte sich trotzdem gründlich, ehe sie die Vermietung des „Salonzimmers“ beschloß; sie tat es, als täte sie dem seligen Kanzleirat damit ein Unrecht und sie tat es um des Rechtes von Selma, Paula und vor allem Alma willen, die ihr, Selma und Paula von Herrn Magreiter, Alma von Kimpel hinterblieben waren und täglich an Jahren und Ansprüchen wuchsen. Selma verdiente zwar auf ein Butterbrot, Paula war im Begriffe, das ihre demnächst beizutragen; doch Alma, hierin so gar nicht Kimpels Kind, strotzte von extravaganten Wünschen und wenn sie in der Tat nicht ablassen und mit Bimeters Hilfe zum Film wollte, mußte für Zuschuß gesorgt sein. Übrigens waren Frau Kimpels Töchter hübsch; insoweit ließ sich nicht klagen. Und hätte Alma den Schaden im Knie nicht gehabt, dann wäre sie einfach römisch eins gewesen. Selma manikürte; nur in den besten Häusern. Warum sie es so duckmäuserisch hinauszog, Herrn Fusch zu heiraten, der ja jüngst auch die Möbel besaß, mochte Gott selber wissen. Paula schrieb in des seligen Kimpel Abteilung mit Aussicht auf Ruhegenuß, wenn sie erst mal weitere vierunddreißig Jahre geschrieben haben würde. Und Alma, sie war um drei Jahre jünger als Paula, die um ein Jahr weniger als Selma zählte: Alma wollte denn also mit Bimeters Hilfe zum Film. Hübsch, es ist zu wiederholen, waren alle drei.

Diesem Familienerfordernis gegenüber — die Mädchen trugen ja nur Seidenstrümpfe, wenn auch Paula mit Imitation auskam — fand Frau verw. Kimpel, verw. Magreiter sich in Notwehr gedrängt. Sie mußte die Reserven aufmarschieren lassen, deren Kern im „Salonzimmer“ lag. Paula schrieb das Inserat in des seligen Kimpel Abteilung auf ihrer „Remington“ mit Durchschlägen ab, denn es sollte am „guten Wochentag“, Sonnabend nämlich im „Neuen Abendblatt“, in den „Täglichen Nachrichten“ und, Almas Rat zufolge, auch in der wahr-

heitsliebenden „W. a. M.“ erscheinen. Da stellte sich Selma, die nur in den besten Häusern manikürte, Donnerstag mit der Nachricht ein, Frau Ministerialdirektor Tröckner habe einen Mieter in petto!

Sonach erschien Donnerstag vor Abend ein übergroßer schwerfälliger Mensch, der sich Trux nannte, vom Lande war und keine Einwendungen erhob. Man einigte sich schnell und leicht. Und Herr Trux zog aus dem billigen Hotel garni, wo er bisher gewohnt hatte, ans Kleine Ufer. Selma, Paula und vor allem Alma hatten freilich ihre Randbemerkungen. Viel Staat ließ sich mit dem Bauern nicht machen, das heißt ... wenn er möglicher gekleidet wäre und den Kopf beim Sprechen nicht so wälzte, von rechts nach links — Selma, Paula und vor allem Alma nahmen vorerst keine Notiz von ihm. Am Freitag war er übersiedelt, und von Freitag bis Dienstag hatten sie sich auf Gruß und Gegengruß beschränkt, den Dienstag Morgen inbegriffen, der für Herrn Trux so wichtig war. An diesem Tage trat er ja die Stelle an, um die mancher ihn beneiden würde, die Sprungbrettstellung, von wo aus der Weg in Verwaltungen und hohe Ämter führte! Auch für ihn, das stand ganz fest. Selma hatte hinterrücks davon erfahren, doch was bedurfte es solcher Zwischenträgerei angesichts der Offenheit des Fremden! Man konnte wirklich nicht behaupten, daß er aus seinem Herzen eine Mördergrube mache, offen ließ er Mama Kimpel in seine Karten sehen, weihte sie vollkommen ein; ein Beweis von Vertrauen, den die Doppelwitwe zu schätzen wußte. Mama Kimpel, der paar kurzen Tage ungeachtet schon mit Wohlwollen für den jungen Mann erfüllt, trug Dienstag früh das Kaffeebrett eigenhändig in das „Salonzimmer“, es befand sich ein Vierminutenei als Zugabe darauf und die beiden Brötchen glänzten goldbraun. „Recht wohl soll's Ihnen bekommen!“ wünschte sie mit ihrem lauten Organ, von dem leider nicht verschwiegen werden kann, daß es rauh war und wie Stiefel knarrte. Doch nahm sie mit der schlichten Scheitelperücke („mein Toupéchen!“ pflegte sie zu sagen) und dem apfelfrischen, neugierigen Gesicht trotzdem für sich ein; „hoffentlich geht alles nach Wunsch, heute morgen? Wo doch die Sonne so hübsch scheint!“ Allein nach dem Nachmittagskaffee bewölkte sich der juniblaue Himmel.

Es donnerte. Es blitzte. Du meine Güte, was für ein Gewitter heute abend! Es schien, als spalte sich der Himmel. Fahl alles, wild zerzuckt. Donner, der knurrend begann, fast verklang, jäh wie scharfe Schüsse knatterte und breite, dumpfe, dröhnende Wogen warf. Allmächtiger! Sie saßen im finstern Eßzimmer, Mama Kimpel hatte sich das elektrische Licht verbeten. Nein, ein für allemal! Da lade man sich den Blitz ja förmlich zu Gast — man verstand sein eignes Wort vor lauter Donnern nicht. Ach! Diese stechende Grelle in den Augen. Und dies bösartige Gebrumm! Und kein Regentropfen.

Jemand läutete an der Entrétür, es war Herr Trux, der heimkam und einigermaßen bleich aussah. Fürchtete er sich vor Gewittern, ein Mensch vom Land? Alma, die geöffnet und trotz Mama Kimpels Verbot den Schalter angeknipst hatte, fand das komisch. „Fürchten Sie sich denn?“ fragte sie ihn. Es war das erste, was sie mit ihm sprach. Fürchten? Wieso? Vorm Gewitter, meinte Alma. Da lachte er. Vorm Gewitter? Nein, wer fürchtet sich davor? Das war doch schön, Gewitter! Ein prachtvoller Anblick. Empfand es das Fräulein nicht? — Nein ... oder doch ... schön eigentlich ... es war ja etwas drohend? — Drohend, nein! Das war Reinigung. Befreiung war das! Die überschüssige Kraft der Atmosphäre wurde frei, die Natur, Fräulein, entgiftete sich. Mama Kimpel öffnete die Eßzimmertür. „Mach' doch das Licht ab, Alma!“ Sie blieb im Türspalt. Welch ein Donnern. Und um Himmelswillen, da hatte es ja wohl eingeschlagen? „Wollen Sie nicht 'n bißchen bei uns eintreten, Herr Trux? Es ist doch gemütlicher an solchem Abend!“

Sebastian dankte und trat ins Eßzimmer. Ihn verlangte nicht nach Gesellschaft, jetzt. Agnes war fort, sie fuhr wohl noch. Und das Neue dort im Bankdienst, das andere, das Mißgünstige — er wäre lieber allein gewesen an diesem Abend! Ob er recht getan hatte, Agnes wegzuschicken? Er hatte es ja nur für sie getan. Um sie zu schützen. Vor Enttäuschung. Vor Entwürdigung ... wirklich? War ihm nicht dringender daran gelegen, frei zu bleiben und die ganze Kraft für seinen Wunsch zu sammeln? Er wollte dahin, ja! Wollte sie rufen, sie hatte solch rührende Sehnsucht nach den Wundern der Stadt. Mutter! Komm und genieße! Alles sollte in ihr Glas gefüllt sein, er würde es ihr zum Munde reichen, damit sie austrinke, ehe sie starb, dein Wohl! Zusammen werden sie wohnen, Sebastian und die Mutter, in einem Herrschaftshaus. Ein Herr wird Sebastian sein, manches wird von ihm abhängen. Unten wartet das Auto, wünschen Sie einzusteigen, Frau Trux? Seine Exzellenz der Herr Minister wollte Ihnen im

Vorbeigehn guten Tag sagen, Frau Trux — so wie sie es träumt! Sollte es nicht erlaubt sein, daß man eines Menschen schönsten Wunsch erfüllt! Sollte es nicht geboten sein! Übermorgen reisen wir, Frau Trux, ich habe es geschafft, wir fahren nach Frankreich, nach Spanien, ans Meer, Paris, Frau Trux, Sie werden Paris sehen! Ich zeige dir die Welt, Mutter! Sollte man eines Menschen Wunsch nicht erfüllen? Agnes' äußerster Wunsch hieß: hierbleiben. Er hatte ihn ihr nicht erfüllt. Ihre Bestimmung war es nicht, hierzubleiben! Ja? Nein? Wer hat das Recht, eines andern Bestimmung zu sein? Vielleicht irre ich mich. Vielleicht wäre es ihre Bestimmung gewesen, hierzubleiben, in der Stadt ... Ihn verlangte nicht nach Gesellschaft an diesem Abend.

Trotzdem trat er ein, ins Eßzimmer, wo Mutter Kimpel ihn zum Tisch bat, vielen Dank, Ablehnung hätte sie gekränkt. Mochte man diese Stunden der Kalamität denn also totschlagen, es fing jetzt wie aus Scheffeln zu regnen an, und aus dem Gartenkonzert im Uferpavillon wurde keinesfalls etwas. Gott bewahre, daß der Blitz einschlug oder sonst ein gräßlicher Schaden entstand! Eilig klopfte die Doppelwitwe unter das Tischholz, was „unberufen" hieß; dann bot sie Herrn Trux kurzerhand an, Abendbrotgast zu sein, sofern er mit kaltem Imbiß vorliebnehme? Vielen Dank. Doch leider zeigte es sich, wie sehr dem Gast gesellige Talente fehlten! Er begriff, daß man von ihm für so viel Freundlichkeit etwas erwarte! Zur Unterhaltung hätte er nun beitragen müssen, ein paar Bemerkungen, worüber man lachte. Statt dessen schwieg er, kam durchaus nicht in Schuß und spürte seine Unzulänglichkeit. Auf alle Fälle — es hatte etwas scheußlich Unbequemes, dazusitzen und zu wissen, daß man zum Lachen war! „Würden die jungen Damen gern etwas spielen?" fragte er mit einem Anlauf, spürte aber schon, während er es sagte, wie gründlich er daneben griff. Selma, Paula und vor allem Alma sahen einander krittelnd an. Alma schlug vor: „Blinde Kuh? Mutter bekommt die Binde!" Das tadelte Mama Kimpel. „Alma!" ermahnte sie mit ihrem Organ, das wie Stiefel knarrte. Doch da lachten sie schon alle, die Doppelwitwe inbegriffen, ja, Sebastian, hole es der Teufel, lachte mit. „Das gerade nicht," gab er lachend zu. „Aber warten Sie!" Er erinnerte sich einer kleinen Fertigkeit, die er besaß und die in Ermangelung von Besserem vielleicht Erwähnung finden durfte? Früher, in seiner Studentenzeit, hatte er es betrieben, eine Art Schriftspiel, kann sein, daß es den Damen Spaß bereitete?

„Haben Sie irgendeine Schrift, die Sie mir zeigen wollen?" fragte er. Wozu ...? Ach, Kunststückchen? Die Doppelwitwe hätte lieber von den Eindrücken gehört, die ihr Mieter heute bei seiner Vorstellung und namentlich von Herrn v. Tosse empfangen habe; nachgerade wurde dieser Tosse ja eine legendäre Person oder wie Mutter Kimpel meinte: „ein Unikus"? Allein Selma, Paula und vor allem Alma zogen das Anerbieten mit der Schrift entschieden vor. Nicht daß sie sich von der Sache viel Amüsement versprachen; doch es war belustigend, diesen ungeschlachten Menschen so um Salonhaftigkeit bemüht zu sehen, beinahe ein bißchen rührend war es, fand Selma. Sie wartete das Donnern ab, öffnete ihr Täschchen (Eidechse mit Haarbesatz) und entnahm ihm eine Postkarte nebst einem Brief, den sie aus dem Kuvert ziehen wollte. Das sei überflüssig, meinte Sebastian, das Kuvert genüge vollauf. Bitte, das Fräulein möge es ihm nur zeigen, dann werde er aus der Handschrift einiges über den Schreiber oder die Schreiberin mitteilen. Graphologie also? Ja. Dergleichen. Doch ohne den pompösen Namen zu verdienen. Nichts als eine kleine Improvisation zum Zeitvertreib.

Selma, die nur in den besten Häusern manikürte, streckte die Hand mit dem Kuvert aus, übrigens eine reizende Hand, so exquisit gepflegt, daß sie der Inhaberin als Aushängeschild dienen konnte. Sebastian hielt seine große rote hin, nahm das Papier, schaute es an. Sekundenlang. Sein Blick wurde ein wenig starr, dann schob er den Briefumschlag zur Seite. „Mit dem Auge ist da etwas nicht in Ordnung," sagte er. „Der Mensch schielt." Er brach ab und fuhr unvermittelt fort, hastiger redend, so daß sich seine zögernde Sprechweise ganz verlor: „Ein sehr sinnlicher Mensch ist das. Alles ist ihm gleich, er setzt seine Existenz auf Weiber. In der letzten Zeit ist er zu Geld gekommen, aber er hält es nicht zusammen, er kann es einfach nicht. Ich höre das Klopfen des Herzens, es ist nicht in Ordnung, der Puls schlägt auch nicht, wie er soll. Der Mensch ist so unruhig, daß er nicht fünf Minuten lang auf seinem Platze sitzen kann. Er verträgt in seiner Umgebung keine Leute, die klüger sind als er; weil er selbst nichts ist, braucht er Dummköpfe. Intelligente und bessere Leute hat er nie geduldet, sie sind ihm überlegen, das mag er nicht, er will derjenige sein, der alles erklärt und alles besser weiß. Aber er wird schlecht enden. Er wird körperlich und

mit den Nerven so herabkommen, daß er an Selbstmord denken wird. Das tut er schon seit langem. Er hat auch immer etwas bei sich, wie ein Bleistift sieht es aus, aber aus Glas, oben breiter. Er hat sich . . . nein, das war schon. Das ist vorbei. In dem Zimmer mit dem großen roten Divan, wo er immer liegt . . ."

Sebastian sagte nichts mehr, ein so greller Blitz zündete draußen. Dann krachte der Donner.

Fassungslos starrte Selma den jungen Menschen an. Was war das? Da hatte er Fusch geschildert, wie er leibte und lebte! Fusch mit dem schielenden linken Auge! Fusch mit seiner Gier! Das Spitzgläschen, worin er angeblich Speisenatron verwahrte. Den großen roten Divan. Seine Unruhe. Seine Manöver. Kannte er ihn? Aber um ihn so zu schildern, so ins Kleinste, mußte er ihn kennen —

„Das! Bitte, jetzt noch das!" forderte sie ohne Atem. Und sie drängte Sebastian die Postkarte auf, verdeckte mit der Hand die Unterschrift: „Fedora Bassan", ließ ihn lesen: „Geehrtes Fräulein Kimpel! Wollen Sie, bitte, übermorgen, Mittwoch, nicht um 9, sondern erst um 11 zum Maniküren kommen. Besten Gruß." Doch Sebastian las nicht so weit. Er war nur bis: „Geehrtes Fräulein Kimpel! Wollen Sie, bitte," gelangt, als er eine heftige, abwehrende Bewegung mit der rechten Hand machte und bruchstückartig hervorstieß: „Da muß man sich in Acht nehmen! Brrr! Eine Energie wie ein Messer. Die scheut vor nichts zurück. Über Leichen würde die gehen. Mit dem Mann ist sie auseinander, aber der Mann ist nicht dumm, er weiß, wie er sie behandeln muß. Jetzt ist eine Krise, er will, sie soll ihm helfen. Sie rührt keinen Finger. Sie stammt nicht von hier, slavisches Blut ist da drin oder türkisches, unerhört schön ist sie. Sie geht so. Mit einem merkwürdigen Schritt. Wie auf dem Theater!" Sebastian sprang auf und ahmte Fedoras Schreiten nach, jenes lässig-bewußte, stolze Zurschausein. „Unerhört schön ist sie!" wiederholte er. Dann hörte er auf.

Allerdings, allerdings . . . da blieb einem der Verstand still. Hatte er also auch diese Schrift gekannt, der fremde Mensch! Hatte er das Täschchen vorher durchstöbert? War das Ganze verabredet, zwischen Selma und ihm! Selma saß da, als hätte sie der Blitz gerührt, Paula und vor allem Alma äußerten schnelle Verdächtigungen. Die Doppelwitwe aber schlug die Hände über der Scheitelperücke zusammen und sagte knarrend: „Ist das möglich?"

Warum nicht, meine Damen? Zu viel Anerkennung für solche kleine Fertigkeit! Anerkennung? Paula und vor allem Alma protestierten. Das war doch alles Schwindel, zwischen der duckmäuserischen Selma und ihm vereinbart, durchschaute man denn das nicht, man mußte bloß hinsehen, wie steif sie dasaß, diese Selma, als sei sie perplex. „Jetzt zeige i ch Ihnen eine Schrift!" rief Alma erbost. „Vor meinen eigenen Augen gibt's keinen Humbug!" Und sie schoß zur Tür hinaus und kehrte gleich darauf mit einem Fetzchen Weiß zurück, sie hatte aus einem Brief zwei Worte abgerissen. Die hielt sie Sebastian hin. „Und seine" stand da, sonst nichts. Ja! Nun mochte er zeigen, wie weit es mit der Gaukelei her war!

„Das ist alt", sagte Sebastian nach einem Blick. „Fünf oder sechs Jahre. In großer Aufregung ist das geschrieben. Da war sie viel mutloser als jetzt. Jetzt hat sie das beinahe überwunden. Aber lange hat sie daran geschleppt. Ein häßlicher Streit war deswegen und sie ist die ganze Nacht allein herumgegangen, die Fischer haben Netze ausgespannt. Dann ist sie von dort weggefahren, sie hat es für das beste gehalten, wenn sie selbst mit ihm spricht. Aber wie sie hergekommen ist, hat er sich verleugnen lassen und ihr einen Brief geschickt mit Geld —"

Genug! Genug! Auf Paulas offne Wunde legte dieser Mensch den Finger, denn es war Paulas Schrift. Nichts mehr, genug! Was geschah hier, vor aller Augen? War dieser schwerfällige, ein bißchen starr blickende, doch sonst durchaus simple und subalterne Mensch ein Fabelwesen! Faßte man es mit fünf Sinnen, daß da an einem weltstädtischen Eßzimmertisch ein junger Bauer saß und aus zwei mit einem Blick gestreiften Worten eines Menschen Geheimstes ablas, Gewesenes, nie Verschmerztes? Genug!

„Das ist erschreckend!" sagte Paula.

Durchaus nicht, nein. Sebastian merkte die Wirkung, die er hervorrief, und, die Wahrheit zu sagen, es schmeichelte ihm. Er hatte mit dieser seiner kleinen Fertigkeit ja schon hie und da Aufmerksamkeit erregt, nicht zuhause, versteht sich, denn die Mutter litt es nicht. Nur ein einzigesmal hatte sie es mitangesehen und ihm sogleich streng auferlegt, dergleichen ja zu unterlassen . . . er erinnerte sich ihrer erregten Worte und der fast zeremoniösen Art, in der sie gesprochen worden waren. „Sünde ist das!" hatte sie gesagt. „Das tut ein Christ nicht! Versprich mir, daß du es sein läßt!" Er versprach es damals, als er vom Kreisgymnasium zur Ostervakanz daheim war und



Herbststrauß. Gemälde von Prof. Adolf Beyer



vor Mutter und Bruder eine Probe jener kleinen Fertigkeit gab. In Untertertia hatte er dies schon an sich gemerkt. Die lateinischen Kompositionen wurden mit Zensur zurückgereicht und in des Schülers Trux liniiertem Heft stand mit roter Tinte von Dr. Hauls Hand: „Nachlässiger denn je!“ — er hatte die roten Worte gelesen und bei ihrem Anblick zwingend den Eindruck von Blut gehabt; es rann dem Manne aus dem Mund. Am selben Abend hatte Dr. Haul sich in den Mund geschossen! Seither widerfuhr es dem Knaben öfter, daß eine Schrift ihn packte. Indem er sie sah, bloß ansah, zwang sich ihm der Schreiber körperhaft auf, fast spüren konnte er ihn. Und klar gewahrte er, was hinter dem Schreiber stand. Als er dessen erst inne geworden war, machte es ihm Vergnügen und er trieb es, von seinen Mitschülern gespornt, damals mit Vehemenz; seine Zensuren verschlechterten sich denn auch. Dann folgte jener Osterurlaub mit dem Verbot der „Sünde“. Daß sie sündhaft sei, diese harmlose Spielerei, blieb freilich eine Drohung, der er beim besten Willen nichts Vernünftiges abgewann. Doch je länger er sich mit der Sache befaßte, desto schneller verlor sie an Neuem, sie begann die Mitschüler zu langweilen, so schlief sie, wie sie damals erwacht war, eines Tages wieder ein. Gelegentlich suchte man sie ja hervor, wie eine Erinnerung aus der Schülerzeit, doch dann schien es Sebastian, als sei die kleine Fertigkeit im Schwinden. Die unwillkürliche Lust und Neugier, die ihn damals befeuert hatten, empfand er nun nicht mehr. Auch kam jetzt an Wichtigeres die Reihe. Die Prüfungen. Die Sorge um die Mutter. Die herrlichen Gedanken an die Zukunft. Ungleich Wichtigeres! Nein, ihn selbst setzte es in Erstaunen, daß er trotz der mangelnden Übung seine kleine Fertigkeit heute gewandt hatte beweisen und damit stattlichen Erfolg erzielen können ... schmeichelhafteren, als ihm nach seiner Erinnerung dafür je war zuteil geworden!

„Sagen Sie uns bloß“, entsetzte sich die Doppelwitwe, „wie ist das nun mit Ihnen? Sie könnten sich ja bald für Geld sehen lassen! Haben Sie da einen Tick, der Ihnen das gestattet?“ (Sie meinte: „Trick“, trennte das S säuberlich vom T und erschrak zu Tode, weil ein Donner von abominabler Heftigkeit sie unterbrach.) Auch geschah etwas Ungewohntes: Selma, Paula und vor allem Alma pflichteten der Mutter bei, Herr Trux möge erklären, wie er das mache! Meine Damen, gern. Nur lasse sich das so geradezu kaum sagen. Nicht weil etwas Außerordentliches dabei im Spiele sei — so etwas von seiner kleinen Fertigkeit zu behaupten und sie dadurch übergebührlich herauszustreichen, liege ihm fern. „Nehmen Sie“, sagte Sebastian und fand es schmeichelhaft, im Mittelpunkt zu sein, „nehmen Sie das Mienenspiel eines Menschen. Verrät es Ihnen nichts? Nicht unendlich mehr als alle Worte, die der Mensch spricht? Ist es nicht ehrlicher als die Worte? Sehen Sie, auf manche wirkt die Schrift wie das Mienenspiel. Eines Menschen Schrift hat ein Gesicht, meine Damen. Sie lacht. Sie weint. Sie warnt. Sie ist ein Gesicht, die Schrift des Menschen. Sie schaut Sie an und redet zu Ihnen.“

„Zu mir nicht! Ich könnte hundertmal solch ein Schnitzelchen vor mich hinhalten und sähe rein nichts als die paar Buchstaben darauf. Allenfalls noch, ob sie die konkrete Rechtschreibung haben!“ lehnte die Doppelwitwe das Ansinnen ab, es könne für eine gesunde und friedfertige Hausfrau Geschriebnes ein Gesicht sein! Selma, Paula und Alma jedoch stellten den ordentlichen Zustand wieder her: sie widersprachen. „So weit gut!“ billigte Alma mit der Entschiedenheit, die sie kleidete, und ohne das Offensive abzulegen, das ihre Aussprüche zu Herausforderungen machte. „Das läßt sich noch begreifen. Wie können Sie aber etwas von Fischern wissen, die noch dazu Netze ausspannen? Oder von dem ekelhaften Dings, das wie ein Bleistift aussieht? Oder von diesem Pfauengang, den keine Provinzschauspielerin sich erlauben dürfte, ohne ausgezischt zu werden? Das liegt doch außerhalb!“ Ja, für jemanden wie die brünette Alma, die es überall klipp und klar haben wollte, kein Geflunker, kein Herumfackeln, hätte es sein Risi gehabt, wenn da wer umherliefe und mir nichts dir nichts, ohne Farbe zu bekennen, Heringsnetze in „und seine“ fände! Pfui, wie stand es damit?

Bitte, das zu fragen war natürlich in der Ordnung! Man hatte von Leuten gehört, die sich Graphologen nannten, sie saßen in einem Winkelchen zwischen Wissenschaft und Schaubude und leiteten ihre Schlüsse aus Funden ab, die sie „Druckbetonung“ nannten; und „Schreibtempo“; und „Letternformat“, und noch mit andern ernsten Kathedertiteln. Sie mutmaßten nach Steil oder Schräg, Druckstark oder Sanft, Schnörkel oder Kargheit, Schnell oder Gemächlich: Wer ein R mit solchem Bauch macht, ein O mit solchem Zierat, ist gefallsüchtig; wer so fliegend schreibt, hat Nerven; wessen Hand so stet und gravitätisch drückt,

mag ein Tyrann sein; wer im zweiten Abstrich flüchtig wird, ein Schwächling; wer zu Ende anders verfährt als zu Anfang, ein Lügner. Mein Gott, die Wissenschaft sah ja schel auf derartige Übungen und hielt sie sich entschlossen genug vom Leib, doch, unter uns, wann hätte die Wissenschaft nicht Ketzergericht gehalten, wenn ihr „naturwissenschaftliches Denken", ihr „physikalisches Bewußtsein" aus dem Gleichgewicht geriet? Anerkannt oder nicht: die Graphologie bestand und lieferte ihre Pröbchen. Daran war weiter nichts Erregendes. Jedoch wer hatte je gehört, daß ein Mensch Unfug verübte wie dieser Trux? Ein Schriftenmensch, der sich Graphologe schimpfen ließ, studierte das Geschriebne; wie ein Uhrmacher nahm er es auseinander und unter die Lupe. Verglich, maß, analysierte. Und dann, bestenfalls, rang er sich sein Gutachten über den Schreiber ab, nur über diesen! Über seine Charakterkennzeichen, nur über sie! Dieser Trux jedoch warf einen Viertelsblick auf lächerlich wenig Worte und riß dann, unveränderter Verfassung, höchstens ein wenig ruckartig und später wie ein Rad, das ins Rollen kommt, Vorhänge weg; dahinter stand keineswegs bloß der Mensch, der geschrieben hatte . . . sondern Zeit und Umwelt standen da! Ganz in der Ordnung, nach einem solchen Verlöbnis zwischen Schriftdeuterei und Kaffeesatz stirnrunzelnd zu fragen!

Sebastian billigte denn auch die Frage. Er hatte sie in seiner Schülerzeit ja selbst an sich gestellt und die Antwort nicht gefunden. Das war nun einmal so. Eines Menschen Schrift, atemkurz betrachtet, bedeutete ihm Gesicht und Gestalt, Rede und Verrat. Was sie ihm vorsagte, redete er nach, ein wenig ruckartig und später wie ein Rad, das ins Rollen kommt. So einfach war das, meine Damen. Eine kleine Fertigkeit eben, man täte unrecht, sie wichtig zu nehmen. Eine Art medialer Veranlagung auf Grundlage der Schrift, wenn man sich denn durchaus dieses höchst windigen Kunstausdrucks bedienen wollte. Schrift übrigens und im Abstand: war es nicht jedem von Ihnen schon ähnlich ergangen? Eines Menschen Schrift blieb ja des Menschen Merkmal! Wohlverstanden, sie haftete an ihm! Nicht trennbar war sie von ihm wie ein Hemd, das man wechselt, oder ein gesprochenes Wort, das der Atem wegträgt! Nein, nein, sie blieb da, Zeugnis dessen, der sie geschrieben hatte, Schlüssel und Beweis. In die Schrift rann sein Augenblick. Seine Unruhe; seine Hoffnung; sein Verbot und Befehl; seine Qual, seine Angst, seine Verstellung. Sie zitterte in der Schrift, stand steil in ihr, sank in ihr abgründig herab! Eines Menschen Schrift? Blut von seinem Blute war sie, noch warm, da sie aus der Hand kam, doch auch erkaltet und verjährt immer noch Blut von des Schreibers Blute. Leichter Dampf stieg daraus auf, Sekundennebel, er verflog, hatte Gesicht und Gestalt, redete und verriet. Das lag so offen, meine Damen, und lag im Wesen der Schrift!

Spanische Dörfer für die Doppelwitwe. Es tat ihr leid, doch die Zuneigung zu ihrem Mieter verringerte sich. Da schaute dieser Mensch also durch Mauern, nichts war vor ihm sicher? Gesetzt, sie hätte für kaltes Abendbrot das bißchen Mehr berechnet, das sie anständigerart noch fordern durfte: er hätte es am Rechenblatt gemerkt! Daran nicht genug. Er hätte zu ergründen vermocht, warum der selige Kanzleirat in jener beschämenden Aschermittwochnacht nach Scheidung rief! Rot glühte ihr von den mannigfachen Erschütterungen mitgenommenes Apfelgesicht. Wen hielt man da im Haus?

Paula fragte: „Erkennen Sie auch die Zukunft aus der Schrift?"

Sehe einer, diese Paula! Sie zitterte fast, als sie es fragte. In ihrem sonnenbäderbraunen Gesicht, das zwei vorstehende Oberzähne beeinträchtigten, ohne daß es darum minder hübsch gewesen wäre; in diesem geheimnislosen Gesicht, das so lustig, frei und befriedet erschien, bildeten sich von der Nase zum Mund zwei dünne, helle Striche, die sahen sonderbar im Braunen aus. Es war ihre sonderbare Art zu erblassen. Aber da änderte sich alles! Da nahm dies Gesicht einer netten, flinken Stenotypistin, die ohne Zweifel zum Wochenende ihr Schwimm-, Ruder- und Wandervergnügen genoß, einen Ausdruck leidenschaftlicher Traurigkeit an, da entzündete sich in den runden Augen ein Flackern und sie schauten bedrängt. Viele Worte pflegte sie nicht zu machen, die nette, flinke Paula, sie ordnete alles mit sich selbst, Schlimmes, Besseres, das Schlimme überwog: man wußte eigentlich nur, daß sie sich vor ein paar Jahren unbegreiflich verliebt hatte, besinnungslos verliebt, über ihrem Stand und unter dem ihren, in den kleinen alerten Thassilo Degenfeld! Er versuchte es damals im Postdepartement, wo ihr Adoptivvater Kanzleidienst tat, und man entledigte sich seiner, von amtswegen, bald darauf so höflich wie beeilt; doch die paar Wochen reichten hin, um Paulas Jugend zu zertreten. Die Sache hatte häßlich geendet.

Mit Geld wollte der gute Tha sie ordnen, denn auch ein Kind war auf dem Weg. Ob dieses Kind, das gesund geboren wurde, sich noch am Leben befand, wo, von wem verpflegt, das behielt die nette, flinke Paula nebst allem Übrigen für sich. Sie lebte ihr kleines Leben, ziemlich froh, schien es, zwischen Dienst und Wochenende. Mehr wußte sogar Alma nicht, und was Selma betraf, so kümmerte sie sich ausschließlich um ihre eigene Person. „Erkennen Sie die Zukunft aus der Schrift?" fragte Paula.

Sebastian zögerte. Er wollte antworten: „Nein", erinnerte sich dabei aber der Umstände, wo seine kleine Fertigkeit denn doch hinausgedrungen war: der roten Worte Dr. Hauls; der Prüfung des Schülers Benedikt; und des Büchschens vor allem, des ovalen Büchschens aus Horn, das sich zwischen zwei Lagen besten blauen Kartons versteat gefunden hatte . . . man konnte hier ja nicht bündig von „Zukunft" reden, doch drang das immerhin in ihre Nähe! „Ich weiß nicht", sagte Sebastian. „Manchmal könnte es schon sein, daß ich auch davon etwas sehe. Ich habe mich mit alldem solang nicht mehr befaßt, daß mir" — Da hatte man es! Nun ging das Licht aus . . . abscheulich, wie es donnerte! Fast eine Stunde ertrug man jetzt dies Knattern . . . das Licht ging wieder an. Wie die Mädchen weiß waren! Wollte man nicht Abendbrot essen?

Man aß zum Schein und ohne Appetit. Nicht einmal dem Selchkamm, der so einladend duftete, wurde zugesprochen, die Mädchen hatten ihr Getue mit dem Mieter, hunderterlei Fragen schnellten sie auf ihn ab. Und er antwortete ihnen, zögernd und bedächtig, es schmeichelte ihm, im Mittelpunkt zu sein. Nein, Fräulein. Ja. Nein. Dann ging man schlafen.

In den ersten Nachtstunden regnete es. Das Gewitter hatte nachgelassen. Regen fiel strömend und beständig. Er trommelte auf das Blech, auf den Kalk, auf den Asphalt. Sebastian lag und lauschte. Sein Bauernschlaf wollte nicht kommen; sein Kinderschlaf, der ihn so gut hinwarf und ohne Träume bleiben ließ. Wachend erwartete er ihn. Würde es glücken? Mißtrauen war dort. Litt Agnes nicht? Wo fuhr sie jetzt, durch die Nacht, Agnes, die zu lächeln verstand? Bald war sie zuhause. Konnte es glücken? Ein Unterfangen ohnegleichen, so aus nichts herzukommen, in diese große, fordernde, raubende, gierige, nüchterne Stadt, mit allen zu kämpfen, die gewandter waren, andrer Leute Abstämmlinge, und Städter alle, Städter! Ungeheurer Unterschied! Das Reden, das Denken, das Eilen, das Verschlossensein. Das Verschlossensein. Offenheit, nein, mißtrauisch und abgünstig waren sie der Offenheit! Sie verrieten nicht, was sie dachten, keiner. Ängstlich hüteten sie es. Man mußte Verschlossensein erlernen, höre, Sebastian, lerne das Verschlossensein! Deine Offenheit laß fahren, das Stadtkleid zieh an, zu bis zum Hals, zu bis zum Mund. Achte auf dein Wort, belaure den Blick, kette die Gebärde an. Verrate dich nicht, das Offne gibt dich preis! Versperre dich, Sebastian, vermaure dich . . .! Komische Stimme im Schlaf! Hart trommelten die Tropfen, auf das Blech, auf den Kalk, auf den Asphalt. Diese kleine Fertigkeit hatte ihnen gefallen? Sie kam zur rechten Zeit, sonst hätten sie das Ungewandte merken müssen, das Bäurische . . . Nicht daß es kränkend gewesen wäre! So aber war es besser. Aller Augen auf sich ziehen, seht ihr, das kann kein andrer als ich . . . es tut wohl, belobt zu werden und ein wenig aufzufallen, trotz allem, in der großen Stadt! Da hatte man sich, zur guten Stunde, seiner lang vernachlässigten kleinen Fertigkeit erinnert, und die Mädchen hatten Gefallen daran gehabt. Scheu beinahe hatten sie gehabt! Sebastian lachte sein stilles, langes Lachen. Lachend wachte er im Bett. Wie, wenn die Herren im Rechtsbüro nicht weniger Gefallen daran fänden? Angenommen, es gelang ihm, wie damals im Griechischpensum, wo er die Schrift nicht einmal gelesen, sondern nur getastet hatte? Das unterhielt sie vielleicht — setzte ihn sogar bei denen ein wenig in Respekt? Still lachte Sebastian. Er schlief fast schon. Man konnte es ja versuchen, warum nicht! Anmaßend mochte es zwar sein, so im Dienst geradeheraus zu sagen: „Darf ich Ihnen jetzt die kleine Fertigkeit zeigen, meine Herren?"

Tags darauf sagte Sebastian, den eine Bemerkung Göttlichers („dazu muß man gewiefter sein als Sie!") wegen der nun unverkennbaren Absicht, ihn zu bagatellisieren, in seinem Bauerntrotz getroffen hatte, dort also, wo er am sichersten zu treffen war: „Ich möchte Ihnen etwas zeigen, was Sie in Erstaunen setzen wird!" Aufbegehrend sagte er es, trug in der Erbostheit stärker auf. „Was Sie in Erstaunen setzen wird!" — unter andern Umständen hätte er von seiner kleinen Fertigkeit nun und nimmer so prahlerisch geredet; gelacht hätte er über die Vorsätze dieser Nacht, kein Sterbenswort davon verraten, im Gegenteil! Doch da kam dieses Herrchen, das schon gestern impertinent genug gewesen war,

nahm den Mund voll und band offen mit ihm an! Was reibt der sich an mir! Er mag das bleiben lassen! Göttlicher — eben erst hatte der Laufjunge die „W. a. M." auf sein Rollpult hinterlegt, weil es an Mittag ging — fragte über die Zeitung: „Wenn es unbedingt sein muß?" Dabei grinste er. Warte, Stadtherr . . . ich will dir kommen! Hartnäckig verlangte Sebastian: „Zeigen Sie mir irgendwas Geschriebenes! Dann sage ich Ihnen alles über den Schreiber . . .!" Göttlicher zog bloß die Achseln hoch. Ein Kindskopf. Gestern war er da zur Tür herein, in unser reguläres Bankbüro, und hatte Märchen erzählt; auch daß er es „El" abkürze. Und heute regte er Gesellschaftsspielchen an! „Wenn Sie es absolut nicht lassen können?" gab er väterlich zurück. Ganz und gar nicht! Es fehlte beinahe nichts, und der junge Mensch im Kurzrock hätte mit den Füßen gestampft; bis auf dies eine benahm er sich denn wirklich wie ein Knabe, der jäh in Zorn gerät. Schön, in Kuckucks Namen! Und mit einer Daumengeste gegen Bernhard, der diesen Trux die ganze Zeit über schief und als sähe er manches Merkwürdige an ihm betrachtete, nahm der künftige Konsulent ein Blatt aus dem Rollpult, irgendeins, er schaute nicht einmal hin. Sebastian griff mit beiden Händen nach diesem Blatt, sein Gesicht war rot. Einen Viertelsblick warf er darauf und redete. Was er sah, redete er, durchaus unveränderter Verfassung, höchstens ein wenig ruckartig und später wie ein Rad, das ins Rollen kommt. Göttlicher saß mit offnem Mund. Je länger Sebastian sprach, desto weiter sperrte er ihn auf. Bernhard aber nahm langsam seine Gläser ab, behauchte sie, setzte sie wieder auf und pfiff aus seinem kurzsichtigen Fischgesicht leis durch die Zähne. „Sss" klang es. Denn Sebastian hatte Herrn v. Tosse geschildert, sogar daß er Männer nicht ungern hatte, Donnerwetter! Das heißt — holla — einen Augenblick! Des Gouverneurs Handschrift mußte der Mensch doch kennen! Welch plumper Aufsitzer! Über Herrn v. Tosse gab es so viel Gerücht, daß es beileibe nichts Hexerisches war, sich daraus in der Eile einen Brei zurechtzumanschen! „Haben Sie die Schrift des Herrn Gouverneurs gekannt?" fragte Göttlicher spitzig. „Des Gouverneurs? Haben Sie mir die Schrift des Gouverneurs gezeigt?" Hatte einer Worte, welch ein Komödiant das war! Verdammt schlau war der, da konnte man sich vorsehen! Fragt, nachdem er ihn mit einem Steckbrief beschrieben hat, ob es die Schrift des Gouverneurs sei . . . Sebastian spürte den Widerstand. Die Gegnerschaft spürte er. Sie zeigte ihm die Zähne. Sie stachelte ihn auf. „Sie glauben mir nicht? Überzeugen Sie sich also!" sagte er. „Nehmen Sie etwas anderes Geschriebnes. Ich werde es nicht ansehen. Bloß tasten." — „Und?" fragte Göttlicher. „Ja!" trumpfte Sebastian auf, „und werde Ihnen den Schreiber beschreiben, als hätte ich die Schrift vor meinen Augen. Wenn Sie wollen, werde ich Ihnen die Schrift auch nachahmen!" Abermals nahm Bernhard die Brille ab. „Ohne sie gesehen zu haben?" wollte er wissen. He, Stadtherren, das war euch also doch der Mühe wert? Sebastian nickte. „Ohne die Schrift gesehen zu haben". Heiliger Judas Thaddäus, hilf, daß es mir jetzt gelingt, wie damals im Griechischpensum! dachte er. Der künftige Konsulent, Herr Referendar Göttlicher, lächelte. Zumutungen waren das! Das mochte er seiner Mutter mit dem Nierenübel einreden, oder dem Bruder, den er „El" abkürzte! Nicht unsereinem. Nicht rationell denkenden Leuten in einem Rechtsbüro, neunzehnhundertachtundzwanzig, mittags zwölf Uhr sechs. „Dann müßten Sie sich aber solange entfernen, bis wir uns über die Schrift geeinigt haben!" meinte Bernhard. Göttlicher traute seinen Ohren nicht. Es gab etwas, was den Verfettenden aus seiner Fassung brachte? Er wurde geradezu agil! „Ich warte draußen, bis Sie mich rufen!" erklärte Sebastian und stapfte zur Tür hinaus, im Vorbeigehn die elektrische Mittelbirne mit dem Scheitel streifend.

„Du wirst diesem Esel doch nicht hereinfallen!" verbat Göttlicher sich alles Weitere. „Ist doch Mumpitz! Taschenspielerei, wenn's hochgeht!" Bernhard war dieser Meinung nicht. Es erwecke ihm durchaus nicht den Eindruck, als ob der Neuling schwindle. Faktisch? Demnach solle es denkbar sein, daß jemand aus einer Schrift, die er nicht sieht, Dinge, die er nicht weiß, ohne weiteres mitteilen kann! Warum nicht . . .? Hatte man von Ähnlichem nicht gehört und gelesen? Wie Bernhard sich erregte! „Komm! Wählen wir die Schrift!" drängte er. „Na, das hätte ich mir von dir wirklich nicht träumen lassen! Du solltest Habitué auf Jahrmärkten werden!" rügte Göttlicher. Doch Bernhard hatte Eile. Die Schrift jetzt! Zur Skepsis, meinte er, sei nachher immer Zeit genug: „Du kannst ihn ja entlarven, Göttlicher!" — „Da verlaß dich nur auf mich! Das will ich ihm so gründlich besorgen, daß ihm für alle Zukunft die Lust vergeht!" versicherte der künftige Konsulent. Dann einigten sie sich auf eine indifferente Handschrift.

Sie rührte von einer gewissen Nüttler her, Witwe nach einem kriegsgefallnen Major, einer Quertreiberin, die das Rechtsbüro der „3. B." mit vermeintlichen Erbansprüchen bombardierte; pünktlich legte man das ad acta. Eine Nullität also, und jenem Trux unmöglich bekannt. Jetzt mochte er nur kommen!

Bernhard — was war denn in diesen Bernhard gefahren! — sprang auf, ging zur Tür, öffnete, rief nervös: „Herr Trux!" Sebastian aber ließ sich zweimal rufen, ehe er kam und klobig sagte: „Wenn es Ihnen lieber ist, können Sie die ausgewählte Schrift auch in einen verschloßnen Briefumschlag legen. Dabei sind Sie noch sicherer, daß ich nichts sehe!" Wasser auf Göttlichers Mühle! Alsbald praktizierte er unter seinem Rollpult die Schrift der gewissen Nüttler in ein Geschäftskuvert der „3. B.", verklebte es, überzeugte sich von der Undurchsichtigkeit und reichte es dem Tausendsassa hin. Er lächelte im Vorrat. „Heiliger Judas Thaddäus, hilf, daß es mir jetzt nicht vor die Hunde geht!" murmelte Sebastian in einem Stoßgebetlein zu seinem Schutzpatron. (Denn, alles was recht ist — er hatte sich da in der Tat ein wenig übernommen, das mit dem Kuvert war nur geschwatzt gewesen und Prahlerei!)

Göttlicher war aufgestanden. Mit verschränkten Armen stand er da, zwei kleine Schritte entfernt. Es konnte ihm nichts entgehen, kein Blick, kein Griff, kein Atemzug. Auch Bernhard hatte auf die Bequemlichkeit des Sitzens verzichtet. Hinter Sebastian faßte er Posto, die Gläser in seinem Fischgesicht funkelten. Sebastian streckte die rechte Hand aus. Ihre starken roten Finger tasteten das grünliche Papier. Jetzt! dachte er. Schon in diesem Augenblick müßte ich — Nichts. Er spürte nichts. Der niederträchtige Umschlag! dachte er. Und schloß die Augen. Die Finger seiner Rechten, Zeige-, Mittel-, Ringfinger glitten mit ihren Kuppen über das Kuvert, langsam, leicht drückend. Nichts. Als sei alles ausgelöscht. Sebastian öffnete die Augen, schloß sie von neuem. Abermals tasteten seine Finger. „Bitte", sagte er dann wie ein Schüler. „Es ist mir mißlungen. Ich habe den Schriftkontakt nicht." Wie beschämend! dachte er. Nun ist es aus. Strahlend bekräftigte Göttlicher: „Also keinen Schriftkontakt?" Und er legte das Kuvert breit auf das Rollpult. Das hieß: Habe ich es nicht gesagt! Und: Mir macht ihr nichts weiß! Doch Bernhard fragte: „Wenn die Schrift sich nicht im Kuvert befände? Könnten Sie sie dann analysieren?" Sebastian sagte mutlos: „O ja. Dann hoffe ich es bestimmt." Vielleicht kann ich auch das nicht? dachte er. Er sah, daß Bernhard den Brief ergriff und, mit dem Rücken gegen ihn, den Umschlag öffnete. „Wie vergewisserst du dich denn, daß der Herr die Schrift nicht sieht!" bemerkte Göttlicher unwillig. (Für ihn war die Angelegenheit erledigt.) „Sie können mir ja die Augen verbinden!" bot Sebastian an. Nein, darauf würde dieser Bernhard sich doch hoffentlich nicht einlassen! Ganz davon abgesehen, daß es einfach blamabel gewesen wäre, wenn jemand in einem Frontbüro der „3. B." zur Dienstzeit mit dem Handtuch vor den Augen fuchtelte! Das genierte Bernhard keineswegs. Wie verwandelt war der faule Mensch! Er nahm sein gutes, reinleinenes Taschentuch aus der innern Tasche, entfaltete es, legte es in eine saubere Binde und knüpfte sie diesem Trux, der sich bücken mußte, eigenhändig vor die Augen. „Überzeuge dich selbst, daß er nichts sieht!" wendete er sich an Göttlicher. Ach was! Sehen oder nicht! Das mit dem Kuvert war ja doch mißlungen!

Sebastians Finger tasteten. Sie glitten mit ihren Kuppen langsam, leichten Drucks über das Geschriebene. Einmal. Ein zweites Mal. Da redete Sebastian. Unveränderter Verfassung, höchstens ein wenig ruckartig und später wie ein Rad, das ins Rollen kommt. Von den Besonderheiten der gewissen Nüttler redete er; im Kästchen überm zweischläfrigen Bett hängt das Eiserne Kreuz; der es empfangen hat, ist tot; zwei Knaben sind da, die Mutter drangsaliert sie; alle drangsaliert die Mutter; sie ist mager, das schwarze Kleid rafft sie wie ein Mädchen; beim Sprechen stößt sie mit der Zunge an, ganz wenig; konfus ist sie; die Menschen halten sie für böse; böse ist sie nicht; nur konfus. Und dann forderte Sebastian Feder und Papier und schrieb etwas mit verbundnen Augen: So sehe die Handschrift der Person aus. Nun möge man ihm die Binde lösen. Es dauerte, bis das geschah, Bernhard öffnete den Knoten, doch er kam damit nicht gleich zurecht, weil seine Finger zitterten. Auf dem Rollpult lag, von der Hand der gewissen Nüttler, nein, von der Hand dieses Trux, eine Zeile: „Sehr geehrte Direktion!" Da war der Nüttler großes lateinisches S mit der gespreizten obern Schlinge; ihr kleines r, das wie ein Rechen aussah; ihr jäher Abstrich vom r zum t — das war die Schrift der gewissen Nüttler, ununterscheidbar, was echt, was nachgeahmt . . . und der Mann dort hatte es mit verbundnen Augen geschrieben!

Der Mann dort blinzelte. Der plötzliche Wechsel von Nacht zu Licht blendete ihn, er brauchte seine Zeit, bis er die Augen gehörig wieder öffnen konnte. Dann sah er aus ihnen. Geglückt also? Die Herrchen standen ja wie auf den Mund geschlagen beim Konferenztisch und studierten immer noch die nachgeahmte Zeile! Gelungen, he? Das Telefon auf Göttlichers Rollpult schnarrte. Die Herrchen bedienten es nicht. „Das Telefon!" sagte Sebastian. Sie standen da und verglichen Schrift mit Schrift. Da nahm Sebastian die Muschel und meldete sich. „Zentralbank. Rechtsbüro!" sagte er, wie er es von denen gehört hatte. Des Justizrats Kranich Büro war dort und bat, zur Kenntnis zu nehmen, daß ein Nachhang zum Akte von vorgestern unterwegs sei; sodann, daß Präsident Bassan heute persönlich bei Herrn Göttlicher vorsprechen wolle. Sebastian machte eine Notiz auf dem vor ihm liegenden Abreißzettelblock. Auf diesem Zettelblock, inmitten, stand mit quadratischen Buchstaben: „Bitte, um 10¼ zum Herrn Gouverneur!" Sonderbar, dachte Sebastian, während sein Blick auf diese quadratischen Buchstaben fiel. Unendlich sonderbar! Und die quadratischen Buchstaben vor Augen notierte er, gerade unterhalb, erstens den Nachhang zum Akt von vorgestern, zweitens den Besuch des Präsidenten Bassan. Sonst noch etwas? Nein. Verbindlichste Empfehlung.

Da standen die Herrchen. Sie schienen sich erholt zu haben. Göttlicher zumindest, denn Bernhard hielt die nachgeahmte Zeile noch in der Hand. „Hören Sie!" sagte Bernhard mit dem Fischgesicht, beinahe heiser, krankenblaß und sicherlich um seiner unleugbaren Aufgeregtheit in etwas Spaßigem Luft zu machen: „Könnten Sie uns da nicht vielleicht auf die Spur helfen, wer Bassans Geld gestohlen hat?" Sebastian nickte. „Das kann ich," sagte er. Er schob den Kopf mit einer drehenden Bewegung von rechts nach links. Als der Halbkreis vollendet war, drückte er das kurze Kinn auf seinen Hals. „Ja, das kann ich!" wiederholte er. „Bassans Geld hat der gestohlen, der auf den Block dort die Worte geschrieben hat: „Bitte, um 10¼ zum Herrn Gouverneur!" Ein Seufzer verließ Bernhards Fischmund. Man hätte meinen können, es sei ein Seufzer der Erleichterung, obschon es natürlich nur einer der totalen Sprachlosigkeit sein konnte.

Denn es war des kleinen Degenfelds Handschrift, auf dem Block dort.

Drohung überall

Ich will Ihnen etwas sagen, Trux — das geht nicht!" äußerte v. Tosse. Er hatte unverzüglich den jungen Menschen rufen lassen, nachdem ihm von beflißner Seite dieser Aberwitz war hinterbracht worden, der Volontär wage einen Grafen Degenfeld zu bezichtigen, dessen Führung zwar da und dort Einwände dulden mochte, der aber bei allem ein Degenfeld blieb, Sproß eines unsrer nobelsten Geschlechter! Dazu gehörte denn doch Frechheit oder Dummheit! Nicht geneigt, Frechheit zu statuieren, und nach den Eindrücken einer Minutenbegegnung Dummheit für erwiesen haltend, fand der Gouverneur eine dringliche Ermahnung gleichwohl ratsam; nicht daß er Weiterungen hieraus befürchtete. So pitoyabel albern konnte selbst der dümmste Mensch nicht sein, daß er einen mörderischen Verdacht auf nichts als eine Schriftphantasie gründete, auf ein Etwas also, dessen Nichternst außer Zweifel stand: nein, es handelte sich v. Tosse bloß darum, daß an seinem Amtssitz nicht eine Viertelstunde lang jene Manier außer Acht blieb, deren er selbst sich meisterlich bediente: die Manier einer Geschmeidigkeit, welche, je nachdem, unten bis zum Faustschlag, oben bis zum Fußfall zu treiben war und die Anbiederung an unsern echtbürtigen Adel und an das Feudale still bezweckte. Dieser Speichelleckerei nächst seinem börsentechnischen Talent dankte v. Tosse, der ehedem zwar nicht Traubensaft, doch, immerhin, Trebitsch geheißen hatte, seine Laufbahn. Was man ihm sonst nachsagte, gehörte auf ein anderes Blatt; sein Aufstieg blieb so oder so bemerkenswert. Denn ausgediente Börsenbesucher erinnerten sich, daß „zu ihrer Zeit" ein blutjunger Finanzbeflißner, oder wie sie zu sagen pflegten, „ein Jüngel", als Galopin der am Platze mäßig beleumundeten Wechslerfirma Bock, Metchapel und Sohn täglich in der Kulisse erschienen war und Ordres effektuiert hatte, Trebitsch geheißen, aus Mähren zugewandert: v. Tosse, Gouverneur der Zentralbank. Jene ausgedienten Börsenbesucher notierten dies ohne Widerstand, anerkennend vielmehr, denn es zeigte ja, bis auf welche Gipfel zähe Strebsamkeit zu führen wußte; und man konnte es überdies der nachwachsenden, sträflich lässigen Generation beim Mittagstisch mit lehrhaftem Nachdruck vorsetzen: „Schau dir an, wie weit Tosse es gebracht hat!" Dabei ließ sich nicht leugnen, daß der Krieg dem

Manne zustattengekommen war. Er hatte, wegen nervösen Herzens einstweilen zurückgestellt, dann aus gewichtigeren Ursachen dauernd reklamiert, ein spähendes Auge auf Valuten und Effekten gehabt; man fuhr bei seinen Ratschlägen gut. So ließ man ihm freieste Hand, um so williger, als er sich selbst dazu erbot und seine Anerbietungen goldne Früchte trugen: er verwaltete dies und jenes Vermögen, um es über Nacht zu verhundertfachen, Feudalvermögen versteht sich, ausschließlich gräfliches, fürstliches, prinzliches. Sogar souveränes Vermögen, wie es unbeglaubigt hieß, mit mehrfachen Reisen ins Ausland, geheimer Expedition allerhöchster Juwelen und Besitztitel auf neutralem Boden . . . von da ab jedenfalls datierten Adelsdiplom und anhaltender Aufschwung. Dabei gedieh das Institut, von dessen Börsenvorstand der gewesne Trebitsch rasch zum Dirigenten der Kreditabteilung vorrückte, bis er vor Jahresfrist zum Gouverneur berufen worden war, auf die Stelle also, die seit Menschengedenken Baron Dierk-Dalbach innegehabt hatte! Doch hole es der Teufel: aus heiterm Himmel geschah dies Mißgeschick des Derbysonntags, das (man mochte es zubereiten, wie man wollte) keineswegs den Kommittenten Bassan allein betraf, sondern auch den Rang der Bank und damit v. Tosse. Grauer unter seinem Puder war der Gouverneur seither. Denn er puderte sich, ohne geradezu Schminke aufzutragen, was man von ihm log; nicht Schminke! Puder aber verteilte er peinlich auf seinen Wangen, verrieb es wissend mit seinen magern, am Rücken rasierten Händen, befreite auch allmorgendlich die Nasenwurzel von den rechts und links überwuchernden rötlichen Brauen, die ihrerseits mit dem geschliffnen Messer schmal im Zaum gehalten wurden. Daß er ein Mieder trage, gehörte genau so dem Bereich der Erdichtungen an wie manches andre, das unwissende Leute über ihn verbreiteten. Nichts als ein handbreites Magenband umgab die Hüften. Aus Gummi verfertigt, mit körperfarbner Seide überzogen, linksseits in drei Ösen fest zu schließen, diente diese bescheidene Nachhilfe der Taille, ein förderlicher Gürtel, mehr nicht. Tosse bedurfte dergleichen. Es lag ihm daran, seine Jahre zu verschleiern, über deren Summe die Meinungen lächerlich auseinandergingen: Die einen sprachen ihm kaum fünfundvierzig, die meisten weit über sechzig zu. Morgens, wenn der Puder noch nicht verrieben und der vom Leibdiener geleistete eineinhalbstündige Körperdienst erst in den Anfängen war, mochte man allerdings noch zweifeln. Etwas vor Zehn aber vollzog sich die Verwandlung und v. Tosse verließ mit straffen, von der nächtlichen Kalbfleischmaske entfalteten Wangen, leicht sich wiegend, in den Hüften schmal, das schüttere Haar tiefbraun und sanft geglänzt, die Fingernägel schimmernd karminrot, nach Colonia del Rè duftend, sein Bade- und Ankleidezimmer, eine der Sehenswürdigkeiten des gelben Sandsteinschlößchens im Biedermeiergeschmack. Da entfernte sich ein Herr in besten Jahren, kaum fünfundvierzig.

„Das geht nicht, Trux!" entschied er und nahm sich selbst den Elfenbeinpapierdolch aus der Hand, dessen kühlen Griff er bisher zwischen zwei spielenden Fingern gehalten hatte. Sebastian stand aufrecht. „Aber —" sagte er. Er hatte ein bißchen Angst. Er wollte reden. Er wollte schweigen. Sein oberster Vorgesetzter sah ihn aus grünlichen Augen fordernd an. „Das ist so, Herr Gouverneur!" sagte Sebastian unschlüssig und drehte den Kopf langsam von rechts nach links. „Was, wenn es Ihnen beliebt?" — „Das mit dem Diebstahl, Herr Gouverneur. Es steht nun einmal in der Schrift dieses Menschen!" Tosse hustete. „Würden Sie," empfahl er und raubte seiner werbenden Stimme eine Dosis ihrer permanenten Süßigkeit, „würden Sie vielleicht vermeiden: ‚dieses Menschen' zu sagen? Es handelt sich immerhin um den Herrn Grafen Degenfeld!" Sebastian nickte. Jawohl, er wisse das. Aber er könne dabei nichts weiter tun. Neuerdings eignete der Gouverneur sich den Elfenbeingriff an. „Doch", sagte er, mit der weißen Schneide spielend. „Sie können Ihren Irrtum aus der Welt schaffen. Denn es war ein Irrtum, Herr Trux." Dann schaute er auf die rotseiden bespannte Wand des Präsidialsalons. Ein Irrtum? „Es war kein Irrtum, Herr Gouverneur!" lehnte Sebastian ab. Der Gouverneur hustete. Eine Pause entstand. Würde dieser ungehobelte Mensch, für den das Ackerbauministeriurm sich Gott weiß warum so beharrlich eingesetzt hatte, nicht stante pede Vernunft annehmen? Tosse hustete. Er hatte eine redende Art zu husten, zwei kurze, spitze Schälle, die in ein gezognes Räuspern übergingen. Sebastian begriff denn auch, daß man ihm Zeit ließ. Langsam drehte er den Kopf von rechts nach links. Er spürte ein bißchen Angst. Trotzdem verdroß ihn diese augenfällige Absicht, ihn Lügen zu strafen. Machten sie sich hier vom Türsteher bis zum Herrn den Narren aus einem? Jeder fand zu lachen, zu nörgeln, zu drohen? „Sehen Sie, Herr Gouverneur", sagte Sebastian,

„das ist doch nicht zulässig! Wenn man etwas weiß, kann man nicht sagen: Ich habe es vergessen!" Tosse wünschte die rotseidne Wand nicht länger zu sehen. Er wendete den duftenden Kopf zu seinem Gegenüber, beließ seiner Stimme einen kärglichen Rest von Süßigkeit und meinte: „Sie wissen? Aus vier, fünf Worten wissen Sie, daß Graf Degenfeld den Herrn Präsidenten Bassan bestohlen hat? Dann möchte ich Sie in aller Freundschaft etwas fragen: Merken Sie nicht, daß Sie sich mit dieser Behauptung unsterblich lächerlich machen?" Ja, das hatte der Gouverneur am falschen Ende gepackt! Eben mit jener Nadel, die den jungen Menschen rebellierte, hatte er ihn gestochen! So willfährig der junge Mensch war, er ertrug das nicht: nicht Hänseln, nicht Höhnen. Er hatte es als Kind nicht ertragen; nicht als Knabe, nicht als Schüler. Maßlos erbitterte es ihn, trieb ihm das Blut jähzornig zur Stirn, noch immer. Verschwunden das bißchen unschlüssige Angst. „Herr Gouverneur!" sagte Sebastian. „Ich glaube ganz und gar nicht, daß das lächerlich ist! Ich glaube, daß das viel ernster ist, als Sie denken. Und daß Sie diesen Menschen auf der Stelle sollten verhaften lassen — ehe er dahinter kommt!" Ach so! Wehte der Wind daher? Rot angehaucht, das Bürschchen? „Lieber Herr Trux. Darf ich Sie bitten, sich meinen Kopf gütigst nicht zu zerbrechen! Was ich zu tun oder nicht zu tun habe, ist mir bekannt und ich kann dabei auf Ihre Mithilfe ohne Entbehrungen verzichten. Vermutlich werde ich aber auch sonst auf Ihre Hilfe verzichten müssen. Sie scheinen sich weder von subordiniertem Dienst noch von Ihrer Chance annähernd einen Begriff zu machen. Verstanden, Herr. Sie haben das Glück gehabt, an mich empfohlen zu sein. Ich habe Sie hier aufgenommen, ausnahmsweise, unerhörterweise, glücksweise! Das quittieren Sie am dritten Tag mit Widersetzlichkeit? Verstanden, Herr! Ich mache nicht viel Worte mehr. Daß Ihre Verdächtigung des Grafen Degenfeld haltlos ist, dafür stehe ich! Platterdings unmöglich, schon deshalb, weil sich Graf Degenfeld von Sonnabend bis gestern in meinem Auftrag unterwegs befand. Sollte also diese Fackelei Ihrerseits gutgläubig gewesen sein, dann haben Sie sich mit Ihrem Schriftorakel geirrt; wo nicht, haben Sie verleumdet. Sie werden mich gefälligst ausreden lassen: Entweder Sie ziehen Ihre Beschuldigung bedauernd und bedingungslos zurück, oder Sie sehen sich als verabschiedet an. Ja oder nein? Wollen Sie die schriftliche Erklärung, die ich Ihnen hiemit abfordere, zu Papier bringen?" Die Stimme des Gouverneurs hatte den letzten kärglichen Rest von Süßigkeit eingebüßt. Sie hörte sich kurz und spitz wie sein redendes Husten an.

Sebastian stand aufrecht. Alles in ihm drängte danach, jetzt mit der Hand auf diesen runden, glatten, spiegelblanken Tisch zu schlagen und zu schreien: Nein! „Also?" fragte v. Tosse. „Entscheiden Sie sich." Er war entschieden, mochte es in die Brüche gehen! Und mit dem ganzen Trotz seiner herausgeforderten Knabenhaftigkeit trat Sebastian einen Schritt näher an den Gewalthaber heran. „Also?" wiederholte dieser. „Übrigens . . . haben Sie nicht einen schwerkranken Vater, dem zuliebe für Sie interveniert worden ist . . .?" Der Angeredete zuckte wie unter einem Schlag. Dann trat er den Schritt, den er näher gekommen war, wieder zurück. Dann öffnete, schloß und öffnete er seine große rote rechte Hand. Dann fragte er: „Was soll ich schreiben, Herr Gouverneur?" Endlich! Nicht zu glauben, welcher Überredungskunst es brauchte, um diesem Töpel Vernunft beizubringen! Allerdings . . . wenn man Gesprächsdiplomatie so aus dem Effeff besaß wie v. Tosse! Dem jungen Mann hier war eben nur mit Schärfe beizukommen! „Schreiben Sie!" forderte der Gouverneur, ohne daß er seiner Stimme nur ein Löffelchen Sirup beigemischt hätte: „Ich diktiere". Sebastian setzte sich langsam vor den runden, glatten, spiegelblanken Konversationstisch. Ein Papier wurde ihm hingebreitet, glattes, blankes Papier, Aufdruck: „Der Gouverneur der Zentralbank", Blockbuchstaben, links oben eingestanzt. Eine Feder wurde ihm gereicht. Langsam griff er sie an. „Der Unterfertigte", befahl der Gouverneur, „hat am Mittwoch den 5. anläßlich eines scherzhaften Privatgesprächs" — das für äußerste Fälle angeordnete zweimalige Knöchelklopfen des Präsidialdieners erschallte. Herein denn, was gab's? Es gab etwas Unerwünschtes! Frau Präsident Bassan verlangte ohne Aufschub nach Herrn Gouverneur. Wie lästig! Denn einmal war die Angelegenheit mit diesem Trux da unter Dach zu bringen und außerdem ließ sich ahnen, was diesen Besuch so ungeduldig herführte und daß er jeder Belustigung entbehren werde. Mithin entschloß sich v. Tosse zu etwas Singulärem. Er trug dem vor die Tür getretenen befrackten Diener drei geflüsterte Worte auf: „Warten lassen und wegschicken!" Hackenklappend verneigte der Befrackte sich und ging; sein gepolstertes Gesicht verriet nichts. Dann setzte der Gouverneur das Diktat fort.



Ernte. Gemälde von Niccolo dell Abbate

Ausstellung der Galerie van Diemen & Co., Berlin W.

Doch er begann die zweite Hälfte seines Satzes, als jemand stürmisch eintrat. Jäh erschien die traubenblau gekleidete Dame in dem leisen Präsidialsalon! Sie sagte schroff: „Sie werden mich wohl nicht antichambrieren lassen wollen?“ Und nahm in dem hohen Gobelinsessel unter dem Todesbilde von Corinth mit gekreuzten Beinen Platz.

Schön war die Frau, die dort saß und ihre Empörung zeigte! Unvergleichlich. Sebastian erhob die Augen von dem glatten, blanken Blatt und sah sie an. Der Zorn grub ihr einen Schnitt in die weiße Stirn. Ihre Stimme war kalt, war gefährlich, als sie mit einer Geste nach dem jungen Unbekannten sagte: „Ich habe nur mit Ihnen zu sprechen!“ Sonderbar genug, diesmal klappte v. Tosse durchaus nicht zusammen und beeiferte sich, blindlings zu gehorchen. Vielmehr erwiderte er, zwar mit der ganzen Süßigkeit, die er auch sonst in seine Kehle füllte, doch in der Sache unerschüttert: „Bitte untertänigst um Vergebung, gnädige Frau. Ich habe ein unaufschiebliches Geschäft!“ Wohlgemerkt: er sagte „gnädige Frau“; er sagte nicht „Prinzessin“! Die traubenblaue Dame entschied eisig: „Beenden Sie es. Ich werde hier so lange warten.“ Gut, dachte Sebastian, bravo! Die zeigt ihm die Zähne! „Ich bin verzweifelt, gnädige Frau: Was ich erledigen muß, ist geheim“, erklärte er und machte einige einladende Begleitschritte zur Tür. Die schöne Dame lächelte verächtlich. „Geben Sie sich keine Mühe, Trebitsch. Ich bleibe da. Erledigen Sie also, was Sie für unaufschieblich halten. Dann kommt mein eigenes unaufschiebliches Geschäft!“ Sie lehnte sich an den steilen Rücken des Gobelinsessels. Bravo! dachte Sebastian. Wie er sich krümmt! Wie überlegen sie ihm ist! Wie unglaublich schön! Dankbar flog seine Bewunderung dieser herrlichen Dame zu, die den Grünäugigen kujonierte und damit seine eigene kleine Rechnung beglich. Üble Lage für v. Tosse. Doch ein Entschluß mußte gefaßt sein! Dem jungen Hilfsbeamten konnte man solche Erniedrigung des Chefs unmöglich länger vor Augen führen! Üble Lage. Vielleicht . . . so übel nicht? Am Ende ließ die Geschichte sich auch auf solche Art und Weise lesen? Auf solche Art in die Hand genommen, breitete das Netz sich weitmaschiger aus und . . . und es fingen zwei Fliegen sich mit einem Schlag darin? „Einer schönen Frau“, sagte der gewesene Trebitsch atemlos und preßte seine künstlich roten Lippen, „läßt sich auf die Dauer ja doch nichts verweigern! Versprechen Sie mir also Diskretion, Prinzessin? Sie werden sehen, wie sehr alles, was ich vorhabe, Ihre Interessen fördert und weshalb es geheim gehalten werden muß! Versprechen Sie mir, nichts zu verraten?“ Während er seine Worte wählte, sah v. Tosse deutlich, welch ein Meistercoup sich jetzt schlagen ließ. Großartig bot jener schwierige Ausweg sich an, den der Gouverneur seit dem finstern Derbysonntag schlaflos gesucht und dessen Bedrängnis dem Leibdiener das Frühamt, graue Wangen zu röten, so erschwert hatte! Die schöne traubenblaue Frau hob ihre Hand, die auf der Lehne des Gobelinsessels wie schlafend lag, leicht am Gelenk und ließ sie wieder fallen. Diskretion verlangst du? bedeutete das. Mann, dessen Emporkunft ich kenne; den ich mit diesem Fingerdruck verderben kann? Mensch, vom Schlage meines räuberischen Gatten? „Reden Sie!“ sagte sie statt allem. Wohlan! Der hier anwesende junge Beamte sei im Begriff, den großen Diebstahl zu ergründen. Er verfüge über die Fähigkeit, aus Handschriften hintergründige Schlüsse zu ziehen. Kraft seiner phänomenalen Befähigung habe der hier anwesende Beamte eine Spur ermittelt, eine noch nicht völlig erwiesene, überaus erstaunliche Spur: man werde sie prüfen. Man selbst. Sie deute (nochmals dringlich um Verschwiegenheit gebeten!) auf eine Person der ersten Gesellschaft; auf eine trotzdem nicht tadelfreie Person; kurzum: auf Thassilo Degenfeld, der im Präsidialsekretariat seit kurzem unwesentliche Dienste leiste. Übrigens nenne sich der hier anwesende Beamte Trux, wenn die Prinzessin es gestatte.

Sebastian war hinter dem runden, glatten, spiegelblanken Konversationstisch aufgestanden. Tief verbeugte er sich gegen den Gobelinsessel, sein schwarzer Kurzrock scheuerte die Tischfläche. Fedora sah es nicht. „Degenfeld?“ fragte sie. Bis zur Sekunde, da dieser Name fiel, hatte sie keinerlei Anteil verraten. Als er genannt wurde, schloß sie die Hand, die wie schlafend auf der Lehne lag, rund um das schwarze Holz. Mit völlig verändertem Ausdruck, mit einem Gesicht des Entsetzens sagte sie: „Degenfeld?“ Tüchtig kalkuliert! Noch ein Griff, und sie glitt ins Netz! Graf Degenfeld, jawohl, gab der Gouverneur zu. Und wenn diese erstaunliche Spur richtig sei, werde sie sich offenbar in eine bestimmte Richtung verzweigen, er müsse wohl nicht deutlicher werden? Das Bändchen laufe vom jungen Degenfeld zu Fräulein Abel, von dort geradewegs in die Bindingstraße, denn Spiridon Meganopolis habe ja jüngst nur zu eklatant sein Wohlgefallen an diesem Ge-

schöpf bekundet, das, unter uns — —. „Assez!“ Fedora saß nicht mehr. Stehend hielt sie den Sessel umarmt, ihr herrlicher Kopf berührte das Metall des obern Randes mit dem Kinn. „Wer will das beweisen!“ fragte sie erblaßt. Tosse stellte sich harthörig. Kunstvoll hatte man sie vom Geleise gedrängt! Jetzt würde sie die Frage, um derentwillen sie gekommen war, nicht mehr stellen! Wenn sie trotzdem fragte, stand Drohung gegen Drohung, Verzweiflung gegen Angst! „Wer will das beweisen?“ fragte Fedora außer sich zum zweitenmal. „Der junge Beamte hier“, erwiderte der Gouverneur. Und er zeigte mit einer seiner langstudierten Salongebärden zärtlich auf Sebastian.

Da sah Fedora den hier anwesenden jungen Beamten an. Mit Haß. Mit Drohung. Widersacher? fragte ihr grausamer Blick. Nimm dich in Acht! Ich schone nicht! „So. Sie wollen beweisen, wer der Dieb meines Vermögens ist?“ richtete sie das Wort an Sebastian, Silbe um Silbe wie Messer nach ihm werfend. Zwischen Drohung und Drohung stand der feindlich Angeredete. Ist dies die Existenz? dachte er. Drohung überall? Hoch bäumte sich sein Knabentrotz. „Ja!“ sagte er und ertrug den Blick aus diesem grausam herrlichen Gesicht: „Ich will es beweisen.“ Sie wendete sich weg. „Seit wann wissen Sie die Torheit?“ fragte sie im gleichen Atem den Gouverneur, ohne Sebastian noch zu sehen. „Ich habe das Ganze vor kaum einer Stunde erfahren, Prinzessin.“ — „Und wie weist Graf Degenfeld die ungeheuerliche Verdächtigung zurück?“ Der Gouverneur lächelte. Degenfeld ahne natürlich nichts. „Gut“, sagte Fedora. „Dann lassen Sie ihn rufen!“

Das, nein, das paßte wenig in des Gouverneurs Konzept. „Unmöglich!“ log er. „Graf Degenfeld ist in der Finanzdeputation und kommt erst um Drei zurück“. Mit solcher Präzision, so mühelos, so naturhaft, so unbeirrbar log der Gouverneur, daß selbst Fedora sich von ihm täuschen ließ. Wenn sie jetzt nur die Tür nicht öffnet und Degenfeld ruhig an seinem Tische sitzen sieht! dachte er. Zugleich versprach er unterwürfig: „Ich werde keinen Augenblick versäumen. Dessen sind Sie doch gewiß, Prinzessin?“ Sie tastete ihn mit dem lauerndstarren Blick ihres schwarzglänzenden linken, ihres rechten größeren, fahlen, ja nahezu grauen Auges ab. „Um Drei werde ich nachfragen lassen, Tosse!“ Dann verließ sie, ohne Sebastian zu sehen, den rotseiden bespannten Präsidialsalon.

Doch zu seiner eignen stupenden Verwunderung hatte der Gouverneur die Wahrheit gesagt: Thassilo Degenfeld hielt sich in der Tat nicht an Ort und Stelle auf. Er hatte sich heute überhaupt noch nicht gezeigt. Auch später erschien er nicht an Ort und Stelle, nicht um Drei, nicht um Fünf. Er erschien auch tags darauf nicht an Ort und Stelle, nicht um Zehn, nicht um Drei, nicht um Fünf. Ja sogar in dem kleinen passablen Absteigequartier, das er von seinem Sekretärsgehalt bestritt, hatte er sich seit gestern, zeitlich vormittag, nicht blicken lassen. Und was Lydia Abel betraf: sie war seit gestern, zeitlich vormittag, nicht minder unsichtbar. Wie einen Bissen Brot hatte man sie nachts im „Wolf und Schaf“ erwartet, ihre Nummer kam, grün strahlte die Ziffer 9 unter dem Balkongitter, doch sie sang nicht, tanzte nicht, war einfach nicht an Ort und Stelle, das Publikum murrte bösartig. Alle beide also bekam man nicht zu sehen. Denn alle beide, etwas anderes blieb nicht übrig, mußten das Weite gesucht haben, der gute Tha sowohl wie Lydia, das Luderchen. Man fahndete nach ihnen wie nach Kostbarkeiten. Man fand sie nicht. War da nicht wer gewesen und hatte aus einer Handvoll quadratischer Buchstaben eine geradezu absurde Vermutung aufgestellt, die, je länger beide unauffindbar blieben, an Absurdität verlor? Wer war das, der das konnte?

Sebastian, wohin?

Es sprach sich herum wie ein Lauffeuer. Der Diebstahl, durch die Unsumme des Entwendeten ebenso wie durch die Person des Verlustträgers Gegenstand der höchsten Neugier; der Rang des Beschuldigten; die unerhörten Umstände, die den Verdacht begründeten: dies alles wirkte zusammen, um den Vorfall in der Leute Mund zu bringen und brennend wichtig zu erhalten. Nach den Eingeweihten und Flüsterern bemächtigten die Zeitungen unsrer Welthandelsstadt sich des Namens. Sie begnügten sich zuerst mit dem Hinweis, daß in der Affäre Bassan „eine sensationelle Wendung“ zu verzeichnen sei; sie setzten damit fort, „ein Mitglied der Gentry“ erscheine schwer kompromittiert; sie verliehen diesem Mitgliede tags darauf den Anfangsbuchstaben D.; und sie endeten damit, daß sie noch am selben Abend den Vor- und Zunamen voll abdruckten, in einer Sonderzeile, mit gesperrter Titelschrift. Die „Große Illu-

strierte" gab Degenfelds Porträt wieder (gleich unterhalb, Zufall oder nicht, den Kopf der Diseuse Lydia Abel). Die „W. a. M." jedoch fand das Auffällige, das Einmalige, das, woraus echtes Journalkapital zu münzen war, anderwärts. Sie entsendete „einen unserer Mitarbeiter" in den Bankpalast und ließ ihn eine Unterredung mit dem jungen Mann, der „Licht in das Geheimnis gebracht hatte", suchen und finden: Der Name des jungen Mannes befand sich am folgenden Morgen, Donnerstag den 6. in der wahrheitsliebenden „W. a. M." Am Sonnabend sein Lichtbild, Aufnahme Zülzer. Am Sonntag jedoch, Sonntag den 9., meldete sich N—n zu Wort. Sein lapidares Feuilleton, „Beispielloses Erlebnis" überschrieben, befaßte sich mit einem jungen Unbekannten. Vom Lande in unsre Stadt gekommen („in diesen von tobender Hast zum Bersten gefüllten Hexenkessel" schrieb N—n) bringe er eine Gabe mit, die ihresgleichen suche („sprachlos mache, fasziniere und niederschmettere", schrieb N—n). Habe man gemeint, dies sei uns lebenden Menschen verweigert? „Du lieber Gott, man braucht nicht zu glauben, die Welt hier unten sei kategorisiert und stehe bombenfest! Sapperment, es gibt noch Überraschungen! Kommt doch, Leute, und seht euch diesen bärenhaften, klobigen, grobtatzigen Jüngling an, der irgendwie an Hamsuns Ackerschollenmenschen, doch auch an manche Prachtfiguren Hodlers erinnert!" War das nicht hübsch gesagt? Aber, konkludierte N—n, eine Unzahl Leute werde es geben, die vor Lachen brüllten, wenn man ihnen zu glauben ansann: Der Kerl, der Sebastian Trux, sieht in die Zukunft! Doch wann seit Galilei, Gustav Mahler, Einstein und Gandhi erinnerte man sich einer andern Publikumshaltung? Wann immer sich etwas zutrug, das abseits von Herrn Jedermann lag: Spott oder Crucifige! War man von Europa nach Amerika geflogen? Hatte man Insulin entdeckt? Gab es Radio und die fabelhafte Fernphotographie? Bitte! All das war noch vorgestern belächelte Utopie! Bitte! (N—n sprang mit beiden Füßen auf das Feld der technischen Errungenschaften und nahm einen kategorischen Ton an; er war nicht gesonnen, sich das geringste bieten zu lassen: bitte!) Und schmissig berichtete er, was er mit Augen gesehen, mit Ohren gehört und was ihn einfach umgeworfen hatte! Der Rechtsbürovolontär der Zentralbank Sebastian Trux nahm ein beschriebenes Blatt („paar geschriebene Worte"), sekundenlang vor Augen — und wußte das Leben des Schreibers! Seine Vergangenheit, seine Gegenwart, seine Zukunft! Dies letzte allerdings belegte N—n nicht weiter, sondern schuf es aus jenem leichten Handgelenk, mit dem er die heikelsten Probleme in drei springende Worte faßte. „Flüssig geschrieben!" lobte sein Publikum.

Auch er selbst, Sebastian, las seine Verherrlichung. Entzückt hielt ihm die Doppelwitwe das Zeitungsblatt unter die Augen. „Nun raten Sie aber, was da drin steht!" rief sie, „S i e stehen drin, über die ganze Hälfte!" Auch Sebastian las dies Rühmende. Die Beschreibung seines Gesichts, seiner Augen, seiner Hände. Wie er sprach, wie er die Füße setzte. Hastig las er. Und zur Ehre sei es ihm gezählt: dies alles quälte ihn. Herzklopfende Freude . . . jawohl! Und zugleich ein Zwittergefühl. Hervorgeschleift empfand er sich; klebrig angefaßt. Das Posaunende der Anpreisung empfand er. Den Rest Lüge, der hinter dieser Tagesrechnung blieb. Verlegen faltete er die Zeitung. „Sind Sie nun stolz?" fragte Mutter Kimpel. „Solch famose Rezension! Als wären Sie ein Bassist!" (Denn Mutter Kimpel hielt Baßgesang für die schwierigste und beste unter den Künsten.) Doch in all ihrer Einfalt hatte sie das Entscheidende gesagt, die Witwe nach Magreiter und Kimpel! Sebastian wußte nun, was in diesen drei Tagen, da fremde Menschen fragten, drängten, zur Darbietung zwangen, ihn so unfrei, so mit sich unzufrieden hatte werden lassen! Dem allen eben haftete Komödiantisches an; etwas Unernstes, ja fast Schwindlerisches. Er war hierher, in die Welthandelsstadt, gekommen, um in seinem Fach etwas zu leisten. In seinem Juristenfach. Jetzt, durch ein fragwürdiges Ungefähr, trat diese seine kleine verschollene Fertigkeit wieder zutage, die er durchaus nicht hoch veranschlagte und von der jetzt so lärmend Aufhebens geschah. Sie machen zu viel aus mir! empfand er. Sie machen etwas anderes aus mir, als ich bin! Sie zerren mich an einen Platz, wo ich nicht hingehöre! Überdies sagen sie die Wahrheit nicht. Denn daß ich in die Zukunft sehe — das ist bisher nicht einmal mir bewußt geworden, mir selber! Nochmals überlas er, was da gedruckt stand: „Dieser begnadete Mensch", stand da gedruckt, „der die Zukunft weiß . . ." Ja! Wenn das wahr wäre, wenn das unerschütterlich feststände, das von der Zukunft, ja! Dann dürften sie ihre Farben so dick mischen, wie hier der Mann es tat. Denn dann, das muß ich zugeben, dachte Sebastian, dann wäre ich allerdings — Leichtes Sausen in seinen Ohren setzte ein. Dann wäre ich anders als

alle Menschen! dachte Sebastian. Seine Hände wurden kalt; ihn fror. Er rieb die Hände, um sie zu erwärmen. Aber das war ja die Wahrheit gar nicht! überlegte er. Was ich aus der Schrift entnehmen kann, ist Gegenwärtiges oder Vergangenes. Zukunft habe ich in der Schrift bisher nie gesehen ... Es wäre denn ... jenes erste Mal, bei Dr. Hauls roten Salben. Es wäre denn ... beim Versetzungsexamen des buckligen Kasimir. Er wäre denn ... bei dem Büchschen aus Horn, damals am Tage Christi Himmelfahrt — Was! dachte Sebastian. Wo gerate ich hin! Willst du ein Hanswurst werden, Mensch? Gelüstet es dich, Komödiantenkritik einzuheimsen, Bassistenruhm, wie Mutter Kimpel da so treffend sagt? Weg davon ...! Der Freudenausbruch, den man füglich hatte erwarten dürfen, blieb aus. Er nahm von der Doppelwitwe gar nicht Notiz! Da rauschte sie hinaus. Krach! saß die Tür im Schloß. „Einen Augenblick, Madame Kimpel!" Erschrocken rief er hinter ihr her. „Schon gut! Sie redargieren mich eben nicht mehr, seit Sie in der Zeitung stehen, mein Herr Trux!" ripostierte Magreiters und Kimpels Hinterbliebene von der Vorratskammer aus, wo sie für alle Fälle noch gewartet hatte. Sie sagte „Mein Herr Trux", das hatte sie im „Monte Christo" gelesen und hielt es, um gemessene Beziehungen auszudrücken, für exemplarisch.

Allein Sebastian verlängerte das Gespräch durchaus nicht, wie die Doppelwitwe gehofft hatte, sondern schloß die Tür seines Salonzimmers und blieb unsichtbar. Hin und her ging er, man hörte die Schritte. Verwirrend überstürzte sich dies! Kaum zehn Tage lebte er hier, in der großen Stadt, und schon stand nichts mehr unverrückbar fest, drohend drang es heran, nahm hin, riß mit. Berührt, gepackt von hundert Fingern. Strecke die Hand aus, da haften die Spuren. Zieh das Hemd aus, da siehst du es. Augen spähen nach dir, Worte sind nach dir aus, fremde Augen, ungeahnte Worte. Es fordert dich und kreist dich ein! Sie bewegen den Boden, auf dem du stehst, davon wankt er; sie greifen mit Fingern nach dir, davon fühlst du dich befleckt. Wie soll das werden!

Hin und her ging Sebastian. Sebastian, wohin? Unwille und unendliche Lockung stritten in ihm, bitter redete der eine, heiß die andre. Gib dich nicht preis! sagte jener. Schämst du dich nicht, daß sie dich zum Bajazzo schminken wollen? Willst du es mit Messerschluckern und Feuerspeiern halten ...! Narr! raunte jene. Sie zeigen dir einen Gipfel: Steige! Nichts Lügenhaftes ist daran. Vermagst du denn nicht, was sie von dir rühmen? Ist deine Fertigkeit nicht etwas, was du von Gott hast? Denke, Narr! Wer außer dir besitzt dergleichen? Flüchte nicht in diesen Winkel falscher, träger, unfruchtbarer Scham! Kannst du etwas, was kein andrer kann? Dann tu es! Zeige dich! Steige ...! Hin und her ging Sebastian. Betörend stürmte es auf ihn ein. Heißer Hauch, Feuer war darin, tiefer Glanz. Er atmete und stand still. Darf ich mich entziehen? dachte er. Was ich vermag, dient allen Menschen! Nützen kann ich! Helfen! Behüten! Erhellen! Gehört mir das allein? Soll ich verstecken, was alle inbrünstig sehen wollen und was allen hilft? Jeder hat Angst! Jeder will den Weg sehen! Soll ich verschweigen, daß ich ihn sehe! Soll ich nicht sagen: Du, geh nicht dorthin, dort ist Unheil! Soll ich nicht sagen: Hört mich, habt keine Angst! Ich sehe eure Zukunft. Sie ist schön ...? Hin und her ging Sebastian. Erregung ohne Maß bemächtigte sich seiner, sein fester Bauerntritt wankte. Wohin? fragte die bittere Stimme still. Entzieh dich nicht! Steig' empor! befahl die heiße Stimme überlaut. Du kannst, was keiner, Mensch, der die Zukunft weiß! Da wich er zurück, da blendete es ihn und er schloß jäh die Augen. O, er war nicht gewohnt, glimpflich mit sich umzugehen und sein Gesicht im Spiegel zu bestaunen. Karg verfuhr er mit sich. „Streng gegen dich, Kläger gegen dich, Richter über dich! Dir mißtraue. Trau den andern!" hatte die Mutter ihm ins Konfirmandenbuch geschrieben. Das saß ihm fest. Sollte er nachtüber turmhoch hinaufgewachsen sein? Dir mißtraue! Sagen sie, du bist begnadet? Sagen sie, du weißt die Zukunft? Hudelnd sagen sie es, ohne Zeichen und Beweis. Wenn du ihnen glauben sollst, dann beweise es ...! Hin und her ging Sebastian, ihn fror, ihm war heiß. Zweifel überjagten ihn wie Frost. Hoffnungen wie Hitze. Sebastian, wohin?

Doch es hatte scharf an der Entreetür geschellt, ein Brief für Herrn Trux war abgegeben worden und Mutter Kimpel nahm ihn dem Manne, der ihn trug, aus der Hand, einem Bedienten mit jägergrünen Hosenstreifen, hochherrschaftlich. Dessenungeachtet und obschon sie darauf brannte, eilte sie nicht ins Salonzimmer, sondern beorderte Selma hin. Paula war sonntagshalber beurlaubt und paddelte irgendwo im Wochenendländchen. Alma lag noch zu Bett, elf Uhr fünfzehn, einmal, weil sie sich täglich nicht vor Zehn erhob, außerdem weil es Sonntag war; die „W. a. M." mit N—n's Feuilleton knisterte auf ihrer Stepp-

decke, denn die Doppelwitwe hatte unverweilt ein weiteres Exemplar nachgeschafft. „Nimm diesen Brief“, sagte sie zu Selma, die ihren Nägeln Hochglanz gab, „und trage ihn Herrn Trux hinein. Sieh zu, daß du erfährst, was drin steht! Denn nun nimmt es einen immensen Aufstieg mit Herrn Trux, müßt ihr wissen! Nun kommen wir alle in die Zeitung!“ „Als ‚the three Nornen‘!“ sagte Alma bissig und saß halbnackt vor ihrem Polster. Sodann bestellte Selma den hochherrschaftlichen Brief.

Er war in der Hauptsache nicht geschrieben, sondern gedruckt, mit schönschraffierten Antiquabuchstaben auf Elfenbeinkarton: Bruno v. Tosse gab sich die Ehre, für Sonntag zum Souper zu bitten, 9 Uhr präzise. U. A. w. g. — doch das war ausgeixt; es galt in diesem Fall nicht. Denn daß der Eingeladene, Herr Sebastian Trux (wie auf der obern der beiden offen gelassenen Zeilen in Maschinenschrift zu lesen stand) dem großen Ruf nicht hätte folgen sollen, blieb undenkbar; auch erreichte die Einladung, die an gleichbürtige und gesuchte Personen bereits vor sechs Tagen war versendet worden, ihn einigermaßen spät. Heute abend fand die ehrende Zusammenkunft statt, heute mittag erfolgte das Aufgebot! Ersichtlich, daß es im letzten Augenblick ergangen war, sei es um eine plötzliche Absage recht und schlecht durch einen Lückenbüßer zu ersetzen, sei es als schnelles Echo auf die „W. a. M.“: es lag mehr Schnödigkeit als Ehre in diesem Kommando! Doch der Gebetene, in all dem unbewandert, sah es als Ehre, ja als mehr an! Sein oberster Vorgesetzter lud ihn zu Tische; damit wollte er dem Gast stillschweigend zu verstehen geben: Mittwoch habe ich dich gekränkt! Sonntag versöhne ich dich! Vor Freude errötete Sebastian: „Trau den andern“. Er traute ihnen, ein warmes, leicht zu entzündendes, leicht zu befeuerndes Gefühl rief ihn zu ihnen hin; das Gute traute er ihnen zu. „Hier!“ sagte er rot vor Freude und drängte Selma den schönbedruckten Elfenbeinkarton auf: Berufung in die Welt! Berufung in die Zukunft! „Freundlich vom Herrn Gouverneur, nicht?“ — ‚Warum?‘ fragte Selma, die nur in den besten Häusern manikürte. (Sie fragte immer.) „Nehmen Sie die Einladung an?“ fragte sie und verzog ihr Puppengesicht. Natürlich nahm Sebastian an! Mit Dank! „Elegant wird es sein?“ sagte Selma, und wie bei jeder ihrer Äußerungen wußte man nicht, ob sie dies tadle oder lobe. Sebastian fand es löblich! Alles löblich zu finden, war er in der Laune! Der Gouverneur, müsse Fräulein Selma wissen, hielt kolossal auf seine Erscheinung! Wie aus dem Schächtelchen! Mitten in der Begeisterung fiel ihm etwas ein. Er konnte wohl gar nicht hingehen, heute abend . . . er besaß keinen Abendanzug . . .? Langsam drehte er den Kopf von rechts nach links. Am liebsten hätte er geweint. „So kann ich doch nicht hingehen?“ zweifelte er und legte den großen roten Zeigefinger auf das Herz seines schwarzen Kurzrocks. „Warum?“ fragte Selma. Dann begriff sie und meinte lachend: „Nein! So können Sie wirklich nicht in Gesellschaft gehen!“

Jetzt hatte man das Malheur! Wo in aller Welt trieb jemand bis 9 Uhr, präzise, einen Abendanzug auf, der diesem Riesen leidlich paßte, heute noch dazu, Sonntag! „Bitte, Fräulein Selma?“ sagte Sebastian und schaute sie hilflos an. „Ich will Alma fragen,“ meinte das Puppengesicht, mehr um etwas zu äußern, als weil sie es für dienlich hielt. Doch Alma, die noch immer halbnackt vor ihrem Polster saß; Alma, die so faul war, daß sie sich nicht entschließen konnte, das Hemd über die linke, reizend runde Schulter zu ziehen; Alma, die neunzig von hundert Dingen „einfach hirnrissig“ fand, beteiligte sich an der Frage. „Natürlich muß er hingehen!“ sagte sie streng und musterte ihre Mutter, die v. Tosses Einladung ehrerbietig mit der Brille las. Die Doppelwitwe bestätigte: „Alma hat recht. Er muß hin. Das ist Gold für sein Fortkommen! Wie machen wir das aber? Der arme Junge hat faktisch nichts Tipp-Toppes anzuziehen!“ Sie sagte: „wir“ und „der arme Junge“. Ob man in den Kampferkisten unter der Garderobehinterlassenschaft der verewigten Herren Magreiter und Kimpel Nachschau halten sollte? Ein dem Altkleiderhändler nicht verfallner Bratenrock mußte noch vorhanden sein. „Damit er wie ein Landschullehrer aussieht! Frack braucht er!“ verwies Alma. Schau! Vergnügt lachte die Doppelwitwe in sich hinein. Mochte das immer seinen Lauf nehmen! Geld von zuhause besaß der junge Mensch, das stand fest; honette Gesinnung, so weit; dazu diese unvergleichlichen Aussichten! „Gewiß doch, Almachen!“ erklärte Mutter Kimpel, von Herzen einverstanden: „einen kompletten Frack!“ — „Gewiß doch!“ äffte Alma ihr nach und entschloß sich, das Hemd über die nackte linke Schulter zu ziehen. Ja, kümmert euch nicht weiter! Alma vertrieb Mutter Kimpel aus dem Dreischwesternzimmer, jetzt wollte sie aufstehen! Sie wusch sich nackt im Gummitub; sie bürstete sich; sie scheuerte

die Zähne wie ein Kätzchen, das sich putzt. Dann zog sie Schilfgrün mit weißen Streifen an, schüttete aus der gerillten Ausnahmsflasche ein paar Tropfen auf sich aus, „Cri de nuit," und ging, nachdem sie hinterlassen hatte: Herr Trux möge sich gedulden und zuhause bleiben!

Vor Eins kehrte sie zurück, ein Mensch mit einem Bündel folgte ihr auf dem Fuße; dieser Mensch trug keinen Kragen, roch nach erkaltetem Tabak und hatte ein seit mindestens drei Tagen unrasiertes Hungergesicht. Gleichwohl erzeigte Alma ihm Freundschaft. Der Mensch hinterließ sein Bündel im Entree, schüttelte ihr gönnerisch die Hand und entfernte sich erheitert. Jetzt aber ließ das Kind, das zum Film wollte, Herrn Trux durch die Doppelwitwe ins Eßzimmer bescheiden. Herr Trux hatte für nichts Augen als für das Bündel, das zwischen den Fenstern auf dem bloßen Parkett lag und dem er sich wie einem Weihnachtspäckchen näherte. Alma, auf dem bloßen Parkett kniend, entwirrte den Sackleinwandknoten und förderte ans Licht: einen Frackanzug vom letzten Modeschnitt; Hemden, auf einen einzigen Perlenknopf zu schließen; ein Batisttaschentuch; dreierlei Halsbinden: eine schmetterlinggeschweifte, eine bandschmale, eine leichtgestärkte aus Rips; ein Paar benzingeputzte, sanft bitter riechende Handschuhe von weißem Glacé; Florstrümpfe und Ballschuhe: sie blinkten in ihrem Lack, hatten keine nennenswerten Absätze und ihre genähten Maschen hafteten ihnen wie Ordensschleifen an. Dies alles nahm Alma aus dem Bündel. Sie kniete, Sebastian stand staunend hinabgebeugt. Hingegen die Doppelwitwe hatte wichtig nach dem Mittagessen zu sehen und bat um Entschuldigung. Sie wollte Selma mitnehmen, die so dringend beim Plätten nötig war! Doch Selma ließ sich nicht entfernen. Mag sein, daß sie Mutter Kimpels Absicht nicht sogleich begriff und sie aus Indolenz blamierte: Bitte, sie ließ sich nicht aus dem Eßzimmer weisen! Justament blieb sie und sagte: „Ach, keine weiße Weste? Solche Schuhe? Warum nicht Halblack? Daß du aber keine neuen Glacés genommen hast, Alma!" Es kochte schon in Alma. Sie wäre der Schwester, deren Puppenton sie manchmal „glatt rasend machte", mit Wonne an die Gurgel gesprungen! Wegen des Mieters aber begnügte sie sich damit, harmlos zu fragen: „Selma, vielleicht berätst du Herrn Fusch in Herrenmode? Meines Wissen hätte er es nötig?" Das saß! „Ach!" erwiderte Selma mit einem fehlgeschlagenen Versuch zu lächeln. Und sie strengte sich bis zur Purpurröte um eine Antwort an, die das freche Geschöpf vernichtete! Sie fand jedoch keine. So standen die Schwestern Kopf an Kopf und haßten sich.

Sebastian merkte nicht, daß hier ein Streit im Gange war; er merkte nicht, daß eine zum Platzen gefüllte Bombe explodierte und der aufgesammelte Sprengstoff verräterisch in die Luft flog. Sondern er stand da, hielt fest, was Alma ihm reichte, und schichtete es behutsam auf einen Stuhl. Nun sollte er gehen und probieren! Dankbar sagte er: „Ja!" — Und dann drehte er den Schlüssel im Schloß zweimal, denn er gedachte, sich aus- und anzukleiden. Er lachte sein stilles langes Lachen, als er damit begann und die neuen Kleider so vornehm vor ihm ausgebreitet lagen. Dann hörte er zu lachen auf. Er kam nicht zurecht mit den neuen Kleidern! Er litt unter dem steifen Hemde. Der Dreieckkragen hatte seine Tücken, wie brachte man den zu? Dieses elende Fetzchen Weiß aber, das leider nicht fertig vorzuschnallen, sondern geheimnisvoll zu binden war, wie faßte man das an, ohne daß es sich zerknitterte? Und dieses Spinngewebe von Strümpfen! Trat man die denn mit den Fußdaumen nicht auf der Stelle kaputt? Verzweifelt saß Sebastian in dem Panzerhemd und den schwarzbordierten Hosen auf dem Bett. „Fräulein!" rief er verzweifelt. Mochte kommen, wer wollte! Die eine oder die andre. Todesmutig sperrte er die Tür auf. Doch es war Alma, die kam und den Menschen zum Sterben komisch fand, der da im bloßen Frackhemd, den Kragen zur einen Hälfte zu, zur andern klaffend offen, die Krawatte wie ein Stricklein vom Halse baumelnd, barfuß und wild zerrauft auf seinem Bette saß. Wie ein gefangner Bär hockte er und scheuerte mißtrauisch die Handgelenke in den an die Ärmel genähten Manschetten. Dummer Mensch! Das machte man so! Mit drei, vier schnellen Griffen belehrte das Kind, das zum Film wollte, den Ratlosen. Her mit dem Kopf! Tiefer! Herrgott, nicht zehn Meter von mir weg! Das Kinn hochgehalten! Aufgemerkt: jetzt links, jetzt so von rechts herum und nach beiden Seiten ziehen — fertig! Für die Schuhe braucht man keinen Löffel, in die steigt man einfach — nein, von vorne, lächerlicher Mensch! Und dieses Knöpfchen gehört in diese Öse. Jetzt Rock und Weste! Und die Haare glattgestrichen! So!

Alma trat ein paar Schritte von ihrem Werk zurück. Es war gelungen, seht! Der Mensch, der da im Zimmer stand und nicht wußte, wie ihm geschah, präsentierte sich vorzüglich! Hätte man nicht gewußt, daß

er noch eben der junge Bauer im Kurzrock gewesen war, man hätte meinen mögen, jemand von Rang und Namen stehe hier. Hübsch war er, der junge Mensch! Die breiten Schultern, seht! Die Hüften, die der Modeschnitt markierte! Ungeahnte Verwandlung. Geahnte vielmehr! Denn Alma hatte dies vorausgesehen und die Maßnahmen mit Kammersänger Fiets Operngarderober gut getroffen. Der Fachmann, der Kammersänger Fiet bekleidete, wußte Bescheid! Ein Frack, der Lohengrin genügte, mußte sogar einen Riesen kleiden! Er paßte denn auch. Ein paar Schritte entfernt stand das Kind, das zum Film wollte, und betrachtete sein Werk.

9 Uhr, präzise

Auf Feste verstand v. Tosse sich! Seine Einladungen nahm man begierig an. Fabelhaft, wie der gewesene Trebitsch sich darauf verstand! Seine Nachtmähler machten von sich reden. Und unerachtet sie fast nie um ihrer selbst willen, sondern zu vorbestimmtem Zweck erfolgten, behielten sie den Anschein von Leichtigkeit und absichtsloser Laune. Welche Freude für v. Tosse, heute, unerhört spät im Gesellschaftskalender, eine volle Woche nach dem Derbysonntag, so viele liebe Gäste bei sich zu sehen! Auf eben jenen Derbysonntag und sein schmähliches Ereignis kam es ihm ja an! Figürlich sollte dieser Juniempfang denen, um die es ging, vor Augen bringen: Alles in Ordnung; lügenhaftes Gerücht, daß die Stellung des Gouverneurs erschüttert sei! Spurlos hat das Unwetter sich verzogen. Genießt also den heitern Himmel, Freunde! Er selbst empfing jedermann, der kam. Unbeweibt wie er war, lasteten alle Pflichten auf ihm allein.

„Ach, mein lieber Trux!" sagte er mit seiner ganzen Süße und nahm den Nachzügler an der Tür des honigbraunen Rundgemaches in Empfang. Er schien geradezu auf ihn gewartet zu haben! Denn sein duftendes Gesicht lächelte befriedigt, als er des verspäteten Gastes gewahr wurde, er faßte ihn am Ellbogen und führte ihn mit sich. Prachtvoll hell war es. Von überall strömte Licht. Bunte kleine Säle. Ihre Luster funkelten, ihre Wandgehänge gleißten, ihre Böden waren glatt. Das honigbraune Rundgemach, worüber die Decke sich zu einer breiten, schwebend bemalten Kuppel wölbte, lag inmitten. Rechts folgte das Venezianische Zimmer, hundertfach schimmernd aus matten Spiegeln und scharfgeschliffenem, klingelndem Kristall. Links schloß die Kaiser-Franz-Stube an. Laubgrüne braungeschwungene Sofas und Ohrensessel; ein Dannhausergemälde zwischen zwei Kriehuberpastellen, bezaubernd alle drei, Wolken, Bäume, Kindergesichter in morgenzartem Glanz; eine Vitrine voll von Hand- und Tabaksbeuteln: wie Vogelleichen lagen sie schmal nebeneinandergestreckt, aus kleinsten Perlen tieffarbig gebildet; Medaillons und Schattenrisse oval gerahmt im Wandrosa. Aber vor den drei Schauräumen wuchtete die kandelaberflankierte Terrasse, wo man speiste und über deren vier Stufen man in den Park stieg. Am Arm des Gastgebers schritt Sebastian hindurch. Gewirr von Stimmen traf ihn, Münder, Augen, Hände, Glanz, leichter Sommerwind, Frage, Blick, abermals Glanz. „Darf ich Sie mit Herrn Trux bekanntmachen, Gräfin? Gnädige Frau, Herr Trux! Dies ist Herr Trux, der in aller Munde ist, Herr Geheimrat! Gestatten Sie, daß ich Ihnen Herrn Trux vorstelle, Prinzessin? Sie kennen ihn schon, soviel ich weiß?" Sebastian verbeugte sich vor den fremden Augen, in den Glanz, in den sommerlauen Wind. Atemkurz faßten Hände die seinen, schmale, flaumleichte, kühle, lastende, kalte, zögernde, heiße. Die Posaune N — n's war ihm vorausgetönt. So also sah der Mensch aus, der die Zukunft wußte!

Musik hob an. Kleine Rhythmen, sie begannen wie Lärm und Mißton, strafften sich, preßten sich einen Tropfen Melodie ab, schütteten ihn aus ... rot, ein bißchen Blut, das dampfte und ins Blut drang. Immer dies selbe rauschende Bißchen. Dann zerrann es, ging im Mißton unter, um tückisch wieder aufzubrennen, überrumpelnd, schärfer gewürzt. Mit kleinen Rhythmen eröffnete v. Tosse sein Junifest. Woher sie kamen, sah man nicht, sie waren da und peitschten. Und weinrote Lakaien eilten und hoben eisigen Sekt in Spitzgläsern zu jedermanns Mund. Denn erst später sollte man speisen, kurz vor Mitternacht. Vorher aber würde Fiet singen; würde Leocadie tanzen; würde etwas Drittes vor sich gehen, das der Hausherr dem und jenem leise angekündigt hatte und was mit Ausnahme Sebastians in diesem Augenblick jeder der Eingeladnen bereits wußte. Ah, da erschien Fiet! Der schwere Holländer trat selbstgefällig hin, Applaus regte sich und dankte ihm im voraus, daß er für ein erkleckliches Sümmchen die Todesarie des Cavaradossi und „Flieh, o flieh!" zu singen bereit war. Auf die Sekunde schwiegen die

kleinen Rhythmen, Professor Omber präludierte: in die Bucht des Steinwayflügels schräg gelehnt, die behandschuhten Hände vor dem Magen verflochten, sang Kammersänger Fiet. Welcher Schmelz, welche Kavatine! Aus den Lippen des Kolosses drang der himmlische Wohllaut, sanfte Schauer über die Nacken jagend. Da capo! Bis! Und da Fiet auch für eine Zugabe honoriert war, geizte er nicht damit! „Wie eiskalt ist dies Händchen — erlaubt, daß ich's euch wärme . . .“ „Erloaubt daasichs“ sang Fiet. Was verschlug das! Himmlischer Wohllaut in der sommerlauen Luft! Und der Mittelluster verlöschte und Leocadie warf den Schurz von ihrem nackten Leib. Augensprache zwischen Professor Omber und der Künstlerin. Fertig? Er empfing ihr Zeichen, präludierte Chopin. Leocadie aber tanzte. Auf dem blitzenden Boden des Rundgemachs hafteten ihre Sohlen, nicht lang, nicht schwer. Wie leichte Küsse rührten sie ihn an, lösten sich auffliegend, küßten ihn, lösten sich eilender. Mit jubelnd hohen Sprüngen; die Beine rechtwinklig von den schönen Knien gebogen; auf Hüftenvertikale achtend; die Augen in seligem Schlaf geschlossen, doch hinlänglich blinzelnd, um Zehenstütze und Sprungradius zu prüfen, tanzte die nackte Künstlerin Seligkeit, Reue, demütige Andacht. Dann kam sie grotesk, zu einem musikalischen Späßchen von Strawinsky. Dann wurde sie frivol in einem Negertanz, als dessen Stätte ein Reisfeld zu denken war. Bravo!

Westfälischen Schinken auf Toast und getrüffelte Pastetchen boten die Lakaien an. Der Folgbediente hatte Drinks auf einer breiten Platte. Bitte, sich zu bedienen, es dauert noch ein Weilchen, bis man zu Tische geht! Denn nun wollen wir uns mit Neugier wappnen und die Gaben genießen, die uns Herr Trux hoffentlich nicht vorenthalten wird? Mein lieber Trux!

So geradezu ward die Aufmerksamkeit auf den jungen Menschen gelenkt, der während des Kunstgenusses hinter den Goldlacksesselchen im Rundgemach verharrt und getrachtet hatte, seine überwältigten Gedanken zu ordnen. Zum erstenmal in seinem Leben nahm er an solchem Glanze teil. Als Gast! Als Geehrter unter Ehrenvollen! Wie einen Wundertraum umfing sein Blick die Pracht.

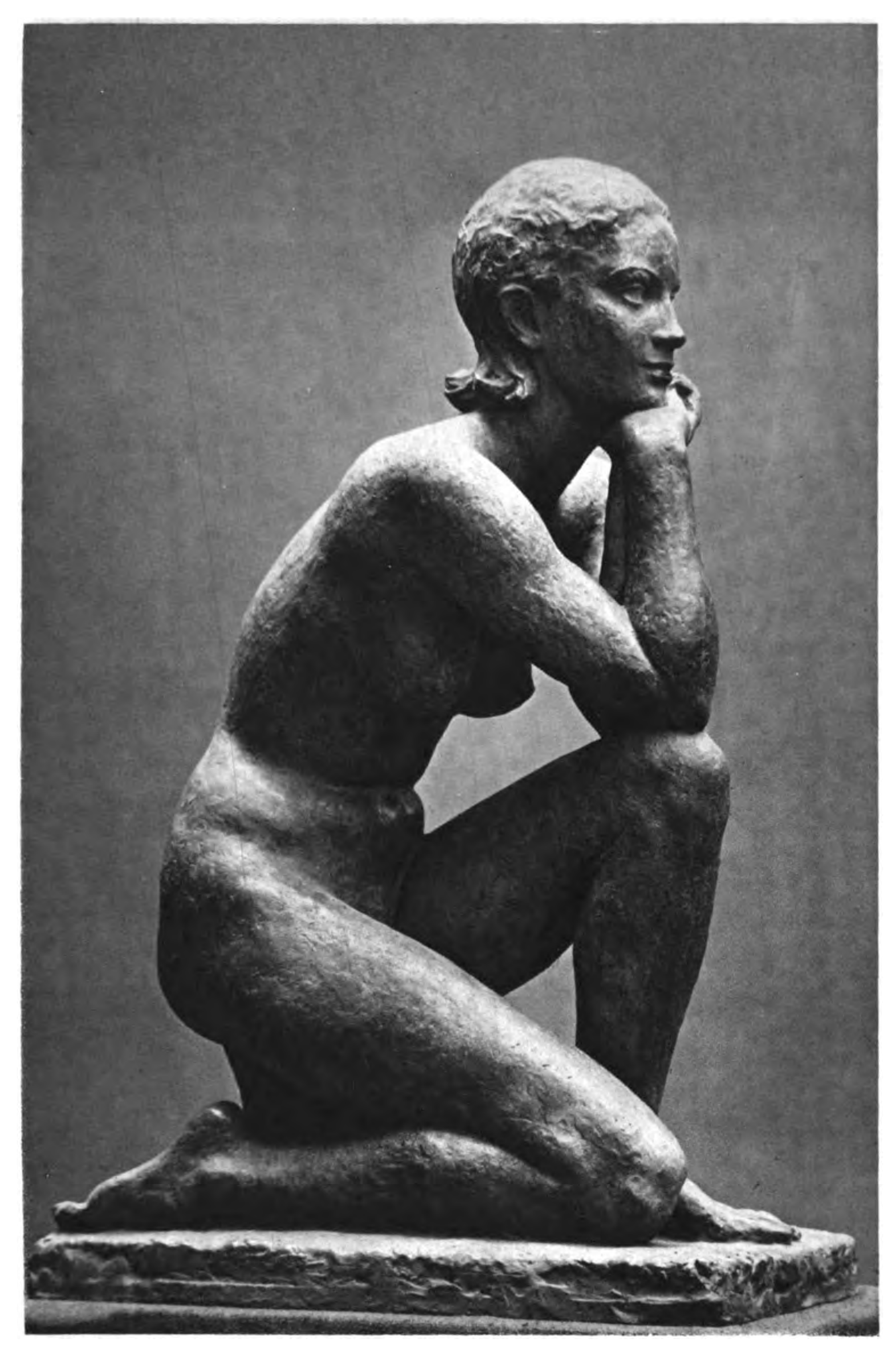
„Mein lieber Trux!“

Ja, nun hatte der Gastgeber ihn beim Namen genannt, laut beim Namen, daß es alle hörten! Aufschreckend und gehorsam kam der Gerufene herbei. Einige Proben Ihrer Kunst, mein Lieber! Ein begeistertes Auditorium warte. Erkenne der junge Beamte denn nicht, wie ungeduldig alle waren? Wie sie ihn mit Blicken verschlangen? Warum zeigte er sein abweisendes Gesicht? Nicht echappieren, lieber Trux! Jetzt sind wir so nett beisammen und in der richtigen Stimmung, kleine Proben der gerühmten Kunst zu sehen. Mein Lieber, Ruhm verpflichte! Wer solch ein Mann des Tages sei und flammende Lobsprüche scheffelweise ernte, gehöre nun einmal allen! Vorwärts! Nicht gebeten werden wollen wie eine Primadonna!

Aller Augen auf Sebastian. „Bitte!“ sagte er widerstrebend, „wenn Sie es durchaus wünschen?“ Fraglos war dies der Fall! Die Gläubigen und die Zweifler, die Neugierigkeitslüsternen und die Abgebrühten, keiner, der es nicht hätte sehen wollen. Und da sie das Widerstreben im Gesicht des jungen Mannes merkten, klatschten sie aufmunternd. Produziere dich, Mann! Bring uns nicht um unsern Nackenschauer, blonder Riese!

Sebastian stand dort, wo vorhin Kammersänger Fiet und die Künstlerin Leocadie ihre Gaben gespendet hatten. Eine Weigerung ließ sich schlechterdings nicht denken, alle applaudierten ja wie toll, bedankte man sich da? Schwerfällig verneigte er sich vor den Klatschenden. Da wurden sie still. Sei's drum, zum Henker! Daß man es überstanden hatte! Schnell murmelte Sebastian sein Stoßgebet: „Judas Thaddäus, hilf!“ Dann fragte er tödlich verlegen: „Wer von Ihnen will mich seine Handschrift sehen lassen?“ Pause. Es sprang jemand von den Goldlacksesselchen plötzlich auf und antwortete: „Ich!“ Der also wollte den Anfang machen? Bassan? Sein feistes Gesicht war ganz verzogen. Fürchtete er sich denn? Jawohl! Er hatte Angst. Durch die Unerträglichkeit dieser Woche geschleift, die weder über Rettung noch Ruin entschied; zermürbt von der Maske der Zuversicht; ausgehöhlt von der Folter des Wartens, Lauerns, Gelegenheitmachens; müde unter dem Gewicht der Spekulation, die ihn retten sollte, wünschte er nur eines: Gewißheit! Gelang es? Blieb er in der Höhe? Behielt er sie?

Das feiste, faltige Gesicht verzogen, eilte Bassan dorthin, wo der blonde Riese stand und ihn kommen sah. „Schreiben Sie meinen Namen!“ wollte Sebastian von ihm. Doch Bassan kannte den Namen nicht. Er wußte nur von einem Menschen, der den geflohnen kleinen Degenfeld verdächtigt hatte. Nicht wie er hieß. Feuilletons zu lesen, hatte er nicht Zeit! Doch Sebastian buchstabierte seinen Namen, und der Mann in Angst schrieb ihn nach. Auf den Rand



Lauernde
Bronzebildwerk von Prof. Fritz Klimsch

eines Notenblattes, das Professor Omber hatte liegen lassen, schrieb der Mann, der Angst hatte: „Sebastian Truz.“ Ängstlich nahm der, dessen Name dies war, das Papier. Wie ein Sänger stand er da, befrackt, vor dem Flügel, ein Notenblatt in Händen. Er sah die Buchstaben. Er öffnete den Mund, um zu reden. Er tat es nicht.

Denn Folgendes geschah ihm: Wie sonst hatte er einen Viertelsblick auf das Geschriebene geworfen. Die graue fliegende Bleistiftspur glitt er mit kaum schauenden Augen nach. S und e. Punkt überm i. Schwere — kleine — graue — — Schrift eines Toten! spürte er entsetzt und gab sich völlig Rechenschaft über das Erschrecken, das ihn dabei befiel. Dann setzte leichtes Sausen in beiden Ohren ein. Licht blendete und verschwand. Er empfand sich im Finstern, doch sofort wurde es hell. Vor einem Schreibtisch stand ein weggerückter Sessel. Ein Toter saß darin. Sein Gesicht, wie ein zerquetschter Ball, lag vorn auf der Brust. „Das Flugzeug, Herr Präsident!“ sagte jemand Kleiner. Er beugte sich zu dem toten Menschen und schrie . . . Dort stand das, vorn. Zu sehen. Zu hören. Zimmer. Gelber Sessel. Schrei. Gesicht des vornübergefallnen Toten. Wie ein Ball . . . Das leichte Sausen in beiden Ohren hielt an. Sebastian schwankte, griff hinter sich an die Kante des Klaviers. Dann änderte sich das Licht. Mir ist einen Augenblick das Bewußtsein geschwunden? dachte er und gab sich wieder völlig Rechenschaft. Dann dachte er: Der Herr, der „Sebastian“ geschrieben hat, wird Mittwoch den 12. sterben. Dabei erinnerte er sich des gelben Sessels, des kleinen Mannes, der „Flugzeug“ gesagt hatte, und des Gesichts des Toten. Dann schaute er um sich und sagte: „Sie sollten sich mehr Ruhe gönnen. Ich fürchte, daß Sie . . . in kurzer Zeit eine Krankheit befallen wird. Sehen Sie sich vor . . .!“ Während er es sagte, dachte er: Mittwoch den 12. ist er gestorben. Er dachte sonderbarerweise nicht: wird er sterben, sondern: ist er gestorben. Ich will es ihm verschweigen, daß er nur noch drei Tage hat! beschloß er im gleichen Augenblick. Aber dazu hätte man einen andern Partner als den Hypochonder Bassan haben müssen, ihn, der zeitlebens bei blauem Himmel Schatten hinter die Dinge geschleudert hatte; dem ein Pünktchen in der Rinde Wurzelschwund war! Aschfahl fragte er, und auch da noch behielt er seine weichpfotige Redeergebenheit: „Sie haben ein Unglück in meiner Schrift gesehen? Nicht wahr . . .?“ Eigentümlich. Durch diese Frage im Konversationston erhielt dies Ganze unvermittelt Grauen. Man spürte das auf den Goldlacksesselchen! Für Herrn Bassan, wer zweifelte daran, hatte man die denkbar geringsten Neigungen. Doch jetzt, wo er vor dem Riesen stand und ihm mit weichpfotiger Konversationsstimme sein Verdikt abfragte, bekam er etwas qualvoll Mitleidforderndes. Ein Alp! Unbehaglich saß man auf den Goldlacksesselchen. Wird der dort Antwort geben? Der dort schwieg. Worte zu machen, fiel ihm schwer. Zu lügen, fiel ihm schwer. Auch trieb ihn Ehrgeiz. Habe ich nicht die Pflicht, es ihm zu sagen? dachte er. Gräßliche Verzögerung. Eine Dame rief schrill: „Also!“ (Frau Kabinettsrat Cordelius war es, sie litt an Muskelzucken. „Mathilde!“ rügte ihr Gatte flüsternd.) Nun, auch andere waren fast unfähig, sich zu bemeistern, nicht bloß die Muskelzuckerin; der Kabinettsrat hätte dieserhalb gut und gern ein Auge zudrücken mögen. Denn da vorn geschah ein stummes Ringen. Man starrte hin. Man atmete schwer. Es knisterte vor Nervosität. „Ja. Sie müssen Ihre Gesundheit besser in Acht nehmen!“ antwortete Sebastian ziemlich leise. Aber Bassan hielt das verzogene Maskenlächeln nicht mehr aus. Es fiel von seinem Mund, vernichtete Schlaffheit blieb zurück. „Unheilbar?“ stammelte er. Das riß nun doch toll an den Nerven! „Ach was! Dämlich!“ sagte Fürst Babenhausen hörbar. Auf den Tod verabscheute er solch Affentheater. Und wie schandvoll dieser Waschlappen Bassan sich betrug! Es fehlte faktisch nichts, und er wäre winselnd vor dem Scharlatan gerutscht . . . einer Kartenaufschlägerei wegen, eines raffiniert düstern Bluffs wegen! Stirnrunzelnd, daß die kurzen weißen Bürsten seiner Brauen sich berührten, schob der Fürst sein Sesselchen angewidert und mit Lärm zurück. Seid ihr denn alle Idioten! Gruselt euch bei einem bißchen faulen Zaubers? Seht doch princesse Fédore! Die hätte bei der Sache ein paar Wörtchen mehr zu reden, schließlich war der odiose Herr ihr Gatte! Nein, da habt ihr es, wie jemand mit Kinderstube Tenue hält! Seht sie an! Keine Wimper verzieht sie um solchen Humbug . . .! Sie saß da, als tanze noch die Künstlerin Leocadie.

Da gab Sebastian Antwort. In dem Auf und Ab von zielenden Blicken, Blässe, Geflüster, lauernder Spannung; es angestrengt von sich wehrend, daß es ihn nicht mit Haut und Haaren unterjoche; in die Hitze der Exaltierten gezerrt; zwischen dem Wunsch, hier zu entfliehen; zwischen der Angst, hier zu mißfallen; zwischen dem Mit-

leid für den fahlen, wartenden Menschen schwankte er im Entschluß. Der fahle Mensch dauerte ihn. „Ja. Ein schweres Unwohlsein wird Sie befallen,“ antwortete er. „Sie werden in Ihrem gelben Sessel sitzen. Die Besinnung wird Ihnen schwinden.“ Im Reden machte er eine kreisende Bewegung mit der rechten Hand. „Dann“, setzte er fort, „werden Sie sich wohler als vordem fühlen. Sehen Sie. Ja.“ Von unten schaute Bassan auf den Redenden. „Wann?“ drängte er. „In nächster Zeit“, wich Sebastian aus. Er log schlecht. Man merkte es ihm an. Man hörte es ihm an. Panische Angst in Bassans heiserer Frage: „Sie verbergen mir ja etwas!“ War man hier unter lauter Besessenen oder Schwachköpfen? Unwirsch verließ Fürst Babenhausen das honigbraune Rundgemach. Na, Hausherr?

Durchlaucht hatte recht, in der Tat. Es artete etwas ins Quälende aus, es empfahl sich, abzubrechen. An die Nerven griff die Sache. Wünschte vielleicht noch wer, Herrn Trux seine Handschrift vorzuweisen? Wenn das also nicht der Fall war, würde Herr Kammersänger Fiet zur Beruhigung der Gemüter noch ein Liedchen singen, sofern man ihn gebührend darum bat? Nett von Kammersänger Fiet! Er schritt ohne Umstände an den Flügel, Omber intonierte Verdi, und der Gesangskünstler, schräg in die Bucht des Flügels gelehnt, bot mit behandschuhten, vor dem Magen verflochtnen Fingern die große Arie des Raoul. Man rückte auf den Goldlackesselchen, Unruhe waltete störend . . . beim besten Willen ließ es sich nicht ändern. Denn wie ein Toter hockte Bassan neben seiner Frau. Gespenstisch sah er aus! Sein Gesicht glich einem ausgepumpten Ballon. Er saß, den Kopf vornüber und starrte. Jetzt sagte er seiner Frau etwas ins Ohr. Sie zuckte sanft die Achseln. Nein? Doch als Fiet geendet hatte, in dem schüttern Applaus, trat sie an den Fremden heran, an diesen unheimlichen Riesen, der wieder zu seinem Platz zurückgekehrt war, pünktlich zu demselben Platz. Was mochten sie reden? Leider, sie sprachen lächerlich leise. „Die Wahrheit!“ sagte Fedora hastig. „Keine Ausflüchte! Wird mein Mann sterben?“ Sebastian antwortete: „Ja.“ — „Wann?“ Sebastian sah sie an. Sebastian antwortete: „Mittwoch, den 12.“ Eine Sekunde blieb sie ihm gegenüber. Ein schnelles Schleierchen zuckte ihr über den Blick und löschte ihn aus. Meine Herrschaften, zum Souper! An kleinen Tischen, bitte. Nach Gutdünken, bitte, nach Neigung. Saß jedermann? O, da war ja Herr Trux noch unplaciert? Unschlüssig dankte Herr Trux. Er würde schon unterkommen. Dann saß er wie die andern. Verwirrte, überwältigte Gedanken. Hätte er sich weigern sollen? Hätte er lügen sollen? Am Mittwoch! Dort hing das Kalenderblatt, ein geschwungener 2er bei 1 . . . Anders lügen? Doch hier handelte es sich ja darum, daß er vor all den Maßgebenden nicht als Betrüger stehe . . .! Schnell schaute der Herr an seinem Tisch, der kalte Suppe trank, an ihm vorbei. Immer wieder. Und die kleine überschlanke Schwarze an seinem Tisch, die kalte Suppe trank — sie fragte ihn zitternd: „Haben Sie sich schon geirrt?“ Allein sie schaute ihn dabei nicht an, schnell floh ihr Blick an ihm vorbei. Augen eilten ihm zu; aber wenn er die Schauenden zurück ins Auge faßte, flohen sie an ihm vorbei. Ein schnelles Schleierchen zuckte ihnen über den Blick und löschte ihn aus. Was ist das? dachte Sebastian. Ertragen sie meine Augen nicht?

Mittwoch

Man bedenke, in welcher Verfassung ein Schwarzfärber von Natur, wie es Bassan war, an jener kalenderspäten Assemblee teilnahm! Nur widerwillig hatte er sich die Zusage abringen lassen. Denn seit sieben Tagen verabscheute er den Gouverneur erbittert. „So sicher wie in der Bank von England oder bei mir!“ hieß seine auftrumpfende Redensart. Sicher! Jedes Gassenlädchen, jede Butike bestand als Festung gegen seine Räuberhöhle! Sicher? Wo es denkbar war, daß ein europäisches Vermögen zwischen Morgen und Abend ohne Spur verschwand! Denn bis jetzt, sieben volle Tage seit der Tat, blieb es unsichtbar, vom Boden eingeschluckt. Kein Wechsel war präsentiert worden; keine Devise veräußert; kein Titre spekulativ auf den Markt geworfen! Nicht das Schwarze unterm Nagel! Nichts! Sah man davon ab, daß jener Degenfeld war bezichtigt worden, ein Faktum übrigens, das bis zur Stunde keine Frucht gereift hatte, da dieses Lümpchen samt seiner Konkubine sich ja in Äther gelöst zu haben schien und unauffindbar verharrte: dann tappte das Verfahren, was die Auffindung des Raubes betraf, noch immer im Dunklen. Doch um nichts andres ging es dem Beraubten! Mochten sie die Diebe zur Strecke bringen oder nicht! Das Geld sollten sie ihm zur Strecke bringen, die lahmen Spürhunde, den Kredit sollten sie er-

jagen, die ohnmächtigen Spione! Gut. S. & E. Leev, Danglard, Rothschild und Metchapel Nachfolger bissen vielleicht auf den Köder, den man ihnen im äußersten Moment, Dienstag nach dem Raub, hatte vorwerfen lassen. Und wenn Bassan am Mittwoch den 12. abends persönlich nach London flog, um Leev senior diese ködernde, fast schon verbrecherisch schnöde Spekulation, die eine Währung stürzte, in allen Winkelzügen zu entschleiern und zugleich das Erpressungsmittel des Drogensyndikats im Hintergrund zu zeigen, dann konnte über Nacht, über die Nacht des 13., der Umschwung stattfinden? Dann konnte man, eventuell, den grauenhaften Kreditverlust wettmachen ... Wenn! Wenn! Das stand im Vagen. Den grauenhaften Verlust aber hatte man erlitten! Dieses Speichelleckers Schuld, der einem für mündelsicher aufgeschwatzt hatte, was unbeschützter als ein Stoppelacker war! Bassan, ja, er kannte die Leute vom Schlag des gewesenen Trebitsch. Wie Glas durchschaubar waren sie ihm, denn in ihnen spiegelte er sich. Was sie verraten, preisgeben, umklammern, vortäuschen würden: er wußte es. Denn er ging ja auf diesem selben schrägen Weg, der von unten kam und den man auf nackten Sohlen seitlich aufwärtsschlich. Auch er hätte ebendort verraten, preisgegeben, umklammert, vorgetäuscht, wo solch ein gewesner Trebitsch es tat. Raffer gleich ihm, Schausteller einer gespielten Unterwürfigkeit gleich ihm, ehrgeizig gleich ihm, Parvenü gleich ihm. Seine Praktiken las er ihm vom Mund. Und, beim Grabe der gottseligen Mutter geschworen: er hetzte ihm einen Schadenersatzprozeß auf den Hals, der ihm das Genick brach! Mit Justizrat Kranich war es vereinbart: Bis zum Sonnabend noch, pro forma, sollte auf die Ausforschung jenes Degenfeld gewartet werden ... in dieses Kompromiß hatte er auf Kranichs und Fedoras Betreiben gewilligt. Unendlich schien ihr an der Ausforschung der Flüchtlinge gelegen; klar genug, was sie dabei leitete! Doch nur ein wenig Geduld. Auch Herrn Meganopolis' Stunde kam; auch diese Rechnung fand ihr Inkasso ... Dem Schwarzfärber Bassan mußte die Zusage zum Junifest des Gouverneurs von Fedora abgerungen werden. Sie bestand darauf. Besser, sagte sie, für seine Zwecke besser, er stehe mit dem Gouverneur als Freund. Keine Beschönigung, meine Liebe! Nicht scheinen wollen, als sei ich dir der Sorge wert! Hast du in dieser ganzen Krisenwoche dich nur einen Atemzug um mich bekümmert? Gefragt? Mir die Hand gehalten, nur einen Atemzug? In der Not lernt man die Menschen kennen! Wärst du mir am liebsten aus dem Haus gelaufen, als es nicht mehr auf purem Golde stand? Du bist böse! Undankbar! Niederträchtig! Ich hasse dich! Ich vergöttere dich! Glaubst du, ich lasse dich los? Eher sterben! Eine Woche warte! Drei Tage! Lächerlich kurze drei Tage! Ich bin nicht ruiniert, glaub' es nicht! Maßlos reich werde ich sein! Bei mir bleiben! Nicht ... nicht weggehn! Nur nicht weg ... Fé ... Sie hatte es ihm abringen müssen, daß er bei dem Junifest erscheine. Er kannte ihren Grund. Er ging trotzdem.

Doch welch ein Abend permanenter Qual! Seine Exzellenz Meganopolis war nicht zugegen. Vergebens hatte Bassan ihn gesucht; vergebens, er sah es dem Schmalwerden ihrer Lippen ab, Fedora. Meganopolis, gebeten unzweifelhaft, war gleichwohl nicht da! Aber trug denn Fedora ihre Perlen nicht? Die königliche Schnur, ohne die sie sich kaum noch sehen ließ, fiel nicht zwischen ihre Brüste. „Wo sind deine Perlen?" hatte Bassan gefragt. Ihre Antwort bestand in einem Blick, in einer Gebärde ... brachte die Antwort sie aus der Ruhe? Da war v. Tosse hinzugetreten und sie hatte ihm feindlich bedeutet: „Bassan erkundigt sich nach meinen Perlen!" Tosse — oder spielte die Schwarzsucht dem Hypochonder Bassan nur einen neuen Streich, daß er zwei harmlose Worte für verdächtig hielt: Tosse hatte unsicher geantwortet: „Ihre Perlen ...?" Man bedenke Bassans Verfassung bei diesem Junifest! Und nun, nach alldem, nach dieser Marterwoche, nach dieser Qualzusammenkunft, hatte jemand sich erboten, ihm das Gewicht da von der Brust zu wälzen! Ja! Mensch, der die Zukunft weiß, rede! Zeige sie mir! Entrinne ich ...?

Er hatte ein paar Bissen Huhn genossen, ein Glas Champagner schnell geleert, ein Tellerchen Eis gelöffelt, Bassan, dem geweissagt worden war. Er hatte an seinem kleinen Tisch ein paar weichpfotige Gesprächsworte beigetragen, von der adriatischen Küste, die bei Rimini windiger als am Lido sei, daher zum Sommerbade bestens zu empfehlen; vom Geschmack dieses weißen Hühnerfleischs; von der erstaunlichen Sicherheit dieses Herrn Luchs, oder wie er sich schrieb, obschon am Ende dieser Herr sich irre? Immerhin, dies liege doch im Bereich des Möglichen? meinte Bassan, dessen Gesicht einem ausgepumpten Ballon glich, beinahe bittend zu seiner als medisant verschrienen Nachbarin am kleinen Tisch, der außerordentlichen Polospielerin. Allein sie

sagte nicht Ja, nicht Nein, sondern bot ihm aus dem silbernen Gitterkorb schokoladeversüßte Orangenschalenschnittchen, mit einer geradezu gerührten Geste, die ihm das Herz zusammenzog. „Sie haben sich alteriert?“ fragte sie und ihre neuartige Bonhomie hatte Seltenheitswert. „Wissen Sie, mir hat eine Chiromantin aus der Hand gelesen, ich werde eine monströs glückliche Frau — Sie sehen, das Gegenteil ist eingetroffen!“ Doch es klang, als sagte sie: Armer Wicht. Keinen Pfennig gebe ich für dein Leben. Es klang nicht nur so. Wie alle Frauen auf der kandelaberflankierten Terrasse, unter der halbbestrahlt der laue Park lag, hatte dieser Riese sogar die außerordentliche Polospielerin überzeugt. Kraft ging von ihm aus. Man entzog sich schwer. „Wirklich?“ erwiderte Bassan und lachte.

Übermenschliche Anstrengung kostete die Maske, die er sich jetzt aufzwang. Er konversierte an dem kleinen Tisch. Er spielte einen Rubber und gewann. Um Eins verabschiedete er sich gemeinsam mit seiner Gattin; ihre Miene hatte sich nicht verändert. Nur eine einzige Sekunde hatte sie sich dort nach dem linken Kandelabertisch gewendet, wo der Fremde saß und augenumlauert ängstlich speiste: ein schnelles Schleierchen war über ihren Blick gezuckt und hatte ihn verlöscht. Als ihr Aufbruch geschah, verfügte sie über die untadlig kühle Förmlichkeit, mit der sie grüßte und Grüßen standhielt, besaß das lässig-bewußte Zurschauschreiten, mit dem sie zwischen Menschen hindurchging, als wäre sie allein. Vor der Vitrine mit den Vogelleichenbeuteln vertrat Fürst Babenhausen ihr den Weg, beugte das rotgegerbte Gesicht auf ihre Hand und fragte von unten: „Princesse Fédore, Sie wenigstens sind doch immun geblieben?“ Sie wartete den überlangen Handkuß ab, um zu erwidern: „Absolut.“ Und sie sowohl wie ihr Gatte dankten dem Hausherrn, der ihnen auf dem Fuße folgte, für das zauberschöne Fest.

Da haftete die Maske noch an Bassan; sie haftete noch, als er im Auto an Fedoras Seite saß. Fieberhaft sprach er. Wie überhaupt habe es einem widerfahren können, dies ernst zu nehmen, solch einen Taschenspielereffekt? Hinter allem drohe nichts. Er fühle sich gesund, Bassan, kerngesund. Fieberhaft sprach er. Die linke Seite, oberhalb des Herzens und unterhalb, schmerzte mit jenem leichten Druck. Nein. Fedora sollte schweigen! Nicht hören mochte er, daß auch sie an diese Prophezeiung glaube, hinter der eine ungeheure Drohung stand! Stand das Ende hinter dieser Prophezeiung? Unablässig sprach er. Da haftete die Maske ihm noch an.

Doch dann hatte er ihr eilig gute Nacht geboten und die Tür hinter seinem Zimmer zugemacht. Schon war es mit der Maske aus! Vor dem dreiteiligen Spiegel stand ein entsetzter Mensch. Wie eine Wunde klaffte ihm das Hemd über der behaarten Brust, die links, oberhalb des Herzens und unterhalb, zusammengepreßt war, gelähmt geradezu! Wenn man den linken Arm erhob, reichte er kaum über Ellbogenniveau: so schwer ließ er sich bewegen; so schmerzhaft drang es in ihn ein. Er belauerte sein Gesicht. Unter die Augen griff er, zog mit dem Zeigefinger das Unterlid herab; grau war der Lidrand, blutarm. Die Zunge streckte er aus dem Munde, seht! Grau war die Zunge, ungesund. Symptome! Da wollte er mehr Licht. Dieser Mittelluster fälschte! Die Wandlampen zu Seiten des Spiegels drehte er atemlos auf. So! Jetzt sah man besser! Und er riß sich zitternd die Kleider ab. Nackt stand der vor dem Glase. Spiegel, was prophezeist du! Der gedunsene, durch Jahr und Tag der Bewegung beraubte, träg gewordne Leib drängte sich weißlich an die kalte Fläche. Die Angst krümmte ihn. Andere Maße gab ihm die Angst. Andere Schatten. Andere Farben des Verfalls. Entsetzt stand der nackte Mensch im übergrellen Licht und sah sich. Dann stürzte er zum Telephon, forderte eine Nummer und sagte, als jemand ihm zu bedenken gab, es sei zwei Uhr nachts vorbei und Herr Geheimrat schlafe: „Wecken!“ Ob es sich nicht bis morgen aufschieben lasse? Nein! Dringend! Keine Sekunde . . .! In der Tat? Dann, bitte, einen Augenblick. Man werde sich erkundigen. Um Herrn Präsidenten Bassan handle es sich, nicht wahr . . .? Herr Geheimrat sei geweckt worden und werde alsbald erscheinen.

Es traf daher, wenig vor halb Drei nachts, Herr Professor Dube ein, Geheimrat, Leiter der ersten internen Klinik. Der ungewöhnlichen Stunde ungeachtet, trug er sich, wie er seit den allerhöchsten Tagen dauernd zu erscheinen pflegte: im langen Schoßrock ohne Stäubchen, mit steifweißer Pikeeweste, graue Handglacés in der Linken, à quatre épingles zurechtgerichtet, als betrete er in diesem Augenblick die Antecamera des höchsten Herrn. Wiewohl er Hausvisiten grundsätzlich vermied, zeigte er sich hier im Hause trotzdem. Denn der Hypochonder Bassan, der, frappant genug, ein langes Halbjahr ohne Zuspruch hatte verstreichen lassen, leistete mehrfachen Konsi-

liartarif für die einfache Spaziervisite. „Nun, was haben wir denn angestellt?" fragte der Geheimrat gedämpft melodisch und den Pluralis verwendend, der ihm Gewohnheit, nach seinen Erfahrungen aber auch besonders tröstlich war. Er fragte es unter der Türe, ohne den absurden Eindruck empfangen zu haben, der von dem nackt beim Spiegel Kauernden ausging. Dann empfing er diesen Eindruck und verzeichnete mit lautloser Aufnahmstätigkeit: Sollte der Sklerotiker einen Blutaustritt ins Gehirn erlitten haben? Gleichzeitig fragte er gedämpft melodisch: „Haben wir ein bißchen Alkohol konsumiert?" Den rechten Zeigefinger zu scherzhafter Drohung erhoben, näherte er sich dem Patienten und verzeichnete lautlos: Albuginea nicht verfärbt. „Schneller!" keuchte Bassan. „Untersuchen!" Zustimmend, nicht erstaunt, bejahte der Geheimrat. „Gerne, mein lieber Präsident. Aber weshalb in aller Welt sind wir so bestürzt? Ich sehe schon von weitem, daß kein plausibler Anlaß vorliegt!" Balsam in Bassans Ohr. „Herr Geheimrat . . .!" bat er verzweifelt. „Gewiß, mein lieber Präsident. Wir wollen einmal nachsehen. Sind denn, seit wir uns zuletzt unterhielten, vor geraumer Zeit allerdings, spezielle störende Beschwerden aufgetreten?" Unter gedämpft melodischem Zuspruch führte er den Entblößten an das Bett. „Legen wir uns gefälligst eine Weile hin?" Dann senkte er den Mauskopf mit dem kitzelnden weißen Spitzbart behutsam auf Bassans Aorta. „Nicht atmen, mein lieber Präsident. Noch einen kleinen Augenblick. Nicht. Nein, noch immer, wenn Sie so gütig sind. Jetzt nach Belieben." Zugleich verzeichnete er lautlos: Diastolisches Geräusch von hauchendem Charakter über der Basis. Rechter Spitzenstoß leicht hebend. Zweiter Pulmonaton nicht akzentuiert. Verschlimmert seit dem Vorjahr. Gleichwohl, wenn er keine Dummheiten begeht, trotz seiner Aortitis noch zwei, drei Jährchen lebensfähig. „Alles untadelig!" sagte er, sich erhebend und versorgte das Hörrohr, wozu er einen blausamtgefütterten Behälter mit sich führte. „Ich finde durchaus nichts von Relevanz." „Wirklich?" fragte der Mann unter ihm in einem plötzlich überströmenden Glücksgefühl. „Jawohl, mein lieber Präsident!" — „Sie verbergen mir nichts?" — „Nicht daß ich wüßte." — „Es wird mir nichts zustoßen?" — „Was sollte das sein, Verehrtester?" — „Es wird mir kein schweres Unwohlsein zustoßen ... dort? Wenn ich —" — „Wo?" Mit gedämpft melodischer Sanftmut, pädagogisch dabei, ließ es der Geheimrat über sich ergehen. Er zeigte Anteil. Er zeigte Optimismus. „Wo?" wiederholte er. „Haben wir einen bedrückenden Traum gehabt?" Bassans Ausdruck änderte sich. „Dort unten! Im Sessel!" Großväterlich, mit jeder denkbaren Nachsicht fragte der Geheimrat: „Ein opulentes Souper heute abend . . .? Schön, mein lieber Präsident. Jetzt wollen wir aber diesen artigen Schlafanzug anlegen und uns zur Ruhe begeben! Wirkt das Täßchen Sedobrol nicht mehr? Dann werden wir es für heute mit einer Gabe Veronal versuchen. Doch, mein lieber Präsident! Es ist erforderlich. Argwöhnen Sie nur nicht wieder! Hier, vor Ihren Augen schreibe ich: Ve—ro—nal. Bewahre! Kein Herzmittel. Dessen sind Sie noch lange nicht bedürftig. Mein Verehrtester, machen Sie sich nicht lustig über Ihren Konsiliarius. Solch unschuldiger Laie in Äskulaps Künsten können Sie nicht sein, daß Sie die Herzstimulantia nicht am Schnürchen hätten! Strophantus. Jawohl. Digitalis. Jawohl. Jener leichte Druck? Gewiß nicht. Nerven! Hier, mein Verehrter. Das wollen Sie zur Apotheke schicken und in ein wenig erwärmter Milch verschlucken. Sie werden göttlich darauf schlafen. Nein, nochmals. Nichts Organisches, ich verbürge mich. Adieu. Adieu. Und eine recht wohlschlafende Nacht!" Herr Geheimrat Dube entfernte sich, nachdem er dem herbeigeläuteten Bedienten eigenhändig das Rezept überreicht und um die Vergünstigung gebeten hatte, dieser selbe Bediente möge ihm die Treppe erleuchten. Das verstand sich doch von selbst? War übrigens die Treppe nicht erhellt? Doch der Geheimrat hatte sich bereits verabschiedet und erteilte im Hinabschreiten dem Bedienten persönlich eine Weisung. Morgen, mit dem frühesten, wünsche er von der gnädigen Frau telephonisch verständigt zu werden. Begriffen, guter Mann?

Bassan hörte das Auto, das sich entfernte. Er lag mit offnen Augen. In Müdigkeit löste sich die große Angst . . . kühl war das Leinen, weich lag es sich, erquickend. Nun, alles Schlechte hatte sein Gutes. So war er wenigstens die Generaluntersuchung los, die er seit Monaten hinausgeschoben hatte, weil er Nacht für Nacht so abgründig vor ihr zurückschrak! Da links, oberhalb des Herzens und unterhalb, malträtierte es ihn längst. Nichts Besonderes also. Nervös. Und diese leichte Übelkeit und Atemnot, dieses Karussellgefühl, gegen Abend zumeist, etwas nach Sechs? Nichts zu bedeuten. Nerven. Gut, darüber endlich von Grund auf beruhigt zu sein! Mitunter hatte man sich

für einen toten Mann gehalten? Damit war es jetzt, gottlob, vorbei. Nerven. Organisch tadellos. Nicht einmal ein Medikament hatte die Kapazität für angezeigt gehalten, bloß etwas zum Schlafen! Auch das füglich schien zu entbehren, denn feucht drang es in beide Augen, müde war man, hatte nicht einmal mehr Energie — das Licht — dort aus—zu—löschen — Der Erschöpfte schlief. Wild hatte der Erregungstaumel dieser Woche in seiner Brust gehaust. Schlaf! Er begann. Er begann dumpf. Das feiste, faltige Gesicht, vom Licht beschienen, lag grau in den Kissen. Zucken überlief den Mund, der Mund zog sich zusammen, glättete sich, ruhte aus, wurde still; das pfeifende Atmen wich. Plötzlich zuckte das Gesicht. Die Lippen rissen sich gewaltsam auseinander und ein Ruf gurgelte aus ihnen auf, zwei Silben, sie kehrten unverständlich wieder. Und die Augen des Schläfers entriegelten sich gewaltsam, vag schaute er ins Licht. Geschlafen? Schon Tag? Es — was hatte da — im Schlaf — vag schaute Bassan. Naß vor Schweiß. Er hatte ihn gesehen, im Schlaf. So gemacht, hatte er, mit der rechten Hand, als zeichne er irgend etwas Rundes. „Sie müssen sich in Acht nehmen! Sie sind unheilbar!" Nein, es war Fedora. Sie hatte gesagt: „Sie sind unheilbar." Wieso sagte Fedora „Sie"? „Ich habe meine Perlen ablegen müssen, ich bin doch nach meinem Bassan in Trauer!" sagte sie feindselig zu Tosse. Tosse antwortete: „Wenn Sie Herrn Kammersänger Fiet gebeten hätten, hätte er es nie gemerkt. Möglicherweise singt Herr Kammersänger uns noch ein Liedchen?" Der Mann am Klavier verbeugte sich, zeichnete irgend etwas Rundes mit der Hand und sagte: „Unheilbar!" Fedora sang. Was sagte er? Er bewegte die Lippen, alles hing davon ab, daß man ihn hörte! Unablässig sang er. Er bewegte die Lippen, aber man hörte nichts, keinen Laut, obschon alles darauf ankam, daß man dies völlig höre . . .! Da erwachte Bassan vor Unerträglichkeit. Vag schaute er ins Licht. Dann sprang er aus dem Bett. Sie hatten zusammen geredet, Fedora und dieser Mensch! Abseits. Fedora hatte ihn gefragt. Was hatte er geantwortet? Darauf kam es an! Naß von Schweiß, die Brust verkrampft vor Bangigkeit, lief Bassan auf nackten Füßen. Er hatte ein paar Augenblicke geschlafen, der Bediente war aus der Apotheke noch nicht zurück. Darauf kam alles an! Fedora war aufgestanden, hinter der Säule hatten sie zusammen geredet. Sie hatte dem Menschen die Wahrheit abgezwungen. Sie wußte sie! Wie lautete die Wahrheit? Ohne zu sehen, ohne lange zu überlegen, ergriff Bassan Kleider. Was dalag, nahm er wahllos, warf es über, dann eilte er fort, den Halbstockkorridor entlang, über die weiße Treppe, zu Fedoras Tür. Licht drang aus dem Türspalt, sie schlief noch nicht. Bassan klopfte, durchnäßt von Schweiß. „Ja?" fragte Fedora. „Wer ist das?" Heiser nannte er sich. „Ich öffne," sagte sie. Der Schlüssel wurde gedreht, der Schlüssel, den sie nachts zweimal drehte, seit Jahr und Tag, um den auszusperren, den sie jetzt einließ! „Was willst du?" fragte sie. Sie war noch nicht zu Bett. „Schläfst du denn noch nicht, Fedora?" Nein, er sah es ja. Sie trat an den Schreibtisch zurück, wo sie gesessen hatte. Beschriebene Blätter lagen dort. „Hast du geschrieben, Fedora?" Er zitterte vor der Frage, die ihm auf den Lippen brannte: so schob er sie im letzten Augenblick noch sekundenkurz hinaus. Hatte sie geschrieben? Ja! Unmöglich aber könne er, ein Viertel nach Drei, gekommen sein, damit er dies erfahre? Und in solchem Aufzug? Fedora schaute an ihrem clownhaft gekleideten Gatten herab. Wie sie ihn so ganz vor sich sah; sein gedunsenes Fleisch; seinen Mund, dessen tierische Gier foltern konnte; diese geränderten Augen, die so schamlos zu schauen liebten; diese haarigen Hände, die sich tückisch näherten, ergriffen, packten, verunglimpften; dies jeder Zucht, jeder Hemmung spottende, schlotternde Stück Angst und Gier und List; diesen Räuber ihres Rangs; diesen Schänder ihrer Jugend: da flammte es in ihr auf vor bitterm Abscheu. Aber sie wendete sich nicht weg. Sie zwang sich. Es steht schlecht um ihn! sagte sie sich vor. Und sie zwang sich zu dem schlotternden Clown, der ihr Gatte hieß und fragte: „Willst du mit mir reden, Rafael?" Rafael! Sie hatte ihn genannt! Panisch erschrak das Clowngesicht. Sprach sie ohne Haß? Also kannte sie das Katastrophenurteil? „Dube war jetzt bei mir oben. Hast du es nicht gewußt?" So? War der Geheimrat dagewesen? Fedora hatte geschrieben. Sie hatte nichts gehört. „Ich habe ihn rufen lassen. Er hat mich untersucht!" Lauernd reckte das Clowngesicht sich vor. Jetzt wird sie sich verraten! Mit einem Laut! Mit einer Geste! Beweisen, was sie weiß! Ruhig sagte sie: „Und der Geheimrat hat nichts gefunden. Wie immer?" Siehe da! Sie wußte nichts? „Das nicht", log Bassan lauernd, „er hat sogar eine Verschlimmerung konstatiert. Am Herzen . . ." Fedora erwiderte: „Das übertreibst du sicher nach deiner Manier. Ich glaube nicht an dein

Herzübel. Du beobachtest dich mehr, als dir zuträglich ist. Du bist ganz gesund.“ Siehe da! Den Mann, der mit einem Schlappschuh und einem Tanzschuh, in ungestraffter Tuchhose, mit über der Brust offnem, rot und golden gezacktem Pyjamaröckchen dastand, überströmte wie vor ein paar Augenblicken, als er unter dem Kopf des Arztes lag, eine heiße Regung von Glück. Sollte sie nichts in Erfahrung gebracht haben, als sie abseits, an der Säule, mit dem fremden Menschen sprach? „Du hältst mich nicht für krank, Fedora?“ Voll gab sie ihm den Blick zurück und verneinte. Ah! Sie hätte ihn nicht geschont! Nicht verabsäumt, hätte sie, ihn knockout zu schlagen und ihm die Hoffnung für immer zu entwinden ... die berauschende, alles überbrennende Hoffnung, daß er hier wieder würde geduldet sein, er, der Gatte, nachts! Nicht verborgen hätte sie ihm, daß er sich ihr nie mehr nähern dürfe, die hier so herrlich in der Stille stand, entblößt die Arme unterm Schlafmantel... Nichts drohte! Der Prophet hatte kein Unheil prophezeit! Triumph! Die Angst hat sie kirre gemacht! Angst um mich! Sie sperrt die Tür nicht mehr vor mir! Sie nennt mich beim Namen ... ! In den geränderten Augen des Geduckten glomm es auf. Sie rührten von fern dies entblößte Stückchen Leib an, glitten es nach, tasteten es ab, entzündeten sich glimmend. „Fé!“ sagte Bassan mit jenem selben entsetzlich girrenden Laut, der Fedora vor Jahr und Tag dem Morde nahgebracht hatte. Sie wich zurück. Sie zierte sich. Gespreize und Gehabe! Mit girrendem Laut sprang der Gatte sie an. Sein Hauch streifte sie, seine feuchtkalten Finger griffen in ihre Blöße. „Fort!“ schrie sie und versuchte ihn abzuschütteln. Doch er hatte sie gepackt. Er klammerte sich fest. „Fé!“ zischte er an ihrem Ohr, der Hauch raubte ihr den Atem. „Laß mich ... ! Ich rufe um Hilfe!“ Ach, ein Ende mit der jahrelangen Pflichtversäumnis! „Bin ich dir denn gar so unlieb?“ hauchte der zärtliche Clown im Schlappschuh und im Tanzschuh. „Du hast dich ja um mich gesorgt! Hast mir ja die Tür aufgemacht, nachts ... Féchen! Jetzt bin ich da! Jetzt ... küsse ... ich ... dich ...“ Er klammerte die feuchten Finger um ihren Hals, riß ihr Gesicht zu sich, berührte ihren verpreßten Mund mit seinem Munde — da stammelte sie: „Laß mich! Du schadest dir! Es kann dein Tod sein ...“ Bassans klammernde Finger öffneten sich atemschnell. Sein rotüberlaufnes Gesicht beugte sich zurück. Was hatte sie da gesagt? Schreckschuß für Tölpel! Mein Kätzchen, einen Dümmern suche dir dazu! Jetzt bin ich bei dir! Jetzt küsse ich dich! Und er stürzte sich mit solcher Wucht auf ihren herrlichen Hals, daß sie taumelte. Leichenweiß, während sie ihren Mund seinen saugenden Lippen zu entringen suchte, artikulierte sie: „Höre ... Trux ... Mittwoch ...“ Tonlos zerhackt verlor es sich in das Keuchen des Küssenden, der wie ein Clown gekleidet war. Trotzdem verstand er. Jede Silbe. Höre. Was Herr Trux gesagt hat. Mittwoch wirst du sterben. Da wich er von dem Munde, aus dem dies Gift schäumte. Seine geränderten Augen hängten sich an die wilden gegenüber. „Fedora!“ Seine Finger hafteten ihr noch im Fleisch. Sein Hauch versetzte ihr noch den Atem. Die Angst, daß sie diesen Fingern, diesem Hauch ohnmächtig werde erliegen müssen, machte sie rasend. Sie wiederholte: „Ich habe Herrn Trux gefragt. Er hat geantwortet, daß du Mittwoch sterben mußt ...“ Da geschah etwas Verrücktes! Bassan trat langsam weg. In die Mitte des Zimmers. Dort blieb er stehen. Dort stand er und lachte. Sein Lachen wurde lachendes Brüllen. Hoch und heulend gellte es in dem nachtstillen Zimmer, Heulen eines, dem der Leib mitten entzweigestückt wird. Er stand da, im Schlappschuh, im Tanzschuh, halb geduckt und brüllte. Heulend zertrümmerte sein Schrei die Nachtstille, Hilfeschrei, Ohnmachtschrei, Wutschrei eines Irren! Dringend wurde an die Tür geklopft. Man erblickte die gnädige Frau leichenweiß an die Wand gewichen, den gnädigen Herrn im Schlappschuh, im Tanzschuh, mitten im Raum. Der gnädige Herr brüllte. Er sah niemanden, ihn kümmerte niemand. Wie ein Zucken durchlief das Gebrüll seinen halbgeduckten Leib. „Herr Präsident? Herr Präsident, bitte?“ Da endete der Schrei. Herr Präsident grinsten wie ein Irrer und folgten babyfromm dem Bedienten. Der Bediente bangte sich. Allein Herr Präsident ließen sich babyfromm geleiten, gingen die weiße Treppe ungestützt und äußerten oben mit dero gewöhnlichem weichpfotigem Ton: „Vielen Dank, Schmidt. Haben Sie mir das Schlafmittel besorgt?“ Alles prompt zu Diensten! Herr Präsident waren ein bißchen unpaß? Würde sich morgen zuverlässig gebessert haben, übermorgen aber gleichsam weggeblasen sein! Blieben vielleicht zur Vorsicht morgen vormittag zu Bett? Sind überarbeitet! Dort die Pulver und die laue Milch... „Gute Nacht, lieber Schmidt!“ Herr Präsident gingen zur Ruhe und schlossen die Tür, hinter der es lautlos blieb. Immerhin, reichlich zehn Minuten harrte der Bediente vorsichtshalber draußen aus. Dann entfernte er sich, um die Bruch-

stücke seiner gestörten Nachterholung noch mit Vorteil zu verknüpfen.

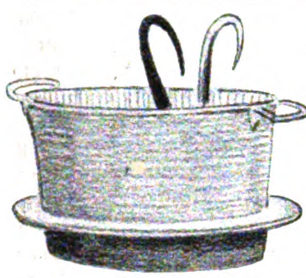
Es blieb in der Tat vollkommen lautlos. Die Zimmerglocken schellten nicht mehr ... pünktlich um Vier, einigermaßen spät, wurde es Nacht in Bassans Hause. Er selbst, o, auch er rührte sich nicht. Er lag da, die Augen weit offen, im Schlappschuh, im Tanzschuh, mit ungestraffter Tuchhose, mit über der Brust offnem, rot und golden gezacktem Pyjamaröckchen und starrte ins Dunkle. Dunkles überall. Es erfüllte alles, es kam aus allem. Dunkel kam es aus den rundgerafften Vorhängen von Seide. Dunkel aus der Luft, dunkel aus der Stirn. Es lastete, sammelte sich dunkel im Dunkeln und wurde überschwer. Aus Dunklem war die Luft gemacht, sie atmete sich wie Gewicht. Kein Durchblick, dunkel vor den Fenstern. Kein Blick voran, dunkel an der Wand. Kein Blick hinauf, dunkel an der Decke. Es nahm die Luft, saugte sie aus, luftleerer, dunkler Raum. Hörst du die Inbrunst in ihrer Stimme? Sehnsüchtiger Wunsch! Vielleicht hat sie es nur dem Menschen nachgesagt? Vielleicht aber hat sie gelogen? Einerlei. Wahrheit einerlei. Lüge einerlei. Wer kann drei kleine Worte noch so triumphierend rufen ... Niemand. Kein Mensch. Hörst du die drei Worte? Kein Mensch ... Gratuliere, Freund, gut hast du gewirtschaftet! Mache Bilanz, Freund! Rechne ab! Deine Lohnsklaverei? Rechne! Umsonst. Deine Herzsklaverei? Rechne! Umsonst. Wo ist dein Geld? Wo dein Geschöpf? Wo? Wo? Wo? Und bekämst du dein Geld milliardenfach — wer nimmt dir das? Nimmt dir das jemand weg, daß sie geschrien hat, wie um das himmlische Glück: „Du wirst sterben?" Nimmt dir das jemand weg, daß sie sich die Brust vor dir aufgemacht hat, hineinzuschauen wie durch Glas: eine Frau, die um des eigenen Mannes Absterben winselt? Hast du Zweifel gehabt, manchmal? Gute, herrliche Zweifel? Jetzt hast du keine Zweifel mehr. Rechne ab! Deine Frau wünscht dir den Tod. Was bleibt dir da ...? Nein, Bassan störte des Hauses Nachtruhe nicht mehr. Mit einem leichten Stöhnen griff er sich an die Brust, links, oberhalb des Herzens und unterhalb. Dann drehte er das Nachtlicht an im luftleeren dunklen Raum. Die Milch war völlig kalt geworden. Trotzdem nahm er das Glas, nahm das Ziehschächtelchen aus rosa Glanzpapier, worin die Pulver übereinander lagen, dünnkantig gefaltet, zu zwölf und zwölf. Mit dem Glase und dem Ziehschächtelchen entfernte er sich aus dem Zimmer, so leise, daß er die Nachtruhe des Hauses nicht mehr störte: über den Halbstockkorridor ging er, über die weiße Treppe, an Fedoras Tür vorbei, unter der es dunkel wie bei Schläfern blieb, am Musiksaal vorbei, an den zwei Erkerkabinetten, die im Architektenplan als Kinderzimmer überflüssig figurierten, da vorbei, dort vorbei, ins Parterre. Er brauchte kein Licht, er fand den Weg, so dunkel er auch war.

Im Parterre, wo das Haus Bassan sich zum Kontorhaus ernüchterte, betrat der Nachtwandler den Arbeitsraum des Chefs. Der Junimorgen, draußen schmächtig im Beginn, wurde durch das Schreibtischlampenlicht, dessen der Chef bedurfte, Zwieschein. In seinem weggerückten gelben Sessel, vor seinem Amerikanertisch saß der Chef und las. Er las, strich aus. Dann fügte er zu dem Ausgestrichenen einige Zeilen, drei oder vier. Er unterschrieb und lachte. Rechne, Freund! Mit verzogenem Gesicht, doch leise, daß er die Nachtruhe nicht mehr störe, griff er nach dem kalten Glase Milch. Achtsam mischte er es, schüttete die weißen Pulver in das Weiße, nützte jedes der dünnkantig gefalteten Papierchen bis auf den Rest und bis kein Pünktchen unter dem Rosaglanzpapier traumspendend zurückblieb. Achtsam, mißtrauisch beroch er das Glas. Trinkend hörte er die inbrünstige Stimme. Kalt bitterer Geschmack! Wunsch war in der Stimme. Sehnsucht. Dann hob ein Brausen an, dann klang es metallisch-sirrend und riß ab. Bassans Kopf fiel vornüber. Sein Gesicht, wie ein zerquetschter Ball, lag vorn auf der Brust. „Das Flugzeugbillett nach London, Herr Präsident?" sagte der kleine Prokurist Verwelde, der seinen Morgendienst, acht Uhr dreißig, pünktlich antrat und übungsgemäß mit Frühpost und Meldungen bei seinem Chef erschien. Dann schrie der kleine Prokurist Verwelde ... im selben Augenblick, als oben, im Halbstock, Fedora durch das Telephonsignal des Herrn Geheimrats insistent dem Schlaf entzogen wurde. Gewiß nicht ängstigen wolle der Geheimrat! Allein der heute morgen erhobene Befund lasse viel zu wünschen übrig. Nauheim, und unverweilt! Der Geheimrat würde ein Verhaltungsbriefchen an den dortigen, über alles Lob erhabenen Kollegen verfassen. Und: es verstehe sich am Rande — keine Aufregungen, verehrte Frau! Schonung, so gut es eben bei einer Tatnatur, wie Herr Präsident, angängig sei? Das werde Herrn Präsidenten das Leben auf Jahre verlängern. Und Händeküsse, verehrte Frau! Da war Herr Präsident bereits drei Stunden tot. Montag. Nicht Mittwoch.

(Fortsetzung des Romans folgt)

Jemsen und Gams

Text und Bilder von Eugen Oßwald



Im Kochtopf

Kurt Krause, Rayonchef, und seine Braut hatten verspätete Sommerferien, dafür aber um so wundervolleres Herbstwetter. Die Tage waren zwar schon etwas kurz, aber sonnig und klar. Die Berge standen rings in reiner Herrlichkeit. „Duliöööö — holidiöööö — tütüröööö — tütülaudi!“ erhob Kurt seine Stimme und legte die Hand ans Ohr wegen des Echos, und Susi sagte: „Faaabelhaft!“

Kurt sieht die Sennerin aus der Hütte treten und steuert geradeswegs auf sie los. „Sag'n Sie mal, schöne Tochter von der Alpe, wo kann man denn hier Jemsen zu sehen kriegen?“

Die Sennerin schaut, blinzelt, fährt mit der Zunge an den Lippenrändern herum und zieht die Nase in Falten.

„Woos möchten S'?“ fragt die alte Resi, die mit so Ausländern doch schon öfters geredet hat. „I vasteh Eahna sei nöt.“

„Jemsen, Herrjottnochmal, Tiere mit kleinen krummen Hörnern auf dem Kopp, Jemsen, Kindchen, kennen Sie die nicht?“

„Aaha, paß auf, jetzt spann i was! Sö moanen Gams, gellns ja, Gams?“

„Wie? Wie sagen Sie? Gams?“

„Jawoi, dös san Gams, wo Sia moanen.“

„Na gut, also wo sind denn so'ne Biester? Wo?“

Resi tut einen Lacher. „Ja mei, jetz is doch no koa Gams do herunten, wo no alls Vieh heroben is.“

„Also, verehrtes Fräulein,“ beginnt Kurt, „in meinem Bädeker steht, daß hier 'ne große Anzahl von Jemsen sind. Hier, passen Sie mal auf, Seite 172, unten, lesen Sie mal selbst —“ Kurt hält ihr den Reiseführer unter die Nase. „Bitte.“

Resi nimmt den Kopf zurück und sagt:



Alm-Abtrieb



An der Sonnenseite

„Also ko i net lesn, ohne Aug'nglasl, i siech nix. Aber Gams, dös gibt's scho, Gams grad gnua, dös glaabst, aba jetzt no nöt, dia stehn no in de Felsen, do san sia no vui z' fruha dro, do müassn S' wart'n, bis an Schnee hergmacht hot. Wenn da Schnee liegt, könna S' vo unt mit'm bloßen Aug' Gams sehn grad gnua."

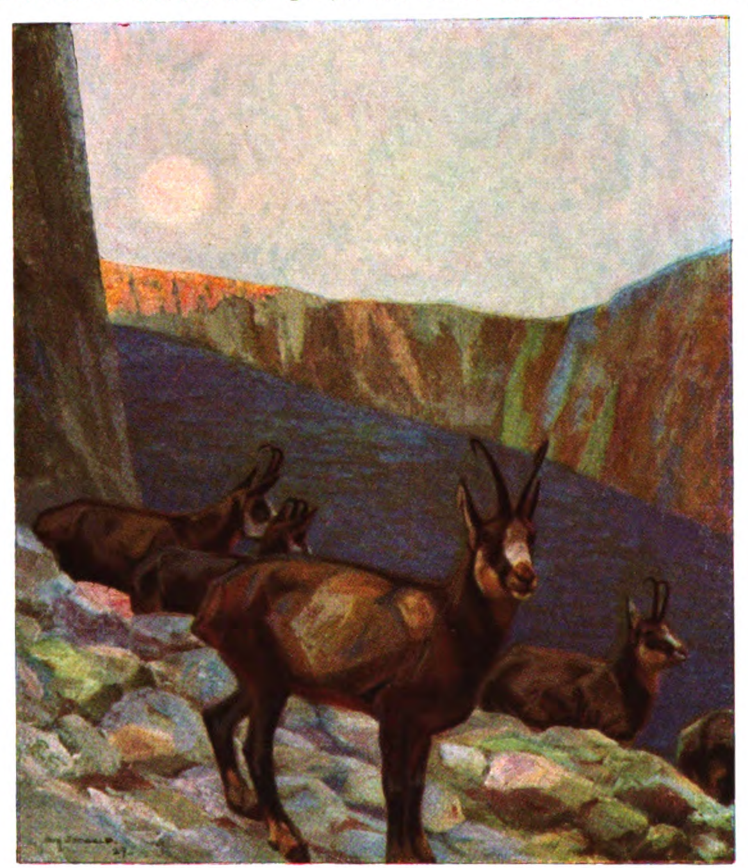
Kurt macht da große Augen und schnauft. „Solange können wir nicht warten, bis der Schnee liegt." Kurt wird es aber der Zeitung schreiben, daß Gemsen wohl im Bädeker stehen, nicht aber im Gebirge. ‚Da lockt man die Fremden an, und alles ist Essig. Nepp!'

Herr Krause schwingt seinen Rucksack auf den Buckel und verläßt mit Begleitung die Szene.

„Pfüat Eahna Good," sagt die Resi. Dann betrachtet sie den Picknickplatz der beiden abgezogenen Jemsentouristen: Rinden von Edamer Käse, Apfelschalen, Stanniolfetzen, Leibnitzpackungen und Sardinenbüchsen. „Sixt, dös mog i! Saubagage, miserablige," gift't die Alte, „a jede Rotznas läßt ihr Glump umananderliegen. Z' faul, daß ihrn Dreck e weng



Treibender Bock



Geißen, im Geröll absteigend

z'sammtuat. Erst neuli hot sich a Kuh so an Blechscherb'n einatreten. Zigeunergsellschaft, gschlampete!"

★

Rostbraun und golden stehen Buchen, Birken und Lärchen. Die Hirschbrunst war längst vorüber. Auch die Gamsbrunst war gegen die sonstigen Jahre auf zwei Wochen früher gewesen. Die Jagdgäste, mit den Erfolgen zufrieden, sind wieder abgereist. Nun bekommt das Jagdpersonal auch Abschußerlaubnis auf Bock oder Geltgeiß.

Toni und Xaver, die beiden Jagdgehilfen, schieben so etwas nicht auf die lange Bank und steigen noch am Nachmittag zur Hütte auf. Die untergehende Sonne übergießt die Bergwelt mit rosigem Hauch. Bald knistert ein Feuer in dem kleinen Kochofen.

„Erbswurstsupp, net gar so dünn, is a ganz a guats Essen, bsonders wenn no a Trum Gselchts drin is — und alles hübsch kommod zum Richten." Vom letzten Jagdgast ist noch ein halbes Flaschl Rum da. Also gibt's einen Tee. Nach dem Essen schmeckt immer eine Pfeife am allerbesten. Das wenige Geschirr ist bald wieder sauber und trocknet von selbst.

„Der morgige Tag wird schön, 's Wetter hebt, da feit si nix — acht, neun Stund' san's zum Gehn, bequem, nix zum Pressieren. Schliaf ma bald unter d' Deckn eina."

Vier Uhr ist's, der Mond steht hell. Die Luft ist frisch. Um den Brunnen glänzt das Eis. Eine Eule jammert ihr Huhuuu aus den Tannen. Die Wascherei ist bald beendet. Kaffeeduft erfüllt die mollige Hütte. Die Wolldecken hängen über den Pritschen, und ein Besen fegt den kerzenbeleuchteten Raum. Ein Hafen Kaffee ist eine schöne Erfindung, zumal wenn man noch eine dicke Kondensmilch drin verrührt und ein ordentliches Stück Hefenzopf aufweichen kann, daß der Löffel stecken bleibt.

„So —, 's Feuer is aus, d' Läden san ei'ghakt, alls in Ordnung. Servus."

Der Weg ist gut. Es geht allgemach in Serpentinen in die Höh'.

„Da drüben," Toni deutet mit dem Bergstock, „hat der Forstrat sein' Gams gschossen. Zwei Tag san mir umanandgangen, kapitale Böck ham mir gsehn, nix hat'm taugt. Beim oana war eahm d' Kruckn z'gring, der ander hat net Bart gnua ghabt, a dritter war net imponierend gnug — und



In der Morgensonne

ab. Drüben zieht eine Geiß mit Kalb den Latschen zu. Weiter oben stehn drei Gams. Steine gehen ab und poltern in großen Sprüngen talwärts. Hoch am Morgenhimmel ziehen zwei Kolkraben.

„Einen patenten Mann hob i g'führt," erzählt der Xaver, „einen Sanitätsrat, scho ganz graukopfet, der war grad für d' Natur. Mir ham uns Zeit g'lassen, viel Zeit, g'schwitzt hat er stark, aber g'freut hat er sich an jedem Bleaml. An dem Platz, wo er hätt sein Bock schießen sollen, war alls wie ausblasen — nix da — koa Schwanzl. Denk i mir, daß d' Gams halt üb'rm Buckl stehn auf der andern Seit, wie's scho öfters der Fall war. Auf'm Gröll geht sich's net gut für oan, der's net gewohnt ist. Aber er hat's ganz guat dermacht, und ma hat's kennt an allem, daß er in jüngeren Jahren viel in de Berg gwen is. Na ham m'rs opackt. Wie eine Schleichpatrullje zehn Meter vorm Feind, und — wie mir ham können in die ander Seit nüberspitzen, da hockt brettelbreit mitt's aufma Grasfleck — a Kunstmaler! — Zum Teufel und weiß Gott wohin hab' i den Hanswurschtn gwunschen. Nach Gams ham mir natürlich nimmer schaun brauchen. Der Sanitätsrat hat sich aber gar net aufgregt. ‚Genga m'r weiter,' hat er gsagt, ‚mir ham ja Zeit.' In der Mulden, wo d' Lawin vor a paar Jahr den Kaser wegputzt hat, ham mir Brotzeit gmacht. A stills, sonnigs Platzl. Hat uns recht guat gschmeckt. Er hat viel erzählt von Berg umanand weiter furt und in Schweden hat er amol an Elch gschossen. ‚Rauchen Sie eine Zigarr' einstweilen,' hat'r gsagt, ‚ich will mal da am Hang hinter den Blöcken verschwinden.' A Pfeif, sauber putzt, wann s'is, dös is was Gut's; aber so a richtige gute Zigarr', dös is halt aa net schlecht. Ja und auf amal hat'r g'rufen und wenn er's durchs Glasl betrachtet hat, na war's kein richtiger alter Herr, sondern, wie er's g'heißen hat, ein Sonntagsschüler. Am dritten Tag hat's aber pressiert, vielleicht hat er denkt, daß er überhaupt nix Gescheits mehr kriegt. Uma achti warn ma scho oben und ham an so'ma Bandl füri zehn, elf Gams gsehn. Der Wind ist nöt schlecht g'standen, schö ham m'rs oganga. Schaugt a so a Taifi über a Plattn oba — mir hat'r net groß gfall'n, aber er: ‚Das ist ein Kapitaler!' Bumm — hot's scho gschnackelt. I bin gschwinder aufferkemma, und wie i 'hn so anschau, schreit der Forstrat scho voller Ungeduld: ‚Was ist's für einer?' — ‚A Sonntagsschüler!' hob i obaplärrt. Mein Gott, ist der giftig word'n. Wie er'n nocha so in der Hand ghabt hat, do hot er auf eimal alles kapital gfunden. D' Kruckn, dös hat er zug'geben, hätt' vielleicht so um sechs, sieben Zentimeter höher sein können. Sein Letzjähriger hat den schönsten Reiff g'habt, mit dem war er damals aa net z'frieden — heuer, sagt er, freut's ihn, daß er amal einen ganz schwarzen Bart hat."

Toni streift mit dem Spektisi die Gegend

g'wunken. Und wia i hikomm, zeigt er mir zwischen Fallholz und Distelglump a Gweih. A Gweih von an Sechserhirschl in Draht verwickelt. ‚Vorsichtig sein,' hat er gsagt, ‚aufpassen, das ist sehr intressant.' Mir ham's ganz schö rausbracht, daß der ganz Draht drumblieben is. ‚Diagnose,' hat er gsagt, ‚das Hirschl hat hier beim Äsen sich mit der Stange in dem alten Spanndraht vom Weidezaun derfangt. Beim Losreißen und Herumzerren hat sich's dann immer noch mehr verwickelt, ist nicht mehr losgekommen und verendet. Unterkiefer, Rippen, Schlegelknochen, alles fehlt, haben die Füchse Festtag gehabt. Nach dem Schädelknochen zu schließen ist die ganze Sache länger als ein Jahr im Schnee und Regen gelegen.' Punkt. Spät am Nachmittag hat er noch einen ganz guten Bock g'schossen, aber es hat sich fast so aus g'nommen, als hätt er an dem Hirschl die noch größere Freud."



Kein Kapitaler, aber doch ein „Guter"

Steine spritzen, die beiden drücken sich in Deckung. Xaver nimmt die Richtung zur hohen Wand, und Toni weiß zwei alte Böck im Grund hinten. Weidmanns Heil.

Die Sonne steht schon strahlend über den Kämmen. Keine Wolke am Himmel, ein prachtvoller Tag in der späten Jahreszeit. Einzeln und zu mehreren äsen Gams an den Grasbändern und Halden. „Is scho recht so, kommen's besser durch den Winter, wenn s' sich no recht den Ranzen vollfressen können." Am sonnigen Hang hupft ein Fuchs nach Mäusen.

Zweiundzwanzig Gams, Graffelzeug und junge Böck, stehen im Grund. Einige Geißen mit Kitz weiter oben der Scharte zu, der eine von den zwei Alten sitzt weit drüben auf einem Felsköpfl und döst; den andern findet Tonis geübtes Auge trotz Spektifi nicht — vielleicht sitzt der Auserwählte herüben gleich unterhalb der Wand irgendwo. Warten. — Wenn's stürmt und schneit, der Wind glasig um die Ecken pfeift und mit Nadelstichen bis auf die Haut geht, ist's in den hohen Lagen manchmal recht ungemütlich. An einem sonnigen Herbsttag jedoch, und wenn's auch Mitte November ist, kann die Bergwelt schön sein, „ganz pfundig nobel," wie Toni sagt.

„Mhm — jetzt siech i was, jetzt rührt si was — aha, sixt'n, dös is da ganz Guat — — — — den schaug an, wia der umandteufelt." Toni nimmt seinen Rucksack als Gewehrauflage. Weit ist der Schuß, „Kreuzbirnbaam Hollerstaudn, dös san dreihundert Meter wia nix, da heißt's hinhalten. Wenn man auf die Entfernung übers Gwehr zum Bock ummischaugt, ist's überhaupt weiter nix, als grad a kloans schwarz' Pinkerl. Hin und her, auf und ab, treibt der Alte die jungen Böck. Jetzt steht er auf einem Köpferl." Wumm! Das Rudel geht flüchtig nach allen Seiten, „Er" will mit am Grashang hinauf, nach drei, vier Sprüngen dreht er sich auf den Hinterläufen wie ein Zirkusgaul, schnellt nach vorn und rollt bis in die Latschen. „Zjuuhazn," tut Toni einen Plärrer. Nach zwanzig Minuten besieht sich Toni den Bock. Einschuß rechtes Schulterblatt, Ausschuß linker Ellbogen. Bart zünftig und die Kruck' — das ist ganz gewiß kein Sonntagsschüler.

★

Das Wetter schlägt um, die Steinfliesen im Flur des Forsthauses schwitzen. Wolkenfetzen fliegen durch das Tal.

„Gott sei Dank," sagt der Förster, „damische Schreiberarbet," und legt seine fertigen Lohnlisten in den Aktendeckel. Pürschl



Steinschlag

fährt bellend gegen die Tür und schaut mit schrägem Kopf.

„Herein!" — „Gu'n Abend, Herr Förster." — „Gut'n Abend, Peter, was gibt's?" Der Jagdgehilf schaut auf die Magd am Ofen und sagt: „Achtzehn Verein' san ang'meld't für'n Sonntag, — de Draußeren kemma mit zwei Musikkapellen und so acht Fahnen. Dös gibt a so an Haufen Leut, daß net d' Hälft' Platz hat um des Denkmal 'rum."

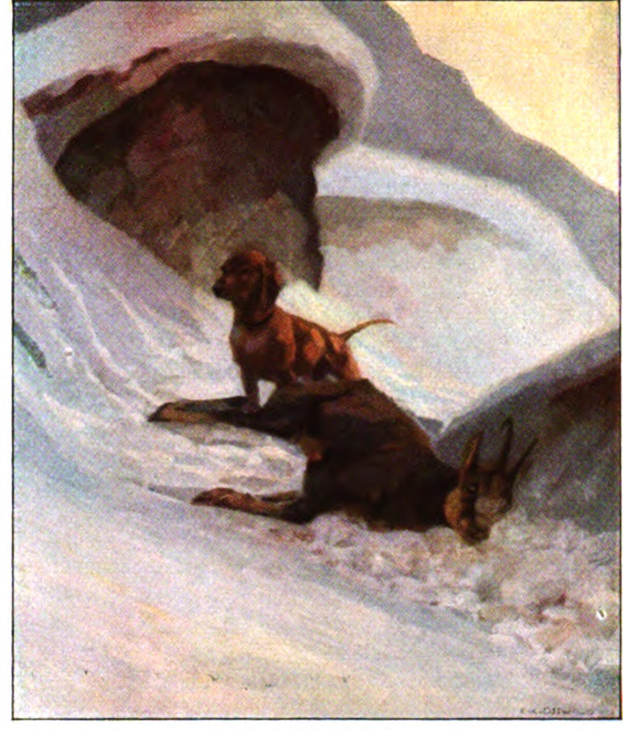
Kaum ist die Cenzi mit dem Warmwasserhafen zur Tür hinaus, fährt Peter im Gespräch fort: „'s ist scho so, der mit de Schimmel vom Langholzwagen muß mit dene Lumpen im G'spiel sein, — aber so richtig nachweisen laßt sich bis jetzt eben no nix Bestimmts. Und da moan i halt aso: Heut is Freitag, morgen is Samstag, und am Sonntag is die Gaudi da. Drum denk' i mir, i und der Sepp, mir genga am Sonntag zeitig gnug weg, daß uns neamd siecht."

Böllerschüsse künden in aller Herrgottsfrüh den festlichen Sonntag. Beim Unterbräu geht's zu wie in einem Ameisenhaufen. So viel Leut sind schon lang nimmer beinand gwesen. Trommler, Musik, Mannsleut, Weibsleut, Fahnen, Ehrenjungfrauen, Veteranen, Bekannte, Verwandte, Feuerwehr und Schützengesellschaft. Der Zug ordnet sich und beim Denkmal werden große Reden gehalten, lange Reden.

Das Mittagessen ist vorbei. Die Weibsleut kriegen schon rote Köpf' von lauter Lachen und dem heißen Kaffee. Berge von Schmalznudeln und Hefenkranz stehen um die Blumensträuße, Astern in allen Farben. Tanzmusik klingt aus dem Festsaal, die Menschen sind in Schwung.

Der Förster winkt seiner Tochter und sagt: „Burgl, geh und schau amal, ob von dene zwei noch keiner zruck is.“ Während des Pfarrers Rede erscheint sie in der Tür und nickt dem Vater zu. Der sagt zu seinem Tischnachbar, daß er bloß g'schwind heimschaut.

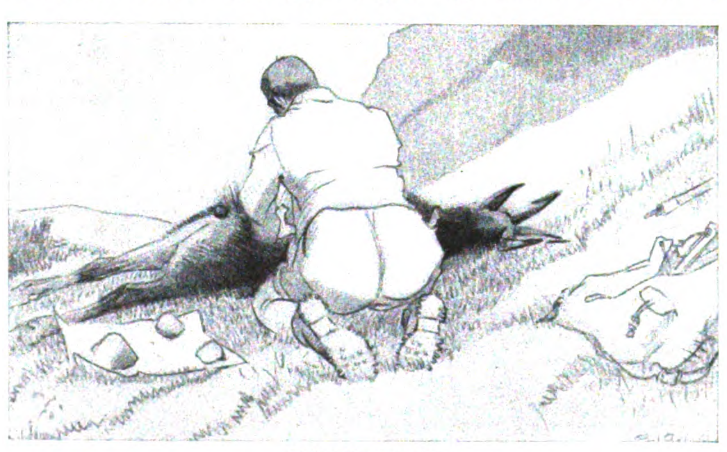
Bei Peters Hausgartl trifft der Förster mit 'm Sepp zusammen. Peters junge Frau macht die Haustür auf. „'s Good, Herr Förster —, in d'r Stubn drin is 'r.“



's Hundel beim Gams

„Der Tag is net umsonst gwen,“ sagt der Peter zu den Eintretenden. „Derwischt und net. Beim alten Wechsel tut's an Schuß. Harrgottmillionen, i schau — und gsehn hab' i nix. Alls is mäuserlstad gwen, nix hat si' grührt. Auf amal siech i von de Felsen droben oan obasteigen, ohne Gwehr, bloß 'n Rucksack am Buckl, Entfernung drei-, vierhundert Meter schätz i. Alter Freund, hab i mir denkt, heut g'hörst mir, du Lump du mißrabliger. Kurz a Weil drauf, an Gams im Rucksack drin, will er's Kar auffi. Jetzt hab i eahm die Erste nüberzunden, und bei der zweiten is er hinter a Felsl in Deckung. Bis zum nächsten Brocken is ziemlich weit gwen, und da hab i gmeint, i hättn 'troffen, 's hat 'm an ganzen Riß 'geben und er hat den Rucksack weggworfen. I hab nirgends auflegen können, alls freihändig schießen müssen. Ohne Gams is er im Kar direkt 'nauf, und bis i an frischen Rahmen Patronen drin g'habt hab, war 'r über'n Kamm. Wo sich na gar nix weiter grührt hat, bin i übers Köpfl und hab den Rucksack g'holt. Ziemlich weit unten hab i den Bock auf'brochen. A Paar wollene Handschuhe und a Zipfelhauben san mit im Rucksack gwen. 's Böckl — a Jahrling. D'r Lump selber ist a grings Manderl, net groß, i denk so fünfazwanzig Jahr alt, guat 'n Kopf kleiner wia i. 'n breitrandigen Hut hat 'r aufghabt.“

„So a Pech,“ sagt der Sepp, „hätt'st doch den Bazi troffen, daß er flacken blieben wär, denn wenn von dene oaner z' Schuß kimmt, gut Nacht, na brauchst di um nix mehr z' kümmern.“



Beim Bartrupfen

Der Förster sagt: „Froh bin i, daß euch nix passiert ist dabei. Jetzt geng ma zu de' Leut. Der Gendarm kriegt na morgen den Rucksack mit de' Handschuh, da kann er dann wieder 'n Haufen Papier verprotokolliern.

„Also — Weidmanns Heil!“

„Weidmanns Dank.“



Schubertiade

Von Emil Hadina



Der Ahne war ein loses Tuch
Und keiner von den Besten,
Doch trug er auch trotz Trunk und Fluch
Unter verbeulten Westen
Ein Herz, das hell im Walde sang
Mit Finken um die Wette,
Eh' er die Axt im Takte schwang,
Die gern gerastet hätte.
Am Sauberg des Herrn Lichtenstein,
Vom Wildbach rings umflossen,
Der vom Spieglitzer Schnee talein
Helljauchzend kam geschossen,
Stand Johann Schubert, Holzfällknecht,
Und lauschte ins Gedröhne —
Und sang ihm Fink und Drossel recht,
Er liebt' auch wildre Töne.
Der Häusler-Lump, hier war er stark,
Und fraß die Axt ins Fichtenmark,
So maß der blaue Blick sein Reich
Und trotzte einsam, adlergleich:

„Rauschender Strom, brausender Wald,
Starrender Fels, mein Aufenthalt!"

Doch Sonntags nach dem Amte,
Und wenn die Kirmeß flammte
Im Dorf mit Trunk und Tanz,
Dann ward er Musikante,
Und seine Fiedel brannte
Ins Auge heißen Glanz.

Und wo er bei der Linden
Ein junges Volk tat finden,
Sogleich erregt' er sie,
Der stumpfe Bursche blähte sich,
Das steife Mädchen drehte sich
Nach seiner Melodie.

So tollte hin sein Leben.
Doch einmal so daneben
Trug er ein Weib nach Haus —
Die flickte Hemd und Hosen
Und band dem Ruhelosen
Noch einen späten Blumenstrauß . . .

— — — — — — — — — — — —

Großvater Karl ward Musketier,
Ein schneidiger Geselle.
Zehn Jahre blieb er eine Zier
Der Regimentskapelle.
In Ungarn, Belgien und am Rhein,
In Schlesien gegen Fritzen
Blies er die keckſten Melodein,
Auch mitten im Kugelblitzen.
Doch einst aus Morgenhöhn herab
Klang erstes Lerchenwunder —
Da schnitt er einen Wanderstab,
Pfiff auf Montur und Plunder.
Den Lerchen folgt' er heimatwärts
Von einem Ort zum andern,
Ein neues Sehnen trieb sein Herz,
Er träumte so im Wandern:

„Nun reit' ich am silbernen Strome entlang,
Weitschallend ertönet mein Abschiedsgesang.
Es dränget ja alles zum bräutlichen Licht,
Es schwellen die Keime, die Knospe bricht.
Auch ich bin mir schwellender Triebe bewußt —
Wer stillet mir endlich die drängende Brust?"





Und schließlich hielt er müde Rast
Zu Neudorf tief in Mähren,
Schlief unter grünem Buchenast,
Ließ Haar und Bart sich scheren.
Des reichsten Bauern blondes Kind,
Susanne Mück, die linde,
Bezwang den heißen Sausewind,
Gab Haus ihm und Gesinde.
Er pflanzte Flachs zum alten Korn,
Bald Schulz und erster Bauer,
Verlacht' den Sturm im Hagedorn
Im Schutz der warmen Mauer:
„Fahr, Donau, wohl und ferner Rhein,
Das Wandern fand ein Ende.
Gott schütz' zehn kleine Schubertlein
Und unsre festen Wände!"
Doch Feierabends blies er gern
Am Tor die alten Lieder,
Sah Hügel, Wolken, Stern an Stern — —
Und seufzt' — — und legt' sich nieder . . .
— — — — — — — — — — — — — — —
Den Vater Franz, den litt es nicht
Bei Pflug und Düngerhaufen.
„Der Himmel ist so weit und licht,
Laß in die Welt mich laufen!"
„Mein Sohn, hier hast du Brot und Ehr',
Ein Dach und gute Herzen."
„Vater, viel lieber die Taschen leer,
Und Strom und Stadt und Schmerzen!"
Er nahm sein Cello untern Arm
Und ist gen Wien gezogen.
Sein Aug' erflammte tränenwarm
Vor Turm und Tor und Bogen.
Musik, Musik die ganze Luft,
Ein Klingen und ein Grüßen,
Er hörte, wie es Heimat! ruft,
Fiel schluchzend ihr zu Füßen.
Doch Wien, betörend schön und heiß,
Hält selten das Versprechen.
Ist Leid und Müh' der Liebe Preis,
Da will das Herz fast brechen.
Im Lichtenthaler Sprengel schund
Er sich in Lehrersorgen,
Für Weib und Kind gehetzt und wund,
Mit Hungern und mit Borgen.

Wehe dem Fliehenden,
Welthinausziehenden
Folget kein Segen, ach,
Auf seinen Wegen nach!

So grollt' es oft verzweifelnd auf —
Da stimmte er die Saiten,
Die Klänge trugen ihn hinauf
In lichte, sel'ge Weiten.
Sein Cello rang sich jubelnd frei,
Die Knaben strichen fester,
Frau Liese strickte still dabei
Und sann ins Hausorchester.
Und eh' er müde ging zur Ruh,
Das Haupt noch hell umklungen,
Da wußte er: Mein Trost bist du!
Und hat ihr zugesungen:



„Du holde Kunst, in wieviel grauen Stunden,
Wo mich des Lebens wilder Kreis umstrickt,
Hast du mein Herz zu warmer Lieb' entzunden,
Hast mich in eine beſſ're Welt entrückt!
Oft hat ein Seufzer, deiner Harf' entflossen,
Ein süßer, heiliger Akkord von dir
Den Himmel beſſ'rer Zeiten mir erschlossen —
Du holde Kunst, ich danke dir dafür!"
— — — — — — — — — — — — — —

Die Blätter fallen leise,
Die Sonne sinkt so rot.
Franz Schubert sitzt im Kreise
Der Freunde, glutumloht.
Er sitzt am alten Flügel,
Entrückt in einen Traum,
Und sieht von lichtem Hügel
Gottselig Zeit und Raum.
Sieht seiner Jugend Garten
Verklärt im Liederspiel,
Sieht irre Wanderfahrten
Und wirr gesuchtes Ziel.
Die Klänge rauschen heiter,
Die Klänge rauschen schwer —
Er sieht die Wegbereiter,
Der Väter dumpf Begehr.
Was sehnend sie empfunden
In engbegrenzter Zeit,
Das klang aus seinen Wunden
Beseligt und befreit.
Von Wald und Strom das Rauschen,
Von Tanz und Spiel die Lust,
Das keusche Frühlinglauschen,
Die liebebange Brust,
Das Weh der Heimverlornen
In Niedrigkeit und Dunst,
Der Glanz der Gotterkornen
Im Troste ihrer Kunst,
Ihr Hungern und ihr Hasten,
Ihr Ruhen, traumumspült,
Die Gnaden und die Lasten,
Er hat sie all durchfühlt.

Er glühte sie zu Klängen
Aus eigner letzter Glut,
Nun floß in den Gesängen
Sein Blühen und sein Blut...
Anhebt ein kurzes Klagen,
Das aus den Saiten grollt:

„Die ganze Welt der Schmerzen muß ich tragen!
Du stolzes Herz, du hast es ja gewollt!"

Und dunkler werden Ton und Sinn
Und einsamer die Wege:

„Nun weiß ich erst, wie müd' ich bin,
Da ich zur Ruh' mich lege!"

Und nun rauscht ein Flügelwehen,
Abschieddrohend jedem Glück:

„Eine Straße muß ich gehen,
Die noch keiner ging zurück..."

Es schwieg die letzte Weise,
Es losch der Kerzen Schein.
Die Freunde gingen leise,
Franz Schubert blieb allein.
Rot rinnt aus seinem Herzen
Ein Strahlen in die Nacht —
Er leuchtet wie aus Schmerzen
Und weiß: es ist vollbracht.
Er sieht die Schatten sinken,
Die Luft wird schwer und kalt,
Er sieht die Väter winken
Und nickt: „Ich komme bald!"



Der Pfarrherr zu Rod an der Weil

Novelle von Otto Anthes

Zu Rod an der Weil im Nassauischen steht das vermutlich älteste Pfarrhaus in deutschen Landen. Ein Balken im Oberstock trägt die Inschrift: 1122 aedificata et por me Jean Hell. — Ob besagter Jean Hell schon selbst ein Pfarrherr gewesen sei, wird allerdings bezweifelt, weil die Außenmauern des ehrwürdigen Gebäus nahezu zwei Ellen dick sind, weil über der Haustür, noch heute sichtbar, eine Pechnase angebracht ist, und weil man bei Erneuerungsarbeiten hinter der Haustür in den Wänden die Vorrichtung für ein Fallgatter entdeckt hat; so daß das Ganze eher als das feste Haus eines ritterlichen Dienstmanns denn als das friedliche Heim eines Priesters gedacht zu sein scheint. Aber ich meine, in jenen wirren und wilden Tagen war wohl auch ein Priester darauf angewiesen, sich seiner Haut unter Umständen handgreiflich zu wehren. Jedenfalls hauste zur Zeit der Reformation dort der Pfarrherr Johann Erythropilus, der durch das Geschehen seines Jahrhunderts in viel verzwicktere Umstände und üblere Kämpfe verstrickt wurde, darin ihm die Pechnase über seiner Haustür ebensowenig nützen konnte wie die dicken Mauern seines Heims.

Er war trotz seinem fremdtümlichen Namen, der ihm in seiner Heidelberger Studentenzeit angeflogen und haften geblieben war, ein gut nassauischer Bauernsohn, lang gewachsen und von mächtigen Gliedern, wenn auch ein wenig in den Schultern hängend und vornüber gebeugt nach überkommener Bauernart; im übrigen bei guten Jahren noch ein rechtes Kind, in weltlichen Dingen eher dumm als klug, seiner Gemeinde aber ein wahrhaft guter Hirte, indem er sie weniger mit der Peitsche der Kirchenzucht als mit dem milden Zuspruch eines frommen und fröhlich andächtigen Herzens lenkte. Als der Graf Philipp III. von Nassau-Weilburg durch den Superintendenten Heinrich Stroß genannt Romanus in seinen Landen die Reformation einführte, fügte sich Johann Erythropilus gleich den meisten seiner Amtsbrüder ohne Widerstreben der neuen Art, weil ihn dünkte, daß sein hoher Herr und dessen gelehrter geistlicher Ratgeber besser wissen müßten, was zeitlich und ewig zuträglich wäre, als ein einfacher Pfarrherr auf dem Dorfe, der in den Jahren seines ländlichen Amtens zu einem guten Teil selbst wieder ein Bauer geworden war. Aber doch auch deshalb, weil ihm aus der neuen Lehre ein seltsam frisches und lebendiges Wehen entgegenkam, das er wohl verspürte. Nun hatte er aber außer seiner Gemeinde zu Rod auch noch das Filialdorf Hasselbach zu versehen, das zum Erzbistum Trier gehörte und wo begreiflicherweise von einer Einführung der Reformation nicht die Rede war. So kam es, daß er in Ausübung der übernommenen Verpflichtungen zu Rod an der Weil nach der neuen evangelischen und zu Hasselbach nach der alten katholischen Weise den Gottesdienst hielt. Was weder ihn noch seine Bauern im Gewissen beschwerte. Die letzteren nicht, weil ihnen nur darum zu tun war, daß so verfahren wurde, wie geistliche und weltliche Obrigkeit es für gut befand; ihn aber darum nicht, weil er aus seinem kindlich frommen Sinn heraus es nie für seine Pflicht gehalten hatte, um irgendein Äußeres zu streiten, sondern ohne viel gelehrtes Rüstzeug immer nur darauf ausgewesen war, daß seinen Bauern zwischen Mist und Kälberzüchten eine leise Ahnung bliebe von dem ungeheuren Geheimnis, das sich in Sonne und Wind, im Wachstum ihrer Fluren, im Gedeihen von Kind und Vieh auswirkte.

Die kirchlichen Oberen sind im allgemeinen einer solchen urtümlichen Frömmigkeit ferner und fremder. Und auch der Superintendent Heinrich Romanus war mehr ein gelehrter Eiferer und Neuordner als ein frommes Kind. Als er im Auftrag seines Grafen die erste große Kirchenvisitation hielt und die friedselige Zweiseitigkeit des Pfarrherrn zu Rod an den Tag kam, da berserkerte der Oberhirte eine halbe Stunde lang im Studierzimmer des Pfarrhauses herum, indem er zornvoll und ratlos immer nur schrie: „Ja, das ist ja — ja, das geht ja — ja, das tut's ja nicht.“ —

Der Pfarrherr kratzte sich hinter den Ohren und sagte kleinlaut: „Was soll ich aber machen? Ich kann doch meine Schafe nicht ohne Weide lassen!“

Der Superintendent besann sich, und da er im Grunde dem Pfarrherrn wohlgesinnt war, so sagte er schließlich: „Nun gut, ich werde die Sache in Ordnung bringen.“

Auf seinen Hochsitz zurückgekehrt, schrieb er auch alsbald einen Brief an das erzbischöflich trierische Konsistorium, in dem er auseinandersetzte, daß der jetzige Zustand unmöglich aufrecht erhalten werden könne, und den Vorschlag tat, da doch wohl mit der

Einführung der evangelischen Form in Hasselbach nicht zu rechnen sei, das Filialdorf aus dem Verband mit der Muttergemeinde zu lösen und ihm trierischerseits einen eigenen Priester zu setzen. Das Konsistorium aber antwortete, daß Hasselbach einen jahrhundertealten rechtlichen Anspruch habe, von Rod an der Weil kirchlich versorgt zu werden, und daß man von seiten des Erzbistums auf den jenseitigen Vorschlag nur eingehen könne, wenn Rod an der Weil oder der Graf oder wer sonst auf seine Kosten ein Pfarrhaus in Hasselbach errichten und für alle Zeiten den Unterschied bezahlen wolle, der zwischen der leiblichen Erhaltung eines ganzen Priesters und eines Teils davon bestünde. Da der Superintendent wohl wußte, daß er diese Verpflichtung nicht eingehen konnte, so schob er die Angelegenheit zunächst einmal auf die lange Bank, verhoffend, daß irgendein Zufall ihm zu guter Zeit weiterhelfen werde. Inzwischen tat Johann Erythropilus seinen nach zwei Seiten gerichteten Dienst weiter, wenn nun auch ein wenig gespaltenen und bedrückten Gemüts, weil seine kindliche Zuversicht einen Riß bekommen hatte, durch den ihn der Jammer des Jahrhunderts vorwurfsvoll anstarrte.

In solcher Verfassung ritt er einst zum Herbstmarkt nach Usingen, um dort zu hören, was das Korn in diesem Jahr gälte; was für ihn wichtig zu wissen war, weil seine Bauern, so große Stücke sie auf ihn hielten, dennoch geneigt waren, ihn bei der Zuwendung seiner Einkünfte, die mit dem Ertrag der Ernte stiegen und fielen, wenn angängig ein bißchen über die Ohren zu hauen. Er kehrte in der Herberge zum Roten Ochsen ein, die damals an der Obergasse lag. Er hatte sein Pferd untergestellt und trat vom Hof her in den Flur des Hauses, als er auf der Treppe, unmittelbar neben der Hintertür, ein Paar Füße erblickte, die die Stufen herunterkamen. Außer diesen Füßen sah er zunächst nichts, da die Stiege nach oben hin immer dunkler wurde, und auch der Querbalken, der den Treppenausschnitt abschloß, ihm die Aussicht verwehrte. Aber die beiden Füße waren so beschaffen, daß er wie in die Dielen gerammt stehen blieb und wie gebannt daraufhin starrte. Es waren feine und feste Weiberfüße, in Schuhen von rotem Leder, wie sie in Usingen niemand trug, geschweige denn in Rod an der Weil oder gar in Hasselbach. Und sie kamen in einer merkwürdigen, zierlich entschlossenen Eilfertigkeit die Stufen herab, dergleichen er auch noch nie gesehen hatte. Als aber nun gar über den Füßen und unter dem gerafften Rocksaum ein Paar gerade und unsagbar anmutig gedrechselte Beine in blendend weißen Strümpfen in seinen Gesichtskreis traten, da durchfuhr ihn ein Gefühl, das der Erzbischof von Trier und gleicherweise der Superintendent Romanus unzweifelhaft sündig genannt hätten, das aber ihn, der sich noch nie an einer Weiberschönheit entzündet hatte, wie ein Anwehen aus verlorener Paradiesesseligkeit berührte, so voll heißer Wonne und süßer Angst zugleich war es. Wenn er länger Zeit gehabt hätte, wären ihm über die ungewohnte Empfindung wohl auch Bedenken gekommen. Aber ein Kleid schwebte blitzschnell wieder über die zierliche Schönheit von Fuß und Bein, und aus der dämmerigen Höhe schoß ein blonder Kopf, vorgestreckt in offenbarer Neugier, wer da unten stände. Als aber der ländliche Pfarrherr in grobem Rock und ungefügen Stiefeln den fragenden Augen die Antwort gab, da zuckten sie wie in leichter Enttäuschung, und mit einem hellen Lachen, das wie ein silberiger Schleier hinter ihm herzog, eilte das fremde Wesen an ihm vorbei und verschwand durch die Tür der Gaststube. Der Pfarrherr stand noch eine ganze Weile am selben Fleck. Dann wischte er sich übers Gesicht, weil ihm war, als ob das spöttische Lachen wie ein Spinngewebe noch immer da hinge, und trat in die Küche. Dort fand er, wie vermutet, die Herbergsmutter, die er gut kannte. Und hatte auch bald heraus, was er wissen wollte. Ein Kaufmann aus Frankfurt war das, Weidenfeller geheißen, mit seiner Tochter, die im Roten Ochsen abgestiegen waren. Der Vater war ein lustiger Mann, der am Markt hier Geschäfte hatte und alsdann nach Friedberg in der Wetterau wollte; was die Tochter dabei zu suchen hatte, vermochte die Wirtin nicht anzugeben.

Der Pfarrherr bestellte sich ein Essen, betrat alsdann die Gaststube und setzte sich ans Fenster. An dem langen Tisch, der mit einer kissenbelegten Bank vor dem Ofen stand und den bevorzugten Platz für die besseren Gäste darstellte, saß ein kleines grauhaariges Männchen, das, unzweifelhaft schon auf seinen demnächstigen Eintritt vorbereitet, von Zeit zu Zeit listige Blicke auf ihn warf. Und neben ihm das verflixte Zauberwesen, das nun aber alles Paradiesische unter dem Tisch und alles Neugierige wie Spöttische hinter einer überaus ernsten Miene verbarg, der allerdings sogar der Pfarrherr eine gewisse Mühe anmerkte. Sonst gab es in der Stube nur noch einen Tisch voll junger Burschen, die zwischen lautem Lärm und verhaltenem Ge-

wisper hin und her wechselten. Dann kam die Wirtin mit dem Essen, deckte auch für ihn am langen Tisch und bat ihn herüberzukommen. Er tat es, setzte sich und war bald, ohne daß er es suchte, im Gespräch mit dem kleinen grauhaarigen Vater.

Ja, schwatzte der drauflos, er war hier zum Markt und wollte morgen nach Friedberg, wo er Geschäfte hatte. Seine Tochter hatte auch Geschäfte vor, hier oder unterwegs oder in Friedberg, je nachdem; und deshalb hatte er sie mitgenommen.

„Dumm' Zeug!" sagte die Tochter kurz und knapp dazwischen.

„Mag sein, daß es dumm' Zeug ist," fuhr der Alte unbeirrt fort. „Sie sucht nämlich einen Mann zum Heiraten."

„Vatter!" drohte sie und klopfte mit dem Löffel auf den Tellerrand.

„Ich geb's ja zu," beharrte das lustige Männlein, „daß Heiraten eine Dummheit sein mag. Aber Dummheiten bringen oft Segen. Mich hat die meinige gesegnet. Mit fünf Töchtern. Dies ist die häßlichste."

„Vatter!" rief die Tochter wieder und stand auf.

„Setz' dich! Ich bin schon still."

Aber kaum hatte sie sich zögernd wieder gesetzt, da fing er von neuem an.

„Ihr müßt nicht denken, daß es leicht wäre, eine Tochter an den Mann zu bringen, wenn man ihrer fünfe hat und nicht reich ist. Und weil's daheim in Frankfurt damit nicht vorwärts wollte, haben wir uns auf die Reise gemacht, ob vielleicht —"

Weiter kam er nicht. Denn sie faßte ihn so fest beim Arm, daß er mit dem Löffel ins Schlenkern geriet und seine Suppe in mehreren Bächen über den Tisch goß.

Die Tochter saß hochaufgerichtet, die Hand immer noch auf seinem Arm, und wußte augenscheinlich nicht, wozu sie sich nunmehr entschließen sollte.

In dem Pfarrherrn aber ballte sich aus dunklen und wehen Ahnungen eine Frage zusammen, mit der er unversehens herausplatzte: „Jungfer, warum habt Ihr mich vorhin da draußen an der Treppe ausgelacht?"

Sie sah ihn gar nicht an, als sie klug und knapp antwortete: „Ich hab' mich selber ausgelacht."

Und als der Pfarrherr darauf dumm und stumm wie vor den Mund geschlagen dasaß, fuhr der Alte flink dazwischen: „Sie hat gedacht, es wär' ein Mann, und dann war's nur ein geistlicher Herr."

Es ging nicht schnell vor sich, was sich nun in Johann Erythropilus vollzog. Ein Weilchen wartete er darauf, daß aus dem Mund der Tochter wenigstens noch einmal das entrüstete „Vatter!" kommen sollte. Als aber auch das ausblieb, verlor er jede Lust zur Gegenwehr und versank hilflos in das dumpfe Gefühl, daß seinem Ursprünglichsten, seinem Mann-Menschlichen ein Schimpf angetan war, der keine zu sühnende Beleidigung, sondern nur ein Unglück war, weil er von einem Weibe kam.

Darüber war ihm gänzlich entgangen, daß die jungen Burschen am Nebentisch sich schon länger mit ihm beschäftigten. Das feine Weibsbild vor dem Ofen stach ihnen in die vom Trunk umdunkelten Augen, und daß der Pfarrherr statt ihrer dabeisaß, ärgerte sie schon. Dazu kam, daß sie ihn wohl kannten und auch um seinen Handel mit Hasselbach wußten. Sie hatten ihrer üblen und streitlustigen Laune schon ein paarmal durch spitzige Zurufe Luft gemacht, die der Pfarrherr aber überhörte, weil er in seiner Seele sich zu weit von Rod und Hasselbach entfernt hatte. Nun aber traf ihn plötzlich ein freches Wort, das einer der Buben, ein untersetzter Kerl mit roten Haaren und Sommersprossen, wie einen Steinwurf herüberschickte. Johann Erythropilus erwachte jählings und drehte sich um. Da lachten die Burschen laut los, und der Sommersprossige begann einen Vers zu singen, den ein boshafter Küster gemacht hatte:

„Zu Rod der Pfarrer an der Weil
geht an einem strohernen Seil,
tappt zur Rechten und zur Linken,
er tut auf beiden Seiten hinken."

Der Pfarrherr ließ ihn zu Ende singen, weil er nach seiner bedächtigen Art nichts in Eile tun konnte. Dann aber sagte er laut und ruhig: „Halt's Maul, oder ich schmeiß dich 'raus!"

Die Buben grölten höhnisch, und der Sänger rief: „Da tät man eher einen Pfarrer aus der Kirche 'rausschmeißen als mich aus der Schenke."

Johann Erythropilus stand langsam auf, so daß es merkwürdig sichtlich wurde, wie langen Leibes er war. Nun langte er über die Jungfer weg nach dem Ofensims und nahm eine kleine Sanduhr herunter, die dort stand. Damit ging er ohne Hast durch die Stube, stülpte sie um und setzte sie hart auf den Tisch mitten unter die Gesichter der Burschen.

„Wenn das da abgelaufen ist," sagte er, und es klang fast gemütlich, wie er es sagte, „dann bist du draußen."

Der Rothaarige wollte mit beiden Fäusten auf das Ding los, um es vom Tisch zu fegen. Aber die anderen hielten ihn zurück,

weil ihnen der Hauptspaß erst noch zu kommen schien und sie den Pfarrherrn vor der Unmöglichkeit sehen wollten, seine Drohung auszuführen. Sie schmissen sich allesamt breithin auf die Unterarme und lagen über den Tisch, das Rinnen des Sandes mit Gelächter und Gewitzel zu verfolgen.

Inzwischen kehrte der Pfarrherr zu seinem Platz zurück, und jetzt war er es, dem es um Gespräch zu tun war. Er fragte nach diesem und jenem in Frankfurt, das ihm einigermaßen bekannt war, und so eindringlich, daß der Alte, der ängstlich geworden war, nur kümmerliche Auskunft zu geben vermochte. Die Tochter saß währenddessen steif dabei und heftete die Augen mit einem unruhig forschenden Ausdruck auf Johann Erythropilus.

Ein lautes Gejohl verkündete, daß drüben der Sand abgelaufen war. Der Pfarrherr erhob sich, und es wurde mäuschenstill in der Stube, als er sich nun gegen die Buben in Bewegung setzte. Er tat es auch jetzt nicht schnell, aber mit so langen Schritten, daß er doch viel früher anlangte, als die drüben berechnet hatten. Er faßte die zur Abwehr erhobenen Fäuste des Sommersprossigen und riß den dennoch überraschten mit einem Ruck über den Tisch herüber an sich, drehte ihn um, preßte ihm beide Arme an den Leib, hob ihn so hoch und trug ihn, ohne der Stöße zu achten, die der Getragene ihm mit den Hacken vor die Schienbeine versetzte, zum Ausgang. Er stauchte ihn wider die Tür, daß die, nach außen gehend, aufflog, warf ihn hinaus und machte hinter ihm die Tür sorgfältig wieder zu.

Die Spießgesellen des Hinausgeworfenen waren derart verblüfft, daß sie mit großen Augen dasaßen, ohne sich zu rühren. Nach einer Weile erst ging einer zur Tür, als ob er sich nach dem Kumpan umsehen wollte; als er aber den Ausgang gewonnen hatte, schlüpfte er schnell hinaus und kam nicht wieder. Worauf die anderen ihm folgten und erst von draußen etliches zu schimpfen anhuben. Johann Erythropilus stand lang und unbewegt mitten in der Stube, bis die Stimmen draußen verklangen. Dann nahm er seine Mütze, grüßte zum Ofentisch und ging aus der Tür, die zum Hof führte.

Draußen besann er sich, daß er das Essen noch zu bezahlen hatte. Aber ehe er etwas Dahinzielendes unternehmen konnte, klappte in seinem Rücken die Tür schon wieder, und eine demütige Stimme sagte hinter ihm: „Herr Pfarr', ich möcht' schön um Vergebung bitten. Was ich getan hab', war schlecht und dumm."

Er kehrte sich um und sah das schöne Weibswesen vor sich, das mit gesenktem Kopf und hilflos gefalteten Händen dastand wie ein Bildnis der Zerknirschung. Aber es rührte ihn nicht. Der Rausch seiner Mannheit, der über ihn gekommen war, machte ihn kühn und trotzig. Er warf seinen langen Arm um ihren Leib, riß sie herum, daß Kopf und Schultern ihr rückwärts fielen, beugte sich über sie und küßte sie auf den Mund, einmal und wieder und noch einmal und zum vierten und zum fünften — wer weiß, wie lange er so fortgeküßt hätte, wenn er nicht plötzlich innegeworden wäre, daß er ein zartes, schlaffes, in seiner Gelöstheit zerbrechliches und unendlich mitleidswürdiges Ding im Arm hielt. Und nun fing der süße Jammer zum Überfluß auch noch zu zittern an, so heftig, daß das Beben seinen Arm mit erschütterte. Da schoß ihm ein ungeheurer Blutstrom übers Herz, und in der unbeschreiblichen Mischung von schlechtem Gewissen und seligem Stolz, von Selbstentäußerung und herrischem Verlangen, von Demut und Triumph, in der die Männer meist so etwas zu sagen pflegen, murmelte er: „Jungfer, wollt Ihr — Mädchen, willst du mein Weib werden?"

Sie erwiderte kein Wort, aber der Kopf mit den bebenden Schultern hob sich und legte sich so fest an seine Brust, daß er das wohl für eine Antwort nehmen konnte.

Als er darauf zwischen Verlegenheit und Wonne schier körperlich schwankte, hörte er einen kläglichen Laut, den er sich nicht anders denn als ein Schluchzen deuten konnte. „Großer Gott," sagte er tief erschrocken, „nun weint sie!"

Da schlang sie mit einem wilden Heben die Arme um seinen Hals und sagte leise an seinem Ohr: „Ich hab' einen."

„Was denn?" fragte er töricht und ohne Erinnerung.

„Einen Mann," sagte sie mit verhaltenem Jubel.

*

Als Johann Erythropilus am andern Tag wieder zwischen den dicken Mauern seines Pfarrhauses saß, krochen ihn die Bedenken und Bangigkeiten aus allen Winkeln des weitläufigen Gebäudes an. Nachdem er sich zwei Tage mit seiner dumpfen Angst herumgeschlagen hatte, machte er sich zu seinem Superintendenten auf den Weg. Heinrich Romanus war hocherfreut, als er den Entschluß seines Untergebenen erfuhr, in den Stand der Ehe zu treten. Er hielt dafür, daß aus einem römischen Priester erst dann ein echter evangelischer Prediger geworden sei, wenn er auch wie

jeder andere evangelische Christenmensch ein Weib genommen habe. Und zugleich schien sich ihm hier gerade ein Loch zu öffnen, durch das man aus der ärgerlichen Hasselbachischen Verwicklung herauskommen könne.

„Gut, gut," sagte er, „ich werde die Sache nun in Ordnung bringen."

Aber Johann Erythropilus hatte kein rechtes Vertrauen mehr in die Fähigkeit seines Oberen, in der furchtbaren Verwirrung der Zeit eine wirkliche Ordnung zu schaffen, und ritt nicht minder bekümmert nach Hause, als er gekommen war. Wunderte sich auch nicht sonderlich, als die Trierischen antworteten: unter nochmaligem Hinweis darauf, daß Hasselbach ein unzweifelhaftes Recht darauf habe, von Rod an der Weil seine geistliche Bedienung zu erhalten, sei zu sagen, daß der Graf ja nur den Pfarrherrn, der sich verheiraten wolle, abzurufen und einen anderen unbeweibten hinzusetzen brauche, wo sie, die Trierischen, dann bis auf weiteres keinen Anstand an seiner Amtsführung zu Rod nehmen wollten. Da aber diese Auskunft durchaus nicht nach dem Sinn des Superintendenten war, so geriet die Sache wiederum unter die Akten. Und Johann Erythropilus, der seiner Braut eine Nachricht schuldig war, reiste schweren Herzens nach Frankfurt, nichts anderes erwartend, als daß er ohne Braut und ohne Klärung seiner verzwickten Stellung von dort wieder zurückkommen werde. Als er aber seiner Agnete alles umständlich vorgesetzt hatte, sah sie ihn mit weitoffenen, klaren Augen an und sagte: „Johann Erythropilus" — sie schluckte jedesmal an dem ungewohnten Namen und hatte doch einen unbändigen Spaß daran, ihn auszusprechen — „Johann Erythropilus," sagte sie, „bist du der Mann, der mich haben will?"

„Ja," erwiderte er, und wollte etwas Einschränkendes hinzusetzen.

Aber sie wartete nicht, bis er es heraus hatte, sondern entschied: „Dann heiraten wir vor allem erst einmal."

Und so geschah es. Der Leiterwagen, der mit Hausrat hoch und schwer bepackt den Taunus hinauffuhr, hatte doch neben der Braut noch Platz für den alten Weidenfeller, der wohl oder übel mitmußte. Vor ihm und dem alten Hanjer, des Pfarrherrn nächstem Nachbar, gaben die beiden Versprochenen in der Studierstube zu Rod ihre Erklärung ab, daß sie rechte christliche Eheleute sein wollten, und dann ging's in die große Stube zu ebener Erde zum Hochzeitsschmaus, zu dem außer den Zeugen noch ein paar der angesehensten Bauern aus dem Dorf geladen waren. Das junge Paar saß auf Stühlen, die mit Tannengrün geschmückt waren, an der oberen Schmalseite des Tisches; neben ihnen rechts und links je einer der beiden Zeugen, und dann kamen die Bauern. Es war sehr feierlich, und wenn das Essen ein bißchen besser gewesen wäre, wäre es wohl auch vergnügt geworden. Aber die Köchin Annekatrin, die den Pfarrherrn seit Jahren betreut hatte, war alt, und es waren nie besondere Ansprüche an sie gestellt worden.

Am andern Tag, der ein Sonntag war — der alte Weidenfeller war in der Früh mit aller Eile wieder abgereist —' gingen die Eheleute gemeinsam zur Kirche. Agnete saß unter der Kanzel und hörte die erste Predigt ihres Mannes, die ihr, dem Stadtkind, wohl ein bißchen herb und schlicht dünkte wie das Bauernbrot, an das sie sich auch erst gewöhnen mußte. Aber da sie gesunde Zähne hatte, auch an der Seele, so biß sie tapfer in die dargereichte Speise, und es war ihr, als ob es im Grunde doch eine schmackhafte und bekömmliche Kost sei. Als er aber nachher recht kläglich zu ihr sagte: „Nun muß ich nach Hasselbach; weiß Gott, wie das ausgehen mag" — da blitzte sie ihn an und meinte nur: „Wenn ich bloß mitkönnte!" — Das war genug, um ihn schnell auf die langen Beine zu bringen. Sie rief ihm noch nach: „Lad' sie auch ein! Was denen zu Rod recht ist, ist denen zu Hasselbach billig. Und sie könnten dir's sonst krumm nehmen." — „Großer Gott," brummte er vor sich hin, indem er sich trollte, „ist das ein herzhafter Besen! Der kehrt mich um und um." — Aber ihr Zuspruch war so lebendig hinter ihm her, daß er auf dem ganzen Wege keinen einzigen Halt zum Verschnaufen machte, bis er vor dem Kirchlein von Hasselbach anlangte. Auf dem Vorplatz standen die großen Bauern des Dorfs auf einem Häuflein beisammen. Als sie ihn gewahr wurden, kam der Valtin Gaggenbach, was der Kirchenälteste war, gemächlich auf ihn zu.

„Guten Tag, lieber Herr Pfaff," sagte er und gab ihm die Hand. „No? Ihr habt eine neue Köchin ins Haus genommen. Wir hawwe es gehört. Is recht. Die Annekatrin is zu alt worde, un e geischtlicher Herr muß auch sei leibliche Aufrichtung hawwe. Hoffentlich schlägt sie gut ein."

Dem Pfarrherrn wallte eine richtige Rührung übers Herz, daß die Bauern auf ihre spitzfindige Art ihm so über den Berg zu helfen trachteten, der ihm so steil und beschwerlich geschienen. Wohl war er froh, daß die Agnete nicht dabei stand. Denn ob sie die Einordnung, die die Bauern an ihr

zu üben beliebten, so sanftmütig hingenommen hätte wie er, war ihm zum mindesten unsicher. Aber soviel von ihrer Fixigkeit war doch schon in ihn eingegangen, daß er die Gelegenheit beim Schopf ergriff, um die Einladung anzubringen, die sie ihm aufgetragen hatte.

‚Um seine neue Küche zu versuchen,' setzte er hinzu und war selbst verwundert, wie leicht es ihm gelang, sich in die bäuerliche Spitzbüberei einzuspielen.

Auf dem Heimweg war ihm dann weniger lustig zumute. ‚Wenn ich das bloß erst hinter mir hätte!' seufzte er.

Aber als er mit Mucksen und Drucksen heraus hatte, was ihm schier nicht über die Lippen wollte, da lachte seine Agnete aus vollem Halse, klatschte in die weißen Hände und rief: „Laß sie bloß kommen! Sie sollen ihr blaues Wunder erleben."

Am Mittwoch darauf kamen vier Abgeordnete aus Hasselbach angezogen: der Valtin Gaggenbach, der Bruchschmidt, der Gallhöfer und der Ansel, welch letzterer ein kurzes Bein hatte, aber vier Stunden weit lief, wenn er einen guten Braten roch. Die Agnete war schon vor Tag aufgestanden und wirtschaftete seitdem in der Küche. Unter den Tränen der alten Annekatrin, die fühlte, daß dies ihre Absetzung bedeute.

„Laß gut sein!" sagte die Frau zu ihr. „Es wird schon nach andere Arbeit im Haus für dich geben mit der Zeit."

Und da auch ihr sach- und landkundiger Rat weitläufig herangeholt wurde, so tröstete sich die Alte bald und ging der neuen Köchin wacker zur Hand.

So etwas von Essen nun, wie unter Mittag aufgetragen wurde, hatte noch kein Pfarrhaus in der Grafschaft gesehen. Zuerst gab's eine Hühnersuppe mit süßen Klößen, wobei sich der Valtin Gaggenbach noch den fast lästerlichen Witz von der Küchenvisitation erlaubte, zu der sie gekommen wären. Aber schon bei dem gekochten Rindfleisch mit gesüßter Tunke wich die Lust zum Scherzen einem achtungsvollen Ernst. Und als der Schweinebraten mit Sauerkraut kam, hätte sich der Ernst zur Andacht verdichtet, wenn nicht zugleich mit dem Braten ein paar Kannen Wein angerückt wären, die die Reise von Frankfurt auf dem Leiterwagen mitgemacht und gut überstanden hatten. So fand der letzte Gang — Brei mit dickem Zimmet- und Zuckerbelag und geschmorten Pflaumen — schon eine laute Lustigkeit vor, die aber auch ihm nicht zu längerem Leben gedieh. Als alles reinweg aufgegessen war und nur noch die Zinnbecher einen Inhalt aufwiesen, stand mit einemmal die Agnete in der Tür, ganz in eine weiße Schürze gewickelt, über der aus dem hochroten Gesicht ihre Augen in übermütiger Drohung funkelten, und rief: „No, wie is mit der neuen Köchin?"

Das gab ein großes Hallo. Die Agnete mußte einen Becher nehmen und mit den Bauern anstoßen. Dann forderte man sie auf, sich mit an den Tisch zu setzen. Und da sie ihren Stuhl, der auch noch das Tannengrün aufwies, wie selbstverständlich neben den ihres Eheherrn schob, so war alles beinahe ebenso wie am Sonntag vorher, nur daß statt der gehaltenen Feierlichkeit von damals jetzt eine laute Fröhlichkeit in der großen Stube waltete.

Als die Bauern schließlich gegangen waren und die Agnete, nachdem sie noch einmal schnell in die Küche geguckt hatte, in die Stube zurückkehrte, fand sie den Pfarrherrn ernst am Fenster stehen.

„Was ist dir?" fragte sie. „Bist du nicht mit mir zufrieden?"

Er legte den Arm um ihre Schulter.

„Du bist ein Staatsweib," sagte er, „und deine Lustigkeit gedeiht dem Herzen wohl. Aber man soll doch nicht mit Lachen und Scherzen ein Ding abtun wollen, das im Gewissen ist."

Da warf sie sich an seinen Hals und rief in ehrlicher Begeisterung: „O du Mann! Du Mann! Du hast ja so recht. Aber wenn wir Menschen nicht aus noch ein wissen in dieser verbogenen Welt, dann können wir doch nichts anderes tun, als mit Lachen drüberhinstreichen, bis der Herrgott selbst die Sachen wieder richtet. Wart's nur ab! Er tut's."

Und sie behielt wahrhaftig recht. Es kam eine Zeit, da der Graf und der Erzbischof gleicherweise Veranlassung hatten, einander freundlich entgegenzukommen. Wie denn in der Politik auf Zank und Kampf immer wieder ein Zwang zum Frieden folgt. Da wurde denn Hasselbach in versöhnlichem Hin und Her von Rod an der Weil gelöst und anderweitig versorgt. Und wenn dem Pfarrherrn Johann Erythropilus dadurch auch ein beträchtlicher Teil seiner Einkünfte verloren ging, so hatte er doch den Frieden seiner Seele dafür eingetauscht und ein tapferes Weib dazu, das mit Haushalten und Wirtschaften dafür sorgte, daß keine Not im alten Pfarrhaus zu Rod an der Weil Eingang fand, auch dann nicht, als eine stattliche Reihe von Kindern zwischen den dicken Mauern emporgedieh und der alten Annekatrin so viel zu tun gab, daß sie zuletzt noch froh war, der Küche enthoben zu sein.

Ostasiatische Vision in Farbenholzschnitten Ch. W. Bartletts

Von Clara Ratzka

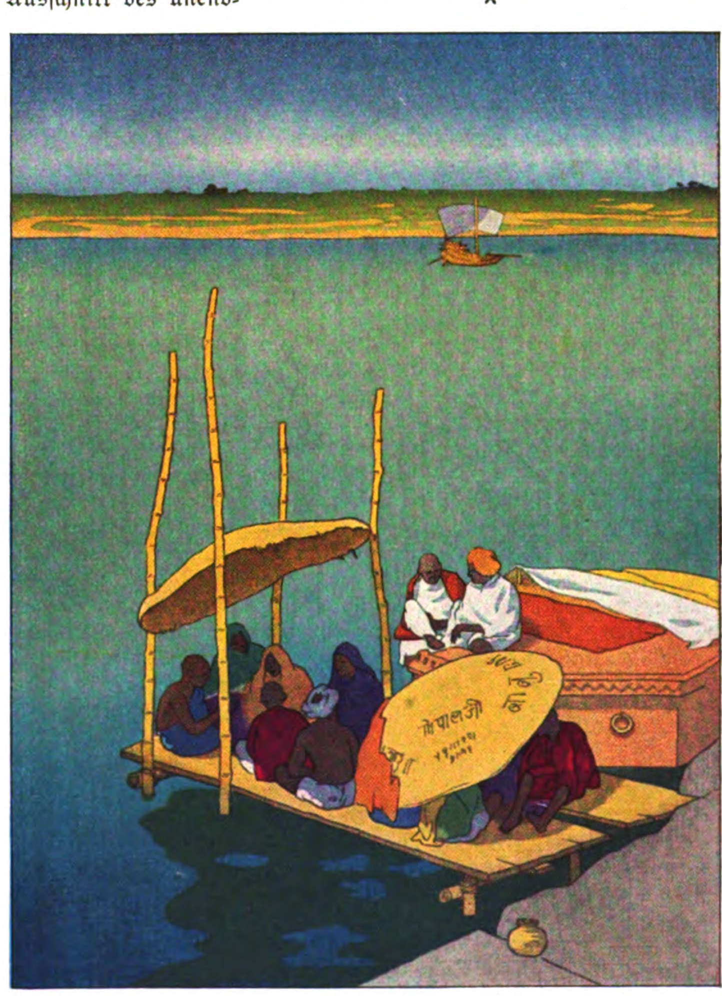
Über meinen Schreibtisch wandert ein kleines Kamel aus Sandelholz, hinter ihm reckt ein Elefant seinen Rüssel. Kamel, Elefant, Sandelholz, Ambra, Hibiskusblüten, Palmen, Buddhatempel, viel Gelb und Rot: Ostasiatische Vision. Kommt dazu eine Handvoll farbiger Bilder, Holzschnitte nach japanischer Art von Charles W. Bartlett, diesem Verkünder indischer, japanischer Schönheit, — so kehrt der ganze Osten zurück. Sein heller Staub lag noch vor wenigen Monaten auf meinen Schuhen.

Indien — das ist jenes Bild am Ganges! Brahmanen hocken unter gelben Schirmen. Nur ihnen, der edlen Kaste, ist es erlaubt, ein schützendes Dach über sich aufzuspannen. Ein ruhiger kleiner Ausschnitt des unendlich wechselvollen, großartigen und so bunten Lebens am heiligen Strom. Hin nach Benares, zum Ganges hin, ist ein ewiges Wandern. Vor Sonnenaufgang schreiten Pilgerzüge, Büßer, Hindus und Priester aller Kasten durch die engen Straßen zur Uferhöhe hinauf, die von großartigen Bauten gekrönt ist. Die Tempel ruhen im Herzen der Stadt, hier oben sind die Paläste der Mächtigen des Landes, in die sie einkehren, wenn die Lebenskraft nachläßt. Kein höherer Wunsch des Inders, als angesichts des Gangesstromes zu sterben, an seinem Ufer verbrannt zu werden.

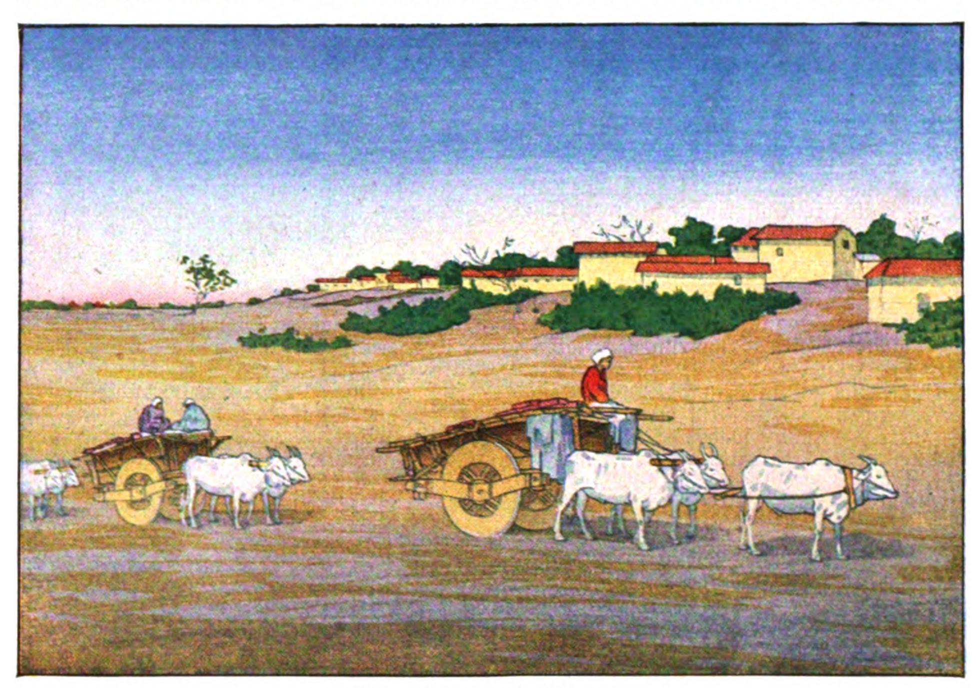
Zum Strome hinauf führen breite Treppen mit flachen Stufen, am Ufer entlang sind die Bade- und Verbrennungsplätze. So viele Menschen in der Frühe auch zum Ganges schreiten — Eile kennt hier niemand — alles ist ruhig, erwartungsvoll. Doch im Augenblick des Sonnenaufgangs kommt eine Art verzückter Bewegung in die Massen; sie drängen zum Strome hin, gehen tief in ihn hinein, übergießen sich mit dem gelben, schwer dahinfließenden Wasser, trinken dieses Wasser, erheben ihre Arme, beten, manche stundenlang in der gleichen Stellung verharrend.

Unten am Strom hat das Leben sein Alltagsgesicht, immer noch phantastisch und seltsam genug. Um die Scheiterhaufen frißt die Flamme, auf den hochgetürmten der Reichen duftet das Sandelholz, die der Armen sind nur dürftig zusammengetragen. Doch die Asche aller wird dem heiligen Strome übergeben.

*



Am Ganges



Morgenstimmung bei Benares

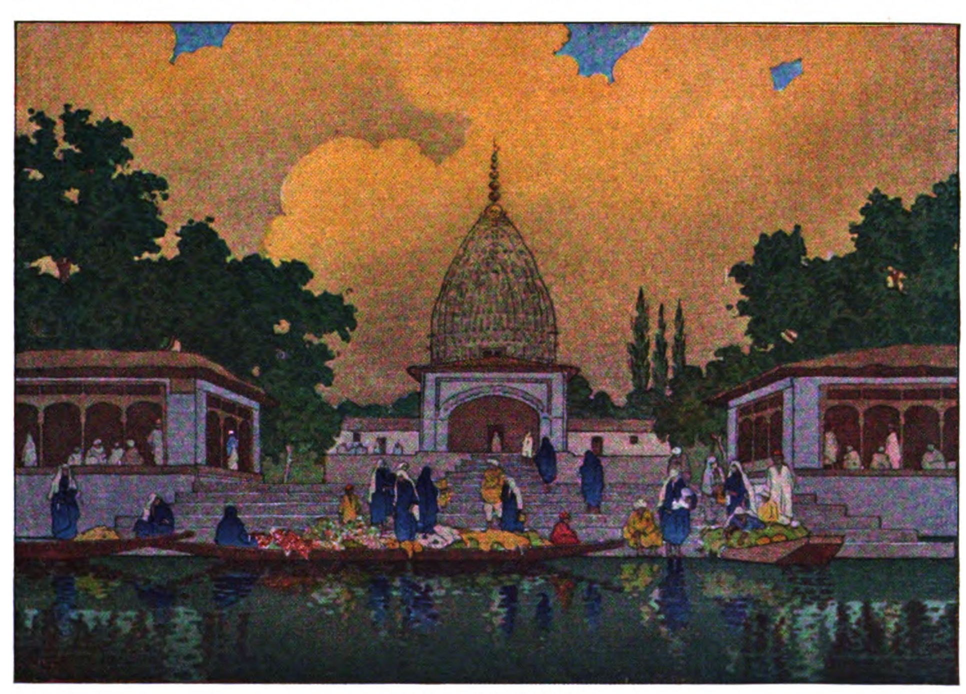
Dieses ist ein tieferes Indien, als das der Händler, die auf dem Bartlettschen Bilde unter weit ausladenden Mangobäumen ihre Seide ausbreiten. Allzu reizend und ruhig scheint es mir zu sein, denn die Händler, die ich in Indien sah, waren immer in



Indische Seidenhändler

einem Knäuel von Menschen, in engen Basarstraßen. Nicht laut, schreiend, drängend, das sind nur die fliegenden Verkäufer, die die Fremden umschwirren, aber eindringlich alles nach vorn schiebend, mit dunklen Augen und langsamen Handbewegungen den Käufer heranziehend, so ist der indische Händler, der Verkäufer im Basar.

Köstlich die dunklen Kerle in der großen Seidenbörse zu Bombay. Sie sprechen kein Wort, haben nichts mit dem Publikum zu tun; es ist nicht einmal leicht, Eintritt zu den Börsenhallen zu bekommen. Da sitzen sie nun und feilschen stumm, mit gierigen Augen und zupackenden Handbewegungen unter einem Tuch. Die Hände, diese verdeckten, lebhaften Raubtiere, schließen Geschäfte, vereiteln sie, nennen Zahlen, zerstören, sind desperat, glücklich, finden sich brüderlich, verkrampfen, umschlingen sich. Ein heftiger Gegensatz zu dem geruhsamen Bilde am Tempelteich.



Dorftempel in Kaschmir

★

Ein Blick auf jenen Dorftempel in Kaschmir genügt, um zu wissen, welch köstliches Formengefühl dem indischen Volk innewohnte. Ob heute noch? Ganz gewiß nicht mehr in dem Maße wie einst. Verarmt, ohne innere Erneuerung, ohne Kraft, sind sie, ganz aus dem Alten schöpfend, erstarrt in Kasten und zwangvollen Religionsvorschriften. Ein Volk ohne Lachen, dem nichts neu erblüht, auch keine Handwerkskunst. In Kaschmir webt man auf alte Art die prachtvollen weichen Tücher und stickt — die Männer sticken! — nach jahrhundertealten Mustern, blaue Kanten in Rohseide. Gut, daß dieses wenigstens erhalten blieb!

Der Taj Mahal, ein weißer Tempelbau, ist mehr als alles andere, was ich sah, Vision, Schaumgeborenes, unwirklich. Er ist die Grabstätte einer geliebten Frau, der Gattin des Schahs Dschehan, die nach der Geburt ihres vierzehnten Kindes starb. Der Schah ließ italienische Baumeister und sizilianische Arbeiter kommen, um gemeinsam mit den indischen Künstlern dieses Gedicht über der Gruft seiner Königin zu errichten.

Bartletts Bild zeigt den Taj Mahal in bleicher Morgendämmerung. Eine Karawane schreitet durch eintöniges Graugrün, ist Wirklichkeit, während oben, am kaum erleuchteten Himmel, der weiße Tempel steht. Ich sah ihn zuerst von Sonnenlicht umflossen, dann in grünlicher Mondnacht. Er schien zu schweben, in seinem eigenen Glanz zu erstrahlen. So fleckenlos weiß ist dieser über und über ziselierte Tempel aus Marmor und Alabaster, als wäre er heute erstanden. Zu einer Zeit, als wir tief im Dreißigjährigen Kriege steckten, mühten sich über zweitausend Arbeiter um dieses Wunderwerk des Friedens. Es liegt auf einer großen, von Minaretts flankierten Marmorterrasse, als Hintergrund den Himmel, nichts als das. Man hat den Eindruck, als hörte mit diesem weißen Traum alles Irdische auf.

Durch ein mächtiges und doch anmutiges

Tor gelangt man auf eine erste Terrasse und erblickt den Tempel über sorgfältig gepflegte Gärten hinweg, durch deren Mitte ein marmorgefaßter Wasserlauf bis zu den Treppen des Taj Mahal führt. In der Kuppelhalle des Tempels, die ein klares, klingendes Echo hat, stehen die Schreine der Königin Arjamand und des Königs. Sie sind mit Juwelen in wundervoller Fassung bedeckt. Zu ihren Füßen frische Blumen, die indische Frauen verehrungsvoll niederlegen. Die Schreine sind von einer halbhohen, ganz durchbrochenen Alabasterwand umgeben, die wie feinste Handarbeit zwischen den sechs kostbaren Eckpfeilern ausgespannt ist. Am Hochzeitstage der Königin wird ihr Schrein mit einem Tuch überhangen, das aus reinen, großen Perlen besteht. Der Taj Mahal ist ein Kleinod, aber er wirkt nicht eigentlich indisch, fast so, wie ein Europäer sich Indien denkt.

Drüben, die Inder, haben ihre gedrungenen, kaum jemals gereinigten Tempel, ihre heiligen Kühe und ihre aschebestreuten Fakire. Drüben gibt es keine gepflegten Gärten. Man hockt auf der Straße, träumt, spielt mit Würfeln, kaut Bethel, raucht die Wasserpfeife und schweigt. Die Frauen arbeiten. Oder sie sitzen zwischen den flachen Körben mit allerlei Kernen darin, sitzen stundenlang vor den niedrigen, offenen, dachlosen Lehmhütten, und hin und wieder kommt ein Käufer. Ein schwermütiges Land.

★

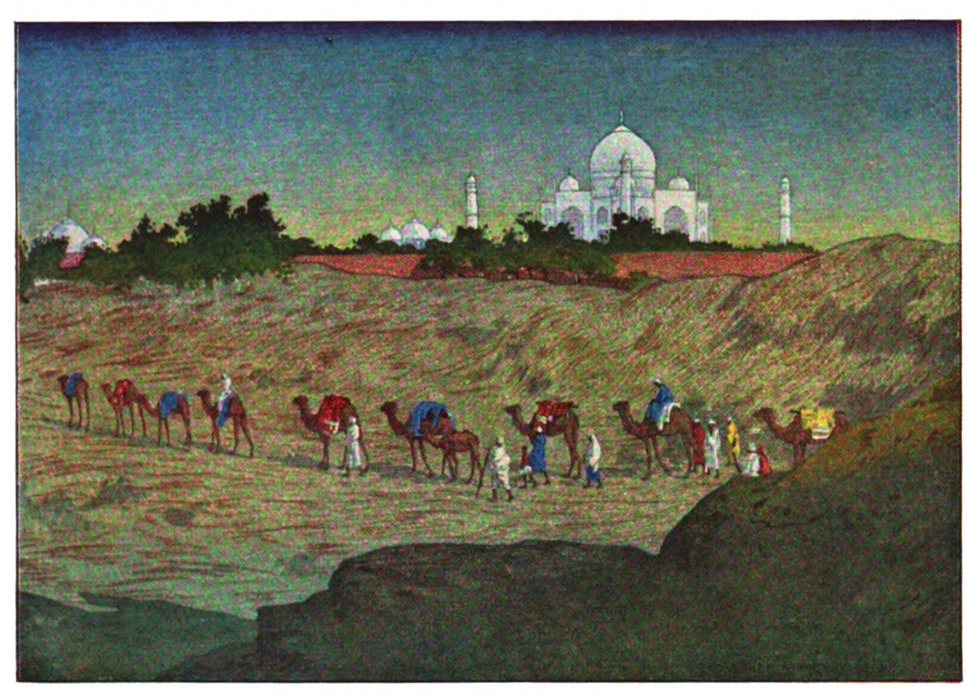
Ganz anders Ceylon. Ceylon gibt, was Indien vielen verspricht. Ceylon ist blühend und froh. Das nächtliche Bild Bartletts an der Küste hat Schwermütiges, aber wo hätte die Nacht nicht jenen Hauch von Melancholie? Ceylon ist der Tag an sich! Feingliederige, lachende und liebenswürdige Menschen schreiten durch wahrhaft paradiesische Gründe. Singhalesen mit schmalen Gesichtern, das schwarze Haar in dem Nacken zu einem Knoten geschlungen, ob Mann oder Frau, ganz gleich. Nur, daß der Mann noch einen schmückenden großen Schildpattkamm und Ohrringe trägt. Dazu einen Schnurrbart!

Die ganze Insel ist wie überströmt von Grün, durchrauscht von Wasser, eingehüllt in tropische Wohlgerüche. Unabsehbar sind die Palmenwälder, ganze Bergrücken sind mit Palmen bedeckt, und wo man diese niederlegte, sieht man die übereinandergestaffelten smaragdenen Reisfelder. Die menschlichen Siedlungen sind in Grün eingebettet, Häuser mit Veranden und Dächern, selbst dann, wenn die Wände nur aus Palmengeflecht mit Lehm bestehen. Ampeln mit Blumen hängen vor der Veranda. Die Menschen hocken nicht am Boden, sie haben niedrige, geflochtene Bänke, über die sie bunte Tücher breiten.

Der Elefant ist zum Haustier geworden. Er schleppt Balken, Körbe mit Ziegeln, hilft getreulich auf dem Felde — und wenn auch in den Flußläufen Krokodile lauern,



Abend an der Küste von Ceylon



Der Tempel Taj Mahal von der Wüste aus gesehen

Schlangen im dichten Unterholz und der Leopard im Dschungel: Ceylon ist ein Paradies.

Der Abend an der Küste von Ceylon zeigt wohl die Bucht unterhalb des Mount Lavinia-Hotels. Herrlicher Sandstrand, und, da ein Riff vorgelagert ist, keine Haifischgefahr.

*

Nicht so paradiesisch und exotisch, sondern stilisiert, oft bis zum Bühnenmäßigen, wirkt Japan. Unvergeßlich, als unser Schiff



In Kioto

vor Miyajima anlegte! Ein riesiger, lackroter Torii stand im Wasser, nicht weit davon alte Steinlaternen, und im Hintergrunde, gebauscht, geblümt, seidig, wie das Ballkleid einer reizenden Krinolinendame,



Winter in Negishi

die einschmeichelnde Halbinsel, bestäubt von rieselnden Kirschblüten. Hier gingen wir in die überdeckten Basarstraßen und in die ersten Teehäuser.

Geishas, zart, das ganze Gesicht weiß und rot bemalt, brachten uns Tee und weiße und rosa Kuchen. Ein unsäglich schöner, blaugoldener Tag.

Zum Tempel — überall im Osten gibt es Tempel — geht man über eine zackige, gewundene, rotüberdachte Holzbrücke. Der böse Geist hat nämlich die Gewohnheit, geradeaus zu eilen; deshalb legt man diese tückischen Umwege an. Bei uns denkt man anders: unsere bösen Geister lieben die gekrümmten Pfade.

Auf den Rasenflächen, die um das rote Brückenrevier liegen, weiden heilige Rehe, darüber flattern Tauben, und in seinem ausgeputzten Verschlage nickt das heilige Pferd. Alles das ist märchenhaft kindlich.

Jener Ausschnitt Bartletts auf der Brücke in Kioto — ist er nicht wie aus einem Bilderbuch? Will man Alt-Japan sehen, so braucht man nur nach Kioto zu reisen, dieser menschenreichen, unverbildeten Stadt, mit den feinen Handwerkskünsten. Sie liegt weit hingedehnt zwischen ihren blühenden Anhöhen, die flachen grauen Hausdächer übereinander geschachtelt. Aufblitzende Stromarme eilen hindurch. Die Straßen sind eng, die Schaufenster oft so reizvoll, daß sie ein Schmuck für die elegantesten europäischen Geschäftsstraßen wären. Man blickt in ganz kleine Binnenhöfe hinein, sieht Zwergbäume zwischen moosigem Gestein, eine umgrünte Liliputbucht, Bronzereiher.

Abends saß ich in fröhlicher Gesellschaft auf zwei Kissen, im ältesten Teehause Japans. Die Geishas, sehr kostbar und fabelhaft schön gekleidet, schön von einer Raffiniertheit, die man erst langsam versteht, hockten uns gegenüber und lächelten so be-

Fuſhijama (Japan)

strickend und aufmunternd wie nur möglich. Zwischen uns stand ein niedriger Lacktisch mit Schälchen und Eßstäben. Gleich das erste Gericht war der bekannte rohe Fisch! Mit Todesverachtung nahm ich ein Stück mit meinem Stäbchen und steckte es in den Mund. Meine Zuschauerinnen wandten sich in kindlichem Gelächter. Meine Privatgeisha belehrte mich eifrig, daß ich den Fisch erst in einen dicken braunen Brei eintauchen müsse. Doch das ganze lange Menü bestand fast nur aus Fischen! Einmal gab es sogar eine Suppe mit kleinen Fischen darin, die man aus der Schale einfach heruntertrinken mußte. Da nützt nur eins: recht viel heißer Reiswein. So ein Teehausessen ist im Grunde nichts anderes wie eine Spielerei. Alles ist höchst zierlich, jede Bewegung der Mädchen einstudiert. In den Pausen tanzten die Geishas und sangen, halb miauend, halb kreischend, mit rauhen Stimmen. Schon die kleinen Meikos werden durch künstlich herbeigeführte Erkältungen heiser gemacht; es gilt für unpassend und allzu simpel, eine klare Stimme zu haben. Doch die Tänze sind bezaubernd und das ganze Gebaren dieser Puppen ist von rührender Anmut.

Über diesem Lande steht der feierliche, unnahbare Fushijama, oft verhüllt, selten nur eine klare Form gegen den Himmel zeichnend. Malerische Fischerboote ziehen auf Bartletts Wiedergabe durch das tiefe Meeresblau, rot und golden ist die Ferne.

Die Ferne Japans ist für mein Empfinden der Stille Ozean. Er hat etwas ungemein Verlassenes, Unwirtliches, — kaum je ein uns begegnendes Schiff. Die Sehnsucht eilt voraus und kann sich doch kaum ausdenken, was jenseits wartet. Jenseits, das ist nicht der Hafen von San Franzisko, nicht das herrliche Kalifornien, es sind die hawaiischen Inseln, es ist Honolulu, der Ort, der dem Maler Bartlett Heimat wurde. In feinen Linien hebt sich die blumenreiche Insel aus dem Meere, reich, gepflegt, harmonisch. Die Villenstraßen am Berge hinauf sind wie mit bunten Girlanden behangen. Eine Straße ist blau, eine andere gelb, rot, violett, alles blühende Alleen. Fast zu schön, zu weich ist diese Insel. Doch das Schönste sind die Lieder der Menschen. Die hawaiischen Frauen haben Stimmen von einem seltenen klaren Klang —, und ihre Lieder sind nichts wie Sehnsucht.



In der Brandung von Hawai

Rhapsodie einer Liebe

Novelle von Herbert Eulenberg

Der Ruhm Schuberts begann sich wie das Licht der untergehenden Sonne in tausend Farben zu verbreiten und zu vervielfältigen. Besonders seine Lieder flogen von Mund zu Mund und trugen seinen bisher fast unbekannten Namen, nach dem nun der eine oder die andere fragte, in Hütten und Paläste. Da entsann sich eine schöne Frau, daß sie ihn ja auch gut gekannt hatte in jungen Jahren, ihn, von dem jetzt alle Welt voll war, den damals bettelarmen Musikanten Franz Schubert.

Es war die Gattin des Grafen Karl Folliet de Creuville, eine geborene Komtesse Karoline Esterhazy. Sie bewahrte in zarter Anhänglichkeit an ihn als ihren ehemaligen Lehrer auf dem Pianoforte eine Anzahl von Tänzen, Liedern und Klavierstücken in seiner eigenen Handschrift, die sie vordem gesammelt hatte. Darunter war eine, die ihr besonders lieb war und die sie vor allen anderen in Ehren hielt: das war eine Phantasie zu vier Händen, die er ihr gewidmet hatte.

Ach! Wie genau entsann sich die Gräfin noch jenes gallischen Chansons, das sie und ihre Schwester einmal in einer Liedermappe ihrer Mutter gefunden und gleich zusammen aus dem Stegreif gesungen hatten! Da war plötzlich Schubert, den sie bisher nicht bemerkt hatten, aus einem Sessel in einer Ecke des Musikzimmers aufgesprungen und hatte sie, ganz entzückt von dieser Melodie, die er dann so reizend vervielfältigen sollte, gefragt: „Was ist das für ein hübsches altes Lied? Wo haben Sie das aufgestöbert?“

Dieser und andrer Vorgänge auf Schloß Zseliz im Ungarland, wo Schubert damals einen Sommer lang geweilt und der Schwester und ihr Unterricht gegeben hatte, wußte sich die Gräfin Karoline noch gut zu erinnern. Und wenn sie etwas davon vergessen hätte, so brauchte sie nur ihr Mädchentagebuch hervorzuholen und darin herumzublättern. So war sie wieder mitten in jenen sonnigen Tagen, die über ihrer Jugend geleuchtet hatten. Gleich die erste Aufzeichnung, die sie über ihren neuen Musiklehrer gemacht hatte, plauderte ihr dies Stück Vergangenheit ganz lebendig wieder vor:

„Heute hat ihn Papa uns endlich gebracht, den jungen Musikanten, von dem er uns schon so mancherlei erzählt hat. ‚Woher hast du den denn wieder gefangen?‘ hatte ihn Mama geneckt. Aber er wiederholte immer aufs neue: ‚Ein seltener Schmetterling.‘ Und war ganz stolz auf seine Entdeckung, die ihm, wie Mama später herausbekam, von dem Wirtschaftsrat des Barons Heckelberg, einem gewissen Herrn Unger, vermittelt worden sein soll. Man wollte nämlich zuerst nicht viel von dem Monsieur Schubert wissen und hat sich des längeren erkundigt, ob er auch wirklich tüchtig und ehrbar sei. Es hieß nämlich von ihm, daß er gern bummele. Und Papa konnte ihr dies Gerücht nur schwer ausreden, indem er immer wieder erklärte, der junge Herr sei nicht mehr und nicht weniger Bummelant, als es jeder richtige Musikant sein müßte.

„Mir und Schwester Marie hat er von Anfang an gefallen, der Herr Schubert. Marie bekam zwar zunächst einen Lachanfall, als er in seiner linkischen, etwas unsichern Art, die von seiner starken Kurzsichtigkeit herrührt, bei uns eintrat. Sie hatte sich offenbar einen richtigen schneidigen Schwerenöter und vornehm aufgeputzten Stutzer unter diesem ‚Bummelanten‘ vorgestellt. Und war nun lustig verwundert, in Herrn Schubert einen höchst behaglich ausschauenden, nicht übermäßig gepflegten, wohlbeleibten, untersetzten Wiener Herrn mit einer großen Brille vor sich zu sehen. Er wurde, als er das mühsam verbissene Lachen über seine Erscheinung auf dem Gesicht meiner älteren Schwester bemerkte, nur noch verlegener und über und über rot. Als ich dies sah, holte ich gleich mein Notenheft herbei, in dem ich von Kind auf die musikalische Schrift erlernt hatte, und zeigte ihm allerlei darin. Was meine Mutter, die zugegen war, dankbar anerkannte, indem sie mir kurz über die Wange strich.

„Gleichwohl muß der Herr Schubert der Ansicht gewesen sein, daß er uns allen nicht zugesagt hätte. Denn im Flur draußen, als er wieder allein war, wollte er spornstreichs seinen Hut und Mantel holen und sich polnisch verabschieden. Da ist aber der Verwalter von Papa gleich auf ihn zugegangen und hat ihn beruhigt und ihm einen Vertrag vorgelegt. Den hat er dann sofort, ohne ihn groß zu lesen, unterzeichnet und ist in vierzehn Tagen mit uns hinausgefahren nach Zseliz.

„Unterwegs auf der Reise hat ihm nun meine Schwester wieder einen Possen gespielt. Das ist in Dioszeg gewesen. Dicht an der ungarischen Grenze. Da hat's heuer so viele Maikäfer gegeben wie noch nie. Die Bauern sind ganz unglücklich gewesen, wenn sie alle Morgen wieder ganze Scharen der Käfer von den Bäumen schütteln konnten. Da hat nun Marie eine Reihe von diesen Tieren aufgesammelt und unserm Musiklehrer Schubert allesamt in sein Brillenfutteral gesperrt und ihm dies in seine Siebensachen gesteckt, die er auf der Reise mit sich führt.

„Als er nun dies Futteral hervorzog, weil er glaubte, seine Brille sei darin — in Wahrheit saß sie ihm aber auf der nicht

sehr hohen Stirn, wohin er sie manchmal in seiner Zerstreutheit schiebt — da war er zunächst gar nicht verwundert, als ihm ein Brummen und Summen aus dem Futteral entgegenklang. Erst als er es aufgezogen hatte und ihm die dicken Käfer um den Kopf flogen und einige sich auch in seinen wirren Haarsträhnen verfingen, begann er zu merken, daß man ihn foppen wollte. Papa klopfte ihm darauf lachend auf die Schulter und meinte, es würde ihn gar nicht wundernehmen, wenn alles, was Schubert in die Hand bekäme, zu Tönen würde, wie alles, was jener alte Sagenkönig anfaßte, zu Gold wurde. So versessen sei er ja auf Töne und lebe und webe in Musik. Meine Schwester aber bekam von unserm alten Herrn einen kleinen Katzenkopf. Der bestand bei ihm darin, daß er uns ganz leise und kaum merklich mit seinen Fingerspitzen die Anfangstakte eines Reitermarsches auf die Schläfe tupfte. Die allerhöchste Strafe, zu der sich unser cher père gegen uns versteigen konnte."

Solche und andere kindliche Erinnerungen standen zu Dutzenden in dem Mädchentagebuch, das die Gräfin, als sie noch die kleine Komtesse Karoline gewesen war, geführt hatte. Aber auch wenn sie nur ihre Augen schloß, die Gräfin, sah sie es ganz klar vor sich: das kleine, niedliche, einstöckige Schlößchen Zseliz, in dem Schubert zwei Sommer lang ihr Musiklehrer gewesen war. Ein steter Rosen- und Heuduft umwehte in ihrer Erinnerung dies abgelegene Schloß an der Gran und die schönste Jugendzeit, die sie dort verbracht hatte. Schubert hatte nicht im Schloß selber gewohnt. Er mußte im Inspektorat hausen, in der Wohnung des Gutsverwalters, eines braven alten Kerls, der sich einbildete, wunders wie musikalisch zu sein, weil er zwei deutsche Tänze im Dreivierteltakt auf der Laute spielen konnte: ein Ohrenschmaus, dem Schubert sich durch die Flucht zu entziehen wußte.

Wie genau sah sie ihren jungen Lehrer noch vor sich, die ungarische Gräfin, so wie er gewesen war: mit seinem runden, dicken Gesicht, seinen aufgeworfenen Lippen, seinen krausen Haaren, den buschigen Augenbrauen und der stumpfen Nase, derentwegen sie und ihre Schwester ihm auch den Beinamen „Stumpfnas" gegeben hatten. Sie ärgerte sich jetzt noch, daß sie mit ihren prüfenden jungen Mädchenaugen gerade dies Kennzeichen an ihm für seinen Spitznamen ausgewählt hatten. Sie hätten ihn ebenso gut nach dem Schönheitsgrübchen in seinem Kinn benamsen können, das seinem meist ernsten Gesicht etwas heiter Kindliches gab. Einmal hatte Schubert es sogar gehört, mit welchem Beinamen die jungen Gräfinnen ihn, der eine gewisse leise Ähnlichkeit mit einem Mohren hatte, verunzierten. Über diesen Vorfall stand das Folgende in ihrem in rote Seide gebundenen Tagebuch zu lesen:

„Heute morgen ließ uns der Herr Schubert länger als gewöhnlich warten. Allzu früh aufzustehen war überhaupt nicht seine größte Leidenschaft. Und der Herr Inspektor mußte ihn manchmal noch wecken, wenn er selber bereits zum zweiten Frühstück von den Feldern kam. Dabei sah er dann zu seinem Erstaunen, wie er uns erzählt hat, daß der Herr Musikant ständig mit der Brille auf der Nase schlief. Das täte er aber darum, wie er sich vor dem Inspektor erklärte und entschuldigte, um gleich, wenn ihm über Nacht oder am Morgen eine Melodie zuflöge, sie auf Notenpapier, das stets neben ihm lag, bringen zu können. Heute nun schien er uns, seine beiden Schülerinnen, ganz vergessen zu haben. Denn die Sonne stand schon fast so hoch wie die Pappel, die kerzengrade neben Zseliz aufragt. Meine Schwester Marie las in einem Roman von Chateaubriand, während ich über einer Häkelarbeit eingenickt war. Denn draußen herrschte eine schreckliche Hitze. Und die hohen Heuhaufen um unser Schloß verbreiteten einen einschläfernden Geruch. Da klappte Marie plötzlich ihr Buch, das sie langweilte, heftig zu und rief ganz laut: ‚Wo nur Stumpfnas heute steckt?'

„In diesem Augenblick trat der arme Schubert, der sich verschlafen hatte, schnaufend — denn er war vom Gutsverwalterhaus bis zum Schloß gerannt — ins Zimmer ein. Der Ausruf Mariens war so laut gewesen, daß er ihn unbedingt gehört haben mußte. Das konnte man auch daran merken, daß er ganz puterrot im Gesicht wurde und vor Verlegenheit nichts zu sagen wußte. Da kam ich auf den Einfall, an die Türe zum Nebenzimmer zu gehen und unser Schnauzerl hereinzulassen. Papa hat uns nämlich vor drei Tagen einen kleinen Schoßhund mitgebracht, einen King Charles, ein glänzend schwarzes Hündchen, dessen stumpfes Näschen den gleichen Beinamen verdiente, wie wir ihn unserm Musiklehrer verliehen hatten. Den ließ ich nun, da er vor der Tür gelauert hatte, zu uns hereinspringen. Dabei sagte ich wiederholt: ‚Da ist er ja,' so daß Herr Schubert wohl meinen konnte, wir hätten nicht von ihm, sondern von dem Hunde gesprochen und diesen als Stumpfnas bezeichnet.

„Freilich weiß ich hinterher nicht, ob er es nicht doch gemerkt hat und sich mir dafür erkenntlich zeigen wollte, daß ich die schiefe Lage etwas zu vertuschen suchte. Denn nach dem Schluß der Klavierstunde, die er uns gab, fragte er mich plötzlich, ob er mir etwas vorspielen dürfe. Mir ganz allein, wie er, wieder rot werdend, hinzusetzte. Und als ich gerne ‚Ja' sagte, begann er etwas zu spielen, was ich bisher noch nie vernommen hatte, was vor kurzem erst hier bei uns entstanden ist. Er nannte es ‚Divertissement à la Hongroise'. Und es ist das schönste Klavierstück, das ich von ihm kenne. Als ich ihm dies sagte und besonders die

Grundmelodie sehr lobte, da kicherte er in sich hinein und gestand mir, daß er sie gestohlen habe. Gestohlen von unserm alten Küchenmädchen, der Ilona. Die habe diese Weise einmal beim Herdfeuer gesungen, als er grade vorübergegangen sei, um sich zum Essen in das Haus des Verwalters zu schleichen."

Ja, so dachte die Gräfin jetzt zurück: Genau so war es gewesen, wie es sie da jetzt in der Niederschrift ihres Kindertagebuchs anschaute. Sie entsann sich noch ganz gut seines traurigen Gesichtsausdruckes, als Schubert dies Divertissement zu Ende gespielt und sie mit ihren Händchen ihm Beifall geklatscht hatte. Da war plötzlich die rohe Speiseglocke erklungen, und dies grobsinnliche Geräusch hatte die herrliche Feierstunde zwischen ihnen unterbrochen. Er aber war jählings aufgestanden, der arme Musiklehrer. Er durfte ja nicht am Herrentisch mitessen, sondern wurde drüben im Inspektorhaus zusammen mit der Verwalterfamilie abgespeist.

Die liebsten Stunden für Schubert, die er auf Schloß Zseliz im tiefen Ungarlande verbringen mußte, waren sicherlich die Abendstunden gewesen. Denn dann erst begannen er und seine Musik so richtig zu herrschen. Dann schlug die Stunde der Romantik, die ihn zum Herrn und König krönte. Denn nun nach dem Nachtmahl rüstete man sich im Schloß zu dem Hauskonzert, das unter Schuberts Leitung stattzufinden pflegte. Als regens chori, wie man sich damals gern gelehrt ausdrückte, stand er dem heitern, sangesfesten Quartett vor, das sie gebildet hatten. Der Graf hatte eine hübsche Baßstimme, die selbst bis in die Tiefen des Mozartschen Sarastro hinabsteigen konnte. Die junge Gräfin Marie verfügte über einen reizenden schelmischen Sopran, während die Mutter Gräfin und die kleine Karoline ihre hübschen Altstimmen beizusteuern hatten. Und der Tenor, der vielgesuchte, höchstgeschätzte? Er wurde von dem jungen Baron von Schönstein übernommen, einem hochbegabten Wiener Edelmann, den später noch Franz Liszt als ungekünstelten, treuherzigen Sänger von Schubertschen Liedern bewundern sollte.

Zu diesen musikalischen Veranstaltungen oder „Reunionen", wie die stolze Gräfin Esterhazy sie nannte, fand sich stets die ganze Gesellschaft, die auf dem Schlosse weilte, ein. An der Spitze erschien meist der alte Chirurgus, ein liebenswürdiger Greis von fünfundsiebenzig Jahren, der stets ein Lächeln auf seinen Lippen und ein Zuckerchen für die Kinder, die er zu behandeln hatte, in seinen Taschen trug. Hinter ihm trat dann behutsam sein junger Kollege auf, ein sehr geschickter Arzt, den die Mutter Gräfin noch in ihrer Vorsicht für die Gesundheit ihrer Töchter als Vertreter der neueren Wissenschaften noch Zseliz mitgenommen hatte. Er war nach einem Scherzwort des Grafen selber sein bester Patient. Denn er medizinierte und dokterte ständig wie eine alte griesgrämige Dame an sich herum und prüfte mit Vorliebe während der musikalischen Vorträge seinen Puls aus Furcht vor Herzunregelmäßigkeiten. Der dritte Gelehrte, der bei keinem Konzert fehlte, war der Hofrichter, ein sehr natürlicher, braver Mann, dem nichts nachzusagen war als dieses, daß er es nicht unterlassen konnte, ab und zu eine Melodie, die ihm besonders gefiel, leise mitzusummen. Den Hintergrund dieser Zuhörerschaft bildeten ein alter Jugendfreund des Grafen, der manchen Ritt mit ihm gemacht hatte, und der Rentmeister, ein Mann mit außerordentlichen Einsichten in seine Taschen und Säcke. Von dem war nicht zu befürchten, daß er einmal eine Weise, die da im Hauskonzert erklang, mitgebrummt hätte. Denn er schickte seine Gedanken beim Anhören der Musik gewöhnlich auf die Weide, das heißt auf die Gebiete, auf denen er etwas für sich zu gewinnen hoffte. Sei es, daß er heimlich berechnete, wie viele von den halb abgebrannten Kerzen an den Wänden sich als erledigt einstreichen und als Rückstände verkaufen ließen. Sei es, daß er in seinem groben Kopf zusammenzählte, wieviel Ersparnisse er bereits in diesem Jahr eingeheimst hatte, und im stillen die Frage überlegte, ob er sich davon schon eine neue Guba anschaffen könnte, einen Schafpelz, den man je nach der Jahreszeit mit den Zottelhaaren nach außen oder nach innen trägt.

Die Seele dieser Musikabende war aber immer Schubert gewesen, der dem Ganzen mit allem Ernst, der in ihm war, vorgestanden hatte. Wie freundlich konnte er der kleinen Sängerschar Beifall nicken, wenn etwas besonders gut geklappt hatte! Wie geschickt wußte er seine Singgesellschaft stets zu begleiten und das schwerste Orchesterwerk flink für das Pianoforte zu übertragen! Es war, als ob der stubenblasse, bescheidene und verschlossene Jüngling jedesmal, wenn er den Boden der Musik berührte, ein anderer, Stärkerer wurde, wie man es von jenem Riesen der Vorzeit erzählte, dem von seiner Mutter, der Erde, stets neue Kräfte zuströmten. Schuberts Augen glitzerten dann hinter seinen Brillengläsern von einem himmlischen Feuer, das in ihm glühte. Und in diesem seligen Entrücktsein konnte er dann auf die andern Sterblichen wie ein Nachtwandler wirken, der sich aus einem andern höheren Reich auf diese Erde verirrt hat. Nicht umsonst hatte er die Musik als seine höchste Schutzgöttin gepriesen und besungen in jenem Lied zu dem Gedicht seines Freundes Schober:

„Du holde Kunst, in wieviel grauen Stunden,
Wo mich des Lebens wilder Kreis umstrickt,
Hast du mein Herz zu warmer Lieb' entzunden,
Hast mich in eine bess're Welt entrückt."

Es war eines der Lieblingslieder ihrer Frau Mutter gewesen, die dem Edlen, Frommen und Erhabenen in der Kunst stets den Vorzug gegeben hatte. Einmal hatte sie dem Musikus einen ganz eigenen Auftrag erteilt. Sie pflegte letzthin, da sie in ihrem Alter zuweilen an Schlaflosigkeit litt, in der Nacht hin und wieder zu lesen. In geistlichen Erbauungsbüchern am liebsten, wie etwa in der Nachfolge Christi von Thomas a Kempis, das ständig auf ihrem Nachttisch lag. Und da war nun die Frau Gräfin auf ein Gedicht des frommen brandenburgischen Troubadours, des Freiherrn de la Motte Fouqué gestoßen. Das trug den Titel „Gebet vor der Schlacht" und begann mit den Worten: „Du Urquell aller Güte." Wie sie dies Gedicht in der Nacht las, hatte die Gräfin immer an ihren Bruder zurückdenken müssen, der die Kriege gegen Napoleon mitgemacht hatte und bei Wagram geblieben war. Und in Erinnerung an diesen prachtvollen jugendlichen Helden, den irgendwo draußen der grüne Rasen deckte, hatte die gute Gräfin zu weinen begonnen und mit der Kerze neben ihrem Bette, die zu tropfen begonnen hatte, um die Wette eine Träne nach der andern vergossen.

Am andern Morgen aber war sie den guten Schubert angegangen, ob er dies gefühlvolle Gedicht nicht vertonen wolle. Und er, dem nichts lieber war, als wenn man ihm einen bestimmten, festen Auftrag erteilte, hatte sich gleich an die Arbeit gesetzt und der Gräfin schon am selben Abend die noch nassen Notenblätter der recht umfangreichen Komposition überreicht. Hatte sie ihr überreicht mit einer seiner mit Bärenanmut ausgeführten Verbeugungen, über die sich die junge Komtesse Marie im Hintergrunde stets halbtotlachen wollte. Und so konnte das gräfliche Hausquartett, der Graf Karl Johann Esterhazy, der Freiherr von Schönstein und die beiden jungen Komtessen, unter dem Accompagnement des Herrn Kompositeurs selber das Lied noch vor der Nacht der gerührten Auftraggeberin vom Blatt vorsingen. Die entzückte Gräfin hatte beim Anhören der Musik ihren einzigen Sohn Albert fest umschlungen gehalten, als hätte sie ihn vor dem Schicksal, das ihren Heldenbruder betroffen hatte, für ewige Zeiten beschützen mögen.

Welch herrliche, unvergeßliche Stunden waren das gewesen, wenn man nach solch einem abendlichen Hauskonzert noch eine Weile ins Freie getreten war! Die Glühwürmchen waren dann flinkernd um die Heuhaufen geirrt, die man um das Schloß aufgeschichtet hatte und auf denen man sich nun häufig niederließ. Ab und zu hatte noch eine Geige oder eine Pansflöte aus dem nahen Dörfchen geklagt, wobei Schubert, stets auf Volksweisen begierig, seine Ohren wie ein Vorstehhund gespitzt hatte, wie es vom Baron Schönstein scherzhaft beobachtet worden war. Eines Abends aber war der Herr Tondichter draußen eingeschlafen. Ermüdet vielleicht von dem Neustadtler Wein, dem feurigen „hiesigen" Landwein, den der Graf nach dem Konzert hatte herumreichen lassen und dem Schubert nach seiner gewohnten Art tüchtig zugesprochen hatte. Oder war er auch ermattet von der schwülen Gewitterluft, die den ganzen Tag über dem Schloß gehangen hatte, aber nun in der Ferne in fortwährendem Wetterleuchten niederging?

Jedenfalls war Schubert im duftenden Gras eingeschlummert. Und zwar dicht neben einer Windharfe, die der Graf neuerdings vor einer Efeuhecke neben dem Schloß angebracht hatte. Das war nun köstlich zu sehen gewesen, wie der Erfinder so vieler Melodien neben der riesigen Harfe lag, die ab und zu, wenn ein Nachthauch durch sie strich, ein paar seufzende, getragene Töne von sich gab. Doch da diese Naturmusik den schlafenden Spielmann nicht aufwecken konnte, hatte der Baron von Schönstein ein Lied von Schubert angestimmt. Und zwar jenes herrliche nach den Worten des Anakreon:

„Ich will von Atreus' Söhnen,
Von Kadmus will ich singen.
Doch meine Saiten tönen
Nur Liebe im Erklingen."

Aber auch diese seine eigene Weise hatte den tief eingeschlafenen Schubert, der sich träumend im Reich der Musen herumtreiben mochte, nicht ins wache Leben zurückgezogen. Da war die Komtesse Marie, nachdem sie sich vom Vater die Erlaubnis dazu erbettelt hatte, leise an den Schläfer herangeschlichen. Es war nämlich nicht zuträglich für einen, allzulange im Heu zu liegen. Darum mußte man den in einen zehn Klafter tiefen Schlaf versunkenen Schubert aufwecken. Das tat nun die junge Gräfin, indem sie ihren Lehrer mit einem Halm so lange in die Nase kitzelte, bis er zunächst nieste und hernach allmählich zu zappeln und zu zucken begann und die Nacht von sich abschüttelte.

In dem Gelächter und dem Verulken, das die andern anstimmten, war aber die kleine, damals elfjährige Gräfin Karoline weggeschlichen. Sie hätte so gerne selber ihren Lehrer zu den Lebenden aufwecken mögen. Aber nicht wie die größere Schwester mit einem stachligen, rauhen Halm, sondern mit einem Rosenkranz, den sie für ihn gewunden hätte und ihm dann ins wirre Haar drücken wollte. Auf diese Weise wäre er, wenn auch nicht so lustig, so doch schöner und edler ihnen zurückgegeben worden. Aber sie hatte sich nicht recht getraut, dies ihr Vorhaben auszuführen. Und wie sie noch schwankte, ob sie den Vater bitten sollte, ihr die Genehmigung zu solchem Tun zu erteilen, war ihr die Schwester schon zuvor-

gekommen. Und ihr, der jüngern, Karoline, blieb nun nichts anderes übrig, als sich still beiseite zu trollen und die übrigen ihrer lauten Freude zu überlassen.

Ein Glühwürmchen huschte an ihrer Schläfe vorüber. Und sie erschien sich fast selber wie so ein Tierchen, das wie ein Fünkchen durch das Dunkel stiebt, wenn das große Licht vorübergezogen ist. Vielleicht mußte sich zuweilen auch ihr Musiklehrer, der arme Schubert, so schwach und nichtig vorkommen gegen den gewaltigen Beethoven, von dem seine ganze Zeit erfüllt war und dessen Kunst wie dort jenes Wetterleuchten alles ringsum erhellte. Jeder sprach und schwärmte von den Wunderwerken des Musiktitanen, von der Donau bis an die Themse und von der Seine bis an die Newa. Doch von dem bescheidenen, zaghaften Liederdichter Schubert, der Gesang um Gesang ausströmte und sich in immer neuen Weisen verblühte wie ein wilder Rosenbusch, von ihm war, solange er lebte, außer in engeren musikalischen Kreisen kaum groß die Rede.

Erst als er gestorben war, hatte plötzlich alles aufgehorcht und nach dem Sänger gefragt und geforscht, der eine solche Fülle von schönen Weisen geschaffen hatte und in seinem kurzen Dasein fast noch fruchtbarer als Mozart gewesen war. Selbst zu der ehemaligen kleinen Komtesse Karoline Esterhazy, die nun den hochtrabenden adligen französischen Namen ihres Gatten trug, waren einige neugierige Lebensbeschreiber Schuberts gekommen und hatten sich nach ihren Beziehungen zu dem toten jungen Meister erkundigen wollen.

Aber die Gräfin hatte keine dieser Spürnasen zu einer seelischen Durchsuchung bei sich vorgelassen. Sie hütete das, was sie mit dem toten Liederdichter verband, so zurückhaltend und verschwiegen, wie sie seine Noten als Andenken bewahrte. Besonders jenes schönste Erlebnis, das ihn einen Augenblick lang ihr ganz nahe gebracht hatte, würde niemals eines Menschen Ohr von ihr vernehmen. Das wollte sie ins Grab mit hinunternehmen als ein Geheimnis, das niemanden außer sie beide etwas anging. Während seines zweiten Aufenthaltes in Zseliz hatte sich dies ereignet. Sechs Jahre nach dem ersten Sommer, den er dort auf dem ungarischen Schloß verbracht hatte. Sie war nun siebzehn geworden, die junge Komtesse Karoline, die damals, da er hier geweilt hatte, noch ein Kind gewesen war. Sie hatte sich einen Strauß von frischen Feldblumen ihm zum Willkommen ins Haar gesteckt und ihn so an dem kleinen braun-roten Flügel empfangen, an dem sie als kleines Mädchen von ihm unterrichtet worden war.

Schubert war ganz ergriffen gewesen von der sanften Schönheit ihres Gesichts, ihrer hohen Gestalt und dem freundlichen Blick ihrer Augen. „Güte“, das war die Eigenschaft, die ihn an allen Frauen am meisten anzog. Und das Wesen dieser jungen Gräfin atmete eine solche Milde und Gutherzigkeit, daß er, gerührt von ihrem Anblick, am liebsten vor ihr wie vor einer Heiligen in die Knie gesunken wäre.

Ach, er selber, der arme Schubert, hatte sich in den letzten sechs Jahren nicht gerade verschönert. Er war eher noch feister und kugeliger geworden und machte seinem Spitznamen „Schwammerl“ oder „Talgklumpen“, wie ihn bissigere Freunde wohl nannten, nun alle Ehre. Dazu war ihm durch ein Nervenleiden, das er sich durch eine höchst ungeregelte Lebensweise und sein ständiges Herumhocken in den Wiener Beißeln bis zwei, drei Uhr morgens zugezogen hatte, eine Weile sein schönes, volles, braunes Haar ausgegangen, so daß er sogar einige Monate lang eine Perücke zur Bedeckung dieser Mängel tragen mußte. Zwar hatten sich seit dem Frühling seine Locken wieder mit einem niedlichen Schneckerlanflug, wie Freund Schwind witzelte, eingefunden, aber zur Hebung seines Äußern hatte diese unfreiwillige Scheitelschur nicht beigetragen. Dazu kam, nicht besonders für ihn einzunehmen, die bleiche Hautfarbe seines Gesichts, die er durch die ewige Zimmerluft bekommen hatte, und die Vernachlässigung in seiner Kleidung, gegen die er eine Gleichgültigkeit wie der griechische Diogenes zur Schau trug. Auch seine schlechten, vom vielen Tabakrauchen schwarz gewordenen Zähne und seine kurzsichtigen, starr blickenden Augen, die nur bei Musik Feuer fingen und ausstrahlten, ließen ihn nicht gerade als einen hervorragend schönen Mann erscheinen.

Doch alle diese Äußerlichkeiten vergaß man und vergaß insbesondere die junge Gräfin Karoline, sobald Schubert am Flügel saß und spielte. „Es schwinden jedes Kummers Falten, solang des Liedes Zauber walten.“ Auch die Gräfin Karoline war überglücklich, ihren Musikanten und zugleich ihren Lehrer wieder hier draußen in ihrer schönen ungarischen Einöde zu haben. Gleich am ersten Abend seines neuen Hierseins hatten sie einen Ausflug gemacht. Von dem wußte ihr Tagebuch zu berichten:

„Wir hatten schon lange die Absicht, der alten Mühle am Bach einen Besuch abzustatten, ehe sie demnächst abgebrochen werden soll. Und benutzten nun den ersten Abend, da unser Schubert wieder draußen war, ihn zu diesem Ausflug mitzunehmen. Ich hatte schon öfters gemerkt, daß er bei solchen Wanderungen ins Freie immer ein ganz anderer Mensch wird und sich viel heiterer zeigt, als er es in den engen Stuben ist. Auch der Baron Schönstein bestätigte mir dies, indem er uns erzählte, daß die lustigen Zusammenkünfte in den Vorstädten Wiens oder die Spritztouren, die Schubert mit seinen Gefährten unternähme, allgemein

von den Freunden als ‚Schubertiaden' bezeichnet würden, weil er eben die Seele des Ganzen wäre.

„Auch diesmal entpuppte er sich, wie Papa feststellte, alsbald als ein höchst unterhaltsamer und ergötzlicher Gesellschafter. Nur meine Schwester Marie mußte ihn nach ihrer Art wieder ein wenig hänseln und dadurch für eine Zeitlang in sich gekehrt machen. Wir kamen nämlich auf dem kleinen Fußpfad zu der Landstraße, wo unser Landauer auf uns wartete, durch einen Buchenhain. Da machte Marie den guten Schubert auf einen Baum aufmerksam. In den hatte er während seines letzten Aufenthaltes in Zseliz ein großes ‚T' und ein ‚G' hineingeschnitten und die beiden Buchstaben mit einem Herz umwunden. Marie hatte inzwischen durch Schönstein in Erfahrung gebracht, daß diese zwei Buchstaben den Namen eines jungen Mädchens aus Wien, ‚Therese Grob', bedeuten sollten. In diese Tochter eines Seidenfabrikanten zu Lichtenthal bei Wien war Schubert eine Weile ganz damisch verliebt gewesen, wie Schönstein sich ausgedrückt hatte. Aber das Mädchen hatte inzwischen längst einen wohlhabenden Zuckerbäckermeister aus der inneren Stadt geheiratet.

„Meine Schwester machte nun den wie immer bei solchen Anlässen errötenden Schubert darauf aufmerksam, daß die Buchstaben „T" und „G" inzwischen von dem nachwuchernden Holz überwachsen und fast unleserlich geworden seien. Er möge schleunigst sein Messer hervorholen und die Namenszüge nachziehen. Wobei sie noch dazu sein eigenes, reizendes Lied in seinem Anfang trällerte: ‚Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein.' Doch da schüttelte der Komponist ganz ernsthaft sein Haupt und meinte, man solle diese Buchstaben nur ruhig weiter überwuchern und vergehen lassen.

„Es dauerte eine ganze Zeit, bis Schubert hernach wieder munterer wurde. Erst unserem Schönstein gelang es, ihn heiterer zu stimmen, dadurch, daß er eine neue, mir noch unbekannte Weise von ihm anstimmte, in der die Worte vorkommen:

‚Ich möchte liegen vor ihrer Tür,
Im Sturm und Regen und Schnee,
Und singen ganz leise bei Tag und Nacht
Das eine Wörtchen: ‚Ade!'

„Wie Schönstein dies ein paarmal in einer lustig rührenden Weise von sich gegeben hatte, fing auch Schubert mit ihm zu lachen und zu singen an. Die Fahrt zur Mühle verlief dann fröhlich.

„Nur noch einen kleinen scherzhaften Unfall gab es kurz vor der Heimreise. Da trieb es nämlich unsern Schubert, der mit Papa ein oder zwei oder gar auch drei Bouteillen Wein geleert hatte, die ihnen vom Müller auf dem grünen Hügel neben der Mühle kredenzt worden waren, daß er sich im Geradegehen hervortun wollte. Schönstein hatte ihn vor den bösen Folgen des leicht schmeckenden, aber gefährlichen Weins gewarnt. Aber um ihm und uns andern zu beweisen, wie fest er noch auf seinen Beinen stände, marschierte Schubert, ohne sich festzuhalten, über den schmalen Brückensteg. Da wollte es das Unglück, daß sich von ungefähr ein leiser Abendwind erhob und unserm Schubert seinen steifen, neuen, grauen Hut in den Bach hinunterblies. Dort geriet er dann dummerweise auch sogleich in die Mühlenräder, die den Hut hin- und herwalkten und im Nu derartig zurichteten, daß es sich gar nicht mehr lohnte, ihn wieder herauszufischen. Diese Kopfbekleidung, vom ersten Wiener Chapeaumacher erstanden, war aber das Prunkstück in Schuberts ganzer Ausrüstung gewesen, so daß er nicht wenig kleinlaut wurde, als er sich nun plötzlich dieser hohen Bürgerkrone beraubt sah. Doch Papa tröstete ihn lachend über dies traurige Ereignis, das noch dazu für ihn und die andern etwas unfreiwillig Belustigendes hatte, indem er ihm auf die Schulter klopfte und versprach, ihm einen, wenn auch nicht ebenso herrlichen, so doch ähnlichen Hut aus Raab kommen zu lassen. Da ergab sich denn auch Schubert mit Laune in das unabänderliche Geschick und meinte: ‚Eigentlich hätt' mein ganzer Kopf mit hinunterfliegen sollen zwischen das Mühlrad, das man in kurzem hier doch abreißen will, und zwischen die ganze alte, romantische Zeit. Die Gegenwart will ja kaum noch etwas wissen von mir und dem Dichtergeist von früher und von den Liedern, die ich von mir gebe, oft ein Dutzend im Tag. Die Poesie ist tot. Und als Ersatz für sie haben S' nun die Industrie erfunden. Gut' Nacht, mein grauer Kopf! Ich werd' dir bald nachfolgen.'

„Damit winkte er seinem verschwundenen Hut wie einem toten Freunde nach, an dessen Gruft man steht. Mir war dabei zumute, als müßte er wirklich bald auch hinuntersinken ins Nichts, wie er da auf dem dünnen Steg stand, der ihn kaum trug, und nur durch dieses schwanke Brett von dem Wasserabgrund getrennt war. Und ich freute mich, als ihn Schönstein jetzt von der Planke herunter aufs feste Land zog mit seinem eigenen Lied, das er sang: ‚Bächlein, laß dein Rauschen sein, Räder, stellt eu'r Brausen ein!'"

Das allerschönste Erlebnis aber, das die Gräfin mit Schubert gehabt hatte, ward niemals von ihr aufgeschrieben. Es hatte sich am letzten Tage seines zweiten Aufenthaltes auf Zseliz zugetragen. Diesmal war man bis spät in den Oktober hier draußen geblieben, und Schubert sollte zusammen mit dem Baron Schönstein die Heimreise nach seinem geliebten Wien machen. Die vier Braunen, die das Gefährt des Grafen Esterhazy, das er seinen Gästen zur Verfügung stellte, an die Donau ziehen sollten, stärkten sich schon in ihren Ställen an dem frischen Heu für die Fahrt. Doch immer wieder bat der

Baron den Musikanten, sein Heimweh nach Wien zu zügeln und noch einen Tag in dieser satten Pracht zwischen Obst, Nüssen und Wein zuzugeben. Doch schließlich wurde der nächste Tag festgesetzt. Da man ganz in der Frühe am andern Morgen aufbrechen mußte, hatte man sich kein großes Hauskonzert mehr auf den Abend vorgenommen und den Hauptteil der musikalischen Darbietungen dem infolge der nahen Abreise köstlich aufgelegten Schubert überlassen. Schon in Abschiedsstimmung, hatte dieser seinen Wirten zuliebe alles mögliche Ungarische gespielt: Tänze und Volksweisen, die von ihm auf seinen Wanderungen um Zseliz aufgestöbert worden waren. Auf seine eigene Art wußte er diese fremden Klänge mit deutscher Musik zu verbinden und zu vermählen und das schlichteste, einfachste Volkslied zu adeln.

Als es dunkel wurde, war man dann auf den offenen Stufenbau vor dem Schloß getreten, um von hier aus das kleine Feuerwerk zu bestaunen, das der junge Graf Albert, zusammen mit dem Rentmeister, der bei dem Einkauf dieser Herrlichkeit wieder seinen tüchtigen Schnitt gemacht hatte, veranstalten wollte. Schubert war an seinem Flügel im Musikraum des Schlosses zurückgeblieben, weil er diese Feierlichkeit mehr als eine heimische für die adeligen Hausgenossen betrachtete und darum mit seiner Bürgerlichkeit nicht stören wollte. Auch der junge Leibarzt war im Hause geblieben. Aber aus einem ganz anderen Grunde wie Schubert. Er fürchtete nämlich die kühlere Abendluft draußen für seine Luftröhre und tröpfelte sich ängstlich eine Hustenarznei auf ein Stückchen Kandiszucker. Erst als der alte Chirurgus, der längst draußen stand, ihm durch die offene Tür zurief, er möge ruhig kommen, es wehe das zarteste Zephirlüftchen draußen, erst da trieb die Neugier den behutsamen malade imaginaire ins Freie. Statt seiner hatte sich nun die Gräfin Karoline zu dem einsam an seinem Flügel mit sich redenden Schubert geschlichen. Wie ein verlassener Vogel schwärmte sich der gefühlvolle Musikant noch allerlei vor und merkte kaum, daß die junge Komtesse dicht neben ihm Platz genommen hatte. Ein rötlicher Halbmond schien über den Rasen in die Stube und ein Stück des himmlischen Gefunkels, das Schubert schöner als jedes menschliche Feuerwerk erscheinen wollte.

Da hörte er plötzlich Karoline laut aufseufzen. Und in die Stille, die eintrat, da er sein Spiel jählings abgebrochen hatte, hörte er sie nun fragen: „Warum haben Sie mir eigentlich noch nie etwas gewidmet von Ihren Schöpfungen? Dem Baron Schönstein haben Sie vor kurzem erst Ihre Lieder von der schönen Müllerin zugeeignet. Und der Mama das fromme Quartett, das sie sich von Ihnen erbeten hat. Einzig mir allein ist noch nicht das geringste von Ihnen dargebracht worden. Nicht einmal der kleinste Ländler, von denen Sie doch siebenzehn an einem einzigen Tage niederschreiben können."

Schubert erschrak bis auf den Grund seiner Seele über diese ihre Frage. Hatte sie denn nicht gefühlt, die junge Komtesse, wie manches Mal er sie mit seinen Liedern, seinen Tänzen umflattert hatte? War es ihr nicht ein einziges Mal zum Bewußtsein gekommen, wie stark er sie bewunderte? Und merkte sie denn nicht, wie gut er ihr war und wie oft er sich gewaltsam hatte zusammennehmen müssen, um sie nicht fest an sich zu drücken und zu herzen, seine kleine, zarte Schülerin, wenn sie neben ihm auf ihrem Bänkchen vor dem Klavier gesessen hatte. Wie? Wenn er es jetzt versuchen wollte, wenn er dieses Mädchen, das er aus einem Kind zur Jungfrau hatte heranblühen sehen, nun an sich riß und küßte? Ein einziges Mal, um dann dieser ersten, warmen Woge noch ein ganzes Meer von Küssen folgen zu lassen?

Da sah er plötzlich seinen Schatten an der Wand, den plumpen Umriß seines wüsten, unschönen Mohrenkopfes, den der Mond, sonst der Schirmherr und Schutzgeist der Liebe, spöttisch dorthin malte. Wie ein Doppelgänger sah der Schattenriß aus, der bleich sein Liebesleid nachäffte. Da erschrak Schubert vor sich selber und vor dem Wagnis, das er sich soeben noch zugetraut hatte, er, der arme Teufel, der hier mit hundert Gulden im Monat für sein Geklimper bezahlt und mit der Gesindekost abgespeist wurde. Und schon hörte er sich rauh und fast abweisend sprechen und der Fragerin endlich eine Antwort geben: „Wozu denn? Ihnen ist ja ohnehin alles, alles von mir gewidmet."

Aber war das nicht eine Liebeserklärung, die da, wenn auch etwas barsch und ungeformt, von seinen Lippen kam? Bebend hatte er zur Seite geblickt, wo noch sein schwarzer Schatten ihn wie eine Krähe, die ihn häßlich umschwirrte, grausam quälte: „Krähe, laß mich endlich sehen Treue bis zum Grabe!" Und da waren ihnen beiden, der jungen, schönen Gräfin und dem armen, geplagten Musikanten zugleich die Tränen in die Augen getreten: Tränen über den Widersinn der Welt, die es zu jener Zeit noch nie und nimmer gestattet hätte, daß ein mittelloser Musiklehrer aus kleinbürgerlichen Verhältnissen die Hand nach seiner gräflichen Schülerin ausstreckte. Und Tränen über das Tieftraurige im Geschehen, das so oft verwehrt, einer Liebe zu leben und eines Glücks teilhaftig zu werden, das so leicht zu ergreifen erscheint, um sich bei jedem Versuch wieder ins Unmögliche zu verflüchten. Dieser Augenblick zwischen ihnen, da sie beide einander nicht einmal ansahen, sondern jeder still und traurig durch seine Träume vor sich hingestarrt hatte, diese Sekunde war es gewesen, die das Herz der Gräfin für ewig mit dem Herzen Schuberts versponnen hatte. Aber auch ein Gefühl von der Größe dieses Mannes, der in seiner Einfachheit und Offen-

heit neben ihr saß, war damals an jenem Abend in dem jungen Mädchen aufgegangen.

In einem Punkte überragte er sie alle, dieser Sohn eines andern, schöneren Sterns. Nämlich in seiner Natürlichkeit. Die übrigen wollten samt und sonders mehr scheinen, als sie waren. Selbst ihr sonst so harmloser Vater, der Graf Esterhazy, zog sich gern noch am Abend seine Husarenjacke an, um seiner Umgebung mehr Achtung vor sich einzuflößen. Und auch der Baron Schönstein schmückte sich ab und zu mit fremden, angelesenen Gedanken. Nur dieser hier, der stille Musikant, dies ewige Kind, kleidete sich in die Tracht, die ihm seine Einzigartigkeit unter den Menschen verlieh. Er war stets natürlich, ohne es jemals sein zu wollen. Und diese Mitgift eines jeden echten Schöpfers hob ihn, den armen Volksschullehrerssohn, über die ganze adelige Gesellschaft. Doch Schubert, der modesteste der Menschen, wie ihn sein Freund Bauernfeld genannt hat, wäre nie der Mann gewesen, seinen Blick oder gar seine Hand zu ihr zu erheben. Die Sterne, die begehrt man nicht. Er geriet ja schon ins Stottern, wenn er einem einfachen bürgerlichen Mädchen oder einer seiner Sängerinnen eine Artigkeit sagen sollte. Wie hätte er sich unterfangen können, einer reichen, stolzen und verwöhnten Komtesse seine Liebe zu erklären! Obwohl sein Name als Gesangs- und Instrumentalkomponist nicht nur in Wien, sondern auch in ganz Deutschland günstig bekannt war, wie er es selbst in einem derzeitigen Gesuch um die Vizehofkapellmeisterstelle an Kaiser Franz den Zweiten ausgedrückt hatte, wäre es ihm ganz unmöglich erschienen, diesen Namen einer geborenen Gräfin Esterhazy anzubieten.

Nein! Nicht das simpelste Mädchen dürfte er mit in sein Zigeunerleben ziehen, in diese wilde Gütergemeinschaftswirtschaft, die er als Künstler abwechselnd mit irgendeinem seiner Freunde führte. Wohnte er doch nicht nur meist gemeinsam mit Gefährten wie Schober, Mayrhofer oder Schwind in einer Mietsbude zusammen. Er teilte sogar seine Socken und oft auch andere Bekleidungsstücke mit diesen Kumpanen und lebte in einer glückseligen Sorglosigkeit das Leben eines Taugenichts, wie es der Dichter Eichendorff so köstlich geschildert hat. Eine Frau, und wenn sie die genügsamste, geduldigste Seele gehabt hätte, wäre ihm nur eine Last auf seinem kurzen Lebenswege gewesen und eine Verantwortung, die er gar nicht übernehmen konnte und mochte. Drum war es gut für unsern Schubert, daß er gleich seinem Abgott Beethoven unvermählt auf Erden blieb, um sich, Sohn der Musen, der er war, nach seinem Tode wieder mit Euterpe, der Elfe des Wohlklangs, zu verbinden.

Die Gräfin Karoline Esterhazy, die später einen adeligen Mann, Karl Folliet de Creuville, heiratete, behielt die Erinnerung an die sanfte Stunde, die sie mit dem Tondichter verbunden hatte, bis ans Ende ihrer Tage; die Erinnerung an die Sekunde, da ihr Leben mit einem Blick an seinem gehangen hatte. „Und um uns ward's Elysium," konnte auch sie wie der Dichter Klopstock in seiner herrlichen von Schubert vertonten Ode auf ein Rosenband von diesem Augenblick sagen. Als tatsächlichen Ausdruck jener seiner Absicht, ihr alles, was er geschrieben, zu widmen, hielt sie manches Mal das Zueignungsblatt zu jener Phantasie à quatre mains in Händen, das nach den Angaben Schuberts für sie gestochen war. Diese Notenblätter verwahrte sie zusammen mit mehreren anderen von Schuberts Hand und zusammen mit einer kleinen Harfe.

Mit diesem niedlichen Klangwerkzeug hatte es folgende Bewandtnis: sie hatte sich, da sie noch ein Kind war, diese kleine Harfe von ihren Eltern schenken lassen, aber dann nur selten berührt, weil sie sich nicht auf die Kunst, dies Ding zu spielen, verstand. Nun hatte sie immer die Absicht gehabt, diese Harfe ihrem Lehrer Schubert, der ja alle Instrumente im Nu zu beherrschen wußte, zu verehren. Aber jedesmal, wenn sie ihm die kleine Harfe überreichen wollte, war sie wieder davor zurückgeschreckt, da ihr dies zarte, winzige Instrument zu niedlich und unbedeutend für ihn erscheinen wollte. Er kam ihr dann zu derb, zu flott und zu naturburschenhaft vor, so daß sie sich ihn mit einer Harfe in der Hand, wie später manche Denkmäler ihren Schubert zeigten, im Leben gar nicht vorstellen konnte. Infolgedessen erging es ihr mit dieser Harfe, die sie ihm immer darbringen wollte, ähnlich, wie ihm ihr gegenüber mit seinen Tondichtungen, die ihr, wie er meinte, alle zugeeignet waren, ohne daß er in Wirklichkeit ihr auch nur eine einzige gewidmet hätte. Erst nach seinem jähen, frühen Tode kam ja die Dedikation der Phantasie zu vier Händen in ihren Besitz und erinnerte die Gräfin schmerzlich an die Gabe, die sie ihm stets hatte verehren wollen und, schamvoll und scheu wie er, immer wieder zurückbehalten hatte.

Als sie nun ihr eigenes Ende herannahen fühlte, da nahm sie die kleine Harfe und trug sie auf dem letzten Erdengang, den sie machte, zu der kleinen Kirche auf ihrem Schloßgut. Dort hängte sie die Harfe zum Andenken an ihren Sänger hinter dem Altar auf, wo an der Wand die Totenkränze so mancher Frühverstorbenen schimmerten. Sie hatte ein grünes Band um die Harfe geschlungen, weil sie wußte, daß er das Grün so gern gehabt hatte. An diesem langen Band, immergrün wie Schuberts Ruhm, hing nun die Harfe, als sie gestorben war. Der Küster zeigte sie manches Mal freundlich den Reisenden oder den Kindern als Erinnerungsstück an die schöne Gräfin. Und wenn das Band dann um die Saiten flog oder eine Biene sie mit ihren Flügeln streifte, dann gab die Harfe einen seufzenden Klang wie von erdrückter Liebeslust und verwehtem Liebesleid.

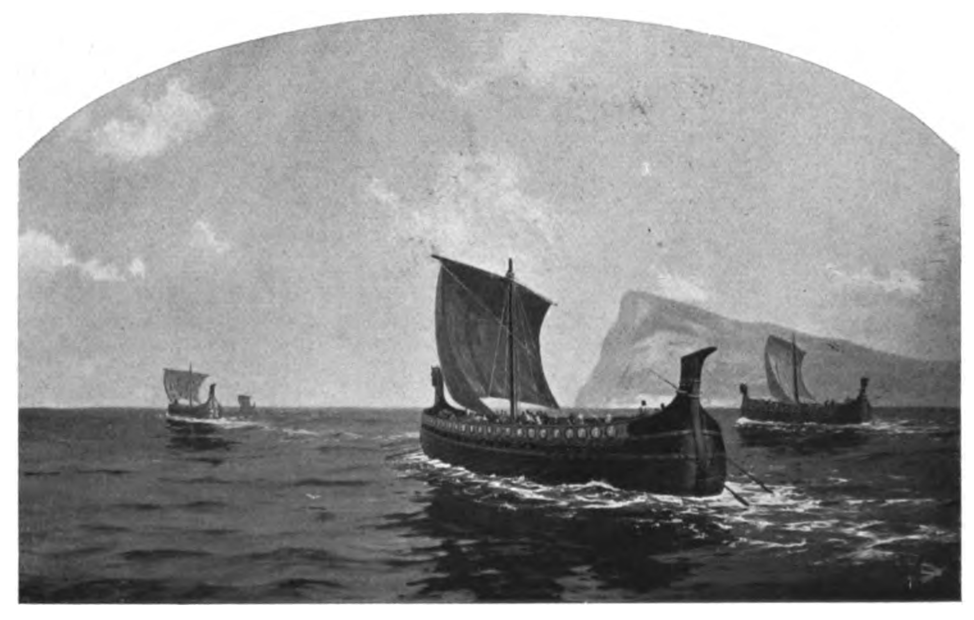
Die Entwicklung der Schiffahrt in Wandgemälden von Claus Bergen

Von Vize-Admiral a. D. Dr. h. c. von Mantey

Die Entdeckungsfahrten des Altertums sind durch die Phönizier, die des Mittelalters durch Kolumbus und die der neuesten Zeit durch die Fahrt der „Gauß“ in das Süd-Polargebiet im Bilde gekennzeichnet. Es bleibt für den modernen Seefahrer, abgesehen von der Tiefseeforschung, die seitens unserer Marine im Südatlantischen Ozean durch das Vermessungsschiff „Meteor“ bearbeitet wurde, nur noch das Polargebiet übrig. Drygalski mit der „Gauß“ stieß etwa in der Mitte des Indischen Ozeans nach Süden vor, entdeckte festes Land, das als Kaiser Wilhelm II.-Land mit dem „Gauß“- und „Posadowski“-Berge bezeichnet wurde. Alle Entdeckerfahrten bedeuten kampffrohes Heldentum.

Das spanische Silberland hatte vor Christi Geburt für die östliche Mittelmeerwelt ähnliche Bedeutung wie das gewürzreiche Indien nach Christi Geburt für ganz Europa. Etwa um 1500 vor Chr. fühlten sich phönizische Handelsschiffe vorsichtig tastend von ihren heimatlichen Küsten über Kreta, Sizilien, Sardinien und die Balearen nach Spanien, und um jene Zeit erreichte das erste phönizische Schiff die Straße von Gibraltar. Damit war das Mittelmeer in seiner ganzen Länge bezwungen. Um 1500 nach Chr. erreichte Kolumbus auf dem Wege nach Indien ein neues Land, und damit wurde der Atlantische Ozean gemeistert.

Es ist eigenartig, daß eine Reise von Tyrus nach der Straße von Gibraltar unter günstigen Bedingungen im Sommer im ersten Jahrtausend vor Chr. fast die gleiche Zeit, nämlich drei Monate, beanspruchte, wie die Fahrten zur Zeit der Entdeckungen hinüber nach Amerika. Die phönizischen Schiffe waren im Gegensatz zu den schlanken, flachen ägyptischen Flußfahrzeugen rundlich und schwer mit einer Ruderreihe und einem Segel, das jedoch ein Kreuzen nicht gestattete. War kein Land in Sicht, so wurde in der Nacht gefahren, und der Polarstern, den die Griechen als den phönizischen Stern bezeichneten, ersetzte den Kompaß. Da die Phönizier, ähnlich wie die Kaufleute der Hansa, nur Handelsfaktoreien gründeten, so spielten sie als Kolonisatoren und als Krieger auf See eine untergeordnete Rolle, als Seeleute dagegen haben sie recht Bedeutendes geleistet.



Altertum: Die Phönizier durchfahren die Straße von Gibraltar



Altertum: Die Schlacht vor Salamis zwischen Griechen und Persern am 20. Sept. 480 v. Chr.



Mittelalter: Der Hafen von Lübeck zur Zeit der Hansa (14.—17. Jahrh.)

Die Griechen haben die Seeschiffahrt von den Phöniziern gelernt und da die Griechen die Inseln des Ägäischen Meeres und die Küsten Kleinasiens besiedelten und kolonisierten, so traten sehr bald politische Reibungen größeren Umfanges mit den Persern ein. Es sei hier eingeschoben, daß nach Herodot im Jahre 630 v. Chr. das erste griechische Schiff die Straße von Gibraltar passierte und dadurch das Handelsmonopol der Phönizier nach dem Atlantischen Ozean hin brach.

Jeder Schuljunge lernt bei uns die Geschichte der Perserkriege im 5. Jahrhundert v. Chr. eher und genauer als den deutschen Einigungskrieg 1870/71. Die Schlacht des Themistokles gegen den Perserkönig Xerxes bei Salamis ist unzweifelhaft bekannter als die Schlacht bei Gravelotte. Die Seeschlacht von Salamis hat die Führerrolle des Griechenvolkes gegenüber den asiatischen Persern und damit die Vorherrschaft Europas über das Asiatentum sichergestellt. Hierdurch bekommt die Seeschlacht von Salamis welthistorische Bedeutung. Die große persische Flotte konnte sich in der sehr engen Bucht von Salamis nicht entwickeln, und die ortskundigen Griechen rollten die persische Linie etwa ähnlich auf wie seinerzeit Friedrich der Große die Österreicher bei Leuthen. Die Taktik dieser alten Seeschlachten war der Landtaktik nachgeahmt. Es führten auch keine Seeleute, sondern Staatsmänner die Flotte. Die Stärke der Schiffe, die nur gerudert wurden, lag im Rammbug. Man fuhr dem Gegner entweder die Riemen an einer Seite ab und machte ihn zunächst bewegungslos oder rammte ihm die Breitseite. Die griechischen Fahrzeuge waren etwa 36 Meter lang und hatten einen flachen Boden. Über die Konstruktion der drei Ruderreihen übereinander sind sich die Gelehrten bis zum heutigen Tage nicht einig.

Die Selbstzerfleischung der Griechen brachte auch auf See ihren Niedergang. Auf See folgten ihnen die Römer, nachdem sie im Enterkampf die karthagischen Flotten vernichtet hatten. Die Römer sind aber mehr kontinental als seebeherrschend eingestellt gewesen. So bleibt die Schlacht bei Salamis die bedeutendste des Altertums.

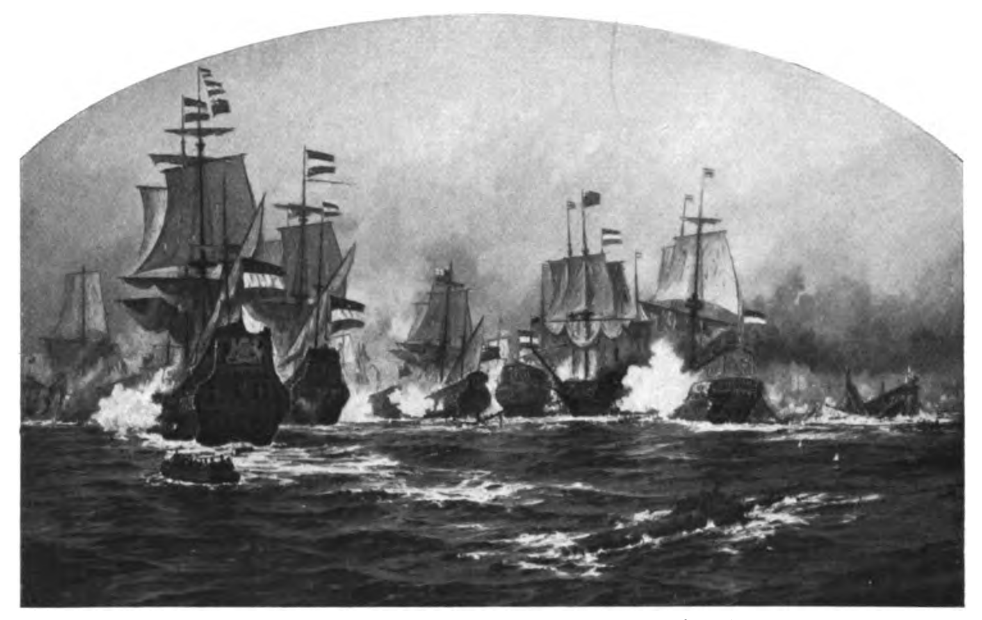
Wer sich schnell über die geringen Leistungen der Seefahrt noch zur Zeit nach Christi Geburt orientieren will, der lese die Reise des Apostels Paulus, Apostelgeschichte Kapitel 27. Ein für damalige Zeit großes Schiff auf der bedeutendsten Handelsstrecke, nämlich von Alexandrien über Rom nach Marseille mit 276 Köpfen und einem wichtigen Militärtransport wagt nicht, weil die Winterzeit zu weit fortgeschritten ist, die Reise von Kreta fortzusetzen, und als man es doch versuchte, strandet man nach ziemlich hoffnungsloser Seefahrt bei Malta.

Das erste Jahrtausend nach Christi Ge-

burt bringt wegen des Zusammenbruches des Römischen Reiches und der großen Völkerverschiebungen auf dem europäischen Festlande keine besonderen Ereignisse zur See. Wikinger und Normannen erlangen durch ihre Raubzüge an der Küste Europas und Nordafrikas eine gewisse Bedeutung. Auch die Seefahrten zur Zeit der Kreuzzüge erinnern noch sehr stark an das Altertum. Der Mensch empfindet, weil die geographischen Kenntnisse noch gering sind, weil der Kompaß fehlt, weil in den Agrarstaaten ein Ausdehnungsbedürfnis nach Übersee noch nicht vorhanden ist, die See als ein unbequemes Hindernis, als einen Graben, der die Völker voneinander trennt. Erst als im Anfang des 15. Jahrhunderts der Bruder des Königs von Portugal, Prinz Heinrich, eine Seewarte und Seemannsschule gründete und systematisch große Seereisen einleitete, um einen Seeweg nach Indien zu suchen, wurde man mit der Hochsee vertrauter. Die Erkenntnis der Kugelgestalt der Erde, die Entdeckung eines neuen Erdteils und die Umsegelung unseres Planeten folgten in der Zeit bis Ende des 16. Jahrhunderts. Unendliche Reichtümer an Gold, Silber, Gewürzen flossen den Entdeckerstaaten zu. Gewaltig regte sich der Handelsneid, namentlich bei den Engländern. Die See war nun nicht mehr das Hindernis, der trennende Graben, sondern wurde für die Menschheit etwa um die Zeit der Königin Elisabeth der größte Weg dieser Erde und um diesen größten Weg ist seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag in gewaltigen Kämpfen gerungen worden.

Um das Jahr 1600 vernichteten die Engländer vereint mit den Holländern die spanische Größe zur See. Zwischen 1650 und 1700 fallen die Engländer, zeitweilig verbündet mit den Franzosen, über die Holländer her, die in ihren Admiralen Ruyter, den beiden Tromps, den Evertsens und anderen vorzügliche Führer besaßen.

In den Kämpfen der Engländer gegen die Holländer ist nach ihrem Ausmaß in bezug auf die Zahl der Schiffe und die Dauer des Kampfes die Viertageschlacht im Juni des Jahres 1666 die bedeutendste. Auf holländischer Seite führt der berühmteste Admiral aller Zeiten Michael de Ruyter, auf englischer Seite kämpfen Prinz Ruprecht von der Pfalz und Monck, Herzog von Albemarle. Der Berichterstatter der damaligen Zeit schreibt am letzten Schlachttage wörtlich: „Der Admiral Ruyter, wie er unterdessen sah, daß die Sonne anfing niederzugehen, und der Meinung war, daß man der Sache ein Ende machen mußte, hat beschlossen, ohne sich an den Wind zu viel zu verbinden, das abgesprochene Zeichen, um von allen Seiten in den Feind zu brechen, und daß ein jeder sein Bestes sollte tun, einem feindlichen Schiff an Bord zu legen und aufzustecken, wie dann geschah."



Mittelalter: Die Viertageschlacht zwischen Holländern und Engländern 1666



Altertum: Der antike Hafen von Rom (Ostia)



Mittelalter: Die Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus. Landung auf Guanahani (1492)

So läßt nun Ruyter das Signal, die rote Flagge mit der Bedeutung „Rein in den Feind" heißen und erkämpft am vierten Schlachttage einen glänzenden Sieg. Uneinigkeit und Krämersinn lassen aber trotz aller Seesiege nach dem Tode des Admirals de Ruyter die Holländer doch unterliegen. „Die englische Fregatte nahm die holländische Schaluppe in Schlepp", schreibt Friedrich der Große.

Nun beginnt von 1688 bis 1815 der gewaltige Seekampf Englands gegen Frankreich, der 1805 mit Trafalgar Abschluß und Höhepunkt erreicht. Seitdem beherrschte England so gut wie unumschränkt das Meer. Staaten, die wegen überseeischen Besitzes oder wegen sehr ausgedehnter Küsten vom Meere abhängig waren, wurden hierdurch auch abhängig von England. Durch die Gründung des Deutschen Reiches, durch sein inneres Wachstum, durch die Umstellung von einem Agrarstaat auf einen Industriestaat wurde zwangsläufig Deutschland auf See und auf Übersee hingewiesen und mußte infolgedessen in Gegensatz mit dem meerbeherrschenden und handelsneidischen England kommen. Nur ein Staatsmann von dem Ausmaße eines Bismarck hätte Mittel und Wege gefunden, um dieses Ziel zu erreichen, ohne eine Zerfleischung Europas durch einen Weltkrieg herbeizuführen. Die größte Seeschlacht im Weltkriege, gleichzeitig die größte Seeschlacht aller Zeiten, was die eingesetzten Kräfte an Männern und Schiffen anbetrifft, ist die Skagerrakschlacht. Diese Schlacht ist taktisch nicht ganz durchgeschlagen, aber als unbestrittener Sieger ist die deutsche Marine daraus hervorgegangen.

Die Skagerrakschlacht ist militärisch von außerordentlicher Bedeutung. Politisch zeigt sie bereits, daß England den Höhepunkt als alleinige seebeherrschende Macht überschritten hat. Sie ist ein Vorspiel gewaltiger Ereignisse, die das englische Weltreich in seinen Grundfesten erschüttern werden.

Die drei Schlachten Salamis, Viertageschlacht und Skagerrak sind die drei größten Schlachten von Ruder-, Segel- und Dampffahrzeugen. Sie bilden Höhepunkte in der Technik, in der Kriegskunst und in der Politik.

Die Hafenbilder Claus Bergens zeigen ebenfalls Altertum, Mittelalter und Neuzeit. Der Hafen von Ostia hat während der Zeit der Römischen Republik noch nicht bestanden. Er ist ein großer Kunsthafen, Portus Augusti, angelegt vom Kaiser Claudius und erweitert durch Trajan; verbunden mit dem Tiber bildet Ostia den Hafen von Rom. Lübeck, Haupt- und Führerstadt der Hansa, spielt deshalb eine hervorragende Rolle, weil Lübeck die Kämpfe gegen die Dänenkönige um die Freiheit der Ostsee glanzvoll durchgefochten hat. Der Hafen von Neuyork zeigt eine andere Welt und amerikanische Verhältnisse. Wenn man Neuyork mit Hamburg vergleicht, so liegt unzweifelhaft in Hamburg mehr Tradition, mehr Geschichte, mehr Geschlossenheit und vor allen

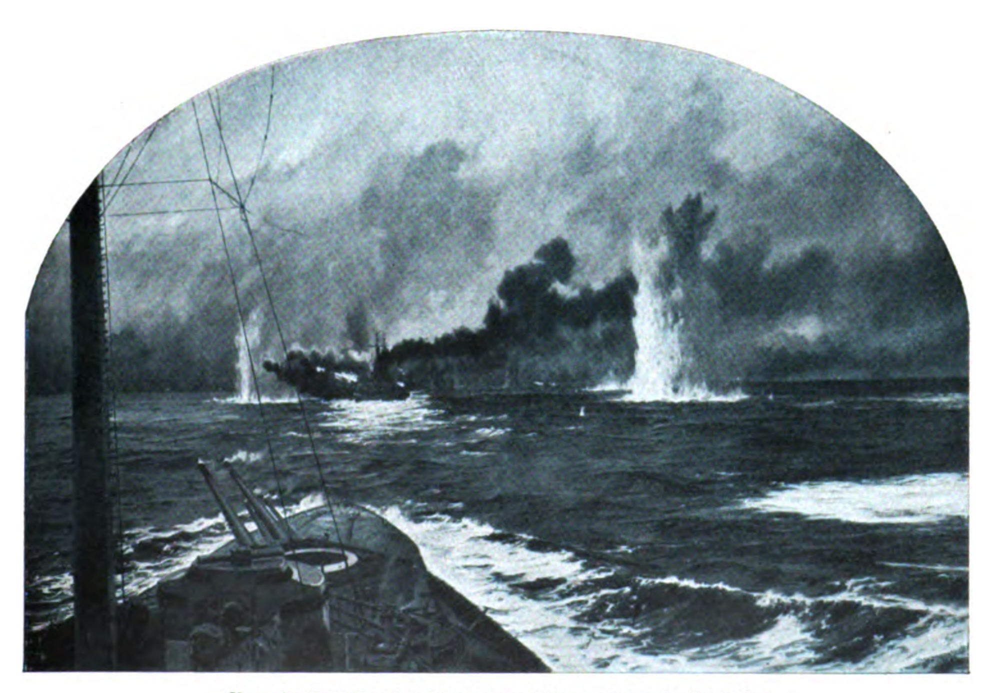


Neuzeit: Erich von Drygalski mit der „Gauß" im Südpolargebiet

Dingen mehr der tiefe Sinn des königlichen Kaufmanns. Neuyork mit seinen Wolkenkratzern, der gewaltigen Brooklyn-Brücke, dem rein praktischen Amerikanertum zeigt das unruhige, hastige, jagende Leben, gestützt auf größte Technik moderner Riesenstädte. Es ist die Neue Welt.

★

Sieht man Bilder aus der Hand eines ausgezeichneten Marinemalers, so glaubt man unwillkürlich, ihr Schöpfer müsse von der Wasserkante stammen. Bei Claus Bergen, dem Münchner Marinemaler, der zu den allerbesten seines Faches in dieser Zeit gehört, trifft diese Vermutung nicht zu. Er hat erst in Zeiten menschlichen und künstlerischen Reifens das Meer kennengelernt. Aber dieser starke Eindruck hat seine Kunst auf neue Bahnen geleitet und aus dem Maler von Moor und Heide, von Alpen und Wäldern den hervorragenden künstlerischen Schilderer der See ge-



Neuzeit: Die Seeschlacht vor dem Skagerrak am 31. Mai 1916

macht. Am Nesenbach, in Stuttgart, stand seine Wiege. Als Sohn des bekannten Malers und Illustrators Fritz Bergen ist er am 18. April 1885 geboren. Bald folgte die Übersiedelung der Eltern nach München. Daß er einmal, gleich seinem Vater, Maler werden würde, war für ihn von jeher etwas Selbstverständliches. Die Bedenken und Hemmungen, die einem Sohn aus bürgerlicher Umwelt wohl in den Weg treten, wenn er Künstler werden will, fielen bei ihm weg. Vielmehr führte ihn sein Vater selbst in die Anfänge der Kunst ein und schickte ihn zu gegebener Zeit (nachdem die Studien an der Mittelschule sich als recht wenig fruchtbar für Claus Bergen erwiesen hatten) in die Zeichenschule von Weinhold, der ein vortrefflicher Lehrer war, von dem sich in der Münchner Sezessionsgalerie noch eine Anzahl erstaunlich sicherer und stimmungsvoller Aktzeichnungen erhalten haben. Da aber Bergen sich mehr zur Landschaft als zum Figurenbild hingezogen fühlte, ging er bald mit Professor Strützel zum Landschaften ins Dachauer Moos, bildete sich bei Professor Peter Paul Müller in der Landschaftsmalerei weiter und landete endlich auf der Akademie in der Klasse von Karl von Marr, der ihm ein außerordentlich fördernder Lehrer war. Damals, in den Zeiten der Marr-Klasse, entdeckte Bergen für seine Kunst die Lüneburger Heide, die ihm einen Vorgeschmack seines bald einzigen und ausschließlichen Arbeitsfeldes, der See, gewährte. Auf einer Reise nach Helgoland lernte Claus Bergen das Meer kennen; er verliebte sich sogleich leidenschaftlich in die Motive, denen seitdem, in der Arbeit von zwei Jahrzehnten, all sein Sinnen, Schaffen und Bilden gehört. Marr empfahl ihm die Küste von Cornwall als Studienrevier, bald kam auch die deutsche Nordsee dazu, und enge Verbindungen, die sich zum Norddeutschen Lloyd und zur Reichsmarine ergaben, förderten den Künstler weiterhin überaus, brachten ihm eine immer tiefere Kenntnis des Meeres und seiner Bezwinger. Im Weltkrieg war Claus Bergen Kriegsmaler bei der Marine, machte auch U-Bootsfahrten mit und wurde so der berufene Maler, die riesige Schlacht vor dem Skagerrak am 31. Mai 1916 im Monumentalbild darzustellen. Indessen ist Claus Bergen, der seinen Wohnsitz in München beibehielt, der ein hochgeschätztes Mitglied der Münchner Künstlergenossenschaft ist und dessen Bilder im Münchner Glaspalast längst an bevorzugtem Platze gezeigt werden, nie im Stofflichen befangen. Es ist ihm nicht das Ziel aller Dinge, sondern höher als alles steht ihm die Kunst, die es ihm erst erlaubt, das, was er liebt, seinen Mitmenschen schaubar zu machen.

Georg Jacob Wolf.



Neuzeit: Der Hafen von Neuyork von Brooklyn aus gesehen. 1925

Haben wir einen neuen Stil?

Von Regierungsbaumeister Gustav Langen

Eine namenlose Unruhe geht durch alle Erscheinungen unserer Gegenwart. Alle Menschen zwischen 50 und 70 Jahren wissen, daß alte Lebensformen lautlos starben. Sie schauen zusammen mit den jungen Bubiköpfen, die unter uns aufwachsen, voll Spannung in eine Zukunft, von der sie alles erwarten müssen. Sie sind wie Reisende, die ihr Gepäck verloren haben und ihre Erinnerungen, wie Auswanderer, denen das Ufer entschwand und die vorwärts müssen, weil sie nicht zurückkönnen.

*

Etwa in diesem Zustand kamen Männer zu mir, und wie vor 2000 Jahren einer fragte: „Was ist Wahrheit?", so fragten sie heute: „Haben wir einen neuen Baustil?" Beide Fragen sind urverwandt. Denn nur wo wir eine große, allen sichtbare oder fühlbare Wahrheit haben, kann eine gemeinsame Form werden. Die Gesamtform einer Zeit ist ihr Stil, und der monumentale Ausdruck des Zeitstils ist der Baustil.

Die meisten Menschen, und nicht nur die Laien, denken beim Baustil fast nur an die Form. Sie lesen aus Spitz- und Rundbögen, gedrungenen und schlanken Säulen, aus Wänden, Giebeln und Türmen, besonders aber aus dem Schmuck, den ein Bauwerk trägt, einen Stil heraus. Diese Erkenntnisbrille zeigt uns das Ornament an den Bauten wie das Wellengekräusel auf dem Meer der Zeit, das wechselnde Spiel und Rankenwerk, mit dem die einzelnen Stile sich schmückten, und das zu allen Zeiten viel schneller verblühte und neu ausschlug als der eigentlich wesenhafte Stil selber. Gesetzt den Fall, die Chinesen würden später einmal auf der Stelle des einstigen Berlin Ausgrabungen veranstalten — würden sie an unserem Ornament erkennen, daß wir heute einen neuen Baustil haben gegenüber dem Jugendstil von 1901? Zweifellos, ja! Auch wir sind kenntlich an unserem Ornament. Ein wenig Rokoko, ein wenig Ostasien, ein wenig Gotik zwar, aber doch mit eigener Linie, herb, zackig, elegant, launisch spielt unser Ornament charakteristisch und treffsicher wie ein neuer Tanz zwischen den ernsten, strengen Linien unserer neuen Bauwerke, oder es hält sich ganz zurück, und auch das ist charaktervoll. Jedenfalls, wo es ist, da ist es überpersönlich geworden.

Wir haben im Ornament ein stillschweigendes Übereinkommen, und das ist Stil.

Neulich verkündete ein hervorragender Künstler, daß das Ornament nur eine Handelsmarke sei, ein Warenzeichen, das der Händler wünsche, um den Umlauf von Novitäten zu beschleunigen. Er verbannte das Ornament in den tiefsten Höllenschlund. Der neue Stil sei ornamentlos. Ist das nicht ein bißchen ungerecht? Man soll dem Kind im Künstler das Spielen nicht verbieten. Das Ornament ist kein Warenstempel, sondern eine feine Prägung, ein Mikrokosmus, es ist das Exlibris, das unsere Zeit an ihre Werke heftet. Trotzdem hatte jener Künstler recht, wenn er sich ein Museum der konstruktiven Form wünschte, ohne jedes Ornament, denn wenn wir den Stil als Ganzes nehmen, so ist das Ornament nur Beiwerk, und erst die Konstruktion führt uns ins Wesenhafte.

*

Die Konstruktion hat es mit den harten, schweren Massen zu tun. Sie ist das Männliche im Stil, voll systematisch geordneter Erfahrung und Berechnung. Tausende und Hunderttausende kräftiger Arme müssen sich regen, um die Massen des Baustoffes herzurichten und zu türmen. Bauwerke wachsen in Jahrzehnten, ja oft in Jahrhunderten erst aus der Kraft der Wirtschaft hervor. Hinter dieser Kraftleistung muß ein Wille stehen. Die Richtung dieses Willens und der Eigenwille des Materials, die miteinander streiten, ergeben den Stil. Die Holzbaustile des Deutschen und des Norwegers, des Russen und des Chinesen sind bei aller Gleichheit des Materials völlig verschieden. Man kann alle Baustile durch die Brille der Konstruktion sehen. Doch ist das eine Einseitigkeit der Einstellung, die eine eigentümliche Ähnlichkeit hat mit der einseitigen Betonung des Sports in unserem heutigen Leben. Auch das Leben läßt sich nach Form, Konstruktion und Seele betrachten. Das gesellschaftliche Zeremoniell des Rokoko können wir mit dem Ornament eines Baustiles vergleichen, der moderne Sport, der unser Volksganzes wieder gesund und tragfähig machen möchte und weder Gesellschaftsform noch Geist achtet, ist konstruktive Arbeit am Volkskörper, aber den Geist, die Seele haben wir erst, wenn unser Volksleben als Ganzes wieder ein Kunstwerk der Lebenskunst geworden ist mit festen Formen für das körperliche und geistige Dasein.

Doch wir greifen vor. Unsere zweite Frage, ob wir einen neuen Baustil vom Standpunkt der Konstruktion aus haben, ist noch nicht beantwortet. Wir müssen dazu fragen, ob wir überhaupt neue Konstruktionen und Konstruktionsmöglichkeiten besitzen. Seit Jahrtausenden waren alle Baustile eine immer Neues hervorbringende Variation auf das Thema: Holz und Stein. Abgesehen von einigen Verirrungen ging die Entwicklung ihren ruhigen, folgerechten Weg. Da traten zum erstenmal in der

Menschheits- und Baugeschichte im Laufe des vorigen Jahrhunderts unerhört neue Konstruktionsmittel auf den Plan, brachen, teils zerstörend, teils neu belebend, in das alte Gefüge des Bauens ein und vernichteten tausendjährige Grundsätze. Es waren das Eisen, der Beton, der Eisenbeton und das Glas. Wie die Wölbtechnik in der griechischen Baukunst, so hatten diese Stoffe geschlummert und ein konstruktiv belangloses Nebendasein geführt, um sich im Zeitalter der Kohle und des Eisens riesenhaft aufzurecken. Es fing allmählich an. Wir kennen alle die Vernichtung schöner Straßen- und Städtebilder durch die Laden- und Schaufenster-Einbauten mit Eisenträgern und großen Glasscheiben. Wir kennen die Häßlichkeiten verlogenen Bauens in den siebziger Jahren und haben sie als Vernichtung aller Baukultur empfunden. Damals ging das Handwerk, der Stolz des Mittelalters, innerlich zugrunde. Die Maschine verdrängte die Hand. Mit der Maschine setzte die große Spaltung ein zwischen Kapitalistentum und Proletariat.

Alle diese Erscheinungen hängen aufs engste zusammen. Sie zeigen das Gesamtbild einer geologischen Spalte und Verwerfungslinie erster Ordnung, die unerhört ist in der Menschheitsgeschichte. Auch die Bauentwicklung wird hier Bruchfeld und Schutthalde. In unheimlich unfruchtbarem und unrettbarem Strudel drehen sich die Zerrbilder nachgeahmter Stile umeinander, Jahrzehnt um Jahrzehnt ohne Fortschritt, wie im Wahnsinn. Niemand weiß eine Erklärung, der einzige Glaube ist der an den Verfall der Baukunst.

Wohl gibt es ebenso tüchtige Architekten wie zu anderen Zeiten, aber was kann der einzelne Kopf, wenn die Hand des volksmäßigen Schaffens erlahmt ist? Es herrscht der unglückselige Zustand einer Nachahmung alter Stile mit neuen Konstruktionssurrogaten und neuer Konstruktionen mit alten Formsurrogaten, und mit unerbittlicher Folgerichtigkeit steht der eherne Satz da, daß niemand ungestraft die Dreieinigkeit der Baukunst verletzt: die Form, das Gefüge und den Geist.

Nun aber ist eine Klärung eingetreten. Konstruktiv sind wir durch den Strudel der Unsicherheit hindurch.

Wie in den vergangenen Jahrtausenden die Holz- und Steinkonstruktionen, so sind nach langem Tasten heute die Eisen-, Glas-, Beton- und Eisenbetonkonstruktionen ehrlich geworden. Ihre unbegrenzten Möglichkeiten stehen für neue Aufgaben bereit.

Zwar machen diese Konstruktionen noch manche unbeholfenen Sprünge grotesker Kraftentfaltung ohne Sinn, wie junge Füllen, die nicht recht wissen, was sie mit ihren Gliedern machen sollen — aber es ist unbestreitbar: wir haben mit den neuen Konstruktionen die Voraussetzungen für einen neuen Baustil ganz großen Formats, wir stehen an der Schwelle unerhört neuer Entwicklungen. Eine Weltepoche mit völlig neuen Ausblicken hat ihre Tore geöffnet, und wir wissen schon heute, daß sie ihren Baustil finden wird, dessen Konstruktionselemente wir annähernd überblicken.

Die Klärung der neuen Konstruktionen wird auch eine Reinigung der alten Bauweise mit sich bringen, und dann wird es eine Frage des Taktes, der Zweckmäßigkeit und einer neuen Lebenskultur sein, zu entscheiden, ob alte und neue Bauweisen nebeneinander bestehen können, wie sie sich charaktervoll in die verschiedenen Bauaufgaben teilen und zum baulichen und städtebaulichen Ausdruck von Lebensanschauungen und Lebenskultur werden können.

Aber auch darüber wollen wir uns klar sein: Bau w e i s e ist noch nicht Bau s t i l.

Mit der neuen Behandlung flacher Dächer, mit der Koketterie weit ausladender Betonplatten und mit der Geste breiter, ungeteilter Fenster, mit dem Abschwören jeden Ornaments und seinem Ersatz durch glatte Reklamebänder, mit der Ausbildung großer einheitlicher Gebäudeblocks statt einzelner Häuser, mit Geschäftsgebäuden und Turmhäusern, Bahnhofshallen und großflächigen Industriebauten schaffen wir noch keinen Baustil.

Dazu brauchen wir außer der Wiedergewinnung der formbildenden Kraft und der Klärung des konstruktiven Gefüges erst noch den Neubau unserer Kultur aus dem Fundament der Wirtschaft durch die Stockwerke eines gesunden sozialen Aufbaues bis zu den Höhen des Geistes.

Da wir den Begriff des Baustils aus der Geschichte haben, müssen wir uns auch aus der Geschichte belehren lassen, was ein Baustil ist, vom Standpunkte des Geistes aus betrachtet.

★

Die Seele der Völker hat sich in Liedern ausgesungen, in der Sprache geformt, in allen Künsten verkörpert, aber nirgends so gewaltig wie in ihren Bauten.

Gehen wir alle großen Stile der Geschichte durch — überall erhebt sich über einem wohlgegliederten Unterbau profaner Zwecke des Wohnens, des Handels und Gewerbes die Idee des Staates und der Gottheit, und in ihrer Verkörperung reifen dann auch Form und Konstruktion, Gebäudeanlage und Stadtplan zum großen Stil sich aus.

Wir übersehen mit Recht den Unterbau und schauen auf die Höhen der Entwicklung, wenn wir von Stil sprechen.

So sehen wir die Paläste, Tempel und Pyramiden Ägyptens, die Gymnasien, Gerichtshallen und Theater Griechenlands gekrönt von den Tempeln des Lichtes und der Harmonien, wir sehen die Foren Roms, die Thermen und Arenen als Ausdruck der Staatsgewalt und der Volksmasse und in

den Tempeln jene eigenartige Verschwisterung von Kaisertum und Gottheit, die Vergötterung des Irdischen und die Verweltlichung des Göttlichen, die der ewigen Stadt ihr Gepräge gibt. Welch beseeltes Wunder ist die heiter-heilige Baukunst deutschen Kaisertums im Mittelalter mit ihren Pfalzen, Burgen und Domen, wie ist das gewachsen aus Wald und Fels, und wie fängt dieser Baustil die Seele der deutschen Landschaft ein! — Und dann kommt der letzte der großen Baustile, der noch alles durchdringt, von der Truhe im Keller bis zur Kreuzblume auf dem Turm, jenes Gesamtkunstwerk des bürgerlichen und kirchlichen Lebens, das wir in der Stadt des Mittelalters bewundern.

Das Wesentliche aber ist die Durchdringung des wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Lebens, die uns überall das Ganze empfinden läßt, ob wir nun auf der Stadtmauer, in Werkstatt oder Speicher, in Kloster oder Kirche stehen oder in einer der vielen sozialen Stiftungen jener Zeit. Über dem allen, auch über dem Elend und den Finsternissen, schwebt ein warmer Glockenton — der Wille zum Geist!

Unsere Wirtschaft, unsere sozialen und hygienischen Einrichtungen, unser Kunstbetrieb mag jene Zeit hundertfach übertreffen, und doch ist unser Leben ein armseliges, kulturloses Chaos gegenüber der einheitlichen Größe und dem geschlossenen Stil jener Daseinsform.

Wer wagt es, heute von Lebensstil, von Baustil zu sprechen? Wer von einer Wirtschaftsordnung, von sozialem, harmonischem Aufbau, vom Willen zum Geist?

★

Gewiß, auch wir haben Neues.

Unserer Zeit blieb es vorbehalten, die hygienischsten Schlafzimmer, die komfortabelsten Badezimmer, die raffiniertesten Klosetts, die praktischsten Küchen, die besten Kartothekkästen, die bequemsten Klubsessel, die größten Fensterscheiben und die bestisolierten Wände zu schaffen.

Das ist nicht zu unterschätzen, aber solch ein Maschinenhaus als Denkmal eines neuen Stils zu preisen, das geht zu weit.

All diese Errungenschaften des neuen „Lebensstils“ haben mit der Entwicklung des Geistes, die unser Ziel ist, nichts zu tun.

Ja, es ist die Frage, ob sie sich nicht im entgegengesetzten Sinne einer wahren Stilbildung bewegen, fort von der Spitzenleistung, hin zur Verflachung. Es ist die Schicksalsfrage nach der Geltung des aristokratischen oder des demokratischen Prinzips, die sich hier auftut.

Die Wunderwerke der alten Baustile sehen wir herausgeschleudert aus den Niederungen des täglichen Lebens, mit Schmerzen geboren aus der Not und der Sehnsucht der Völker, unerhörte Kraftanstrengungen der Wirtschaft, des sozialen Lebens und des Geistes. Spitzenleistung ganzer Völker bei einfachster Lebensweise des einzelnen — das ist Kultur. Durchschnittsleistungen im ganzen bei Wohlleben des einzelnen und der Masse — das ist Zivilisation.

Unsere wirtschaftliche Kraft versandet in alltäglichen Genüssen und Vergnügungen. Dafür haben frühere Zeiten Tempel und Dome gebaut.

Der Speisezettel Karls des Großen befriedigt heute keinen Arbeiter mehr — zu viel Hirsebrei, zu wenig Braten —, und die Wohnung Dürers würde heute jedes Dienstmädchen entrüstet zurückweisen — zu harte Holzmöbel, zu niedrige Räume, zu kleine Fenster — und welcher Gelehrte von Rang begnügt sich heute mit Goethes Schlaf- und Arbeitszimmer! Rembrandt liefert heute die Schnelldruckpresse in jedes Bauernhaus, und Beethovensche Symphonien werden im Radio serviert. Dieser Weg zur demokratischen Verflachung alles Besonderen, zum materiellen Wohlleben des einzelnen mag in die breiten Gefilde künftigen Behagens der Menschheit führen, aber zu den steilen Höhen des Geistes führt er nicht.

Er führt auch nicht zum neuen Baustil.

Vom komfortablen Wohnhause aus, in dem wir Genüsse konsumieren, rollen wir die Stilfrage nicht auf, auch nicht vom Industriebau, in dem wir sie fabrizieren, auch nicht vom Warenhause her, in dem wir sie feilbieten. Diese Tempel der Schnürsenkel und Konservenbüchsen, die sich an unseren schönsten alten Plätzen breitmachen, diese Palast-Cafés, auch wenn sie die ersten Künstler beschäftigen, können uns den neuen Stil nicht bringen. Denn der kommt nicht aus Ornamenten und Konstruktionen, aus Eisenträgern, Betonplatten und Glasscheiben, sondern aus den großen Gedanken der Lebensordnung, mit denen wir die künftigen Stätten unserer Arbeit und unserer Erholung, die Wohnungen für unser körperliches und seelisches Dasein gestalten.

Der neue Stil kommt aus dem Willen zum Geist, mit dem wir den unendlichen Inhalt unseres heutigen Gesamtlebens zu einem wohlgegliederten, harmonischen und durchgeistigten Ganzen formen, um danach einst Städte zu bauen und unser ganzes Land zu gestalten, wie es die Antike und unser deutsches Mittelalter vermochten.

Jedes Volk hat in seinen Bauten seine stärksten und besten Kräfte gestrafft und in seinem Baustil die höchsten Ideale verkörpert.

Ob wir einen Baustil haben werden, das hängt davon ab, ob wir uns auf das besinnen, was unser Bestes ist.

Unser Bauen war seit den letzten Jahrzehnten der Spiegel unseres materialistischen Denkens. Die Ehrfurcht, die sich in unseren Bauten ausdrückt, war die Ehrfurcht vor dem Aktienkapital der Industriewerke, der Banken und Warenhäuser oder die Ehrfurcht vor dem großen Götzen Verkehr, mit

der wir unsere Bahnhofshallen wie Dome wölbten. Die Grundforderungen unseres Bauens waren die des Materialismus: praktisch und hygienisch. Die Schönheit des Bauens entwuchs entweder der vornehmsten Form der Reklame oder dem persönlichen Bedürfnis des Architekten nach möglichst anständiger Gestaltung. Der einzelne Architekt versuchte, immer wieder zu retten, was zu retten war, aber sein Bestes blieb unausgeführt in den Mappen, denn Großes bauen kann nur ein Volk, nicht der einzelne.

An jeder einzelnen Bauaufgabe und der Art, wie unsere Zeit sie ausführte, fehlt das Beste: die Beziehung zum Ganzen unseres Daseins, die Einordnung und Einstufung nach dem inneren Wert des Gebauten zu dem, was ihm vom Standpunkte des Geistes unter- oder übergeordnet ist.

Hier liegt das Geheimnis der Schönheit mittelalterlicher Städte.

Unsere Schulen sind vielstöckige Lernfabriken in Staub und Verkehrslärm, ihre Freiflächen eng wie Hühnerhöfe, statt Pflanzstätten der Jugend zu sein, wie Goethe und Fichte es gefordert haben. Unsere Wohlfahrtsanstalten sind bestenfalls hygienische Betriebe, verzettelt im Pavillonsystem wie falsche Villenkolonien, fern vom geschlossenen Frieden der alten Beginenhöfe, in deren einheitlicher Gestaltung eine heute vergangene Zeit sich selber ehrte.

Was hat das mittelalterliche Lübeck aus einem Altersheim gemacht! Welch anständige Gesinnung, den Alterchen, die zu nichts mehr nütze waren, ihre kleinen Küchen und Kämmerchen zu geben unter dem großen schützenden Dach und davor einen Andachtsraum zu legen, der zum Schönsten gehört, was die Gotik schuf, mit den besten Werken des Handwerks und der Kunst. Mochten die Leutchen das verstehen oder nicht, es kam auf die Gesinnung derer an, die dieses Heilige-Geist-Spital bauen ließen.

Unsere Kasernen waren gebaut wie Sträflingsanstalten, unsere Krankenhäuser, wundervoll hygienisch, sind das Abbild der materialistischen Auffassung, die den Menschen als Maschine mit Maschinen kuriert und mehr erwartet von der Diät des Magens als von der Diätetik der Seele. Sie sollen nichts aufgeben vom hygienischen Betrieb, aber ihre Baugestaltung ist noch weit entfernt von jenem Stil, der der Seele des einzelnen und dem Ideal der heilenden Menschheit gerecht wird. Unsere Friedhöfe sind ein Greuel, wo nicht ein künstlerischer Diktator der kulturlosen Masse seinen Willen aufgezwungen hat. Sie sind ein Abbild der Zusammenhanglosigkeit, Kulturlosigkeit oder Eitelkeit alles heutigen Bauens.

Baukultur ist Volkskultur, und wir werden solange die Hoffnung auf einen Baustil aufgeben müssen, solange nicht ein Wille, ein Geist, eine Sehnsucht nach Gestaltung unseres Daseins alles Bauen in eine große Linie zwingt.

Die Hoffnung auf diese magnetische Gleichrichtung der Menschen zu einem höchsten Ziel ist keine Utopie.

Zu allen Zeiten haben Stürme des Geistes die Völker ergriffen, die Pole des Willens gerichtet und damit den großen Stil des Lebens und des Bauens geschaffen. Auch wir spüren ein Wehen des Geistes, Vorboten, die in Jahrzehnten den Sturm bringen können.

Stil wächst aus Stolz.

Auch wir werden wieder eine geistdurchwobene Kultur bauen und auf sie stolz sein.

Dann haben wir den Stil.

Das viele Mißbaute braucht uns nicht zu erschrecken. Wir haben die Kräfte, es umzubauen. Die Kräfte der Zerstörung, die wir erlebten, können zu Kräften des Aufbaues werden. Kühnste technische Träume sind erfüllt. Auch die Träume des Geistes werden sich erfüllen, und ihre Vorboten sind die Träume der Gestaltung, mit denen begnadete Architekten uns Bilder einer besseren Zukunft entwerfen werden.

In Babylon schuf man sich künstliche Berge, um Heiligtümer auf ihnen zu errichten und das Planetarium des gestirnten Himmels zu verehren. Das Berlin von heute setzt das Planetarium neben das Affenhaus!

Aber es wird eine Zeit kommen, da wird sich über den Turmhäusern des Geschäfts das Turmhaus des Geistes gewaltig erheben, und über dem Dunst der Städte werden wir wieder die Sterne sehen und die Sonne grüßen!

Wir Heutigen aber sollen arbeiten ohne Ungeduld. Jeder gute Gedanke und jedes gute Wort baut an der besseren Zukunft. Die Zeit wird sich erfüllen, und dann wird der Baustil da sein, geschaffen von Kräften, die, wie alle großen Künstler, feurigen Geistes und reinen Herzens sind.

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Erinnerungen an Leipzigs medizinische Größen

Von Prof. Dr. Wilhelm His

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Gedanke der deutschen Einigung im Bürgerstande immer mehr um sich griff, saßen in Leipzig dessen hervorragendste Vertreter und gruppierten sich um Gustav Freytags „Grenzboten". Die Lage der Stadt im Herzen des künftigen Deutschlands, die Regsamkeit ihres geistigen und künstlerischen Lebens ließ erwarten, daß nach der Einigung Leipzig der intellektuelle Mittelpunkt des neuen Reiches werden würde. Es kam freilich anders; nach 1871 mußte Leipzig die Führung abgeben. Die Literatur wurde durch Rudolf v. Gottschall repräsentiert, den kenntnisreichen aber altmodischen Kritiker, das Gewandhaus leitete der feinsinnige Carl Reinecke, der aber weder zu Wagner noch zu Brahms hinneigte; in der Oper wurden die Wagnerschen Werke nur unter anfänglichem lebhaftem Protest eingeführt, das Schauspiel blieb in altgewohnten Bahnen, bis spät, 1897, eine sehr inoffizielle „Literarische Gesellschaft" unter Führung Carl Heines Maeterlink, Hauptmann, Ibsen und Strindberg trefflich aufführte. So konnte ein boshafter Kritiker sagen: Leipzig ist eine Stadt, die eine große Zukunft hinter sich hat.

Das Urteil war aber ungerecht. Was man künstlerisch versäumte, wurde anderwärts reichlich gutgemacht. Der Buchhandel schuf seine vollendete Organisation, Industrie blühte allenthalben auf, unterstützt von der weitsichtigen Leitung der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, und vor allem konnte die Universität dank der Einsicht der Regierung und des lebhaften Interesses der beiden Könige Johann und Albert mit Kräften besetzt werden, die sie auf Jahrzehnte zur leitenden Anstalt Deutschlands machten. Namentlich die juristische und medizinische Fakultät waren einzig in ihrer Art. In der ersten lehrten der Pandektist Windscheid, der Strafrechtler Binding, der Kirchenrechtler Friedberg, der vielseitige Wach, der Nationalökonom Roscher.

Nicht minder bedeutend war die medizinische Fakultät. Meine alten Lehrer waren von solcher Bedeutung und Eigenart, daß einige Zeilen der Erinnerung noch heute auf Teilnahme rechnen können.

Die interessanteste Persönlichkeit war wohl Carl Ludwig. Geboren 1816 im hessischen Witzenhausen hatte er in Zürich, dann am Josephinum in Wien gelehrt und wurde 1865 nach Leipzig berufen. Hier erregte nicht geringes Erstaunen, daß er ein eigenes Institut beanspruchte und es mit einer Dampfmaschine versehen ließ, die in jedem Arbeitsraum eine Transmission in Bewegung setzte. Die Physiologie, die Lehre von den Verrichtungen des Körpers, war bisher mit der Lehre vom Bau, der Anatomie, gemeinsam betrieben worden. Ludwig ging davon aus, die Lebensvorgänge seien Äußerungen von Kräften, die in Raum und Zeit sich bemerkbar machten, und deren Wirkung daher graphisch dargestellt werden könne. Sein Hauptinstrument war das Kymographion, eine bewegte Schreibfläche, auf der die Bewegungen mittels eines Schreibhebels in Kurven aufgezeichnet wurden. So wurde durch Ludwig die Bewegung des Herzens und ihre wunderbare Regulation, das Strömen des Blutes, die Tätigkeit der Eingeweide und der Drüsen und ihre Regelung durch das Nervensystem aufs genaueste verfolgt. Gewiß war Ludwig nicht der einzige in diesen Bestrebungen; Helmholtz, Ad. Fick, Dubois-Reymond und andere gingen ähnliche Wege. Aber Ludwig war der große Methodiker, der für jede Aufgabe eine Lösung fand, und diese Begabung war es, die ihm die große Zahl der Schüler zuführte. Viele deutsche, fast alle englischen, amerikanischen und russischen Physiologen sind durch seine Schule gegangen; er war fast ein Menschenalter hindurch ein wahrer „Praeceptor mundi".

Ludwig verkörperte den Typus des strengen, vornehmen Akademikers. Groß, hager, das scharfgeschnittene Gesicht glatt rasiert, flößte er schon durch sein Äußeres Respekt ein; man konnte sich nicht vorstellen, daß jemand vor ihm die Achtung versäumt hätte. Sein Vortrag war sachlich, klar, kein Wort zu wenig, keines zuviel; dennoch hörten die Studenten seine Vorlesung zwei- und dreimal. Aber Ludwig hatte auch einen sarkastischen Witz. Eines Tages zeigte er einen Frosch, dem das Großhirn entfernt war. Das hat beim Frosch sehr geringe Folgen; das Tier hüpfte munter auf dem Tisch herum und

fiel schließlich zu Boden. Alles lachte. Da sagte Ludwig: „Da sehen Sie, meine Herren, wie wenig Gehirn dazu gehört, eine Menschenmenge zum Lachen zu bringen."

Ludwig besaß eine sehr breite Allgemeinbildung; den trefflichen Kultusminister von Falkenstein beriet er weit über sein Fachgebiet hinaus. In seinen letzten Jahren vertiefte er sich in die Schriften des heiligen Augustin und liebte es, Gespräche mit Zitaten aus diesem größten Genie der Christenheit einzuleiten.

Ludwig starb 1895; sein Nachfolger wurde Ewald Hering, ein nicht minder bedeutender und selbständiger Geist, dessen Leipziger Wirksamkeit aber außerhalb der hier zu schildernden Periode fällt.

Zwei Jahre nach Ludwig wurde der Chirurg Carl Thiersch berufen. War Ludwig die bedeutendste, so war Thiersch wohl die populärste Persönlichkeit der Fakultät. Er verdankte dies seinem schlagenden Witz, von dem noch zahllose Beispiele in Leipzig umlaufen; nicht minder aber auch der Liebe und Sorgfalt, die er jedem seiner Kranken widmete. Besonders die Kinder waren seine Lieblinge; jedes kannte er mit Namen und verfolgte seine Schicksale, dafür war aber auch der „Geheimrat" der Abgott der kleinen Patienten.

Thierschs Name bleibt mit zwei großen Entdeckungen verknüpft: die eine ist die Entstehung des Krebses aus dem Epithel, d. h. der äußeren oder inneren Bedeckung des Körpers; die zweite, praktisch wichtigere, ist die Thierschsche Transplantation, d. h. die Erkenntnis, daß zur Bedeckung großer Wunden mit Haut eine ganz dünne Schicht genügt, die von gesunder Hautstelle ohne große Verletzung abgeschält werden kann. Aber sein Verdienst um die Chirurgie geht weiter: er war, mit Volkmann und Nußbaum, einer der ersten, die die Listersche Antisepsis aufnahmen und durchführten. Dies ist um so bemerkenswerter, als in England selbst die Chirurgen nur langsam und zögernd an Listers Verfahren herangingen. Aber die Erfahrungen im Kriege 1870/71 hatten Thiersch, als beratendem Chirurgen beim sächsischen Armeekorps, dessen Überlegenheit deutlich erkennen lassen.

Bahnbrechend wurde Thiersch auf dem Gebiete des Krankenhausbaues. Bisher hatten in allen Krankenhäusern die Wundinfektionen, Rose, Hospitalbrand, Blutvergiftung derart geherrscht, daß jede Operation ein Kampf auf Leben und Tod wurde. Im amerikanischen Sezessionskriege war zuerst bemerkt worden, daß Verwundete, die in luftigen Notbauten verpflegt wurden, weit weniger befallen wurden, als die Insassen massiver Hospitäler. Daraufhin waren in England und Amerika einige Spitäler mit Holzbaracken versehen worden. Thiersch aber entwarf den Plan, das gesamte neu zu erbauende Leipziger Stadtkrankenhaus zu St. Jakob aufzulösen in eine Reihe ebenerdiger, über einen Park verstreuter Baracken. Dies forderte allerlei Widerstände heraus, um so mehr, als der Bau zwar auch Unterrichtszwecken diente, aber von der Stadtverwaltung zu erbauen war. Von seinen Kämpfen erzählte Thiersch gern und launig, etwa wie er im Schwimmbad hörte, daß in einer Nebenzelle einige Stadtverordnete über die fremden Professoren schimpften, die immer mit neuen Ideen kämen und der Stadt viel Geld kosteten: „Was blieb mir übrig? In Badehose stellte ich mich ihnen vor und belehrte sie eines Besseren." Die Einsicht des Oberbürgermeisters Stephani überwand alle Hindernisse und so entstand eine Anlage, die für alle späteren Krankenhausbauten Vorbild geworden ist.

Thiersch war der Sohn des bekannten Philologen, Griechenfreundes und Erneuerers des bayrischen Schulwesens, der, geborener Thüringer, in München eine einflußreiche Wirksamkeit gefunden hatte. Er war verheiratet mit einer Tochter des Chemikers Justus von Liebig, einer Frau, die ihre Schönheit und Jugendlichkeit bis ins höchste Alter bewahrt hat. Gelegentlich einer Feier stellte er sie König Albert vor. Galant meinte dieser, man müsse fragen, welche die Mutter, welche die Tochter sei. „Majestät," erwiderte Thiersch, „die ältere ist die Mutter, die jüngere die Tochter." Dergleichen durfte sich Thiersch erlauben; seit den Kriegszeiten stand er beim König in hohem Ansehen. Er hatte, wie Ludwig, eine imponierende Gestalt, die mit den Jahren immer eindrucksvoller wurde; er teilte mit Ludwig die hohe Auffassung des akademischen Berufes, die Abneigung gegen Schein und Mache; er besaß aber in hohem Grade die Kunst, das mögliche zu erkennen, Auswege zu finden, Menschen zu gewinnen. Auch er war allgemein gebildet; noch heute lesenswert ist ein Vortrag über „Das Medizinische im Hamlet". Als Koch sein Tuberkulin bekanntgab und eine Welle hoffnungsvoller aber kritikloser Begeisterung die Welt überschwemmte, präzisierte Thiersch in einem Vortrage das, was etwa zu erwarten wäre, mit solcher Sicherheit, daß wir seine Ausführungen noch heute unterschreiben könnten.

Der dritte, dem Zeitalter der Berufung nach, war der Anatom Wilhelm His. Er stammte aus Basel und hatte dort, 27jährig,

die Professur für Anatomie und Physiologie übernommen. Der heutigen Generation wird unglaublich erscheinen, daß er für die beiden Disziplinen zwei Räume hatte, von denen der eine zugleich Hörsaal für die 15 bis 20 Studenten war, dazu ein Stück Korridor und die Hälfte eines Dieners. Er sammelte, schnitt, färbte, zeichnete, photographierte, modellierte seine Präparate selber, unter geschickter Benützung jedes „Zeitschnitzels“ mit solchem Erfolg, daß er 1872 nach Leipzig berufen wurde.

In Leipzig fand er ähnlich enge Verhältnisse vor, unter denen sein berühmter Vorgänger E. H. Weber gearbeitet hatte, zugleich aber den Auftrag, ein neues Institut für Anatomie zu entwerfen. In Voraussicht der kommenden Frequenz plante er es so großzügig, daß es für mehr als dreißig Jahre völlig ausreichte. Vieles war neu und vorbildlich: der amphitheatralisch aufsteigende Hörsaal, das Konservierungsverfahren für Leichen, die Einrichtungen für Hilfsmethoden, namentlich Photographie. Den hohen Schornstein der Zentralheizung bemängelte die Bürgerschaft als „Leichenverbrennungsofen“. His' Lebensarbeit war die Entwicklungsgeschichte des Menschen, die Aufdeckung des Geheimnisses, wie aus einer befruchteten Eizelle der komplizierte Organismus des Erwachsenen entsteht.

Das Material früher menschlicher Entwicklungsstadien, wie es bei Abort gelegentlich entleert wird, mußte durch Umfrage bei Ärzten allmählich gesammelt werden; die mikroskopische Untersuchung verlangte Zerlegung in feinste Schnitte und Färbung mit Karmin, später mit den neu aufgekommenen Anilinfarben; aus diesen flächenhaften Bildern gewann His die körperliche Gestalt durch ein Modellierverfahren, das er mit Meisterschaft handhabte. So gelang es ihm, den Aufbau des menschlichen Körpers in allen wesentlichen Punkten aufzuklären; als er 1904, 74jährig, starb, hatte er soeben mit der „Geschichte des Gehirns“ dem Bau den Schlußstein eingefügt. Bei diesen Arbeiten kam His zu der Überzeugung, daß die Bewegungsnerven aus Zellen innerhalb des Rückenmarks entstehen, die einen Ausläufer nach der Peripherie senden, während die Empfindungsnerven und sympathischen Fasern außerhalb des Zentralorgans entstehen und ihre Ausläufer in dieses entsenden. Dieser Vorgang, anfangs viel angefochten, wurde später von Harrison unter dem Mikroskop direkt verfolgt; der daraus hervorgehende Begriff einer funktionellen Einheit, der Nervenzelle mit ihren Ausläufern, von Waldeyer als Neuron bezeichnet, ist für die Nervenpathologie wichtig geworden. His war ein höchst gewissenhafter Lehrer. In der Vorlesung ließ er, links- wie rechtshändig gleich gut zeichnend, die Gebilde vor den Augen der Hörer entstehen, diese zum Nachzeichnen einladend. Auf dem Präpariersaal notierte er sorgsam die Leistungen und Antworten; das „schwarze Büchlein“ stand bei den Studierenden in besonderem Respekt, wenn es bei den Prüfungen zur Kennzeichnung des Prüflings herangezogen wurde. Unzählige dankten zeitlebens für die Schulung in Genauigkeit und Sachlichkeit, die sie in diesem Unterricht genossen hatten.

Zweiter Anatom war Wilhelm Braune, geborener Leipziger und Neffe der berühmten Gebrüder Weber, von ihnen in seiner Arbeitsrichtung glücklich beeinflußt. Braune repräsentierte die alte Schule, in der der Anatom zugleich Chirurg war; er hatte als beratender Chirurg am Kriege teilgenommen. Daneben verfolgte er die physiologische Richtung in der Anatomie: bahnbrechend wurden seine Studien über den menschlichen Gang durch die sinnreiche Einrichtung, daß die Glieder des Gehenden mit elektrisch betriebenen Leuchtröhren besetzt auf einer photographischen Platte ihre Lage so scharf zeichneten, daß eine mathematische Analyse des Ganges möglich wurde. Ein Mathematiker, Otto Fischer, den Braune dafür interessierte, hat die Arbeiten weiter fortgesetzt.

Die medizinische Klinik lag bis 1877 in den Händen des feinen, vornehmen Schwaben Wunderlich, der als erster den regelmäßigen Gebrauch und die richtige Anwendung des Thermometers bei fieberhaften Krankheiten eingeführt und den charakteristischen Verlauf der Temperatur erkannt hatte. Sein Nachfolger wurde Ernst Wagner. Sachse, aus kleinen Verhältnissen stammend, hatte er sich durch unermüdlichen Fleiß und scharfe Beobachtung einen großen Namen erworben; er brachte es fertig, neben einer ausgedehnten Praxis die Professur für pathologische Anatomie zu versehen und dieses Fach derart zu bereichern, daß seine Werke noch heute Fundgruben guter Beobachtung sind. In der Klinik hielt er auf scharfe Beobachtung, genaue Diagnose, wirksame, aber einfache Therapie. Seine Schüler verehrten ihn hoch; als er 1888 starb, folgten Tausende seinem Sarge.

Die pathologische Anatomie übernahm an Stelle Wagners Julius Cohnheim, wohl der glänzendste unter Virchows Schülern. Imposante Persönlichkeit, in allen Künsten und Genüssen des Lebens beschlagen, packender Redner, anregender Lehrer, hatte er, wohl als erster, die Bedeutung der Infektion für

die Krankheitsentstehung erkannt und es war für ihn keine kleine Genugtuung, als Robert Kochs Entdeckungen, die er sogleich in ihrem Wert erkannte, seine Lehre bestätigten und erweiterten. Leider starb Cohnheim schon 1883; sein Nachfolger wurde Birch-Hirschfeld, bisher Prosektor und Medizinalreferent in Dresden, dessen Gediegenheit namentlich seinen Arbeiten über Tuberkulose dauernden Wert verlieh.

Die Klinik übernahm 1888 Heinrich Curschmann. Geboren in Gießen als Sohn eines Volksschullehrers, dem seine Schüler zeitlebens dankbares Andenken bewahrten, hatte er seinen Weg über die Praxis genommen, stolz darauf, in wenigen Jahren vom „Stockdoktor" zum „zweispännigen Doktor" avanciert zu sein, hatte sich in Berlin habilitiert und war, sehr überraschend, zum Leiter des Hamburger Krankenhauses ernannt worden. Dort erwuchs ihm die Aufgabe, das veraltete Krankenhaus durch einen Neubau zu ersetzen. Curschmann griff Thierschs Gedanken auf; hatte aber Thiersch, dem einfachen Zuschnitt des damaligen Lebens entsprechend, sich mit dem Notwendigen begnügt, so konnte Curschmann in der großzügig unternehmenden Hansestadt die letzten Konsequenzen ziehen: so wurden seine Baracken massive Gebäude, allerseits Licht und Luft zugänglich, in jedem Teil wasch- und desinfizierbar, mit reichlichen Nebenräumen versehen, so daß jedes Ding seinen gewiesenen Platz fand. Mit gleicher Sorgfalt wurden die Operationsräume ausgestattet. Der Betrieb wurde durchweg auf rationelle Grundlage gestellt und namentlich der bisher meist wenig beachteten Verpflegung volles Recht gewährt. So entstand die erste in Form und Betrieb den modernen Anforderungen völlig entsprechende Krankenanstalt. Wir haben inzwischen gelernt, daß das eine oder andere entbehrlich ist, und daß die Vorteile des ebenerdigen Baues auch in mehrstöckigen Gebäuden erreicht werden können, aber jedes moderne Krankenhaus trägt Curschmanns Züge.

In Leipzig wurde Curschmann alsbald vor die Aufgabe baulicher Erweiterung gestellt, die nach Hamburger Muster durchgeführt wurde. Auch der Betrieb, um den sich die Vorgänger wenig gekümmert hatten, mußte reformiert werden. Dabei fehlte es nicht an Reibungen mit den städtischen Behörden, aber Curschmann wußte sie zu überwinden. „Wenn Streit kommt," pflegte er uns zu lehren, „liegt der Fehler immer an der Organisation"; stets wußte er es so zu wenden, daß die Kompetenzen reinlich getrennt wurden. Immerhin verblieben gewisse Mißstimmungen und Curschmann hat es tief empfunden, daß bei der Errichtung eines zweiten städtischen Krankenhauses sein Rat geflissentlich ausgeschaltet wurde.

Curschmanns Arbeitsrichtung war im wesentlichen aufs Praktische gerichtet; alles, was dahin zielte, nahm er rasch auf und förderte es in jeder Weise; die Tuberkulosebekämpfung fand an ihm einen mächtigen Vorkämpfer. Von seinen Schülern aber verlangte er auch Laboratoriumsarbeit und unterstützte sie darin in großzügiger Weise; er sah wohl ein, wie sehr die Krankheitslehre durch die Physiologie gefördert wird; mit dem Ludwigschen Institut bestand ein reger Austausch. Bei Curschmann ging alles aus dem vollen. „Lieber Doktor, wir behelfen uns nicht," pflegte er zu sagen. Wie er selbst eine machtvolle, geschlossene Persönlichkeit war, mit starken künstlerischen Interessen, trugen auch seine Arbeiten den Stempel künstlerischer Abrundung. Seinem mächtigen Einfluß konnte sich keiner entziehen.

Die Augenheilkunde hatte sich, als erstes der Sonderfächer, selbständig gemacht. In Leipzig lehrte sie Coccius, ein Original aus alter Zeit. Er hielt am alten Medizinalgewicht fest und konnte im Examen ungemütlich werden, wenn der Kandidat nach Grammen rechnete. Als 1891 Hubert Sattler an seine Stelle trat, zog der moderne Betrieb des Faches ein, das von den entlegensten Gebieten der Sinnesphysiologie bis zur vollendeten operativen Technik alles von seinen Vertretern verlangt. Noch lebt der alte Meister, seine Schüler aber haben die bedeutendsten Lehrstellen des Reiches inne. An der Frauenklinik wurde 1887 als Nachfolger des verdienten Credé Paul Zweifel berufen, ein glänzender Operateur und Geburtshelfer, aber auch ein allgemein durchgebildeter Pathologe, der u. a. der Entstehung der in Sachsen so häufigen Rachitis in weitgespannten Untersuchungen nachging.

Die medizinische Poliklinik, ein Durchgangsposten für jüngere Kliniker wie Erb und Strümpell, erhielt einen dauernden Vertreter in dem aus Dorpat geflüchteten Albin Hoffmann, einem ungemein feinsinnigen Gelehrten und berühmten Diagnostiker. Die praktische Gabe war ihm freilich nicht angeboren. „Liebe Frau," konnte er etwa sagen, „ich weiß nicht, was Ihnen fehlt; Ihr Doktor weiß es auch nicht, aber wir wollen Ihnen Pillen geben, vielleicht helfen die." Aber er besaß die Übersicht im großen; seine heute noch lesenswerte Allgemeine Therapie faßte die natürlichen Heilweisen glücklich zusammen unter den beiden Prinzipien der Übung und der Schonung.



Begegnung. Gemälde von Franz Reinhardt

Die Arzneilehre vertrat Radius, sehr vermöglich, aber mehr als einfach in seinem Äußeren, Sommer und Winter gleich gekleidet, auch bei strengster Kälte ohne Mantel. Die Studenten besuchten seine Vorlesung nicht sehr fleißig. Einige, die sich vor dem Examen rasch einpauken wollten, ließen sich in der Sammlung von einem alten Mann, offenbar Diener, herumführen, frugen: was prüft denn so etwa der alte Radius, erhielten freundliche Auskunft, waren erstaunt, als der Diener den angebotenen Taler zurückwies, noch mehr aber, als er folgenden Tages im Examen sich als der „alte Radius“ selbst erwies. Mit Rudolf Böhm hielt dann 1884 die moderne Pharmakologie ihren Einzug.

Die Psychiatrie lehrte Paul Flechsig. Es ist sehr bezeichnend für die damalige Denkweise, daß er, der histologischer Assistent bei Ludwig war und sich durch seine bahnbrechenden Forschungen über den Bau des Nervensystems bekannt gemacht hatte, zum Professor für Geisteskrankheiten ernannt wurde. So fest war man überzeugt, daß das Wesen dieser eigenartigen und damals noch so wenig bekannten Krankheiten auf dem materiellen Boden der Hirnveränderungen erwachsen mußte. Die Folge hat das in weitem Umfange bestätigt und die Forderung, die Flechsig aufstellte, den Bau des Gehirns nach Regionen zu untersuchen, ist durch Spätere erfüllt worden.

Ähnlich war es dem Hygieniker, dem bei den Studenten wegen seiner kameradschaftlichen Formen sehr beliebten „langen Franz“ Fr. Hofmann ergangen. Sein Fach erwarb nur langsam und gegen große Widerstände seine Selbständigkeit; Hofmann erschien dazu geeignet infolge seiner chemisch-physiologischen Ausbildung; sein ausgesprochen praktischer Sinn ließ ihn aber bald in das neue Fach hineinwachsen und er war der vielvermögende Berater bei Stadt und Land.

Noch mancher andere interessante Kopf wäre zu nennen: der chirurgische Poliklinker Benno Schmidt, Meister in der praktischen kleinen Chirurgie; Hennig, unpraktischer Polyhistor, der Geburtshilfe mittels einer Lederpuppe lehrte und prüfte; seine untergelegte Pelzmütze bedeutete dabei Placenta praevia; Paul Möbius, ein geistreicher, philosophisch veranlagter Denker, der bei den damaligen Machthabern wegen seines literarischen Einschlags nicht ganz für voll galt und im Zorn seine Dozentur aufgab; es ist ihm unrecht geschehen; er war der erste in Deutschland, der den Neurosen Aufmerksamkeit schenkte, und seine Erklärung der Basedowschen Krankheit als Überfunktion der Schilddrüse hat sich später glänzend bewährt. — In Summa beherbergte in den siebziger bis neunziger Jahren keine deutsche Fakultät eine so große Zahl führender Männer und weithin anerkannter Gelehrter wie Leipzig. Nirgends herrschte ein so lebhaftes wissenschaftliches Treiben, auch unter der jüngeren Generation, und es ist wohl niemals eine Fakultät ihrer Dozenten durch ehrenvolle Berufungen so völlig erledigt worden wie das damalige Leipzig. Viele unter ihnen sind selbst wieder Begründer wichtiger Schulen geworden.

Auch die Studenten hatten sich nicht zu beklagen. Freudig anerkannten sie den Ernst, mit dem ihre Lehrer ihre Aufgabe erfaßten, und waren im ganzen recht fleißig. Noch aber war ihre Zeit nicht so stark besetzt, daß sie nicht ihrer allgemeinen Bildung sich hätten widmen können. Wundts Kolleg wurde viel gehört, Theater und Konzert fleißig besucht. Auch das Vergnügen kam nicht zu kurz; die Klinikerschaft hielt zusammen als Einheit, die über Landsmannschaft und Verbindungen stand, und gipfelte im sommerlichen „Vogelschießen“. Die Professoren mußten mit der Armbrust wettschießen; der Adler aber, den der berühmte Anatomiediener Dornfeld an einer Strippe hielt, fiel prompt, mochte der designierte Schützenkönig auch noch so weit vorbeigetroffen haben. Daran schloß sich ein fröhlicher Kommers mit Bierzeitung und einer Aufführung, die von Klinikern gedichtet und inszeniert wurde. Wehe, wer von Professoren, Assistenten oder Studenten sich eine Blöße gegeben hatte: scharf und sicher traf ihn der Studentenwitz. Wollte er es gar übelnehmen, hatte er zum Schaden noch den Spott, denn Maskenfreiheit war so gut Gesetz wie Burgfriede. Wie oft habe ich in allen Teilen der Welt, ja in den Gräben vor Verdun und im hintersten Rußland, alte Leipziger Kliniker gefunden und mich mit ihnen der schönen Erinnerungen gefreut!

Noch immer steht die Leipziger Fakultät auf rühmlicher Höhe; aber andere sind ihr nachgewachsen. Die Reichshauptstadt und besonders die süddeutschen Universitäten mit ihren reichen Naturschönheiten haben die Studenten mehr und mehr angezogen. Es ist im Leben einer Universität immer ein Glückszufall, wenn sie eine vollzählige Reihe bedeutender Persönlichkeiten vereinigen kann; auch im Leben der Fakultäten herrscht ein Rhythmus von Welle und Tal: Jene glänzende Zeit der Leipziger Medizin mit ihren anziehenden Gestalten verdient es wohl, dem Gedächtnis einer jüngeren Generation erhalten zu bleiben.

Kammermusik einst und jetzt

Mit Bildern von Max Oppenheimer

von Dr. Wilhelm Kleefeld

Kammermusik — ein Schauer der Ehrfurcht erfaßt die Kunstenthusiasten, die Gemeinde der wahren Musikfreunde. Aus der Fülle der Tongedichte kristallisiert sich dieser Kunstinhalt als der höchste Edelstein. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts, im Aufstieg der selbständig gewordenen Instrumentalkunst, erstand der Schatz der reinen, asketischen Klangverherrlichung — das Streichquartett.

Wer um Haydn weiß, weiß auch um die Kammermusik im Hause des Fürsten Esterhazy, der selbst ein eifriger Spieler des Bariton, eines damals verbreiteten Streichinstruments, ähnlich dem Cello, war. Wer Beethovens Leben kennt, erinnert sich des Rasumowski-Quartetts, in dem der Konzertmeister Schuppanzigh die erste, der Graf Rasumowski die zweite Geige vertrat und das später, von dem Grafen dauernd unterhalten, in das Schuppanzighsche Quartett überging. In dieser Ausführung lernte Beethoven seine Kammermusikwerke kennen. Hier konnte er die Wirkungen des Vortrages, der instrumentalen Zusammenklänge nachprüfen, hier fand er die letzte Erfüllung. Von Haydn, Mozart, Beethoven geht die Tradition der gewichtigen Quartettkunst, der gesamten Kammermusik aus. Doch währte es geraume Zeit, bis die Ausführenden, zumal in der Wiedergabe der späten geheimnisvollen Arbeiten Beethovens, zur Höhe ihrer Aufgaben gelangten.

Unsere Zeitgenossen erinnern sich mit Ehrfurcht des Joachim-Quartetts. Es war die klanggewordene Tonseele. Hier sang, feierte, predigte, jubelte der edelste Musikgeist. Joachim war der beherrschende Führer. In einem Maße beherrschend, daß die Mitstreiter de Ahna (später Halir), Wirth und Hausmann kaum beachtet waren. Doch bildete er erst mit ihnen die Einheit, die den Zauber übte. Um diese Epoche hatten noch das Müller-Quartett, das Schröder-, das Hellmesberger-, das Heermann-Quartett Bedeutung.

Nun kam die Generation der Gegenwart. Aus dem Joachim-Quartett entwickelte sich ein halbes Dutzend gleicher Vereinigungen, in der Kunst, in dem idealen Streben einander ebenbürtig. Das Klingler-Quartett, das Busch-Quartett, das Heß-, das Rosé-Quartett, das Amar- (Hindemith-)Quartett, jedes in seiner Art groß, jedes in seiner Art vollendet. Jeder der Führer ist ein Energie-Zentrum, das rings Spannungen erzeugt. Trotz der verwirrenden „Fülle der Formen“ ist ein Steuermann da, der auf das Ziel zulenkt. Die Devise lautet „Stil“. Es ist eine Aufgabe, heute Haydn, Beethoven, morgen Mozart, Schubert, übermorgen Schumann, Mendelssohn, Brahms zu verkünden. Die Spieler müssen nicht nur selbst den Stil erfassen und leiten, sie müssen das Wunder verrichten, Stil auszustrahlen.

Die Vielfältigkeit unseres deutschen Musiklebens spiegelt sich in den fast jeder größeren Stadt eigentümlichen Quartettvereinigungen. Es seien nur das Leipziger, das Münchner, Stuttgarter, Dresdner, Kölner, Hamburger Quartett, das Zürcher (Tonhallen-)Quartett hervorgehoben. In diesen Quartettvereinigungen herrscht immer das gleiche Ziel, der hehren, lauteren und vielgestaltig wirkenden Kunst zu dienen.

Mit den deutschen Vereinigungen wetteifern die ausländischen Genossen. Welch freudigen Widerhall weckt die Erinnerung an das Böhmische Streichquartett. Erstand bei Rosé am blühendsten die Welt eines Mozart, eines Schubert, kristallisierte sich um Busch die Kunst eines Brahms, um Klingler und Heß Beethoven und Schumann, so glühte hier wie selbstverständlich Smetanas und Dvoraks Eigenart auf. Bei dem Russischen (Karpilowski-)Quartett konnten ein Tschaikowski, ein Rubinstein, selbst ein Stern zweiter Größe wie Borodine eine Leuchtkraft erleben, die wie neue Enthüllung wirkte. Es ist, als werde von der wahren Schönheit der Werke nun erst der Vorhang weggezogen. Bei den Budapestern wiederum ist es das Draufgängerische, das Virtuosische, das uns hinreißt; doch durfte die Technik nie über die Seele triumphieren, nie der Buchstabe den Geist erschlagen. Bei den Österreichern umstrickt uns das Phantasievolle, der Tonglanz, die Lebensfülle. Allen wirklich maßgeblichen Vereinigungen gemeinsam ist die Besessenheit, mit der sie an ihre Aufgabe gehen. Wie eifernde Priester eines Dogmas treten sie an die Öffentlichkeit, in sich gekehrt, versunken in ihr Werk, das ihnen als heilige Mission erscheint.

Der Maler der Bildnisse, der in Karl Klingler den Erzähler, in Flesch den Denker der Geige, in dem Geiger Szigeti den warmen Anwalt seiner Kunst, in Busoni den majestätischen Höchstkommandierenden des Flügels verewigt, hat in der Kammermusikauffassung dieser fanatischen Hingabe Ausdruck verliehen. Wie in heimlicher Verbundenheit bilden Duo, Trio, Quartett einen Ring, fühlen sich die Spieler wie in mystischem Zwange auf ein hohes Ideal vereidet. Diese Kammermusikspieler sind alle beherrscht von dem Geist, dem Willen des jeweils darzustellenden Komponisten. Begreiflich, daß der Ausdruck ihrer Physio-



Trio. Ölgemälde. 1918. Dresden, Privatbesitz

gnomien sich assimiliert, daß alle Muskeln des Gesichts in der gleichen Spannung zucken. Der Maler gibt dem deutlichen Ausdruck. Ja, er geht so weit, schließlich das Festhalten des Gesichts völlig zu vergessen. Er drückt nur noch die Spannung der Muskeln, der Arme und Hände aus, die sich zu der Tat vereinen. Nur noch Hände und Instrumente ragen aus den Wolken der Andacht, der Verzückung heraus. Das Instrument wird zum Selbsttöner, der Mensch ist nur noch Mittel zum Zweck.

Dieser Glaubenseifer hat Hohes geleistet, hat eine unanfechtbare Tradition geschaffen. Jedes Werk ist in seiner ganzen Anlage, in seiner Verteilung von Licht und Schatten, von Zeitmaß, Stärkegraden gewissermaßen in verbriefte Form gegossen. Frei-



Das Heß-Quartett. Gemälde. 1914

lich treten gelegentliche Widersacher gegen diese Tradition auf. Die Jüngsten verlangen Erneuerung des Spiels, Tempo der Gegenwart. In den Symphonien Beethovens ist eine solche Erneuerung seit Nikisch fühlbar. Der Kammermusik sind ihre natürlichen Grenzen gezogen. Innerhalb derselben allerdings ist eine bedeutsame Weiterentwicklung schon denkbar. Die Modernen, wie Busoni, Strawinski, Schönberg, Schreker, Hindemith, Krenek, Haba und all die andern Rufer im Streit mögen zeigen, was sie können. Die Mittler der Kunst werden sich ihnen zur Verfügung stellen. Vorläufig ist die Zahl der Quartettvereinigungen, die dieses Ziel verfolgen, nur klein. An der Spitze steht das Amar-Quartett, dem Paul Hindemith als Bratsche-Spieler angehört. Für den Komponisten Hindemith hat es sich allzeit eingesetzt, nach den Debussysten aber auch die Schönbergianer, die Gruppe um Busoni, um Strawinski bis zu dem Viertelton-Künder Haba und dem Jonny-Aufspieler Krenek bedacht. Auch die Internationale Gesellschaft für neue Musik gibt gelegentlich Kammermusikabende lebender Komponisten. Angeblich hat Busoni die Forderung aufgestellt: „Beseitigung der thematischen Arbeit und Rückkehr zur Melodie."

So überreich das überkommene Repertoir der Kammermusik ist, so kehren doch — vor allem durch den despotischen Willen der Hörer gezwungen — die führenden Werke in stetem Kreislauf wieder. Neben den bevorzugten Duos, Trios und Quartetten Mozarts, Beethovens, Schuberts, Brahms' locken die eingeschworene Gemeinde, unter gelegentlicher Einreihung von Smetana, Tschaikowski, Rubinstein, Verdi, Werke wie das Forellenquintett, Schumanns Klavierquintett, Mozarts Klarinettenquintett, Brahms' Sextett. Dann das Septett Beethovens für Streich- und Blasinstrumente



Bläserquintett. Gemälde. 1925

und das sogenannte Militärseptett von Hummel, in dem der Geist der Trompete paradiert. Seltenere Abende bringen das Oktett für Streicher von Mendelssohn, das Oktett von Schubert, ein Doppel-Quartett von Spohr und gar das Nonett desselben Meisters, das mit Geige, Bratsche, Cello und Baß, Flöte, Oboe, Klarinette, Horn und Fagott vereint. Hier treten also die Bläser in Wettbewerb mit den Streichern. Der orthodoxe Quartettliebhaber, der ja meist auch Zeichen der Unduldsamkeit trägt, sträubte sich früher gegen jede Mitwirkung von Bläsern. Die absolute Reinheit der



Das Rosé-Quartett. Gemälde. 1925

Intonation war ihm hier nicht genügend gewährleistet. Inzwischen ist die Technik der Instrumente und die Technik der Spieler auf eine Höhe gestiegen, die die Fehlerquelle fast versiegen läßt. So haben sich denn auch heute schon Bläservereinigungen hohes Ansehen erworben, und die Literatur für diese Instrumente beginnt sich bedeutsam zu erweitern. Die Bläservereinigung der Berliner Staatskapelle hat hier wertvolle Anregungen gegeben. Auch das Hamburger Bläser-Quintett, die Münchner Bläservereinigung traten mit Erfolg auf den Plan.

Der Blick schweift vom Podium in den Saal. Welch andächtige, man möchte sagen hypnotisierte Gemeinde! Die heilige Flamme da oben wirft ihren Widerschein auf die Gesichter der Hörer. Obwohl sie einander nicht kennen, fühlen sie sich innerlich eng verbunden. Das gemeinsame Ziel letzter seelischer Erhebung eint sie. Nirgends in den Konzerten findet man solch homogenes Publikum. In der Sinfonie, in den Klavier- und Gesangskonzerten findet sich ein bunt zusammengewürfelter Kreis: in ihren Wünschen streben die einzelnen Gruppen auseinander. Der dringt auf Klassik, jener auf Moderne. Diesen lockt nur das Orchester, den andern der Solist. In der Kammermusik findet sich ein Kreis von seltener Geschlossenheit zusammen. Das ist ein großer Gewinn für die Spieler. Sie haben innigen Kontakt mit den Hörern. Sie sind mit ihnen gleichsam zu einer geschlossenen Gesellschaft verbunden. Sie kennen ihre Ideen, ihre Einstellung, ihre Interessen. Und der Glaubenseifer, der aus den verzückten Mienen, aus den verkrampften Händen der Spieler spricht, er kennzeichnet auch die Haltung der begeisterten Hörer.

★



Duo. Gemälde. 1924. Barmen, Ruhmeshalle

Über die Entstehung seiner Musikerbilder hat sich Max Oppenheimer recht aufschlußreich ausgesprochen. Man denkt zunächst, der Maler, der mit solcher Inbrunst immer wieder verwandte Stoffe zu bewältigen sucht, müsse ein Musikenthusiast, wenn nicht gar selbst ein eifriger Musiker sein. Oppenheimer liebt die Musik und übt sie aus, aber zu den hier wiedergegebenen Bildern ist er nicht vom Inhalt, sondern von der Form her gekommen, und die formalen Reize, die ihnen eigen sind, scheinen ihm das Neue, auch das Verdienstliche an ihnen zu sein. Er erzählt sehr anschaulich darüber. Im Jahre 1912 malte er eine „Operation", ein großes vielfiguriges Gemälde, das sich jetzt in der Modernen Galerie in Prag befindet. Das Bild krönte die erste Entwicklung des damals siebenundzwanzigjährigen Künstlers. Auch er war wie alle seine Zeitgenossen aus der impressionistischen Malerei hervorgegangen und hatte sich aus ihren Fesseln befreit. Hier zeigte die von ihm mit zum Siege geführte neue Kunst, daß sie einer bisher ungewohnten Kraft des seelischen Ausdrucks fähig wäre. Und gleichzeitig bewies sie die Möglichkeit, einen Vorgang aus dem alltäglichen Leben monu-

mental zu gestalten und dekorativ auszubilden. Dieses Gemälde zeigt als seinen eigentlichen Kern vier oder fünf Paar Hände, die mit der Operation beschäftigt sind und ihr Hilfe leisten. Dieses formenreiche und vielbewegte Spiel der Hände hat Oppenheimer besonders stark angezogen, und er hat es mit Freude wieder und wieder gestaltet, als es ihm, stofflich erquicklicher, doch an sich gleichartig, im Spiel von Musikern entgegentrat. Er ist dann, immer von formalen Erwägungen geleitet, dazu übergegangen, nur noch die Hände selbst zu malen. So ausdrucksvoll sind sie ihm erschienen. Auch die Art, wie sie sich zu mathematischen Gebilden zusammenschlossen, hat ihn interessiert. So stellen die Hände des Heß-Quartetts z. B. ein Sechseck dar. Man sieht, wie stark diesen Künstler Aufgaben der Komposition beschäftigen. Er unterwirft sich nicht der Natur, sondern will etwas Höheres schaffen, was ihrem tiefsten Sinn entspricht. Er kommt auf diesem Wege nicht zu der langweiligen Naturtreue, die viele Moderne an die Stelle der impressionistischen Stimmungsmalerei setzen, sondern zu einer beseelten Sachlichkeit, wie sie das „Duo" der Barmer Ruhmeshalle (siehe S. 343) zeigt. — Oppenheimer, der mit dem knapp zusammengefaßten Namen „Mopp" signiert, hat bereits als Kind zu zeichnen und zu malen begonnen und kam mit vierzehn Jahren auf die Wiener Akademie, wo man ihn zunächst damit betraute, daß er Bier und Würstchen einholen mußte. Von den Leuten, die sich damals über ihn erhoben, spricht heut niemand mehr, während er zu den bahnbrechenden Meistern unsrer neuen Kunst gehört. Er hat es nicht leicht gehabt, bevor er seine Eigenheit fand. An seine Lehrer denkt er mit wenig Vergnügen zurück. Er wollte vorwärts und sah sich mehr gehemmt als gefördert. Dabei war er nicht etwa ein genialischer Schlingel, der nicht lernen will. Er meistert sein Handwerk wie nur je einer aus alter guter Schule, und das merkt man auch allen seinen Bildern an, selbst wo sie auf Durchführung im einzelnen verzichten. Aber mehr als am Handwerk lag und liegt ihm an der Kunst, die sich ihm zwiefach kundgibt: in der Offenbarung des Augenblicks und in der Mühsal des Experiments, in Herz und Verstand, Gemüt und Geist. P. W.



Das Klingler-Quartett. Gemälde. Wien, Staatsgalerie

Gringos und Gauchos

Patagonische Erinnerungen von Otto Schreiber

Der am weitesten verbreitete Vertreter aus der Gruppe der ibero-amerikanischen Verbalinjurien ist ohne Zweifel das ungemein klangvolle Wort Gringo. Es dient zur Bezeichnung des Einwanderers germanischer Abstammung und entbehrt keineswegs eines verächtlichen Beigeschmacks, weshalb es in der Mehrzahl der Fälle in Verbindung mit dem ebenfalls durchaus nicht seltenen Worte mierda gebraucht wird. Das Wort ist oft der bekannten nordamerikanischen Bezeichnung „Greenhorn" gleichgestellt worden. In gewisser Weise entspricht es dem auch, und zwar insofern, als der Frischeingewanderte es am häufigsten zu hören bekommt. Erstens, weil er stets von Hause einen Sack voll Vorurteile mitbringt, zweitens, weil er infolge seiner Unkenntnis der Sitten und Gebräuche dauernd unangenehm auffällt, dann, weil er trotzdem alles umkrempeln und verbessern will und, last not least, weil er sich nicht verteidigen kann. Nun besitzt der nordische und zumal der deutsche Einwanderer die unangenehme Eigenschaft, sich infolge seiner raschen Auffassungsgabe und seines praktischen Denkvermögens sehr schnell den veränderten Verhältnissen anzupassen. In einem halben Jahre hat er alle Vorurteile zum Teufel geschickt, hat Reiten und Matetrinken und mit dem Messer essen gelernt, und hat sich aus einem nörgelnden Weltverbesserer in einen prächtig mit den Wölfen heulenden Wolf verwandelt, der schon recht gut spanisch spricht und auf Anzapfungen hin unter Umständen ganz gehörig die Zähne zu zeigen pflegt. Ein Greenhorn im Sinne der Nordamerikaner ist er also nicht mehr. Aber ein Gringo de mierda bleibt er deshalb doch, und zwar bis an sein Lebensende, ja sogar darüber hinaus, denn schon bei seinen Lebzeiten bemüht man sich nach und nach immer mehr, aus naheliegenden Gründen das erwähnte Wort nach Möglichkeit in seiner Abwesenheit fallen zu lassen. Nur hin und wieder bricht es gelegentlich irgendeines erregten Wortwechsels mit elementarer Gewalt aus der dunklen Tiefe, die sich hinter dem dichten Schleier konventioneller Lügen verbirgt, hervor, zum Zeichen dessen, daß es dort unten keineswegs langsam verfault, sondern gut konserviert für alle Zeit bereitliegt. Der Gringo bleibt eben Gringo, und sollte er mit der Zeit schwarz werden und sich überdies, sei es aus innerer Überzeugung heraus oder durch Eindringen von außen, den typischen Rassengeruch der Tehuelche aneignen.

Eine besondere, stark ausgeprägte Art von Gringo bilden die Engländer. Der Engländer teilt das Völkergewimmel der Erde bekanntlich in drei scharf umgrenzte Gruppen. Erstens Engländer, zweitens andere Weiße, mit den Unterabteilungen Bloody Germans, Bloody Americans usw., und drittens Bloody Coloured People, mit den Unterabteilungen Bloody Bastards, Bloody Niggers usw. Die Sprache und die Lebensgewohnheiten der Südamerikaner, die ausnahmslos der dritten Gruppe angehören, studiert er nur soweit, als zu deren Behandlung bzw. „Hantierung" unbedingt nötig ist.

Das Allerdümmste, was man machen kann, wenn man das Wort Gringo hört, ist, sich darüber zu ärgern oder sich zu schämen. Dazu liegt durchaus kein Grund vor, ganz abgesehen davon, daß man ja eigentlich gar nichts dafür kann und ebensowenig irgend etwas dagegen zu tun imstande ist. Ich meine gegen die Tatsache, daß man eben ein Gringo ist. Denn ein solcher ist und bleibt man unter allen Umständen. Ich selbst habe mir im Laufe der Zeit von den Gewohnheiten und Fertigkeiten der patagonischen Gauchos mehr angeeignet, als man bei einem deutschen Pastorensohn und ehemaligen Fähnrich zur See für möglich halten sollte. Ich bin mit all den rauhen, braunen Gesellen stets tadellos ausgekommen. Und trotzdem nennen sie mich nicht Gaucho, sondern haben mir den immerhin erfreulich euphemistischen Namen „el Gringo salvaje", der halbwilde Gringo, zugelegt.

Der Gaucho, das weiß bei uns zu Hause jeder Schuljunge, ist in Südamerika ungefähr das, was in Nordamerika der Cowboy vorstellt. Ungefähr sage ich, denn ganz trifft dieser Vergleich nicht zu. Er hinkt sogar ein bißchen. Er lahmt wie das Pferd eines Steppenreiters, das in die Scherben einer Whiskyflasche getreten ist. Das Wort Cowboy ist ein durchaus beruflicher Begriff. Es umfaßt eine scharf umgrenzte Gruppe von Leuten, eben jene „Jungens", die das Vieh hüten. Wie der Cowboy, so ist auch der Gaucho ein Mann, der durch die Steppen reitet. Aber es ist damit noch lange nicht gesagt, daß er dabei Vieh hütet oder einen bestimmten Beruf ausübt. Ja, es ist nicht einmal nötig, daß er sich überhaupt mit irgend etwas beschäftigt. Der Gaucho zieht ruhelos im Lande umher. Im Sommer arbeitet er auf den Estancien oder auf der bescheidenen Westentaschenfarm irgendeines guten Freundes. Im Winter lungert er arbeitslos herum. Ebenfalls auf einer Estancia oder Westentaschenfarm. Oder er macht irgendwo ein großes Feuer hinterm Busch. Im Sommer, um sich von der Arbeit zu erholen oder um sich vor ihr zu drücken, im Winter, um Füchse zu fangen oder sich im Hinblick auf die Arbeiten

des kommenden Sommers auszuruhen. Der Gaucho, den wir hier im Auge haben, ist ein armer Teufel, der überdies alles, was er verdient (wenn er mal was verdient!), in Form von Spirituosen durch die eigene Gurgel jagt. Fast alle patagonischen Gauchos sind arme Teufel. Die wenigsten kennen den Wert des Geldes, dafür wissen sie aber fast alle, was Spirituosen sind. Und jeder von ihnen besitzt eine Gurgel. Übrigens ist der Begriff Gaucho keineswegs an den armen Teufel gebunden, der außer seinen zwölf oder zwanzig Pferden und seinem Sattel nichts besitzt als die Hoffnung, die ewige Hoffnung. Auch Leute, denen irgendein gütiges und meist unverdientes Geschick ein paar Tausend Schafe in den Schoß warf, können Gauchos sein. Es gibt sogar Engländer, die Gauchos sind! Wir sehen also, daß der Begriff Gaucho ein ungewöhnlich gummiartiger ist.

Eine Zeitlang schien es einmal so, als solle sich dieser Begriff verengen — nur auf eine ganz bestimmte Gruppe von Leuten beschränken. Das war damals, als das Wort Gaucho überhaupt zuerst auftauchte, damals, als die ersten Gauchos durch die Pampas ritten. Allerdings sollte hier nicht wie beim nordamerikanischen Cowboy die Berufsfrage bestimmend wirken, sondern eine andere, nämlich die Rassenfrage. Gauchos nannten sich die Mischlinge aus spanischem und indianischem Blute, die nach der Entdeckung und mehr oder weniger friedlichen Eroberung Südamerikas durch die Europäer, sehr schnell zunächst entstanden, sodann sich häuften und schließlich sich immer weiter ausbreiteten. Diese Gauchos beschäftigten sich allerdings vorwiegend mit Viehzucht, entweder selbständig oder als Arbeiter auf den Estancien anderer. Sie waren sehr stolz auf ihre verhältnismäßig helle Hautfarbe und sahen voll Verachtung auf die Indianer herab und voll Haß zu den Spaniern hinauf. Von den Mendelschen Vererbungsgesetzen wußten sie verdammt wenig, sonst hätten sie sich sagen müssen, daß das langsame Nachdunkeln ihrer schönen „weißen" Haut, das sich im Verlaufe von Generationen zu ihrem Schrecken langsam aber sicher vollzog, auf den ständigen Verkehr mit Indianerweibern zurückzuführen sei, und hätten diesen abstellen können. Ich habe heutzutage jedenfalls nicht einen einzigen Gaucho mehr auftreiben können, der sich mit freudigem Stolze und aus eigenem Antriebe dazu bereit erklärt hätte, für irgendeine Lilienmilchseife Reklame zu machen. Wie alle Mischlinge besaßen die Gauchos neben einer verhältnismäßig hohen Intelligenz ein ungewöhnlich hohes Maß von Hinterlist und Tücke, das sie unter anderem in hervorragender Weise dazu befähigte, an den 1830—60 stattfindenden argentinischen Bürgerkriegen teilzunehmen, in denen sie dann auch eine nicht unerhebliche Rolle gespielt haben.

Heutzutage ist das alles natürlich nur noch halb so schlimm wie früher. Zudem ist der Begriff Gaucho längst kein Rassenbegriff mehr. Man findet heute unter den Gauchos, wenn sie sich auch in der überwiegenden Mehrzahl aus Indianern und Mischlingen aus spanischem und indianischem Blute zusammensetzen, Angehörige vieler europäischer Nationen in mehr oder weniger erfreulicher Reinkultur.

Welches also ist die eigentliche Qualifikation zum Gaucho? Nun, diese Frage ist leicht zu beantworten. Gaucho ist heutzutage in Patagonien jeder, der Mate trinken und reiten — „wirklich" reiten kann, in jeder Hinsicht großzügig und gastfrei ist, Widerstandsfähigkeit gegen Entbehrungen allerart beweist und im übrigen nicht von allzuviel Skrupeln und Bedenken moralischer Art geplagt wird. Es ist unnötig zu bemerken, daß er die Sprache und die Sitten und Gebräuche des Landes genau so gut kennen muß wie die Art und Weise, in der dort die Gesetze umgangen bzw. umritten oder umgeritten werden.

Eine der hervorstechendsten Eigenschaften des Gaucho ist seine große Fertigkeit im Reiten. Das ist merkwürdig, denn fast alle Gauchos haben Indianerblut. Die meisten sogar eine ganze Menge. Und sehr viele von ihnen sind reine Indianer. Nun sausten aber die Indianer Patagoniens zur Zeit, da man sie „entdeckte", bekanntlich zu Fuß zwischen den Dornbüschen der Meseta herum. Das eigentliche amerikanische Pferd war damals längst ausgestorben. Zwar scheint es so, als ob es mit den ersten Patagoniern, eben jenen kühnen Recken, die bereits zum ersten Frühstück elefantengroße Faultiere in die Pfanne zu schlagen pflegten, noch zusammen gelebt hat. Doch ist es von ihnen sicherlich niemals gezähmt, geschweige denn zum Reiten benutzt worden. Es bildete günstigenfalls ein Jagdobjekt, und auch damit dürfte es wohl einigermaßen faul gewesen sein, denn hinter Pferden, beziehungsweise pferdeartigen Tieren per pedes apostolorum herzusausen, ist sicherlich kein Vergnügen und auch nicht sehr aussichtsvoll. Zudem vollkommen überflüssig, wenn einem dauernd die schönsten wandelnden Fleischberge vor Unbeholfenheit und Dummheit auf den Hühneraugen herumtreten. Die alten Patagonier haben also sicherlich bis zum Erscheinen der spanischen Eroberer keine Ahnung davon gehabt, daß das höchste Glück der Erde auf dem messerscharfen Rückgrat magerer Steppenhengste liegt. Demnach wäre der Grund für die reiterliche Gewandtheit des heutigen Gauchos im Blute der Spanier zu suchen. Doch damit haben wir abermals vorbeigeschossen, denn die weitaus besten Reiter und Pferdezähmer unter den heutigen Gauchos sind nicht, wie viele annehmen, die Mischlinge, sondern — die reinen Indianer. Der Weisheit letzter Schluß bleibt also der, daß bei

der Reiterei doch das Blut des Indianers ausschlaggebend gewesen ist. Die Indianer haben den neuen Fortbewegungssport sehr schnell gelernt und dabei eine vorzügliche Eignung für ihn bewiesen. Den Grund für letztere suchen viele im Rassegeruch des Indianers selbst, der den Pferden sympathisch sein soll. Ich kann leider nicht beurteilen, ob das richtig ist. Dazu sind die Geschmäcker denn doch zu verschieden, zumal die von Mensch und Pferd. Aber es mag immerhin möglich sein. Daß der Geruch des Reiters im Seelenleben des Pferdes eine große Rolle spielt, ist ja allgemein bekannt. Es ist jedenfalls Tatsache, daß der Gaucho ein desto besserer Reiter zu sein pflegt, je brauner seine Haut ist. Ich für meinen Teil erkläre mir übrigens die Vorliebe der Pferde für Indianer aus deren engerem und ursprünglicherem Verhältnis zur Natur, ihrem größeren seelischen Gleichgewicht und der aus diesen beiden Faktoren sich ergebenden relativ ruhigeren Art und Weise, mit den Kleppern umzugehen. Ein europäischer Reitersmann würde allerdings auch über diese noch Hände und Füße über dem Kopfe zusammenschlagen.

Den ersten und zugleich bekanntlich maßgebenden Eindruck vom Menschen bekommt das patagonische Pferd gegen Ende seines ersten Lebensjahres. Da wird nämlich eines schönen Tages die ganze Herde halbwilder Stuten, der es als Hengstfohlen angehört, in ihren paradiesisch einsamen Weidegründen von berittenen Gauchos aufgestöbert und in einen Corral getrieben. Das europäische Pferd liebt seinen Stall und kennt den Menschen, wenn es ihn auch in der Mehrzahl der Fälle vielleicht nicht übermäßig schätzt. Das patagonische Pferd aber, halbwild aufgewachsen und seit Generationen an völlige Ungebundenheit gewöhnt, fürchtet den Menschen, zum Teil mit vollem Rechte, wie den leibhaftigen Teufel. Und in einem Corral fühlt es sich ebenso restlos unbehaglich, wie etwa ein Vegetarier im Fleischerladen oder ein Nichtraucher im Studierzimmer eines Landpastors. In besagtem Corral wird das Hengstfohlen mit einem glühenden Eisen auf der Hinterhand markiert. Man brennt ihm die Marke auf. Zu diesem Zwecke wird es mit dem Lasso gefangen und mehrfach hingeworfen. Die ganze Sache hinterläßt jedenfalls einen schlechten Geschmack in seinem Gedächtnis. Im folgenden Jahre passiert ihm eine ganz ähnliche Sache, nur wird diesmal der junge Hengst nicht markiert, sondern mit dem großen Bratenmesser in einen Wallach verwandelt. Eine Angelegenheit, die ebenfalls keineswegs seinen Beifall findet. Dann lebt er wieder ein paar Jahre lang in völliger Freiheit und bekommt unter Umständen nicht einmal von weitem einen Menschen zu sehen. Und dann kommt wieder ein Tag, an dem die Herde in den Corral getrieben wird. Man fängt unsern Klepper mit dem Lasso, gibt ihm einen zweiten Lasso um die Vorderbeine und wirft ihn um. Dann legt man ihm einen Halfter an und bindet ihn an den Pferdepfahl, damit er sich zunächst an das komische Gefühl des Angebundenseins gewöhnt. Manche Pferde toben am Pferdepfahl wie wilde Tiere. Etwas anderes sind sie ja schließlich auch nicht. Andere, die nicht toben, veranlaßt man durch lebhaftes Schwenken der Kopfbedeckung dazu, es zu tun. Sie sollen sich an den Halfter gewöhnen. In der Regel sieht man um jeden Pferdepfahl herum drei bis fünf Klepper auf der Hinterhand sitzen und mit tellergroßen oder gestielten Augen die merkwürdige Säule verständnislos betrachten. Dann plötzlich packt sie ein allgemeines Entsetzen, und sie springen herum wie angeschossene Ziegenböcke, bis sie in einen dichten Staubschleier gehüllt sind. Diejenigen aber von diesen Kleppern, die am nächsten Morgen noch nicht das Genick gebrochen haben, werden zum „ersten Galopp" gesattelt. Das Satteln einer solchen Bestie ist ein kleines Kunststück und dauert etwa eine halbe Stunde, während der man ständig in Gefahr schwebt, erschlagen zu werden. Macht der Gaul zu viel Umstände, so wirft man ihn um und sattelt ihn im Liegen. Dann kommt der große Moment! Auf ihn! Und zwar möglichst schnell, sonst kommst du hinter ihn zu sitzen. Ein anderer Gaucho auf zahmem Pferde reitet Seite an Seite mit dir, um deinen Klepper überhaupt von der Stelle zu bringen. Wäre er nämlich allein, so würde er sich einfach hinwerfen und wälzen. So aber reißt er mit dem andern zusammen aus. Nach ein paar hundert Metern wirfst du dich mit aller Gewalt zurück und setzest ihn auf die Hinterhand. Und nun beginnt er zu bocken, als wollte er dich geradeswegs in den unendlichen Raum hinausschleudern, mitten hinein zwischen ferne, fast unbekannte Sonnensysteme. Zwei-, dreimal überschlägst du dich, dann senkt sich die leblose Hülle deines schwergeprüften Reckenleibes erst langsam, dann schnell und immer schneller, ganz wie es die bekannten Gesetze des beschleunigten Falles nach unten vorschreiben, der Mutter Erde entgegen. Und schon im übernächsten Augenblicke hast du Gelegenheit dazu, die ungeheure Anziehungskraft auszukosten, die dieses unbekümmert und fröhlich sich fortbewegende Rotationsellipsoid von alters her auf seine Bewohner auszuüben pflegt. Du tust es und betrachtest im übrigen die Dinge, wie der Patagonier so schön zu sagen pflegt, mit dem Munde anstatt mit den Augen. Gelingt es dir jedoch, dich im Sattel zu halten, so geht ein Flüstern und Raunen durch die Reihen der beobachtenden Kameraden, das sich langsam steigert, wie die Stimme des Windes, der über die Pampa braust, und sich schließlich in Begeisterung Luft macht: „Bei der Sitzfläche des heiligen Georg, es gibt doch noch Gauchos in Patagonien!"

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Josef Windler: Im Teufelssessel (Stuttgart 1928, Deutsche Verlags-Anstalt) — F. H. Blunck: Gewalt über das Feuer (Jena 1928, Eugen Diederichs) — Franz Werfel: Abituriententag (Wien 1928, Paul Zsolnay) — Hermann Roßmann: Ferne (Berlin-Zehlendorf 1928, Rembrandt-Verlag) — Tilla Durieux: Eine Tür fällt ins Schloß (Berlin 1928, Horen-Verlag) — Geschichtliche Romane und Novellen von Will Vesper, Hans Meisel, Otto Gmelin, Otfried v. Hanstein, Werner Bergengruen

Ein Buch von Josef Windler nimmt man mit der wohligen Erwartung in die Hand, einem unverbildeten Menschen und beglaubigten Dichter zu begegnen, der nicht in Krämpfen schafft und weder verblüffen, noch „nur anders" sein will. Er glaubt an seinen künstlerischen Daimon und folgt ihm, aber er glaubt nicht an das Schlagwort, mag es nun neue Romantik oder neue Sachlichkeit oder sonstwie heißen. Und auch über der Heimatkunst als Programm steht er um eines Kopfes Höhe, obwohl Windler gerade da sein Vollendetes gibt, wo seine Erzählung im Volkstum, zumal dem der Heimat wurzelt und die Menschen aus diesem Mutterboden natürlich herauswachsen.

Sein neues Erzählungsbuch Im Teufelssessel gestaltet das Land Tirol von innen heraus —: durch die Menschen, die es bewohnen, „Zwiespaltnaturen und Mischkulturen der von Bergen und Völkergrenzscheiden gefangenen Menschenseelen". Sehr tief schaute der Dichter hinein in die Menschenseelen, deren Land ihr Schicksal ist. Und in dem, was er sah, was ihm ein Gott zu sagen gab, darf er tiefsten menschlichen Mitgefühls sicher sein, zumal da er die Tiroler Tragödie ohne Einseitigkeit und Haß gestaltet, nur lebenswahr und innerlich begründet — aber darum gerade wirkt er so aufwühlend.

In den ersten beiden der vier Erzählungen überläßt Windler seinem wildgewachsenen und bodenkräftigen Humor das Feld dieser neuen Landschaft als Tummelplatz. Köstlich, wie in seinem Volksbuch „Der tolle Bomberg", schildert er auch hier die übermütigen Streiche einer zügellosen Adelskaste, so packend, daß der Leser das „heilige Lachen" wieder einmal als wirksamstes Heil- und Stärkungsmittel seelischer Therapeutik spürt. Wie bei allem echten Humor schimmert auch hier der leise tragische Hintergrund, den die Malfarben des Künstlers nicht ganz decken, hindurch: das Schicksal des Verfalls blühender fröhlicher Geschlechter.

Ernster, düsterer senkt sich dieser Schatten der Tragik in den beiden letzten Erzählungen über diese südtiroler Landschaft und über die „von Bergen und Völkergrenzscheiden gefangenen Menschenseelen". Der arme Lehrer Tobias Oberkofel wird von der neuen Regierung nach Sizilien versetzt. So schwer es ihm wird, seine Heimat und seine alte Mutter, mit der er zusammenlebt, zu verlassen, will er doch, falls er eine Frau findet, die ihn dorthin begleitet, dem Gebot folgen. Aber die findet der arme Magister mit dem Klumpfuß nicht, und so weigert er sich, die Stelle anzunehmen. Daraufhin wird er mit geringster Pension abgesetzt, und sein Nachfolger Cavalliere Sombretti erscheint noch am selben Tage. Tobias überkommt jetzt die Unruhe des Entwurzelten. Er beginnt zu reisen, kauft einen kleinen Obstgarten, unterrichtet heimlich Kinder, die ihm von den Eltern zugebracht werden — und bald sieht er sich verdächtigt und verfolgt, seine Obstbäume werden vernichtet, und eines Nachts überfallen ihn ein Dutzend Schwarzhemden, wickeln ihn in einen Mantel und sausen im Auto mit ihm davon. Nach längerer Fahrt wird dem Wehrlosen in einem Lärchenwald der Faschistentrunk verabreicht: zwei Liter Rizinus werden ihm unter Absingung des Mussoliniliedes in den aufgezwängten Mund getrichtert. Er merkt an der Sprache, daß es gebildete Herren, vielleicht Studenten aus Padua oder höhere Beamte aus Trient, sein mögen.

Der Dichter bleibt auch in der Schilderung dieser ebenso tapferen wie sinnvollen und vornehmen „Sieger"-Handlung der sachliche Epiker. Der arme Schulmeister a. D. liegt ein halbes Jahr krank, aber er schweigt über den Vorfall — wohl aus Scham für jene . . . Mancherlei Art sind noch die Heimsuchungen und Leiden des stillen Mannes, doch am meisten quält ihn die „Zerrissenheit seines eigenen Vaterlandes, die schwankende Seele seines maßlos geschlagenen Volks, das sich in Argwohn, Streitsucht, Liebeshoffnung und Weltbeglückungstraum verzehre, und neidete die fremde Rasse um den Rausch ihrer Zuversicht". Es ist das Große an Windlers Buch, daß es auch aus diesen erregenden Wirrnissen das Menschliche auferstehen läßt. Eine hochherzige Tat des „Commandatore", des italienischen Lehrers, versöhnt die beiden, und mit den Worten „amico mio" reichen sie

sich die Hände. Auch in der letzten Erzählung ist die Tragik der Menschen mit der schicksalschweren Wucht des Berglandes verkettet, die bösen Geister der Einsamkeit vergiften eine leidenschaftliche Liebe, daß sie in Haß und Verbrechen aufgärt. Überall ist es die Hintergründigkeit und lastende Schwere der Landschaft, welche die Not dieser Schicksale gebiert, und mit ebensoviel Takt wie Kunst und warmem Gefühl hat sie der Dichter gestaltet.

Im Kern seines Wesens Windler verwandt ist H. F. Blunck. Auch er sucht aus den verborgenen Kräften des Volkstums und der Menschheit Deutung der Zeit, wenn auch in anderer Art. Dem Humor Windlers steht hier ein schwerer, grüblerischer Ernst gegenüber, und nicht so sehr in das volle Menschenleben hineinzugreifen drängt es den Hamburger Dichter, als seine Phantasie um das Werden der Dinge, um die Entwicklung der Menschheit schwingen zu lassen. In einer großangelegten Trilogie hat er die Urgeschichte des homo sapiens zu ergründen versucht. Der „Kampf der Gestirne" umfaßte dessen ersten Versuch (zur Steinzeit), die Einkehr und Heimkehr zur Bewußtheit Gottes zu finden, rätselnd zwischen Gut und Böse, Hell und Dunkel. „Der Streit mit den Göttern" erzählt die Überwindung der Götter, die vor den Menschen Herren der Schöpfung waren (zur Bronzezeit). Der jetzt vorliegende Band Gewalt über das Feuer behandelt die Eiszeit, in der die Menschen das Feuer finden und sich dienstbar machen. Der Held erinnert dem Namen nach an den stärksten Gegner des Königs Ull im „Kampf der Gestirne", dort heißt er Borr, hier Börr. Er ist stärker, willenskräftiger und umsichtiger als die anderen. In großer Not, verfolgt von wilden Tieren, denkt er das erste Gebet des Menschen: ‚Wanderer,' denkt er, ‚hilf du!' Da fährt ein Blitz in drei Föhrenbüsche, und das Feuer schlägt steil aus dem berstenden Holz empor. Und Börr bemerkt, daß die wilden Verfolger vor dem Feuer haltmachen, er schwingt den Fackelbrand gegen sie; er erfindet, da ihm der „Mannwanderer" ein Helfer bleibt, Pfeil und Bogen, während bisher der plumpe Steinkeil neben der Keule die einzige Waffe des Menschen war; er stellt das erste Musikinstrument dürftigster Art her (ein Trommelfell), er lernt und lehrt die menschliche Sprache, die bisher nur aus einzelnen gelallten Namen bestand, Sätze bilden und gar singen, er bezwingt als erster den schwarzen Berglöwen, der die Größe eines Stieres hat, vor allem aber hütet er das Feuer, sei es auch nur in einer Schale mit glühender Asche.

So ist hier die Sage vom Menschen gedichtet, der zuerst aus der Tiefe von Gott gerufen wurde, weil „Gott einsam war und den Menschen erkor, von seinem Geist zu tragen", zugleich die erste Tragödie zwischen Gott und Mensch. Mit der Gewalt über das Feuer, das ihm Gott geschenkt, beginnt die Kultur des Menschen und sein Sieg über die Erde.

Das ganze Dreiwerk ist ein kühner Versuch, das Dunkel, das über unserer vorgeschichtlichen Zeit liegt, zu lüften, seine Rätsel visionär zu lösen und episch zu meistern. Blunck ist seine hohe Aufgabe, wie hier schon bei seiner Betrachtung „Kampf der Gestirne" vorgeahnt wurde, wohlgelungen, diese Trilogie verdient einen Ehrenplatz im deutschen Schrifttum.

Noch ein Dichter von Rang, Franz Werfel, legt einen neuen Roman vor: Der Abituriententag. Daß der bedeutendste Lyriker des Expressionismus auch als Erzähler zu den Berufenen gehört, hat er in seinem Roman Verdi bewiesen. Diesmal wählt er, wie man sieht, einen anspruchsloseren Stoff: Ein Untersuchungsrichter wird beim Verhör eines des Mordes verdächtigten Häftlings plötzlich an seine Jugend erinnert. Dieser Franz Adler muß sein Schulkamerad sein, der Begabteste der Klasse. Aus Neid und Ehrgeiz hat er damals diesen verschlossenen Knaben lächerlich gemacht, hat ihm so seine Sicherheit und seinen Kern genommen, ihn dann zu allerhand Torheiten und schlimmen Streichen verführt, so daß er schließlich heimlich nach Amerika entflohen war. Nie wieder hat man seitdem von dem Unglücklichen etwas gehört. Während des Verhörs und in der darauffolgenden Nacht steigt diese schon halbvergessene Schuld in furchtbarer Lebendigkeit vor dem Untersuchungsrichter auf. Jetzt erst wird er sich des Vergehens an fremdem Leben voll bewußt und halb irr vor Reue; im nächsten Verhör tritt er selber dem Angeklagten als der Schuldige gegenüber, er bezichtigt sich der Tat, denn er hat den ersten Anstoß dazu gegeben, daß Adler auf die schiefe Bahn geriet. Aber der steht diesem Ausbruch selbstrichterlichen Gefühls verständnislos gegenüber, denn — hier kommt die Überraschung — er ist gar nicht jener Schulgenosse des Richters, er ist ein anderer dieses Namens.

Werfel verzichtet auf eine große Schlußszene, er biegt ab, er verschiebt den Schwerpunkt aus dem Kriminalfall ins Menschliche, er will gar keinen schlechthin Schuldigen, ihm sind die weiteren Beziehungen des Untersuchungsrichters zu den Menschen Nebensache, die Selbstläuterung bleibt das Wesentliche, die Berührung mit Gott, die einmalige, furchtbare, die zugleich straft und sühnt.

Der vornehm-künstlerische Ausklang, dieser Verzicht auf epische Paukenschläge wird manchen Leser befremden, vielleicht enttäuschen, aber das kann dem Dichter gleichgültig sein: das Buch enthält Spannung genug, es ist geladen damit; dazu kommt, daß die Schilderung der Pennälerwelt von außerordentlicher Echtheit und Anschaulich-

keit, die psychologische Führung der Hauptgestalten sicher und feinfühlig ist. Aber gerade der klugerwogene, schachspielerische Abschluß des Romans bestätigt eine Empfindung, die der Leser schon früher hatte: daß hier eine ethisch-psychologische Aufgabe, Schulaufgabe gelöst, doch nicht lebendig gestaltet wird. Und zwar auf einem reichlich befahrenen Wege. Pennäler- und Richterromane aus lehrhaftem oder tendenziösem Anlaß gibt es in der heutigen Erzählungskunst nachgerade wie Semmeln beim Bäcker; ein weniger wohlfeiles, weniger alltägliches Thema würde die Dichternatur Werfels sicherlich zu reicherer Entfaltung geführt haben.

Diesen Vorwurf kann man Hermann Roßmann nicht machen. In seinem merkwürdigen Buch Klas, der Fisch, lernten wir ihn (dem Literaturkalender nach „kaufmännisch Angestellter“ und 26 Jahre alt) als einen Dichter von seltener Beobachtungsgabe und Vertrautheit mit der Natur kennen. Er schilderte da die ungeschauten Geheimnisse der Meerestiefen mit einer Bildkraft, daß Naturforscher und Maler von ihm lernen könnten. War dort die ganze Erzählung getragen von einer gewaltigen Liebe und Sehnsucht zum Meer, so verrät sein neues Buch Ferne, Roman eines D-Zug-Waggons, eben diese dichterische Einstellung zum Reisen, nur um des Fahrens, nicht um eines Zieles willen. Also wieder ein eigenartiges Buch, wenn auch als Ganzes nicht so geglückt.

Ein ausrangierter D-Zug-Waggon, der in ein Bahnwärterhäuschen verwandelt ist, erzählt seine Geschichte dem Sohn des Bahnwärters, den er immer „kleiner Klaus“ anredet. Er klagt ihm, daß sie ihm seine Räder genommen haben, daß jetzt eine Ziege in seinem Frauenkupee meckert, die Hühner im Raucherabteil gackern und die Tauben sein Dach beschmutzen. Auch daß er Mäuse hat, ist für den Wagen im Sande neu und verwirrend, ebenso, daß er jetzt eine Sonnenseite hat, an die der Wärter Kletterbohnen gepflanzt hat. Mit Schaudern spürt der Wagen die winzigen Saugefinger der grünen Pflänzchen an seiner Haut, die immer höher klettern und ihm endlich aufs Dach steigen.

Da erkennt er mit Schrecken: es ist wahr, es hilft nichts, die Erde hat ihn gefangen. In tiefem Kummer fragt er: „Jagte ich denn nicht einmal, Donner und Blitz unter den Rädern, selbst klingend im D-Zug vorbei, riß mich nicht einmal der Rausch der Ferne vorwärts — an tausend Hecken, an tausend Häusern vorbei — fort — fort! —“

„Horch, das Läutewerk setzt an — jetzt meldet der Abendexpreß — jetzt zirpen die Drähte der Weichenstellung und zittern aufgeregt — jetzt winkt das Signal vorm Wald empor, und die Wegschranken an der Strecke fielen klappernd in die Gabeln — jetzt liegt weitab ein Pfiff in der Luft — jetzt beginnen die Schienen leise zu schwingen und summen unter einem fernandonnernden Takt — jetzt stößt eine Dampffaust über die Wipfel — und jetzt jagt es um die Waldecke brausend herauf — stolz — aufgebäumt — der trotzige Bug der Lokomotive! — — Und ich stehe im Sand, habe Kletterbohnen auf dem Dach — und sie haben mir die Räder abgenommen, kleiner Klaus!“

Aus dieser kleinen Probe erhellt die oben betonte Schilderungskraft und das sprachliche Können Roßmanns zur Genüge. Man sieht auch, wie der Dichter die Technik der Wirkung beherrscht, und wie er künstlerisch eine Bilderreihe mit allen ihren Stimmungen leuchtend zu fangen weiß. Das ist viel. Aber es ist nicht alles. Auf die Dauer wirkt der redselige Waggon langweilig durch Wiederholungen und, es muß gesagt werden, ein wenig komisch, weil (schon auf Seite 19 etwa) die Verbindung zwischen Phantasie und Wirklichkeit allzu gesucht erscheint. Gewiß: im Märchen denken, fühlen und sprechen die leblosen Dinge wie Menschen, und auch der Erwachsene nimmt gern einmal wieder Andersens köstliche Kindergeschichten zur Hand, in denen Traum und Wirklichkeit so wunderbar verschmolzen sind. Aber dort ist die Form sichtlich auf die gutgläubige Kinderphantasie eingestellt, es herrschen vollkommene Naivität und Natürlichkeit, die hier fehlen, oder gar mit technischen Hilfsmitteln vorgetäuscht werden.

Trotzdem hat man immer wieder stillen Genuß an der Beobachtungsgabe, Gründlichkeit und Schilderungskunst Roßmanns, und oft gelingt es ihm, auch das Unwahrscheinliche glaubhaft zu machen. Aber vergebens wartet man auf eine epische Entwicklung oder auch nur Einfädelung. Zwar werden kleine Episoden anekdotenhaft eingesprengt, auch wird, reichlich spät, die Geschichte des Bahnwärters erzählt, aber obwohl die Erzählung in der Darstellung des Unglücks, das ihn betrifft, auf der führerlosen Fahrt eines D-Zuges, ihren Höhepunkt erreicht, bleibt es doch nur Episode, und das Ganze mutet mehr wie ein lyrischer Erguß an, der nun freilich dem alten Eisenbahnwagen nicht sonderlich zu Gesicht steht. Man glaubt dem redseligen Waggon a. D. auch nicht recht, wenn er Familiengeschichten und andere Vorgänge allwissend erzählt, die weit außerhalb seiner Gleise liegen. Sehr schade, daß dadurch die dichterischen Vorzüge des Buchs teilweise um ihre volle Wirkung gebracht werden. Roßmann bleibt trotzdem eine Hoffnung. Er wird, so vertrauen wir, sein ungewöhnliches Können bald in einem zweckmäßiger und großzügiger angelegten Plan entwickeln. Er ist — nicht mit sechsundzwanzig Jahren, aber später — uns ein Meisterwerk schuldig.

Für den kurz vor Toresschluß eintreffenden Roman der Schauspielerin Tilla Durieux: Eine Tür fällt ins Schloß bleibt leider nur noch wenig Raum. Als Erstlingsroman ist er erstaun-

lich reif, in gewisser Hinsicht sogar überreif ... Seine Werte liegen in einer unbedenklichen Aufrichtigkeit, die sich freilich mitunter zu rousseauscher Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, vor allem aber gegen Gatten und Liebhaber steigert, sodann in einer außerordentlich feinen und fesselnden Analyse des Schauspielerproblems: wie spalten sich Gefühle und Gedanken des eigenen Lebens auf der Bühne, wie ergänzen sie die der Rolle, wie widerstreben sie einander?

Fehlerhaft wirkt, daß diese Carola Peters, eine berühmte Judith-Spielerin, also doch wohl, mutatis mutandis, die Durieux selbst, sich sogleich von ihrer befremdendsten Seite zeigt (S. 15), in einer Nonchalance des Ehebruchs, die das Wesensbild der Carola denn doch etwas verzerrt. Hat man den Roman ausgelesen, so weiß man, daß ihre unbesinnliche Sinnlichkeit fortwährend balanciert mit einer beinahe krankhaften Seelenkälte, mit den Grübeleien eines überwachen Hirns, mit der Überempfindlichkeit jahrelang gereizter Nerven. Ihre egozentrische Lebenseinstellung äußert sich in Anklagen gegen die Gesellschaft, daß sie in ihr als Schauspielerin, gegen die Juden, daß sie unter ihnen als Christin eine Fremde bleibt. Sie wird müde und abgestumpft. Auch auf der Bühne versagt sie schließlich; oft hat ihre fertige Sicherheit im Spiel Gefühl vorgetäuscht, jetzt durchkreuzt ihre Resignation selbst die Routine. Es widerstrebt ihr, die Komödie des Gefühls zu spielen. Vergrämt, entsagend zieht sie sich schließlich in die Einsamkeit zurück, die Tür fällt ins Schloß. Wir hoffen, nicht für immer. Carola Peters wird sich wiederfinden. Auf weitere Enthüllung erotischer Intimitäten werden wir dann gern verzichten ... Eine Merkwürdigkeit: kaum war dieser Roman der berühmten Künstlerin erschienen, da begann sogleich ein Stafettenlauf großstädtischer Zeitungen um den Rekord: die erste Kritikfahne siegreich durchs Ziel zu tragen. Im Kunst- und Literaturbetrieb ist Name doch mehr als Schall und Rauch ...

*

Die Anzeigen einiger geschichtlicher Romane letzter Zeit seien in eine abgerundete Übersicht zusammengefaßt, da ihr Inhalt ja mehr oder weniger bekannt ist. Die wahre Überschwemmung mit historischen Erzählungen, erklärlich genug als ein Fluchtverlangen aus schweren Erschütterungen und trauriger Gegenwart, hat seit einigen Jahren etwas nachgelassen, aber noch immer ist es vielen ein Bedürfnis, abseits unerfreulicher Tagesfragen und lärmender Zeitgenossen sich still an großen Gestalten und Begebenheiten der Vergangenheit zu erbauen. Eine ganze Reihe geschichtlicher Erzählungen haben wir schon früher einzeln betrachtet, von den jetzt vorliegenden möchte ich Will Vesper mit seiner Novelle Der Heilige und der Papst (Leipzig 1928, H. Haessel) voranstellen. Der feinsinnige und gedankenreiche Lyriker beherrscht die Kunst der Novelle hier mit einer Meisterschaft, die auch dem, der ungern allzu verbreitetem Kritikerbrauch folgt: große Gestalten der Literaturgeschichte als Maß und Gewicht für Gegenwärtige heranzuholen, unwillkürlich den Namen Conrad Ferdinand Meyer in die Feder drängt. Nur ist Meyer kühler, blutloser. Großen Stoff hat Vesper gewählt: die Tragödie des Papsttums am Ende des 13. Jahrhunderts. Das Staufergeschlecht ist untergegangen, der Papst tot, das Konklave tagt. Ärger Zwiespalt herrscht unter den Kardinälen. Die Kirche bebt in ihren Grundfesten. Und als man endlich Petrus, den als Heiligen verehrten Einsiedler vom Berg Morrone, wählt, ist dieser bäurische Waldmensch, in weltlichen Geschäften völlig unerfahren, bald ein Spielball der Intriganten und Machtgierigen um ihn. Aber sein rücksichtsloser Gegner, der ihm die Tiara nimmt, um sie (mit einem zweiten Kronreifen versehen) sich aufs Haupt zu setzen, Bonifazius III., kommt vom Schatten des Heiligen nicht los, er selber erliegt dem Chaos der Zeit. Künstlerischer Aufbau, dramatische Spannung und Steigerung, kristallener Stil sind die Vorzüge der Novelle.

Ein neues Talent, Hans Meisel, hat für seinen geschichtlichen Roman Torstenson (Berlin 1928, S. Fischer) den Kleistpreis erhalten. Mit Recht, trotz seiner etwas gesuchten, an Döblin erinnernden Sprache. Denn die Behandlung des geschichtlichen Stoffes zeugt von starker Selbständigkeit und künstlerischem Willen. Die Darstellung des großen schwedischen Heerführers Torstenson ist nicht nach neueren Vorbildern, etwa gar nach Mussolini, phantastisch gestaltet (wie man das wohl erlebt), sondern aus seiner Zeit, seiner Umwelt und seinen Schicksalen gezeichnet. Statt einer Statue oder eines Zinnsoldaten sehen wir einen Menschen und erleben sein Werden. Aber nicht die Hauptgestalt allein ist mit künstlerischen Händen geformt, sie tritt sogar zeitweise zurück vor der sorgfältigen Einbeziehung der Menschen um ihn; der Hintergrund, sogar zeitweise der Vordergrund, wird belebt von Menschen die plastisch und charakteristisch vor uns stehen; auch in Massenwirkungen und in Beseelung der Landschaft erreicht der mit Tempo und lebendiger Phantasie geschriebene Roman Höhepunkte ungewöhnlicher Art.

Das kann man leider von Otto Gmelins Hohenstaufendrama Das Angesicht des Kaisers (Jena 1928, E. Diederichs) nicht sagen. Ein farbenreiches Gemälde, vielfältige Begebenheiten und eine gleichfalls, wenn auch in anderer Art, gekünstelte Sprache sind die einzigen Vergleichsmöglichkeiten. Sonst finden wir statt der geistigen Durchdringung des Stoffs

Überschwang, statt der blutwarmen Menschen Theaterfiguren, und Kaiser Friedrich II. selbst, einer der anziehendsten Monarchen der Geschichte, den Jakob Burckhardt einmal den ersten modern individualistischen Menschen des Mittelalters nennt, weiß Gmelin weder psychologisch noch geschichtlich in seiner Größe und Besonderheit zu erfassen. — Das ist bei einer Gestalt wie Kleopatra freilich leichter, und so hat Otfried v. Hanstein in seinem sobenannten Roman (Berlin 1928, A. Weichert) ein lesbares Buch geschrieben, das besonders durch die Eindrücke, die der Verfasser persönlich in Ägypten gesammelt hat und durch zwei außerordentlich fesselnde Bilder der schönen Königin interessiert.

Sehr wertvoll ist der Roman Das Kaiserreich in Trümmern von Werner Bergengruen, mit der Hauptfigur des Söldnerkönigs Odoaker. Hier finden wir viele der Vorzüge wieder, die oben an Vesper und Meisel gerühmt wurden. Dazu eine ruhige, sichere Sprache, dichterische Gestaltungskraft, geschichtliche Auffassung und jene eindringliche Seelenkenntnis, die nur Epikern von Rang eigen ist. Einer der besten historischen Romane letzter Zeit, dabei spannend ohne Überspanntheit und belehrend ohne Lehrhaftigkeit.

Neue Schriften zur Charakterkunde. Von Univ.-Prof. Dr. Max Dessoir

Auf die Charakterologie läßt sich ein Wort übertragen, das man von einer andern Wissenschaft gesagt hat: sie hat eine lange Vergangenheit, aber eine kurze Geschichte. Obgleich nämlich das Nachdenken sich frühzeitig den Unterschieden der Persönlichkeiten zuwandte, ist die ganze Erforschung des Gegenstandes erst spät zur Reife gediehen. Was wir Menschenkenntnis nennen, entbehrt gemeinhin der wissenschaftlichen Grundlage. Im Durchschnitt fragen wir danach, ob ein andrer uns Freund ist oder Feind, ob er uns sympathisch ist oder antipathisch. Hierzu bedarf es keiner besonderen Erkenntnisarbeit. Ebensowenig wenn wir die Schwächen unserer Nebenmenschen ausspähen. Schon der Schuljunge sieht die schwachen Seiten seiner Lehrer; der Verkäufer entnimmt aus dem Benehmen und den Redewendungen des Kunden ohne Schwierigkeit, ob dieser leichtfertig oder besonnen, verständig oder eitel ist. Auf eine höhere Stufe des mittelbaren Wissens um fremde Seelen gelangen wir erst, wenn wir uninteressiert beobachten. Nur der Vorurteilslosigkeit gelingt es, ein vollständiges und richtiges Bild von dem Charakter eines Menschen zu entwerfen, denn hierbei kommt es nicht darauf an, bestimmte einzelne Züge zu sehen, vielmehr darauf, das Ganze einer seelischen Persönlichkeit zu erfassen. Der wirkliche Charakterolog kennt den ganzen Menschen, oder er kennt ihn gar nicht.

Dieser Gedanke hat auch dem Halleschen Professor Emil Utitz vorgeschwebt, als er seine charakterologischen Studien zur Kultur der Gegenwart verfaßte. (Die Überwindung des Expressionismus, Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 1927.) Utitz sieht die Aufgabe des heutigen Geisteslebens darin, „das Gesetzliche, Ewige, Absolute nicht vor oder hinter den Dingen zu suchen, sondern in ihnen und an ihnen". Er glaubt an einen neuen geistigen Realismus, den man wohl auch eine neue Klassik nennen dürfte. Vor kurzem hatten wir zwei kennzeichnende Menschentypen: den impressionistischen und den expressionistischen; da gab es unter den geistig hochstehenden den Menschen, dem sein Ich zerflattert, und den Triebmenschen, der sich gegen die Einsperrung durch den Verstand wehrt. Daneben waren natürlich auch andere Charaktere zu finden, wie etwa der fleißige, sparsame, gewissenhafte Arbeitsmensch, der nur seinen Beruf kennt, aber diese waren doch nicht so zeitgebunden wie die vorher genannten. Jetzt nun, so meint Utitz, bildet sich ein neues Gefüge des geistigen Menschen der Gegenwart, und er bringt es uns zur Anschauung, indem er aus literarischen und wissenschaftlichen Darstellungen viele Einzelzüge zusammenträgt, als auch die beherrschende Einheit herauszuhämmern sucht.

In diesem reichen Buche wird auch einmal von der neuen Charakterologie selber gesprochen. Sie beginnt jetzt, ihr expressionistisches Gewand abzuwerfen und von den Ausdrucksformen zum Wesen des Charakters überzugehen. Wenn man nach den Voraussetzungen und Grundbestandteilen der Persönlichkeit forscht, so will man wissen, was sie ist, nicht, wie sie sich kundgibt. Die Frage aber nach der Hauptrichtung eines jeden Charakters steht gegenwärtig im Mittelpunkt unsrer Wissenschaft. Ihrer Beantwortung dienen mehrere Aufsätze, die im fünften Bande des „Jahrbuchs der Charakterologie" (herausgegeben von Emil Utitz, Pan-Verlag Rolf Heise, Charlottenburg 1928) enthalten sind. Da erörtert beispielsweise Richard Müller-Freienfels das in letzte Tiefen führende Problem „Individualität und Typus". Er kommt zu dem Ergebnis, daß die menschlichen Typen — die der Geschlechter, der Nationen usw. — sich wandeln und daß solche Umbildungen zum guten Teil durch Individuen bewirkt werden; indessen stellt er anderseits fest, daß auch der Typus die Individualität zu formen vermag. So entsteht eine höchst lebendige, jedoch schwer durchschaubare Wechselbeziehung. — Eine merkwürdige, sehr fragenswerte Frage wird von Gustav Ich-



Bildnis eines jungen Mädchens
Pastellgemälde von Zenaïde Serebriakowa

heiser aufgegriffen. Jeder Einzelmensch weiß um sich selber, hat ein unmittelbar erlebtes Ich; daneben jedoch weiß er, wie er andern erscheint, mindestens glaubt er, diese Spiegelung im Nebenmenschen zu kennen. Sein Leib ist die ursprünglichste Schicht, in der eine Beziehung zwischen Ich und Du sich bildet; auf einer höheren Ebene liegt „das soziale Erscheinen als Spiegelung der wirklichen oder vermeintlichen Stellung innerhalb des Schichtenaufbaus der Gesellschaften". Diese Dinge sind wichtig für das Selbstbewußtsein und haben große charakterologische Bedeutung.

Allgemeine Aufmerksamkeit dürfte sich dem Aufsatz des Klinikers Theodor Brugsch zuwenden, der betitelt ist: „Der personalistische Standpunkt in der medizinischen Wissenschaft und Praxis." Mit der Charakterkunde stehen die Ausführungen von Brugsch insofern im Zusammenhang, als auch sie das Ganze der Persönlichkeit betonen. Aber die Betonung erfolgt vom Standort des Arztes aus. Wenn bisher ein kranker Mensch vielfach als Träger einer Krankheit, womöglich einer auf einen bestimmten Körperteil beschränkten Krankheit angesehen und überhaupt als ein aus vielen kleinen Maschinen zusammengesetztes Gebilde aufgefaßt werde, so soll nunmehr für die Behandlung die Einsicht maßgebend werden, daß die Person eine Einheit ist. Alle Teile des tierischen Körpers sind nicht nur durch nervöse Verknüpfung, sondern auch durch den Säftestrom miteinander verbunden; den Kern der Persönlichkeit aber machen die psycho-physischen Bindungen aus. Daher kann, daher muß die Krankheitslehre wieder zur Person zurückgeführt werden. Die klinische Untersuchung hat sich von der Beengung durch die Naturwissenschaft freizumachen, auf die Gesamtheit des organischen Lebens, mit Einschluß des seelischen Lebens auszudehnen; der praktische Arzt soll die Krankheit der Person behandeln, ohne Rücksicht darauf, ob sich diese Krankheit nach dem augenblicklichen Stand der Erkenntnis in einen Krankheitsbegriff eingliedern läßt oder nicht.

Von den übrigen Beiträgen zum „Jahrbuch" seien zunächst Theodor Ziehens „Charakterologische Studien an Verbrechern" genannt, weil sie sich durch die Feinheit der psychologischen Zergliederung über die durchschnittlichen „Gutachten" erheben. Ludwig Marcuse spricht sehr geistreich von der Struktur der Liebe, namentlich von dem tragischen Einschlag, und Stefan Zweig beschäftigt sich mit Tolstoi. Eine umfangreiche Abhandlung von Gerhard Gesemann ist der Volkscharaktertypologie der Serbokroaten gewidmet: vermutlich wird es vielen so gehen wie mir, daß sie von dem ihnen fernliegenden Gegenstand gefesselt werden kraft der lebendigen Darstellung des Verfassers. Mir jedenfalls hat sich ein ganz neues Gebiet erschlossen. Auf vertrautem Boden dagegen befinden wir uns bei den Aufsätzen zur Physiognomik. Der Berliner Anatom Fick anerkennt — trotz manchen Vorbehalten —, daß wirklich bleibende Gesichtszüge entstehen und dann Kunde geben von der dauernden Seelenart eines Menschen. Wenn er aber beiläufig behauptet, daß Schauspieler und Schauspielerinnen deshalb noch im Alter jugendlich aussehen, weil bei ihnen der Ausdruck oft wechselt, so scheinen mir die Tatsachen dagegen zu sprechen: Schauspieler haben in der Regel sehr ausgeprägte Züge, insbesondere tiefe Nasen- und Lippenfalten, und die jugendliche Erscheinung hängt nicht mit ihrer mimischen Beanspruchung, sondern mit der für ihren Beruf unentbehrlichen allgemeinen Körperfrische zusammen. — Historisch-kritische Beiträge zur Physiognomik liefert Hans Pollnow. Seine etwas schwierigen Auseinandersetzungen münden in die Forderung einer eigenen Ausdruckswissenschaft, deren Hauptmerkmal die Ableitung jedes Zeichens aus dem Sinn des Ganzen ist. Was wir Ausdruck nennen, ist etwas Besonderes, wohl unterschieden von der mechanisierten Gewohnheitsbewegung, der zweckhaften Willkürbewegung und der objektivierenden Darstellungsbewegung. — Alle Tierfreunde werden angetan sein von Friedrich Schwangarts Bemerkungen über die Rolle, die der Unterschied der Persönlichkeit innerhalb des Tierreichs spielt; aber auch der Psycholog folgt gern den Erörterungen über Bewußtsein, Unterbewußtsein und dergleichen mehr.

In einer Schriftenreihe zur Frauenkunde und Konstitutionsforschung (herausgegeben von Max Hirsch, Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig) ist ein Heft erschienen: „Konstitution und Charakter". Dies Heft kann zur Einführung in die Charakterologie empfohlen werden. Es enthält einen anregenden Aufsatz von Friedrich Kraus und höchst gescheite, äußerst förderliche Betrachtungen von Arthur Kronfeld; daneben stehen andere Beiträge von Wert. In ihnen allen findet sich die Richtung auf das Ganze, von der oben gesprochen wurde. Schon für die praktische Charakterkunde kommt es nicht darauf an, ein Gemenge aus vielen Eigenschaften herzustellen. Im Gegenteil, es muß diejenige charakterologische Tätigkeit gefunden werden, die alle andern Tätigkeiten durchdringt und beherrscht. Es ist festzustellen, was für einen bestimmten Menschen oder für eine gewisse Art von Menschen wesentlich ist, d. h., was, wenn es wegfiele, jenen Einzelmenschen oder diesen Typus aufheben müßte. Das aber ist durch kein Zerlegen und Zusammensetzen zu erreichen.

Letzten Endes, so glaube ich, wird das Entscheidende über den Charakter von den großen Dichtern gesagt. Ohne ihre Gabe der Einfühlung und der Phantasie kommen auch die Männer der Wissenschaft in der Charakterologie nicht vorwärts.

Illustrierte Rundschau

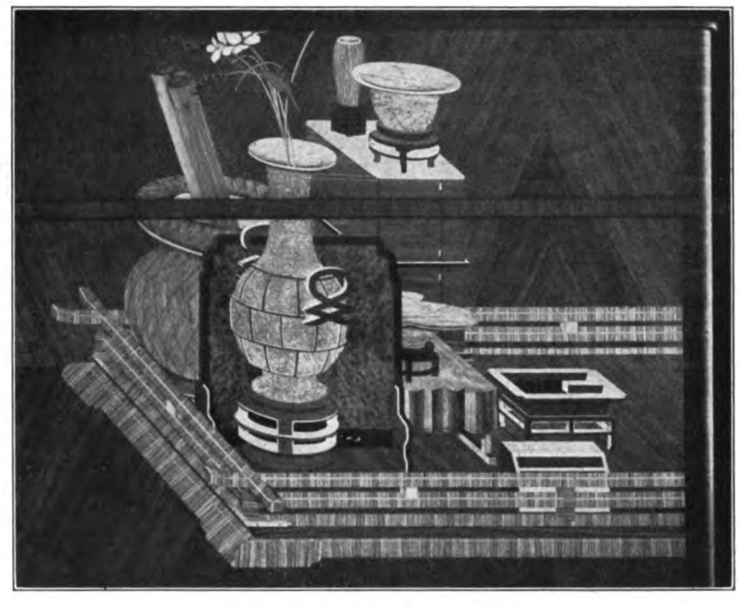
Charles W. Bartlett — Eugen Oßwald — Eugenie Berner-Lange: Junger Hund — Viktor Lurjes Intarsien — Franz Wimmers Schubert-Radierungen — Neue Frisuren — Friedrich Lommel: Ehepaar — Robert Richters „Fechter“ — Georg Pacouil und Gustav van de Woestyn — Zu unsern Bildern

Clara Ratzkas Aufsatz, der eine Dichtung ist und in mitschwingender Harmonie die Holzschnitte Charles W. Bartletts begleitet, bedarf an dieser Stelle einer Ergänzung. Der Leser soll noch etwas über den Künstler erfahren. Aufzeichnungen von Frank F. Washburn Freund legen wir zugrunde. Bartlett stammt aus Südengland. Mit Bildern aus Holland und der Bretagne hat er sich in Paris und in Brüssel bekannt gemacht. Er zählte zu den Mitgliedern der berühmten Künstlerkolonie in Volendam am Zuider See, und es schien fast, als sollte er hier, zum mindesten mit seiner Malerei, heimisch werden. Aber die Ferne lockte ihn. Nach langem Planen kam er im Spätjahr 1913 dazu, eine auf einige Monate berechnete Orientreise anzutreten. Von dieser Fahrt ist er nicht zurückgekehrt. Der Osten hielt ihn fest. Bartlett hat sich auf einer der „Inseln der Seligen“ im Stillen Ozean, auf Hawaii, niedergelassen. Der Osten muß den Künstler aus geheimnisvollen Gründen verwandt angesprochen haben. Er hat ihn sich, nicht ohne Mühe, zu eigen gemacht, durch Reisen und Arbeiten. Er hat ganz Vorderindien durchzogen und auf dem wilden Bergpaß Khyber, das Skizzenbuch in der Hand, gestanden und gezeichnet, wie ihn ein bunter Nomadenzug überschritt. Kaschmir hat er besucht und sah die frommen Hindu in Benares am heiligen Ganges beten. Aber stärker als alles, stärker selbst als der feenhafte Wasserpalast von Udaipur, hat ihn die „Perle des Orients“, die Toj Mahal, ergriffen. Immer wieder hat er dieses Wunder der Baukunst nachempfunden und nachgeschaffen. Eine Reise nach Ceylon vertiefte Bartletts Anschauung. Besonders wichtig wurde Japan für den Künstler. Er fand dort einen der seltenen Holzschneider, die noch in der großen Überlieferung ihrer Heimat stehen, und wurde von ihm in die Geheimnisse des Farbenholzschnittes eingeführt. Schon die ersten Arbeiten dieser Art (1916) haben Bartlett namentlich in Amerika große Erfolge gebracht. Nachdem er sich anfangs dem klassischen Meister Hiroshige hingegeben hat, wird er bald in Farbe, Form und Komposition ganz selbständig. Er vereint das Sehen der Wirklichkeit mit innerer Schau und wird reif, auch China, das Land uralter Weisheit



Junger Hund. Terrakotta-Bildwerk von Eugenie Berner-Lange

und ewigen Bestandes, in sich aufzunehmen und zu gestalten, teilweise in farbigen Radierungen, einer Technik, mit der Bartlett in seine holländischen Anfänge zurückkehrte. Er selbst freilich verspürt keine Lust, wieder in die abendländische Welt zu kommen. Der ferne Osten hat ihn künstlerisch und menschlich zu reich beschenkt, vor allem mit etwas, was seiner Arbeit unentbehrlich ist und was wir Armen uns nur mühsam erkämpfen und bewahren: mit Ruhe, mit Sammlung! — Mit einigen Worten wenigstens sei an dieser Stelle Eugen Oßwalds gedacht.



Intarsien von Viktor Lurje-Berlin

Er hat den frischen Aufsatz „Jemsen und Gams" nicht bloß gemalt und gezeichnet, sondern auch geschrieben, und seine Freude an der Jagd, an der freien Natur, hat ihm keine Zeit gelassen, über sich selbst etwas zu sagen. Vielleicht hielt er das grade in diesen Heften auch nicht für nötig. Die Leser kennen ihn seit langem, und wer ihn bisher versäumt hat, dem stellt er sich in diesem Beitrag genau so dar, wie er ist: ein ungebundener, prachtvoller Naturmensch, mit einem warmen Herzen für jegliche Kreatur und der Abneigung gegen alles Geschniegelte und Geleckte, ein Freund der Berge und ihrer Menschen, seiner lieben Landsleute, und ein temperamentvoller Maler von einer Gewissenhaftigkeit, die auch die strenge Prüfung durch einen Weidmann oder Naturforscher aushält. — Man sieht einem Kunstwerk fast immer an, ob es aus München stammt. Man klagt viel über den Niedergang des Kunstlebens an der Isar. Aber wo einmal starkes Leben war, ist es schwierig, es auszurotten. Selbst auf müde gewordenem Boden reifen noch lange Zeit wunderschöne saftige Früchte. So, will uns scheinen, sieht man dem „Jungen Hund" (S. 354) die Münchner Heimat an. Eugenie Berner-Lange, die ihn so humorvoll zu gestalten wußte, stammt zwar aus der Gegend von Kassel (geb. 1888 zu Melsungen), aber ihre entscheidende Ausbildung hat sie an der Akademie zu München genossen, wo sie vier Jahre Meisterschülerin von Prof. B. Bleeker war. Sie stellt alljährlich in der Münchner Sezession aus. Viele ihrer Arbeiten sind von öffentlichen Sammlungen erworben worden. In den letzten Jahren hat sie sich mit Glück dem Bildnis zugewendet. Mit



Intarsien von Viktor Lurje-Berlin

Vorliebe arbeitet sie in Terrakotta. Auch der „Junge Hund" ist in diesem Werkstoff ausgeführt. —

Die alte Kunst der Intarsien, die wir freilich erst aus dem 16. Jahrhundert in Deutschland kennen, wird auch heute noch gepflegt, obwohl Meister wie Viktor Lurje selten sind. Man hat wieder Sinn bekommen für eine Kunst, die sich der Architektur bescheiden unterordnet und von der ähnliche behagliche Wirkungen wie von der Malerei ausgehen. In der Technik der Intarsien hat sich nichts Grundlegendes geändert. Es ist eine Mosaikarbeit. Farbige, nach einer Zeichnung zugeschnittene Hölzer werden in eine Grundfläche eingeleimt. Schon früh hat man nicht bloß lineare oder arabeske Muster gewählt, sondern hat richtige Bilder von Landschaften und Menschen, ja sogar figurenreiche Kompositionen gewagt. Dafür bedarf es natürlich bedeutenden handwerklichen Geschicks, und es kommt Lurje zugute, daß er schon von früher Jugend an auf diesem Gebiete tätig war. Lurje stammt aus Wien, wo er 1883 geboren wurde. Viele Fremde, die in Berlin das Funkturmrestaurant besuchen, kennen ihn, ohne seinen Namen zu wissen, denn jeder freut sich über die in dem entzückenden Raum angebrachten einfallreichen Intarsien. Andre größere Arbeiten von Lurje finden sich im Teeraum des Warenhauses Israel zu Berlin sowie im Teeraum des Hotels Vier Jahreszeiten zu Hamburg. —

Die Feier Franz Schuberts glauben die Monatshefte nicht würdiger als auf künstlerische Weise begehen zu können. Die Ballade Emil Hadinas, des deutsch-böhmischen, aus Wien gebürtigen Dichters, leuchtet stark hinein in die Mächte der Ahnen, die auch dieses merkwürdige Schicksal zu formen geholfen haben. Der Rheinländer Herbert Eulenberg formt Schuberts Liebe zu Karoline Esterhazy in einer mit spitzem Pinsel ausgetuschten Novelle zu einer Rhapsodie. Professor Franz Wimmer in Wien hat eine Reihe Radierungen zu Liedern Franz Schuberts geschaffen. Wir zeigen hier eine davon. Sie stellt den „Doppelgänger" dar, jenes unheimliche Gedicht von Heine, das in zwölf knappen Zeilen Liebesleid und Geisterspuk der gesamten Romantik zu pakken vermag. Wir wissen, mit welcher Kraft Schuberts Komposition dieses kleine Gedicht zur Tragödie wachsen läßt, als wenn die Posaunen des Gerichts ertönen. —

Neue Frisuren zeigen die Photographien von K. Hoffmann in Wien, hergestellt nach Angaben von Claire Patek, die mit der Mode Bescheid weiß und außerdem, was mindestens ebenso wichtig ist, einen ausgezeichneten Geschmack besitzt. Wenn man von Frisuren spricht, muß man, leider, vom Bubikopf reden, obwohl das längst nicht mehr unterhaltend ist. Man war so vergnügt, als ihn alle Damen hatten.



Der Doppelgänger (Ballade von Franz Schubert)
Radierung von Franz Wimmer



Neue Scheitelfrisur mit Zacke in der Stirn
Photographie von K. Hoffmann-Wien

Denn das: „Soll ich oder soll ich nicht?“ war unerträglich geworden. Man hat sich getäuscht. Man redet auch jetzt wieder so, unermüdlich wird die Frage erörtert: „Soll ich oder soll ich nicht?“ Nämlich: das Haar wachsen lassen. Claire Patek warnt. Sie meint, es sei unmöglich, mit einem Zopf Erfolge zu erzielen. Höchstens, daß sich die Mode einige kleine Zugeständnisse abschmeicheln läßt, die das Entscheidende: den kurz gehaltenen Kopf ein wenig und manchmal recht liebenswürdig wandeln. Man ist sehr weitherzig. Es gibt so viele Frisuren, wie es Frauentypen gibt. Besonders die Abendfrisur bietet eine Fülle an Auswahl. Das Haar, das durchaus wellig sein muß, wird in leichte, duftige Ringel gelegt. Dazu bedarf es einer künstlerischen Hand, denn die Frisur soll durchaus unabsichtlich aussehen. Nur ungeschickte und geschmacklose Friseure versuchen es, den armen Frauen falsche Zöpfe anzuhängen, was natürlich einfacher ist. Eine Freude bedeutet es, daß man das Ohr zeigt, einen Reiz, der allzulange verdeckt worden ist. Das Gesicht wirkt dadurch schmäler und vornehmer. Für sehr junge Gesichter gibt es noch immer Wuschelköpfe. Etwas Neues sind die uralten, ebenfalls ohrenfrei getragenen Ponyfransen. Läßt man sie sich zu längerem Haar schneiden, wirkt man nicht mehr schneidig, sondern sentimental, und auch das hat seine Reize und findet seine Bewunderer. —

Ein merkwürdiges Terrakottabildwerk hat der Münchner **Friedrich Lommel** geschaffen. Es stellt ein Ehepaar dar und ist als Denkmal für ein Grab gedacht. Man könnte sich aber auch vorstellen, daß es einem Garten als Zier und Gedächtnis dienen mag. So ernst und tief das Gefühl ist, das diese Gestalten beseelt, so stark hat es das Grauen des Todes überwunden. Diese beiden Menschen vereinen in sich den Adel antiker Form mit der Schlichtheit modernen Empfindens. Sie sind im wesentlichen ein Leben lang eins gewesen, und so haben sie die Kraft, Hand in Hand die Fahrt zu den letzten Geheimnissen anzutreten. Ein hübscher deutscher Zug ist, daß der Künstler auch den treuen Hund des Paares verewigt hat. Sind doch in unserer Vorstellung die Tiere nichts anderes als unsere jüngeren Brüder, und selbst der Apostel redet in dunklen Worten von der Erlösung, die auch



Frisur mit Ponyfransen. Nur lose Haare bedecken die Ohren
Photographie von K. Hoffmann-Wien



Das Ehepaar. Bildwerk in Terrakotta. Von Friedrich Lommel

der Kreatur dereinst zuteil werden soll. — Über die Große Berliner Kunstausstellung des verflossenen Sommers haben die Zeitungen unsern Lesern nicht viel Gutes berichtet. Die meisten Leute werden schon verdrießlich, wenn sie an den Lehrter Bahnhof müssen, und wenn sie den ungemütlichen und klapprig gewordenen Glaspalast betreten, wird ihre Laune nicht besser. Das müssen dann oft die Bilder ausbaden, selbst wenn sie gut sind. Freilich fand man die wirklich guten nicht allzu zahlreich. Aber einige wenige Gerechte, mehr als in Sodom, hoben sich doch aus der Fülle des Gleichgültigen, so der fabelhaft lebendige und humorgesättigte „Fechter" Robert Richters. Der Künstler ist nicht nur Maler, sondern auch Arzt in Berlin. Man spürt dem Bilde die Freude an der Beherrschung des Körpers an. Daneben fällt es durch gewisse altmeisterliche Züge auf. Richter liebt unsre alte deutsche Kunst, hat er doch die Passionsgemälde aus der Peterskirche zu Lindau nachgebildet, ja eigentlich erst als hervorragende Leistungen deutscher Malerei entdeckt. —

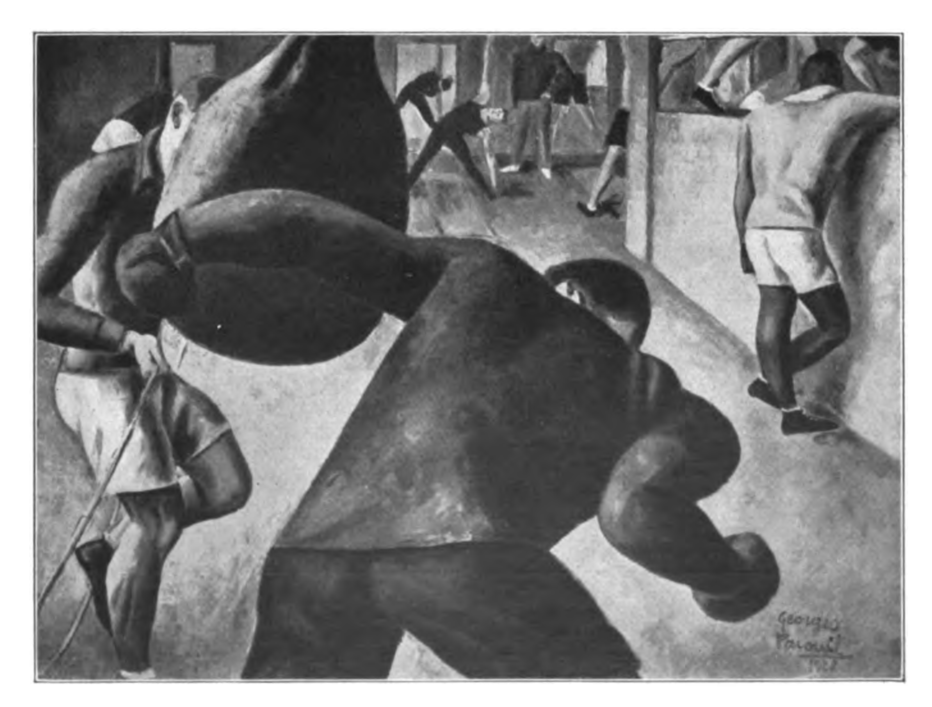
Den Sport- und Kunstfreund gleichermaßen geht das „Training" von Georg Pacouil an. Auf diesem Bild ist mehr zu sehen, als man im ersten Augenblick meint. Aber es ist künstlerisch klug, daß ein großer Eindruck, der Boxer, im Vordergrund nicht nur des Bildes, auch des Interesses steht (S. 359). — Von einem flämischen

Künstler stammt das letzte Bild der Rundschau, von Gustav van de Woestyn. Uns berührt dieses Gemälde der „Artigen Kinder“ verwandt. Das liegt aber nicht daran, daß Woestyn Flame ist. Es wäre nicht viel anders, wenn wir das Werk eines Wallonen reproduzierten. Die belgische Kunst ist von französischem Einfluß fast völlig frei. Die reine Malerei, wie man sie in Paris pflegt, hat in Belgien keine bedeutende Nachfolge gefunden; man erzählt gern etwas, ganz gleich in welcher Form, und das ist wohl ein germanischer und deshalb uns vertrauter Zug in dieser Malerei. —

Einer der bedeutendsten jüngeren Maler auf belgischem Boden, Louis Buisseret, eröffnet dieses Heft. Er hat sich selbst mit Weib und Kind im Atelier gemalt; ein ähnliches Bild hat das Museum in Madrid von ihm erworben. Er stammt aus Binche, einer kleinen Stadt zwischen Brüssel und Maubeuge, wo er 1888 geboren wurde. Ausgebildet haben ihn die Akademien zu Mons und Brüssel. Studienreisen führten ihn nach Italien, Deutschland und Österreich, nach dem Kriege in den französischen Süden. Seine Kunst ist von der Moderne berührt, aber er hat die Kraft, sie zu beseelen, ihre Härten zu mildern, sie wohl auch zu sentimentalisieren. Darum ist seine vornehme und gepflegte Sprache auch außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes verständlich. Angeborene Liebenswürdigkeit öffnet alle Wege.— Ein klassizistischer Romantiker ganz andrer Art ist der Italiener Giorgio de Chirico, von dem wir die „Pferde“ (zw. S. 256/257) zeigen. In ihm steckt ein starker mathematischer Grüblersinn. Er möchte am liebsten die Formeln malen, nach denen die Wesen geschaffen sind, und obgleich er sich so der Natur entfremdet, nähert er sich ihrem inneren Sinn. — Die übrigen



Der Fechter. Gemälde von R. Richter



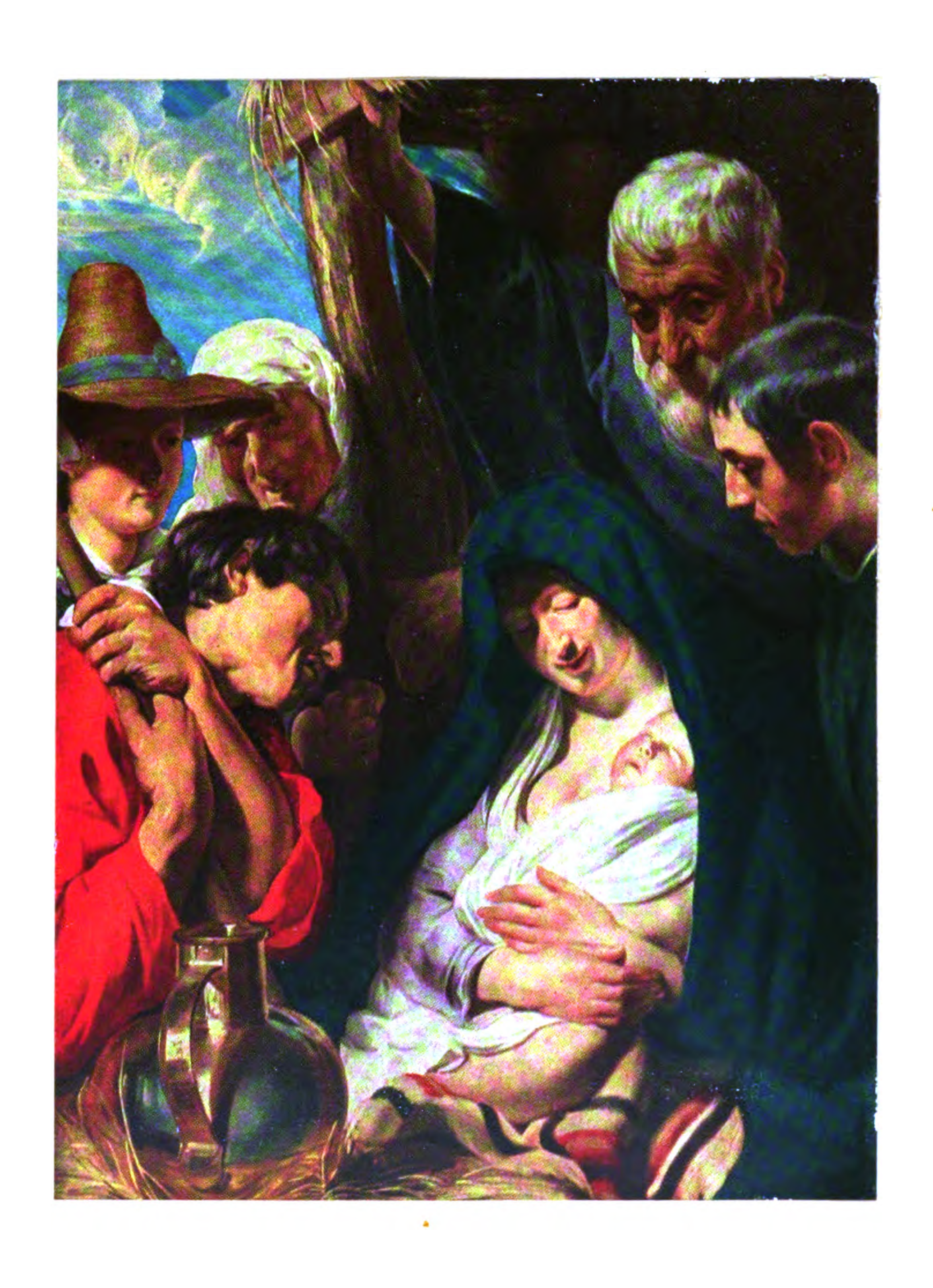
Training. Gemälde von Georg Pacouil



Die artigen Kinder. Gemälde von Gustav van de Woestyn

Kunstbeilagen sind ohne weiteres verständlich. Auch ihre Künstler sind wohlbekannt. Prof. Adolf Beyers farbenprächtiger „Herbststrauß" (zw. S. 264/265), das Mädchenbildnis der Russin Z. Serebriakowa (zw. S. 352/353), die „Lauernde" von Fritz Klimsch werden sich leicht einschmeicheln. Auch der Rhythmus der Bewegung in Franz Rheinhardts „Begegnung" (zw. S. 336/337) drängt sich jedem Beschauer zwingend auf; man beachte nur auch den leichten Humor, der das Gemälde durchleuchtet. Eine Besonderheit bieten wir mit der „Ernte" von Niccolo dell'Abbate (zw. S. 272/273). Wer flüchtig hinsieht, wird glauben, das sei wieder ein Bild der manchem so lästigen neuen Sachlichkeit. Es ist aber ein Italiener des 16. Jahrhunderts, also aus der klassischen Zeit! Abbate (1512 bis 1571) war ein sehr vielseitiger Maler. Seinen Ruhm erwarb er in Fontainebleau. Dort arbeitete er seit 1552 mit Primaticcio an der Dekoration der Ulysses-Galerie und des Ballsaales, schuf neben kleineren Arbeiten Bildnisse, Teppichentwürfe, Emailmalereien und allerlei Mythologien. Auch Straßenausschmückungen waren seine Sache. Am besten erhalten und am sichersten bezeugt sind seine Handzeichnungen. Sein Erntebild stilisiert die Arbeit des Landmanns, ohne ihr Wesen zu verflüchtigen, und in der Gesamthaltung wie im einzelnen, z. B. der Gestaltung der Pferde, werden wir an moderne Bestrebungen erinnert. Man sieht: alles kommt wieder und alles war da; nur unsere Augen sehen nicht immer, in wie viele Möglichkeiten sich Schönheit ergießen kann. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



Jacob Jordaens: Die Anbetung der Hirten. 1618.
Stockholm, National-Museum



Jacob Jordaens

Von Dr. Kurt Zoege von Manteuffel

Zu keiner Zeit hat eine einzelne Künstlerpersönlichkeit ihrer Umgebung in solchem Maße das Gesetz formalen Gestaltens vorgeschrieben wie im 17. Jahrhundert Rubens den Malern der südlichen Niederlande. Selbst der zwanzig Jahre jüngere Anton van Dyck, neben ihm wohl das stärkste Talent der Zeit, ist ohne sein Vorbild nicht denkbar. Auch Jacob Jordaens, der, 1593 geboren, im Alter zwischen Rubens und van Dyck steht, beide aber um beinahe vierzig Jahre überlebt und erst 1678 stirbt, ist von der Kunst des großen Führers ausgegangen. Er hat aber mit einer in starkem Temperament begründeten Entschlossenheit von hier aus eigene Wege gesucht. Das ist um so bemerkenswerter als Jordaens' künstlerische Gestaltungskraft hinter der Rubens' und selbst hinter der van Dycks zurücksteht. Während van Dyck in den Spuren seines Meisters Großes erreicht, die geringeren Nachfolger an eine Auflehnung gegen den sie alle überragenden Führer gar nicht denken, wird Jordaens von Anfang an und während eines langen Lebens in steigendem Maße von dem Triebe beherrscht, selbst unter Opfern an formaler Vollendung sich als selbständige Persönlichkeit zu behaupten.

Sein Entwicklungsgang ist merkwürdig genug. Zu einer Zeit, da Rubens' Stern in lebhaftem Aufsteigen ist, stellt er sich unter ihn, lernt er, folgt er ihm bis zur Nachahmung. Aber sehr bald setzt schon der Widerspruch ein. Zwischen seinem fünfundzwanzigsten und dreißigsten Lebensjahr macht Jordaens scheinbar einen Schritt rückwärts, indem er sich den italienischen Vorbildern zuwendet, von deren unmittelbarem Einfluß Rubens sich befreit hatte. Er lernt insbesondere an der Kunst, die mit dem Namen des Caravaggio bezeichnet wird und eine der wichtigsten Strömungen der Zeit um 1600 bis 1620 bildet. Das bedeutet einerseits Verleugnung der Heroisierung des Dargestellten, anderseits Abwendung von der malerischen Auflösung der Eigenfarben der Dinge in gebrochene Töne, Abwendung von der Zersetzung der Lichter und Schatten, alles Stileigentümlichkeiten, denen Rubens zustrebte. Es ist klar, was diese Abwendung von Rubens bedeutet: indem Jordaens sich auf den Punkt stellt, von dem der große Verführer selbst ausgegangen war, machte er sich die Bahn zu eigenem Laufe frei. Mochte er damit auch einen Vorsprung, den er als der Jüngere hatte, verlieren, so gewann er mit dem Zwang auch die Möglichkeit, sich eine eigene Welt zu erschaffen, selbst auf die Gefahr hin, dabei zu scheitern.

In diesem Augenblick stärkster Spannung entsteht eine Reihe der prächtigsten Werke. Die Bildvorwürfe, die das Schaffen Jordaens' beherrschen sollten, bilden sich heraus. Es sind dieselben, die auch Rubens behandelt: religiöse Darstellungen, antike Göttergeschichten und Fabeln, Allegorien, Bildnisse. Dazu kommt das großfigurige Sittenbild, häufig als Illustration des



Der Satyr beim Landmann. München, Alte Pinakothek

Sprichworts „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen“ oder als Schilderung des Bohnenkönigsfestes verkleidet. Bildet es auch nur eine Seite seiner Kunst, so hat er doch gerade hier Dinge zu sagen, die von keinem anderen ausgesprochen worden sind. Die volkstümliche Verknüpfung seines Namens mit dem großfigurigen Sittenbild ist also durchaus berechtigt.

Der Fünfundzwanzigjährige hat 1618 eine „Anbetung der Hirten“ gemalt (Stockholm, Nationalmuseum), die den Ausgangspunkt seines selbständigen Schaffens gut bezeichnet. Schon die Form des Halbfigurenbildes erinnert an Caravaggio. Wichtiger ist, daß die von dem Italiener ausgebildete, einheitliche und gegensatzreiche Lichtführung dazu verwendet ist, auf Körpern von geschlossener Masse scharfe Lichter und klar begrenzte Schatten hervorzurufen. Lebhafte, gegensatzreiche Farben liegen in breiten Flächen da; kräftig wirkt das Braun, Weiß und Rot der Hautfarbe. Dieser frühen Kunst Jordaens' liegt nichts an der Nüance, weder im Seelischen noch im Körperlichen. Sie spricht laut mit erhobener Stimme, ja scheut selbst nicht den rauhen Klang. Das Geschehen aus der Bibel rückt in merkwürdige Wirklichkeitsnähe. Die Handelnden sind Menschen aus dem Volk, Vertreter jener vollblütigen Rasse, die das Land an der Schelde bebaut. In schlichter, zwischen Ehrfurcht und Neugierde geteilter Teilnahme drängen sich die Landleute heran, das gesunde Kind und die glückliche Mutter zu betrachten. Es fehlt alles, was man gemeinhin Idealisierung nennt. So unterscheiden sich denn die Gestalten dieses religiösen Bildes kaum von



Die vier Evangelisten. Paris, Louvre

denen des etwa um dieselbe Zeit gemalten „Der Satyr beim Landmann" (München, Alte Pinakothek), das die antike Parabel vom Satyr schildert, der das gastliche Haus des Bauern entrüstet verläßt, weil dieser mit demselben Atem zuerst seine frierenden Hände gewärmt, dann seine heiße Suppe gekühlt hat, ein Zusammentreffen, das dem Naturwesen als ein Zeichen von Unehrlichkeit erscheint. In dem geschlossenen Innenraum, der diese Menschengruppe umschließt, sind grelle Lichter und schwärzliche Schatten scharf gegeneinandergesetzt, die Farben im Licht gleichmäßig betont. Mit besonderer Freude ist die Umgebung der Bauern, ihr Hausrat, ihr Zusammenleben mit Rind und Geflügel, mit Hund und Katze, mit Behagen die Erdennähe und Schwerfälligkeit, die Beschränkung des Daseins geschildert.

Betrachtet man die „Vier Evangelisten" des schönen Halbfigurenbildes (Paris, Louvre), die mit so schlichter Sammlung sich in die heiligen Schriften versenken, so wird Jordaens' besondere Einstellung zu den biblischen Vorwürfen besonders deutlich. Das



Allegorie des Überflusses. Brüssel, Museum

sind wirklich Fischer mit zerfurchten, wettergebräunten Köpfen, die in Einfalt nach der göttlichen Wahrheit suchen. In diesem Stimmungsgehalt ist viel mehr von Rembrandt, dem protestantischen Religionsmaler, als von Rubens, dem katholischen, dessen Kunst die Gestalten der Bibel über den Alltag in einen Zustand der Verzückung oder sieghafter Verherrlichung erhebt.

Die antike Götterwelt, die in der Renaissancekunst Italiens eine merkwürdige Auferstehung gefeiert hatte, trat mit der Übernahme des neuen Stils durch die niederländischen Maler im Lauf des 16. Jahrhunderts in ihren Gesichtskreis. Im 17. Jahrhundert war sie in den Niederlanden durchaus heimisch geworden. Für Rubens und seinen Kreis lieferte diese ferne Welt die beliebtesten Bildvorwürfe und Gelegenheit, die nackte menschliche Gestalt darzustellen. Auch Jordaens hat die Möglichkeiten, die solche Vorwürfe boten, mit Lebhaftigkeit ergriffen. Seine mythologischen Darstellungen gehören zum Besten, was diese Zeit hervorgebracht hat, nicht weil er ein besonders ausgebildetes Verständnis für die Geistesart der Antike gehabt hätte — hierin war ihm Rubens weit überlegen —, sondern weil seine starke malerische Begabung hier die größten Triumphe feiern konnte. Besonders mit der Verfeinerung der rein malerischen Ausdrucksmittel, die zwischen seinem dreißigsten und fünfzigsten Lebensjahr erfolgt, gewinnen die antiken Stoffe für ihn Bedeutung. Das Licht wird allmählich weicher, die Farben beginnen sich aufzulösen und zu verschmelzen. Noch am Anfang dieses Zeitabschnitts steht die „Allegorie des Überflusses" (Brüssel, Museum), eine dichtgedrängte Gruppe von Männern und Frauen der antiken Fabelwelt, die sich an den reichen Früchten der Erde freuen. Einer der schönsten Frauenakte, der je gemalt worden ist, nimmt die Mitte des Bildes ein, jenes Mädchen, das, vom Rücken gesehen, sich der in ein rotes Gewand gekleideten „Fruchtbarkeit" in einer Bewegung von anmutiger Befangenheit zuwendet. Am Ende dieser Entwicklung steht die „Erziehung des Bacchus" (Kassel, Gemäldegalerie), die Darstellung der



Erziehung des Bacchus. Kassel, Gemäldegalerie

Nymphen und des Satyrs, die den jungen Weingott aufziehen, wobei das Unglück des umgestürzten Milchkruges den Jungen zu einem sehr ungöttlichen, wütenden Gebrüll veranlaßt. Wie hier das gedämpfte Abendlicht graue, durchleuchtete Schatten auf die nackten Körper legt und das Fleisch unter den Hebungen und Senkungen der Haut in seiner ganzen Lebendigkeit wirken läßt, wie in feinen Tönen die farbigen Gewänder leuchten, weißes Linnen schimmert, Metallgefäße aufblitzen, zeugt von der Meisterschaft des Künstlers, der zu seinem persönlichen Stil gelangt ist. Besonders deutlich wird die Durchbildung dieses Stils der malerischen Verfeinerung in dem „Triumph des Bacchus" (Kassel, Gemäldegalerie). Das Licht ist hier in feinsten Brechungen aufgelöst; es sind schillernde Mischfarben von geringer Sättigung bevorzugt, und der Pinsel hat die Ölpasten ganz weich und verschwimmend über die Leinwand gedeckt. Jordaens ist im Wettbewerb mit Rubens und gleichzeitig mit ihm um Ende der dreißiger Jahre des Jahrhunderts zu einer ähnlichen Verfeinerung der Malweise gelangt, wie jener sie in seinen letzten Alterswerken erreicht.

Der Künstler, der in religiösen und mythologischen Darstellungen eine so starke Wirklichkeitsnähe erreichte, soviel unmittelbare Naturbeobachtung in Bilder herüberrettete, die fern von seiner Umwelt standen, mußte seine Kräfte wachsen fühlen, wenn er Bilder aus dem Leben seiner Zeit und seines Landes zu schaffen unternahm. Über die ganze künstlerische Laufbahn Jordaens' verteilen sich jene Schmausereien der flämischen Bürger und des flämischen Landvolks, die offenbar immer wieder von ihm verlangt wurden, die er aber auch immer wieder mit



Triumph des Bacchus. Kassel, Gemäldegalerie

Freude zu malen unternahm. Bald ist es jener „Breiesser" (Kassel, Gemäldegalerie), der sich, umgeben von den Seinen, unter einer Weinlaube am bäuerlichen Tisch niedergelassen hat und trotz sommerlicher Hitze mit Behagen aus tönerner Schüssel den heißen Brei löffelt und mit reichlichen Mengen Bier hinunterspült, bald die Gesellschaft behäbiger Bürger, die bei Wein und Leckerbissen eines der traditionellen Feste, etwa „Das Bohnenkönigsfest" (Wien, Gemäldegalerie), feiert, oder sich auch ohne beson-



Der Breiesser. Kassel, Gemäldegalerie

deren Anlaß im häuslichen Kreise zusammengefunden hat, wobei es die Kinder den Erwachsenen in jeder Hinsicht gleich zu tun bemüht sind. Die Atmosphäre eines solchen, echt flämischen Festes ist besonders auf dem Wiener Bilde ausgezeichnet geschildert. In enger, überhitzter Stube drängen sich die Menschen. Heiß ist ihnen der Wein zu Kopf gestiegen, die Haut glänzt, Röte bedeckt die Gesichter, und mancher ist seiner Sinne nicht mehr recht mächtig. Männer und Frauen haben ihre schönsten Kleider angetan; der beste Hausrat ist herbeigeschafft; schillernde Glaskelche und Römer, prächtig verzierte Tonkannen, blinkende Messinggefäße stehen umher. Daß es Scherben geben wird, berührt in dieser Stimmung selbst die sorgsamste Hausfrau nicht; denn nicht alle Tage ist Bohnenkönigsfest. Das Wiener Gemälde ist die reichste und vollendetste Fassung dieses von Jordaens oft behandelten Vorwurfs. Er hat es etwa mit fünfzig Jahren gemalt. Das warme Licht, das sich über Gestalten und Gegenstände ausbreitet, gedämpft in alle Winkel dringt, golden auf Köpfen und Händen liegt, die reiche und harmonische Farbengebung, der bei aller Gedrängtheit übersichtliche Bildaufbau sind in ihrer Art unübertrefflich. Jede Figur ist in ihren persönlichen Zügen sehr liebevoll beobachtet und mit sicherer Hand sorgfältig gemalt. Zum Unterschied von manchem anderen Gemälde scheint Jordaens hier alles eigenhändig ausgeführt, kaum etwas seinen Werkstattgehilfen überlassen zu haben.

Jordaens war kein Porträtmaler in dem Sinn, wie es van Dyck oder auch etwa ein Holbein oder Velazquez waren. Dazu war sein Sinn viel zu sehr auf das bewegte Leben gerichtet. Aber die wenigen Male, die er

sich entschloß, Züge bestimmter Menschen mit dem Zweck der Bildniswirkung wiederzugeben, hat er sehr Beachtenswertes hervorgebracht. Wie nicht anders zu erwarten war, erfaßt er auch hier die Gesichtszüge des Menschen mit einer unverhohlenen Freude an ihrer körperlichen Erscheinung, an der triebhaften Bewegung, am unmittelbaren Gefühlsausdruck. Ganz fern liegt ihm die Erhebung der Persönlichkeit in eine höhere, geistige Sphäre oder gar die Heroisierung des Dargestellten. Behäbige Antwerpner Bürger, die in breiten Barocksesseln dasitzen, wohlbeleibte Hausfrauen mit behaglichen Gesichtern und freundlichen Augen, oder auch junge Männer und Frauen in der Haltung unbekümmerter Lässigkeit haben sich von Jordaens malen lassen. Zu den reizvollsten der Bildnisse junger Frauen gehört das der „Dame mit dem Medaillon" (Wien, Akade-



Das Bohnenkönigsfest. Wien, Gemäldegalerie



Ein Mohr führt ein Pferd vor. Kassel, Gemäldegalerie



Bildnis. Wien, Akademie

mie). Eine echt flämische Schönheit von kräftigem Körperbau, vollen Gesichtszügen, rötlich-blondem, krausem Haar blickt mit der Selbstverständlichkeit unbeschwerten Wesens aus dem Bilde heraus und hebt ein Medaillon mit dem Bildnis des Verlobten oder Gatten mit zufriedener Gebärde empor. Die Darstellung dieser phlegmatischen Gesichtszüge, des schweren, stoffreichen Seidenkleides mit dem steifen, durchsichtigen Tüll- und Spitzenbesatz, des goldenen Schmucks, hat den Künstler verlockt, die ganze Virtuosität der Pinselführung, über die er als Fünfziger verfügte, in den Dienst dieser Aufgabe zu stellen.

Etwa in der Jahrhundertmitte fiel Jordaens die Teilnahme an einer jener großen Aufgaben zu, die die Zeit des Barock den Malern zu bieten hatte. Die Witwe des Statthalters der unabhängigen nördlichen Niederlande, Friedrich Heinrichs von Nassau, unternahm es, in der malerischen Ausschmückung des Hauptsaals im Huis ten Bosch, einem Schloß in der Nähe der Stadt Haag, dem verstorbenen Gatten ein Denkmal zu setzen. Mehreren nord- und südniederländischen Malern wurde die Ausstattung dieses Saales mit großen Wandgemälden übertragen. Das Hauptbild „Triumphzug Friedrich Heinrichs" erhielt Jordaens als der würdigste Nachfolger des Rubens in Auftrag. Er hat in diesem Werk die ganze Pracht barocker Zeichnung und Farbengebung, die ganze Fülle der Gestalten zur Schau gestellt. Umgeben von allegorischen Figuren, wie sie jener Zeit geläufig waren, fährt der Statthalter auf einem, von vier weißen Rossen gezogenen goldenen Wagen durch ein Tor, das mit bronzenen Standbildern geschmückt ist. Jordaens hat, bevor er mit der Ausführung begann, mehrere Entwürfe in kleinem Maßstab gemacht. Frischer und sicherer, weniger durch die Wünsche der Bestellerin und ihrer Hofgelehrten belastet, wirken diese Entwürfe stärker als das ausgeführte Gemälde, scheinen sie mehr über die Absichten des Künstlers auszusagen. Besonders die Skizze mit dem ganz in Vorderansicht gegebenen Triumphator (Brüssel, Museum) ist in dem reichen und doch ganz übersichtlichen Bildaufbau, in der klaren Flächenaufteilung, in der Sicherheit, mit der der Verherrlichte in den Schnittpunkt entscheidender Kompositionslinien gestellt und damit aus der Fülle der



Triumphzug Friedrich Heinrichs von Nassau, 1652. Brüssel, Museum

Gestalten herausgehoben ist, ein Meisterwerk großzügiger Dekorationsmalerei. So die Fülle zu ordnen, die Figuren zu gruppieren, gegeneinander zu stellen oder zusammenzurücken, hat Jordaens erst um diese Zeit gelernt. Von der wahllosen Anhäufung von Figuren auf der „Allegorie des Überflusses“ im Brüsseler Museum oder selbst noch auf dem „Triumph des Bacchus“ der Kasseler Galerie bis hierher ist ein deutlicher Aufstieg zu erkennen.

Die Fähigkeit, die Fülle der Gestalten in klaren Gruppen zusammenzuhalten, zeigt auch die schöne „Anbetung der Hirten“ (Antwerpen, Museum). Die neun Personen der Anbetungsgruppe sind in ein durchdachtes, geometrisches Gebilde eingefügt; klar bestimmte Kompositionslinien lassen sich verfolgen, Abwägung und Gegenüberstellung wird deutlich. Nach oben lockert sich der Bildaufbau, offener Luftraum wird über den Figuren frei, und auch seitlich werden Durchblicke gewonnen. Gegenüber den vollgedrängten Frühwerken, auf denen die Figuren ringsum an den Bildrand stoßen, wie der „Anbetung der Hirten“ in Halbfiguren von 1618 und selbst noch dem „Breiesser“ aus den dreißiger Jahren, bedeutet auch dieses Bild Fortschritt und Klärung.

Wie die neugewonnenen Erkenntnisse über den Aufbau des Bildganzen Jordaens

befähigten, jenen großzügigen „Triumphzug“ von 1652 zu schaffen, so gaben sie ihm auch die Mittel zu repräsentativer Kirchenmalerei in die Hand.

Das wenig später entstandene bedeu-



Das Abendmahl. 1665. Antwerpen, Museum

tende Altarbild mit der „Darstellung Christi im Tempel“ (Dresden, Gemäldegalerie), zeigt nochmals eine Steigerung in dieser Richtung. Jede Gestalt hat hier ihren festen Platz, ist unverrückbar mit der Umgebung verzahnt. Die Hauptfiguren sind unverkennbar hervorgehoben, die Nebenfiguren wirksam zurückgedrängt. Eindrucksvoll stehn sich Maria und Simon gegenüber, wohlüberlegt ist der Kopf der Hanna in die Bildmitte und in jene den Blick des Beschauers anziehende Lücke zwischen den beiden Hauptfiguren gesetzt; in zwei Halbkreisen rahmen die Zuschauer und Gehilfen die Szene ein, die in einem hohen Kuppelraum unter prachtvoll gerafftem Baldachin sich abspielt. Auch der farbige Aufbau ist planvoll. Durch die großen Flächen von Blau und Gold sind Maria und Simon her-



Diogenes auf dem Markte. Dresden, Gemäldegalerie



Die Anbetung der Hirten. Antwerpen, Museum

vorgehoben, gedämpft klingen die Töne der Gewänder bei den Nebenfiguren und wie ein starker Grundton begleitet das Rot des Baldachins die Farbenmelodie in den Figuren.

Hand in Hand mit dieser Entwicklung geht die Abkehr von der malerisch auflösenden Art, die wir an dem „Triumph des Bacchus“ beobachten konnten. Es kommt jetzt nicht so sehr auf die Darstellung der im Licht schillernden Farben, der vielfältigen Brechungen und Biegungen des Farbtons an, sondern auf Zusammenfassung.

Seit dem Augenblick, da im Anfang des 16. Jahrhunderts die italienische Kunst jenen Höhepunkt erreichte, den wir als Hochrenaissance bezeichnen, sind die Augen der europäischen Künstler auf sie gerichtet. Selbst ein so ganz nordischer, durchaus eigenartiger Maler wie Rembrandt muß sich mit Italienischem auseinandersetzen, um zu eigenem Stil zu gelangen.



Die Darstellung Jesu im Tempel. 1663. Dresden, Gemäldegalerie

Die flämische Kunst des 17. Jahrhunderts ist ohne die italienische des vorhergegangenen nicht denkbar; sie fußt auf den Bemühungen dreier Generationen niederländischer Künstler, die mit heißem Bemühen um die Erfassung der Renaissanceformen gerungen hatten; sie bringt die Vollendung einer hundertjährigen Sehnsucht: endgültige Erfassung und Neubelebung südlicher Formenwelt. Wir sahen, daß Jordaens in seiner Jugend Entscheidendes von den Italienern lernte.

Auch jene Klärung, die in den späteren Werken, wie dem „Triumphzug Friedrich Heinrichs von Nassau" und der „Darstellung Jesu im Tempel" sichtbar wird, ist ohne fortdauernde Verbindung mit italienischer Kunst nicht erklärlich. Ist es die neue



Mädchen mit Papagei und lachender Alter. Berlin, Sammlung Dr. E. von Schoen-Wildenegg

barocke Art der Lichtführung, die Naturnähe im Modellstudium eines Caravaggio, die Jordaens in seiner Jugend bewundert, so ist es jetzt die Architektonik, der abgewogene Bildaufbau der italienischen Kunst, an dem er lernt.

Jedoch nur lernt. Denn seine persönliche Sprache bleibt davon unberührt. Die saftige Fülle, der schmuckhafte Reichtum, die rauschende Pracht der Farbengebung und Linienführung gehören ihm ganz eigentümlich, verbinden ihn mit den flämischen Zeitgenossen. Sie sind eine Frucht des Heimatbodens, ein Ausdruck jenes flämischen Volkstums, das auf engem Raum, von sehr verschiedenen Kulturkreisen eingeengt trotz immer wieder erfolgter Aufnahme fremder Kunstformen die Kraft zur Angleichung fremden Gutes und zur Bewahrung seiner Eigenart besitzt.

Der Hellseher / Roman von Ernst Lothar

(Fortsetzung)

Das schnelle Schleierchen

Als die „W. a. M." Montag, vor Zwölf, auf Göttlichers Rolladenpult hinterlegt wurde, unmittelbar ehe der Laufjunge damit ankam, hatte Sebastian die heikle Juristenarbeit, die ihm oblag, zuendegebracht. Es war an dem, daß Justizrat Kranich, ein Sachwalter, der durchaus keinen Spaß verstand, mit den Ölen des Vorsichtigen gesalbt und ausdauernd wie ein Moskito, hinterrücks an einer Klagschrift braute, worin das Feuerwerk seiner Rabulistik zum Instanzenhimmel stieg ... das stand fest; es stand jedoch auch fest, und Göttlichers Glätte hatte den Anwalt sich hier verplappern lassen, daß der gegnerische Beweisbau im Stirnsatz gipfeln würde: Höhere Gewalt oder, wie der befreiende Ausdruck kunstgerechter hieß, „vis major" sei der Zentralbank nun und nimmer zuzuerkennen. Es liege vielmehr mangelnde Obsorge des Depositars und deshalb volle Haftbarkeit für deren Folgen vor. Doch darin eben, daß jenes befreiende Argumentchen, jene unschätzbare „vis major", auf das Ereignis vom Derbysonntag trotzdem zutreffe, wurzelte die Abwehrthese unsres Rechtbüros, dem aufgetragen war, Instanzensprüche heranzuschaffen, die trotz ihrer Bejahrtheit ernst zitiert und der Klagebeantwortung unterlegt werden konnten: unbequemer Auftrag!

Alsbald hatte ihn Göttlicher mit Geschicklichkeit von sich ab und dem neuen Kollaboranten zugewälzt, der sich der Sache willig, dem Anschein nach sogar verständig widmete. Ganze vier Amtstage war er wie ein büffelnder Kandidat hinter schwarzen Entscheidungssammelbändchen hergewesen: Es sickerte Erfolg aus seinem Fleiße. Denn nicht weniger als elf Zitierfälle hatte er beigebracht, die mit dem zwölften, auf den er heute morgen traf, die Auswahl komplettierten. Dieses Dutzend reihte er schön schreibend untereinander, als der Laufjunge die neue „W. a. M." ins Zimmer schwenkte.

Göttlicher griff mit einem Pflichtblick nach der Zeitung. Da fiel sie ihm buchstäblich auf das Pult. „Toll!" sagte er, dem Pultgenossen die Titelseite der „W. a. M." vor die Augen haltend. In daumennagelhohen Lettern stand dort: „Plötzlicher Tod des Präsidenten Bassan". Darunter: „Sensationelle Bestätigung des von uns gemeldeten Hellseherphänomens! Psychographologe Trux hat Bassans Tod gestern auf Ort, Tag und Stunde vor Zeugen vorausgesagt!"

Auch Bernhard las. „Weiß Herr Trux schon?" fragte er und vermied es, das Wort an Sebastian zu richten.

Sebastian wußte nichts.

Er hörte seinen Namen, sah freundlichbeflissen auf und nahm das ihm hingereichte Titelblatt der „W. a. M.", die nach Petroleum und Druckfeuchte duftete, und las langsam die Alarmlettern. Unmöglich! dachte er lesend. Das ist ja unmöglich! Dann hatte er eine Empfindung von Krampf im Schlund. Ich habe ... dachte er und las: „Der Tod des Präsidenten Bassan. Heute morgen um 8½ Uhr wurde der Präsident der Chemischen Werke A. G. und bekannte heimische Sportsmann Rafael Bassan in seinem Kontor leblos aufgefunden. Herr Bassan, der noch am gestrigen Abend in bester Gesundheit an einem vom Gouverneur der Zentralbank veranstalteten Souper teilgenommen hatte, war gegen ein Uhr nachts nachhause zurückgekehrt. Wie wir von seiner Gattin erfahren, befiel ihn bald darauf ein plötzliches Unwohlsein, so daß er noch nachts den gewesenen Leibarzt Geheimrat Professor Dube zu Rate zog. Dieser vermochte, außer allgemeinen, seit Jahren vorhandenen sklerotischen Erscheinungen, keine akute Veränderung festzustellen und verordnete ein Kräftigungsmittel. Nach dem Besuche des Arztes besserte sich der Zustand des Patienten, von dessen Lager seine Gattin erst wich, als er am frühen Morgen ruhig eingeschlummert war. Dann begab sich Frau Bassan ihrerseits zur Ruhe. Eine oder zwei Stunden später scheint der Kranke erwacht und von dem Gedanken an ein wichtiges Geschäftsstück beunruhigt worden zu sein. Denn Herr Verwelde, der langjährige Prokurist des Hauses, fand ihn bei Eröffnung der im Erdgeschoß gelegenen Büros angekleidet vor dem Schreibtisch und den leblosen Kopf über das wichtige Papier gebeugt. Den uns gütigst von Frau Bassan erteilten Informationen zufolge, betraf es ein Exposé über das Drogensyndikat. Während der Arbeit daran ist Herr Bassan einem Schlaganfall erlegen, welchen der später erschienene Hausarzt Geheimrat Dube festgestellt und auf Zerreißung der verkalkten Coronargefäße zurückgeführt hat. Dieser Todesfall, der dem Derbysieg des Dahingeschiedenen und dem bekanntlich am glei-

chen Tage entdeckten frechen Einbruch in sein Banktresor nur um eine Woche folgt, erhält dadurch besondere Tragik, daß Ort, Tag und Stunde des Todes von dem Psychographologen Sebastian Trux, dessen Porträt die Meisterfeder unseres Mitarbeiters N—n im Feuilleton unserer gestrigen Ausgabe festhielt, mit einer geradezu unfaßbaren Genauigkeit vorausgesagt wurde. Hierzu erfahren wir von besonderer Seite . . .“ Es stand, der Psychographologe Trux, ein Name, der von nun an Weltklang empfange, habe in einer Versammlung vor zahlreichen stadtbekannten Persönlichkeiten nach einem Blick auf die Handschrift des Präsidenten Bassan wörtlich erklärt: „Dieser Mann wird morgen, Montag, um acht Uhr dreißig Minuten früh in seinem Schreibtischsessel am Herzschlag sterben!“ Das stand da. Es steht da, in der Zeitung, dachte Sebastian. Ich habe es vorausgesagt und es ist eingetroffen. Das Krampfgefühl im Schlund nahm würgend zu. Unmöglich! dachte Sebastian. Der ist tot . . .?

Wie um Hilfe schaute er die beiden jungen Herren unseres Büros an. Sie mochten etwas sagen! In ihrer Umgetriebenheit, in ihrer Abgebrühtheit, in ihrer Pfiffigkeit, die allem prompt Bescheid tat, sollten sie auch hier Bescheid wissen, bei diesem erstaunlichen Vorfall . . . ob er gefährlich war oder Erfolg . . .? Das flimmerte in den Augen, die der um Fassung schluckende Kollaborant auf seine Quasi-Vorgesetzten heftete. Doch sie schwiegen und tauschten einverstandne Blicke. Heiliger Gott, dachte Sebastian, das war schon gestern ebenso, als ich so unbehaglich am kleinen Tische saß und essen mußte, obschon mir's den Hals zusammenzog: da hatten sie das ebenso! Der Herr, der kalte Suppe trank. Und wen sonst ich ansah in meiner Unbehaglichkeit — das schnelle Schleierchen sank ihm über die Pupillen, als ob ein Sperrladen lautlos vor ein Schaufenster fiele. „Bitte,“ sagte er und nahm Göttlicher geradezu aufs Korn, „wie fassen Sie das auf?“ Der Gefragte machte sich an seinem Eversharp zu schaffen. „Auffassen? Was?“ gab er dabei zurück. „Nun ja,“ erklärte Sebastian, den Kopf langsam von rechts nach links drehend: „Den Tod des Herrn Bassan?“ Da mischte sich Bernhard ein: „Meinen Sie, daß er sich umgebracht hat?“ Aha! Das also bedeutete das Schleierchen! Sie gönnten es ihm einfach nicht! Um keinen Preis mochten sie zugeben, daß er sich dieser Fertigkeit erfreue! Sebastian sah jetzt um vieles klarer. „Aus welchem Grund sollte ich das meinen, Herr Neu?“ fing er geärgert an und wippte mit den großen roten Händen. „Dafür spricht gar nichts — Hier steht doch“ (er griff beweisend nach der „W. a. M.“) „hier steht doch klipp und klar, der Arzt habe den natürlichen Tod des Herrn Bassan konstatiert!“ Mit lauter Stimme las er den Passus. „Allerdings . . .“ machte Bernhard. Ja, allerdings! Aber mit auffälliger Beflissenheit erkundigte er sich: „Entschuldigen Sie, Herr Trux. Doch so viel ich mich erinnere, haben Sie weder das Datum noch überhaupt vorhergesagt, daß Herr Bassan sterben wird? Ist es so? Sie haben nur von einem schweren Unwohlsein und von nächster Zeit gesprochen — Göttlicher, du erinnerst dich doch auch?“ Sebastian errötete vor Ärger. „Sie muten mir also einen Betrug zu!“ fragte er drohend. Aber nein! Aber nein! Hätte er die jungen Herren nur begriffen! Es fiel ihnen nicht entfernt mehr ein, mit ihm anzubinden! Sie fühlten sich bloß unsicher in seiner Nähe. Gerade herausgesagt: er alterierte sie! Da saß ein Mensch und schaute durch Granit! So einer war kein gemütlicher Sitzgenosse. Dem behagte es etwa, zu sprechen, als biete er einem Feuer zur Zigarre: „Ihnen saust an Ihrem fünfunddreißigsten Geburtstag, punkt Elf, ein Ziegelstein auf den Kopf und schlägt Sie mausetot!“ Danke für Obst. Bei solchem Mitbürger saß es sich nicht komfortabel. Deshalb (wenn anders wir unsrer Psychologie vertrauen dürfen) klammerten die zwei Herren sich an das bißchen Unterschied zwischen den Druckbuchstaben und der Wahrheit. Nicht auf Ja und Amen wollten sie an ihn glauben müssen! „Na, hören Sie, diesen kleinen Widerspruch werden Sie doch zugeben!“ meinte Göttlicher. „Das schad' doch nischt!“ fügte er aneifernd-leutselig bei. „Ich gebe gar nichts zu!“ entrüstete sich Sebastian. „Hier in der Zeitung steht es, wie es ist. Sie haben es ja gelesen. Ich habe vorausgesagt, daß Herr Bassan sterben wird. Nicht ihm ins Gesicht. Seiner Frau! Wenn es Sie interessiert, dann können Sie sie ja fragen!“ Er wurde immer ungemütlicher. „Auch daß er heute sterben wird?“ forschte Bernhard mit einer letzten Hoffnung. Sebastian besann sich gar nicht. „Auch!“ sagte er und wußte, daß er log. Lüge hin, Lüge her! Jetzt galt es, diese Herrchen klein zu kriegen! Seht das schnelle Schleierchen, wie es ihnen tückisch über die Pupillen glitt, wenn man nur haarbreit eine Blöße ahnen ließ! Sie paßten ja wie Wachhunde darauf, einen anzufallen und bis in die Knochen zu bla-

mieren. Nein! Den Gefallen tat Sebastian ihnen nicht! Was gedruckt steht, hat er vorausgesagt, dabei bleibt's. Mittwoch den 12. hat er vorausgesagt allerdings ... doch was entscheiden die zwei Tage Zwischenfrist! Ob Montag, ob Mittwoch: satt ist er der Gnädigkeit; des insgeheimen Gelächters! Und wenn sie ihm schmälern wollen, was man jetzt in der Zeitung von ihm rühmt, das duldet er nicht, nein!

Das Telefon legte sich ins Mittel, da es Göttlicher zu Justizrat Kranich beorderte, um die vom Todesfall geänderte Kampflage taktisch zu ergründen. Bernhard schloß sich an. Vielleicht brauchte man ihn? Und wenn auch nicht, hier saß es sich ungemütlich! Da blieb Sebastian zurück, das schwere, schütternde Stoßen aus dem Druckereisaal der wahrheitsliebenden „W. a. M.", das Donnern der Hochbahnzüge, das Trompeten der grünen kleinen Lokaldampfer, der Ein- und Ausfahrtlärm der „Fischerschen Garage" drangen tumultuös zu ihm empor. Er legte die Zeitung weg, die seine zwölf Zitierfälle verdeckte. Doch seine Augen irrten ab, seine Gedanken desgleichen. Sie hafteten nicht an diesen trocknen Sachverhalten.

Er saß und starrte. Er schüttelte den Kopf, öffnete die Lippen und lachte sein stilles, langes Lachen. Wurde es hell am Horizont? Ging die Sonne phantastisch daran auf? Er saß und starrte. Er schüttelte den Kopf. Dann kam Herr Neu zurück, Zweiuhrposteinlauf, Geschriebnes und Geredetes, Telefonruf, Leute, die fragten, Eßpause im Souterrain, schnelle Bissen ohne Lust; auf dem Mezzaninflur eilte der Gouverneur vorbei, blieb trotzdem stehen, sagte mit Süßigkeit: „Ihre prophetische Gabe!" und hatte das schnelle Schleierchen über den Pupillen, als Sebastian ihm in die Augen sah. Dann endete der Dienst für heute.

Aber was hieß das? Auch zuhause, in den vier eignen Wänden, dies unvermeidliche Schauspiel von Pupillen, die sich schnell verschleiern? Selma, die nur in den besten Häusern manikürte, war beinahe gleichzeitig mit Sebastian heimgekehrt, klopfte, noch in Hut und Handschuhen, bei ihm an und erschien auf sein „Herein!" Er sah ihr adrettes Schneiderkleid mit der Emailmasche am Blusenausschnitt, den blonden Puppenkopf und die luftblauen Augen, aus denen sie — was hieß das! Das schnelle Schleierchen sank drüber hin und löschte sie aus! „Fräulein?" Sebastian vergewisserte sich, daß über Selmas luftblauen Blick der Sperrladen soeben lautlos herabgesunken war.

„Herr Trux!" sagte Mutter Kimpels Älteste, ohne nur die Fußspitzen in das Salonzimmer zu setzen, „ich habe eine Bestellung an Sie." — „Wollen Sie nicht ein wenig Platz nehmen?" bot Sebastian ihr an. Ach nein! Nicht einmal die waschlederbehandschuhte Rechte wollte sie von der Türklinke lassen. Mit krampfhafter Freundlichkeit, wodurch ihr Puppengesicht noch starrer wurde, bedankte sie sich und leierte wie ein gelerntes Sprüchlein: „Frau Präsident Bassan, wo ich doch hingehe, möchte Sie sprechen. Wenn es Ihnen möglich ist, möchten Sie noch heute abend hinkommen, das heißt, unbedingt, hat Frau Präsident zu mir gesagt. Es ist dringend. Gerade als ich kam, wollte Frau Präsident bei der Bank nach Ihrer Adresse klingeln, doch das war nicht nötig, denn da konnte ich Frau Präsident ja behilflich sein. Nun wissen Sie es. Frau Präsident würde es mir übelnehmen, wenn Sie nicht kämen. Und es ist Siegeskai 14. Nun habe ich es Ihnen bestellt." — Selme hetzte, als sei die Pest ihr auf den Fersen, aus der Tür. Was fuhr diesem Frauenzimmer in die Krone? Ganz betreten schaute Sebastian ihr nach und hörte, wie sie draußen mit Paula zu tuscheln anfing. Stand Paula draußen Wache? Dann schlug die Entreetür zu, weg war Selma, und unten, nicht zu glauben, lief sie, als habe sie gestohlen! Sebastian öffnete seine Tür. Im beleuchteten Entree stand Paula, vielmehr sie setzte sich unverweilt in Bewegung und tat, als sei sie auf dem Weg zur Küche. Doch zur Küche kam man querüber links und nicht geradaus, meine Beste! „Wollten Sie zu mir?" fragte Sebastian grob. Da geriet Paula tödlich aus der Fassung. „Ich?" sagte sie, „nein, ich hatte ..." Diese vernünftigste unter den dreien, dieses angenehm redliche Gesicht so sehr erschrocken? Der Mieter sah sie an. Im selben Herzschlag sank ein schnelles Schleierchen über ihre Augen und raubte ihnen ihre Offenheit! „Da ich Sie gerade sehe", stotterte Paula und kämpfte, „wann könnte ich Sie ... ich meine, wann hätten Sie ein paar Minuten für mich Zeit?" Auf der Stelle! Paula bedankte sich. Zu freundlich von Herrn Trux. Aber heute, im Augenblick, wäre es verfrüht, schönen Dank, außerdem müsse sie ja in die Küche! Da war sie auch schon querüber links und hatte die Küchentür zwischen den Mieter und sich gebracht. Sonderbares schnelles Schleierchen. Sebastian ging die Treppen hinab. Die Leute schauten, plötzlich sank es drüber hin! Bildete man sich das etwa ein ...? Jedoch es flitzte wer ins Tor, hoho, welche Ungeduld, Fräulein Alma, brannte es? Das Kind, das mit

Bimeters Hilfe zum Film wollte, blieb vor Sebastian stehen, schleuderte mißbilligend den Kopf, dessen Schwarzhaar mit scharfer Dreieckspitze in den Nacken stach, und sein Bubenleib markierte Black-Bottom-Schritte zu dem gänzlich musiklosen Satz: „Schon wieder als Predigtamtskandidat verkleidet, Herr Psychographologe Trux? Schickt sich das für einen Namen von Weltklang?“ Sebastian, methodisch, sachhaft und langsam wie er war, gewohnt, die Worte nach den Buchstaben zu nehmen, öffnete den Mund, da er erstlich sagen wollte: der neue Anzug sei bereits von ihm bestellt und zu Sonnabend lieferbar, marineblau, mit Hosenaufschlag unten, sehr kleidsam; weiters, Fräulein Alma hier, die ja heute morgen, als er fortging, noch so vorzüglich schlief, möge ihm eröffnen, wohin er mit Dank den geborgten Frack samt Zubehör zurückzuschaffen habe? Bis auf das Hemd, wollte er sagen, denn das Hemd müsse ja wohl vorerst in die Plätterei? Hierzu schickte er sich an und schaute dabei, wie er zu tun pflegte, seinem Gegenüber in die Augen: da sank ein schnelles Schleierchen drüber hin, über diese runden kleinen Feuer, und machte sie stumpf. „Verflucht!“ sagte Sebastian, aus dem Konzept gebracht. „Ein Predigtamtskandidat flucht nicht!“ erklärte Alma unverzüglich. Sie hatte noch das Schleierchen. Sie sah an ihm vorbei. Übrigens lachte sie grundlos . . .? Sebastian brachte seine zwei notwendigen Mitteilungen vor, doch von der marineblauen Farbe und dem Hosenaufschlag schwieg er jetzt. Dann verabschiedete er sich und Alma reichte ihm zwei flüchtige Finger. Sonderbares schnelles Schleierchen . . .

Als er aber, Siegeskai 14, Frau Bassan zu sprechen verlangte, wies man ihn entrüstet ab. Heute? Am Todestag des Herrn Präsidenten! Frau Präsident war für niemanden zu sprechen! Heute nicht, die nächsten Tage nicht. Er werde trotzdem erwartet, gab Sebastian zu bedenken. „Vielleicht erkundigen Sie sich, bitte? Frau Bassan hat mir durch Fräulein Selma Kimpel soeben Post geschickt. Ich wohne nämlich dort. Noch heute abend soll ich kommen, hat Fräulein Selma Kimpel mir bestellt. Trux heiße ich . . .?“ Herr Schmidt, der Bediente, hörte den Namen der Maniküre, den er kannte, dachte, der Baumlange sehe horrend aus, und entschloß sich aus Vorsicht, doch zu fragen. „Aber ich garantiere Ihnen, Sie kommen nicht vor!“ Damit schloß er hermetisch und ließ den Besucher draußen auf dem Treppenvorplatz wie jeden, den er nicht verläßlich kannte. Doch fast sofort wurde von neuem geöffnet und statt Herrn Schmidt zeigte sich die russische Zofe Katja mit einladender Verbeugung. „Den Chutt und den Schihrm, mein Cherr?“ Und durch diesen Eingang.

„Da sind Sie!“ sagte Fedora. Sie war schwarz bis zum Halse. Die Fenster in dem kleinen Herrensaal, wo sie Sebastian entgegentrat, standen offen. Überstarker Duft durchströmte den Raum, er schien vom Garten aufzudringen, der grün unter den Fenstern lag. Zuweilen wurde ein Ton hörbar, leise, schnell verflüchtigt, wie Wimmern oder keuchendes Gemurmel; doch er schwand und kehrte wieder. „Sie triumphieren heute also?“ sagte Fedora, ohne dem Eingetretenen die Hand zu reichen. Sebastian erwiderte mit einer Geste und brachte vor, was er zu sagen vorbereitet hatte: Beileidsworte, denen weder Leichtigkeit noch subtile Form zugutekam. Lautlos mit den Lippen lachte sie. „Neu, daß der Mörder zum Tode kondoliert!“ Sebastian wich einen schweren Schritt zurück. „Ja“, bekräftigte Fedora. „Sie sind der Mörder. Erstaunt Sie das Wort?“ Wimmernder Ton drang ins Zimmer und endete. Es schien dort hinter dem Rotsamtvorhang zu sein, welcher den Herrensaal vom Nachbarzimmer schied. „Weshalb beschimpfen Sie mich?“ fragte Sebastian. „Beschimpfen? Ich wüßte nicht. Ich konstatiere“, erwiderte Fedora. „An Ihrer Vorhersage ist mein — ist Bassan gestorben.“ — „Aber das ist . . .“ begann Sebastian und bewegte die großen roten Hände. „Nichts, Herr Trux. Nichts als wahr. Sie haben ihm ein katastrophales Horoskop gestellt und aus Angst davor hat er sich umgebracht.“ Sebastian stammelte, als schlage ihn jemand vor die Stirn: „Umgebracht . . .?“ — „Ja“, bekräftigte Fedora. „Wußten Sie das nicht? Ich denke, Ihnen sollte das kein Geheimnis geblieben sein? Ihnen am wenigsten! Das lag doch für Sie auf der Hand, daß er sich umgebracht haben mußte?“ Sebastian starrte sie an. „Lag auf der Hand . . .?“ wiederholte er entgeistert. „Aber es stand doch, daß er . . . am Herzschlag . . .“ Eine Welle überstarken Dufts drang her. „Das stand so“, sagte sie, „natürlich. Weil ich es so wollte. Sonst wären Sie ja vor aller Welt ein Mörder. Einen Menschen mit dem Revolver erschießen, oder ihm den Revolver in die Hand drücken, darin ist nicht viel Unterschied. Sie hatten vorausgesagt, Bassan würde Mittwoch sterben? Eines natürlichen Todes? Aber er ist heute gestorben. Durch Selbstmord. Aus Angst vor Ihrer Prophezeiung ist er gestorben . . .

Würde das publik, Sie fänden bei keiner Seele Glauben mehr. Vielleicht — bei mir. Denn — ich glaube an Ihre Gabe . . .“ Das Wimmern nebenan wurde permanent und peinigend: Fedora stand von ihrem Platz bei den Zigarrentischen auf, schlug den Rotsamtvorhang unwillig zur Seite. Da verstärkte das Wimmern sich und der Duft wurde betäubend. Spitze, flackernde Flammen. Sie überbrannten hoch aus Leuchtern etwas Schwarzgetürmtes. Dann schärfte sich der geblendete Blick und gewahrte nebenan im Schwarzgetürmten Weißes. Dort lag der Tote auf der Bahre. Das hohe, spitzige Geflacker huschte über sein Gesicht. Mit einem weißen Rundtuch war es gebunden, damit die Kiefer nicht auseinanderklafften; doch kam es von der Binde oder vom Tod: erschreckend klein sah das Gesicht aus! Und es hatte gar nichts Starres, dies unglaublich abgemagerte, von Bartschatten gezeichnete Antlitz. Ein Ruheausdruck umlagerte unendlich die weißen Lippen und entfaltete sie, unter dem hohen, spitzen Geflacker, in der überstarken Wolke, die aus den Kränzen stieg. Man unterschied die Kränze nicht, sie häuften und mischten sich betäubend in dem großen Raum, der bis zur Decke schwarz vermummt war. Aus den Kränzen aber klang das Wimmern. Denn jemand weinte dort und näherte seinen Mund dem Totengesicht, murmelte Sätzchen, sah auf die weißen, ruhigen Lippen, rutschte und keuchte wimmernd. „Bitte!“ sagte Fedora. Da stand der Kniende gehorsam aus den Kränzen auf. Er war klein und sehr alt und power. Merkwürdig glich sein altes Gesicht dem Totengesichte, um den Mund, um die verzwickte Nase, in der flachen, besorgten Stirn. Er hielt ein dünnes, rotes, zerfetztes Pappendeckelbüchlein fest, schloß es, schaute das Antlitz in dem weißen Rundtuch endgültig an, hob steil den Arm darüber, wimmerte und schlich aus dem vermummten Zimmer, sehr klein, sehr alt, dem Toten seltsam ähnlich. „Gehen Sie, bitte, hier hinaus!“ sagte Fedora. Da traf sie aus den Augen des alten, powern Menschen ein Blick abgründiger Feindschaft. Mit diesem Blicke schlich er sich gehorsam fort. „Ein ehemaliger Angestellter. Er wollte es sich nicht nehmen lassen, er hing so an Bassan . . .“ sagte die Witwe. Doch sie hatte ein weniges von ihrer Beherrschung eingebüßt. Sofort gewann sie es zurück und wollte den Rotsamtvorhang schließen, als Rauch dahinter sichtbar wurde: durch den Luftzug geriet ein Kandelaberlicht der Bahre allzu nah, so trat Fedora hinüber, um es abzurücken. Unendlich ruhig lag das tote Gesicht im weißen Rundtuch vor ihr. Es zuckte nicht, es litt nicht, als die Frau an die Bahre trat, um derentwillen es leblos blieb. Abermals verlor Fedora ihre Beherrschung. Ich bin es, die ihn in den Tod getrieben hat! wußte sie. Und sie rückte das hohe flackernde Licht seitab, stand stumm und schaute in die weißen Züge. Niemand soll mich bezichtigen! Niemand soll sagen, daß er an mir gestorben ist! Niemand . . . niemand darf es wissen . . .! Deshalb hatte sie streng gewünscht, daß der Geheimrat lüge und den Selbstmord zum Normaltod stemple. Diese Fedora! Sie hatte Pläne. Sie hatte ihr fanatisches Ziel. „Herr Geheimrat, ich verlange von Ihnen —“. Der Geheimrat hatte sich bestimmen lassen, halb unwillig, halb fügsam, ach ja: im Tumult der Nacht und dank diesem gräßlichen Gewecktwerden, das alle frische Sammlung unterband, war ihm eine kleine Fehldosierung zugestoßen. Als er das Veronalrezept angesichts des Leichnams prüfte, fand er die Dezimalstelle ungebührlich hoch, noch immer gefahrlos bei mäßigem Gebrauch, gewiß, gewiß; allein ein Arzt vom Range des Geheimrats irrt sich nicht, und sei es zwei Uhr nachts! Dieserhalb, höfisch außerdem und Wünschen von oben niemals ungeneigt, hatte er sich willig finden lassen. Kein Selbstmord. Normaltod. Doch auch Sebastian sollte sich willig finden lassen, zu diesem Zweck war er von Fedora herbefohlen! Wie keiner konnte er dem Gerücht, Bassan habe wegen eines Streites mit seiner Frau Selbstmord begangen (ein Gerücht, das aus Domestikentuschelei unfehlbar aufschwirren würde!) die Flügel schneiden. Nichts als ein Wort brauchte er mit einem andern zu vertauschen. Mittwoch mit Montag, wenig genug. Jawohl. Aber um das zu tun, mußte er sein Wesen vertauschen, viel, sehr viel! Fedora freilich zweifelte nicht, daß sie in diesem großen Menschen zu lesen wisse, wie in einer mit Kinderhand geschriebnen Schrift. Ehrgeizig war dieser große Mensch. Kindlich war dieser große Mensch. Dieser große Mensch erschrak vor einer schönen Frau. Doch er log nicht — sie hätte schwören mögen, daß sie auf Schatten- und Haarstrich richtig in ihm lese! Vernunft war hier geboten. Ein Spiel war hier zu mischen, mit zwei Atouts gegen eines. Das eine war das eingeborne Wesen dieses Menschen. Er selber hielt es in der Hand. Die zwei waren sein Ehrgeiz und daß er vor einer schönen Frau erschrak. Die zwei wollte sie zu ihrem Vor-

teil in die Finger nehmen! Doch da sie dies bedachte, die Karten verteilte und bündig sah, daß sie gewinnen müsse, verführte sie ein Gedanke: Es wäre so unklug nicht, wenn sie hierbei nicht stehen bliebe und diesen Menschen nicht nur als Eideshelfer bei Bassans Hintritt brauchte! Von Nutzen schien es vielmehr, unabsehbar von Nutzen und fügte sich bestechend in das Ziel, zu dem Fedora mehr als je entschlossen war, dieses Menschen mit den okkulten Gaben sich auch sonst zu bedienen ... ehe noch jemand seiner mächtig wurde ... Denn Fedoras Wesen war: zu herrschen. Dazu war sie gemacht. Sollte, nach der jahrelangen Unterjochung, sich ihr endlich bieten, was sie vom Leben wollte: der Untertan? Der Mann, der auf ein Stirnrunzeln botmäßig wurde? Der Mann überdies, der ihren Plänen dienen konnte wie keiner! Verführerischer Gedanke.

Als sie zurück in den Herrensaal trat, war ihre Unruhe vorbei. „Wollen Sie sich nicht setzen, damit wir plaudern können?" fragte sie. Sebastian, angestrengt, die Fäden dieser drückenden Verworrenheit zu knüpfen, mutlos, sich in diesem Zerrbild zurechtzufinden, gehorchte der Hand, die vor ihm auf einen Sessel wies. „Verzeihen Sie," sagte er mit allem Zwang, klar zu denken und methodisch zu fragen: „Sie machen es mir zum Vorwurf, daß ich am Tode Ihres Mannes schuld bin? Haben Sie mich deshalb kommen lassen?" — „Nein," erwiderte Fedora. „Ich habe Sie kommen lassen, weil ich Ihnen etwas raten will." — „Ja?" machte Sebastian. „Ja. Sitzen Sie doch nicht so steif. Sie tun einem förmlich leid mit Ihrem Schülergesicht! Jemand wie Sie! Jemand, der so viel weiß!" Dabei sah sie ihn an. Zum erstenmale ganz. Ihre Augen waren ihm zugewendet, unter nadelschmalen Brauen schaute das linke mit fast schwarzem Glanz, während des rechte größere fahl, ja nahezu grau erschien. Er sah sie, die beiden ungleichen Augen — verwünscht! Da er sie ansah, sank ein Schleierchen schnell drüber hin und löschte sie aus. Aber sie änderte die Richtung ihres Blicks und sagte langsam: „Hören Sie, ich wünsche, daß Sie bestätigen, was über Bassans Tod in allen Zeitungen steht: Sie haben seinen Tod für heute vorhergesagt. Ihm und mir. Ich bezeuge es. Dabei sollen Sie vor jedermann bleiben ... Sehen Sie mich nicht so an! Ich mute Ihnen nichts zu. Und wenn ich Ihnen etwas zumutete: Begreifen Sie nicht, daß es zu Ihrem Vorteil ist! Sie müssen vernünftig sein und Ihren Weg sehen. Oder wenn Sie dazu nicht imstande sind, jemand Vernünftigen Ihnen den Weg zeigen lassen. Begreifen Sie nicht? Was Ihnen bevorsteht? Daß Sie einen Aufstieg nehmen müssen, den vor Ihnen noch nie ein Mensch genommen hat? Daß Sie der Herr der Welt werden müssen ... mit Ihrer phantastischen Kraft! Denn Sie haben sie doch — diese unerhörte Kraft: Sie sehen doch in die Zukunft — Sebastian?"

Sie war aus ihrem Sessel bei den Zigarrentischen aufgesprungen. Nah stand sie vor ihm. Schwarz bis zum Halse. Er atmete ihren Atem. Er starrte in ihre Augen. „Sebastian. Sehen Sie in die Zukunft? Sagen Sie mir die Wahrheit!" — „Ja ..." stammelte er. Überstarker Duft. Eine herrliche Hand streckte sich gegen ihn aus. „Wir wollen Freunde werden, Sebastian?" Eine herrlich schwingende Stimme fragte ihn. „Sie brauchen jemand, der Sie führt. Ich will Sie führen. Wollen Sie?" — „Ja ...!" stammelte er, ihn schwindelte vor Glück, als sie ihn entließ.

Doch welche Zudringlichkeit! „Lieber Herr", keuchte ein kleiner, alter, powerer Mann hinter Sebastian, der wie ein Berauschter über die Straße eilte: „Schön hat er ausgesehen, nicht wahr? Sie haben ihn doch auch angeschaut oben? So ist er dagelegen ... So den Mund ... Als ob er es möchte sehr gut haben jetzt ... nicht wahr, lieber goldener Herr ...?" Sebastian bejahte. Da bedankte sich der kleine, alte, powere Mensch wie für ein Geschenk.

Der leichte Rausch beginnt

Ihn schwindelte vor Glück. Er ging nur so hin. Es war noch überall hell, nirgends brannten noch Lichter, nicht in den Schaufenstern, nicht in den Gassenlampen ... solch ein Juniabend kargt mit der Dunkelheit! Wohlverstanden, wie hätte es dunkel werden können an solchem Tag, wo Glück in Garben aus der Erde schoß und lichterloh zum Himmel stieg, daß man vor heißem Glanz nicht aus noch ein wußte! Er eilte, Sebastian, er schwankte, er hatte seinen festen Bauerntritt nicht mehr. Unter den Eilenden ging er, da eilte er mit. Unter den Achtlosen, da hatte er niemandes acht. Unter den Verheimlichern, Versperrern und Verschloßnen trug er seine Hingerissenheit schweigend mit sich fort. Eingeordnet ging er in die Hunderte, anders, als er gekom-

men war, er schwankte, er eilte. Und er verirrte sich, denn dies war nicht sein Weg, doch, wohlverstanden, was schadete das? Ihn erwartete ja niemand als das Bewußtsein seines Glücks.

Aber mit dem Nicht-Erwarten verhielt es sich anders. Denn als man Sebastian zuhause die Entreetür öffnete, was Mama Kimpel heute selber tat; als die Doppelwitwe mit einem Abendgruß, der vor Respekt nur so dienerte und der knarrenden Stimme Melodie abgewann, ihren Mieter bei sich einließ, saßen drei ungeduldige Leute im Entree, auf Küchensitzgelegenheiten, die Mama Kimpel der Reihe nach für sie herangetragen hatte. „Herr Trux, man wartet auf Sie!" stellte sie mit hörbarer Genugtuung fest, und: „Von der Zeitung!" fügte sie, die rundgemachte Hand vorm Mund, hinzu. Sebastian sah sich einem gelangweilten Manne und zwei Frauenzimmern gegenüber. Die eine von ihnen folgte ihm wortlos an den Salonzimmertisch, breitete einen Karton darauf und begann emsig zu zeichnen; die andere, sagenhaft unhübsch übrigens und einen zerzausten Kopf argwöhnisch nach vorn gebeugt, fragte mit einem Gebrechen beim S, dessen jedesmalige Anwendung ihr Zischen verursachte: „Sie gestatten? Levitus vom „Nachmittag"." Der Gelangweilte jedoch lüpfte den Hut, mit dem er eingetreten war und den er der Einfachheit halber aufbehielt, und äußerte seinerseits: „Bleich vom „Nationalkurier"." Hiernach nahm Levitus vom „Nachmittag" Sebastian ins Gebet. Sie wünschte, in Bausch und Bogen informiert zu sein. Denn da die „W. a. M." nun einmal zuvorgekommen war und den Süßrahm abgeschöpft hatte, ging es jetzt um die Nachlese. „Wir", sagte Levitus und meinte damit den „Nachmittag", „möchten mehr von Ihnen bringen, wo man sich doch so für Sie interessiert!" — „Enorm", bestätigte Bleich vom „Nationalkurier" gelangweilt und intim. Levitus erkundigte sich daher nach dem und jenem. Sebastian fand sich bereit, Rede und Antwort zu stehen und Levitus vom „Nachmittag" Aufschluß zu erteilen, über dies, über jenes. Dort war er hergekommen. Dies war seine Straße gewesen, bis heute. Dies seine Erfahrung mit der kleinen Fertigkeit, die ja nun übergroß hinauswuchs. Doch jetzt (Levitus beugte argwöhnisch den zerzausten Kopf und das S verursachte ihr Zischen): Wie war es mit der Prophezeiung gestern nacht? Wie hieß der spezielle Wortlaut? „Haben Sie gesagt", interviewte sie, „daß Herr Bassan — unter uns, kein kleiner Schieber gewesen! — heute sterben wird oder nur so im allgemeinen?" Sebastian bedachte sich. Fedora dort hat es von mir verlangt! dachte er. Aber ich habe es ja schon denen im Büro ins Gesicht gesagt! Ich hätte ihr das bestimmt nicht verschweigen dürfen, daß ich es schon aus freien Stücken getan habe... gelogen ...? Es ist keine Lüge! dachte Sebastian. Ich bin dessen fähig, was sie von mir behaupten! Donnerwetter, ja! Ich habe die Beweise geliefert! Ja! Ich selbst glaube jetzt daran — heiliger Gott — ich selbst ...? „Ich glaube!" sagte er laut und das leichte Sausen befiel ihn. „Was glauben Sie?" schnappte Levitus ein. An den Tisch gelehnt, die erhitzten Augen irgendwohin gerichtet, wo nichts sichtbar war, antwortete er schwer, redlich und Wort nach Wort: „Daß ich in die Zukunft sehen kann". Diese platte Selbstverständlichkeit nötigte Bleich vom „Nationalkurier", so gelangweilt er seiner Obliegenheit auch entsprechen mochte, zu einem schwachen Grinsen. „Erst jetzt wissen Sie das?" fragte er mit demselben Ton, in dem er Kaffeehauswitze anzukurbeln pflegte. „Ja," sagte Sebastian, als müsse er sich verantworten. „Erst jetzt! Denn sehen Sie", fügte er zögernd hinzu: „ich habe es nie ernst genommen, ich habe es sogar" — er brach ab und schaute irgendwohin, wo nichts sichtbar wurde. „Und jetzt nehmen Sie es ernst?" erkundigte sich Bleich und bedeutete der Kollegin über den Tisch: Ein kapitaler Esel! Doch als habe der junge, schwitzende, bis in die bebrillten Augen unbeteiligte Reporter über ihn zu entscheiden, antwortete Sebastian: „Jetzt nehme ich es ernst. Ja. Denn sie nimmt es auch ernst, sehen Sie ..." — „Wer?" wollte Levitus begierig wissen. Da lachte der Riese ein stilles Lachen, drückte das zu kurze Kinn fest auf die Brust und fragte unvermittelt: „Das Datum meiner Vorhersage? Schreiben Sie. Ich habe, schreiben Sie, Herrn Bassan gesagt: Montag morgen ..." Soso. Behielt die „W. a. M." nun ungeschmälert recht? Levitus notierte es bedauernd, brachte aber das ein und andere für spationierten Druck trotzdem in Sicherheit: welches Gefühl einen bei der Vorhersage befalle; ob es sich um Trance handle; ob das gestrige Auftreten das erste gewesen sei; ob Sebastian schon lukrative Anträge vorlägen. Anträge? Was denn für Anträge ...? Nun! Vom Film. Von Konzertdirektionen. Von Verlegern. Offerte eben! Zu welchem Ende um Himmels willen? Also keine Offerte. Würden schon noch kommen! Da hatte die wortlose Zeichnerin ihren Bleistiftstrich beendet und Sebastian,

recht ähnlich übrigens, auf den Karton gebracht. Dies war es, worauf Levitus gewartet hatte; sie raffte die Zeichnung an sich, grüßte mit zischendem S und zog die wortlose Zeichnerin rapid hinter sich her.

Jetzt hätte Sebastian Familienabendbrot genießen und der Doppelwitwe haarklein mitteilen sollen, was die Herrschaften von der Presse morgen in die Zeitung setzen würden. Allein so kränkend und unloyal sie dies auch fand, er bedankte sich bei ihr für das eine und verweigerte das andere. Er verspüre keinen Hunger, sagte er, Madame Kimpel möge ihn vielmals entschuldigen. Ihn verlange nur danach, eine Weile mit sich allein zu sein und über manches klar zu werden. „Worüber will er sich denn klar werden!“ fragte die Doppelwitwe entrüstet. „Und allein! Statt daß er sich mit einem erfahrenen Menschen gemütlich ausspricht!“ Doch Alma versetzte scharf: „Gott, Mutter, ich kann verstehen, daß du ihm zum Sterben auf die Nerven fällst!“ Darauf speiste man zu dritt Rollmops, weil Selma an Fuschs Seite heute abend „Giroflé-Girofla“ zu sehen bekam, und legte sich nachher bei guter Zeit zu Bett. Das war so weit ganz richtig. Was gab es aber mit Paula diese Nacht? Sie lag sonst überstill! Heute jedoch warf sie sich in den Polstern und, wenn nicht alles täuschte, sprach sie sogar dabei? „Was ist . . .“ murmelte Alma aus dem ersten angenehmen Schlummer: „fehlt dir was?“ Da richtete sich Paula in den Polstern auf. „Alma!“ rief sie mit veränderter Stimme. „Ich kann es nun nicht länger!“ Oho? Halbnackt sprang Alma aus dem Bett und lief im Finstern zu der Schwester. Nein, kein Licht! Im Finstern wollte Paula sagen, daß dies nun nicht mehr weiter gehe! Dies ewige Lügen und Vorbeileben! „Alma!“ sagte Paula im Finstern. Um Gottes willen: Paula? Da kam es auf. Glaubte man, sie verbringe ihre Sonntage pünktlich im Wochenendländchen? Zitterte die ganze Woche um diese paar Stunden Gepaddel oder Sonnenbad? Nein! Sie besuchte ihr Kind an den Sonntagen. Und gestern war das Kind nicht dagewesen. Alma! Nicht die Pflegeeltern. Nicht das Kind! Das Haus stand verschlossen, obschon man wußte, daß sie Sonntag um Sonntag kam, die kleine flinke Stenotypistin mit den sonnenbäderbraunen Wangen, um ihr Kind zu küssen und Sorge und Seligkeit in eine teuflisch eilende Stunde zu zwängen! Alma! Sie war vor der Tür gestanden, hatte geläutet, hatte geklopft. Niemand hatte aufgemacht. Niemand hatte etwas gewußt. Wo war das Kind . . .? Das Kind? Wie konnte man sich so vergaloppieren, Paula! Das Kind war sicher mit den Pflegeeltern zur Stadt. Oder sonstwohin. Was war da groß dabei? Am nächsten Sonntag — O nein. Nicht warten! Paula starb ja vor Angst. Das Kind war krank! Vielleicht war es tot! Schluchzend vor Angst und dem Bewußtsein des Unerträglichen lag Paula im Finstern.

Da rannte Alma, wie sie war, hinüber, sie schleuderte gerade nur das Hemd über die Achsel, riß den heliotropschillernden Seidenregenmantel vom Türnagel und warf ihn mit Geraschel um. Einen Augenblick lauschte sie. Er war noch auf und ging im Zimmer hin und her! Sein schwerer, zögernder, stapfender Tritt drang dumpf heraus. Doch das Kind, das mit Vimeters Hilfe zum Film wollte, bumste an die Tür und sagte, ohne Antwort abzuwarten, von draußen: „Wie gut, daß Sie noch nicht schlafen! Wir kommen nämlich gleich zu Ihnen!“ Damit eilte sie zurück ins Dreischwesternzimmer, knipste das Licht an und äußerte zu Paula, die ihr ein völlig verweintes Gesicht entgegenhielt, schnell, aufmunternd und bestimmt: „Paula. Steh auf und komm hinüber. Er schläft noch nicht. Wir wären ja Idioten, wenn wir uns das entgehen ließen! Wenn man das Wundertier gleich nebenan hat! Quassel doch nicht, Paula! Das Heulen macht's nicht! Da hast du deine Strümpfe, überhaupt brauchst du keine Strümpfe. Nimm meinen Teagown! So frag' doch nicht — das ist doch alles schnuppe. Nimm den Gürtel! Komm schon einmal!“ Und sie zerrte die verweinte, einfach überrumpelte und ihrer primitivsten Bewegungsfreiheit beraubte Schwester vor den erschrocknen Mieter. Übermäßig von Mut beseelt schien Alma, sofern man sich dem Augenschein hingab. In Wahrheit fipperte sie vor Angst. Doch was half das, sie hielt diese Unternehmung für das einzig förderliche Mittel! Die arme Paula kränkte sich ja ab, daß es einen Stein erweichte! Mochte er ihr also mit seinem Mumpitz kommen! Für sie mußte was geschehen! „Ich möchte“, eröffnete Alma und raffte den heliotropschillernden Seidenregenmantel raschelnd überm Knie, „daß Sie Paula auseinandersetzen, wie es mit ihr kommen wird! Sie sehen doch, sie hat solchen Kummer!“ Sebastian musterte die beiden Mädchen. Die eine und die andre. Aus den weiten, wilden Gedanken allmählich zurückkehrend, meinte er: „Das tut mir leid.“ Er wollte damit sagen, er bedaure es, daß das Mädchen, dessen angenehmes Gesicht er nicht un-



Jagdzug der Diana. Bildwerk von Reinhold Kübart

gern hatte und die ihm von allen dreien am probatesten vorkam, zu schlafender Stunde in einem Überwurf aus papageienbuntem Zeug so traurig sei. Alma jedoch verstand es so, als schlage der Mieter ihr Verlangen schlankweg ab. Das brachte sie in Harnisch und half ihr gegen ihre Bangigkeit. „So?" ließ sie sich aus: „Sie mögen nicht? Wir sind Ihnen wohl nicht mehr der Mühe wert für Ihre Kunststücke, seit Sie sie den Fünfuhrteeweibern reservieren! Aber gestern, beim Frack, waren wir Ihnen noch der Mühe wert!" Das alles warf sie dem Mieter kataraktisch an den Kopf. Ganz entsetzt hob dieser die Hand gegen den Schwall und berichtigte den Irrtum. Was dem Fräulein einfalle! Gott bewahre! Er stehe, wenn es gewünscht werde, mit seiner kleinen Fertigkeit sogleich und gerne zur Verfügung. „Och!" machte das Kind, das zum Film wollte: „Haben Sie sich bloß nicht! Kleine Fertigkeit? Machen Sie nur nicht so, als ob Sie's nicht wüßten, daß alle Welt platt ist, von wegen Ihrer kleinen Fertigkeit! Spielen Sie doch nicht den bescheidnen jungen Mann!" Alma konnte sich nicht helfen: der tolpatschige Mensch gefiel ihr schrecklich gut! „Also! Nun machen Sie sich aber einmal dahinter! Und warum lassen Sie die arme Paula immer stehen! Setz' dich doch, Paula!" Die nette flinke Paula setzte sich. Sie weinte nicht mehr und wehrte sich nicht mehr. Da es so gekommen war, daß sie dem Menschen gegenüberstand, der das Geheimnis durchbrechen und ihr Gewißheit darüber schaffen konnte, was ihr seit einem Jahr jede ruhige Stunde verdarb; wofür sie seit einem Jahr auf den Steinen der Nicolauskirche lag, allmorgendlich, ehe sie zu ihrem Tippdienst ging; da sich dies nun ergab, daß sie Antwort haben konnte, schien es ihr gut so. „Fräulein, Sie sind es, die mich zu fragen wünscht?" begann der junge Mensch, mehr um etwas Einleitendes zu sagen. „Das wissen Sie ja längst!" verwies ihn Alma auf der Stelle. „Also, was muß sie machen?" Da spürte Sebastian, wie ihm das Blut vom Herzen wich. Wieder an dich heran! spürte er jäh. Frage. Antwort. Prüfung. Beweis. Wieder an dich heran! Und er sagte hastig: „Sie soll etwas schreiben!" Was sie schreiben solle? erkundigte sich Alma für die Schwester. Ach! Beliebiges! Gleichviel! Beinahe roh stieß es Sebastian hervor: „Genug!" rief er dann. Und riß mit seinen großen roten Fingern das Stück Zeitungsrand unter Paulas schreibender Hand an sich. Judas Thaddäus! Hilf, daß ich sehe! Hilf, daß ich dessen mächtig bin!

Auf dem Zeitungsrand standen graue Bleistiftzüge und wurden Gesicht. Leib wurden sie. Gebärde wurden sie. Raum und Sprache. Das Stückchen Zeitungsrand wuchs riesig, wurde übergroß. Hinter seiner fensterhaften Fläche war Schicksal, lebte, warf Schatten und verging. Sebastian hielt das Papierrändchen in der Hand, es bewegte sich zwischen seinen Fingern kaum und seine Worte folgten einander stet. Als ob er sie nicht höre. „Es hat nun keinen Zweck, daß Sie dastehen und ans Tor klopfen!" sagte er. „Da ist es nicht. Das Haus ist leer. Schon ein paar Tage ist es leer. Gehen Sie fort, es nützt nichts, ich sehe niemanden . . . niemand ist da. Dort ist es nicht." Er wiederholte: „Dort ist es nicht . . ." Dann schaute er auf eine defekte Stelle oberhalb des Bücherschranks mit einem sozusagen träg gewordnen Blick, bewegte den Mund und fuhr langsamer fort: „Aber — dort ist es! Gleich wird er wieder schlafen. Der Herr tut ihm nichts, sehen Sie, er küßt es ja, sein Sie doch vernünftig!" Sehr schnell, als komme er nicht nach: „Und die Frau läßt er gar nicht heran. Warten Sie. Warten Sie doch! Das ist — Herrgott, bleiben Sie nicht so vor ihr stehen! Ja. Das war anständig von Ihnen. Weshalb weinen Sie denn? Sie wollten doch, daß er Sie heirate! Passen Sie auf, Sie sinken ja um vor Aufregung — der Pastor muß Sie stützen! Das Kind —" Er verfinsterte sich. „Das Kind?" rief Paula, am ganzen Leibe zitternd: „Sehen Sie mein Kind?" — „Das Kind schläft", sagte Sebastian und seine Züge verwischten sich fast gänzlich. „Wo ist das Kind?" rief Paula. „Ja", äußerte Sebastian. „Ich sehe das Kind. Es ist in einem Hause — warten Sie — es ist ein Gasthof, wo das Kind ist. Da steht der Name des Gasthofs, er heißt ‚Bri — tan — nia' . . ." Er machte eine Pause, haftete an dem defekten Punkt oberhalb des Bücherschranks und rötete sich; die Schläfenadern traten ihm hervor. „Warten!" sagte er kurz und heiser. „Das ist . . ." Nochmals setzte er an: „Das ist . . . nach Ihrer Hochzeit." Pause zwischen jedem Wort. „Ich sehe den Knaben. Er ist groß. Er fiebert. Sie sind bei ihm. Warten! Es steht schlimm — gegen Morgen — der kleine Blonde hebt ihn auf — Warten! Er ist eingeschlafen. Er keucht nicht mehr so. Nein! Es ist keine Gefahr! Er wird leben . . ." Einen Augenblick blieb es hauchstill. Dann preßten zwei Lippen sich kalt und schnell auf Sebastians Finger. Paula hatte seine Hand geküßt. „Aber nein!" machte er auffahrend. Sein Gesicht verlor

das Verschwommne, schauend nahmen seine Augen wieder vom Vorhandenen Besitz. Da war der Sandelholzkasten und präsentierte seine goldgeschmückten Bücherrücken. Und da waren zwei Mädchen und sahen zitternd nach ihm hin. „Wirklich? Wird ihm nichts Schlimmes zustoßen?“ fragte Paula tonlos. Und sie fügte ungläubig-selig hinzu: „Und er wird mich heiraten . . . Ist das wahr?“ — „Ja!“ sagte Sebastian. Er sagte es wie ein Ergebnis und eine Unumstößlichkeit. Alma sah ihn an. Sie redete keine Silbe. Dann dankte Paula überschwenglich, die Mädchen gingen, und Schlafruhe zog in die Behausung der Doppelwitwe, bloß gegen Drei von Selmas später Heimkunft unterbrochen.

Doch mit dem Frühesten, noch ehe das Kaffeebrett für den Mieter gerüstet war, fand sich jemand Wildfremder im Entree ein. Kam und ließ sich nicht abweisen. Unglaublich hartnäckig und jeder Belehrung, die Mama Kimpel für geboten fand, schroff unzugänglich. „Aber meine beste Dame — jetzt um ein Viertel nach Sieben!“ Doch das fruchtete so viel wie nichts. Die Frau, die im Entree stand und dank ihrem Covercoatmantel und Beigehütchen der Doppelwitwe damenhaft erschien, schnitt dieser das Wort ab, ja verlangte befehlshaberisch, daß man Herrn Trux, sofern er nicht schon aufgewacht sei, wecke, denn ihre Sache dulde keinen Aufschub! Die Oberlippe der Dame glänzte kirschrot, die Unterlippe war grau: hier schien die Lebensfarbe des Lippenstifts bisher nicht hingelangt, aus Zeitmangel offenkundig, denn unter dem damenhaften Covercoat verriet sich bei heftiger Bewegung ein nicht durchwegs blankes Hauskleid. Mit heftigen Bewegungen aber sparte die wildfremde Person nicht. Hatte man so etwas gesehen: sie mußte aus dem Bett, ungekämmt und malproper, wie sie war, hierhergelaufen sein! Doch als Mama Kimpel diesem Sachverhalte Rechnung tragend Herrn Trux keineswegs zu stören beschloß, begann die Person zu brüllen, schrie wie am Spieß, unverschämtes Wesen! Der Doppelwitwe Geduld riß mitten ab. „Hinaus!“ brüllte sie ihrerseits und rückte zwei ganze Schritte auf. Es entstand ein derartiges Gebrüll im Entree, daß Selma aus der Dreischwesterntür hervorkam. Einigermaßen mitgenommen von der an Herrn Fuschs Seite genossenen „Giroflé-Girofla“ steckte sie ihr Puppengesicht in die unerwartete Szene. Und mit dem fragenden Ton, den sie auch in fraglosen Lebenslagen beibehielt, erkundigte sie sich: „Was gibt es denn?“ Ja, was gab es! Ein unverschämtes Weibsbild gab es, das mir nichts dir nichts bei ordentlichen Leuten eindrang und ihnen Frechheiten an den Kopf schmiß! „Morgens um Sieben!“ Inzwischen war die fremde Frau auf Selma zugeeilt. Sie müsse zu Herrn Trux! Sofort! Es handle sich um Tod und Leben! Da fragte Selma zwar ihrer Gewohnheit gemäß: „Warum?“, drehte sich aber noch im Frageworte um, ging und unterrichtete Herrn Trux durchs Schlüsselloch, jemand sei da und wolle ihn dringlich sehen.

Eben dabei, den großen nackten Körper kalt zu scheuern, zu welchem Zweck er im leeren Waschbecken stand und den Porzellankrug von oben im Sturze über sich ergoß, trocknete Sebastian die Nässe, klatschte den Seifenschaum mit Zeige- und Mittelfingern beiderseits unter sich, riß das Hemd über den Kopf, machte mit der gespreizten Hand Frisur, stieg in die Hose und wollte schon nach der versperrten Tür, als ihm noch rechtzeitig einfiel, den Lodenmantel über das offene und an diesem Morgen besonders strapazierte Bett zu werfen. Denn es hatte ihn schlecht im Bett geduldet, diese Nacht! Dann steckte er den Kopf, dem eine Seifenflocke hinterm Ohr hing, fragend in die Tür und ließ eine Fremde ein, von der er noch auf der Schwelle Nachsicht für die schauderhafte Ungenauigkeit des Salonzimmers erbat. „Sonst ist das nie so! Am besten, bitte, Sie sehen sich gar nicht um!“ sagte er, Oberrock und Hosenträger von dem Sessel räumend, auf dem zu sitzen er den Besuch beschämt einlud. Es ist leider eine junge Dame, dachte er. Ärgerlich, daß ich nicht wenigstens Kragen und Krawatte anhabe! Aber die Fremde streckte ihm flehend einen Brief entgegen, der wie im Zorn zusammengeballt und wieder geglättet worden war, denn es lief brüchig durch die starke blaue Handschrift. Und Nässe schien auf diese Schrift geraten, denn sie zerrann gleich in den ersten Worten. „Liebste Hella!“ begann der Brief. „Wenn Du diese Zeilen liest, bin ich nicht mehr am Leben. Liebste Hella, verzeih! Ich weiß ja, daß ich Dir damit den schlimmsten Schmerz zufüge: Was bleibt mir aber übrig? Sieben Jahre bemühe ich mich jetzt um irgendeinen Verdienst — Du wirst mir das Zeugnis nicht verweigern, daß ich nichts zu schlecht gefunden und daß ich Steine geklopft hätte, wenn man mich hätte Steine klopfen lassen. Jawohl! Als wir 1914 ausrückten, waren wir noch die „Helden“! Ewige Dankbarkeit hat man uns geschworen. Aber an ein paar Jahren wird so ein „Ewig“ zuschanden! Heute sind wir keine Helden, nur Überzählige, die jedem lästig auf der Tasche

liegen! Liebe Hella, ich habe es jetzt satt! Mit B.'s gestrigem plötzlichem Tod ist meine letzte Hoffnung weg. Ich hatte so auf ihn gerechnet! Und für gestern mittag war ich hinbestellt! Nun kann ich einfach nicht mehr weiter. Verzeih mir, wenn ich diesem nutzlosen Leben —" Sebastian ballte den Brief. „Schnell!" sagte er. „Er hat es noch nicht getan. Eilen Sie sich! Ein Schulhaus, das eben renoviert wird? Brettergerüst ringsherum . . . Im Erdgeschoß ist die Schule. Eine Turnschule muß es sein. Warten! Eine Tanzschule? Nicht wahr? Da ist er jetzt. Er hat getrunken und ist noch nicht ganz nüchtern. Wenn er nüchtern ist, wird er es tun wollen — Sie werden ihm zuvorkommen! Schnell!" Der Frau, deren Oberlippe kirschrot war, erstarrten Wort und Atem, sie raffte nicht einmal mehr den verknüllten Brief an sich und stürzte hinaus, an der Doppelwitwe vorbei, die nicht einmal grüßte, und schoß wie eine Verrückte in den Korridor und auf die Treppe!

Ja, Levitus' (vom „Nachmittag") und Bleichs (vom „Nationalkurier") gedruckte Saaten schossen üppig auf! Kaum hatte Herr Trux sein Salonzimmer verlassen, es konnte kaum mehr als ein paar Minuten her sein, daß er zum Dienst gegangen war, schellte die Entreeglocke und jemand Wildfremder stand auf dem Abstreifzeug von Stroh. Er fragte nach Herrn Trux und hatte Eile, sehe einer an! Da stand ein alter Mensch in gelbem Sommermantel, schob die verdächtig weißen Unterkieferzähne mahlend vor, nannte Herrn Trux und hatte Eile. Eine Frau mit bindfadenumwickeltem Zigarrenspitzkarton. Ein Herr, der Kleingeld zwischen Daumen und Zeigefinger rieb. Ein Mensch mit einer violetten Wangennarbe. Zwei Damen über vierzig, sie kamen zugleich und kicherten schulmädchenhaft. Eine Schwarzhaarige, die vom Treppensteigen nach Luft schluckte und einen Sessel haben wollte. Eine junge Person, auffallend hübsch, mit Tennisschläger und von Kopf bis Fuß in Weiß. Ein saloppper Mensch, der sich vorstellte: „Doktor Hecht". Sehe einer an! Sie schellten hintereinander an der Entreeglocke, standen auf dem Abstreifzeug von Stroh und verlangten nach Herrn Trux. Nur schlecht verbargen sie die Furcht. Alle hatten sie den gleichen Blick. Alle hatten sie Eile. Sehe einer an! Stumm vor Staunen öffnete ihnen die Doppelwitwe einem nach dem andern. Die kamen ja wie zum Zahnarzt! Es schellte. Es schellte. Und ehe Mama Kimpel sich noch von ihrer Betroffenheit erholte, stand schon der nächste auf dem Abstreifzeug und fragte nach Herrn Trux. Da schaute sie bloß noch kurz und sagte: „Bedaure, nein. Herr Trux ist ausgegangen. Nicht vor Fünf!" Dann wurde es ihr einfach zu bunt. Sie schnitt ein Quadrat aus Einwickelpappe und schrieb darauf mit Tintenstift: „Herr Dr. Trux nicht zuhause, sondern Nachmittag!" Angesichts so zahlreicher Patienten hielt sie es für nötig, „Dr." zu schreiben. Dann nagelte sie das Quadrat über den Klingelzug.

Diese Wirkung der Levitus'-Bleichschen Schriftstellerei kannte Sebastian noch nicht. Wie bisher an den sechs Morgen, seit denen er vom Kleinen Ufer zu seinem Bankdienst aufgebrochen war, hatte er die Untergrundbahn benützt, um pünktlich an Ort und Stelle zu sein. Da fuhr man in die Station „Siegeskai" und Sebastian drängte aus den Zusammengepreßten. Keineswegs hier hatte er auszusteigen, sondern vier Haltestellen später, bei „Botanisches Institut". Doch er drängte durch die Schiebeglastür und stieg begierig an die Oberwelt. Erst um Zwölf, zur Visitenstunde, hatte er hinkommen wollen. So lange aber litt es ihn nicht! Drei Stufen auf einmal überspringend, jagte er hinauf. Oben war Sonne, unbewölkter Himmel, Juniglanz. Sie nimmt teil an mir! dachte er, erneuerte zum hundertstenmal den Gedanken dieser Nacht, der ihn heiß und schlafverlassen gemacht hatte. Sie wird mich lieben! dachte er, eilte vor Begeisterung und streifte die neuen Handschuhe, die er in Seidenpapier bei sich trug, angestrengt an beide großen roten Hände. Dann blieb er vor einem Weibe stehen, das in einem dem dicken Bauch vorangeschnallten Rundkorb Sommerblumen feilhielt. „Rosen und Nelken!" sagte er aufgeregt. Beides empfing er, einen Strauß Maréchal Niel, bereits fertig umschnürt und mit Blattwerk, Gräsern und einer Manschette aufgeputzt; und einen nicht minder verzierten Strauß feuerroter Nelken. Doch in eben demselben Bund wollte er beide. Gern hätte er, um mehr an Farbe, Duft und Fülle beisammen zu haben, ein Stiefmütterchenbukett dazu erworben, aber er scheute den Preis, der ihm schon für seine zwei Gewinde sündhaft teuer schien, faßte die Blumen eng an sich und ging geradeaus in Nr. 14, um vor Fedora zu gelangen und ihr baldmöglichst zu beweisen, wie vehement ihr Anteil ihn beglücke! Als er vor Herrn Schmidt trat, fehlten fünf Minuten an Neun.

Daß diese Morgenstunde zu Besuchszwecken und überdies am heutigen Begräbnistag nicht diskutabel war, stand für den Kammerdiener fest. Ohne dem baumlan-

gen Menschen, dessen er sich von gestern unliebsam entsann (der ihn aber durch seine Leichensträußchen versöhnlicher gestimmt hatte), solche Lächerlichkeit zuzutrauen, griff er nach den Blumen, löste sie aus der gräßlichen Manschette und bemerkte dankend: „Dürfen ruhig sein, ich lege es selbst zu den Kränzen. Haben den gnädigen Herrn persönlich gekannt?“ Den gnädigen Herrn? Sachhaft und methodisch, zerstörte der Besucher jeden Zweifel, nahm dem Bedienten die Blumen wieder weg und erklärte: „Das ist für Frau Fedora. Und wenn Sie fragen wollten, ob ich vorsprechen kann? Bitte nur zu sagen, Sebastian wäre da!“ Da hatte Herr Schmidt Mühe zu beweisen, wieviel Beherrschung ihm in der Schule des Prinzen war beigebracht worden. Dieser Bauer sagte „Fedora“! Er sprach von sich per: „Sebastian“! Und die geschmacklosen Gassensträuße! Doch eingedenk der unleidlichen gestrigen Erfahrung, bat der Bediente den Besucher um Geduld, da er für alle Fälle fragen wolle. Persönlich und vollauf befriedigt kehrte er zurück. Die gnädige Frau bedaure. „Sonst?“ fragte Sebastian. Der Herr meine? Ja. Ob Frau Fedora ... ob die gnädige Frau ihm nichts sonst habe bestellen lassen? Nicht das mindeste! Ach. Da würde Sebastian heute zu gelegenerer Stunde kommen? Herr Schmidt wiegte den rasierten Kopf. Dies, erlaubte er sich zu bemerken, habe nur allermindeste Aussicht. Denn das Begräbnis finde um halb Drei statt, vorher aber würden der Herr Notar und Herr Justizrat Kranich erwartet. „Guten Tag, mein Herr!“ Dann stand Sebastian draußen.

Er hatte seine Sträuße in der Hand, und das beschämte ihn ein wenig. Und es beschämte ihn, daß er nicht war vorgelassen worden — von diesem aufgeblasnen Schöps, der sich wie alle seinesgleichen pompös vorkam! Hole ihn der Teufel! Wäre er doch zur Visitenstunde, um Zwölf gekommen! Unzufrieden verfolgte er seinen geraden Weg. Das kommt davon, daß du dich nicht zu benehmen weißt! dachte er. Bei einer solchen Dame wie Fedora — er dachte als „Fedora“ von ihr seit gestern nachmittag — muß man ungleich bessere Manieren haben, als du sie hast! Was ist denn da zu tun? fragte er sich entmutigt. Der neue Anzug wird zwar morgen fertig und sehr teuer sein — aber die Manieren, das Leichte! Wo nimmt man das her? Und ohne solche Leichtigkeitskünste wird Fedora — Ob ich Tanzstunde nehmen sollte? dachte er plötzlich. Dann lehnte er das ab. Mit meinem Grenadiermaß! Wenn mir wenigstens der neue Anzug paßte, damit man denen, die diese verdammt schwere Leichtigkeit perfekt besaßen, denn doch in etwas glich! Und wohin mit diesen Rosen und Nelken, die der Lümmel hatte verschwinden lassen wollen, statt sie ihr hineinzutragen, für die man sie gekauft hatte? Begräbnisblumen? Der Mensch hatte sie zum Begräbnis bestimmt ...? Zum Begräbnis! Nun — dabei konnte niemand etwas finden! Zum Begräbnis kann ich kommen! dachte Sebastian in seiner Wolke von leichtem Rausch, der Maße, Dinge und Gedanken sanft verschob. Daran kann kein Lümmel mich hindern. Beruhigter ging er den Siegeskai hinab. Abermals dachte er den Gedanken, der ihn nachtüber heiß und schlafverlassen gemacht hatte. Sie wird mich lieben! dachte er. Abermals begründete er es sachhaft und methodisch vor sich selbst. Liegt darin, daß diese fremde Frau ihn hat beschützen wollen — diese fremde Frau, die noch vor ein paar Tagen so feindselig gewesen ist; so gehässig, so verächtlich: liegt darin nicht ein unerhörter Umschwung? Liegt darin, daß diese Frau Sorge um ihn gehabt hat, Sorge, jawohl! — diese Frau, die den Menschen hätte hassen dürfen, den sie für den Urheber am Tode ihres Mannes hielt: liegt nicht ein großartiges Versprechen darin? Und ein Beweis? Wie konnte man so schön sein! Abgründig, anbetungswürdig schön! Trotzdem hatte sie Sorge gezeigt! Hatte gesagt, mit dieser Stimme, die nachbrannte und den Schlaf zerriß: „Wir wollen Freunde sein, Sebastian. Ich will Sie führen ...“ Sie hatte es gesagt! Liegt darin nicht ein Beweis? Sie wird mich lieben! dachte der junge Mensch, und seine Knabenwünsche, seine erste, vom Unverhofften geweckte, von unfaßbarem Erfolg entzündete, unverbrauchte Leidenschaft stürmten ihr zu. Sie wird mich lieben! dachte er. Das Ziel schien ihm so grandios, daß er auch jetzt, auf offner Straße, wie während dieser ganzen Nacht den Kopf verlor. Ihm, einem jungen Niemand, der vom Lande kam, dem simplen Bauernburschen Trux war es geglückt, daß eine Frau von schwindelnd hoher Abkunft, beispiellos umworben, ihn rufen ließ, um ihm zu sagen: „Wir wollen Freunde sein!“ Da rebellierte das Knabenblut. Da überströmte es die Dämme.

Schleppend verstrich die Zeit. Unmöglich, in den Dienst zu gehen, dazusitzen und Göttlichers und Bernhards Mißgunst zu ertragen! Was kümmerten einen diese beiden ... jetzt! Schleppend verstrich die Zeit. Dann aber wurde es Zwei, und Sebastian fuhr in dem Begräbniszug, der sich

vom Siegeskai zum Krematorium bewegte. Ein feudaler Zug. Getürmt-farbige Kranzwagen vor dem Fourgon leiteten ihn ein, dann folgten die Privatautomobile, an hundert. Daran reihten sich Taxis. Auch Sebastian hatte ein Taxi genommen (die Ausgabe verdroß ihn). Schnell war die Leichenfahrt! Wie schnell das geht! dachte er, die fahren ja hinter einem Toten wie zu einer Kirchweih! Er setzte freilich dabei voraus, daß der Sarg von Pferden gezogen werde, von Rappen mit schwarzem, im Stirnriemen nickenden Roßhaarbusch, so wie er es kannte und billigte. Allein der Sarg, er sah es erst, als das Taxi hielt und seinen Halteplatz im Kreis um den Fourgon bezog, war mittels Automobils hierher gesaust, in einem langen schwarzkahlen Gebäude, das Sebastian pietätlos fand. Wie konnte Fedora hiezu einwilligen! überlegte er vorwurfsvoll. Solcher Benzinkasten hatte doch keine Weihe! Doch nicht genug an diesem schnöden Fuhrwerk, das einen Leichnam wie einen Koffer auflud! Dieser Leichnam wurde keineswegs der Erde anheimgegeben, indem man ein Grab auftat und das Entseelte gesegnet darin schlafen ließ — nein: man verbrannte ihn zu Asche! Sebastian, zum erstenmal solchem Vorgang gegenüber, der ihn unfaßbar und entheiligend dünkte, mischte sich fast mit Widerwillen unter die gedrängten Trauergäste; über grellweiße Treppen erreichten sie schwatzend eine weiße Halle, wo die Verbrennungszeremonie sofort und kalt begann. Jemand im Cut sprach und rühmte den Geschäftsmann Bassan, jemand im Cut sprach und stotterte vom Syndikatskollegen Bassan, schräg öffnete sich ein Schacht und dahinein senkte sich der große Sarg. Der Vorgang von Minutendauer war beendet. Sie wird sich seiner Anordnung gefügt haben! meinte Sebastian entschuldigend. Dort stand sie. Jeder Trauergast trat vor sie hin, verbeugte sich mit einem leisen Kondolenzwort, und Fedora, den zu den Knien fallenden Kreppschleier vorm Gesicht, hörte das Wort, dankte, gab dem Trauergast die Hand.

Langsam schritt Sebastian in der Kondolenzkette voran. Als vierter stand er von ihr ab ... als dritter. Er hörte, was der glatzköpfige Herr, der sich verbeugte, eben sprach. Noch einer kam vor ihm, dann war an ihm die Reihe! Sebastians Vormann, ein jüngerer, in Schwarz starrender Herr, den Zylinder mit einem hohen Flor umkleidet, verneigte sich tief: „Nochmals," sagte er. „Von meinem ganzen Herzen ..." Sebastian hörte es Silbe für Silbe und sah, wie ewig er ihre Hand festhielt. Und stand schon selbst vor ihr. „Gestatten Sie, daß auch ich ..." begann er langsam, ehrlich traurig und ihre Augen unter dem Kreppschleier suchend. Sie schaute ihn an. Ihr Blick hatte beispiellose Fremdheit. „Gestatten Sie ..." begann er abermals, von diesem Blick verwirrt — da sagte sie mit beispielloser Fremdheit: „Danke!" Schon kam der nächste Kondolent, sprach sein leises Wort, empfing ihre kalten Finger. Hat sie mich nicht erkannt? dachte Sebastian, aufs äußerste betroffen. Sie hat mir die Hand nicht gegeben? Sebastian wartete. Und (es sah ganz so aus) zwei andre warteten außerdem. Der in Schwarz starrende Herr mit dem umflorten Zylinder und ein Mensch — er war klein und sehr alt und power. Es muß ein Versehen gewesen sein! dachte Sebastian, indem er Fedora nähertrat, die gerade einer Dame in Tüll, der letzten Beileidsspenderin, die rosa gepuderte Wange küßte. Da kam der Herr mit dem hochumflorten Zylinder ihm zuvor und zog sie ins Gespräch; die beiden redeten eifrig. Bis sie fertig sind, dachte Sebastian, will ich warten und ihr dann mein inniges Beileid sagen. Sogleich postierte er sich derart, daß sie ihn sehen konnte. Jedoch sie tat nichts dergleichen — tat, als kennte sie ihn nicht! Mit schnellen Schritten kam er heran. Dem will ich doch auf den Grund gehen! dachte er und sagte mit ehrlichem Wunsch: „Erlauben Sie mir, Ihnen noch einmal innigst —" — „Danke!" schnitt sie wie vorhin ihm das Wort vom Munde ab. „Wie?" stammelte er erschrocken. „Kennen Sie mich denn heute nicht?" Da wendete sie sich bloß ab. Und sagte — deutlich sagte sie und hatte dabei denselben Ton wie dazumal in Tosses Präsidialbüro: „Unerhört, daß man nicht einmal in solchem Augenblick vor Zudringlichkeit geschützt ist!" Der Herr mit dem hochumflorten Zylinder faßte den Gemaßregelten jetzt ins Auge. Dann bot er der Witwe seinen Arm und geleitete sie über die grellweiße Treppe an dem Belästiger vorbei. Wie auf Eierschalen ging er, der Herr mit dem dünnlippigen Genießermund, und die letzte Beileidsspenderin, die Dame, die von Fedora einen Wangenkuß empfangen hatte, äußerte zu Baron Gourdet, mit dem sie zur Rückfahrt und nachher zum Polo verabredet war: „Na also! Meganopolis tritt offiziell die Erbschaft an?" Und sie lachten auf der grellweißen Treppe. Eins nach dem andern sausten die Automobile von dem Halteplatz. Niemand außer den Hausbeamten war noch dort oben, wo aus Menschen ein Häuf-

chen Asche wurde, auch diese Tagelöhner des Todes entfernten sich bereits in dunklen Trupps. Niemand blieb zurück. Denn der kleine, sehr alte, powere Mensch, der zuletzt und nach allen über die grellweiße Treppe in den Juniglanz hinunterschlich, zählte ja nicht mit. Er drehte sich um, immer wieder drehte er sich um, ehe er auf den Halteplatz kam, wo weder ein Privatauto noch ein Taxi seiner harrte. „Hätt' sie ihn nicht begraben können — anständig — daß er liegt, wo er hingehört — bei der Mutter?“ fragte der powere Greis den riesigen Menschen, der dastand und verloren starrte, als habe auch er Unendliches an dem Toten eingebüßt. Da der Alte ihn ansprach, schreckte er aus seinem Brüten auf. Doch dann erkannte er ihn wieder und nahm ihn in seinem Taxi mit. Schnell fuhren sie. Sie redeten fast nichts. Manchmal nickte der powere Alte und wurde dann noch kleiner. Da gab ihm Sebastian die Hand. Er begriff das gut. Unglück um einen Toten. Unglück um Unwiederbringliches! So gab er ihm die Hand. „Gott wird Ihnen lohnen, goldener Herr!“ sagte der kleine, sehr alte, powere Mensch: „Sie haben ihn gekannt! War er nicht ein Herz von einem Menschen? Hat er Seinesgleichen gehabt auf der Welt? Sagen Sie! Sagen Sie!“ So bestätigte Sebastian, welch unvergleichlicher Mensch der Tote gewesen sei. Das erfreute den Alten. „Ich dank' schön!“ sagte er, wie für ein Geschenk. „Ich dank' schön ...!“ Dann nickte er und weinte ohne Wort. Wohin er gefahren zu werden wünsche? fragte Sebastian. Süßer, goldener Herr — wie einerlei! Dahin. Dorthin. Überall war schlecht. Überall war leer. Überall war umsonst — seit sie nicht mehr war — seit er nicht mehr ist — Wozu aussteigen? Wozu da sein? „Da sind Sie unberufen noch zu jung dazu! Das verstehn Sie noch nicht, was das heißt: zu nichts mehr gut sein auf der Welt! Gott geb', daß Ihnen das nie zukommt!“ Plötzlich wollte der Alte nicht mehr weiterfahren. Es mußte mitten im Weg angehalten werden und er stieg aus, danke, danke! Alles Gute! Man sah ihn nicht mehr.

O, Sebastian verstand auch das nur zu sehr, dies plötzliche Verlorensein! Auch ihm war es ja in dieser Stunde widerfahren. Mit beispiellos fremdem Blick, feindlich, meilenweit entfernt, war sie dagestanden! Und er hatte ihr doch nur aus dem Grunde seines Herzens Beileid sagen wollen! Und der Mensch, mit dem sie dastand und redete, endlos — wie er ihre Hand hielt, der Herr mit dem Zylinderflor! Und wie gern sie mit ihm redete! Ihn aber tat sie ab, mit einem beispiellos fremden Blick, mit einem beleidigenden Wort — war das möglich? Sagte sie nicht gestern: „Wir wollen Freunde sein!“ Sagte sie nicht heute: „Zudringlichkeit!“ Stirnrunzelnd schaute Sebastian um sich. Seine Blumen lagen da, auf den graugerippten Taxipolstern, seine Rosen und Nelken im selben Bund. „Sieges-kai 14!“ bat er plötzlich durch das Taxifenster den Chauffeur. Offene Aussprache! Erklärungen! Sachhafte, methodische Gründe! Absonderlicher Passagier! Wollte er in seinem leichten Rausch, vom Grabe weg, zur Witwe? Wahrhaftig, ja, er sputete sich ins Trauerhaus, mit seinen beiden Sträußen. Seit heute morgen waren sie ein wenig welk.

Doch nur um Augenblicke später hätte man sehen können, daß er aus dem Hause eilte! Er trat das Pflaster unter seinen Füßen wie einen Feind. Er stampfte es, schlug mit den Absätzen darauf und warf Blumen hin, mitten auf den Siegeskai ... Da rief ihn jemand an: „Sebastian!“ Argwöhnisch drehte er sich um, das von Scham flammende Gesicht zur Abwehr bereit. Genug der Demütigungen! Wies sie ihn durch den Lümmel wie einen Hausierer weg? „Gnädige Frau verbittet sich, daß Sie unaufgefordert hierher kommen!“ Welche Schande! „Sebastian!“ rief jemand. Ach, wer hätte das gedacht, Agnes war es! Sie mußte ihrerseits gelaufen sein, denn sie stand außer Atem vor ihm da und sah ihn freudig an. „Grüß' dich Gott!“ sagte sie. Er antwortete nicht. Eine Weile gingen sie nebeneinander. „Du bist hier?“ fragte er endlich, und die Röte wich aus seinen Wangen. „Seit wann denn?“ Zwei Schritte lang blieb sie zurück. „Soll ich es dir sagen? Ich bin am vorigen Mittwoch gar nicht nachhause! In der ersten Station bin ich ausgestiegen und wieder her. So! Jetzt weißt du's ...!“ Sie hielt schon wieder Schritt mit ihm. „Höre, Agnes, das ist gegen unsere Abrede! Du hast mir ja versprochen, daß du heimfährst!“ Das leugnete sie gar nicht. Trotzdem sei es besser so, meinte sie. „Also erzähle, Agnes!“ wollte er. „Und warum hast du dich nicht blicken lassen, wenn du schon hier in der Stadt warst? Oder hast du nicht gewußt, wo ich zu finden bin?“ Doch. Sogar genau. Aber sie ziehe aus manchem Grunde vor, ihre eignen Wege zu gehen. Nur jetzt — sie bedaure es nicht, obschon es ihrer Standhaftigkeit kein besonderes Zeugnis ausstelle: jetzt, da sie ihn so plötzlich vor sich sah, habe sie nicht widerstehen können, ihm die Hand zu geben und ein paar Worte mit ihm zu reden. Da

war die Hand. „Bist du mir deswegen böse?“ Nebeneinander gingen sie. Die Röte in seinem Gesicht hatte sich verflüchtigt und auch sein Schritt war ruhiger geworden. Je weiter sie gelangten, desto mehr gewann er seinen Schritt zurück, den ausholenden festen Bauerntritt. Böse? Deswegen nicht! Aber böse, daß sie ihn beschwindelt hatte, hätte er schon sein können! Sie schaute ihn an. Er war ja gar nicht böse? „Und so klug du bist, Sebastian“, sagte sie, „und so berühmt du inzwischen geworden bist, in der kurzen Woche, seit wir uns nicht gesehen haben, das eine weiß ich besser als du, du Weltwunder: mein Platz ist hier!“ Diese Agnes von daheim! Sie hatte, schien es, gar keinen Respekt vor den rühmlichen Ereignissen der letzten Tage. „Hast du denn gelesen, Agnes, was über mich in der Zeitung drin gestanden ist?“ fragte er. Wie denn nicht! Sie hatte gelesen. Jede Zeile. „Und was sagst du dazu?“ Komisch. Sie hatte das schnelle Schleierchen nicht! Obschon sie wußte, wer er war, obschon sie gelesen hatte, Zeile für Zeile, sowohl N—n's Meisterfedererguß als auch Levitus' und Bleichs anstachelndes Opus: das schnelle Schleierchen sank ihr nicht über den Blick! Sie lächelte vielmehr, da er sie so nahe ansah, das Lächeln ging wie eine Sonne in ihrem Mädchengesichte auf, nahm ganz davon Besitz und machte darin Tag. „Was sagst du dazu?“ fragte Sebastian dringlich. „Daß ich dich lieb habe!“ antwortete sie.

Es war schön, ihre Stimme zu hören, die dunkle, sachte Stimme, die leicht an die Worte faßte, daß sie nicht drückten und nicht zwangen; die dunkle, bleibende Stimme, die nicht schwankte, nicht stockend abbrach und Kraft hatte, um anzudauern. „Erzähle, Agnes! Wo kommst du her? Was tust du da in der Stadt? Wie lebst du denn?“ Warte! Eins nach dem andern. Eben jetzt, als sie ihn so unverhofft getroffen hatte — welchen Anblick übrigens hatte er mit seinem wilden, die ganze Straße alarmierenden Lauf geboten! — war sie, Hohe Chaussee 67, von Sandleben fort und wollte nachhause. Warte doch. Sie hatte bei Sandleben eine Stelle gefunden, Zahnarzt Sandleben, nein, beim Bruder des Berühmten. Ordinationsgehilfin sei sie dort, habe die Anmeldungen und kleinere Assistenz neben der Hauptassistentin zu besorgen, o ja, eine angenehme Stelle. Sandleben? Als Ideal eines Mannes könne er kaum gelten! Doch sie finde sich bisher erträglich mit ihm ab. Und was Sandleben, nämlich den Berühmten, betraf (er wohne gemeinsam mit seinem ihn anbetenden Bruder): die Meinungen waren da geteilt. Die einen hielten ihn einfach für einen Scharlatan; doch wie die Hauptassistentin wußte, gab es andere, die seine Bücher über das Okkulte unanfechtbar und die von ihm erwählte Wissenschaft ernst fanden. Sie selbst, Agnes Kasimir von daheim, wolle sich darüber kein Urteil anmaßen. Ihr persönlich war das Getue keinesfalls geheuer, geschweige anziehend. Wenn man den Zahnarzt hörte, war sein Bruder ja der liebe Gott!

Menschen auf dem Heimweg übereilten die Straßen oder gönnten sich, nach Büroschluß, noch ein paar Spazierschritte angesichts der Kanal-Ergötzlichkeit. Ja, wohin nun eigentlich? Sebastian fand den Ton nicht recht mit Agnes. „Wo wohnst du? Und wie denkst du dir das alles? Willst du wirklich in der Stadt bleiben?“ Methodische Vormundsfragen, unter denen die Bitte laut war: Dulde meine Fragen! Aber du selbst — frage mich nicht! Rühre an nichts, alles schmerzt. Geh deinen Weg, verlange nicht, daß ich ihn teile! Frage nicht, gerade du, warum ich gelaufen bin, ich müßte mich schämen, dir darauf zu antworten. Oder darauf stolz sein? Ich weiß es nicht, Agnes! Nichts weiß ich. Wohin ich gehen werde, weiß ich nicht. Wer mit mir gehen wird, weiß ich nicht. Alles ist ja anders geworden, seit fünf Tagen, von Grund auf, umstürzend, unvorstellbar anders — es ist schwer, das zu fassen, aber begreife es doch, Agnes! Rühre an nichts, alles schmerzt . . . Agnes gab Antwort. In der Kieler Straße wohne sie, es habe sich so gefunden. „Weißt du übrigens, Sebastian, wieso ich die Stelle bei Sandleben erhalten habe? Durch dich! Ja, wundere dich nur! Ich ging Sonnabend an einem Kiosk vorbei und sah dein Bild auf der ersten Seite einer Zeitung. Du ahnst nicht, wie ich erschrak! Ich konnte doch nicht anders, als annehmen, daß du irgend etwas Entsetzliches begangen hättest! Nie werde ich vergessen, mit welcher Angst ich das Blatt kaufte und zu lesen begann! Und dann freute ich mich so! Sebastian. Herrlich ist das . . . ich wollte sagen, unter den Anzeigen stand die Einschaltung von Sandleben. Alles paßte so weit. Ich stellte mich vor und wurde angenommen, der Pflegekurs bei St. Anna kam mir zugute. Und es geht mir ausgezeichnet in der Stadt, wirklich. Also? Nun mußt du wohl gehen? Wir können uns ja einmal verabreden. Nicht für die nächsten Tage, denn da braucht Sandleben die Hauptassistentin und mich

bis zum späten Abend, du schreibst mir, wenn es dir einmal paßt? Kieler Straße 90 oder an Sandlebens Adresse, das merkst du dir geschwinder. Also? Da kommt mein Fünfer . . .!“ Sie schaute ihn aus ihrem lächelnden Gesicht ganz an. Kein Vorwurf war darin. Keine Frage. Nichts als Zugehörigkeit und Bereitschaft. Agnes von daheim! „Willst du mich denn so schnell wieder los sein? Kann ich dich nicht noch begleiten?“ fragte Sebastian. Da blieb sie vor Glück stehen. „Ja — wenn es dir nicht mühsam ist? Mich freut es!“ sagte sie einfach. So gingen sie nebeneinander fort. Sie redete, sie hatte manches zu berichten. Von zuhause war noch kein Brief gekommen, ach, mit dem Schreiben waren die nicht so flink, und in fünf Tagen, was konnte in fünf Tagen viel geschehen sein? Die Mietwohnung hier war nett, ein bißchen weit freilich, doch das Fahren mit der Untergrundbahn oder der 5-Elektrischen bereitete Vergnügen. Man sah ja eine ganze Menge Neues! Und Sonntag abend, zur Feier von N—n's Lobspruch, hatte sie „Troubadour“ in der Oper gehört, mit Fiet, jawohl! O, er müsse nicht glauben, daß sie es sich hier in der großen Stadt schlecht gehen lasse! Nur — sie vagabundiere so am Rande seiner Existenz. Auch Bekannte habe sie schon. Die Hauptassistentin und den Vater der Vermieterin, einen entzückenden alten Herrn.

Es war schön, ihre Stimme zu hören. Solche Ruhe strömte von ihr, fast Geborgenheit empfand man, wenn man sie hörte, das hatte Sebastian früher nie gefühlt. Früher? Welcher Geborgenheit denn hätte er bedurft — früher — vor fünf Tagen! Sie gingen immer weiter, es wurde Abend. Und gern ging er an ihrer Seite. Welche Kunst Agnes von daheim besaß . . .! Es war der alte Ton, in dem er mit ihr redete, und doch nicht derselbe. Ein Unterton von Dankbarem schwang darin mit, Näheres, Zärtlicheres, Werbendes. O, die Fremde gibt dem Vertrauten neue Züge. Die Fremde löscht aus. Die Fremde facht an. Sie hörte den beglückenden Unterton, in jedem Herzschlag schlug er ihr mit! So gingen sie den weiten Weg zu Agnes' Wohnung und merkten nicht, wie weit er war. Sie hatten zu reden, sie hatten zu schweigen. Lärm war um sie, sie schritten durch ihn hindurch und übertäubten ihn mit ihrer Stille. Lichter strahlten um sie, sie warfen den Schatten ihres Schicksals darauf. Sie schritten den fremden Weg und kamen heim.

Und begreifet: eine Nacht begann, ohne Fordern, voll beschwichtigenden, erlösenden Gewährens! Flucht und Zuflucht. Zärtlichkeit schuf Heimat in dieser Nacht. Sie umarmte beide, Mann und Frau. Da banden alle Ketten sich los, da zerrann das quälend Vage, da wurde es leicht, bestimmt und rein. Mann und Frau fanden Heimat unter fremdem Dach. Sie hielten sich und waren beieinander. Sie ließen sich und hatten einander noch. Glanz leuchtete in diese Nacht wie von Feuern ohne Rauch. Bist du mein? Ja! Bleibst du mein? Ja! Fürchtest du etwas? Nichts! Was gibt dir dieses Glück um den Mund? Du! Dauert das Glück? Ja! Ich bin glücklich . . . Nacht, bleibe, werde nicht Tag! Heimat war im Dunklen und strahlte still.

Es dämmerte über den Dächern, Agnes' kleines Mietzimmer wurde hell. Da lag sie und schlief. Schlafend bewegte sich dies Gesicht, bildete schlafend einen Namen und lächelte. Das Verborgene dieses Gesichtes lag da. Sein Zartes; sein Schutzhaftes; sein Freudiges. In diesem Lächeln hatte Angst keinen Raum, Schmutz hatte keinen Raum darin. Lange beugte Sebastian sich drüber hin. Heiliges Gesicht! empfand er und schaute es an. Schütze mich, heiliges Gesicht! Dann schloß er wie vor einem Blitz die Augen. In diesem Atemzug trat es ihm entgegen! Niederschmetternd! Triumphal! Bisher hatte er es immer noch vor sich verborgen, verkleinert, daran vorbeigedacht. Doch jetzt, in diesem Atemzug über dem heiligen Gesicht, erschien es ihm in seiner Ungeheuerlichkeit. Überwältigt schloß er die Augen und sah Glanz. Alle sah er. Sich sah er. Er stand oben. Fürchterlich hoch. Niemand stand bei ihm. Niemand sah ihm ins Gesicht, alle verbargen die Blicke. Auserwählt unter allen Menschen der Zeit . . .! Da öffnete er seine Augen vor schmerzhaftem Glanz. Schlafend lag das friedvolle Gesicht. Und er rührte die Schlafende mit seinen Lippen an und trat taumelnd von ihr weg. Wie getrieben trat er aus dem schlafenden Haus in den schlafenden Morgen. Kühl überwehte die frühe Luft den Fußgänger, dessen Stirn brannte und der überwältigt seine schwankenden Schritte tat. Fußgänger, wohin? Stimme hinter dir! Gehe! ruft die Stimme, eile, nimm deine Macht! Über Nacht bist du mächtig geworden. Werde deiner inne! Über Nacht bist du auserwählt worden unter allen Menschen! Begreife! Eile! Herrsche! Taumelnd tat der Fußgänger seine Schritte in den Morgen. Fußgänger, wohin? Stimme hinter dir! Freude? fragt die Stimme. Triumph? Weil du anders bist als alle? Hüte dich! Aus-



Der Großvater. Gemälde von Erich Simon

erwählt sein ist Fluch! Welches Eigentums rühmst du dich? Gottes ist es, Sebastian. Raubst du es ihm? Hoffst du, daß er es sich entwenden läßt, ohne den Räuber zu treffen? Willst du Vorsehung spielen und verschont sein? Hüte dich! Was du besitzest, ist Verderben . . . Taumelnd hielt der Fußgänger ein. Doch die Stimme hinter ihm peitschte voran. Narr! zischte die Stimme. Was führt dich irr? Besitzest du das Eigentum Gottes? So hast du es von Gott! Soll er dir neiden, was er dir verlieh! Fürchtest du dich, daß er dich auserwählt, um dich zu vernichten? Gott erwählt, um zu erhöhen! Gott erwählt, wen er segnet! Bist du fromm und denkst so klein von Gott? Juble! Deine Stunde ist gekommen! Über allen stehst du, denn du siehst ihren Weg. Führe sie! Alle sind in deine Hand gegeben . . . Vor den Stimmen ging der Taumelnde . . . Völlig erschöpft fand er sich nach wild durchwandertem, blindlings verzögertem Weg zuhause. Doch als er in Mutter Kimpels Entreetür trat, man denke, fiel jemand, der gewartet haben mußte, buchstäblich vor ihm auf die Knie und küßte seine Hand, ehe er sie an sich ziehen konnte. Die Dame von gestern morgen! Die Dame im Covercoatmantel und Beigehütchen. Wie sollte sie erkenntlich sein? Sie hatte ja ihren Mann gefunden, ebendort, wo es ihr war vorhergesagt worden: im Tanzlehrerhaus. Und er lebte, hatte sich kein Leides getan, sie war zurecht gekommen, die Dame im Beigehütchen, dank Gott und Sebastian! Ewig werde sie dessen eingedenk und dankbar bleiben! Und als sie überschwenglich gegangen war, stand Paula, zum Dienstgang gerüstet, vor Sebastian und ließ ihn eine Depesche lesen: „Unbesorgt sein. Heini bei bestem Befinden. Triest, Britanniahotel. Brief unterwegs." Die flinke, kleine, sonnenbäderbraune Stenotypistin ergriff Sebastians Hand, dieselbe, die geküßt worden war, und hielt sie in der ihren. „Gott sei Dank!" sagte sie leise und erlöst. Ja! Bewiesen! Verbrieft! Zweifel und Verdächtigung endgültig weggescheucht! Auserwählt unter allen Menschen! „Ja!" antwortete Sebastian und Erschütterung übermannte ihn. Wortlos wendete er sich ab. Du hast mich auserwählt, Herr, mein Gott! Ich danke dir! Laß die Kraft in mir dauern! Laß sie hilfreich sein . . . deine . . . meine Kraft!

In blauem Licht stand alles. Vor Augen zeigte sich der Weg und führte hoch empor.

Bimeter

Bei diesem Stand der Dinge geschah es, daß Bimeter auf dem Plan erschien, wir wollen nicht zögern, den Gewaltigen endlich zu begrüßen! Des öftern ist seiner als jener Persönlichkeit gedacht worden, mit deren Hilfe Alma, Kimpels talentiertes Kind, zu Filmehren gelangen wollte. Doch Bimeter war mehr imstande! Er unterhielt Beziehungen. Er konnte jemanden „machen". „Passen Sie auf, ich werde machen", pflegte er zu sagen, seiner Taschenpapiersammlung eine Bleistiftzeile einverleibend, und dann war es so gut wie gemacht oder vergessen. Da stand denn etwa: „Donnerstag ½11 Bristol. Vertrag Sylvini. Kabel Metropolitan". Doch es stand dort auch: „Haarschneiden. Zahnbürste kaufen. Briefpapier machen lassen. Piperazin nehmen ...", man sieht, welchen Umfang Bimeters Taschenpapiernotizen hatten! Er verfuhr dabei derart, daß er, sobald dem Notierten Genüge geschehen, das Haar beschnitten oder Piperazin eingenommen war, die Denkzeile aus seinem Leben strich, und zwar mit Verschwendung an Graphit; nicht anders als durch viele gedrängte l-Schwünge tilgte er sie unleserlich. Bei dieser Unmenge Gedächtnisstoffs und dem Schwarz, welches sich durch Graphitverschwendung und Futterscheuern des Notizblattes bemächtigte, konnte es nicht ausbleiben, daß er die ein und andere Eintragung übersah. Dazu kam, daß er beständig auf dem Sprunge war. Niemand erinnerte sich, den Gewaltigen je bei dauerndem Aufenthalt betroffen zu haben. Entweder er reiste heute abend mit Schlafwagen ab oder er war vorgestern morgen mit Schlafwagen eingetroffen und verließ uns Montag mit Schlafwagen neuerlich. Überdies fuhr er alljährlich für Monate „hinüber", nämlich nach Neuyork, und hielt sich drei- oder viermal des Jahres regelmäßig „unten" auf, nämlich in Budapest. Wer also von dem stets zwischen zwei Pullmancars Perpendikelnden eine Zusage erhielt, hatte damit zu rechnen, daß er sich ihm dauernd in Erinnerung bringen müsse. Gleichwohl war er in Zusagen sparsam! Er hatte einen von jedermann respektierten Blick oder wie er selbst sagte: „einen Kiek" für alles, was sich „machen" ließ und was „zog". Zu wem er also in seinem aus „drüben" und „unten" gemischten Idiom die heißersehnten Worte sprach: „Passen Sie auf, ich werde machen", der konnte den Tag

rot in seinem Kalender buchen. Übrigens war er ein leidenschaftlicher Kreuzworträtsellöser, der, ein Gespräch einleitend oder abschließend, fragen konnte: „Wissen Sie zufällig ein Nutztier der kalten Zone mit sieben Buchstaben?"

Dieser auf zwei Kontinenten Bekannte und Bewanderte trat nunmehr auf den Plan. Gewohnt, in großem Stile vorzugehen und auch das Nebensächlichste telegraphisch zu übermitteln, depeschierte er Folgendes: „Sebastian Trux, Zentralbank. Stop. Erwarte Sie heute zwölf ein halb Splendidhotel. Stop. Bimeter. Stop". Mehrfache Ukase solcher Art setzte er täglich unter Miß Vogels Beihilfe in Umlauf, wobei es sich dann zutrug, daß fünf oder sechs zur selben Stunde Einberufene gleichzeitig erschienen und dem Hauptportier durch ihre Ungeduld, Aspiration und Erregung, je weiter die telegraphierte Stunde überschritten wurde, lästig fielen. Zum Erstaunen dieses abgebrühten Hotelfunktionärs verlief die heutige Vorladung anders. Denn der Mensch, der um zwölf ein halb vor die Loge trat und unter der üblichen Vorweisung eines Telegramms nach dem gewaltigen Manne fragte, hatte kaum fünfzig Minuten ausgeharrt, als das Zimmertelephon ihn schon hinaufberief! Extraverhältnisse herrschten offenkundig für diese Vorladung, das erkannte nach dem Hauptportier auch Herr Hulakowitsch, der Etagenkellner, als Bimeter dem Angemeldeten den Kopf zur Gangtür hinausstreckte, und überdies entgegenrief: „Helloh? W i e geht's?" Ein mit den Spezialitäten des Gewaltigen noch nicht vertrauter Besucher hätte dies zu eigenen Gunsten schwerlich deuten können, da ihm ja verborgen war, welch beispiellos geringen Aufwand Bimeter mit Begrüßungs- und andern Höflichkeitsartikeln trieb. Sonst fand man ihn, Miß Vogel, die für ihn tippte, telegraphierte und telephonierte nahebei, an seinem Hotelschreibtisch, von dem er sich, wer immer kommen mochte, nicht erhob. Heute jedoch (es war faktisch so) war er aufgestanden, persönlich zur Tür gegangen, ja er hatte, statt der ihm geläufigen unwirschen Bewillkommnung: „Nun?", ausdrücklich gerufen: „Helloh? W i e geht's?" (mit dem Ton auf „Wie".) Und daran nicht genug, zeigte er jetzt auch noch mit dem Daumen einladend auf einen Schrägfauteuil: „Setzen Sie sich, damit Sie dann nicht umfallen. Will you have a good cigarette? Was s a g t man, wie groß er ist!" (mit dem Ton auf „sagt".) Dabei musterte er Fräulein Vogel, die nicht umhin konnte, ihr leidendstes Ovalgesicht zu machen und die kaum der Rede werte Zwickerschnur hinter das linke Ohr zu schmiegen. Der Vorgeladene wußte diese Summe von Besonderheiten keineswegs zu schätzen. Er fand Fräulein Vogel abstoßend und den auf zwei Kontinenten Bekannten und Bewanderten, der eine Schreibtischlade erschloß, ein Türmchen von Zigarettenschachteln hochhob, zwei einzelne Papyros mit gelben Raucherfingern wählte, die Schachtel samt dem Türmchen wegsperrte und die erwählten beiden Exemplare dann auf der flachen Hand seinem Besucher präsentierte: er fand diesen Herrn, gelinde gesagt, merkwürdig. Der Herr trug einen legeren schulterbreiten staubgrauen Rock ohne Weste zu khakigelben Hosen. An den Füßen saßen ihm Halbschuhe von grauem Sämischleder auf dicken Gummisohlen. Das Gesicht aber, dessen Glatze graue Schläfenwirbelchen beiderseits schütter überwuchsen, dieses höchst scharfzügige rasierte Kurgastgesicht, dem die Unterlippe rechts zu einer Buchtung wie ein Puppenlöffel schwoll, senkte sich auf einen grauen Maschenschlips, von allem Merkwürdigen das Speziellste. Diese Halsbinde nämlich, la Vallièrehaft flatternd, zeigte ein Nichts von Knoten und Oberschleife, dagegen Unterteile von Fahnendimension; sie verdeckten fast die ganze Hemdbrust, unerachtet diese, aus bester Schantungseide, kühl und lind den unerheblichen Thorax zierte.

„Na?" machte der gewaltige Mann. „Ein Glück, daß Ihnen das so zurecht kommt? Übermorgen wär' ich in London gewesen!" Sebastian sagte: „Sie haben mir telegraphiert?" und zog die Depesche aus dem heute morgen gelieferten marineblauen Städteranzug. Jawohl. Nicht trotzdem eine von den zwei Zigaretten? „Wird Ihnen leid tun!" warnte Bimeter. „So etwas bekommen Sie hier nicht! Na? Lassen Sie sich erweichen?" Und er reichte Sebastian Feuer. Aufgepaßt denn. Welche Einkünfte hatte der junge Mensch, was bezog er an Gehalt in seiner Bank? Einen Bettel natürlich, man kann sich vorstellen. Reicht nicht für Salz. Man wende ihm das seine von zuhause zu? Wenn auch, junger Mensch, wenn auch! Was besagt so ein Spritzerchen auf einem heißen Stein? Aufgepaßt. Er, James J. Bimeter, wie man ihn da sah, bot 5000 Dollar monatlich. Runde Summe. Einverstanden? „Passen Sie auf", sagte der gebietende Mann; „heute haben wir Juni. Zu Xmas sind Sie drüben so bekannt wie Gigli!" Sebastian begriff nicht. Ein Angebot? Was wollte dieser Herr in Grau? Bimeter, wenn er dem andern auch nicht

in die Augen schauen mochte, fand Komik in der Sache. Der Bursche benahm sich ja wie Neuschnee. „Was verstehn Sie da dran nicht?“ stellte er ihn zur Rede. Denn bei all seiner Erfahrung hielt er es für unglaubhaft, es gebe wen, der Bimeter par renommée nicht kannte! Sebastian jedoch machte aus diesem Mangel gar kein Hehl. Je genauer Alma ihn darüber belehrt hatte, welche Bedeutung diesem Herrn für Schauspieler und ihresgleichen zukam, desto weniger war ihm erfindlich, was er denn von ihm, Sebastian Trux, haben wolle? Was hieß das: 5000 Dollar monatlich? Wofür? Bimeter weidete sich an dieser einfältigen Verwunderung. „Give me a formular!“ wünschte er in seinem Mischidiom von Miß Vogel, denn die sichtliche Überrumpeltheit des Partners schien ihm der gegebene Moment zum Abschluß. Die unschöne Weibsperson machte sich im Hintergrund zu schaffen und brachte einen halbbedruckten Bogen her. Ehe sie ihn aber auf die Schreibtischplatte legte, schmiegte sie das kaum der Rede werte Zwickerband hinter das Ohr. „Please, Mister Beimter, here!“ seufzte sie. Der gewaltige Mann nahm den Füllfederhalter aus der Obertasche, schraubte ihn auf, bot ihn Sebastian und sagte: „Unterschreiben Sie das.“ Das tat Sebastian keineswegs. „Was wollen Sie von mir?“ fragte er geradezu und stand dabei in seiner vollen Höhe auf. Bimeter mußte lachen, die Puppenlöffelbucht seiner Unterlippe vertiefte sich. „Was s a g t man, wie groß der ist!“ wiederholte er an die Adresse des Fräuleins Vogel. „Was ich von Ihnen will? Einen Vertrag will ich mit Ihnen machen. Mir kommt vor, Sie wissen nicht, was das für Sie heißt?“ Nein, Sebastian wußte es absolut nicht. „Wie g r o ß der ist!“ stellte Bimeter ein drittes Mal fest, doch diesmal minder jovial. „Sie wissen nicht, was ein Vertrag ist? Dafür hab' ich Sie solang Jus studieren lassen? Spaß ohne, my boy. Ich manage Sie. Ehe ich Sie hinübernehme, arrangiere ich Ihnen die Europa-Tournee. Das ist notwendig, damit wir drüben gleich die Presse haben. Überhaupt — wenn ich Ihnen sage, machen Sie blind! Oder hat Bimeter sich schon geirrt?“ wendete er sich um Bestätigung in den Hintergrund. „Please, Mister Beimter? Never, Mister Beimter!“ seufzte es von dort. „Da hören Sie!“ quittierte der auf zwei Kontinenten Bekannte und Bewanderte, in die dünnen Wangen blasend. „Sie machen Europa von Juli bis Jänner. Jänner nehme ich Sie hinüber. Da rechts unterschreiben Sie.“ — „In welcher Eigenschaft denn?“ fragte Sebastian beharrlich. Jetzt war es Bimeter, der keinesfalls verstand. Was meinte der stützige junge Mensch in einem fort? Sebastian meinte: Zu welchem Ende und mit welcher Befugnis dieser Herr in Grau sich seiner anzunehmen denke? Was hatte er hiergegen zu leisten? Fragen waren das! Was heißt das — zu leisten! „Sie treten auf!“ erklärte Bimeter, als hätte er gesagt: Sie gehen täglich schlafen! — „Ich trete auf?“ wiederholte Sebastian. „Als was denn?“ Der gewaltige Mann warf einen mitleidigen Blick in den Hintergrund. „Was s a g t man, wie er sich stellt?“ fragte er zurück. „Als was sollen Sie auftreten als in Ihrem Spezialfach? Als Hellseher. Als Prophet, wenn Ihnen das schöner klingt. Als was weiß ich. Als der Mensch, der die Zukunft weiß! Is that so?“ — „Yes, Mister Beimter, indeed!“ seufzte es aus dem Hintergrund. Sebastian stand noch immer. „Und da soll ich — auftreten?“ fragte er heftig. Fragen waren das! „No was denn? Wenn Sie aus Ihrer Sache etwas machen wollen, müssen Sie doch vors Publikum! Die ersten zwei, drei Male werden wir vielleicht noch wattieren müssen. Aber wenn ich einmal die Presse bearbeitet hab', das garantier' ich Ihnen, haben wir keinen Sitz frei! Außerdem werden Sie ja Privatpraxis bekommen? Dazu lass' ich Ihnen dann Miß Vogel da. Sie verrechnet mir, was Sie über das Fixum —“ — „Ach so?“ unterbrach Sebastian. Und dann bekam er einen krebsroten Kopf und war ohne Adieu zur Tür hinaus. „Was s a g t man, a fool!“ urteilte Bimeter, ohne die geringsten Anstalten, dem Enteilten nachzugehen oder nachzusenden. „Kommt sich her und spielt den Tristan? Idiotic?“ — „Please? Yes!“ bestätigte das seufzende Echo. Mit einem Griff förderte Bimeter die Taschenpapiersammlung hervor, tilgte unter übermäßigem Graphitaufwand eine Halbzeile und schrieb (unmittelbar unter das Postulat „Blumen für L.“): „Tosse wegen Trux“. Dann ließ er durch Fräulein Vogel den Revueregisseur Korotoff telephonisch wissen, er erwarte ihn zum Lunch. Dann bestellte er durch Fräulein Vogel die Abonnentin der Teilnehmerstelle Zentrum 7.44 für Fünf. Dieses Auftrags entledigte sich die Seufzerin am duldendsten. Dann, in der Zwischenzeit zwischen dem Revueregisseur und der für ein Uhr fünfzehn beorderten Chansonnière Gelbhaus (sie war an Lydia Abels Stelle dem „Wolf und Schaf“ zuzuschanzen) beugte der gebietende Mann sich über ein schwarz-

weiß quadrilliertes Problem und schrieb in Kolonne 23, senkrecht: „Padua". Denn es ging um eine oberitalienische Stadt mit fünf Buchstaben, von denen aus „Preis" und „Anachoret" P und a bereits gefunden waren. Fräulein Vogel stand im Hintergrund, schmiegte das kaum der Rede werte Zwickerband hinter das Ohr, sah ihn in die dünnen Wangen blasen und seufzte.

Aber Sebastian entfernte sich roten Kopfs. Eine hübsche kalte Dusche! dachte er, als er an dem Etagenkellner, Herrn Hulakowitsch, vorbei die Treppe gewann. Der will mich engagieren wie einen Schauspieler! Da hört doch alles auf! Eine hübsche kalte Dusche! dachte er. Da hatte man erst in dieser Nacht sich Gott weiß was gedünkt — und ein paar Stunden später sann einem ein Mensch mit grauem Flatterschlips Produktionen im Konzertsaal an! Doch mochte die Hitze dieser Nacht morgens auch nach und nach verkühlen, das eine blieb bestehen, daran rüttelte kein Mensch mit grauem Schlips: Die kleine Fertigkeit, die dank dem Himmel plötzlich groß und ihrem Eigentümer heute erst, über der Stirn der schlafenden Agnes, in ihrer ganzen verwunderlichen Mächtigkeit faßbar geworden war, stammte von oben und hatte etwas Feierliches. Sebastian empfand das überstark. Armer Sebastian! Da kam denn seinesgleichen aus Bäumen, Feldern, Vieh und Frucht, aus ruhig geordnetem Werk, Andacht und Überlieferung in die Tumultstadt und meinte, die Sprache der Städter zu reden, die Gedanken der Städter zu denken. Geh in dich, Ankömmling! Erkenne, was das ist: die Stadt deiner Tage! Lerne, was das ist: das imposante Bewußtsein deines großstädtischen Nachbarn! Du ahnst es nicht. Du sprichst die Sprache, doch du kannst dich nicht verständigen. Du denkst die Gedanken, aber sie sind ärmlich fehlgedacht. Sieh dich doch um! Alles ist Sache, man faßt sie mit Fingern. Alles ist Körper, man zeigt ihn nackt. Schau, Ankömmling — entledige dich dieses schimpflichen Auswuchses so schnell du kannst. Gefühl — verstecke es unauffindbar, es beweist deine Rückständigkeit. Glaube? Lächelns wert. Lege ihn ab. Werde nüchtern, Ankömmling! Werde schnöde und smart. Säubere sorgsam deine Rede von unterirdischen Wärmepartikelchen, sie schaden dir enorm. Entreiße deiner Brust das Kindliche, es empfiehlt dich jammerschlecht. Laß den Respekt fahren, Ankömmling, die stupide Ehrfurcht! Mache Muskeln aus deinem Fleisch, Kälte aus deinem Feuer. Mache Maske! Bist du dazu geboren, den Baum schön zu finden, schön die Farbe und wunderschön den Duft? Lerne eilends um! Zweckloses ist nicht schön. Schön ist, was der Stadt dient. Beton ist schön. Asphalt ist schön. Hupenschrei ist Gesang. Nüchternheit ist Schmuck. Zweck ist Gott. Sieh zu, daß du dich kostümierst wie sie. Daß du redest wie sie. Daß du spottest wie sie. Daß du dich des Klumpfußes, den sie dir anschnallen, nicht etwa schämst, sondern seiner stolz wirst wie sie, die ihn tragen, ja dich dessen brüstest wie sie, die darauf hinken. Viel zu lernen, Ankömmling. Viel zu vergessen. Armer Sebastian! Hältst du dafür, Gott regiere die Stadt? Sage es ja nicht laut, sonst bist du witzblattwürdig! Gott? Was denkst du! Bimeter regiert die Stadt! „Passen Sie auf, ich werde machen." Merke dir diese Worte. Sie sind die Momentstimme Europas. Sie sind das Evangelium der Stadt!

Ja, es sollte Sebastian sauer werden. Er meinte noch, sich passabel zurechtzufinden, wenn er so mit seinen Werkzeugen, die er bisher gehabt und blank gehalten hatte, methodisch weitergrub. Er hielt es für denkbar, Fuß zu fassen und sich fest einzupflanzen, mit ebendenselben Fäserchen und Wurzeln, aus denen er gewachsen war. In der Stadt, wo Bimeter regierte! Ich hätte dem Menschen sagen sollen, dachte er, während er seinen Ärger verfliegen und beinahe ein Lachen erquicklich aufsteigen fühlte, daß ich seine Handschrift sehen will! Und dann hätte ich ihm das Schwarze vom Himmel herunterprophezeien sollen . . .! Die Vorstellung belustigte ihn und er lachte auf offner Straße sein stilles, langes Lachen. Mit allem Zubehör malte er sich aus, was er ihm Furchterweckendes hätte vorfabeln können! Dann verlor er das Lachen. Denn er geriet darauf, ob er das Billett (das fast gleichzeitig mit Bimeters Depesche in seine Hände gelangt war) zu befolgen habe oder nicht. Es nicht zu tun, war ihm in der Minute, als er es geöffnet hatte, für ausgemacht erschienen. So viel Stolz besaß er hoffentlich! Jetzt aber, eine gute Stunde später, kam ihm das gar nicht mehr so sicher vor. Fedora hatte sich gestern beispiellos verletzend aufgeführt, gewiß! Doch da sie heute schrieb? Das heißt, da sie in Maschinenschrift ein Billett hatte abfassen lassen, worin er freundlich aufgefordert war? Weshalb übrigens Maschinenschrift auf dem Parfümkärtchen mit Trauerrand? Auch das, um ihm zu zeigen, wie unwürdig er eines beweisenden Zeichens sei? Maschinenschrift konnte jeder

geschrieben haben, sie ließ sich verleugnen, wie ein gesprochnes Wort. Wie: „Wir wollen Freunde sein, Sebastian!“ In dem ratternden Omnibus, worin er Platz genommen hatte, schloß er die Augen, sah das helle Mietzimmer vor sich und Agnes' schlafendes Gesicht. Da lag sie, träumte und verzieh. Agnes! War es gemein gewesen, sie zu halten, zu besitzen, das Blut rebellieren zu lassen und Vernunft, Dank und Schonung in den Wind zu schlagen! Sie war ihm lieb, Agnes von daheim, o ja. Aber Liebe? Es ist nicht Liebe! dachte Sebastian im ratternden Omnibus. Es ist ein schönes, ruhiges, inniges Gefühl — aber Liebe? Es ist weder Sturm noch Fieber noch Angst noch ungeheure Freude! Grundverschieden davon ist es, was die andere mir einflößt, die mich beleidigt hat, und die ich — liebe! sagte er sich und erschrak im ratternden Autoomnibus. Denn seit dem Augenblick, da er das maschinengeschriebene Parfümkärtchen besaß, hatte alles einen andern Sinn, zwecklos, es zu bestreiten! Das ist es, was mich ungeheuer froh macht! dachte Sebastian. Entsetzlich war der gestrige Tag, und der Abend und die Nacht — o, es war nichts als Flucht gewesen, als er dahin ging, in Agnes' helles Mietzimmer, nichts als Flucht . . .

„Mein Lieber!“, sagte Fedora, „ich freue mich, daß Sie so pünktlich sind!“ Das war er in der Tat. Er war es sogar übertrieben, und ein Glück, daß er bereits den neuen marineblauen Städteranzug trug, der ihm ein gutes Ansehen gab und dem er es bestimmt zu danken hatte, daß Fedora heute gnädiger mit ihm verfuhr. Da sieht man es, wieviel die Fassade bei den Frauen imstande ist! überlegte er, so viel er gerade überlegen konnte, denn damit war es in dieser Stunde nicht weit her bei ihm. In dieser Stunde nämlich, an diesem reizend gedeckten Tisch, dessen Aufwartung Herr Schmidt auf leisen Schuhen versah und wo Wein, Vornehmheit, Freundlichkeit und Hoffnung magisch herrschten, in dieser Stunde rauschte es dunkel in ihm auf, schoß ihm in die Augen und verhängte ihm den Blick. In welcher Entzückung ging er unter, da alles dies für ihn bereit war, der reizend gedeckte Tisch, Wein und magische Hoffnung! Und sie schenkte ihm ein, nein, wie unglaublich schön war sie! Dieser geschwungne Mund — ihn zu küssen, mußte die Seligkeit der Welt sein! Seine Augen wanderten den herrlichen Mund ab, fühlten ihn von fern und bettelten ihm entgegen. Unsicher fragte er: „Warum haben Sie mich gestern beleidigt?“ Doch was immer sie erwidert hätte, wie wenig kam es in dieser Stunde darauf an! Sie hätte die Wahrheit sagen mögen: Weil das so und nicht anders zu meinen Absichten gepaßt hat; sie hätte lügen mögen: Weil ich am Begräbnistag den Anschein wahren wollte — es hätte nichts bedeutet! Denn diese Stunde strafte ja alle Stunden Lügen. Mochte vorangegangen sein was immer, jetzt saß er neben ihr, kein schroffes Wort hatte ihr herrlicher Mund geredet und sie waren allein. Auf leisen Schuhen waltete Herr Schmidt seines Amtes, kam, legte vor, schenkte ein, entfernte sich . . . dann war man zu zweit und ging in Entzückung unter. „Gestern?“ fragte Fedora. „Ich hätte Sie beleidigt? Das muß eine Ihrer Phantasien sein!“ Großartig kühn sagte sie dergleichen, mit einer eindringlichen Klarheit, der keiner sich entzog. Wie hätte sich Sebastian entziehen können, der nicht auf die Worte, kaum auf den Klang achtete, nur auf den herrlichen Mund, aus dem sie klangen. Lunchgast, he, das möchten wir uns verbeten haben! Herr Schmidt hatte soeben die Tür geschlossen, da war Sebastian aufgeschnellt, entre poire et fromage, in stürmischem Antrieb. Buchstäblich, er war vom Sessel auf und heftig zu ihr hin, mit dem Wunsch . . . sie zu küssen, es muß zugegeben werden. Allerdings, sie wäre die Frau gewesen, solchen Übergriff exemplarisch abzuweisen! Das tat sie aber gar nicht, vielmehr sie tat es ohne Ausbruch. Amnestierend sozusagen. Es kam nicht so weit, daß der Lunchgast ihre Lippen anrührte, das denn nun doch nicht. Es kam aber auch nicht zu Empörungen, wie man gerechterweise hätte meinen dürfen, denn eine Portion Dreistigkeit gehörte dazu, sich so zwischen Birne und Käse am Frühstückstisch Ungebührlichkeiten gegen Fedora Anna Semjanowa herauszunehmen, deren Vater sich für ebenso adelig wie die Romanoffs gedünkt hatte — ein gewisser Truz noch dazu, Mensch ohne Abkunft! Wo denkt man hin, princesse Fédore hatte für die Insulte keinen Reitpeitschenhieb! Sie verteidigte ihre angegriffne Würde sogar nur obenhin und lachend. „Aber Sebastian!“ sagte sie. Musik für den Lunchgast. Dunkel rauschte es in ihm auf, die Abwehr, bei allen Heiligen, klang nach Ermutigung, und so beugte er sich blindlings hin, Truz ohne Titel, über das Tafeltuch und die reizenden Veilchentuffs und hielt seinen Mund einen Herzschlag über ihrem. Ihr Hauch schauerte ihn an, er griff nach ihr, hatte die große rote Hand fast schon an ihrem Nacken, da hielt sie ihn sich lachend vom Leib. „Zu viel

Sekt?" sagte sie und gab ihm einen Blick, abermals — abermals ohne jegliche Entrüstung! „Setzen Sie sich doch", sagte sie. „Der Diener kann jeden Augenblick kommen." Und Sebastian gehorchte, es ist nicht zu beschreiben, in welcher Entzückung er seinen schönen gepreßten Ledersessel wieder einnahm, von dem aus er sich hingebeugt hatte, über das Tafeltuch und die Tuffs aus Veilchen. Denn von nun ab waltete ja bewiesene Vertraulichkeit zwischen ihm und ihr, er hatte sich über sie gebeugt, um sie zu küssen, und sie hatte es halb und halb geduldet! Sie hätte es gänzlich geduldet, wenn der Mann auf leisen Schuhen nicht gewesen wäre. Sehe einer an! Bestimmt hätte sie sich küssen lassen, princesse Fédore, von Trux ohne Titel . . . bestimmt würde sie sich küssen lassen, heute, morgen, das war um den Verstand zu verlieren! Sebastian streckte die Hand nach seinem gelben Glase aus und trank.

Herr Schmidt, auf leisen Schuhen, erstattete eine Meldung, da hob die Tischherrin alsbald die Tafel auf. Sie führte ihren Gast in den zweitnächsten Salon, um schwarzen Kaffee zu genießen, und als sie beide dort unter den Rotsamtvorhang traten (welch ein Zusammentreffen!), verbeugte sich jemand ihnen entgegen und war niemand geringerer als v. Tosse, Sebastians oberster Prinzipal. Allein das schien an diesem Ort begraben und vergessen, denn mit einer exquisiten, einfach schmeichelhaften Zuvorkommenheit nahm der gewesne Trebitsch von seinem Untergebenen Notiz, und, noch stehend und die nägelschimmernde Hand an jener Stelle in den Hüften, wo der Magengürtel das seine zur Taille tat, meinte er bewundernd: des jungen Mannes Berühmtheit wachse stündlich! Er schien nicht unerwartet dazusein, denn Fedora bot ihm von dem Mokka, den Herr Schmidt nebst einem Tablett hochhalsiger Drinks postierte. An Zigarren und ägyptischen Deckblattimporten war desgleichen Überfluß, und wenn v. Tosse sich aus der Süßigkeitsschale bedienen wollte, bitte, sie stand zu Befehl. Der Gouverneur ergriff denn auch eine Marron glacée, das Karminrot seiner Nägel blitzte, als er die Frucht aus dem Stanniol zu schälen anfing, und knabbernd, Duft nach Colonia del Ré entsendend, sah er ringsum und pries die Hausfrau. Sonderbar. Dies geschah in dem Zimmer mit dem Rotsamtvorhang. Sebastian vergewisserte sich durch einen unwillkürlichen Blick, ob nebenan nicht noch das Schwarzgetürmte zwischen flackernden Kerzen ragte und ein Winseln aufdrang, ein hündischer Laut! Doch das war vorgestern gewesen, nicht heute. Als er „vorgestern" dachte, wurde ihm kalt. Vorgestern lag ein Toter nebenan! Heute hatte die Witwe Mokkagäste an ihrem Tisch, Veilchentuffs und Süßigkeiten — Abgeschmackte Grübelei! Denn schon erstattete Herr Schmidt eine neue Meldung, man ließ bitten, und ein dritter Gast erschien vorm Rotsamtvorhang. Grau, in grauem Rock, westenlos, mit Khakihose, grauem Flatterschlips und grauen Lederhalbschuhen: Bimeter. Auch er, wie man merkte, kam nicht ohne Verabredung, und familiär-salopp wie sonst, ohne geringstes Ansehen des Ortes oder der Person, schlenkerte er seine Magerkeit an Fedora heran, sagte: „Grüß' Gott, w i e geht's!" (mit dem Ton auf „wie"!), erhob gegen v. Tosse die Rechte schräg faszistisch und setzte sich unaufgefordert, nachdem er Sebastian aufs Schulterblatt gehauen und durch ein Kopfschütteln zu verstehen gegeben hatte, die Rauchsorten hier seien nichts für ihn und er vertraue dem eignen Vorrat lieber. Sitzend entnahm er seiner Rocktasche ein einzelnes verkrümeltes Papyrosfragment, steckte es zwischen die rauchergelben Zähne, verhalf sich zu Feuer, inhalierte und hielt sich vorerst abweisend. Am Ende hatte er sich ja persönlich herbemüht, Generalagent Bimeter, das geschah nicht alle Tage, er ging nicht „in die Häuser"! Inhalierend saß er da, die Augen blinzelnd offen, als halte er Siesta. Sebastian aber betrachtete, aus einem Staunen ins andere geratend, diesen neuen Gast. Wie kam der Mensch daher! Und anscheinend ohne jedes Bewußtsein seiner Schäbigkeit! Hatte er ihm nicht vor kaum einer Stunde jene schimpfliche Zumutung gestellt, wodurch er ihn in ein und denselben Topf mit Feuerspeiern und Messerschluckern warf? Also kannte Fedora diesen Burschen, der eine feierliche Fertigkeit wie ein Taxi mieten wollte und jetzt schmafu im Lehnstuhl saß! Kein Zweifel, Fedora kannte ihn — noch mehr, sie kannte offenbar sein Anerbieten, denn sie fragte und sah dabei unbegreiflich vertraut auf Bimeter: „Wie weit sind Sie mit unserem jungen Freunde gekommen?" Seht, auch der Gouverneur beugte sich vor, als mache er die Frage der Hausfrau zu seiner eignen! „Sie müssen wissen, Mister James, daß mir unser junger Freund bis jetzt kein Wort von seinem Rendezvous mit Ihnen verraten hat!" ergänzte Fedora. Gähnend wie jemand, der einer Sache ein Minimum an Wichtigkeit beimißt, stellte er fest: „Weit? Nicht von da daher!" Dann belebte er sich

und fragte v. Tosse: „Wissen Sie zufällig einen Fluß in Südfrankreich mit „R R" in der Mitte?" Der Gouverneur, selber kein heuriger Hase, erkannte, daß Bimeter die Methode „Aushungern" begann. Er entsprach demnach seiner Rolle und animierte Sebastian, uns dreien hier anzuvertrauen, wie er sich denn mit unserem famosen Mister James verstanden habe? „Gar nicht!" erwiderte Sebastian offen und plump. „Der Herr hat mich offenbar mit einem reisenden Virtuosen verwechselt!" Bimeter schaute dem Naseweis, dem die Abneigung gegen ihn aus allen Poren drang, fiestabedürftig ins Gesicht. Dann nickte der gewaltige Mann und das war so beredt, als äußerte er: „Was sagt man? Ein Komiker!" Gleichwohl ließ er sich zu der Bemerkung herbei: „Mein Junge, Sie haben scheinbar für Virtuosen nicht genug übrig? Aber ich versichere Ihnen: Hubermann ist kein Hund! Füllen Sie mir erst die Albert Hall! Dann können Sie von mir aus sagen: Virtuosen!" Und das war, vom Standpunkte des Gewaltigen aus, nur ordentlich und billig. Doch Fedora ließ keine Seele im Zweifel, wessen Partei sie hier ergreife. Absolut die ihres Lunchgastes, denn sofort stand sie ihm bei und tadelte Mister James! „Lassen Sie mir Herrn Trux zufrieden!" wünschte sie, „das ist niemand für Ihre Praktiken. Der kommt aus einer viel zu saubern Luft!" Bimeter hustete, was bedeuten sollte: Auch gut, v. Tosse nickte beifällig, und Sebastian wurde vor Dankbarkeit und Glück zinnoberrot. Da stellte sie sich öffentlich an seine Seite! Herrliche Frau! Der Schauer, den die Erinnerung „vorgestern" ihm eben noch über den Rücken gejagt hatte, war längst vorbei und überbrannt. „Nun?" wendete sich Bimeter an den Gouverneur. „Ein Fluß in Südfrankreich? R R in der Mitte. Außer . . . warten Sie. Außer „Rubikon" wäre falsch? Aber „Rubikon" kann nicht falsch sein?" Er versank in Grübelei. „Hören Sie!" sagte Fedora. Es war an alle gerichtet, jedoch insbesondere und auszeichnend an Sebastian. Und ein kleines Lächeln gehörte ihm als Extrazugabe allein. „Hören Sie! Die Sache unseres jungen Freundes hier ist wichtig. Ich will mich der Sache annehmen. Sie wissen, daß ich für so etwas einen Flair habe!" Nun, man hätte v. Tosse sehen müssen, wie er mit Aufwand den Verdacht abwies, wer immer, über den die Prinzessin ihre Hand halte, sei von da ab nicht geborgener als im Schoße Abrahams! Bimeter, vielleicht dem südfranzösischen Flusse nachhängend, bestätigte weder noch verneinte er. Sebastian jedoch fand die Einleitung hinreißend. Sie bekannte sich zu ihm! Vor Zeugen! „Wollen Sie sich mir anvertrauen?" fragte Fedora, und das galt ausschließlich ihm selbst. Durchaus, mit Haut und Haaren will ich — Sebastian rief ausbrechend: „Ja!" Es war eine einsilbige und trotzdem so eruptive Liebeserklärung, daß v. Tosse seine Weltmannsmiene brauchte, um vor derartiger Deutlichkeit nicht zu erschrecken und Bimeter mehrmals in die dünnen Backen blies und die Zunge an den Raucherzähnen wetzte: Was sagt man, wie verliebt! hieß das. Fedora lächelte. Ihr herrliches Gesicht nahm Sebastians „Ja!" als einen schuldigen Tribut, dabei mit einer Wangenspur von Röte hin. „Gut", antwortete sie. „Gut, daß Sie mir vertrauen. Sie dürfen das auch." Wer zweifelte! Sebastian klammerte seine Augen an diesen Mund, dessengleichen es nicht gab und den zu küssen die Seligkeit der Welt war. Nur noch die Hand ausstrecken — und der Bund zwischen uns ist besiegelt! dachte er. Phantastischer Gedanke! Sebastian dachte ihn überschwenglich, während sie knapp und klar für ihn redete und seine Sache zu der ihren machte, wie eine Liebende die Sache dessen, den sie liebt. Phantastischer Gedanke! „Zunächst", sagte sie, „haben Sie bei dem Ganzen ein Wort zu reden, Tosse. Denn es geht nicht an, daß Herr Trux Ihnen weiter Diurnistenarbeit leistet! Wir wollen ihn à la suite stellen, wie es in besseren Zeiten hieß? Phänomene gehören nicht in ein Amtszimmer. Es muß unbedingt dafür gesorgt sein, daß sie sich frei, nach Gefallen und nach Genie bewegen. Und da haben Sie Ihr Wort zu sagen, Mister James! Tosse gibt Herrn Trux frei. Sie, Mister James, stellen ihm die Mittel zu dieser Freiheit zur Verfügung. Natürlich nicht in der lächerlichen Form, die Sie gewählt haben und die den Unwillen eines Mannes, wie es Herr Trux ist, herausfordern muß: er hat vollständig recht, er ist kein reisender Virtuose, lernen Sie Unterschiede machen! Ich sage: Treten Sie hier nicht als Konzertveranstalter auf, sondern als der Mann, den ich in Ihnen sehe und achte, als der Mann, der dem Neuen in Europa Vorspann leistet, als der Enthusiast, mein guter Mister James, der sein Hauptbuch weglegt, wenn ihn eine große, neue Möglichkeit fasziniert!" (Was sagt man! dachte Bimeter. Wie sie das andreht!) „Diese Faszination," fuhr Fedora fort, Sebastian zunickend, als sagte sie: Verlaß dich auf mich!, „diese unerhörte Faszination liegt in der

Gabe unseres jungen Freundes, das haben Sie natürlich längst herausgespürt! Trotzdem kann keine Rede davon sein, daß eine Erscheinung wie Herr Trux sich öffentlich vor ein Parkett stellt; darin haben Sie sich abscheulich vergriffen, Mister James! Aber möglich und wie ich meine notwendig ist es, daß solch ein Mensch der Welt, die ihn braucht, erreichbar bleibt. Bedenken Sie, was unser junger Freund hier ist! Hier steht der Mann, der den Lauf der Welt ändern kann, wenn Sie mir diesen pathetischen Ausdruck nicht verübeln. Der Mann, vor dem es kein Geheimnis gibt! (Was sagt man! dachte Bimeter. Hat er ihre Schrift noch nicht gesehen? Das erste, was ich ihr nachher dringend raten werde, ist: Zeigen Sie ihm um Gottes willen niemals Ihre Schrift, sonst — fare well! Daß der Mann da ein Phänomen ist, ist ganz sicher, würde ich unter andern Umständen einen Cent in ihn investieren? Aber ebenso sicher ist er ein enormer Kindskopf und blindwütig in diese verdammt schöne Person verliebt, der er nicht gewachsen ist, trotz seines kolossalen Phänomens! Auffressen wird sie ihn, schlucken wie ein Hustenbonbon, das prophezeih' ich!) Nun gelangte v. Tosse zum Wort, es floß ihm honighold vom Munde. Er überschlug pauschal, wie der Fall nach seinem, eines kundigen Fachmanns Kalkül, im materiellen Punkte aufzufassen und zu „finanzieren" sei. Er sagte: „zu finanzieren", nahm aber mit den Lippenwinkeln seines sacht gepuderten Gesichts das kränkend Geschäftshafte dieses Nomens weg, es gleichsam unter Anführungszeichen setzend, als wisse er nur zu klar, wie ominös verwendet es hier sei. Immerhin, das Wort fiel und bildete, wenn auch nicht dem Ton so dem Sinn nach, die Stütze der weitern kundigen Ausführungen des Gouverneurs. Sie gipfelten darin, daß unter allen Umständen von einer ausbeuterisch profanen Schaustellung des Phänomens die Hand gelassen werden müsse. Gott bewahre! Doch dürfe die phänomenale Kraft darum der Öffentlichkeit nicht vorenthalten werden, das wäre unverantwortlich! Kein Anstand, daß der und jener bei dem neuen Welthelfer (v. Tosse nahm diese Titelverleihung mit scharmant darreichenden Händen vor) sich Rats erhole oder Trost erbitte, kein Anstand, im Humanitätsinteresse sogar wünschenswert. Und ganz im Feld des Wünschbaren, daß beide Teile Genüge fanden, sowohl der Hilfesuchende als der Helfer. Denn, ein Biedermannsblick des Gouverneurs versicherte Sebastian, er besitze keinen überzeugteren Billiger seines Zartgefühls: es wäre geradezu unsittlich, contra bonos mores, wie wir Juristen — und also im Nebenamt auch unser Freund Trux — sagten, wenn eine Leistung ohne Erkenntlichkeit bliebe, zumal eine so unschätzbare! Und obschon der Vergleich auch auf allen vieren hinke: es bestehe dennoch eine entfernte Vergleichbarkeit zwischen einem berühmten Arzt und der Inanspruchnahme Sebastians durch Privatklienten! Den Kliniker aber, der sein Konsilium unentgeltlich liefere, wolle v. Tosse einmal sehen, und er schaute sich zu diesem Zweck vor dem Rotsamtvorhang suchend um. Da er indes eines solch sträflichen Vertreters der medizinischen Fakultät dort nicht ansichtig wurde, kam er zu dem Ergebnis: Sebastian dürfe sein Licht weder unter den Scheffel stellen noch es wie Unschlitt unentgeltlich brennen lassen („ohne die gebührende Erkenntlichkeit" transponierte es der Gouverneur ins Annehmbare). Gesetzt, Sebastian empfange vorderhand nur drei Klienten täglich, und diese Zahl müsse mit Sir James' Hilfe bedeutend wachsen; gesetzt, jeder dieser Besucher entrichte seinen Obolus, eine Art „Anerkennungszins", wie wir Juristen es bezeichneten; gesetzt, Sebastian verharre so lang an Ort und Stelle, als der Zuspruch anhielt, und vertausche das Domizil jeweils mit einem solchen, wo seine Erscheinung eines stärkeren Interesses (schwaches Wort!) sicher sei: Dann dürfe er sich schon in dieser Minute Besitzer eines Einkommens nennen, hinter dem das Angebot Bimeters — ja, lieber Freund, gerade herausgesagt — unakzeptabel zurückbleibe. (Frechheit! dachte Bimeter ehrlich überrascht und um so überraschter, je gewisser er des Verlaufs der ganzen Szene gewesen war: Sind wir, Tosse und ich, nicht eben erst übereingekommen, daß es bei meiner Ziffer das Bewenden haben soll! Legen die mich jetzt hinein?) Der Gouverneur aber hatte, worauf er nunmehr süß zu reden kam, einen kleinen Vertragsentwurf mitgebracht, da er ja durch die verehrte Hausfrau habe läuten hören, worum es sich hier heute mittag etwa handeln könnte. Und sozusagen als unseres jungen Freundes Quasichef, doch auch aus herzhafter Sympathie für die Sache empfehle er ihm das Paragraphenpapierchen da zur Unterschrift.

Hatte man aber gemeint, Sebastian werde jetzt schleunig die Feder packen und seinen Namen auf die Urkunde setzen, dann wäre man auf dem Holzweg gewesen! „Danke!" sagte er. „Ich will mir das da mitnehmen, sehen Sie. Ich werde es zuhause aufmerksam lesen und Ihnen, bis ich



Richard Strauß dirigiert in der Dresdner Oper. Gemälde von Ernst Oppler

so weit bin, meine Meinung darüber sagen." Und mit seiner großen roten Hand langte er nach dem Maschingetippten, faltete es achtsam in ein Viereck, glättete den Bug und versenkte es darauf in die Seitentasche seines marineblauen Städterrocks, die Tuchklappe darüber schließend. Einen Ausruf des Erstaunens hielt v. Tosse angestrengt zurück. Bimeter scheuerte die Zunge an den rauchergelben Zähnen und bloß Fedora zeigte sich auf der Höhe der Situation. Sie nickte Sebastian Billigung zu und sagte: „Bravo! Sehr vernünftig, daß Sie sich nicht übereilen. Überlegen Sie den Vorschlag, bis Sie damit im reinen sind. Ich denke, das wird auch Mister James am angenehmsten sein, da Tosse, wie er uns sagt, eine höhere Ziffer kalkuliert hat und unser guter Mister James infolgedessen tiefer in die Tasche greifen müßte!" Ja, das beruhigte Sebastian. Wenn niemand hier die Partei dieses Bimeter nahm und es förmlich gegen diesen grauen Burschen ging, dann gut. Aber wie stellten die Herrschaften sich das alles praktisch vor? Was hatte man zu leisten? Wem? Kopfschüttelnd stand er von seinem Sessel auf und spazierte im Salon umher, als wäre er allein. Spazierend griff er in die Rocktasche, nahm das Papier und begann zu lesen. Da fand Fedora, jetzt gehe die Uhr, wie sie solle. Somit bedeutete sie den beiden andern Stillschweigen und wußte Bimeter zurückzuhalten, der seinerseits das Durchschlagsduplikat geprüft und die horrende Vorschußziffer gefunden hatte, zu der er hier verpflichtet wurde. Daumschrauben! Fedora wies dem auf zwei Kontinenten Bekannten und Bewanderten sofort die Paragraphen 2 und 3, wonach er von allen Erträgnissen aus Sebastians Fähigkeit 25 Prozent fordern durfte und dieser Anspruch (wie ausdrücklich normiert) sich insolange auf 40 Prozent erhöhte, bis das von ihm Vorgeschoßne voll abgetilgt und rückerstattet war. Eine Falle! dachte der Generalagent, gleichwohl nicht einen Augenblick bezweifelnd, wie gigantisch dieses Geschäft und daß jedes Opfer dafür zu bringen sei, um es sich vor der Nase nicht wegschnappen zu lassen: an diesem Trug würde man Summen ins Verdienen bringen, gegen die alles, was an Provision je war eingeheimst worden, ein Bettel blieb! (Sie weiß, was sie tut und warum sie mich hat kommen lassen, kalkulierte er und empfand wider Willen Hochachtung vor diesem Weitblick eines Weibes. Ausgesorgt hat sie, in Geld schwimmt sie von heute an! Von den 75 Prozent, die der junge Mensch behält, nimmt sie sich, wie ich sie einschätze, 50, was sage ich 50, das Ganze! Und Bimeter beschloß, billigere Bedingungen für sich herauszuschlagen, da es keinen Agenten gab, der diese Sache gleich ihm machen konnte, als Sensation, als Weltgeschäft! 30 und 45 beschloß er strikte zu verlangen und, komme was da wolle, das Geschäft nicht aus der Hand zu geben. Denn, unter uns, auch bei 25 und 40 verdiente er noch fürstlich. Was aber hieß das: keine öffentlichen Produktionen? Blödsinn! Die Klausel hier, in Paragraph 5: „Ausschließlich seriöse, dem Ernst, der Wichtigkeit und Würde des Phänomens angemessene Darbietungen", war hoffentlich nichts als Augenauswischerei, damit dieser Kindskopf Ruhe gab. Phänomene? Und? Phänomene gehörten auf ein Podium, wo man sie sah. Nur keine Angst, es wird dem Phänomen schon schmecken! Die blendenden Rezensionen, der Weihrauch, der Jubel, der Haufen Geld, im Essen kommt der Appetit — laßt Bimeter doch machen!) Und der gewaltige Mann strich in seiner Durchschlagskopie 25 und 40 und schrieb dagegen 30 und 45. Mittlerweile spazierte Sebastian lesend im Salon umher. Er runzelte die Stirn, er schüttelte den Kopf. Wenn man das mit der notwendigen methodischen Überlegung erwog, die ihm durch Fedoras Nähe allerdings geschmälert wurde, dann hieß es: Marktprodukt! Und obwohl eindeutig verboten war, ihn aufs Podium zu zerren; es blieb, so oder so, fatal, daß man aus jener Fertigkeit eine Art Gewerbe machte! Dem und jenem damit beizuspringen, der es nötig hatte, dem Frauenzimmer von gestern früh zum Beispiel — ja, das ließ sich hören. Das war in Ordnung. Und wenn einem dann wer erkenntlich sein mochte — auch das ließ sich hören. Aber so, wie die es sich da ausdachten, so großbetrieblich — nein, das war ekelhaft! Orakelautomat, in den man große Münze warf, damit er funktioniere? Stirnrunzelnd verwarf der schrägüber Spazierende diese Zumutung. (Fedora verfolgte jede seiner Gesten.) Überdies ließ man ja, sofern man diesen Professionsweg wählte, seine schöne Laufbahn fahren! Die ordentliche, anständige, versprechend begonnene Juristenkarriere! Er spürte Fedoras Augen und wendete sich schnell herum. Ja, sie sah ihm nach. Ging mit den Augen Schritt für Schritt mit ihm, herrlich! Da saß sie, schwieg, schickte ihre Blicke hinter ihm her... die methodische Überlegung des schrägüber Spazierenden litt Schaden. Der Blick drängte sich dazwischen! „Nun?" fragte sie, als er stehen blieb, „haben Sie einen Entschluß gefaßt?" O, eigentlich hatte er das.

Den Entschluß: Nein. Und deshalb äußerte er langsam: „Ich weiß nicht. Ich finde mich nicht in die Sache. Sehen Sie, es ist etwas Ungehöriges dabei, finde ich.“ Fedora lächelte. „Ist das nicht hübsch von ihm?“ meinte sie überzeugt. „Hätte nicht jeder andere sich auf so ein Anerbieten gestürzt! Aber er ist zu bescheiden dazu. Zu anständig für diese Welt . . .“ Oho, oho! Der Belobte machte eine verlegene Bewegung vor ihrem Lob, und genoß es trotzdem. „Es freut mich riesig, daß Sie das gelten lassen!“ sagte er aus ganzer Seele. „Sie würden es also gutheißen, wenn ich ablehne?“ Er solle sich zu ihr hinsetzen, wollte sie. „Gutheißen? Ich? Nein, das tue ich nicht. Sonst hätte ich die Herren ja nicht hergebeten.“ — „Ja so,“ sagte er ganz nachdenklich. „Aber wenn ich es auch nicht gutheiße“, erklärte sie, „so finde ich es jedenfalls verständlich. Immer berücksichtigt, daß Sie es sind, um den es sich dabei handelt!“ War das jetzt Freundlichkeit oder nicht? Hieß das vielleicht: Immer berücksichtigt, daß Sie mit Ihrem engen Bauernhorizont das sind! Sie, dessen sich jemand wie ich eigentlich schämen müßte? „Fänden Sie,“ fragte Sebastian verwirrt, „eine solche, ich möchte sagen gewerbshafte Ausschrotung meiner kleinen — ich meine, dieser Gabe, denn überhaupt zulässig?“ Ach, die Worte schienen ungeschickt gewählt! Denn Fedora lächelte noch immer, doch es sah fast aus, als komme ihr das ein bißchen komisch vor, was er da rede und denke? Nein, ärger — als bewahre sie nur schonende Haltung und fühle sich durch ihn blamiert! Sie lächelte. Es scheint, dachte Sebastian, immer konfuser werdend, ich benehme mich — ich muß offenbar Anlaß zur Erheiterung geben, sie grinsen mich ja alle an? Es muß entsetzlich dumm sein, was ich da zu diesem Vorschlag —! Die Gedanken schossen ihm durcheinander. Plötzlich stand er auf. Sie lacht mich aus? dachte er entsetzt. Mit einem an ihm fremden, atemlosen Ton sagte er sofort: „Das Ganze da — Sie haben mich — Geben Sie das her!“ Keine Sekunde! dachte er. Keine Sekunde länger lächerlich! Unterschreiben! dachte er. „Schnell! . . . Wo habe ich zu unterschreiben?“ Jedoch Fedora hielt ihn ab. „Sie haben Zeit“, ermahnte sie. „Übrigens, mein lieber Sebastian, wenn Sie dieses Anerbieten jemals akzeptieren sollten, dann denken Sie dabei bestimmt zuletzt an sich!“ Wie? Was hieß das? Hatte sie es also gemerkt, daß er ausschließlich ihretwegen nach der Feder griff? „Tosse hier,“ fuhr Fedora fort, „hat mir erzählt, was für ein musterhafter Sohn Sie sind. Sie sind ja, — nicht wahr, Tosse, — hergekommen, um einen Wunsch Ihrer Mutter zu erfüllen? Was sagen Sie dazu, Mister James! Solche Söhne kann man heute suchen! Da ist jemand, der reich werden will, damit seine Mutter es vor ihrem Tode bei ihm gut hat!“ Nein! Sebastian ertrug die Blicke nicht, die anerkennend auf ihm lagen. Das war anders! Daran hatte er überhaupt nicht gedacht — wiewohl er gerade daran — heiliger Himmel, was war das mit ihm! Machte er denn alles verkehrt? Daran, man sage, was man wolle, hätte er zu allererst denken müssen, als er diese Ziffer hörte! Mit dieser Ziffer war es ja geschafft! Vor kaum einer Woche, einen Tag nach seiner Ankunft, hatte er ihr noch geschrieben, es würde wohl seine Zeit dauern, bis er so weit halte, vielleicht ein Jahr, vielleicht viel mehr, denn es sei nicht einfach hier in der großen Stadt, das dürfe sie nicht glauben. Und bis er es nicht aus dem vollen habe, wolle er sie nicht kommen lassen und jenen Wunschtraum verwirklichen, den beide sich vorphantasiert hatten: Wie sie einmal beisammen wohnen würden, beide in der Weltstadt, nach deren Merkwürdigkeiten die alte Frau kindlich neugierig war, er ein großer Herr, sie des großen Herrn respektierte Mutter. Es ist so, daran hatten sie geglaubt. Aber behielten sie denn jetzt nicht recht mit ihrem lächerlichen Märchen? Schon morgen konnte er sie rufen, her in die große Stadt, in den Respekt, in den fabelhaften Reichtum, in den Wunschtraum . . . und das hatte er ganz aus den Augen lassen können? Unverzeihlich von ihm. Und schön von ihr, er spürte es beglückt, unvergleichlich schön, daß sie ihn daran gemahnt hatte, nun sage noch einer, sie sei kalt und habe kein Herz! Fedora, danke! Nun kenne ich dich!

Niemand unterbrach die Pause der Überlegung, der sich der Lunchgast jetzt so sichtlich überließ. Bimeter benützte sie, um seine gelben Raucherfinger unter jenen Punkt des Paragraphenpapierchens zu legen, wo er 25 in 30 und 40 in 45 geändert hatte; hiedurch machte er v. Tosse loyal auf seinen Standpunkt aufmerksam. Der Gouverneur (er besaß unstreitig seine Gründe, an dem Zustandekommen der Abmachung nicht minder als Fedora interessiert zu sein) mußte dergleichen erwartet haben, denn er fand sich zur Zustimmung bereit. Bei der Vorschußsumme allerdings hätte er keinerlei Differenz zugelassen, sie prangte denn auch, wovon er sich in Bimeters Durchschlagskopie bei Paragraph 7 extra überzeugte, mit unverminderter Riesenziffer. Einen Augenblick! Vielleicht wäre es ein Ver-

säumnis, Paragraph 7 zu verschweigen? Er bestimmte ausdrücklich, das Vorschußvermögen sei auf ein Depot der Zentralbank verzinslich zu hinterlegen. Jenen Vorschuß angehend, (um auch dies noch wahrheitshalber festzuhalten) war es übrigens Fedora, die darauf beharrt und es schon in ihrem gestrigen, den Generalagenten aus Budapest dringlich herbeirufenden Radiogramm zur Bedingung gestellt hatte. Der Generalagent — nun, er konnte sich auf eine mehr oder minder drückende Bedingung einlassen, weil er nach hurtiger, trotzdem die ganze Nachtreise in Beschlag nehmender Prosperitätsprüfung ein Mammutgeschäft gesichert sah. Well, er war zur Unterschrift bereit, sofern auch in Herrn Trux' Originalurkunde 25 in 30, 40 in 45 verbessert wurde? Dies geschah, denn Sebastian faltete bereitwillig das Papierchen vor sich aus und änderte die Ziffern mit eigner Hand. Nun noch die Unterschrift! „Auch was Geschriebnes möchtest du, Pedant?" zitierte der gewaltige Mann, nicht wortkorrekt, doch ganz dem Sinne nach, den er in allen Lagen über die Letterntreue stellte. Fedora fragte: „Ohne Übereilung?" — „Ohne Übereilung!" bestätigte Sebastian. Und unterschrieb. Gratuliere! Jetzt war die Sache geordnet, man konnte, vollbrachter Dinge, gehen. Die drei Herren verabschiedeten sich also. Jedem von ihnen reichte Fedora fest die Hand. Aber an Sebastians Ohr sagte sie: „Heute um Sechs bei mir?" Wohltätig, daß Bimeter den jungen Menschen am Arm faßte und mitnahm! Er stolperte ja vor Entzücken! „Go on, my boy", äußerte der Gewaltige, als sie sich von dem scharmanten Gouverneur getrennt hatten. „Wohin kann ich Sie bringen? Laufen? Was Ihnen einfällt!" Damit bugsierte er Sebastian in das Prachtexemplar von Packard, das er unten warten hatte, und gab dem Chauffeur die Adresse weiter, die der noch leicht berauschte junge Mensch ihm nannte. Sie fuhren. Sie sausten. Die Luft wehte ihnen in Stößen zu und schluckte die Glossen Bimeters, der wie ein Mentor neben seinem Schüler saß und diesen Schüler für morgen vormittag zum Unterricht beschied. Als sie sich dem Kleinen Ufer näherten, fiel Sebastian etwas Wichtiges ein. Er hatte es versprochen, er wollte es halten, wenngleich er sich kein Herz zu dem grauen Manne faßte. „Ich wollte Sie bitten," sagte er gegen den Tumult, „da ist nämlich ein Mädchen, sie will zum Film. Sie haben ihren Namen schon einmal notiert, sich dann aber nicht mehr um sie gekümmert. Ich möchte Sie bitten, daß Sie das jetzt tun!" Bimeter feixte. Ach, eine irrige Vermutung, mochte er! „Sie heißt Alma Kimpel. Kleines Ufer 101 a", ergänzte Sebastian. „Helloh! Da wo Sie selber wohnen?" fragte der auf zwei Kontinenten Bekannte und Bewanderte und feixte. „Unmögliche Gegend übrigens! Wird sich ja jetzt mit Bimeters Hilfe alles ändern . . .!" Sie hielten vor 101 a. „Wie heißt das Girl?" Sebastian rekapitulierte schülerhaft den Namen, worauf der Mentor die Taschenpapiersammlung hervorzog, um ihr in Schmierschrift eine Halbzeile einzuverleiben. „Passen Sie auf, ich werde machen!" Die Momentstimme Europas versprach es, ehe sie im Tumult verklang.

Die borromäischen Inseln

Als das Dampfboot die Punta Castagnola umschifft hatte und ohne Eile in die Westbucht fuhr, wurde der Blick auf die drei Eilande bezaubernd frei. Voran der runde schwimmende Pinienwald mit dem weißgelben Palazzo oben, der wie eine starre Schneeperücke auf dem Inselantlitz lag, war Isola madre, wo der Dampfbootkapitän aus Bagatellgründen nie anhielt. Auch an dem Fischerinselchen, Isola superiore (diesem rührenden Dorf in blauen Wellen) reiste er unter Schraubengeprust hochmütig vorbei. Doch auf sie nahm er direkten Kurs, auf die Souveränin der Eilande, und man merkte es der Dampferschraube an, mit welcher Beeiferung sie sich durchs Wasser schaufelte, um ihr Reverenz zu erzeigen: Isola bella, wohin die Promenadefahrer seit Menschenaltern durch Operngucker spähten, um dann „ah!" zu rufen, mochten sie wollen oder nicht. Zum Verlieben schaute die sanfte Wirrnis eines Ruinenschlosses, einer strahlend überblühten Terrasse, eines immergrün umwipfelten, paradiesisch farbigen Gartens und unglaublich miserabler Wohnbaracken und Amulettbutiken das Dampfboot an; jedermann, der zu seinem Vergnügen darauf reiste, fand den berühmten Anblick süperb, und der rasierte Herr, der dauernd ein Auge auf das Handgepäck seiner Herrschaft haben mußte, sah sich mit dem zweiten für die Mühe belohnt, die er während dieser Expreßtour auf leisen Schuhen verläßlich geleistet hatte. Nicht daß Herrn Schmidt die Westbucht des Maggiore unbekannt gewesen wäre! Schon in Diensten des Prinzen hatte er sie besichtigt, und als Bassan das

Kastell in Stresa erwarb, war es Herr Schmidt, der den ersten dortigen Séjour herrschaftlich instandsetzte und zum Haushalt aus seinen höfischen Erfahrungen beitrug. Was Herrn Schmidt betraf: er zog das Kastell in Stresa dem belgischen Luxussitz Beausite sur mer beträchtlich vor! Denn er war Liebhaber einer distinguierten Landschaft, solch ein Blick wie dieser, der das Wasserblau, das Eilandmärchen, im Westen Pallanza mit den Gasthofpalästen, schräg gegenüber das noble Stresa und über allem das Gletscherweiß zwischen Monte Rosa und Simplon bestaunen ließ, riß ihn gelegentlich zu Lobreden hin, er hatte seine Freude an vornehmer Natur, und in der Seebucht hier fand der hochherrschaftlichste Anspruch sein Genügen. „Sehen, jetzt kommt Baveno heraus!“ konstatierte er und lockerte den Dienerton ein bißchen, da es sich ja bloß um den großen jungen Menschen handelte, zu dem er sprach und der ihm, trotz allen blamablen Gebrechen des seligen Herrn Präsidenten, schlechtklassiger erschien! Nach Herrn Schmidts versiertem Gutachten hatte die gnädige Frau das keinesfalls nötig gehabt! Ganz zu schweigen von den Pflichten der Pietät, die solche Gemeinschaftsreise kurz nach dem Todesfall tadelnswert verletzte: was sollte solch ein plumper, aller Herrenhaftigkeit Hohn sprechender Mensch an der Seite eines Nobelwesens? Lange genug in der Schule des Prinzen geübt, hielt Herr Schmidt dies für eine Entgleisung, geeignet, den hochherrschaftlichen Rang des Hauses, dem er diente, sehr herabzumindern. Was also an ihm lag, steuerte er bei, um den Flecken wegzuputzen und den jungen Menschen, so gut es anging, für das Salonmäßige heranzuziehen, damit man nicht nochmals (wie jüngst beim Lunch!) die schauderhafte Beschämung erlebe, daß Sole frites mit dem Fleischmesser zerteilt und „Pêche Melba“ statt aus dem Spitzglase vom Teller aus gespeist ward! „Sehen, das ist Stresa! Wenn ganz links hinschauen — bemerken ein großes vornehmes Gebäude mit einer Aufschrift? „Grand Hotel des Iles Borromées“, ein Haus allerersten Ranges! Sehen jetzt weiter links bis zu dem andern großen vornehmen Gebäude? Das ist „Regina Palace“, auch höchst empfehlenswert, wenn auch an zweiter Stelle. Und dazwischen — bemerken dort oben die dreieckigen weißen Türmchen? Das ist das Kastell, das Herr Präsident käuflich erworben hat. Dort wird Frau Präsident wohnen. Werden im Hotel absteigen, wie ich gehört habe? Wenn ich raten darf, gehen ins Grand Hotel des Iles. Seine Hoheit haben immer im Grand Hotel logiert.“ Der große junge Mensch, den Herr Schmidt hochherrschaftlich beriet, nickte und schaute. Eine Veränderung war mit ihm vorgegangen! Schon der marineblaue Städteranzug hatte etwas geheißen! Aber was bedeutete das gegen den, mit dem er, neben Herrn Schmidt, Isola bella, die überblühten Eilande und die Gletscher zwischen Simplon und Monte Rosa an sich vorüberziehen ließ! Da stand, von Kopf bis zu den Füßen funkelnagelneu, ein Luxusfahrer, Seidenhemd und Homespun am Oberleib, Knickerbockers und Pfeffer-Salzstrümpfe mit Quästchen an den englisch beschuhten Beinen, sehenswert hübsch, wenn man alles in allem nahm und das Schwerfällige nicht in Betracht zog, wodurch er langsamer und linkischer als nötig wurde. Er hörte nicht, was Herr Schmidt ihm an Panoramen wies, so schön war es, so von sanftem Glanz umflossen, so zukunftsreich. Das gab es also! Man konnte so reisen, wie er reiste, mit großem Train, mit unübertrefflicher Bequemlichkeit, vorbei an Panoramen, denen es kaum zu glauben war, sie seien nicht knallbunte Ansichtskartenbilder, sondern wirklich! Der leichte Rausch, der den Luxusfahrer schon die ganzen Tage vorher benebelt hatte, nahm während dieser Reisezeit noch zu! Da war mit Bimeter paktiert und die Sache vorzüglich unter Dach und Fach gebracht worden ... wie hatte er sich je dagegen sträuben können? Alles hatte er mit sich bereden lassen, jawohl, jawohl, in einem leichten Rausch, zu allem hatte er sein Einverstanden gesagt, denn es war alles statthaft, eine klare und fabelhaft günstige Abmachung. Jeder erkannte das, Toisse, Fedora, von Herrn Generalagenten Bimeter gar nicht zu reden! Doch auch die Doppelwitwe entzog sich dem keinen Moment, sondern empfing die Vierteljahrs-Abfertigung mit heißerem Dank, und als der Mieter sich in solch leichtem Rausch, wo alles ein bißchen höher und ein bißchen schwebender war, von ihr verabschiedete, hatte sie gute Reise gewünscht, haha, denn auf die Reise ging es! Auf die Reise mit ihr! Ehe die Europatour angetreten wurde, ein paar Tage in Stresa — „wollen Sie, Sebastian? Ich gehe jetzt nach Stresa an den Lago Maggiore. Haben Sie Lust, bevor Bimeter sich Ihrer bemächtigt, dort ein paar Tage mit mir zuzubringen? Die Gegend ist schön!“ O, leichter Rausch! Bimeter hatte Lieferanten geschickt, dies war ein Stoff von allerbester Qualität, greifen Sie nur an, ist er nicht weich wie Schwanen-

pelz? Hemden, mein Herr, die Seide muß federleicht und kühl sein. Krawatten, wählen Sie, Mister Bimeter hat recht, dieses Dutzend steht Ihnen vorteilhaft, und hier, die Schuhe, Boxcalf, Lack, mein Herr, und weißes Sämisch, und die Mäntel und die Koffer, Sie müssen bedenken, bitte, daß Sie lange unterwegs sein werden, besten Dank, Mister Bimeter hat alles schon beglichen. O, leichter Rausch, wo alles wegschwebt und eine Ferne sich geheimnisselig öffnet, hinüber, nicht länger warten! Noch gestern war ich niemand, heute bin ich das Wunder der Welt, reich und berühmt, Fedora wird mir gehören, dort, wohin sie mich führt — erträgt man so viel Glück? Leichter Rausch, die dunklen Gedanken werfen keine Schatten, sie sind da und vorbei. Ich muß fort, kein Abschied, Agnes, nein, ein kleiner Brief, alles steht darin, es ist erklärt, es ist wahr, es muß so sein. Bleibe nicht länger in der Stadt, Agnes, ich bitte Dich darum. Ich bin nun auch nicht mehr da und Du gehörst nicht hin, Agnes, in die Stadt, glaube mir! Gehe zurück, nachhause. Man hat mir ein Anerbieten gemacht, ich kann es nicht abweisen, um meinetwillen nicht und um der Mutter willen nicht, so werde ich jetzt lange reisen müssen. Wir werden uns wiedersehen, wenn ich zurückkomme, doch bis dahin, wenn Du mich brauchst — ich bin immer für Dich da, ich vergesse Dich nicht. Und erlaube, daß ich Dir das da schicke, ich bin jetzt so lächerlich reich, tu mir die Freude und behalte es! Und, Agnes, nochmals — sorge Dich meinetwegen nicht. Ich muß fort, es muß sein. Aber ich werde wiederkommen, dann werden wir mehr von uns wissen. Jetzt wissen wir noch nicht genug von uns, ich wenigstens weiß es nicht . . . O leichter Rausch, wo die Buchstaben zum kleinen Briefe werden, leichte Buchstaben für schwere Worte, schnelle Zeilen für eine lange Last, es fügt sich, es geht von der Hand, das Herz schlägt dahinter und drückt und befreit sich, adieu, adieu . . . „Sehen, jetzt kommen wir bald an!" ermahnte Herr Schmidt den jungen Luxuspassagier. „Werden die gnädige Frau verständigen?" Und Sebastian drehte sich auf den Fersen um und eilte hinunter, wo Fedora, weil sie die schräge Sonne oben nicht ertrug, unter dem Segeltuchschutz und dem aufgespannten Japanschirm im Schatten saß, um ein wenig zu schlafen und die Reisestrapaze besser zu ertragen. In der Tat, sie schlief (Katja, die unweit ihr Hockerchen hatte und in einem barbarischen Italienisch mit dem Kartenkontrolleur parlierte, legte warnend den Finger auf den Mund). Doch es war höchste Zeit, denn im selben Augenblick legte das Dampfboot an und Herr Schmidt oben hatte das ganze Handgepäck bereit. Sebastian wagte es trotzdem nicht, diesen sonderbaren Schlaf zu stören, zögernd stand er vor ihr, deren herrliches Gesicht im Schlaf einen erschöpften, undurchdringlichen Ausdruck hatte. Streng war dieses herrliche Gesicht. Da erwachte sie vom Lärm der Ankunft und rief Sebastians Namen. Man ging ans Land. Italienisch wurde geredet. Der Ort hieß Stresa. Magnolien blühten. Alles war unwirklich.

Alles war unwirklich in diesen Tagen, wer wundert sich darüber? Zum erstenmal Italien. Zum erstenmal dies Leichte und Spielhafte, Stimmen, die um nichts schrien, Stimmen, die um nichts sangen, Schlauheit, Neugier, Verschwendung an Theatergebärden und an Kindlichkeit, alles vehement, alles überraschend unbekannt. Man ging, alles war Farbe. Man ging, alles war Musik. Man ging, da blühten Orangen. Dieser Baum hieß Zeder. Dieses Gebüsch war Lorbeer. Schmutz starrte, und der Himmel drüber war Türkis. Durchsonnt war die Luft, durchsungen von früh bis Nacht und die Nächte durchsungen, drüben von Pallanza zitterten die Lichter überm sternspiegelnden See wie eine Diamantschnur. Kleine Boote glitten nachts im dunklen Wasser, und sie sangen drin in einer fremden Sprache mit fremdem, leichtem, erregendem Ton. Alles war unwirklich in diesen Tagen! Zum erstenmal solch ein Leben im Luxus! Sebastian bewohnte ein Appartement, das Herr Schmidt gutächtlich empfohlen hatte, kleiner Salon, Schlafzimmer und Bad, Balkon mit Seeaussicht im „Grand Hotel des Iles Borromées", das klang, das war ein Wandel! Als er sich am ersten Abend im Luxusappartement zu Bett begab, die zitternde Diamantschnur von Pallanza gegenüber und die Musik aus dem Tanzsaal nah und die singenden Stimmen in den geräuschlosen Booten unten und den bestirnten Himmel und Isola bella, die wie ein bewimpeltes Schiff im Finstern ruhte, da erschrak er fast vor so viel Bezauberung. Übermächtig verschwor sich alles, den Lebenshunger, den Glückshunger in ihm aufzuwecken! Wie war denn das mit ihm? Seit je hatte er sein Ziel gehabt, hatte es methodisch und sachhaft stationenweise ausersehen. Studium. Anstellung, als Sprungbrett für die Karrière. Maßgebender Mann im Staat. Stationenweise, doch eine immer höher als die andere, die letzte unverschämt hoch! Warum sollte ich es nicht weit bringen, da ich es unbändig will! hatte er gedacht, so

lang er denken konnte. Warum soll ich nicht ein großes Tier werden, warum sollte ich nicht Staatsminister werden, hatte er gedacht, nein, er gab es gar nicht billig in seinen Gedanken, das soll man nur nicht glauben. Da waren Beispiele gewesen, der und jener hatte sich durchgesetzt, obschon er genau so angefangen hatte wie Sebastian Trux, der vom Bauernlande in die Stadt kam, um dort sein Glück zu machen. Denn: „sein Glück machen“, das hatte er nie als Redensart, sondern immer buchstäblich gemeint. Ich werde schon mein Glück machen! hatte er gesagt. Es wird Anstrengung kosten, das soll es nur. Nichts ist umsonst. Siehe da, nun war es umsonst! Von selber bot es sich nun an, er hatte kaum die Hand darum gerührt, und schüttete sich magisch aus — das Glück! Da erschrak er im Luxusappartement und dachte: Ist das nicht zu viel? Darf das sein? dachte er mit seinem angestammten Gehörigkeitssinn. Es ist! antwortete es ihm jubelnd. Die Musik aus dem Tanzsaal spielte es ihm zu, die Stimmen in den Booten sangen es ihm mit fremdem, leichtem, erregendem Klang hinauf, die Lichter von Isola bella spiegelten es ihm her, alles rief ihn auf, stachelte seine unverbrauchten vierundzwanzig Jahre, reizte seinen Hunger nach Leben und nach Glück. Er brauchte sich ja nur umzusehen in diesen fürstlichen Zimmern, nein, er träumte nicht, alles war da und für ihn. Und er ging umher, aus dem Schlafraum in den kleinen Salon und das weiß verkachelte Badekabinett, griff die Dinge an, glitt über die Tischpolitur, befühlte die Vorhangseide, probierte mit Bewunderung, wie es heiß und kalt aus den Nickelhälsen überm Waschbecken rauschte, und legte sich dann in ein wippendes, weichkühles Bett, knipste das Licht an, das armhoch über den Kopfpolstern hing wie ein gläserner Mond ... so vergnüglich war es, den Elfenbeinpfropfen in die honigweiße Birne zu drücken: da war es hell, da war es Nacht. Von unten kam Musik, Gesang mit fremdem, leichtem, erregendem Klang: „Mia patria e tu, mia patria e mon amore ...“, zitternde Lichter von Isola bella, „mia patria e tu ...“, wenn man einschlief, klang es in den Schlaf.

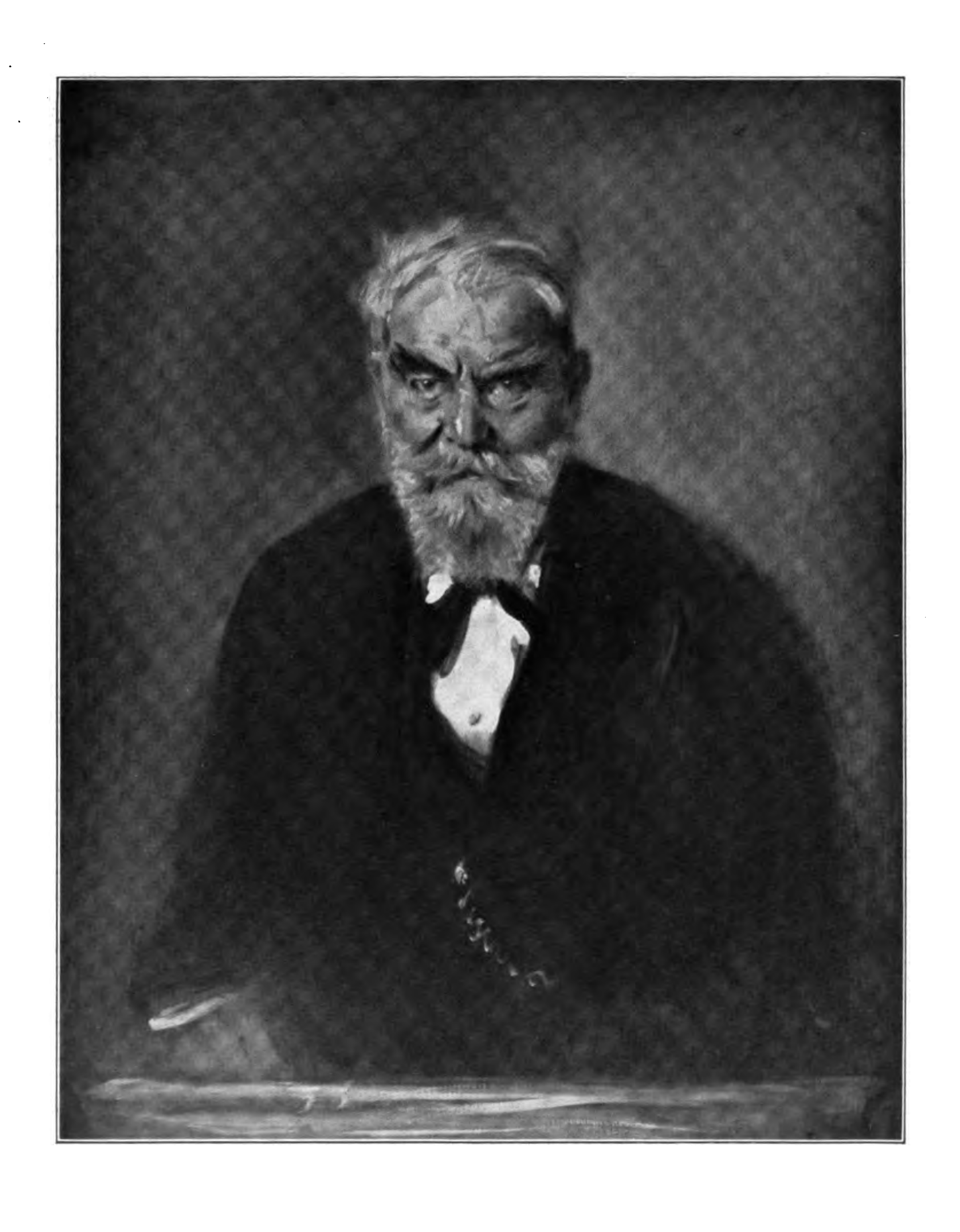
Doch beim Erwachen welcher Glanz! Sebastian erwachte in dem Luxusbett und brauchte nicht den Kopf zu heben, um das Blau draußen zu entdecken, im See, am Himmel. Er lag und Isola bella zeigte ihm ihr Azaleenwunder. In rosaroten, mohnroten, blutroten, schneehellen, wolkenblauen, heliotropenen, amethystfarbnen, bronzebraunen, violetten Büschen von Mannshöhe strahlte die oberste Terrasse, Feerie, Farbenmusik ohnegleichen. Sebastian empfing sie mit seinen wachen, glanzhungrigen Augen. Es war noch früh, kaum Sieben, ein absurd zeitiger Moment für Gäste eines Luxusorts. Doch Sebastian war an Faulenzen so wenig gewöhnt, darum erwachte er auch diesmal pünktlich und, wie es ihm in Fleisch und Blut stak, wollte er hier wie sonst die Prozedur des Aufstehens unabänderlich vollziehen. Gegenüber aber blühte es phantastisch, eine farbenflammende Insel lag im Blauen — da konnte man füglich nicht so handeln wie jeden Tag! Da war es schlechterdings unmöglich, sich mit dem Wasserkrug von oben her im Sturz die nackte Brust zu überschütten ... dies Erwachen im Glanz hinderte alle Methode. Herein! Jemand klopfte, ein blendender Herr im Frack, und balancierte ein Silbertablett auf den Rundtisch, bon giorno, signore, Tee und Toast und zweierlei duftendes Jam, und gerippte Butterküglein und ein kleines Heißwasserterrinchen, worin Vierminuteneier vorsorglich temperiert wurden — nun, Mama Kimpel in allen Ehren, aber das war beträchtlich anders! Und dann, so in dem weiß Verkachelten, wo alles blitzte ... man drehte einfach den blanken Rosettengriff „caldo!“, und sofort schäumte es dampfend in die Wanne, der freddo-Griff hingegen lieferte zugleich das Kalte, alles im Nu, alles wie Kinderspiel und ebenso entzückend. Ah, und in dieser Wanne zu plätschern, deren weiße Glätte zum Staunen war, und das laue Wasser lange zu genießen, zu lau vielleicht, doch das verbesserte man mit der Dusche, die einem erquickend über Hals und Rücken rann, das bot keine kleine Annehmlichkeit! Und sich dann fein zu machen, von oben bis unten elegant und neu, das war geradezu aufregend. Denn in dem riesigen Ankleidespiegel präsentierte sich ein Klubherr! Wollte jemand behaupten, dieser Herr wisse nicht, wie man sich kleide? Noch das Batisttuch hier aus der Obertasche lässig vorgewirbelt — so. Und keinen Augenblick verloren und zu ihr! Wenn sie noch schlief, würde man gerne warten, ach, das schadete nichts, mochte sie nur schlafen, auch das Warten war wunderschön, denn es war ja das Warten vor der Erfüllung! Aber Fedora schlief absolut nicht mehr, sondern trat ihm, als er ihr guten Morgen zu bieten kam, trotz der für einen Luxusort absurden Stunde fix und fertig gegenüber! Das war ein günstiges Zeichen! Es war das beste! Denn sie nahm seinen Arm, so geradezu, wie es hier geschrieben steht, und hängte sich in ihn ein, Fedora

Anna Semjonowa in Sebastian Trux ... ohne Hemmung, ohne Abstand. Und nun sage uns jemand, ob ihr das vom Herzen kam oder auch bloß pure Spekulation war, wenn die Frage erlaubt ist? Sie hatte ihren Mann „ins Grab gebracht"; sie hatte jesuitisch mit v. Tosse konspiriert; sie verständigte sich mit Seiner Exzellenz Meganopolis mehr als intim; sie bemächtigte sich dieses jungen Menschen Sebastian, der ihr zufiel wie eine Nuß vom Baum, um an seiner Gabe oder an den Reichtümern aus dieser Gabe zu schmarotzen: intrigantes, perfides, grundschlechtes Frauenzimmer also! Ja, fast stünde nichts im Weg, dergleichen anzunehmen und einen Strich unter Fedora zu machen, einen ganz dicken Trennungsstrich zwischen ihr und allen Braven, es gibt in der Tat beinahe nichts, was den Glauben an Fedoras Grundschlechtigkeit erschüttern könnte! Nichts außer kleinen unscheinbaren Dingen, die den Braven wie eine Fliege an der Wand erscheinen müssen, so klein und resultatlos unscheinbar sind sie. Wer sie also nicht beachten will, adieu, er gehe nur vorbei, beste Wünsche auf den Weg! Wer aber bei diesem Punkt eine Sekunde zu verweilen vorzieht, wird sich zu einem bißchen Nachdenken entschließen müssen, und deshalb tun Leute, die hier Reißaus nehmen, nicht das Dümmste. Wozu sollten sie sich mit Nichtigkeiten plagen! Kleine, unscheinbare Dinge. Zum Beispiel, daß Fedora einen Brief Seiner Exzellenz Meganopolis seit zwei Tagen uneröffnet in der Tasche trug; oder daß Fedora Herrn Generalagenten Bimeter plötzlich angesonnen hatte, Sebastian jedes öffentliche Auftreten vorerst zu ersparen; oder daß es Fedora ebenso plötzlich interessant geworden war, wer Alma Kimpel sei, und was der gewaltige Mann von deren Beziehungen zu Sebastian denn halte; zum Beispiel, daß sie durch v. Tosse alles hatte in Erfahrung bringen lassen, was sich über Sebastians Herkunft eruieren ließ; zum Beispiel, daß sie es Herrn Schmidt am Ankunftsabend übel nahm, daß er Sebastian respektlos grüße; und um den Unscheinbarkeiten die Krone aufzusetzen, daß Fedora heute morgen zu einer für einen Luxusort absurden Stunde fix und fertig im Garten stand, Sebastian erwartete und seinen Arm ergriff! Was folgt daraus? Wäre es nicht rätlicher, solche winzigen Posten überhaupt nicht herzuzählen und eine Addition zu verschmähen, deren Summe auf ihre Richtigkeit nicht ohne weiters zu erproben ist? Vielleicht ja. Vielleicht aber ... sollte man nicht gar so flink mit Wertmessungen und so eilig dabei sein, den Stab zu brechen? Auch über Fedora Anna Semjanowa nicht, die sich in Sebastian einhängte, als liebte sie ihn. Da gingen sie nebeneinander, es war ja nicht gerade pietätvoll für eine Witwe, so kurz nachher am Arme eines jungen Herrn zu promenieren, und wer nicht anders kann, der ziehe seinen Trennungsstrich infolgedessen dicker.

Eingehängt gingen sie den Viale Duchessa hinab; sie redete mit ihm, als trenne sie beide nicht die mindeste Distanz. Sie gingen am „Regina Palace" links vorbei, wo ein künstlicher Regenspender sonderbar kreisend die Parkwiese erfrischte und ein Frühaufsteher sichtbar wurde, ein unansehnlicher Mann mit Radfahrkappe (bei dem es einen wunder nahm, daß er in solchem Prunkhaus wohne, doch vielleicht war er Hotelangestellter?) — er grüßte Fedora mit seiner Radfahrkappe von gleich zu gleich und sie, ohne Sebastians Arm freizugeben, grüßte ihn ihrerseits, wurde dabei aber einen Atemzug lang blaß; eingehängt gingen sie das Seeufer entlang, an der Königin-Mutter-Villa vorbei und an zwei monströsen Nadelbäumen, denen die Äste wie schwarze betende Arme starr vom Stamme wuchsen, afrikanische Fichten, sagte Fedora, düstere Exemplare, und wer war vorhin der Mann mit der Radfahrkappe gewesen? Abermals schwand ihr um eine Spur die Farbe, niemand von Belang, warum erblaßte sie dann? Habe er zu bemerken geglaubt, daß sie erblaßte, Sebastian, mon cher? Keine Angst, diese paar Tage in Stresa gehörten ihnen beiden, ihnen allein! Und sie hatte ihr Programm. Den Morgen benützen, um zu den Inseln zu fahren, noch ehe die Sonne unbequem wurde, einverstanden, mein Lieber? Nur einverstanden? Begeistert, Fedora, von solchem Vorschlag! Wohlan. Welche Barke sollten sie wählen? Diese mit gelbweißgestreiftem Überdach oder eine von den vielen ungeschützten? Barca, signora! Per Isola madre! Per Isola dei pescatori! Per Isola bella! Per tutti, signora! Tempo bellissimo! Ch'è bello, eh! Il paradiso, signora! Trenta lire per due ore! Wie er schrie, der Mensch in der weißen Matrosenbluse! Wie er gestikulierte! Wie er alles und jedes belobte, eh!, sein Schiffchen, seine Ruhepolster, den Morgen, den spiegelglatten kindchenbraven See, securo, comm' un bambino!, paradiesisch il tutto, Gott, die Welt, dieser Morgen und er selbst, Mario, der Barkenführer, venga, venga, eh! Aber er hatte doppelt und dreifach recht, Mario, der Barkenführer. Sie stiegen ein, fünf Männer in weißen Matrosenblusen umstanden die Abfahrt, schrien, gestikulierten, machten Marios Boot flott, es

schien kein geringes und leichtes Unterfangen, denn alle fünf legten Hand an, beteiligten sich mit Ratschlägen, mit gelenken Gesten, mit heiser melodischen Schreien, eh! Und dank ihnen und dem rabenschwarzen Mario glitten die Morgenfahrer ins Blaue, Isola madre zu, wo der Dampfbootkapitän aus Bagatellgründen nicht anhielt. Sie saßen zusammen auf der weißgepolsterten Steuerbank, die eine untadelig bequeme Rückenlehne hatte, nun, Exzellenzen, hatte Mario zu viel gelobt? Zu wenig eher, wenn Sebastian hätte antworten sollen! Denn sie eilten Isola madre entgegen und der Barkenführer Mario, geborner Kuppler, begann zu den leichten Ruderschlägen leise zu singen, theatralisch wie ein Tenor und trotzdem unvergeßlich. Er hatte ein Pärchen vor sich, „sposati", das sah er gleich, deshalb ruderte er und sang dabei, gedämpft und zärtlich tenoral. Und Fedora? Während sie fuhren und leisen Gesang und Ruderschlagsmusik und blaues Panorama hatten, löste sich ihr herrliches Gesicht und wurde weich. Vor Isola madre und Isola dei pescatori und Isola bella verwandelte es sich! Es wurde nicht weniger herrlich durch die Verwandlung, es wurde schön! Seht, sprach es, so schön wird ein Gesicht, wenn es das Visier abschnallt, — die Züge aufschließt und wunschlos wird. Wunschlos? Ein Wunsch verwandelte es! Dieses entpanzerte Gesicht wünschte. Einmal, wünschte es, einmal nicht vernünftig sein! Einmal dies Ganze tief vergessen dürfen, Pläne und Zwecke und Gefahren, Briefe und Chiffren und Konventikel und den Mann mit der Radfahrkappe, ein einziges Mal! Ein einziges Mal dem ewig maskierten Leben entfliehn in blaue Leichtigkeit, in ein paar Worte, ein paar Küsse. Ein einziges Mal sich selbst vergessen und leben wie eine Frau! Ach, es war durchaus nicht in ihren Absichten gewesen, was Fedora jetzt geschah und was ihr herrliches Gesicht schön werden ließ. Nichts, keine Silbe davon enthielt der Plan, den sie verbarg, daß niemand ihn durchschaute, nicht einmal v. Tosse, ein Fachmann in diskreten Plänen! Auch Bassan hatte ihn ja nie geahnt, unerachtet er so viel Witterung besessen hatte, Gott lasse ihn ausruhen und trage ihm seine Unerträglichkeit nicht nach. Gegen jede Absicht ereignete es sich, daß in Fedoras Rechnung ein unkalkulierter Faktor trat und Schwierigkeiten und Entzücken schuf: ihr widerfuhr, daß sie Sebastian Trux, das Instrument; daß sie die Schachfigur Sebastian zu lieben anfing! Vergeblich bot sie zur Abwehr ihren Willen auf, mit dem sie sich sonst dauernd überwunden hatte (man interpelliere nur Herrn Meganopolis). Ihr Wille sagte den Gehorsam auf! Sebastian, ich gehe jetzt nach Stresa? Die Gegend ist schön ...? Ein paar Atemzüge ohne Panzer! Seht Fedora, die Brandstifterin! Sie hatte sich die Finger verbrannt. An Sebastians heimatlicher Aussteuer, an seinem offnen Feuer, an einer weltandern Glut hatte sie sich lädiert, nun, sie würde schon wieder zurechtkommen. Nur ein paar Tage wollte sie sich rauben, drei Tage, vier Tage, zehn Tage, das wird doch nicht zu viel sein für ein Leben?

Leis sang der Barkenführer Mario zu leichten Ruderschlägen. Sie waren unterhalb der Zitronen- und Orangenspaliere von Isola madre und hielten sich an den Händen wie ein regelrechtes Liebespaar, va bene, Mario war soweit mit ihnen ganz zufrieden. Hier auf seinem weißgepolsterten Steuerbänkchen saß weder der Mann, für den Herr Generalagent Bimeter in dieser selben Stunde die Telegraphen und Setzmaschinen der Welt blockierte; noch die Frau, die einen Plan hatte, den sie verbarg: davon existierte nichts in seinem sacht gleitenden Kahn. Sondern es saß ein junger Mensch darin — wie er hieß, war wesenlos, was er vermochte, war unwichtiger als ein Ruderschlag, und eine junge Frau saß da, ob sie gefährlich schön war, ob sie gefährlich plante, das zählte so wenig wie das Plätschern überm Kiel. Niemand saß in Marios Barke als ein junger Mensch und eine junge Frau, der junge Mensch vergötterte die junge Frau, die Frau liebte den jungen Menschen, das allein hatte Gewicht in diesem Kahn. Mochten sie wer immer sein, die zwei, denen ihr Führer reifende Zitronen und Orangen zeigte, sie hatten keine Pflicht als: einander zu halten, einander zu küssen, warum küßten sie sich nicht, daß Mario zufrieden sei? Nein, es lag nicht an Sebastian, ihn zufriedenzustellen! Doch er wagte es einfach nicht, ihre Lippen anzurühren, ein Rest von Sorge hielt ihn ab, ein Rest von Knabenangst. Denn obschon sie seine Hand hielt, seine große rote Hand in ihrer leichten — hätte sie seine Lippen geduldet? Jetzt, da er allein mit ihr in Marios Barke fuhr und sie ihm Beweis nach Beweis gegeben hatte, schien es ihm ungewisser denn je; nie war es ihm als solch ein Wagnis erschienen wie jetzt, wo er nichts mehr wagte! Wenn er alles fürchterlich damit verdarb? Aber Mario hatte auch solche schon gefahren, scheue, alberne Leute, die den Moment nicht zu nutzen verstanden und denen man beispringen mußte, s'accomodi! Deshalb ließ



Oskar von Miller. Gemälde von Prof. Leo Samberger

er sie auf Isola madre gar nicht aussteigen, genau so wie der Dampfbootkapitän, denn Isola madre hatte nach seiner Meinung zu viel Kirchhofdunkel, das stachelte nicht an, das machte keinen Mut! Und auch am Fischerinselchen fuhr er vorbei, das bot keine Bequemlichkeit, das war den Blicken zu frei ausgesetzt! Sondern er ruderte, und nunmehr etwas hurtiger, Isola bella entgegen, ja, dahin mußten sie, dort würden sie es haben, wie es gut war und wie sie es notwendig brauchten! Da waren, je höher man von Terrasse zu Terrasse stieg, Bäume wie im Paradies, Mario der Kuppler, wußte genau, wie sie alle mit verführerischen Namen hießen, Zedern und Magnolien und Sagopalmen und Oleander, Kamelien, Johannisbrot, Kirschlorbeer, Zitronen und Orangen; auch eine paradiesische Aussicht genoß man von ganz oben auf die vier häuserhellen Ufer, Mario wußte ihr Melodie zu geben: Baveno und Pallanza und Belgirate und Arona! Dahin mußten die zwei, avanti, laß dir raten, junger Mensch, von deinem Barkenführer Mario! Er setzte sie beide auf Isola bella ab und wünschte, sie möchten zuerst durch die Festsäle Vitaliano Borromeos und später über die zehn Parkterrassen gehen — addio, signora, addio, signore, hier unten würde er auf sie warten, bis sie kamen. Und Fedora und Sebastian stiegen auf der Insel aus — der Kastellan, der die Neugierigen täglich in Trupps zu führen pflegte, schnitt ein verdrießliches Gesicht! Für zwei verlohnte es sich nicht, eine ganze Wissenschaft auszukramen, mochten sie warten, bis das Halbzehnuhrdampfboot herankam, und sich dann zugesellen — ja, der Kastellan war nicht Mario, der Kastellan war alt! Doch um ein Trinkgeld verjüngte er sich eilends und hatte keinerlei Bedenken. Er sperrte das abenteuerliche Schloß vor ihnen auf und, mochten sie auch nur zwei einzelne Besucher sein, so belehrte er sie trotzdem aus der Fülle seiner Kenntnis: daß vor zweihundertfünfzig Jahren dies ganze Inselchen nichts als ein flacher Schieferfelsen gewesen sei, meine Dame und mein Herr, ein Brocken Stein ohne jegliches Verdienst, bis der Conte fruchtbaren Humus hoch habe aufschütten und das imposante Bauwerk hier herzaubern sowie den Garten pflanzen lassen, jawohl, den schönsten Garten dieser Erde! Derart vorausbelehrt und vor jeder Sehenswürdigkeit aus der Fülle unterrichtet, besahen sie das märchenhafte Schloß, noch ehe das Halbzehnuhrdampfboot da war. Dann aber übergab der Kastellan sie dem Kollegen Gärtner, damit er sie durch den schönsten Garten der Erde führe. Auch dieser Gärtner wurde durch ein Trinkgeld plötzlich jung, denn er nannte ihnen die Bäume und die Gebüsche, er nannte sie auf Lateinisch und außerdem noch auf Französisch, weil er das so in der Übung hatte und täglich tat: auf der zweiten Terrasse riß er ein Mimosenzweiglein für Fedora ab, um sie das Zittern sehen zu lassen, das die schmalen Blättchen bei der geringsten Berührung rührend überlief; auf der vierten machte er ihr eine reifende Orange zum Geschenk (das tat er nicht bei jeder Dame); auf der sechsten blieb er weit zurück und auf der siebenten verlor er sich: das tat er nur von kleinen Summen aufwärts! Da waren sie allein, der Mensch, dessen Namen man in dieser Stunde als Mirakel durch die Welt posaunte, und die Frau, die ein Plänenetz in ihren Fingern hielt, sie waren allein im schönsten Garten der Erde. Und sie schritten über die siebente Terrasse, die alle andern tiefer unten ließ und einen Wald von Schatten hoch über sie wölbte, grüne Kühle, von Jahrhunderten grandios hinaufgetürmt: darunter gingen sie und blieben im selben Schritte stehen. Und Sebastian spürte sein Herz wie ein Gewitter, denn sie breitete die Arme nach ihm aus und riß ihn an sich und gab ihm ihren Mund. Barkenführer Mario, bist du nun zufrieden? Höher eilten sie im schönsten Garten der Erde, über die achte Terrasse der Oleander und Magnolien. Und sie erreichten das Azaleenwunder der neunten, die Musik der Farben brauste laut um sie, sie vergaßen, wer sie waren und woher sie kamen, stürzten einander in die Arme und küßten sich. Da lag die letzte Terrasse vor ihnen, die den Blick ins freie Blaue, auf den See und die vier Ufer gab, nun standen sie zuoberst und küßten sich. Du kannst sie sehen, Barkenführer Mario, aus deiner Barke! Denn sie standen schwankend wie zwei Berauschte vorn am äußersten Balustradenrand und hielten sich umklammert und küßten sich. Doch das Halbzehnuhrdampfboot kündigte sich pfeifend an, deshalb erschien der Gärtner, hustete in angemessener Entfernung und lud schmeichlerisch zur Rückkehr ein. Und Fedora und Sebastian liefen die zehn Terrassen wie Kinder hinab und Sebastian fragte und erhielt Antwort, o leichter Rausch, worin dies alles kam, unwirklich wurde und Seligkeit gewann, sie hatte sich ihm versprochen, Fedora, sie war sein! Bist du zufrieden, Barkenführer Mario? Sie nahmen ihre Plätze wieder im leicht gleitenden Kahn, Mario musterte sie ein wenig und ruderte nur und sang nicht mehr. Er merkte, daß er nicht mehr singen müsse, der Kuppler, und wenn er

nun noch seine dreißig Lire erhielt, hatte er alles, was er wünschte. Er erhielt fünfzig. Fedora warf sie ihm selber zu, seht Fedora, die Brandstifterin! Vor Isola madre und Isola dei pescatori und Isola bella hatte sich ihr herrliches Gesicht verwandelt. Etwas Unvorhergesehenes war in ihren Plan getreten, doch dieses Unvorhergesehene war betäubend. Sie legten am Molo an, a rivederla, signora, signore —, Mario gestikulierte freundschaftlich und ein Mann am Ufer zog grüßend seine Radfahrkappe. Fedora dankte ihm am Arm Sebastians, der Mann tat ein paar Schritte und kam mit. Dies war Herr Trux, dies war Herr Agaz. Seit wie lange in Stresa, Herr Agaz? „Solange wie Sie!" Und wie lange wollte Herr Agaz bleiben? „Solange wie Sie!" Das klang nach Drohung . . . oder hätte so geklungen, wäre der leichte Rausch nicht gewesen, worin alles kam, schwand und unwirklich wurde?

Als Sebastian Fedora aber heimbegleitet und die Abrede mit ihr getroffen hatte, worin die Seligkeit der Welt lag, trat am Seeufer der Mann mit der Radfahrkappe auf ihn zu; sie waren ja vorhin bekannt miteinander geworden, da konnte Herr Agaz seinem neuen Bekannten Herrn Trux wohl Partnerschaft zur Mittagspromenade leisten? Oder hatte Herr Trux etwas Besseres vor? Nein, keineswegs, und es war ihm sogar höchst erwünscht, mit jemandem zu reden, von ihr, versteht sich, aus der Überfülle seiner Leidenschaft! Doch wenn sich dies auch anders verhalten hätte: es ist nicht anzunehmen, daß Herr Agaz davon wäre abzubringen gewesen, hier neben Herrn Trux am Seeufer zu promenieren. Er präsentierte sich nicht bestechend, das kann man gewiß nicht behaupten. Seine Backenknochen drängten hervor, sein rötlicher Schnurrbart buschte sich über den fast weißen Lippen, seine Gala bestand aus einem Militärtuchanzug mit grünlichen Kniestrümpfen und schwarzen Tretern; und die Radfahrkappe, mit einem Knöpfchen oben, hing ihm in die steile, von Furchen zergrabene Stirn. Herr Agaz selber war es, der das Gespräch auf Fedora brachte, und schon dafür wußte Sebastian ihm Dank. „Seit wann, ich bitte, kennen Sie sie?" fragte er ihn kurz, und das Deutsche, so viel stand fest, war seine Heimatsprache nicht. Er sagte: „ich bihtte" mit einem langen i und übrigens wohl nur als Redensart, denn seine Stimme bat nicht. Erst seit kürzerem kenne er Frau Bassan, äußerte Sebastian bereitwillig, doch vielleicht besser als manche, die sie länger kannten! Welch eine Frau, Herr Agaz! Und er wollte an Ort und Stelle mit der Verherrlichung Fedoras herausrücken, doch sein Partner hinderte das schnöd. „Jajaja", machte er, ungewiß lassend, ob er beipflichte oder ablehne. „Ich wollte nicht das mit Ihnen, Herr Trux! Hören Sie!" (es klang wie: „Cheren Sie!" und faustschlagähnlich) „wie kann Sie das" — Herr Agaz unterbrach sich, als hielte er es für angezeigt, anders zu beginnen. „Hören Sie!" wiederholte er, „Sie sind ein junger Mensch. Ich hab' gelesen, was Sie Sachen können. Pardonn! Was werden Sie machen damit?" Er streckte den Zeigefinger aus und tupfte Sebastian auf den Unterärmel seines strandweißen Luxusrocks. „Wie meinen Sie das, Herr Agaz?" Die Fragepetarde des Fremden war einigermaßen überrumpelnd und man wußte nicht sogleich, was man dabei zu denken habe! „Wie ich meine, Herr Trux? Ich meine, Sie haben in sich entdeckt etwas außer unsere Grenzen. Etwas, was einmal vorkommt in tausend Jahre! Was werden Sie machen damit?" Neuerlich diese Frage! Und sie hatte etwas Drohendes? Oder schien es Sebastian nur so, während der Fremde seine harten, schnellen Worte sprach und damit sonderbar mächtig in den leichten Rausch von Unwirklichem griff, der Worte, Blicke und Gedanken wohltätig ins Vage hob? Ich will weggehen! dachte Sebastian in einer plötzlichen Beängstigung. Dann fand er seine Anwandlung grundlos. Was konnte er ihm denn anhaben, dieser Herr Agaz! „Gehen wir!" sagte er laut und schaute seinem Begleiter ins Gesicht. Dieses Gesicht, so wenig bestechend, ja so unansehnlich es war, bekam von den Augen ein merkwürdiges Leben. Schwarz von Farbe, funkelten sie wie Kohlenstift. „Hören Sie!" sagte Herr Agaz zum drittenmal. „Sie haben etwas, niemand außer Ihnen hat es. Für wen werden Sie es verwenden? Ich frage, für wen? Da kommt der, da kommt jener, Sie sagen ihm: so und so, tu das, tu das nicht. Du wirst heiraten, mein Lieber, wirst Kindchen bekommen, wirst sterben, wirst Bankrott machen . . . jajaja . . . Ist das genug? Pardonn! Ist das genug? Sie werden voraussagen Schwangerschaft und Wechselfälscherei und Selbstmord — und das wird alles sein? Haben Sie denn noch nicht gedacht, daß das groß werden kann, was Sie da haben, daß das groß werden muß — nicht für den und jenen, für alle, mein bester Herr, für alle, die es brauchen! Sie gehen dahier herum. Da ist Luxus. Gefällt Ihnen Luxus? Gefällt Ihnen nobel speisen, tragen solche Anzüge, wie Sie da tragen, wohnen, wie Sie da wohnen — gefällt

Ihnen! Interessiert Sie, mit Weiber sitzen und anhören von Kleider, von Kartenpartie, von Tanzpartie — interessiert Sie? Aber von Hunger interessiert Sie nicht? Von Verzweiflung interessiert Sie nicht? Von Unterdrückte, bestialisch unterdrückte Menschen! Kann es möglich sein, („megglich" sagte Herr Agaz), daß ein junger Mensch heute kann herumgehn und die Augen zumachen und sagen: Mich interessiert nicht, daß neben mir einer nicht hat zu essen? Daß einer stirbt, weil er nicht hat einen Arzt zu holen? Daß einer wird verurteilt, weil das Gesetz ist niederträchtig falsch? Aber so einer sind Millionen. So einer ist die halbe Welt! Kann heute ein junger Mensch herumgehn und mitmachen Luxus und an alles denken, nur nicht an die halbe Welt, die nicht hat sich zuzudecken und zu schlafen! Kann das genügen, ich bitte, für einen jungen Menschen, daß er anstaunt Reichtum und bewundert Leute, die erste Klasse fahren und Motorjacht, und daß er nicht sinnt wie trachtet, als mit solche Leute sein und Geld machen, um auch zu fahren erste Klasse und Motorjacht? Herr, wenn heute einer ist vierundzwanzig Jahre wie Sie? Packt ihn da nicht? Schmeißt ihn nicht um? Alte Leute, gut — schwach und indolent und faul und opportunistisch und scheinheilig sind alte Leute. Aber junge? Junge Leute, die geboren sind vor 1914! Junge Leute fühlen sich glücklich, wenn sie Luxus vor sich sehen und wenn sie tragen solche Anzüge, und wenn sie wohnen mit Badekacheln und Kinkerlitzchen, ohne zu wissen: Jeden Schritt, den ich da tu in Luxus, werde ich schuldig der halben Welt in Elend? Wenn ein junger Mensch aufgewachsen ist vor hundert Jahren, vor fünfzig Jahren. Aber heute! („Cheite" sagte Herr Agaz.) Hat sich nichts geändert die hundert Jahre, die fünfzig Jahre? Ein junger Mensch, heute, soll sein Leben anfangen — und nicht für eine Idee? Für Reichwerden soll er anfangen, für erste Klasse! Nicht für eine Idee? Nicht für die Idee: Zu helfen der halben Welt im Elend . . .?"

Herr Agaz blieb stehen. Rechts unten stieß eine Fähre ab, denn die Promenierenden waren oberhalb der „Bagni" angelangt, einem komischen Etablissementchen, zehn oder zwölf im See schwimmenden Holzzellen, die einem verankerten, schiffbrüchigen Miniaturzirkus glichen. Auf dem flachen Dach lagen nackte Leute und sonnten sich kupferbraun. Man sah das vergnügte kleine Unternehmen und man sah ein Pärchen in der Fähre, die Kleiderfarbe blitzte zur Straße hinauf, wo Herr Agaz nach seinem letzten vorwurfsvollen „Pardonn!" stehen geblieben war. Was er vorbringt, dachte Sebastian und schaute auf die Leute, die sich sonnten, ist nichts als Redensart. Phrasen sind das, sie stehen in Zeitungen und man deklamiert dergleichen, wenn man Versammlungen hält. Übrigens muß er ein Slawe sein, nach seiner Aussprache zu schließen, von dort stammen sie ja alle, die den Mund so mit erlöserischen Worten vollnehmen. Dies überlegte er, während er die Kleiderfarbe aus der Fähre blitzen und die nackten Leute sich auf dem schiffbrüchigen Zirkusdache lustvoll sonnen sah. Doch er hatte nicht eigentlich ein freies und sicheres Gefühl dabei. Mochte es Schwulst sein, was der „Pardonn!"-Mann da gesagt hatte, (und das war es) man konnte es nicht einfach von sich wegschütteln wie Wasser. Zum mindesten in dieser Sekunde nicht, wo die Kleiderfarbe grellblau herblitzte . . . etwas war an diesen schnellen, slawisch harten Worten des Herrn Agaz, das einen berührte, obschon seine Rederei wie Bombast klang. Unwillkürlich horchte man auf diese Rederei, sie zerriß den leichten Rausch, der einen so bezaubernd im Unwirklichen erhielt. Ja, erwartete er nun Antwort, da er stehen blieb und seine Kohlenstiftaugen aus dem zergrabenen Magergesicht funkeln ließ? „Hören Sie!" sagte er, es klang wie „Cheren Sie!" und faustschlagähnlich. „Sie sind, ich bitte, mit dieser Person. Wissen Sie von dieser Person?" Sie standen noch immer, die Fähre hatte am Bagno angelegt und das Pärchen hüpfte flink heraus. Sebastian dachte: Nein! Er soll nicht weitersprechen! Und er bat: „Herr Agaz, kommen Sie. Kehren wir jetzt um!" — „Was wissen Sie von Fedora Anastasia?" beharrte der Herr mit der Radfahrkappe und sputete sich weiter. „Nichts sagen Sie mir! Was Sie wissen, ist falsch sowieso. Aber ich — ich weiß! Ich weiß, was sie ist für eine furchtbare —" „Herr Agaz!" unterbrach Sebastian laut und schroff: „Ich will das nicht! Reden Sie nicht von Frau Bassan!" — „Sie wollen nicht? Aber bis Sie werden müssen? Bis Sie werden erkannt haben, wem Sie sich da haben ausgeliefert — was? Wenn es wird zu spät sein und Fedora Anastasia Sie wird vernichtet haben!" Herr Agaz zitterte am ganzen magern Leib. „Hören Sie!" sagte er. „Sie sind vierundzwanzig Jahre! Sie können den Menschen helfen, wenn Sie wollen! Sie können der Messias werden, wenn Sie wollen — für die halbe Welt im Elend! Und Sie wollen aus sich machen lassen, was Fedora Anastasia aus

Ihnen will machen? Sie sind vierundzwanzig Jahre! Mit Ihre sehende Augen wollen Sie hinein in niederträchtiges Unrecht? Pardonn! Wieder einsetzen Zarismus und Reaktion und Weltkrieg? Junger Mensch mit vierundzwanzig Jahre! Helfen Sie der halben Welt im Elend! Nicht lassen Sie sich mißbrauchen! Nicht sagen Sie voraus winzige Nebensachen! Mut sagen Sie voraus und Existenz für eine halbe Welt! Sagen Sie voraus: Ich sehe, ich, der Mensch, der die Zukunft weiß, ich sehe: in zehn Jahre . . . in fünfzehn oder dreißig . . . wird dastehen Sowjet-Rußland groß und gesund und heilig! Sagen Sie voraus: Ich sehe die Menschen, wie sie werden einig sein und gerecht und geschützt vor Niedertracht . . . so werden Sie sagen die Wahrheit und der Messias werden Sie sein! Die Stimme werden Sie sein! Man braucht die Stimme! Man braucht, ich bitte, sich zu halten an die Stimme, wenn alles finster ist und langer, finsterer Weg und niederträchtige Feinde am Weg . . . und einer ruft, ein Mensch, der die Zukunft weiß: Geh! ruft er, den guten Weg gehst du, ruft er, man braucht die Stimme. Seien Sie die Stimme, ich bitte . . .!" Herr Agaz hustete. Es setzte ihn in Verlegenheit, husten zu müssen, doch konnte er es nicht hindern. Pardonn, pardonn, er hatte sich einigermaßen außer Atem geredet, war wohl auch zu rasch gegangen, da mußte er hier an der Straße ein wenig verschnaufen. Wie er so dastand, nicht eben bestechend, den magern Kopf mit der Radfahrkappe hustend vornübergebeugt, tat er Sebastian leid. Da hustete er nun vor lauter Aufregung! „Kommen Sie, Herr Agaz. Gehen wir langsam zurück. Wollen Sie sich vielleicht in mich einhängen, man geht ja hier miserabel auf dem Schotter!" Doch Herr Agaz dankte. Er hustete auch gar nicht mehr und seine Lippen waren wieder weiß. „Geht schon", erklärte er, bemüht, den peinlichen Eindruck seines Anfalls zu verwischen, „das ist Luftröhre. Manchmal vom Staub — hat gar nichts zu bedeuten." Um kein bißchen langsamer ging er den Weg, den sie gekommen waren. Plötzlich packte er den andern am Arm. „Wissen Sie, wer ist Fedora Anastasia?" fragte er. „Hören Sie, ich will Ihnen sagen! Ich will Ihnen öffnen die Augen, daß Sie wissen —" Herr Agaz hustete. Ein wenig Schaum trat ihm auf die Lippen, rosa gefärbt. Ein Streifen Blut rann ihm aus dem Munde und in den grauen Staub. „Das ist . . . dumm . . ." keuchte er zwischen dem entsetzlichen Husten. Armer Teufel! dachte Sebastian und hörte dem Husten zu, der nicht endete. Lief Fedora Gefahr? Was meinte Herr Agaz? Wie er hustete! Lief Fedora Gefahr . . .! Wenn ich ihre Schrift verlangte! dachte er. Aufregend kam der Gedanke an ihn heran. Seht, in diesem Augenblick begegnete es ihm, daß er sich seiner Gabe zum erstenmal als einer Macht bewußt wurde, die nicht nur in die Zukunft fremder Leute dringen, sondern auch ihm selber dienen konnte, seinem eignen Schicksal! Der Gedanke war neu und aufregend. So wenig oder so viel er sich über das Erlebnis der sechzehn Tage Fernseins von zuhause Rechenschaft geleistet hatte — man vergesse nicht: vorgestern waren es auf den Tag zwei Wochen, erst zwei kurze Wochen gewesen, seit seiner Ankunft in der Stadt! —: er billigte sich die seherische Kraft jetzt zu, jawohl, so weit hielt er nun schon. Aber daß diese seine Kraft geradewegs zu ihm hinüberführe; daß es ihm könnte gegeben sein, Verborgenheiten aufzuhellen, die nicht fremde Leute, sondern sein, Sebastian Trux' ureigenstes Geschick berührten: das eben war ihm neu und aufregend. Wenn ich, dachte er und atmete heftiger, weil es ihm den Atem verschlug, wenn ich ihre Schrift befrage, kann ich ergründen, wie es mit ihr ist! Ob dieser hustende Mensch neben mir bloß schwätzt, kann ich ergründen, denn er scheint etwas anzudeuten, was man wissen müßte? Was immer er andeutet, das Wichtigste läßt er unentschieden: Ob sie mich liebt! Ob sie — zum Kuckuck mit diesem Huster! Würde jemand glauben, daß die Tiraden eines Mannes mit Radfahrkappe, der ungerufen auf einer Luxuspromenade auftaucht, flunkert und hinterher zu husten anfängt, irgendwelche Wirkung auf einen methodischen Vergnügungsfahrer üben konnten? Es verhielt sich trotzdem so! Sebastian mochte sich sträuben wie er wollte: Der leichte Rausch verflog, das herrlich Vage hörte auf . . . daran hatte Herr Agaz mit der Radfahrkappe schuld! Und wenn er auch Versammlungsphrasen drosch: Was er da vom Luxus gepredigt hatte, vom Unrecht, Luxus zu genießen, während die halbe Welt in Elend verkam, daran war etwas! Der leichte Rausch verflog. Begierig schaute der Hustende seinen Begleiter an. Danke für die Begleitung, hier waren sie beim Hotel.

Der leichte Rausch verflog. Der leichte Rausch kam wieder! Rapid bemächtigte er sich des Luxusgastes, der eine Verabredung einhielt und in Fedoras verdunkeltes, geschmücktes Zimmer trat. Da versank alles, hatte kein Gewicht. Wie in des Barkenführers Mario gleitendem Kahn gab es

nichts, was standhielt, nicht Name noch Vernunft noch Wirklichkeit. War hier ein junger Mensch, den die Depeschen Bimeters „das Wunder der Welt“ betitelten? Eine Frau, vor deren Plänen man zu zittern hatte? Leichter Rausch, der dies verlöschte und die Fragen im Mund vertauschte, das: Wer bist du? mit: Bist du mein?, das: Muß ich dich fürchten? mit: Liebst du mich? Tiefer Rausch, der die Fragen im Mund zu Küssen machte! Seht Fedora, die Brandstifterin! Da hatte sie Feuer gelegt und verbrannte sich selbst. Aber wie wunderbar und trosthaft geht das zu: Mitten in die Pläne tritt das Unvorhergesehene, da werden die Pläne sinnlos? Mitten in den Menschen tritt das Überwältigende, da ändert sich sein Gesicht? Seht Fedoras Gesicht, wie offen es ist und schön von Leidenschaft. Und wie es selig ist, weil die Stunde kam. Und wie es Angst hat, weil die Stunde eilt! Werft keine Steine nach Fedora ... wißt ihr denn, durch welche Nacht ein Mensch gewandert sein muß, ehe er sich die ewige Maske vors Gesicht nimmt? Und was er ertragen hat, bis man an allen Ecken von ihm munkelt, er sei intrigant? Und was ihm geschieht, wenn dann die Maske plötzlich locker wird und fällt und die Hand nur noch mit panischem Entsetzen gehorcht, die wieder nach der Maske greifen will? Seht Fedora! Im verdunkelten, geschmückten Zimmer war sie wehrlos. Und ihr herrliches Gesicht war schön, weil es keine Maske hatte, und es redete, obschon es alle Worte zu Küssen machte: Eine Stunde! sprach dies schöne Gesicht. Eine Stunde Glücks! Das wird doch nicht zu viel sein in einem Leben ...? Rausch der Glücklichen! Eine Ewigkeit ist in dieser Stunde, arme kleine Ewigkeit. Sebastian senkte die Augen auf Fedoras maskenlos herrliches Gesicht. Ein Atemzug — da war die Stunde vorbei. Draußen sang wer — da war es Nacht. „Mia patria e tu, mia patria e mon amore ...“ Jemand redete, redete mit Herrn Agaz' mißtrauisch schürender Stimme? Was verwandelte Fedoras Gesicht, daß es Agnes' bange Züge hatte? „Fedora!“ sagte Sebastian jäh und beugte sich über die Maskenlose: „Laß mich deine Schrift sehen, Fedora!“ Da erschrak sie. Da bat sie: „Laß uns glücklich bleiben, Sebastian ...!“ O leichter Rausch, warum kannst du nicht dauern? Die Stunde war vorbei.

Brief einer Mutter. Brief einer Liebenden

„Mein Sohn Sebastian!“ schrieb Frau Trux, geborne Perathoner, „ich danke Dir für Deine beiden Briefe. Ich habe gezögert, darauf zu antworten, denn ich war noch nicht im Reinen mit mir.

Du bist in die Irre geraten, mein Kind, sage nichts, begehre nicht gleich auf, wie Du immer tust. Daran ist nichts Beschämendes, denn wer geriete nicht in die Irre, unser ganzes Gehen dahier ist ja nichts als der Irre ausweichen. Du schreibst freudig und zuversichtlich. Du hast mir auch eingesendet, was in den Zeitungen über Dich gedruckt wird, das eine, vom letzten Sonntag, hatte ich schon vorher durch Frau Henke erhalten. Freust Du Dich darüber? Ich glaube es nicht. Ich weiß, daß Du Dich nicht darüber freust, und ich bete dafür, daß Du es erkennst, wie es ist!

Diesmal muß ich Dir etwas sagen, was ich Dir in Deinem Leben nie habe sagen müssen: Du machst mir Sorge. Höre mich nur an. Wir wollen miteinander reden, wie wir immer zusammen geredet haben, ohne Umschweife. Mein Sohn Sebastian, dazu ist eine Mutter nicht da, daß sie dem Sohne etwas vorlüge. Dazu ist ein Sohn nicht da, daß er der Mutter nicht glaube. Was Du jetzt tust, ist nicht statthaft. Du mußt es lassen.

Eine Kraft, schreibst Du, und man hat es auch in die Zeitungen gebracht, hast Du an Dir wahrgenommen, etwas Wunderbares, schreibst Du, und so steht es auch gedruckt. Die Kraft, in die Zukunft zu sehen. Mein Sohn Sebastian, dies mag sein, wie es will. Ich zweifle sie nicht an, Deine wunderbare Kraft. Aber ich sage Dir: Deine wunderbare Kraft ist nichts als Anmaßung. Kindisch ist sie. Unverantwortlich ist sie. Mein Kind, was lädst Du Dir auf? Siehst Du nicht, wohin sie Dich treiben, ich weiß nicht wer? Ins Unheil, Du mußt Dich retten.

Du sagst die Zukunft voraus. Wer hat Dich aufgestellt? Ich habe gelesen, Du habest vorausgesagt, ein Mann, ich weiß den Namen nicht, werde am nächsten Tage sterben. Mein Sohn Sebastian, woher hattest Du den Mut dazu? Woher das Recht? Wem verantwortest Du es? Die Wahrheit hast Du vorausgesagt, meinst Du und meinst, damit sei es getan! Nichts ist damit getan. Denn nicht geht es darum, ob jener Mann an jenem Tage gestorben ist. Es geht darum, daß Du Dich erkühnt hast, es zu verkündigen. Vielleicht, mein Sohn Sebastian, hast du jenem Manne Qual bereitet? Wem verantwortest Du es?

Und Du erschrickst nicht, wenn Du denkst

und niederschreibst: Ich sage die Zukunft voraus? Vor der Zukunft liegt Dunkel. Vor der Zukunft muß Dunkel liegen, mein Sohn Sebastian! Darin ist die ganze, die tiefste Güte der Vorsehung ist darin. Darin, wenn in nichts anderem, ist die großartigste und sichtbarste Gnade Gottes! Dunkel ist die Zukunft, kein Tag zu sehen, keine Stunde, kein Tod. Alles ist Geheimnis. Warum? Darauf antworte mir, da Du auf so vieles Antwort weißt! Aber das weißt Du nicht, mein Kind, sonst könntest Du Dich ja nicht überheben. Dieses Dunkel, mein Kind, ist alles, was die Menschen haben. Mehr haben sie nicht. Dieses Dunkel ist ihre Zuflucht, weiß keiner, was ihm morgen widerfährt. Das darf keiner wissen. Denn morgen kann es besser sein. Da gehst Du hin und hast den Mut zu sagen: Nein?

Mein Sohn Sebastian, wüßte ich nicht, daß Du vom Grunde aus ein Kind geblieben bist, mein kleiner, großer Knabe, ich müßte Dir gram sein über solche fürchterliche Überhebung. So habe ich nur große Sorge um Dich. Was tust Du und was hast Du im Sinn? Wer hat Dich aufgestellt, dem dort oben ins Handwerk zu pfuschen? Die Wahrheit verkündest Du ihnen? Aber Deine Wahrheit, so wahr sie sei, ist falsch. Sie ist tausendmal schlechter als die Dunkelheit Gottes. Deine Wahrheit nimmt die Hoffnung. Das ist nicht statthaft.

Höre, wenn Du die Wahrheit voraussagst, hast Du sie vorausbedacht? Dem sagst Du voraus, er werde morgen sterben, und er stirbt. Hast Du die Zeit bedacht, vom Augenblick, da Du es ihm sagst, bis zum Augenblick, da er stirbt? Dem sagst Du voraus, sein Wunsch werde sich erfüllen, und er erfüllt sich. Hast Du bedacht, was Du ihm gibst, was Du ihm raubst? Mein Sohn Sebastian, die reichste Gewißheit ist um einen Himmel ärmer als die armseligste Hoffnung! Du magst das Gute voraussagen, Du magst das Böse voraussagen: Weißt Du, was Du antwortest?

Aber — mein Kind! Wenn Du Dich irrtest? Wenn Deine wunderbare Kraft Dich im Stiche ließe? Was dann? Mit wem rechnest Du dann ab . . .? Tritt mein kleiner, großer Knabe unter die Menschen und wird ihr ungeheures Unheil? Denn das bist Du, mit Deiner wunderbaren Kraft. Ein Räuber bist Du! Das Dunkle nimmst Du ihnen weg, ohne das sie nicht sein können. Wer den Menschen ihre Zukunft zeigt, macht die Menschen unglücklich. Sie können nur leben, wenn das Dunkle sie beschützt. Keinen Blick in die Zukunft, sie muß ungeahnt sein, wie der Tod.

Mein armes Kind, das winzige Gute, das Du stiften kannst, wird Dich verführen. Das Elend, das Du stiften mußt, Dir und den Menschen, das siehst Du noch nicht. Höre mich, solange es Zeit ist! Deine Mutter bittet Dich. Du gehst in die Irre. Geh nicht weiter! Nicht so weit von Gott!

Von uns dahier ist nichts zu melden außer Gutes. El hat die kleine Lehne abgeholzt, nun gibt es einen Blick auf den Bach und die Brücke, der ist schön. Es ist einem, als stände dadurch das Haus stattlicher, doch das wird nur Einbildung sein, obschon ich manchmal glaube, es wäre so, denn man sieht jetzt weit hinaus. Die Frucht ist hoch. Viel Gewitter haben wir in diesem Frühsommer, seit Du weg bist schon das dritte, aber keinen Hagel. Das Kleine gedeiht und Barbara ist so verrückt mit ihm, wie sie es mit Dir und El gewesen ist! Meine Schmerzen kommen gar nicht wieder, bestelle Herrn Geheimrat Rufus nochmals meinen Dank, wenn Du ihn solltest sehen, und grüße meine gütige Freundin Frau Troeckner. Ich bin gesund und wirtschafte. Darüber, mein Kind, sei ohne Sorge. Es heißt, daß Agnes dort ist? Sie ist ein feines Geschöpf. Man muß behutsam mit ihr sein.

Und nun lebe wohl. Antworte nicht sogleich. Mache es wie Deine Mutter, die auch erst Zeit hat hingehen lassen. Da ordnen sich die Gedanken. Verliere Gott nicht, mein Sohn Sebastian! Und bleibe mein Kind. Deine Mutter."

Agnes schrieb:

„Was Du mich hast wissen lassen, hat mich zuerst traurig gemacht. Es ist doch eine Trennung! Aber Du hast recht gehabt und es tun müssen — das ist mir jetzt klar. Jemand wie Du darf keine kleinen Rücksichten nehmen. Du gehörst ja nicht Dir, nicht mir, sondern allen. Du mußt fest an Dich glauben, Lieber! Wieviel Trost wird von Dir ausgehen! Wieviel Rettung! Du mußt besser an Dich glauben! Ungeheuer notwendig bist Du den Menschen. Alles um sie ist ohne Ausweg. Du zeigst ihn ihnen. Das ist herrlich! Wir werden uns jetzt wohl lange nicht sehen, wenn ich Deinen Brief verstanden habe? Ich bin so stolz auf Dich! Was Du mir geschickt hast, nehme ich dankbar an. Sei glücklich, Lieber! Schreibe mir einmal. Ich bin jetzt eine große Zeitungsleserin geworden, seit immer etwas über Dich drinsteht. Tausend Wünsche, Sebastian! Agnes" . . .

Sie waren in dem Kästchen Nummer 98 gelegen, die beiden Briefe, beide zugleich, und der Hotelboy hatte sie hinter dem Holz-

gitter artig hingereicht, als der Adressat nachmittags von seinem Appartement herabkam. Er nahm die beiden Briefe und überlies die beigefügte Friseurreklame und stand und las in der Halle des „Grand Hotel des Iles Borromées". Die Teemusik begann, man brauchte den Platz, wo der Herr stand und las, aufs allerdringlichste zum Tanzen! Bitte, mein Herr! Er trat anderswohin. Die Teemusik begann. Nah tanzte man an dem unentwegt lesenden Herrn vorbei. Er hielt die Briefe und die Friseurreklame noch in Händen, als eine blendend schöne Dame ihn zu holen kam, weil er sich verspätet hatte.

(Schluß des Romans im Januarheft)

Paulus vor Damaskus. Von Paul Wolf

Einst, unter silbernen Sternen,
Von Wundern umblüht im traumstillen Garten der Kindheit,
Wandelt' ich sehend in Nacht . . .
Heilige Quellen sprangen . . .
Goldene Tore erschlossen dem Jüngling sich,
Geheime Stimmen riefen . . .
Deine segnenden Hände lagen auf meinem Haupt . . .

— —

Aus Träumen erwacht,
In Taten eifernd für deinen Dienst,
Tausch' ich den schmerzenden Blick in taghelle Fernen
Und — taste in Blindheit . . .
Wo bist du,
Des Licht mir entschwand? — —
Meine toten Augen schreien nach dir —
Sie sehen dich nicht! . . .
Meine tauben Ohren lauschen den Stimmen der Tiefen —
Sie hören sie nicht! . . .
Meine blutenden Hände greifen nach Schätzen, die mir geraubt —
Sie fassen sie nicht! . . .
Nacht rings . . . Geborstene Trümmer . . . Grinsender Tod!
Kein Quell entspringt dem dürren Gelände.
Wo bist du? —
Bin ich verstoßen aus deinem Reich?
Schlugen die Tore hinter mir zu . . .?
Flammen —
Blutrote Flammen vor meinem Blick,
Seid ihr der Schwertblitz in eines Cherubs Faust?
Züngelt ihr aus der Hölle Tiefen,
Daß der Geblendete
Simsongleich
Stürze den Bau einer Welt, vor der ihm graust?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Bist du? —
Hörst du mich? —
Ich schreie zu dir in meiner Not! —
Laß mich ringen mit dir
Bis zum Anbruch der Morgenröte —
Dann — reiche sie mir,
Deine segnenden Hände,
Daß ich sie tastend greife
Im Dunkel meiner Nacht
Und halte . . .
Halte in Ewigkeit. —

Der Herr als Koch

Eine gastronomische Plauderei von Anton Mayer

Mit Buchschmuck von Prof. Bruno Héroux

Wenn auch die meisten Männer sehr viel Wert auf gutes Essen legen, und häufig imstande sind, einwandfrei zusammengestellte Menus zu komponieren, so beherrscht doch nur ein sehr geringer Bruchteil ihrer Gesamtheit die Technik der Zubereitung, welche alle die gebratenen, gekochten, farcierten, warmen und kalten Herrlichkeiten der guten Küche entstehen läßt: sie essen zwar gern gut, aber sie können nicht kochen.

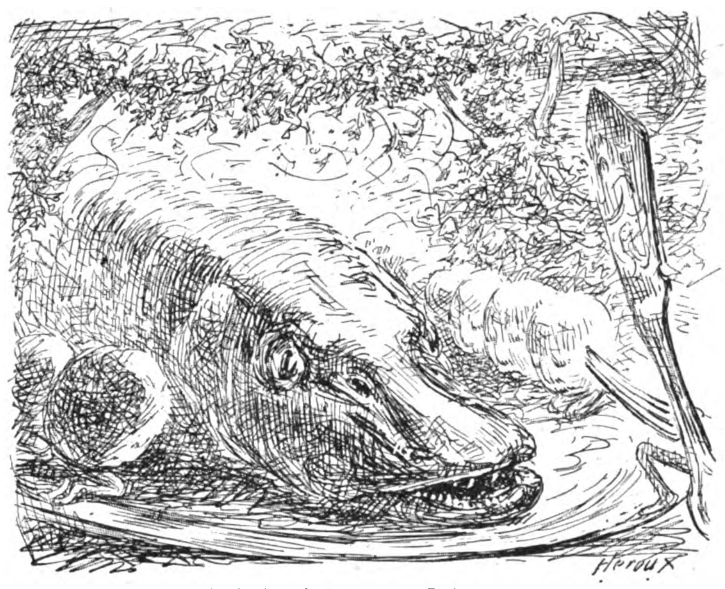
Es sind von den Großen der kulinarischen Kunst, von Brillat-Savarin, Rumohr und Vaerst, dem feinen Kenner der Kenner, so viel hervorragende Gedanken über die Philosophie des Geschmacks, die Psychologie des Genießenden und des Zubereitenden ausgesprochen worden, daß es fast überflüssig erscheinen könnte, anders als im rein praktischen, für den tatsächlichen Hausgebrauch bestimmten Sinn über die Kochkunst zu schreiben, aber im Laufe der Zeit haben sich die Verhältnisse, unter denen die Menschen zu leben gezwungen waren und sind, so vollkommen verändert, daß es sich lohnt, den Nutzen des Kochenkönnens für den modernen Menschen zu betrachten; wobei ich allerdings annehme, daß es sich nicht nur darum handelt, ein Rührei zu schlagen, oder ein Beefsteak in die Pfanne zu legen — obgleich auch bei diesen einfachsten Verrichtungen durchaus grundlegende Unterschiede festzustellen sind. Es liegt in der Tat ein tieferer Grund für eine solche Untersuchung vor. Rumohr und Vaerst waren Grandseigneurs mit ziemlich unbeschränkten Mitteln, sie hatten Köche und lebten aus dem vollen; heute sind nur allzu viele von uns, die vor dem Kriege in behaglichen Umständen lebten, nicht mehr in der Lage, sich Dienstboten zu halten, wenigstens keine gute Köchin. Wenn sie also nicht ganz auf das allzu häufig recht bedenkliche Restaurant-Essen oder die Versuche einer ungeübten Helferin angewiesen sein wollen, so wird es ihnen sehr zustatten kommen, wenn sie selbst genügend Kochpraxis haben, um sich ganz und gar selbst zu versorgen oder die Bemühungen einer nicht perfekten Köchin zu unterstützen — um so mehr, als die jüngere weibliche Generation den Dingen der Küche wenig Interesse entgegenbringt, da Sport und Schlankheit in erster Reihe stehen. Auch der Verheiratete tut heute sehr wohl daran, Gentleman-Koch zu sein.



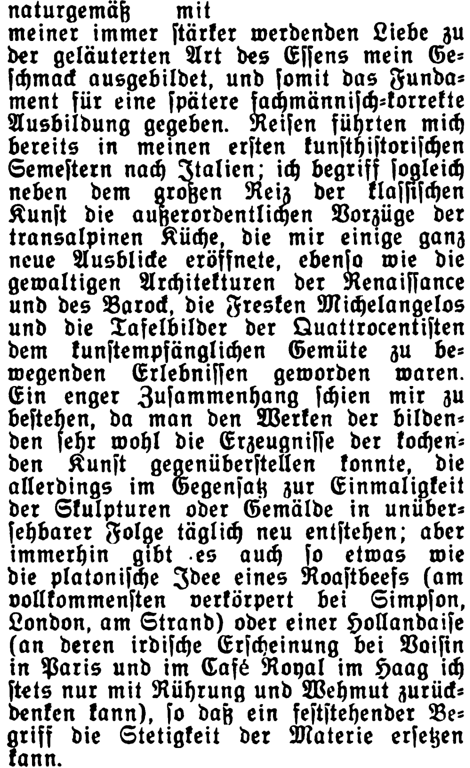
Liebevoller Umgang mit den zarten Kindern des Kräutergärtchens

wenn er nicht bald ebenso mager sein will wie die ihm angetraute schlanke Linie.

Der Wunsch, mit den Geheimnissen der Speisenbereitung vertraut zu werden, wurde schon früh in mir geweckt, da im Hause meines Vaters außerordentlicher Wert auf eine gut gepflegte Küche gelegt wurde. Durch die sehr genauen Kritiken der Gerichte (besonders der Saucen, die ich schon als Kind als wichtigstes Merkmal guten und verständnisvollen Kochens erkannte) wurde naturgemäß mit meiner immer stärker werdenden Liebe zu der geläuterten Art des Essens mein Geschmack ausgebildet, und somit das Fundament für eine spätere fachmännisch-korrekte Ausbildung gegeben. Reisen führten mich bereits in meinen ersten kunsthistorischen Semestern nach Italien; ich begriff sogleich neben dem großen Reiz der klassischen Kunst die außerordentlichen Vorzüge der transalpinen Küche, die mir einige ganz neue Ausblicke eröffnete, ebenso wie die gewaltigen Architekturen der Renaissance und des Barock, die Fresken Michelangelos und die Tafelbilder der Quattrocentisten dem kunstempfänglichen Gemüte zu bewegenden Erlebnissen geworden waren. Ein enger Zusammenhang schien mir zu bestehen, da man den Werken der bildenden sehr wohl die Erzeugnisse der kochenden Kunst gegenüberstellen konnte, die allerdings im Gegensatz zur Einmaligkeit der Skulpturen oder Gemälde in unübersehbarer Folge täglich neu entstehen; aber immerhin gibt es auch so etwas wie die platonische Idee eines Roastbeefs (am vollkommensten verkörpert bei Simpson, London, am Strand) oder einer Hollandaise (an deren irdische Erscheinung bei Voisin in Paris und im Café Royal im Haag ich stets nur mit Rührung und Wehmut zurückdenken kann), so daß ein feststehender Begriff die Stetigkeit der Materie ersetzen kann.



Hecht mit siebenerlei Kräutern



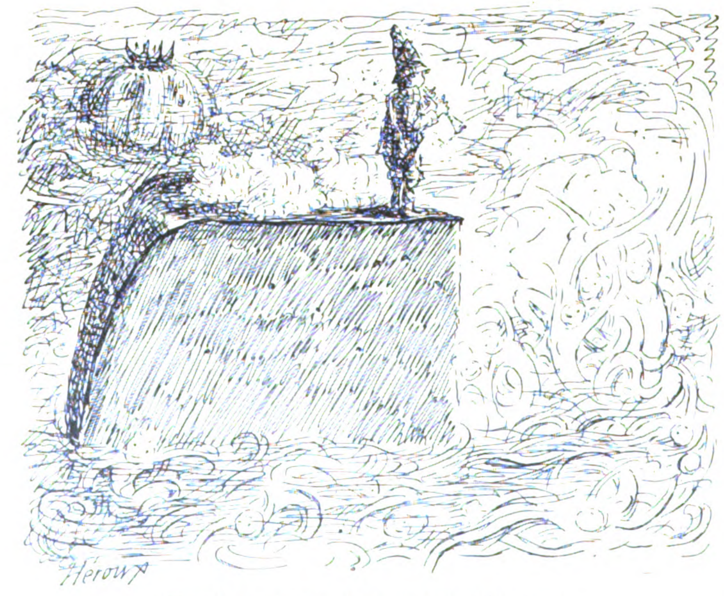
Während ich also bei einem der wiederholten Aufenthalte in Rom immer tiefer den Wundern Borrominischer Fassaden und Berninischer Säulen-Drehungen verfiel, reifte in mir der Entschluß, als notwendige Ergänzung meiner wissenschaftlichen Ausbildung nunmehr auch die Technik der Kochkunst in der Praxis kennenzulernen. Über den Lehrer, welcher mich die verschlungenen Pfade der Cucina casalinga führen sollte, konnte ich nicht im Zweifel sein: es kam nur der Zi'Pipo in Frage, dessen kleine, aber ganz ausgezeichnete Osteria den Fremden so gut wie unbekannt im Vicolo del Soldato lag, einer schmalen Straße im Gassengewirr der Tibergegend, in der Nähe der Via Nazionale und des Oratorio San Philippo Neri. Dieser Zi'Pipo, im römischen Dialekt so für Zio Pietro, Onkel Peter genannt, war ein wunderbarer Mann und glänzender Koch, der mit stets schneeweißem Anzug in der blanken Küche voller Würde hantierte; da ich zu seinen mittäglichen Stammgästen gehörte, nahm er meine Bitte um Kochstunden mit Genugtuung und Wohlwollen auf und bestimmte mir eine Zeit, zu der ich mich einfinden solle, um zunächst in die Theorie, dann aber in die Praxis der edlen Fertigkeit eingeführt zu werden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß er mit dem Nationalgericht der italienischen Küche begann: mit der Zubereitung der Spaghetti — und es war interessant, daß ich gleich bei dieser ersten Lektion einen Einblick nicht nur in die Kochkunst, sondern auch in die römische Seele bekam. Der Zi'Pipo war nicht nur Römer, sondern sogar „Montico“, also auf einem der klassischen sieben Hügel geboren, und besaß als solcher den ganzen Stolz eines Angehörigen der Ewigen Stadt, der alles Fremde, Nichtrömische mit unsäglicher Verachtung betrachtet. Als er die dünnen goldgelben Stangen der Spaghetti in das kochende Wasser tat, fing er an zu dozieren. „Signorino,“ begann er — damals war ich noch jung und verdiente



„Tunke“

die graziöse Anrede, welche anderen Sprachen unbekannt ist — „Signorino, i spaghetti si coquono quindeci minuti. I Napoletani, questi porchi, li coquono soltanto dieci — ma . . .“ und nun folgte jene unnachahmliche Gebärde der empörten Abwehr, bei der die Hand mit der Innenseite nach außen und etwas gespreizten Fingern nach vorn gehoben wird — „ma sono Napoletani!“ (Junger Herr, man kocht die Spaghetti fünfzehn Minuten. Die Neapolitaner, diese Schweine, kochen sie nur zehn — aber es sind halt Neapolitaner.) Der Zi'Pipo hatte völlig recht: die Neapler Nudeln sind fast durchgängig zu hart, während die römischen genau die richtige Konsistenz aufweisen. Es ist, wie ich hier für alle Liebhaber der sich endlich auch bei uns immer mehr einbürgernden hervorragenden Speise bemerken möchte, durchaus notwendig, die Spaghetti 15 Minuten im kochenden Wasser zu lassen und nicht, wie es leider häufig geschieht, sie etwa sieben bis acht Minuten zu kochen und dann nur ziehen zu lassen; sie werden auf diese ketzerische Manier immer matschig. Sehr wichtig ist, daß sie nach dem Garwerden in einem geräumigen Sieb knochentrocken geschüttelt werden, ja, es schadet nichts, sie ganz kurz mit kaltem Wasser abzuschwenken. Alle schmierigen Mehlrückstände, welche in unseren Restaurants die Nudeln so unappetitlich und das Gericht schleimig machen, verschwinden auf diese Weise vollständig. Von Wichtigkeit ist, daß in der Servierschüssel eine tüchtige Portion Butter auf die Spaghetti wartet, die in diesem Gefäß nun tüchtig durcheinander gemengt werden müssen, damit sie die Butter annehmen. — Dann kommt eine zweite Portion derselben Materie oben auf die glänzenden Mehlschlangen, die dann von alleine zergeht, und die Schmackhaftigkeit bedeutend steigert. Muß ich hinzufügen, daß mit Parmesankäse nicht gespart werden darf? Es kann gar nicht genug, natürlich in geriebenem Zustande, zu allen nicht süßen Nudel- und auch Reisgerichten serviert werden.



Man kocht die Spaghetti fünfzehn Minuten!



Junges Gemüse

durch die Wucht des Fleischsaftes erst ein festes Rückgrat bekommen.

Die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Kräuterverwertung in der italienischen Küche gab mir bald zu denken, wie es denn in späteren Jahren, als ich die aus künstlerischem Interesse erworbene Fähigkeit durch sehr reale Gründe gezwungen täglich benutzen mußte, mein Bestreben war, die Vorzüge südlicher Kochkunst mit den bei uns zur Gewohnheit gewordenen Gebräuchen zu vereinigen. Im allgemeinen legen unsere Köchinnen viel zu wenig Wert auf die Verwendung des Grünzeuges, das mir recht eigentlich bestimmt scheint, den Speisen jenen zarten Duft, den feinen Hauch zu geben, der wie die unfaßbare Magie eines vollendeten lyrischen Gedichtes über der Form schwebt: allerdings setzt die künstlerische Handhabung der zarten Blätter und Stengel leichte und gefühlvolle Fingerspitzen voraus, die ebenso vorsichtig mit den fragilen Kindern des Küchengartens umzugehen wissen, wie der sinnende Geist mit den

Beim Zi'Pipo drang ich also allmählich von den einfachen zu schwierigen Zubereitungen vor, lernte Saucen rühren und kombinieren und Salate, Gemüse, Obstarten in den verschiedensten Formen zusammenstellen. Eine der wohlschmeckendsten und für große Haushaltungen sehr praktische Sauce ist der allen Italienreisenden bekannte „sugo di carne“, die Fleischsauce, mit der die Spaghetti häufig übergossen sind. Sie wird aus Rind- und Kalbfleisch mit genügend Knochen zusammengekocht und mit möglichst vielen Kräutern angesetzt — beinahe jede italienische Familie hat für ihre Bereitung ein Geheimrezept. Die Sauce erkaltet zum Gelee, von dem dann im Gebrauchsfall die gewünschte Menge abgeschnitten und wieder flüssig gemacht wird — eine Manier, die sich auch in deutschen Küchen einbürgern sollte, da man den so gewonnenen, sehr kräftigen Extrakt sehr gut zu allen möglichen Gerichten verwenden kann, vor allem zu Reis und Gemüseplatten, die



Die Käseplatte

Versen eines Dichters. Es wäre zu wünschen, daß sich unsere Gärtnereien an die Worte und Werke der heiligen Hildegard von Bingen hielten, die von 1098 bis 1180 lebte und als Vorläuferin Alberti Magni, Alberts des Großen, eine sehr genaue Kenntnis vieler Kräuter des Gartens entwickelt (die damals allerdings vorwiegend für medizinische Zwecke benutzt wurden), bis der genannte „gewaltige Geist der deutschen Scholastik", wie ihn Paul Lindau in seinem schönen Gartenbuche nennt, „den Reichtum an Obstarten, an Gemüsen, Gewürzpflanzen und Arzneikräutern zeigt, die damals der deutsche Garten schon beherbergte" (in dem Buche „de vegetabilibus").

Heute beschränkt man sich im großen Ganzen auf Petersilie, Schnittlauch, Zwiebeln und Knoblauch, außer den paar Stauden, mit denen die Bouillon angesetzt wird; aber schon Basilikum ist nur mit Schwierigkeit zu haben, ebenso wie Trittmadame und andere Kräuter von großem Reiz. Eine sehr feine literarische Verherrlichung der guten Kräuterküche ist Hauffs entzückendes Märchen vom „Zwerg Nase", der dem Kräutlein Niesmitlust seine Entzauberung verdankt, nachdem es beim Diner „in der Königin aller Pasteten, der Souzeraine", vom Gast des Herzogs vermißt worden ist. Die Freude an den bescheidenen Mitgliedern der Kräuterfamilie wird nach dem Süden zu immer größer; schon auf der Grenze Nord- und Süddeutschlands, in der Maingegend, gibt es die ausgezeichnete „grüne Sauce", aus siebenerlei Kräutern zum Rindfleisch, die sich in Italien als „salsa verde" in erweiterter und bereicherter Form wiederfindet.

Der Italiener ist kombinations- und nuancenreicher als der Deutsche; es ist in keiner Weise übertrieben, wenn ich sage, daß die Wirtin einer Trattoria in Settignano, des Bildhauers Desiderio Geburtsort bei Florenz, vor meinen Augen einen Salat auf der angrenzenden Wiese pflückte, der sich nachher, mit einigen Tropfen duftenden Öles, einem Hauch Zitrone und einem kleinen Glase Chianti angemacht, als eine Köstlichkeit selten erreichten Ranges erwies. Gewiß ist uns die Natur karger als den Gegenden südlich der Alpen; aber immerhin sollten wir uns die Möglichkeiten der Abwechslung und der Bereicherung, die in der Züchtung und Benutzung eines möglichst umfangreichen Kräuterwesens bestehen, nicht entgehen lassen, vor allem, da die deutsche Küche nur allzu leicht zu großer Einförmigkeit neigt, wessen man grade auf einem der wichtigsten und aufschlußreichsten Gebiete der Kochkunst nur allzuoft gewahr wird.

Es ist dies das Reich der Sauce — schon die gradezu schauderhafte und barbarische Bezeichnung „Tunke", die sich zum Teil eingebürgert hat, zeigt, auf wie niedrigem Niveau die Kenntnis der Saucenherrlichkeit sich zwischen Rhein und Weichsel im großen Ganzen hält. Von der Universaltunke — hier ist das Wort allerdings angebracht —, in der besonders Mitteldeutschland ertrinkt, ganz zu schweigen. Die wundervollen geschlagenen klassischen Saucen, die Hollandaise, die Mayonnaise und die Mousseline, denen sich die Béarnaise, die Soubise und andere anschließen, werden bei uns schmählich vernachlässigt. Hier öffnet sich für den Gentleman-Koch, für den kultivierten Kenner, ein reiches Betätigungsfeld; denn die korrekte Zubereitung dieser Saucen, Kriterium jeder Küche, erfordert ebensoviel Feinheit der Hand, wie Genauigkeit des Auges und Hingebung der kulinarischen Lustgefühle (ohne welche niemand zu einem wirklich guten Koch wird — ähnlich wie zum vollendeten Reiten das angeborene Pferdegefühl gehört), alles Dinge, die eine gewisse Erhobenheit mit innewohnendem Talent voraussetzen. Auf dem Saucengebiet ist strengste Orthodoxie vonnöten; alle Mehlzutaten sind strafbare Ketzereien, da es nur auf die Kunst des Schlagens, die genaue Abmessung der Wassertemperatur und die Bestimmung der Zutaten ankommt — alles Dinge, die ausgesprochen sehr simpel klingen, doch eine Unmasse von gefährlichen Fußangeln und Fallstricken bergen, über die man leicht zum Sturze kommen kann.

Wie es für jeden Mann Ehrensache ist, eine gute Bowle brauen zu können, so sollte es auch zur angenehmen Gepflogenheit werden, daß der Hausherr, wenn auch nicht das ganze Menu, so doch ein paar auserwählte Finessen seinen Gästen eigenhändig, möglichst am Eßtische selbst zubereitet — die kleine Zeremonie wird die Stimmung der Gesellschaft heben und ihren Nerven wohltun.

Einer meiner Freunde, international bekannt als Zoologe und Milbenforscher, kocht jeden Tag, durch die Zeitläufte gezwungen, das Diner für seine kleine Familie; seine Gäste können nur immer wieder seine Erfindungsgabe und ungewöhnliche Technik rühmen — die Béarnaise ist eine seiner Glanzleistungen.

Ein kleines Menu, das ich vor wenigen Wochen zu festlicher Gelegenheit selbst bereitet habe, kann vielleicht ein paar Hinweise enthalten: Eier in Näpfchen mit Champignons, die in Tomatenmark gedünstet waren; Fritto piccato, ein italienisches Gericht: kleine dünne Scheiben von Doppellender-Schnitzeln, ganz scharf à la minute gebraten mit Kräutern, dazu Salat und neue Kartoffeln; gefrorener Reis mit Himbeeren; und Bananen als Welsh rarebit frisiert, also mit geschmolzenem Chester überbacken — eine Erfindung, die ich nach dem Urteil meiner Gäste der Öffentlichkeit mitzuteilen unter keinen Umständen unterlassen möchte.



Die Weihnachtsgeschichte

Von Karl von Berlepsch

Da wir als Kind sie vernahmen,
Von lehrenden Lippen gelenkt,
Da waren sie keimender Samen
Ins Unbewußte gesenkt.

Wir trugen wie Engelslieder
Sie leise im Herzen fort
Und hörten sie wieder und wieder
Und lernten sie Wort für Wort.

Es wob ein Duft von Tannen
Und knisternden Kerzen darein. –
Wir hörten und zogen von dannen
Ins brausende Leben hinein. –

Da taten nach langen Jahren
Sich wieder die Worte kund:
Wir haben die Weihnacht erfahren
Aus unserer Kinder Mund.

Nun erst zum göttlichen Bilde
Ward klar der Sinn geführt,
Es hat uns Schönheit und Milde
Des Wunders zu Tränen gerührt. –

Die Geburt des Kindes

Eine geschichtliche Weihnachtsbetrachtung

Von Univ.-Prof. D. Dr. Eduard Norden

Die Endzeit ist gekommen, die Geburt eines göttlichen Kindes steht bevor. Es ist dazu berufen, nach Tilgung der alten Sündenschuld die Menschheit zu erneuern, für die ein Zeitalter des Friedens und der Gerechtigkeit anbricht. Darob herrscht in der ganzen Welt, im Himmel wie auf Erden, Freude." Welcher Text ist in diesen Sätzen auf seinen Wesensinhalt gebracht? Weitaus die meisten Leser werden erwidern: der des Weihnachtsevangeliums. Und sie haben recht. Nur wenige werden der Antwort hinzufügen: aber auch der Text eines vorchristlichen lateinischen Gedichts. In der Tat ist in jenen Sätzen kein Wort enthalten, das nicht auch in dem Gedichte stände, kein Gedanke, der auch nur leicht umgebogen wäre. Was für ein merkwürdiges Gedicht muß das sein! Es ist in der Tat eine der allerseltsamsten Schöpfungen, die uns die Antike hinterließ, Altertumsforschern und Theologen wohlbekannt, aber um seiner weltgeschichtlichen Bedeutung wert, auch einem gebildeten, für große Zusammenhänge empfänglichen weiteren Leserkreise erschlossen zu werden.

Sein Verfasser war Virgil. Bevor er durch seine Äneis Italiens nationaler Dichter wurde, dessen zweitausendjährigen Geburtstag im Jahre 1930 zu feiern man sich dort schon jetzt zu rüsten beginnt, hatte er ein sehr schönes, großes Gedicht über den Landbau verfaßt, die Georgica, und noch früher, etwa als Dreißigjähriger, zehn kleine Hirtengedichte, die Bucolica, auch „Eklogen" genannt. Dieser Stoff lag ihm besonders gut: war er doch der Sohn eines Dorfes bei Mantua, und das Weiche, Zarte, Stimmungsvolle war seiner Natur gemäß. „Und von der Wiege Virgils kam mir ein laulicher Wind," sagt Goethe in dem melodischen Verse eines der Venezianischen Epigramme. Auch über jenem Gedicht, das wir betrachten wollen, der vierten Ekloge, ist ein zarter Schleier wie über einem süß atmenden Traumgebilde gebreitet. Aber bevor wir ihn lüpfen, müssen wir gar sehr in die Welt der Realitäten hinabsteigen. Das Gedicht trägt eine bestimmte Zeitmarke: es ist gewidmet dem Konsul Asinius Pollio, einem hochangesehenen Gönner des Dichters, mit dem ihn auch die Liebe zu den Musen verband. Pollio bekleidete das Konsulat im Jahre 40 vor unserer Zeitrechnung; das Gedicht soll, wie es in seinen ersten Versen sagt, dieser höchsten Würde die poetische Weihe leihen. Es war eine Zeit des Schreckens. Vier Jahre waren seit Cäsars Ermordung, zwei seit der Schlacht bei Philippi vergangen, das machtvolle Gebäude der römischen Republik war in Trümmer gesunken, Italiens gesegnete Fluren verwüstet, einer rauhen Soldateska preisgegeben; in der Hauptstadt herrschten Hungersnot und Anarchie, Handel und Wandel stockten im ganzen Lande. Der Untergang Roms schien besiegelt, ein Strafgericht des Himmels bevorstehend. Dieser Stimmung gab Horaz, der etwas jüngere Freund Virgils, in einem Gedichte Ausdruck, das ebenfalls im Jahre 40, aber etwas später als das virgilische verfaßt ist. Rom ist eine Stadt des Fluchs — das ist der Inhalt des horazischen Gedichts —, es gibt keine Rettung auf diesem Boden der Verdammnis; laßt uns, die wir uns noch Keime des Guten bewahrten, auswandern nach jenen Inseln, die da in weiter Ferne im westlichen Ozean liegen, unberührt von der Pest des Sittenverfalls, die den übrigen Erdkreis verwüstet und verödet. Dies ist, wie man sieht, die Stimme einer hoffnungslosen, durch die Utopie kaum verhüllten Verzweiflung, einer Preisgabe des Glaubens an den Wiederaufstieg der Menschheit. Wie anders der befreundete Dichter, der die Realitäten des Lebens in das Reich des Ideellen zu heben geneigt war und sich gern der Phantasie, der Illusion und dem Transzendenten hingab. In die diesseitige Welt des Grauens und der Verschuldung läßt er hineingeboren werden das sündenreine Gotteskind, „das von dem unabläßigen Grauen lösen wird die Welt". Wenn es Aufgabe eines Dichters ist, das Unwirkliche mit dem Schein des Wirklichen zu verklären, ein Wunschgemälde als wahr erscheinen zu lassen, so verdiente Virgil es, daß ihm diese seine Schöpfung, so gering sie an Umfang ist (nur 63 Hexameter), eine Unsterblichkeit eintrug, die in ihrer besonderen Art ebenso beispiellos ist wie innerhalb des antiken Schrifttums das Gedicht selbst. Der alte Glaube wich nach jahrhundertelangem Ringen dem neuen, die Vielheit der Götter dem einen, der sich in seinem Sohne der Menschheit geoffenbart hatte. Wie nun aber? War nicht jenes

virgilische Gedicht, dessen Grundakkord die Heilandsidee bildet, sozusagen ein kleines Evangelium vor dem großen? Und wenn sich das so verhielt, wie ließ sich dies scheinbar Unfaßliche erklären? Diese Fragen wurden in der alten Christenheit in der Tat gestellt. Die Antwort lautete: diesen Dichter hat Gott sich erwählt, um in ihn wie in ein köstliches Gefäß den Wein, wenn auch noch nicht der vollen Erkenntnis, so doch ihrer Vorahnung zu füllen. So hat es — um nur diesen einen von den großen christlichen Vätern des Westens zu nennen — Augustinus gefühlt, und der erste christliche Kaiser des Imperiums, Constantinus der Große, hat im Jahre 325 auf dem Konzil zu Nicaea den versammelten Vätern des Ostens das virgilische Gedicht, in griechische Verse umgesetzt, vorlesen lassen, um gleiche Betrachtungen daran zu knüpfen. Wohlbegreiflich, daß auch das Mittelalter diesem frommen Glauben huldigte. Papst Innocenz III. legte in eine um das Jahr 1200 gehaltene Weihnachtspredigt Verse aus dem Gedicht ein. Im Chore einer spanischen Kathedrale ist der römische Dichter inmitten zahlreicher Figuren alttestamentlicher Propheten durch ein aus der Ekloge beigeschriebenes Wort kenntlich gemacht. Und wozu ihn nennen, dessen Name in diesem Zusammenhange auf den Lippen jedes Lesers schwebt, den großen zweiten nationalen Dichter Italiens, dem der erste der Führer ist durch die Schrecken des Inferno und die Zwischenregion des Purgatorio, der sich von ihm trennt erst an der Pforte des Paradiso, in das auch er als einer der von Gott Erleuchteten dereinst einzugehen begnadet wird?

*

So der alte, schöne, fromme Glaube, dessen Träger man fast beneiden darf, daß sie, noch mitten in einer lebendigen Überlieferung stehend, jene Fragen mit so schlichter Selbstverständlichkeit, so gemütvoller Wärme beantworten durften. Wieviel schwerer wird es uns gemacht, die wir jene Überlieferung nur mit den Augen interessierter Beobachter betrachten. Wärme ist so viel wohliger als Kühle, und doch behagt der Wissenschaft nur diese. Seit dem Erwachen historischer Betrachtungsweise hat man daher an die Stelle des Glaubens an eine „Uroffenbarung Gottes an die Heiden" ein Problem gesetzt, das etwa so lautet: Die im Jahre 40 v. Chr. verfaßte vierte Ekloge Virgils ist nicht nur in ihrer Grundidee — Erneuerung der sündigen Menschheit durch die Geburt eines sündenreinen Kindes —, sondern auch in manchen Einzelgedanken und Wortformulierungen der evangelischen Geburtslegende sowie überhaupt christlichem Denken, Fühlen und Sprechen auffällig nahe verwandt. Diese Zusammenhänge gilt es mit Ausschaltung des Irrationalen geschichtlich zu erklären. Um die Lösung dieses Problems hat sich die theologische und philologische Wissenschaft gleichermaßen bemüht. Mit den Ergebnissen dieser Forschung, soweit sie nicht bloß fachwissenschaftlicher Art ist, die Leser bekannt zu machen, soll im folgenden versucht werden.

Zunächst das Datum des Geburtstages. Das Gedicht wird in seiner Gesamtheit durch folgenden Gedanken beherrscht: „Wir stehen," sagt der Dichter, „an einer Zeitenwende. Der alte ‚Äon' mit seinen Schrecknissen ist vorüber; in diesem Augenblick bricht ein neuer an, ein segensreicher. Er wird inauguriert durch die Geburt des Kindes, die eben jetzt erfolgt. Das Kind erschaut im Moment, wo es selbst das Licht der vor Freude bebenden Welt erblickt, die Geburt des neuen Äon. Ein neues Geschlecht wird mit dessen Eintritt hoch vom Himmel her auf die Erde gesandt." Das Kind ist also der erste Repräsentant dieses sich mit der Zeitwende erneuernden Geschlechts. Der Dichter läßt uns den Geburtsakt des Kindes in seinem ganzen Verlaufe miterleben, von den Wehen der Mutter bis zu dem Augenblick, in dem sie das Kind in ihren Armen hält; mit diesem lieblichen Bilde schließt das Gedicht. Wenn sich also der Geburtstag des Äon ermitteln läßt, so ist mit ihm auch der des Kindes gegeben, denn die beiden feiern ja Doppelgeburtstag. Die uns fremdartige Vorstellung von den Weltzeitaltern, den ‚Äonen', war einst weit verbreitet. Den Evangelisten, dem Apostel Paulus, dem johanneischen Apokalyptiker ist sie durchaus geläufig; sie hatte, bevor sie in die Kreise des Judenchristentums drang, eine sehr lange Geschichte hinter sich. ‚Aion', seinen Lauten nach ein griechisches Wort, dem lateinischen aevum und dem deutschen Ewigkeit (gotisch aiws) urverwandt, war begrifflich eine der zentralen religiösen Ideen des Orients. Im Iran uralt hat sich die Aionvorstellung auf dem Boden des babylonischen Reichs mit der chaldäischen Theologie verbunden. Nach dieser Lehre waren die Zeit in allen ihren Abschnitten, Jahr, Tag und Stunde, sowie die großen Perioden des Weltlaufs durch den Gang der Gestirne und durch die Astralgötter bestimmt. Diese iranisch-babylonische Aionmystik hat ihren Siegeszug über große Ge-

biete des Erdkreises angetreten. Uns interessiert hier die religiöse Form, in die sie sich in dem hellenisierten Ägypten etwa des dritten vorchristlichen Jahrhunderts kleidete. Zu Alexandria fand damals alljährlich ein hohes Fest statt, das im Tempel der „Jungfrau" begangen wurde. Es war eine Nachtfeier mit sehr seltsamen Zeremonien. Am Schluß ertönte der liturgische Ruf der Gemeinde: „Heute, zu dieser Stunde, gebar die Jungfrau den Aion." Das Datum dieses Festes ist sicher überliefert: es war die Nacht vom 5. zum 6. Januar. Dieses Datum ist ein religiöses im höchsten Wortsinne gewesen; auch als Geburtstag des Osiris und Dionysos ist es bezeugt. Nichts spricht so für seine Bedeutung wie die Tatsache, daß die christliche Kirche es übernahm, um an ihm, dem 6. Januar, das Epiphanienfest zu begehen, das Fest der leiblichen und geistlichen Geburt Christi, Geburts- und Tauftag. Denn es ist ein gewichtiges und gesichertes Ergebnis theologischer Forschung jüngster Zeit, daß die Kirche ursprünglich auch den Geburtstag des Heilands an diesem Tage feierte; erst später (zwischen den Jahren 354 und 360) verlegte sie diesen auf den 25. Dezember und behielt den 6. Januar dem Tauffeste vor. Da wir nun den Geburtstag des Aion kennen, so ist damit auch der des virgilischen Heilandkindes gegeben: denn das Kind erblickte, wie uns der Dichter sagt, am gleichen Tage das Licht der Welt, an dem der neue Aion einzieht.

Aber auch das andere Datum, der 25. Dezember, hat in der Ekloge eine Spur hinterlassen. Der neue Aion steht unter dem Regiment des Helios: das Sonnenzeitalter der Welt ist soeben angebrochen. Das meint der Dichter mit den Worten: „Schon herrscht Apollo," denn die Gleichsetzung Apollos mit dem Sonnengott war alt und ist für diesen Vers ausdrücklich bezeugt. Als Geburtstag des Helios galt mythischem Denken der 25. Dezember, der bedeutsamste Tag auf dem Zifferblatt der Weltuhr, der Tag, an dem sich die Sonne von ihrem tiefsten Stande erhob und dadurch das vegetative Leben aus dem Tode erweckte. Vielen Völkern galt daher dieser Tag als heilig; uns geht hier nur folgende Erscheinungsform an. Wir lernten vorhin das Fest des Aion kennen, das in Alexandria am 6. Januar stattfand. Daneben stand dort eine Heliosfeier. In der Nacht vom 24. zum 25. Dezember versammelten sich die Gläubigen in einem unterirdischen Gemache. Hier fanden zur Mitternachtsstunde die Einweihungszeremonien statt. Bei Tagesgrauen verließ die Prozession der Gläubigen jenes Gemach; vorangetragen wurde die Statuette eines Knäbleins als Symbol des eben neu geborenen Sonnengottes. Sobald die Strahlen des jungen Tagesgestirns auf die Gemeinde fielen, brach sie in den Ruf aus: „Die Jungfrau hat geboren, zunimmt das Licht." Diese liturgieartigen Worte erinnern uns an die ähnlichen des alexandrinischen Aionfestes: „Heute, zu dieser Stunde, gebar die Jungfrau den Aion." Die beiden Feiern gleichen sich derart, daß jeder auf die Vermutung kommen wird, ursprünglich müsse es eine und dieselbe Feier gewesen sein, die durch irgendwelche besonderen Vorgänge in zwei zerlegt wurde. In der Tat hat sich das so verhalten; wieder werden wir dabei auf Ägypten geführt. Die Ägypter rechneten im ‚alten' Reich, der Schöpfung des Königs Menes (um 3300 v. Chr.), nach einem am 19. Juli (julianischen Kalenders) beginnenden Siriuswandeljahr. Aber in jüngerer Zeit wurden in diese Jahresrechnung Elemente aus einem Wintersonnenwendjahre eingefügt. Die Zeit, zu der diese nach dem Sonnenlauf orientierten Elemente in das Siriusjahr eindrangen, ist unlängst von einem angesehenen Ägyptologen genau bestimmt worden: es geschah bei der Neugründung des Reiches, des sog. ‚mittleren', durch den König Amenemhet im Jahre 1996 v. Chr. Damals fiel die Wintersonnenwende, wie astronomisch errechnet ist, etwa auf den 6. Januar (jul. Kal.). „Die Geburt der Sonne" wurde das Fest genannt. Der Jahrespunkt verschob sich im Laufe der Jahrtausende (er wich ungefähr alle 128 Jahre um einen Tag zurück); etwa um 300 v. Chr. fiel er auf den 25. Dezember. Der heilige Kalender trug dem astronomischen Rechnung: neben das durch uralte Tradition geheiligte Datum des 6. Januar trat das neue des 25. Dezember. In einem vielleicht beispiellosen Siegeslaufe haben sich diese beiden Festtage einen großen Teil des Erdkreises erobert, Völker und Religionen verbindend, Jahrtausende umfassend, als Weihnachten und Epiphania bis auf den heutigen Tag von der Kirche gefeiert.

★

Von dem Geburtstage wollen wir uns dem Geborenen selbst zuwenden. Man kann sich vorstellen, welches Aufsehen das kleine Gedicht bei seinem Erscheinen machte. Wen mag der Dichter mit dem Kinde des Heils meinen? fragten sich viele, und nachweislich meldeten sich fast noch zu Lebzeiten des



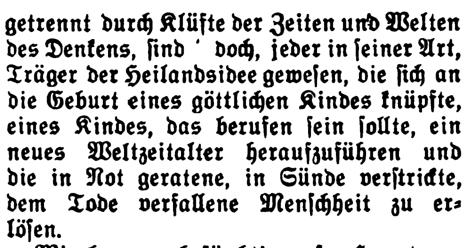
Mutter. Gemälde von Karl Schlageter

Dichters (er starb 19 v. Chr.) und bald hinterher Prätendenten. Aber an ihren Ruhm haben sie nur selbst geglaubt, und sie konnten ihn nicht durch ihre Taten erhärten — der eine von ihnen war ein stadtbekanntes mauvais sujet —, ja, sie mußten zu Fälschungen ihres Geburtsjahres greifen, um dieses auf das Jahr 40 zu datieren, das durch bestimmte Angabe des Gedichtes selbst unantastbar war. Dieses Spiel, ebenso frivol wie kindisch, können wir auf sich beruhen lassen. Ernsthafter könnte auf den ersten Blick die Annahme einzelner Gelehrten erscheinen, es sei ein Sohn des späteren Kaisers Augustus gemeint, der damals noch den Namen Cäsar Octavianus trug. Aber die gegen diese Hypothese vorgebrachten Bedenken sind unüberwindlich. Das Gedicht ist ganz zu Beginn des Jahres 40, eher noch im Winter 41 zu 40 verfaßt. Der junge, damals 23jährige Cäsar vermählte sich aber erst im Frühjahr 40. Diese Tatsache allein dürfte genügen, jene Hypothese zu widerlegen; daß das dieser Ehe entsprossene Kind — es wurde übrigens erst im Jahre 39 geboren — leider nur ein Mädchen war, Julia, die späterhin zum Grame ihres Vaters übelstbeleumundete Frau Roms, gibt dieser Hypothese, was in der Wissenschaft wohl selten genug vorkommt, sogar den Anstrich einer galanten Pikanterie. Doch ist die Frage viel zu ernst, um bei ihrer Behandlung zu scherzen. Dieses Kind trägt ja den Stempel übernatürlichen Ursprungs. Welcher Sterbliche würde in seiner Geburtsstunde aufgefordert, „das Beben des beim Nahen der neuen Zeit in Freude erschauernden Weltalls zu betrachten"? Welches gewöhnliche Menschenkind wäre je so angeredet: „Lieber Sproß der Götter, Jupiters großer Zuwachs"? Im Augenblick seiner Geburt lächelt es seiner Mutter zu. Das galt dem Altertum als ein Vorrecht von Wunderkindern: schon die antiken Physiologen haben beobachtet und die modernen haben es bestätigt, daß das Lächeln auf dem kindlichen Gesichte frühestens am vierzigsten Tage nach der Geburt erscheine. Zum Jüngling herangereift, wird der Gepriesene in den Himmelssaal eingeführt, inmitten der Versammlung der seligen Götter und Heroen erfolgt seine Inthronisation als Weltherrscher, er schmaust an der göttlichen Festtafel und erhält eine Göttin zur Braut. Alle diese Züge weisen auf ein Kind göttlichen Samens: die Mutter eine Sterbliche, aber ein Gott hat sie mit seiner Liebe begnadet und über alle sterblichen Frauen erhöht. Wem fiele dabei nicht die evangelische Geburtslegende ein? Was vorhin über das kalendarische Datum der Geburt des Christkindes gesagt wurde, gilt auch von der Vorgeschichte seiner Geburt: uralte Klänge des Orients haben sich in ihr zu einem Akkorde von seltener Reinheit vereinigt. Auch hier weist die älteste uns kenntliche Überlieferung nach Ägypten. Hören wir eine ägyptische Göttergeschichte, die bis in die fünfte Dynastie, d. h. bis in die Mitte des 3. Jahrtausends, hinaufreicht; sie hatte in der Hauptsache folgenden, nach dem Urteil der Sachkenner gesicherten Inhalt. Amon-Rê, der Sonnengott, naht sich einer Sterblichen, der Königin, „der schönsten der Frauen", in Gestalt ihres Gatten, des Königs. Sie erwacht von dem Wohlgeruche, der ihn umgibt, und frohlockt über den Anblick seiner Schönheit. In der Liebesvereinigung gibt er sich ihr als Gott zu erkennen. „Herrlich, dein Angesicht zu schauen, da du dich meiner Majestät verbindest in voller Gnade. Dein Tau durchdringt alle meine Glieder," spricht sie zu ihm beseligt. In dem Augenblick, wo er „sein Herz auf sie gelegt hat", ist sie nicht mehr sterbliches Weib, sondern Göttin. Beim Scheiden verheißt ihr der Gott die Geburt eines Knaben, mit dem er ganz sein will und der die Erde mit seinen Wohltaten beglücken wird. „Er wird ein Königtum der Gnaden in diesem Lande ausüben, denn meine Seele ist in ihm," spricht der Gott zu seiner Erwählten, „du bist mein leiblicher Sohn, den ich erzeugte," zu dem Knaben nach dessen Geburt. Wenn wir dieser „Gotteshochzeit" — „Theogamie" pflegen wir sie mit griechischer Wortprägung zu nennen — zuerst in Ägypten begegnen, so braucht damit nicht gesagt zu sein, daß sie in diesem Lande zuerst geprägt wurde; sie kann aus anderem orientalischem Volkstum dahin übertragen sein. Das läßt sich bei dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens von den Völkerbeziehungen des vorderen Orients noch nicht erkennen. Sicher ist, daß sich die Idee viele Länder und Völker eroberte. So zahlreiche Veränderungen sie dabei auch erfuhr: das „Kind" blieb ihr Träger. „Sieh das junge Weib: es ist schwanger und gebiert einen Sohn"... „Ein Kind ist uns geboren": so beginnt die Rede des Jesaja an Ahas, den König von Juda, in der Zeit schwerer Bedrängnis (bald nach 728 v. Chr.). Der Prophet preist das Kind des Segens und der Kraft und des ewigen Friedens mit Worten, wie sie nur einem göttlichen Kinde zukommen (sogar „ein Gott im Streit" wird es genannt). Aber die Jahve-Religion bedingte es, den Ursprung des Kindes aus göttlichem Samen

zu verschleiern; sie duldete nur noch die Formulierung: „Auf das Kind ließ sich nieder der Geist Jahves." Die in ihrer Art großartige Realistik des Mythus, die wir soeben kennenlernten, ist bei ihrem Hinabsteigen aus der Sphäre des Pantheon in die monotheistische verblaßt; aber die enthusiastische Glaubensstärke, die inbrünstige Religiosität, die nun an die Stelle trat, ist ein vollwertiger Ersatz. Dieser Abschnitt des Prophetenbuches, einer der berühmtesten, blieb unvergessen. Der Evangelist Matthäus weist in seiner Erzählung von der Geburt Jesu auf ihn hin. Die evangelische Erzählung bei Lukas ist von dem lieblichen Duft einer zarten Legende umweht, die von Mythischem nur noch ganz von fern wie von einem urzeitlichen Schatten gestreift wird. Nicht der Gott selbst spricht zu dem begnadeten Weibe, sondern, wie es judäischer Vorstellung gemäß war, der Engel als Mittelsperson. Die Vermählung wird nicht als Vorgang geschildert, sondern in spiritualisierter Fassung wird sie der Gottesbraut durch den Engel verkündet. „Du hast Gnade gefunden bei Gott. Siehe, du wirst empfangen im Schoß und einen Sohn gebären . . . Der wird groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden . . . Heiliger Geist wird über dich kommen, und Kraft des Höchsten dich beschatten." Wie rührend sind durch den Ausdruck der Ergebenheit die Worte des Weibes, dem unfaßbares Erleben verkündet wurde, an den Engel: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn; es geschehe mir nach deinem Worte." Sie ersetzen, wie wir erkannt zu haben glauben, die stolzen und frohlockenden Worte eines über ihre Liebesvereinigung mit dem Gotte beseligten Weibes an den Gott selbst. Das mythische Drama ist umgeschaffen zu einer mythisch gefärbten Legende; nicht um eine Welt möchten wir jene Worte gottergebener Demut missen, die Dichtern und Künstlern aller Zeiten unerschöpflichen Stoff zu höchstem Gestalten boten.

★

Der ägyptische Priester und der israelitische Prophet, der römische Dichter und der christliche Evangelist: sie alle,



getrennt durch Klüfte der Zeiten und Welten des Denkens, sind doch, jeder in seiner Art, Träger der Heilandsidee gewesen, die sich an die Geburt eines göttlichen Kindes knüpfte, eines Kindes, das berufen sein sollte, ein neues Weltzeitalter heraufzuführen und die in Not geratene, in Sünde verstrickte, dem Tode verfallene Menschheit zu erlösen.

Wir beugen ehrfürchtig unser Haupt vor einer durch ihre zeitliche Dauer und ihre religiöse Schöpferkraft fast überwältigenden Tradition. Geschichtliches Denken stört nicht, nein, es stärkt die Ehrfurcht vor dem in der Menschheitsgeschichte wirkenden Göttlichen.

Wenn wir in der heiligen Nacht unsere schönen deutschen Weihnachtslieder singen, denen kein Volk gleiche an zarter Innigkeit zur Seite stellen kann, besonders jenes alte eines unbekannten Dichters, der auf Jesaja hindeutet und auf das Kind, „geboren mitten im kalten Winter, wohl zu der halben Nacht", mögen wir uns, stolz zugleich und demütig, fühlen als Träger einer Überlieferungskette, in die die Menschheit eins ihrer höchsten Güter als Ewigkeitsglied eingefügt hat: die Sehnsucht nach Erneuerung. Da mögen wir denn auch, und sei es mit noch so flüchtigem Gedenken, jenes kleine Gedicht streifen, das mit so melodischer Gestaltung in die Weltfuge eingreift.

Die alte Kirche hat, wie eingangs gesagt wurde, von ihrem Standpunkte aus betrachtet, ein ganz richtiges Gefühl gezeigt, als sie den Dichter um dieses Gedichtes willen den Propheten beigesellte, die den Heiland verkündigten. Das Urmotiv von der „Geburt des Kindes" hat er als einziger — wir vermögen nicht mit Sicherheit zu sagen, auf Grund welcher unmittelbaren literarischen Quelle — der lateinisch sprechenden Welt vermittelt, bis es auf den übertragen wurde, der der Menschen reinster war, weil er der kindlichste und kinderliebendste war, und weil keiner wie er das Bewußtsein der Gotteskindschaft hatte, für das er in den Tod ging.

„Wahrlich, dieser Mensch war ein Sohn Gottes."



Virgil als Prophet, auf dem Spruchband die Verkündigung neuer Zeiten. Aus einer Nürnberger Handschrift der „Erlösung" (15. Jahrhundert)

Maria und Joseph. Von Gerty Hau

Da tritt zwischen sie das Neue:
Der Strahlenschein um Marie.
— Er wirbt in rührender Treue
Als ein Dienender um sie.

Er merkt ihr anderes Wallen…
— Er ist sich zu staubig und grau.
— Den Himmel hört er hallen
Aus den Rhythmen dieser Frau…

So biegt er aus ihren Wegen
Dornranken und Gesträuch…
— Und wenn wo Schnee gelegen,
— Da schaufelt er ihn gleich…

Ihr Lächeln ist heil'ge Minne.
Wie dient er ihr so gern…
— Erschrocken wird er inne:
Diese ist Mutter des Herrn…

— Es ist ein zartes Wissen
In seines Herzens Schrein.
— Aufs Knie hat ihn gerissen
Um ihr Haupt der Schein…

Wintermotive. Von E. Albrecht-Doussin

Prägt schon der Hirsch in Schnee der Schalen Siegel,
Bestäubt mit Sternen sich der harte Tann?
Dort schimmert matt ein weißgerahmter Spiegel,
Der See gerann.
Es schneit. Ein stilles, großes Flocken,
Schon steht die Samenkiefer fremd
In Greisenlocken,
Moorbirkchen spinnen rasch ihr Hemd.
Schneemauern, blendendweiße, baut das Rohr,
Und Blumenmärchen blühn aus Distelruhe.
Doch auf Wegweisers Fausthandschuhe
Setzt sich ein schwarzer Dohlenchor.

Schnee. Von Emil Hadina

Mein Junge hat den ersten Schnee gesehn.
In meinem Arme blieb er staunend stehn
Am Fensterkreuz und wies mit kleiner Hand
Ganz andachtsstill ins weiße Wunderland.

Mein Kind, du irrst und teilst das Menschenlos.
Schon letzte Weihnacht fielen Flocken groß
Um deinen Wagen — — doch du sahst es kaum,
Denn deine Augen hüllte noch ein Traum.

Und bald siehst du im Kreis das Jahr sich drehn
Und lächelst nur und glaubst es zu verstehn.
Und aller Glanz, jung wie am ersten Tag,
Verrauscht dem Spötter wie ins Meer ein Schlag.

Heut aber leuchtet noch der Gott aus dir,
Der neu begrüßt der Schöpfung alte Zier
Und der voll Staunen steht und nicht begreift,
Daß er in Ewges nur und Eignes schweift…

Dämon Knopp

Novelle von Robert Hohlbaum

Wilhelm Busch ging heim. Heim. Das Wort trug zuerst einen zarten, traumhaften Klang. So wie sich's für ein so schönes deutsches Wort gehört. Ofensurren war darin und Lampenknistern, das Rauschen der Bäume auf eigenem Gartengrund und — ja, vielleicht — auch ein sorgender Frauenatem. Zu einem gütigen Antlitz wurde das Wort, das den Einsamen anlächelte aus frohen, treuen Augen. Heim. Weiter klang das Wort. Zerriß zur Dissonanz. Böse quäkendes Kinderschreien war darin, mißtöniges Hundegebell, falsches Klavierspiel auf einem mißhandelten Jammerinstrument, der ganze Lärm des Vorstadthauses, das schon in fernen Umrissen vor ihm erwuchs. Das gütige Gesicht seiner Vision verzerrte sich. Wurde zur kalkweißen Fratze seines nüchternen, freudlosen Zimmers. Mit den Mauern, deren Kahlheit nur ab und an ein schauerlicher Öldruck unterbrach, dem harten Sofa, den steiflehnigen Sesseln. Herrgott, und auch noch arbeiten sollte man in dieser freudlosen Umwelt! Man mußte leben. Morgen lief der Termin ab. Noch kein Strich, kein Wort stand auf dem Papier, ja, schlimmer, noch nicht einmal in des Künstlers Kopf. Leer, leer war's in ihm, leer wie in dem grauenvollen Zimmer, dessen Fenster nun schon höhnisch auf ihn niederglotzten.

Wilhelm Busch zog den Fuß zurück, den er schon auf die erste Stufe gesetzt hatte. Angst vor seinem Zimmer faßte ihn. Die kargen Bäume des Hausgartens rauschten. Busch ging in ihrem Schatten auf und nieder. Er hielt, sprang zurück. Eine verkrallte, kreischende Masse wälzte sich ihm vor den Füßen. An den Stimmen erkannte er die Kinder seines Nachbars, des dicken, glatzköpfigen Rentners. Busch sprang zu, riß die beiden Jungen auseinander. Des einen Hand hielt noch ein Büschel Haare, indes des andern erhobene Faust, noch immer zum Schlag geballt, sich nicht lösen wollte. Wilhelm Busch sah entsetzt in die wutzerrissenen Gesichter, die Augen, die, bar jedes kindlichen Zuges, sich einten in der Abwehr gegen den Störenden, die harten Kinderaugen, die sich jetzt noch frecher weiteten unter dem Klang einer fetten Stimme, die aus der Rosenlaube herübertönte: „Aber, Herr Busch, warum stören Sie denn den Kinderchens ihr Vergnügen? Sie haben doch eben so nett gespielt!"

Die unförmige Frau rührte bei ihren Worten nicht ein Glied, sie hob nicht einmal die stumpfen, wasserblauen Augen vom Strickstrumpf. Busch wandte sich ohne Antwort und schritt den Kiesweg zurück. Wilder Triumph der Knabenaugen grellte ihm nach. Dann kreisten sie eifrig durch den Garten, nach neuem Zeitvertreib Ausschau haltend. Unweit der Mutter lag ein Hund, ein rasseloses Kötervieh. Halb schlafend jappte er zuweilen nach Fliegen, dann wälzte er sich erwachend im Erdreich. Da schlichen die beiden Jungen heran, packten ihn jäh am Schweif, rissen ihn hoch, wirbelten ihn durch die Luft, die sein Jammergeschrei erfüllte. Mit dumpfem Krach entfiel er den ermüdeten Händen, eben als eine Katze vorbeischlich. Die Witterung weckte den Halbbetäubten, der neu erwachte Schmerz paarte sich mit der uralten Jagdlust, die Zähne faßten den Feind im Nacken, ein Biß, ein Zucken der Katzenglieder, dann war's zu Ende. Das alles war so schnell geschehen, daß Wilhelm Busch nicht Zeit gehabt hatte, sich der Verfolgten anzunehmen. Er trat zu dem verendeten Tier, sein Malerauge umfaßte die gestreckten Glieder, ihm selbst unbewußt, überwog die Lust des forschenden Künstlers das Mitleid des Menschen. Nun aber sah er: die Zähne des kleinen Raubtiers hielten noch immer den Leichnam eines kleinen Vogels fest, wie dieser in seinem Schnabel den letzten Wurm, den ihm das grausame Schicksal nicht mehr zu fressen vergönnt hatte. In Wilhelm Buschs Stirne trat eine tiefe, schwere Falte. In diesem kleinen Spiel bot sich ihm der ganze furchtbare Kreislauf des Lebens. Ein Geschöpf quälte und fraß das andere, das war der Weisheit letzter Schluß.

Ein dunkles Gefühl keimte auf in Wilhelm Busch, zuerst Ekel, der sich allmählich verdichtete, wuchs und Haß wurde. An die Kehle diesem Weib, es würgen, daß die stumpfen Augen sich zum Entsetzen weiten, das blöde-zufriedene Gesicht sich in Angst verzerren mußte! Unbewußt verkrampften sich des Künstlers Hände. In Gedanken umkrallte er ihren fetten, schwammigen Hals. Der engte und dehnte sich zu mehr als schwanenartiger Länge. Die Augen traten krebsgleich vor, es war lustig zu sehen. Nun zog der Maler auch an den Füßen, zu unendlicher Länge dehnte sich die Gestalt, das Gesicht, der Mund, die Augen in grotesker Qual . . .

Wilhelm Busch erwachte, war sich selbst

mit einemmal fremd, unheimlich wie die ganze ihn träge umkreisende Welt. Unverändert beugte sich das unbewegte Gesicht der dicken Frau über den Strickstrumpf.

Ein Schlag, Dunkel vor den Augen, mühsam riß Busch den Hut hoch, sah in ein pfiffig lächelndes, kahlköpfiges Männergesicht. Nun ward das Lächeln in einem dröhnend-kollernden Lachen laut: „Gelt, jetzen hab' i S' derglengt? Wie S' da so ganga san, so ganz langsam und verlurn, hab' i's glei g'wüßt: der denkt was, den müassa' mer stören, mach'mer sei an Spaß mit eahm!“ Er hängte sich in den schlaff-abwehrenden Arm des Hausgenossen. „Sö müassa wissa, i hab' soviel Humor in mir, i waß oft net, wohin damit, dös müassa S' doch verstehgn, wo Eahnere Bildeln doch aa so lustig san! Na, na, nur sei koan falsche Bescheidenheit net, dös vertrag' i net! Lustig san's, oans wie's annere! Alle ham's g'sagt heunt beim Frühschoppen im Franziskaner. Sogar der Stettner Schorsch. Und der is net aso, dös is a strenger Kritiker, der is in Paris g'wen und gar in Rom. Ja, ja! Wia' i g'sagt han, daß i Sö kenna tua, haben 's alle g'moant, bring'n mit! Der passert sei z' ins! Kemma S' nur, Sö sein gern g'sehgn, wirkli! Alle lustigen Leit sehgn mir gern bei ins, nur koane Bazis, koane ölendigen könna mir brauchen, koane, koane, was is dös für a Wort, es hört mit Mist auf, i kann mir dös net dermerka . . .“

Die Knaben sprangen mit wildem Geheul heran, entrissen dem Vater die aus den Taschen starrenden Tüten, liefen davon und balgten sich um deren süßen Inhalt. Der fröhliche Herr wälzte sich lachend über den Rasen hin der Strickerin zu, drückte einen langen, schmatzenden Kuß auf ihre Lippen und kehrte wieder zu Busch zurück, ehe dieser ins Haus enteilen konnte.

„Ja, ja, da schaugn S', Sö Jungg'sell, Sö ausg'schamter, der wo nix für dö Population leista tuat! I muaß Eahna scho saga, i leb' sei in oaner sehr glücklichn Eh'. Wann ma abends dahoam sitzt und sein Schlafrock und sein Pantoffeln hat und sein Mütz', Sö, mei guade Frau, hat mir oane g'stickt aus rodem Sammet, mit silberne Perlen und Ähren und Weinlaub drauf, a so a guade Haut is', da fühlt ma erscht, wie guad's oam geht. Aber ma woaß aa, daß ma sich's verdeant hat. Vier Maß Franziskaner, net oane weniger, net oane mehr, so halt i's scho zwanzig Jahr. I bin für a Ordnung. Also, Sö kemma do, net wahr? I sag Eahna,“ er faßte den Großen, Schlankgewachsenen am Knopf und zog ihn zu sich nieder, „i sag Eahna, dö Kellnerin dort, dös is scho sei 's Höchste! I bin ihr heunt so ganz zart bei'n Zahlen über die Boan g'fahra, ja, dös is, dös is, a Genuß is dös, a Genuß!“ Er lehnte sich zurück, das Gesicht löste sich in einem seligen Lächeln . . .

Als er merkte, daß der Künstler sich entfernen wollte, haschte er wieder nach dem Rockknopf, ein mißtrauisch-böser Blick schnellte hoch: „Is Eahna eppa mein' G'sellschaft net konvenabel, han? I moan, a jeder kann si gratuliera, wann er mit mir verkehra derf! Es haben si scho andere Leit um mi g'rissa! Wer mi net mag, der muaß blöd sein, aber scho ganz ausg'schamt blöd! Aber na, na, Sö san sei net blöd, Sö san a g'scheida, lustiga Mensch! Sö san net aso wie der Trottel da droben,“ er zeigte nach einem Fenster, „der ausg'schamte! Weil er sei a G'studierter is, bin i eahm wohl z'weng? A Dichter soll er sein, a Dichter, a Künschtler. Is dös net zum lacha? Wissa' S', so an Künschtler wia Sö lass' i mir g'falla, da kann ma lacha! Aber so oaner wia der! Nix zum Fressa hat er, rein nix zum Fressa! I bin a guada Mensch, sag i Eahna, a sehr guada, i wünsch koan nix Schlechts, aber dem und seiner Frau, der blöden Gans, a Baronin soll's g'wen sein, dös aa no, denan vergunn i's, dena Hungerleida, dena notigen!“ Aus verborgenen Abgründen brach ein grausam-kaltes Licht, trat in die engen, verschwommenen Augen des Dicken. Jäh erschauernd riß Busch sich los und schritt grußlos rasch ins Haus, die Treppe überknarrte den nachhallenden Ruf des Verlassenen.

*

Im letzten Abendschein glänzte das Bild auf der Staffelei. Es war eine norddeutsche Landschaft, in tiefen Gottesfrieden getaucht. Ein paar schlichte Menschen im Vordergrund, in ihrer einfältigen Güte eins mit Getier, Pflanze und Himmel. Voll reinster Harmonie flossen Linien und Farben.

Wilhelm Busch riß den alten Malerkittel vom Haken und warf ihn über das Bild. Lüge war die Kleckserei, erbärmlicher Kitsch! Pfui Teufel! Er nahm das nüchterne Reißbrett vor, die Eckigkeit, das schlichte Grauweiß des Zeichenblattes taten ihm wohl, er spitzte den Bleistift zur letzten Schärfe. Wie eine Lanze mußte er sein. Eine Lanze, die man der scheußlichen Welt ins Herz stoßen konnte. Der schlappe Pinsel glitt daran nieder, verkroch sich und malte dann so verlogenes, feiges Zeug wie dieses Bild da, das, Gott sei Dank, jetzt der alte bekleckste Mantel verhüllte, daß man kein

Fleckchen davon sah. Spitz war der Bleistift. Nüchtern war das Blatt. Sie warteten. Bis morgen mußte eine Zeichnung fertig sein. Etwas Lustiges, darüber die Leute Tränen lachten. Ja, das mußte es sein, dafür bekam man Geld. Lustig, lustig, ja! Weil das Leben so lustig war! Und alle Menschen so gut waren, Ebenbilder Gottes, durch seine Gnade mit Pflanze und Tier verbunden zur himmlischen Harmonie, wie er es auf der dummen Patzerei da hatte darstellen wollen! Nicht daran denken! Arbeiten! Würde ihm schon was einfallen. Aus dem Bleistift da würde es kommen, den er nun zur Hand nahm und auf das erwartungsvoll-weiße Blatt setzte.

Ein wilder Strich fegte über das Papier, das Reißbrett flog krachend auf den Tisch. Himmelherrgott, ging es schon wieder an! Wie allabendlich um dieselbe Stunde. Zuerst das „Gebet der Jungfrau", dann der Walzer im gleichen Holzhackertempo mit den traditionellen Fehlern an ewig derselben Stelle! Er hatte der Nachbarin doch gestern einen Brief geschrieben, im höflichsten Tone sie gebeten, ihre Klavierübungen auf eine andere Stunde zu verlegen, der Abend sei seine Arbeitszeit, seine mühsam erkaufte, die er brauchte, um sein Brot zu verdienen, um leben, schaffen zu können. Was mußt du leben, schrillte das Instrument, was mußt du schaffen! Wenn nur ich klingen, schrillen, dröhnen kann, das ist die Hauptsache, das ist das einzig Wichtige in der Welt! Alles andere ist mir einerlei, völlig einerlei, verstehst du?

Busch trommelte an die Wand, er flehte, schrie, brüllte um Ruhe, unbekümmert weiter knarrte, quiekte, klapperte, stach, bohrte das höllische Instrument in seine Nerven. Still saß Busch. Seine gequälte Phantasie trieb schauerliche Blüten. Er zwängte die Hände der Spielerin in teuflische Daumschrauben, daß sie sich lang zogen wie Spinnenfüße. Er rief den Metzgermeister von nebenan zu Hilfe, den er erst vor kurzem auf einem Bilderbogen verewigt hatte, der zog sein langes Messer, schlitzte der Spielerin den Bauch auf, rollte ihre Därme auf eine Haspel und verknüpfte sie den Saiten des Klaviers, daß sie, deren Schwingungen in Schmerzen sich windend, mitmachen mußten, daß die Spielerin gezwungen war, sich selbst zu foltern. Umsonst. Sie schien es gar nicht zu fühlen.

Endlich war Stille.

Nein, es war nicht Stille. Die Kinder des Rentners wurden zu Bette gebracht. Wütendes Schreien, sanfte Schmeichelworte der Mutter, noch lauteres Gebrüll, das langsam abflaute und endlich nur mehr gedämpft aus dem ferner gelegenen Kinderzimmer die zweifache Wand durchbrach.

Dünn, ganz dünn waren die Wände des Zinshauses. Jedes Wort hörte man. Dem Zimmer des Malers benachbart war das eheliche Schlafgemach.

Nun war es eine Weile wirklich ruhig. Wilhelm Busch tauchte in diese Ruhe wie in ein warmes, schmiegsames Bad. Ach, immer so still sein dürfen und allein! Allein mit Gott, Wolken, Wind und Himmel! Für einen Augenblick erschien ihm der Himmel der Heimat. Gott sah auf ihn nieder, vom Weißhaar der Wolken umflattert, aus herbblauem nordischem Auge. Ein Schatten, Wolken, Himmel, Gott verschwinden, der dicke Rentner und seine Frau verdecken Ihn, lassen nicht ein Endchen frei, breit, breit, unendlich breit ihre verschwommenen Gesichter, nichts, nichts sonst . . .

Eine Stimme dringt durch die dünne Wand. Ja, die Stimme des Dicken ist's. Jedes Wort versteht der Nachbar. Er kennt die Worte. Es ist immer dasselbe. Der dicke Herr wird zärtlich. Busch will's nicht hören. Er verstopft sich die Ohren. Wilhelm Buschs zitternde Linke umkrallt das Reißbrett, stemmt es vor die bedrohte Brust, die Rechte hascht nach dem Bleistift, hebt ihn gegen den Feind. „Halt!" schreit er, hebt die Waffe, läßt sie auf den weißen Schild niedersinken, „Halt! Nicht einen Zoll vor! Ich halte euch fest, ich banne euch, ihr tragt von jetzt ab die Gestalt, die ich euch gebe!" Warme, beglückende Kraft durchfließt den Maler. Von ihr geführt, gleitet der spitze Bleistift über das Papier. Der dicke Dämon will ängstlich den Kopf bewegen, er kann es nicht, er muß ihn so halten, genau so, wie er auf dem Papiere steht, genau so muß er die Augen zwängen, die unförmige Hand spreizen. Ganz genau so. Er und die Frau an seiner Seite. Nicht einmal ein wenig mit dem Cul darf sie wackeln, wenn es der da nicht erlaubt, der Furchtbare, Mächtige, dessen spitzer Zauberstab sie zu willenlosen Sklaven seiner tyrannischen Laune gebannt hat.

Je sicherer und eifriger Wilhelm Buschs fleißige Hand sich regt, desto schöner und stärker wächst sein machtvolles Lächeln. Nun taucht es in den hellen Mondglanz, der durchs Fenster fließt. Es ist dasselbe Lächeln, wie es der weise himmlische Nachtwächter trägt, der nun schon unzählige Jahrhunderte lang diese jämmerliche Erde hütet und ihre geheimsten, dunkelsten Falten mit seinem kühlen, mitleidlosen Lichte zauberhaft erhellt.

Reitjagd. Von A. von Hatzfeld

Die Jagd ist los. Das Halali wird rot.
Die Wälder welken schwer im Goldbrokat.
Dumpf durchgepulst von unsrer Tat,
Als ob wir Blut gerochen,
Sind wir zum Jagen aufgebrochen.
Die Jagd ist los. Das Halali ist rot.
Wir reiten einen Keiler in den Tod.

Wir sind die Herren. Wir im roten Frack,
Mit weißem Band um unsern Schuh von Lack.
Noch eine Viertelstunde darf der Keiler leben,
Und nur von unsern Gnaden
Darf sich das Tier noch einmal ganz in Sonne baden,
Bis dann zu unserm Zeitvertreib,
Zum wilden Spiel der Hunde,
Das Tier in Todeswunde
Und fürchterlicher Not
Hinstreckt den willenlosen Leib.

Die Jagd ist aus. Das Halali ist rot verhallt.
Es stirbt den braunen Tod der braune Wald.
Und einer weiß: Der nasse Schweiß,
Der aus des Tieres blasser Angst sich brach,
Das war dein Todesschweiß.
Des Tieres Blut, das auf dem Acker lag
Aus Schaum und Wut,
Das war dein Blut.
Des Tieres letzter Augenblick,
Die Hunde im Genick,
Das ist dein Tod.

Auch du bist Spielball nur in Händen von Dämonen.
Sie werfen dich in Irrsinn, Qual und Kot.
Sie höhnen deine Angst, dein Flehen um Verschonen,
Bis du zu ihrem Zeitvertreib,
In fürchterlicher Not,
Hinstreckst den willenlosen Leib.

Die Jagd war aus. Das Halali war rot verhallt.
Es liegt in Agonie der braune Wald.

Das alte deutsche Holzspielzeug

Von Dr. Karl Gröber

Spielzeug ist so alt wie die Menschheit selbst. Ein Kind ohne Spielzeug läßt sich überhaupt nicht denken, und so finden sich unter den frühesten Resten menschlicher Kultur die rührenden Bruchstücke jener Nichtigkeiten, welche schon vor Jahrhunderten und Jahrtausenden die liebende Mutter ihrem Kinde zum Spielen ins Händchen gedrückt hat. Spärlich sind diese Funde allerdings: kleine Tiere und winzige Geschirre, Kreisel und Klappern aus Ton bilden den ganzen Reichtum des uns erhaltenen Kinderspielzeugs. Was aus Holz war, ist restlos verschwunden, wenn nicht eine Kette glücklicher Umstände zusammenhalf, das Spielzeug im Erdboden zu erhalten. So konnten sich nur wenige Stücke altägyptischen Holzspielzeugs bis auf unsere Zeit herüberretten. Diese ersten Proben des Kinderspielzeugs sind aber in mehr als einer Hinsicht wichtig. Sie vermitteln uns nicht nur wertvolle kulturgeschichtliche Kenntnisse, sie zeigen auch gleichzeitig, daß echtes Kinderspielzeug sich ewig gleichbleibt und daß die Anforderungen, die das Kind ans Spielzeug stellt, sich nicht geändert haben seit der Zeit Pharaos. Ewig jung steht es vor uns, und ein innerer Unterschied zwischen einem ägyptischen Räderpferd oder einer Gliederpuppe aus der klassischen Zeit des alten Griechenlands und einem Pferdchen, wie es Berchtesgaden oder Sonneberg im 18. Jahrhundert auf den Markt brachte, ist nicht vorhanden. Es scheint sogar, als ob schon im Altertum eine Art eigener Kinderspielzeugindustrie bestanden habe. Auf dem Markt in Athen konnte man schon Holzwägelchen um einen Obolus kaufen, und das trojanische Pferd mit seinen Helden im aufklappbaren Bauche wurde an der Stätte des alten Troja in Mengen hergestellt und war ein Vorläufer der spätern Zinnsoldaten und der Arche Noah. Auch das Mittelalter kannte eine wenn auch bescheidene Spielwarenindustrie. In Paris wurde im 13. Jahrhundert Zinnspielzeug, wie kleine Gefäße und sogar Ritter aus Zinn, auf den Seinebrücken verkauft, und im 15. Jahrhundert werden in Nürnberg eigene Dockenmacher genannt. Docke nennt das süddeutsche Kind noch heute seine Puppe. Holzpuppen aus dem Mittelalter sind nicht mehr vorhanden, nur Püppchen aus Pfeifenton finden sich aus dieser Zeit noch häufig.

Im 16. und 17. Jahrhundert wurde Nürnberg allmählich der Vorort des Handels mit Kinderspielzeug. Es ist der berühmte Nürnberger Tand, der hier in großen Massen angefertigt und in alle Welt versandt wurde. Alle Zünfte arbeiteten in ihren Werkstätten für den Bedarf an Spielzeug, besonders für die Ausstattung der höchst pompösen Puppenhäuser. Auch Holzspielzeug fertigte man hier schon in großen Mengen an. Im 18. Jahrhundert erreichte der Nürnberger Handel mit Spielzeug eine ungeahnte Höhe. Die Stadt wurde zum Vermittler zwischen dem Verbraucher und den neuentstandenen Hausindustriezentren in Oberammergau und Berchtesgaden im Süden Deutschlands, von Sonneberg in Thüringen und, am Ende des 18. Jahrhunderts und später, auch von dem sächsischen Erzgebirge.

Die Gründe und Vorbedingungen, daß gerade diese Waldgegenden den geeigneten Boden für eine derartige Hausindustrie boten, sind immer die gleichen. Große Handelswege führten durch diese gebirgigen Gebiete. Oberammergau lag an der Verbindungsstraße zwischen Augsburg und Venedig, Sonneberg an der Hauptstraße zwischen Nürnberg und Leipzig. Andere Industriezentren wie das Berchtesgadener Land oder das Grödener Tal mündeten auf große Verkehrsstraßen. Alle diese Plätze waren von alters her auf den einst hier durchpulsierenden, mächtigen Straßenverkehr eingestellt, von dessen Ausdehnung man sich im Zeitalter der Eisenbahn keinen Begriff mehr machen kann. Frachtwagen auf Frachtwagen zog auf diesen Straßen dahin, und zu Hunderten standen in den Posthaltereien der Gebirgsdörfer vor den großen Steigen und Pässen die Vorspannpferde in den Ställen. Im Winter jedoch stockte im Gebirge der Verkehr fast völlig. Die langen Wintertage und -abende mußten durch andere Arbeit ausgefüllt werden. Das in überreicher Menge vorhandene Holz verlockte zum Schnitzen und Basteln, einer Tätigkeit, die jedem Gebirgler von Natur aus im Blut liegt. Zumeist waren es ja allerdings nur Löffel, Nadelbüchsen und einfaches Holzgeschirr, was hergestellt wurde Mit der Zeit wagten sich diese ländlichen Schnitzer auch an höhere Motive. Pferdchen, einfache Puppen und kleine Wagen wurden angefertigt, oder sonstiges primitives Spielzeug, das im Sommer gern der durchreisende Kaufmann als Mitbringsel für seine Kinder mitnahm. Allmählich entwickelte sich aus der gelegentlichen



Schneider auf der Geiß
Holzfiguren aus Oberammergau
Guido Langsches Museum

und Kleinhändler. Meist war es ein wohlhabend gewordener Schnitzer oder ein ortsansässiger Kaufmann, der den kleinen Schnitzern die Ware abkaufte und dann im großen kaufmännisch vertrieb. Den ortsansässigen Verlegern machten bald die Aufkäufer der großen Nürnberger Exportfirmen starke Konkurrenz, und zu Beginn des 18. Jahrhunderts war Nürnberg der unumstrittene Mittelpunkt des Welthandels mit billigem Holzspielzeug. Ganz



Hampelmänner. Holzspielzeug aus dem 18. und 19. Jahrhundert
Oberammergau, Guido Langsches Museum
Aquarell von Franz Hecht

Herstellung dieser begehrten Kleinigkeiten eine anfänglich bescheidene Hausindustrie, die jedoch bald große Ausmaße annahm. Der Vertrieb durch den Schnitzer selbst war nun nicht mehr rentabel. Herumziehende Kraxenträger reisten von Land zu Land mit ihrer leichten Ware. Aber auch diese Art von Verkauf genügte bald nicht mehr allen Anforderungen. In den Hauptorten der Schnitzereigebiete trat der sogenannte „Verleger“ als Mittelsperson zwischen Erzeuger



Musterkasten eines Oberammergauer Spielwarenhändlers. Oberammergau, Guido Langsches Museum



Dame auf Esel usw. Oberammergau, Guido Langsches Museum

die fast unglaublich rasche und weite Verbreitung der Ware von größtem Einfluß, auch die formale und künstlerische Ausgestaltung des Spielzeugs mußte sich langsam den Anforderungen der völlig internationalen Kundschaft anpassen. Der Nürnberger Großhändler sandte bei größerem Bedarf z. B. seine Muster nicht nach Oberammergau, von wo er sie zuerst bezogen hatte, sondern er ließ sie jetzt vielleicht in Sonneberg anfertigen, weil sie hier etwas billiger waren. So erhält allmählich das ganze deutsche Holzspielzeug einen einheitlichen Charakter. Die lokale Zuteilung eines Einzelstückes ist darum dem Kenner oft ganz unmöglich. Wir haben nur dann einigermaßen die sichere Gewähr und können ein genaueres Bild der spezifisch lokalen Kunstformen gewinnen, wenn sich noch große Bestände des alten Spielzeugs erhalten haben, wie z. B. in Oberammergau und Sonneberg, wo köstliche Museen uns unerhörten Reichtum alten Holzspielzeugs bewahrt und gehütet haben. Die Unterschiede sind trotzdem meist sehr gering. Eine sichere Zuteilung wird auch dadurch noch besonders erschwert, daß die Bearbeitung des Holzes immer die gleich primitive war und die Formensprache zumeist dem nicht allzuweitgehenden technischen Können der einfachen Schnitzer angepaßt war. Es steckt aber dennoch in jedem Typ soviel

konnte der Nürnberger den einheimischen Verleger allerdings nicht verdrängen, und Niederlassungen der Berchtesgadener, Oberammergauer und Grödener Verleger finden wir bis hinauf ins 19. Jahrhundert in allen großen Handelsplätzen der Alten und der Neuen Welt neben den Vertretern der Nürnberger Firmen. Wir wissen sogar, daß sich diese ortsansässigen Verleger im 18. Jahrhundert über Nürnberg mit Spielzeug aus andern Gegenden versorgten, wenn sie es benötigten.

Nürnbergs Mittlerstelle war nicht nur für



Steckenpferdchen aus Berchtesgaden. München, National-Museum



Bei der Marketenderin. Oberammergau, Guido Langsches Museum



Hofkutsche. Berchtesgadner Spielzeug aus dem National-Museum zu München. 18. Jahrhundert

handwerkliches Können und so echte Volkskunst, daß jedes dieser tausendfach wiederholten Dinge sein persönliches Gesicht behält und daß man überall die lebendig blutwarme Hand spürt, die das Schnitzmesser führte. Bei aller Massenerzeugung blieb das Holzspielzeug eben doch Handarbeit, der die Totenstarre maschineller Fabrikware fehlt.



Berchtesgadner Reiter. München, National-Museum

Jeglicher Handwerksbetrieb war bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts durch strenge zunftmäßige Vorschriften bis ins letzte geordnet. Auch die ländlichen Schnitzer, die anfangs von solchen Einschränkungen nichts wissen wollten, mußten sich dem Zunftzwange fügen, als die Produktionskraft so groß wurde, daß sie sogar für den Welthandel in Frage kommen konnte. Bald stellte sich heraus, daß Arbeitsteilung die Massenherstellung erleichterte. Der Schnitzer schied sich streng vom Faßmaler, der die kleine Ware bunt bemalte. Das Fassen des Holzes, wie in der deutschen Handwerkssprache das Bemalen heißt, wurde ein eigenes Gewerbe und seit dem 18. Jahrhundert vom Schnitzer selbst fast nicht mehr ausgeübt. Es entstanden die sogenannten Wismutmaler, welche die vom Schnitzer, dem sogenannten Weißmacher, erhaltene Ware durch farbige Behandlung fertigstellten. Ihren Namen haben diese Wismutmaler von der uralten, besonders in Ulm und Nürnberg geübten Technik der Malerei mit Wismutgrundierungen hergenommen, obwohl das Spielzeug meist nur mit Leimfarben bemalt und dann lackiert wurde. Aber selbst dieses einfache Verfahren setzte große und langjährige Übung voraus, wenn die Bemalung haltbar und wetterbeständig sein sollte. Deshalb tritt hier die eigenartige Tatsache in Erscheinung, daß die Grödener Schnitzer noch lange ihre gesamte weiße Ware nach Oberammergau zum Fassen schickten,

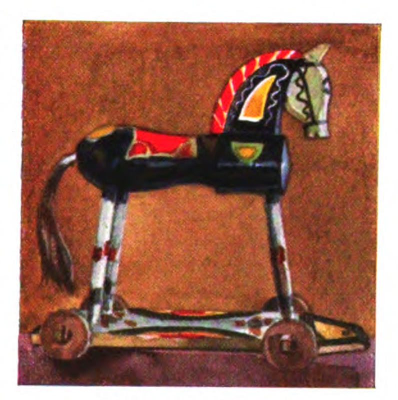


Mönche und Nonnen. Figürchen zum Öffnen
Religiöses Spielzeug aus Berchtesgaden
18. Jahrhundert. Aquarell von F. Hecht



Nußknacker aus dem Grödener Tal
München, National-Museum

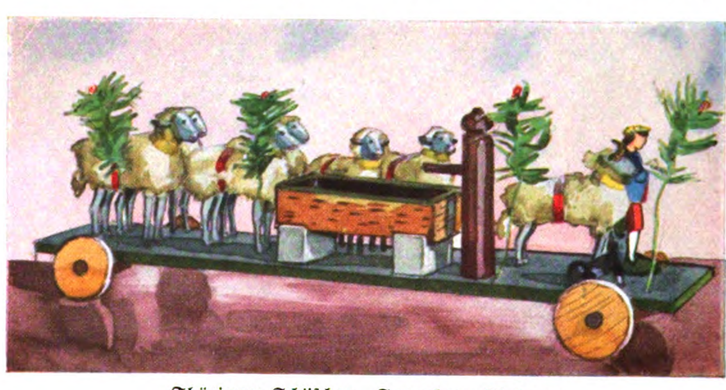
obwohl ihr Export schon eine beträchtliche Höhe erreicht hatte. Auch den Berchtesgadner Emigranten, die, unterstützt von den Nürnberger großen Exporteuren, die heimatliche Spielzeugindustrie in Altdorf bei Nürnberg weitertreiben wollten, fehlte die Erfahrung im Bemalen. Bei ihren Fabrikaten ging bald die Farbe ab, wenn einmal ein Kind sein Spielzeug im Regen vergessen hatte. Es war dies einer der **Hauptgründe, warum sich dieser Zweig der Heimindustrie in der nächsten Nähe von Nürnberg nicht hat halten können, obwohl man doch gerade hier den rechten Boden hätte erwarten müssen.**



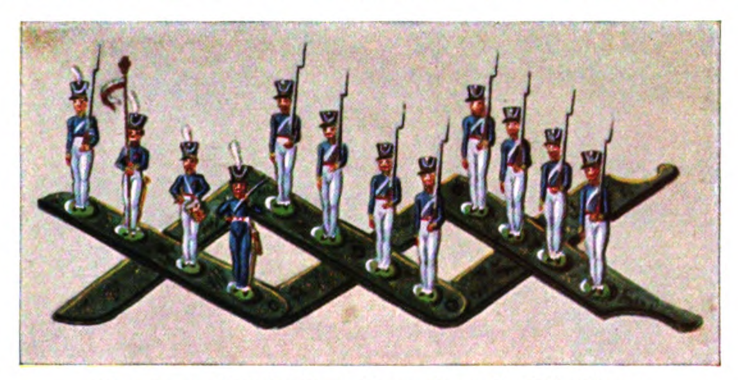
Thüringer Räderpferd
Sonneberg, Museum

Deutsches Holzspielzeug wurde seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts über die ganze Welt verbreitet. Die Verleger von Nürnberg, Berchtesgaden, Gröden usw. hatten an allen großen Handelsplätzen ihre Niederlassungen. **Über Bremen und Hamburg ging ihre Ware nach Amerika, Afrika und Asien. Welche Mengen an Spielzeug verfrachtet wurden, das** beweist die sichere **Nachricht, daß man im** Jahre 1725 **von Sonneberg allein** 12 000 Zentner **Holzspielzeug versandte, die bis** nach Astrachan **und Archangelsk gingen.** Das einfache **deutsche Spielzeug war so** beliebt und populär **in der ganzen Welt,** daß eine **Beeinflussung des fremden Spielzeugs** nicht ausbleiben **konnte. So sehen wir, daß das russische Kinderspielzeug aus** dem frühen 19. **Jahrhundert seine Abhängigkeit** von Gröden **und Berchtesgaden** nicht verleugnen kann. **Selbst als Tauschmittel** bei den Wilden **Afrikas war Spielzeug** beliebt, und **ein Hamburger Kapitän** berichtet, daß **er bei einem afrikanischen** Häuptling **einen thüringischen Nußknacker** zum hochverehrten **Stammesgott avanciert** gefunden habe.

Die einzelnen **Erzeugungsgebiete von volkstümlichem Holzspielzeug zeigen alle mit geringen Abweichungen denselben Entwicklungsgang. Oberammergau, der bekannte Passionsspielort, war sicher der erste Platz im Alpengebiet, wo Holzschnitzereien als Massenartikel in der Heimindustrie hergestellt wurden. Zusammen mit der noch heute berühmten Herrgottsschnitzerei, die das Volk mit religiöser Volkskunst versorgte, nahm die Herstellung von Spielwaren immer größeren Aufschwung. Schon** 1681 **waren die Schnitzer**

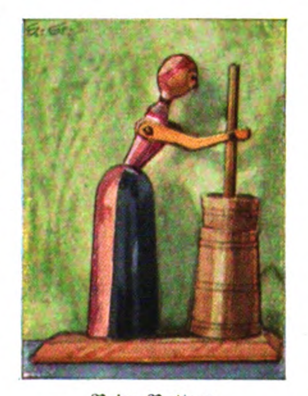


Thüringer Schäfchen. Sonneberg, Museum
Aquarell von Karl Staudinger



Sonneberger Soldatenschere. Aquarell von Karl Staudinger

durch eine Bildschnitzereiordnung zunftmäßig organisiert. Sie fühlten sich so gar nicht als Handwerker, sondern schon damals nur als Künstler. Ihr Spielzeug ging besonders nach dem Osten und Norden. Von den Oberammergauer Verlegern erreichten besonders die Lang durch ihr ausgesprochenes Organisationstalent im internationalen Spielzeughandel eine große Bedeutung. Die Firma hatte bald Niederlagen in St. Petersburg, Amsterdam und Cadix. Was einstens in Oberammergau an Spielzeug fabriziert wurde, zeigt fast lückenlos das kleine Museum, das Guido Lang 1910 einrichten ließ. Es ist eine Quelle reinster Freude, all die Hunderte und Tausende kleiner Holzfiguren, die alle gleich zu sein scheinen und von denen doch jedes Stück wieder anders ist, zu betrachten.



Beim Buttern
Ende des 18. Jahrhunderts
Sonneberg, Museum

Neben Oberammergau gelangte das außer Spanschachteln fast ausschließlich Spielzeug herstellende Berchtesgadner Land zu beinahe noch größerer Bedeutung. Hier geht die Holzschnitzerei bis ins 16. Jahrhundert zurück, gelangte aber erst im 17. Jahrhundert zu ihrer eigentlichen Blüte. Das Berchtesgadner Spielzeug war weitaus das beliebteste der damaligen Zeit. Es war so volkstümlich, daß es bei Festen und Schlittenfahrten im 18. Jahrhundert manchmal als Vorbild für die Maskeraden herhalten mußte. Das Gewerbe entwickelte sich hier gleich wie in Oberammergau und brachte viel Geld ins Land. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden allein für 150 000 Gulden Holzwaren abgesetzt, eine ungeheure Summe für die damalige Zeit. Dabei ging der Spielzeughandel hauptsächlich durch Nürnberger Verlegerhände, deren Versuch, durch die Berchtesgadner Exulanten in Altdorf die Ware noch billiger herstellen zu lassen, allerdings mißlang, wie



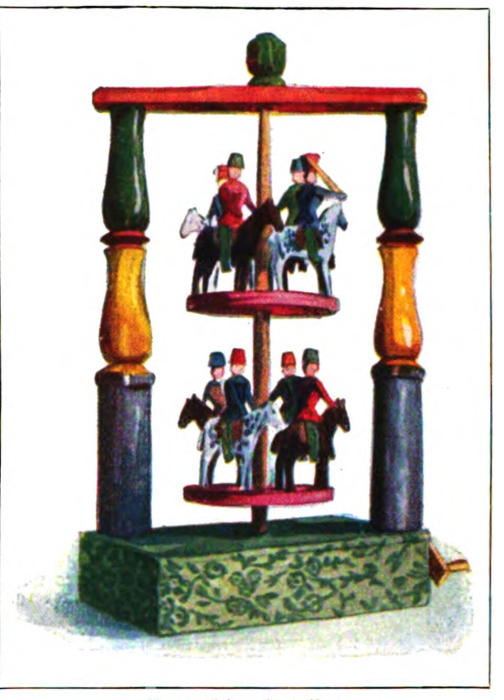
Holzsoldaten aus der Pfalz. Um 1840. München, Armee-Museum



Beweglicher Reiter. Grünhainichen, Museum

teure Beschaffung von geeignetem Holze schuld. Die Berchtesgadner Schnitzer konnten nur deswegen so billig liefern, weil sie in den meisten Fällen das nötige Holz stahlen. Wenigstens behauptet so — vielleicht etwas zu weitgehend — ein verärgerter stiftischer Forstmeister in Berchtesgaden am Ende des 18. Jahrhunderts.

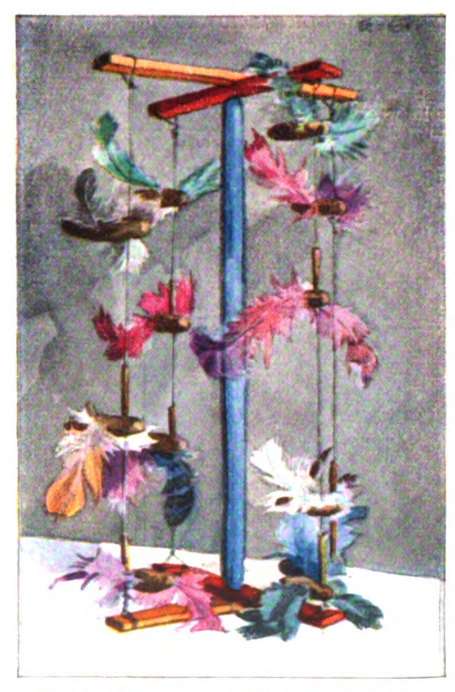
Später als diese zwei Schnitzereigebiete entstand um die Mitte des 18. Jahrhunderts noch südlicher ein neues Zentrum für die Herstellung von Spielzeug im Grödener Tal in Südtirol mit St. Ulrich als Vorort. Rasch ent-



Bewegliches Karussell
Sächsisches Spielzeug. 19. Jahrhundert
Grünhainichen, Museum. Aquarell von Alwin Seifert

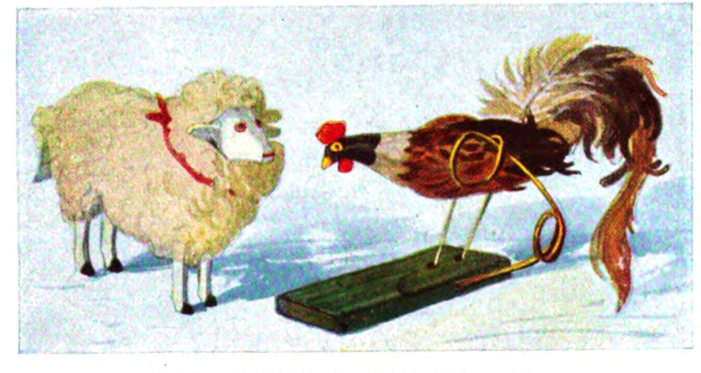
wickelt sich diese nie von Nürnberg abhängige Hausindustrie. Um 1800 trieben bereits über 300 Schnitzer ihr Gewerbe. Und 1810 waren schon 348 Grödener Firmen auf 130 Plätzen in der ganzen Welt verteilt, um ihre in Mode gekommenen Spielsachen und die besonders beliebten Groteskfiguren zu vertreiben. Es gab kaum einen bedeutenden Handelsplatz, wo nicht ein Kaufmann aus dem entlegenen und bis dahin unbekannten, kaum von 4000 Menschen bewohnten Grödener Tal seine Niederlagen hatte. Um die Mitte des letzten Jahrhunderts ging aber auch diese Heimindustrie stark zurück. Erloschen ist sie indes nie, sie scheint sogar in neuerer Zeit wieder an Bedeutung gewinnen zu wollen.

schon erwähnt wurde. Daran war außer der schlechten Bemalung auch noch die

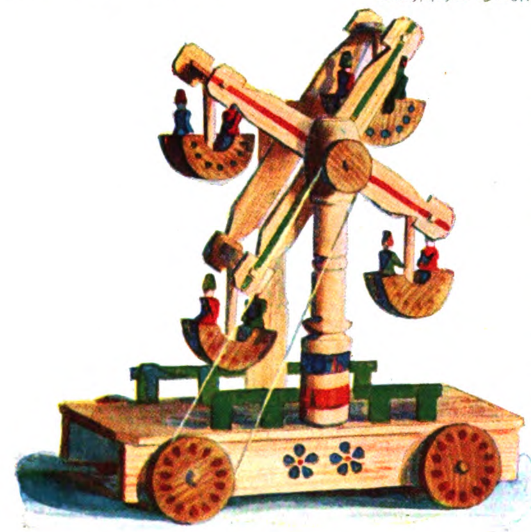


Buntes Vogelspiel. Sonneberg, Museum

Oberammergau und Berchtesgaden haben für die Spielzeugindustrie heute ihre Bedeutung verloren. In Berchtesgaden starb vor kurzem der letzte Schnitzer von Spielzeug, und Oberammergau hat sich ganz auf die religiöse Schnitzerei beschränkt. Das vierte Hauptgebiet, Thüringen, ist aber heute noch wie



Sächsisches Holzspielzeug. Grünhainichen, Museum



Schiffsschaukel aus dem Erzgebirge
Grünhainichen, Sammlung Seifert

im 18. Jahrhundert die Heimat ungezählter Puppen und anderer Spielsachen, die das Kinderherz erfreuen. Auch hier waren es der Holzreichtum und die bequeme Exportmöglichkeit, die im 17. Jahrhundert nach dem großen Krieg ein rasches Emporblühen ermöglichten. Der Bedarf von Thüringer Spielzeug wurde so stark, daß man schon bald an eine Massenherstellung denken mußte, die das Schnitzmesser und die Drehbank ausschaltete. Man versuchte das doch sicher leicht zu bearbeitende Holz zu ersetzen und erfand ein neues Verfahren, einfaches Spielzeug dadurch herzustellen, daß man eine halbflüssige Masse in feste Formen goß oder drückte, woher derartig angefertigtes Spielzeug „Gedrücktes" genannt wurde. Dazu benützte man zuerst Brotteig, den man mit Leim versetzte. Dieses sonderbare Material aber war nicht so haltbar, daß es längeren Transport ausgehalten hätte. Mäusefraß und Nässe zerstörten manche Ladung, so daß man bald wieder davon abkam. Erst die Erfindung des Papiermaché, eines Gemengsels von Papier, Zement, Sand und Mehl, ermöglichte es, ein fast unzerbrechliches, billiges Surrogat für das alte Holzspielzeug auf den Markt zu bringen. Thüringen und hier besonders Sonneberg sind heute noch die Hauptplätze dieser Art von Spielzeugindustrie.

Am spätesten trat in der volkstümlichen Spielzeugindustrie das sächsische Erzgebirge auf den Plan. An Stelle des zurückgehenden Bergbaus faßte



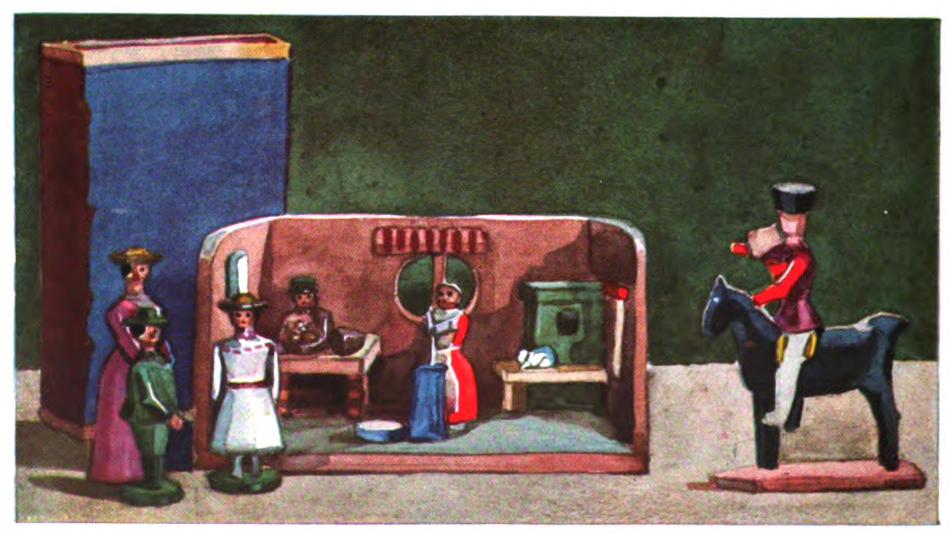
Erzgebirgisches Spielzeug. Grünhainichen
Sammlung Seifert. Holzschnitt von Alwin Seifert



Spielzeug aus der Rhön. Augsburg, Maximilians-Museum. Aquarell von Franz Hecht

gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Holzschnitzerei auch hier festen Boden. Seiffen, Olbernhau und Grünhainichen wurden die Hauptorte der neuen Industrie, die einen raschen Aufschwung nahm. Dies ist zu begreifen, denn kaum ein Spielzeug entspricht in seiner rührenden Primitivität so dem, was das Kind will. Deswegen blieb das sächsische Spielzeug auch dann noch beliebt und geschätzt, als die maschinelle Massenfabrikation die andern Gebiete längst stillgelegt hatte. Hier blieb der handwerkliche Charakter der Heimindustrie bis heute erhalten, und was in der neuesten Zeit in Grünhainichen an Holzspielzeug hergestellt wird, hat unbedingt den Geist und das Wesen des alten bewahrt auch im neuen Gewande. Noch an manchem Ort in Deutschland hat man im 18. und 19. Jahrhundert versucht, Holzspielzeug herzustellen. Wir kennen Anläufe in der Rhön, im Schwarzwald, in der Viechtau, am Gmundener See usw., aber sie alle waren ohne große Bedeutung.

Nur in Deutschland konnte sich eine volkstümliche Spielzeugheimindustrie bilden. Denn es ist dafür mehr erforderlich, als nur die gefühllose Maschine, die den Millionenartikel stanzt. Nichts braucht die kindliche Seele notwendiger für ihr Spielzeug, als jenes unfaßbare Fluidum, welches der Erzeuger deutschen Spielzeugs seiner Arbeit gibt. Dieses Fluidum scheint tief beheimatet im deutschen Gemüte, und so kommt es wohl, daß die Kinderherzen der ganzen Welt dem deutschen Spielzeug vor allen anderen Erzeugnissen den Vorzug geben.



Thüringer Miniaturspielzeug. Sonneberg, Museum. Aquarell von Karl Staudinger

Das Märchen von den zwölf Himmelstieren

Von Wilhelm Scharrelmann

Vor vielen Jahren wohnte nicht weit von Bergedorf bei Worpswede in einer einsamen alten Moorkate ein armer Häusler, der die beiden Ziegen, die er besessen, über Sommer an einer Seuche verloren hatte und nun kein Stück Vieh mehr besaß als einen jungen Widder, den er über Winter so herauszufüttern dachte, daß er ihn im nächsten Frühjahr für ein paar junge Ziegen einzutauschen hoffen durfte. Zu allem Unglück aber erkrankte im Herbst auch noch seine Frau und ließ ihn ein paar Tage später mit den beiden Kindern, die er von ihr hatte, allein.

Die beiden Knaben waren Zwillinge und so zart und versonnen in ihrer Art, als wären sie nicht von dieser Welt und nur von ungefähr in das dunkle Moor verschlagen.

Als es nun Winter wurde und er eines Tages nicht einmal so viel hatte, um die Kinder sattzumachen, entschloß er sich, so schwer ihm auch das Herz darüber wurde, den Widder in die Stadt zu treiben und zu verkaufen. Seine Sorge, woher er dann im Frühjahr ein paar neue Ziegen nehmen sollte, war über diesem Entschluß freilich nicht geringer geworden, aber er dachte: ‚Kommt Zeit kommt Rat,' und irgendeine Hilfe werde sich für ihn schon auftun. Er machte sich darum bereits am nächsten Abend fertig, versorgte die Kinder, so gut es gehen wollte, und sagte ihnen, daß sie bis zum andern Abend allein bleiben müßten, holte den Bock aus dem Stall und machte sich auf den Weg, damit er am andern Morgen zur rechten Zeit in der Stadt sei.

Es war aber eine stockdunkle Nacht, so daß er sich nach einigen Stunden bei dem starken Schneetreiben, das von neuem eingesetzt hatte, hoffnungslos verirrte.

Ratlos, wohin er sich wenden sollte, blieb er zuletzt stehen und blickte in die Dunkelheit hinaus, ob er nicht irgendwo ein Haus gewahrte, wo er anklopfen und nach dem Wege fragen könnte. Aber da war nichts um ihn als Nacht und leise rieselnder Schnee, und die Stille war so groß, daß er sein eigenes Herz darüber in der Brust hören konnte. Wie er aber noch stand und überlegte und zugleich an die beiden Kinder denken mußte, die er mutterseelenallein zu Hause gelassen hatte, hörte er plötzlich dicht bei sich ein paar Kinderstimmen aus dem Dunkel rufen:

„Wat steihst du dor in Wind un Snee?
Dat Moor is wit, un Hunger deit weh."

Darüber erschrak der Bauer bis ins tiefste Herz und fragte:

„Sind ji dat, de ji min eegen sind?
Or is dat de Snee, un brust blot de Wind?"

Da antwortete es wieder aus dem Dunkel:

„Us Moder liggt in den deepen Grund,
Upp 'n Harten een Steen, wiggt dusend Pund!"

und nun merkte er, daß es die Zwillinge waren, seine eigenen Kinder, die ihm nachgelaufen waren, und obgleich er sehr darüber erschrak, freute er sich doch, weinte und lachte zugleich und rief:

„Komt her, Druwappel an eenen Holt,
Ji sind mi mehr as Sülber un Gold!"

Sogleich liefen die Kinder auf ihn zu, und er hob sie aus dem Schnee auf seine Schultern, und so müde er vorhin gewesen war, so kräftig fühlte er sich jetzt wieder, und die beiden Kleinen dünkten ihn so leicht, als wären sie nichts.

Als er so weiterging und noch immer nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, riefen die Kinder:

„Kiek, Vadder, wat lücht us dor van feern?
Is dat 'n Hus — or is dat 'n Steern?"

Wirklich sah er in einiger Entfernung ein Haus vor sich liegen, schimmernd hell erleuchtet, als feire man eine große Hochzeit darin. Der Weg dahin aber ging steil aufwärts, daß er sich nicht wenig verwunderte, denn außer dem Weiherberge wußte er in der ganzen Gegend weder Hügel noch Berg. Näher gekommen, sah er zu seiner Freude, daß er unvermutet an ein Gasthaus gelangt war. Ein goldener Löwe hing als Wahrzeichen des Hauses über der Haustür. Gar zu gern wäre er mit seinen Kleinen eingekehrt, als ihm im letzten Augenblick einfiel, daß er nur noch drei Groschen in der Tasche hatte, und wie er darüber nicht an die Tür klopfen mochte und betreten in dem hellen Schein aus den Fenstern des Hauses stehen blieb, fiel sein Auge zufällig auf den Bock, den er vor sich hertrieb, und verwundert rief er aus:

„Van Nacht is woll allens verdreiht un verkehrt?
Wat is blot mit usen Buck passeert?"

Da antworteten die Kinder:

„Sin Fell un Hörn sind geel as Gold,
Un Ogen hett he as Füer in Holt!"

Wie sie noch standen und verwundert den Widder betrachteten, wurde im Hause ein Fenster aufgestoßen, und eine Magd guckte heraus, so schön von Angesicht, wie der Bauer im ganzen Teufelsmoor noch keine gesehen. Sie winkte ihm mit der Hand, daß er eintreten sollte, ging auch hin und öffnete die Tür. Der Bauer aber blieb stehen, drehte verlegen seine Mütze in den Händen und sagte:

„Ick hew blot dree Groschen mehr to verteern,
Könnt wie mit dreen dor satt van weern?"

Darüber lachte das Mädchen nicht wenig und antwortete:

„Dat geiht hier nich na Geld un Got,
Un de Löw vor de Dör, de bitt ju nich dot!"

Da faßte sich der Bauer ein Herz, band den Widder am Hause fest und ging mit den beiden Kindern in die hellerleuchtete Stube, und die Magd trug ihnen auf, wie ihnen in ihrem ganzen Leben der Tisch noch nicht gedeckt worden war.

*

Nach einer Weile kam ein Mann von der Straße herein, der war wie ein Fuhrmann gekleidet und mit einem gewaltigen Stier unterwegs, hatte das Tier neben dem Widder des Bauern vor das Haus gebunden und begann im Hereintreten sogleich wegen des Bockes zu handeln, und kaum, daß er den Preis gehört hatte, schlug er schon ein und sagte:

„De Widder is min, un min is de Stier,
Wen hört awer de beiden Twillinge hier?"

Der Bauer war nicht wenig froh, daß er einen so guten Preis für den Widder bekommen hatte, und entgegnete, daß es seine Kinder wären und daß sie ihm ohne Erlaubnis nachgelaufen seien.

Der Fuhrmann lachte, tätschelte den beiden die Köpfe, fragte sie, ob ihnen der Weg herauf nicht zu lang geworden sei, und meinte dann, die Jungen kämen ihm gerade recht, da er ein paar zum Nachtreiben haben müsse. Er wolle dem Bauer eine gute Belohnung geben, wenn er ihm die beiden Kinder dafür überlasse, langte in die Tasche und zählte sieben blanke Goldstücke auf den Tisch.

Aber von einem solchen Handel wollte der gute Moorbauer nichts wissen. Die Kinder wären ihm für alles Gold in der Welt nicht feil, und wenn er zu Hause mitunter auch kaum etwas für sie zu essen habe, würde er sich doch niemals von ihnen trennen.

Der Fuhrmann steckte ein verkniffenes Lächeln auf und meinte, ein Stück Wegs könnten die beiden doch wohl mit ihm gehen. Eine Viertelstunde weiter führe die Straße nämlich über eine Brücke und es sei ihm jedesmal, so oft er schon des Weges gekommen sei, nicht ganz leicht gewesen, den Stier hinüberzubringen. Dabei schob er jedem der beiden Kleinen ein Goldstück zur Belohnung hin und versicherte, in einer halben Stunde könnten die beiden wieder zurück sein.

Da war der Bauer zuletzt einverstanden, und die Kinder bekamen jedes einen Stecken in die Hand, riefen: „Hü und hott!" wie sie es in ihrem Dorfe gelernt hatten, und halfen, den Stier hinter dem Widder hertreiben, daß ihre Stimmen lustig über die stille Straße schallten.

*

Kaum war der Fuhrmann mit den beiden Tieren und den Zwillingen davon, trat die Magd wieder zu dem Bauer in die Stube, räumte den Tisch ab und fragte ihn, wo er denn seine beiden Kinder gelassen habe. Als sie nun hörte, daß sie für eine kurze Weile mit dem Fuhrmann davon seien, schlug sie entsetzt die Hände über dem Kopf zusammen und rief:

„Wer schall jo de beiden nu wedder halen?
De Fohrmann löpt sneller as Peer un Fahlen!"

Der Bauer erschrak auf den Tod, sprang vom Tische auf und stürzte auf die Straße hinaus, sah aber keine Spur mehr von den Kindern und schrie in seinem Schrecken:

„Min Kinner, min alles, min Hinnerk un Harm!
Erst de Moder, nu de Kinner — dat Gott sick erbarm!"

und warf das Geld, das er für den Widder bekommen hatte, in seiner Verzweiflung von sich auf die Straße. Aber kaum, daß die goldenen Münzen auf das Pflaster klirrten, verwandelten sie sich in die Glieder und Zangen eines Krebses, der mit schimmernden Gelenken davon und den Zwillingen nachzog.

Da aber kam die Magd auf die Straße gelaufen und rief:

„Wat schall dat helpen un wat nützt us din Ropen?
Een Krewt kann blot kniepen un kann nich lopen!"

reckte sich in die Höhe, nahm den Löwen herunter und sprach mit beschwörender Stimme:

„Lebendig bis du, wie allens in 'n Hewen,
Den Fohrmann bit dot, de Twillinge lot leben!"

Da wurde der Löwe lebendig, reckte die goldenen Glieder im Sprunge, bleckte die Zähne und jagte dem Fuhrmann nach. Der Bauer aber war so erschrocken, daß er ohn-

mächtig auf die Straße stürzte. Als er erwachte, sah er, daß auch die Jungfrau davongegangen und in ihrem Hause alle Lichter erloschen waren.

Verwirrt stand er nun allein in der Dunkelheit, wollte den Kindern nach, verwechselte aber die Richtung und ließ das Haus links statt rechts liegen. Kaum daß er ein paar Minuten gegangen war, sah er eine steinalte Frau am Wege sitzen, die hielt eine Wage empor und murmelte:

„De Wacht geiht up, de Wacht geiht dal,
Wat wiggt de Luft, wat wiggt de Qual?"

Da meinte der Bauer, sie wolle wohl zum Markt in die Stadt und wiege ihre Butter nach, und fragte sie:

„Och Moder, vergiff mi, up min Bost liggt 'n Steen
Heft du mine Kinner wol lopen sehn?"

Aber die Frau antwortete ihm nicht, sah nur den schwankenden Schalen ihrer Wage zu und fuhr fort zu murmeln:

„Un witt is swart, un swart is witt,
Allens is recht, un allens is quitt!"

Da ergriff den Bauer Furcht vor der Alten und ihren Worten, und er lief weiter, aber das Herz war ihm nun doppelt beklommen in dem tiefen Schweigen der unendlichen Straße, und er wünschte nichts sehnlicher, als daß ihm jemand begegnete, den er nach seinen Kindern und dem Wege fragen könne.

Wirklich sah er nach einiger Zeit einen Fremden auf sich zukommen, der aber in einer so merkwürdigen Kleidung einherging, daß er wie ein Jahrmarktsgaukler anzusehen war. Leib und Glieder steckten in einem flimmernden Trikot und um seinen Hals hatte er eine Schlange hängen, ein Tier von wahrhaft gleißender Schönheit und mit sternfunkelnden Augen. Zu den Füßen des Schlangenträgers aber sah er ein merkwürdiges Tier kriechen, anzusehen beinahe wie ein Drache, halb Spinne und halb Krebs, den Schwanz mit einem Stachel versehen und über dem Rücken erhoben, dabei groß und gewaltig und mit glänzenden Schuppen auf dem Leibe, alle Glieder in einem düsteren Feuer erglühend. Entsetzt über den Anblick rief der Bauer:

„Wat kruppt dor över Stock un Steen,
Mit'n Mul as Füer un dusend Been?"

Da antwortete der Schlangenträger, als hätte er seine Frage gehört:

„Ick bün de Reu, ick bün de Qual,
Bin Gift di im Blot, im Fleesch di 'n Pahl!"

und wirklich sank dem Bauern über dem Anblick das Leid seines elenden Lebens mit solcher Gewalt ins Herz, daß ihm der Atem vergehen wollte. Zugleich stieg alles, was er jemals an Unrecht getan hatte — daß er die Mutter seiner Kinder in der Trunkenheit geschlagen und in seiner Jugend seinem eigenen Bruder auf der Tanzmusik einen Stich mit dem Messer versetzt hatte — so quälend wieder in ihm auf, als wäre es eben erst geschehen. Erst die Erinnerung an seine Kinder und seine Angst um sie schreckte ihn aus seinem Dahinbrüten auf, als ihm nach einer längeren Wegstrecke ein doppelt merkwürdiges Wesen begegnete, halb Mensch und halb Pferd, wie er es in seinem Leben noch nicht gesehen hatte. In wildem Galopp und mit den silbernen Hufen die Straße klopfend, in den sehnigen Armen einen Bogen und einen schußbereiten Pfeil darauf, zog es an ihm vorbei.

„Ick bün dat Leben, ick bün de Mot!
Wie lockt mi de Feern, wi schümt mi dat Blot!"

Da war der merkwürdige Schütze auch schon vorüber, und verwundert sah ihm der Bauer nach. Aber nach der Zerknirschung, die der Schlangenträger mit dem Skorpion in ihm hervorgerufen hatte, hatte ihn der Anblick des Schützen mit neuem Mut und neuer Hoffnungsfreude erfüllt.

Die Straße führte ihn jetzt zwischen Bergen hin, wie er sie noch nie gesehen hatte. Hängende Felsen, schimmernd wie Erz, säumten den Weg ein, rauschende Wasser ergossen sich zwischen ihnen zu Tal, und dampfende Nebel hoben sich über ihm in die nächtliche Luft, leuchtend wie zerstäubendes Silber. Oben auf den höchsten Klippen aber stand ein Steinbock, das mächtige Gehörn in den Nacken gelegt, die sehnigen Glieder zum Sprunge gestreckt. Herrlich, wie er dort oben von Klippe zu Klippe sprang, nun tiefer herabkam und dicht an dem erstaunten Bergedorfer vorbei davonstürmte.

„Keen Barg is to steil, keene Kluft mi to breet,
Ick bün de Wille, un nix is mi leed!"

schien jeder Sprung von ihm zu sagen.

★

Unser guter Moorbauer war nicht wenig froh, als das Gebirge bei seinem Weiterwandern allmählich zurücktrat und er wieder in die Ebene hinauskam. Vom diamantenen Licht der Sterne überglänzt, sah er nunmehr einen See vor sich liegen, und dahinter eine Landschaft von schimmernden Flüssen und Gräben durchzogen, die ihn an seine Heimat und das Teufelsmoor erinnerten. Am Ende war er nun nicht mehr weit von der Stadt, zu der er gewollt hatte? Wenn ihm nur endlich jemand begegnet wäre, der ihm Auskunft über seine Kinder hätte geben können! Hatte nicht der Fuhrmann vorhin von einer Brücke gesprochen?

Vielleicht, daß er doch auf dem richtigen Wege war und die Straße ihn nun bald an eine Stelle führte, wo der Fuhrmann die Zwillinge wieder umzuschicken versprochen hatte? Von neuer Hoffnung erfüllt, stieg er zu dem nachtdunklen Wasser des Sees herab. Hier mußte er doch irgendwo ein Haus finden?

Wirklich sah er im Umherspähen dicht am Wasser eine Hütte liegen, und als er näher kam, gewahrte er einen Mann in ihrer Nähe, der ein silbernes Netz in das Wasser geworfen hatte und sich soeben anschickte, es wieder herauszuziehen. Aber gefangen hatte er nichts, und so ließ er es gerade von neuem ins Wasser, als der Bauer herankam, bescheiden seine blaue Schirmmütze zog und nach seinen Kindern fragte. Aber der Wassermann hatte die Kinder nicht gesehen, wußte auch nichts davon, ob ein Fuhrmann mit einem Widder und einem Stier vorübergekommen sei, und hatte nur Sorge, endlich die goldenen Fische zu fangen, die von Ewigkeiten her in dem tiefen Grund des Sees schwammen.

Verzweifelt und müde, von neuem enttäuscht zu sein, verließ der Bauer den Wassermann und den See mit den goldenen Fischen und ging weiter. Unsicher, ob er auch die rechte Richtung eingeschlagen habe, kam er zu allem Unglück zuletzt und wider Erwarten an eine tiefe Schlucht, deren Wände so steil vor ihm abstürzten, daß es unmöglich war, sie zu durchqueren.

Da brach der arme Bergedorfer verzweifelt und niedergeschmettert in die Knie und schrie:

„Wo finn ick de Kinner, wo finn ick de Brugg?
Ick kann nich mehr vorwarts un nich mehr torugg!"

Als er aber seine Augen noch einmal aufhob, ob ihm denn keine Hilfe komme, sah er zu seinem Erstaunen auf der anderen Seite der Schlucht den Widder wieder auftauchen, und sein goldenes Gehörn funkelte in den Strahlen der Sterne. Da merkte er, daß er, statt den Kindern nachzugehen, vom Gasthaus zum Löwen aus die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen und den Fuhrmann darum auf dem ganzen Wege nicht eingeholt hatte. Denn nun sah er hinter dem Widder auch den Stier emporsteigen und hinter den beiden — wahrhaftig! erblickte er die Zwillinge. Noch immer hielten sie ihre Stecken erhoben, um den Stier anzutreiben, und über ihren Sternenaugen schimmerten ihre blonden Locken wie eitel Gold.

Mit den Armen winkend, wollte er sich erheben und ihnen zurufen, aber Stimme und Glieder versagten ihm, und so wie er stand, ist er stehen geblieben bis auf diesen Tag und wird so stehen bis in alle Ewigkeit. Zu seinem Trost aber erschien neben ihm zu seiner Rechten das Sternbild seiner verstorbenen Frau, die Arme in Sehnsucht nach ihm und den Zwillingen erhoben. Denn die Ewigkeit geht ebenso gut durch das kleine Bergedorf wie durch das selige Land der Griechen, und es ist gleich, ob die beiden auf den Sternkarten mit griechischen Namen als Perseus und Andromeda verzeichnet stehen, oder als Klaus und Geschmagret Tietjen aus Bergedorf bei Worpswede, und zuletzt sind auch Kastor und Pollux nicht mehr als ein paar arme Zwillingskinder aus dem Teufelsmoor, denn im Urgrunde aller Dinge — ist alles eins, seht ihr wohl!

Winterliches Landhaus. Von Georg Britting

**Es ist der Wald, der steifgefrorne Wald,
Doch hat man um ihn einen Zaun gelegt,
Sind Wege drin, gerade, blankgefegt,
Und an der Türe steht: Kein Eintritt! Halt!**

**Schief auf den Fichten, moosbebartet, alt,
Hockt nur die Krähe, die die Flügel schlägt.
Längst ist das Reh entschlüpft. Kein Specht, der sägt.
Der Maulwurf schläft, dem Maulwurf ist's zu kalt.**

**Da knallt vom Berg ein Schuß, ein zweiter und ein dritter:
Dort bricht der Hirsch wie Donner durch die Schlucht,
Die Gemse pfeift, quer durchs Geröll die Flucht.
Da draußen sind die Jäger und die Ritter
Im braunen Knie die Freiheit und die Kraft.
Hier ist der Park, das Haus, die Fett-, die Bettgefangenschaft.**

Vom Rodel zum Bob

Schlittensportbilder von Toni Schönecker

Der Großstädter von heute kennt den Zauber der Schlittenfahrt nicht. Alle Jubeljahre einmal bringt ein Wintermorgen eine Schneebahn, die in den Straßen länger als ein paar Stunden fahrbar bleibt: die mit Viehsalz bestreuten Gleise der elektrischen Bahnen dulden in ihrer Nähe das Zuckerweiß der Schneepoesie nicht, und mit Eispickel, Hacken und Schaufelbrettern rücken gleich ganze Kolonnen an, um dem lebenswichtigeren Autoverkehr das katastrophale Hindernis zu beseitigen. Und wenn um die Mittagsstunde die Großstadtkinder aus der Schule heimkehren, dann bedeckt schon ein mißfarbener Brei die Straßen und die Plätze.

Aber in den Landstädten unserer großen deutschen Heimat, in den Mittelgebirgen, und gar auf den weiten Ebenen von Ostpreußen, an den masurischen Seen und in den herrlichen Eichenwäldern der Ostmark kann man den Märchenzauber noch erleben: fernher das feine Klingeln des Glöckchenbehangs der Pferde, das näher und näher kommt, man eilt ans Fenster, stößt es auf, sieht den Schlitten des Herrschaftsguts oder des Oberförsters, bunt bauscht sich im Wind die Schneedecke über dem dampfenden Pferdefell, ein helles Wiehern durchschneidet die eiskalte Luft, rote, lustige Gesichter mit blitzblanken, blauen Augen gucken unter Pelzkappen oder Sportmützen hervor, es gibt fröhliche Zurufe, der Schlitten saust vorbei, biegt um die Ecke, das silberne Klingeln erstirbt . . . Oder man gerät im Winter in ein Gebirgsstädtchen, fernab den großen Autostraßen, und nimmt sich die Zeit, etwa den Weg durchs Goldbachtal





nach St. Andreasberg im Harz im Schlitten zurückzulegen, oder eine Strecke im Schwarzwald, oder die Fahrt durchs Schwarzatal in Thüringen. Natürlich kommt man da ohne einen wärmenden Kirsch oder Zwetschen in der Dorfkneipe unterwegs nicht aus, auch ein Eierbier oder ein Grog wird von den Sachverständigen dortzulande noch für unabwendbar notwendig gehalten. Das Schlittenfahren ist eben doch ein altväterisches Vergnügen, in dem man an biedermeierischen Sitten festhält. Dazu gehört natürlich auch das Schlittenrecht. Ich glaube übrigens: so sagenhaft altmodisch der Ausdruck anmutet, das Recht selbst gilt nirgends für verjährt. Gibt es etwa unter den modernen jungen Großstadtbubiköpfen einen einzigen, dem man erst auseinandersetzen müßte, was es ist, was es bedeutet — und wie es angewendet wird? Und wenn in Kleinmichelsdorf oder Hintertupfenbach der Verein Harmonie sein Winterfest feiert, mit Schlittenfahrt zum Waldkater, wo bis weit über Mitternacht hinaus Jimmy und Charleston getanzt werden, dann ist um die paarweise Besetzung jedes einzelnen Gespanns zur Heimfahrt im Vollmondschein auch heute noch eine eifersuchtsvolle Fehde zu erwarten wie zu Zeiten von Gustav Freytags „Soll und Haben" . . . Denn ist's nun das silberne Läuten des Geschirrs der Schlittenpferde oder die wohltuende Wärme und Schmiegsamkeit unter den Pelzdecken, ist's die Wintermärchenstimmung des beschneiten Waldes oder die plötzliche Stille und traulich erschreckende Zweisamkeit: das Schlittenrecht, so harmlos und ungefährlich eingebürgert, führt meistens zu den überraschendsten Verlobungen.

Ganz ohne jede Spur von Winterpoesie blieben leider die Schlittenfahrten, die unsere Truppen im Weltkrieg mitunter durchzumachen hatten: in Rußland und Galizien. Ich habe nur gelegentlich eines Kommandos, das mich nach Wilna führte, ein paar Tage lang bei 28 Grad Kälte in einem der winzigen Kastenschlitten gesessen, die dort ein „Panje-Pferdchen" über die endlosen Schneefelder zog. Da pfiff es von allen vier Weltecken dem Schlittengast um die Ohren, die in Stroh verpackten Rohrstiefel beherbergten zwei steifgefrorne, fühllos gewordene Knochengestelle, die Augen tränten, und die Tränen erstarrten auf den blauen Backen . . . Unwillkürlich mußte man an Tolstois grausam-gruselige Wintergeschichte „Herr und Knecht" denken . . . Und dann immer das schauderhafte Wiederauftauen im überheizten Versammlungsraum! Nein, im modernen D-Zug reist es sich entschieden behaglicher als in der Form, in der einst auch die arme preußische Königin ihre Flucht im Schnee über die Kurische Nehrung nach Memel bewerkstelligen mußte! Immer der Winter als die Zeit des Mißvergnügens!

Haben die Erwachsenen früher nicht alle so gedacht? „Wer friert, ist dumm!" sagte mein alter Hauptmann, als er im Manöverzelt Nansens „In Schnee und Eis" las und dabei ungezählte heiße Grogs zu sich nahm. Sind denn die Alten je in den Schnee hinausgelaufen, wenn sie nicht mußten? Nein, das war bloß das possierliche Vergnügen von uns kleinen Abc-Schützen. Wir schlidderten oder lieferten einander Schneeballschlachten, klassenweise, oder rutschten auf unsern selbstgezimmerten Rodeln — „Käsehitschen" nannte sie mein Großvater, der aus Schlesien stammte, — die kleinen Abhänge an der Weichbildgrenze oder am Waldrand hinunter, vielleicht auch die abschüssige Landstraße, obwohl damals die Fuhrleute der Lastwagen jede Belästigung ihrer schwerarbeitenden Kaltblüter durch Eigenpolizei mit der Peitsche zu verhindern pflegten. Schlittschuhlaufen war ein Vergnügen, das man sich durch ein besonders gutes Weihnachtszeugnis erkämp-





fen mußte — und die Beherrschung der unregelmäßigen Verben hielt leider nicht immer gleichen Schritt mit dem sportlichen Tatendrang.

Ich kann mich entsinnen, daß ich vor 35 Jahren zum allererstenmal einen erwachsenen Menschen auf einem Rodelschlitten gesehen habe. Natürlich war es ein Engländer. Ich blieb stehen und lachte. Der Engländer lachte auch. Es war in Leysin sur Aigle. Wer damals im Winter auf Urlaub ging, der suchte nicht den Schnee, sondern den „ewigen Frühling“ auf, am Genfer See oder an der Riviera. Aber weil es in Montreux um Weihnachten herum ununterbrochen regnete, war ich zum Zeittotschlagen ins Rhonetal gefahren. Und hier schneite es. Auf die Höhe am Nordrand des Tals gelangte man im Pferdeschlitten. Ein französischer Arzt hatte da oben in einem kleinen Bergnest, den Versuch von Davos nachahmend, eine Lungenheilstätte eingerichtet. „Verrückt“ fand man das damals noch. Wer hustete, der sollte nach Kairo, zum Donnerwetter, nach Algier, in ein mildes Klima, wenn er das Reisegeld aufbringen konnte, aber in den Schnee —?! Ja, und hier oben erlebte ich nun die ersten Anfänge richtigen Wintersports. Eine ganz neue Welt tat sich einem hier auf. Die Regennebel des Genfer Sees lagen ein paar hundert Meter unterhalb des Dorfes. Aus dem leichtgekräusel-



ten Regen- und Nebelwolkenmeer ragten alle Schneehäupter und Eisspitzen, die höher waren als etwa tausend Meter, in die blaue Luft. Man konnte sich vorzüglich informieren; beste Gelegenheit, Erdkunde zu treiben. Und über dieser schönen Winterwelt wölbte sich die blaue Himmelsglocke. Die Kranken, soweit sie nicht in der Sonne ihre Liegekur betrieben, tummelten sich im Schnee, übten sich auf dem Eisplatz im Kunstlauf, trudelten auf der in Kurven angelegten Schneebahn im Rodelschlitten zu Tal. Ausgewachsene Männer mit Bärten (die trug man damals noch) beteiligten sich an dem kindlichen Vergnügen. Eine junge Frau, eine Norwegerin, war sogar in Hosen er-





schienen, um durch den Schlepprock (auch den trug man damals noch!) nicht in dem neuen Sport behindert zu sein. Wir Deutschen fanden das fabelhaft kühn.

In Bayern ist der Rodelschlittensport von den Erwachsenen beiderlei Geschlechts etwas früher aufgenommen worden als in Norddeutschland, wo eben die Berge fehlen, die zu den billigen und lustigen Talfahrten einladen; im Riesengebirge ist in jenen Zeiten, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, die Hörnerschlittenfahrt als rechter Sport ausgebildet worden, nachdem sie bis dahin nur den Knechten zur Holzabfuhr aus dem Gebirge gedient hatte. Die mächtige Ausdehnung und Weltgeltung erfuhr der Schlitten-, der Wintersport überhaupt erst, als die Engländer die Grandhotels der Schweiz veranlaßten, eine neue Saison zwischen Weihnachten und Fasching einzurichten. Im Geschwindschritt eroberte er sich nun seine gleichberechtigte Stellung neben allen Rasenspielen und Wassersportarten. Die Schlittenbähnchen der rodelnden Kinder wurden ausgebaut: Sachverständige legten sie im richtigen Gefälle und mit wechselnden Kurven und sachgemäßem Auslauf an. Arbeitskommandos, die meist aus straßenbaukundigen Italienern bestanden, schaufelten ganze Bastionen von Schnee zusammen oder karrten ihn weg, wagenweise. Die Ränder der Bahn, ihre Sohle in der Kurve, alle Überhöhungen wurden mit Wasser übergossen, so daß sie in den bitterkalten Nächten vereisten. Weicher Schnee legte sich dann wieder darüber und wurde glatt gestampft. In den großen Winterkurorten scheute man keinerlei Kosten und Mühen. Die Schatzalp, St. Moritz, Arosa, bald auch deutsche Gebirgsbäder wie Oberhof und andere, legten kurvenreiche Rodelbahnen an, die über Hunderte von Metern zu Tal führten. Die Technik der Fahrer verfeinerte sich von Jahr zu Jahr. Man ahnte schon etwas vom Rausch der Geschwindigkeit. Und bald war auch die Wettmaschine bereit. Die rascheste Fahrt, mit der Stoppuhr kontrolliert, wurde preisgekrönt. Meisterschaften wurden aus-

geschrieben. Um Abwechslung zu bieten, bemannte man die größer gebauten Rodel mit zwei Fahrern: einer mußte liegen, einer sitzen. Es gab beim Kampf um die Meisterschaften automatische Start- und Zielmelder, elektrisch angetrieben, sobald der Rodel den dicht hinter dem Start quer über die Bahn gespannten Zwirnsfaden durchreißt.

Als höchst vergnügliche Gesellschaftsfahrt auf Land- und Bergstraßen der Schweiz erfanden die Wintersportgäste aus dem Lande des Nebels, des Plumpuddings und des Clowns, der die Prügel kriegt, die „tailing party“: Ein mit zwei oder vier Pferden bespannter Schlitten nimmt die Pelzmäntel, Frühstückspakete und (auf der Heimfahrt) die Invaliden auf, im langen Schwanz daran sind zehn bis zwölf Rodelpaare festgebunden, es geht unter Geschrei und Lachen bergab und bergauf, über Stock und Stein, und wenn die lange Kette um scharfe Kurven herumsaust, dann mögen die Insassen der letzten Rodel sich höllisch inachtnehmen vor Chausseebäumen, Meilensteinen — und Purzelbäumen in das beschneite Weltall links und rechts der Straße . . .

Neben dem Rodel gewann das Skeleton, das die Kanadier aus ihren Bergbahnen in die Schweiz mitgebracht hatten, das Interesse der neuen Sportjugend. Das Skeleton ist ein ganz niedriger, kurzer, leichter Stahlschlitten und hat mit dem Holzrodel unserer Kinderzeiten nichts mehr gemeinsam. Das Vorderteil ist beweglich, um durch den Stoß nach vorwärts die Geschwindigkeit verstärken zu können. Skeleton wird nicht auf einer Schneebahn gefahren; es verlangt eine schmale, völlig vereiste Bahnrinne, die sich in glashartem Zustand befinden muß. Der Fahrer legt sich bäuchlings auf das Stahlgerippe und saust, den Kopf nach vorn, die steile Bahn zu Tal. Leichteste Gewichtsverlegung des Körpers nach rechts oder links reguliert das Durchlaufen der Kurven. Früher endeten Entgleisungen und Stürze auf der vereisten Bahn stets mit bösen Hautabschürfungen, wenn nicht mit Knochenbrüchen oder schweren Verstauchungen. Als ich auf dem Cresta-Run, der von St. Moritz in ein paar Windungen nach Celerina steil hinabführt, unweit der Bobbahn, zum erstenmal einen jungen Kanadier starten sah — jäh sauste das Skeleton mit dem Bündelchen karierter Schafswolle nebst menschlichem Inhalt die blauschimmernde Bahn hinab, wischte die Kurven aus, hart am Rand, schien zu kippen, kam aber flugs wieder in Fahrt, verschwand um die nächste Biegung und fegte dann tief unten in der Schnee-Ebene von Celerina den Auslauf entlang —, da meinte ich: dieser Sport dürfe eigentlich nur von Persönlichkeiten ausgeübt werden, die ihren Kopf nicht zu den edleren Körperteilen rechnen. In den letzten beiden Jahrzehnten hat sich die Ausrüstung aber sachgemäß vervollständigt: der Fahrer trägt heute einen starken Sturzhelm, Knie und Ellbogen sind durch blechbeschlagene Lederkappen geschützt, an den Stiefelspitzen des Fahrers befinden sich scharfe Lenk- und Bremssporen.

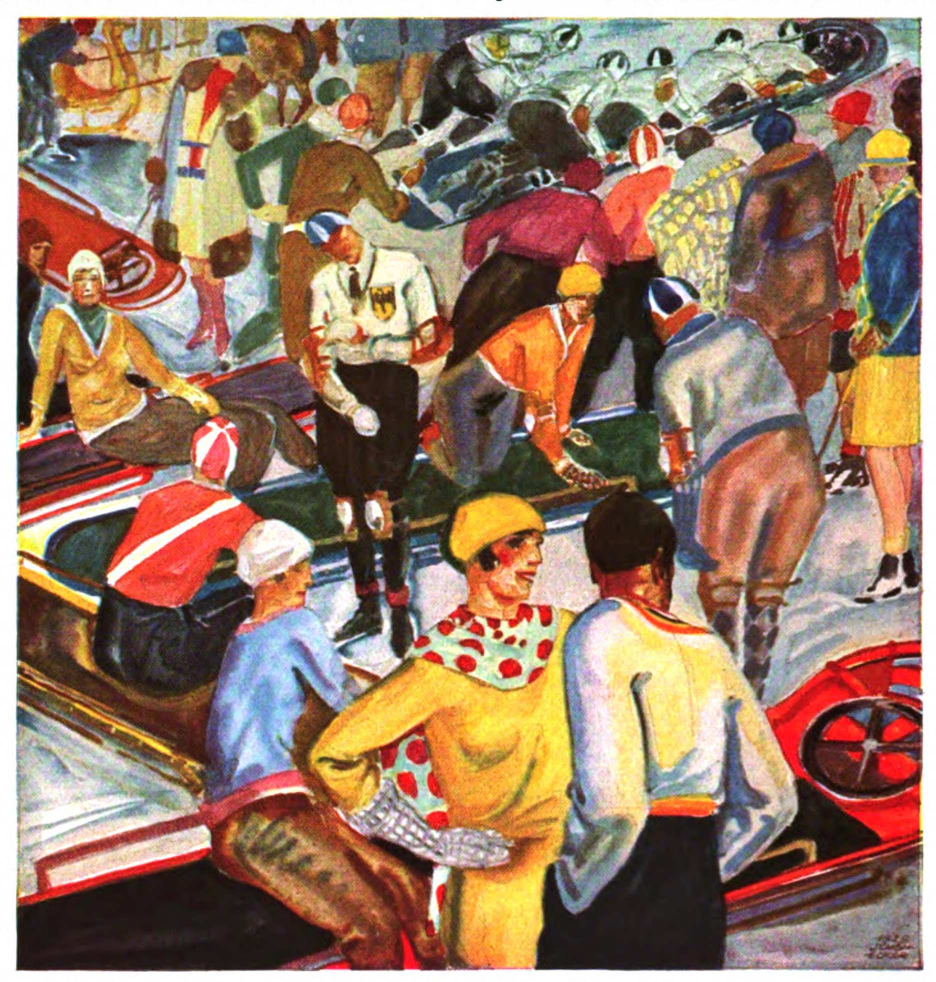
Skeleton fährt man nicht zum Vergnügen, sondern um einen Rekord aufzustellen, um einen Cup, einen Meistertitel zu gewinnen. Die ganze Fahrt vom Ablauf zum Ziel dauert bei einem richtigen Skeletonmeister kaum eine Minute: das Tempo ist rascher als bei einem D-Zug. Beim Gewinn geht es daher nur um den Bruchteil von Sekunden. Auf dem Cresta-Run hat jeder Fahrer dreimal zu starten, und die Gesamtzeit der drei Fahrten rechnet. Der Fahrer muß jede Falte der Bahn genau kennen, muß wissen, wie hoch er die erste, die folgende Kurve zu nehmen hat, wo er durch Vorwärtsstoßen des Skeletonvorderteils das Tempo beschleunigen darf, wo er durch sachtes Einsetzen des Eissporens rechts oder links die Richtung um ein Minimales abändern soll. Auf der glatten, abschüssigen Fläche gibt es nirgends einen Halt. Wer die Kurve zu hoch ansetzt, kann es erleben, daß er über den vereisten Rand hinaus-





fliegt, wer in der Mitte der Sohle bleibt, gewinnt den Schwung nicht, der erforderlich ist, um die Windungen im Blitztempo zu nehmen. Es kann sich nur um ganz minimale Verbesserungen der „klassischen" Fahrspur handeln, die den Sieg bringen. Ist das Wetter weich geworden, hat es frisch geschneit und haben in dem reißenden Tempo die schmalen Stahlkufen eines Skeletons eine Art Rinne hinterlassen, dann gehört für den folgenden Fahrer die schärfste Aufmerksamkeit und Energie dazu, um mit dem eigenen Schlitten nicht dieser Spur verhaftet zu bleiben, — die Zeit des Vordermannes würde dann in keinem Falle zu übertrumpfen sein.

Derselben blitzschnellen Erwägungen und Entschlüsse wie beim Skeletonrennen bedarf es beim Bobfahren. Aber hier handelt sich's nicht um ein einzelnes Sportmännchen, sondern um eine ganze Mannschaft. Sie besteht aus dem Lenker des Fahrzeugs an der Spitze, dem Bremser am Ende, dazwischen zwei, meist drei gut einexerzierten Mitfahrern. Natürlich gehört ein „Bob-Girl" dazu. Fast abergläubisch hält man daran fest. Nur beim Kampf um die ganz großen und strengen und harten Meisterschaften verzichtet man neuerdings auf die Beteiligung von Damen. Vielleicht hat das die neue Art des Fahrens mit sich gebracht: die Rennen werden nicht mehr sitzend, sondern liegend gefahren, bäuchlings, einer hinter dem andern (man kann schon sagen: einer auf dem andern), die Füße sind links und rechts von der schmalen Polsterbank auf die Kufen des niedrigen, langgestreckten Eisengestells aufgesetzt, die in Pelzhandschuhe verpackten Fäuste halten sich an Schlaufen fest. Der Bobführer bedient die Steuerung wie ein Auto mit dem Lenkrad. Die Bremse besteht aus einer Schleppe, die mit scharfen Dornen versehen ist. Das Gewicht eines solchen Stoßschlittens beträgt etwa fünf Zentner. Die steil abschüssige, mit vielen Kurven und Doppelkurven angelegte Bobbahn muß an den Biegungen sehr stark überhöht sein, denn der Bob nimmt die Windungen niemals auf der Sohle der Bahn, sondern in Schräglage hoch darüber, an besonders berühmten oder berüchtigten Stellen, wie am „Hufeisen" des Cresta-Run, am „Sunny Corner", fünf oder zehn oder zwölf Meter über der Sohle, dicht unterhalb der vereisten Brüstung, so daß die Körper der Fahrer fast einen rech-



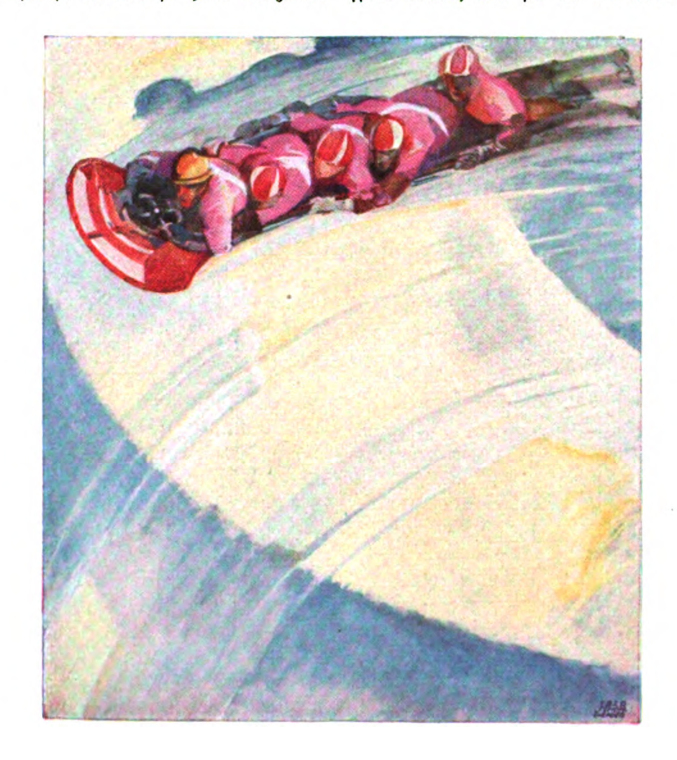
ten Winkel zur Seitenwand bilden. Das gilt aber nur für den Bruchteil einer Sekunde — noch bevor das Auge die gefährliche Lage erfaßt hat, ist der Bob schon wieder um die folgenden paar Schleifen herumgesaust, rast eine Gerade lang, die in einer leichten Steigung endigt — um die Geschwindigkeit zu bremsen —, die Mannschaft stößt ihr Eigengewicht nach vorn (das Kommando der Engländer: „one, twoo — bob!“ hat dem Schlitten den Namen gegeben), das Gestell gewinnt neuen Lauf, verdoppelt, verdreifacht in der abwärtsführenden Kehre seine Geschwindigkeit, noch ein paar tolle Windungen, Bogen und Schleifen, die es in jäher Hast durchjagt, — und dann kommt der lange Auslauf im Tal, der hinter dem Ziel noch ein paar hundert Meter Spielraum läßt und schließlich in sanftem Ansteigen der Fahrt ein Ende bereitet.

Die Arbeit einer Bobmannschaft muß sich nach der Eigenart der Bahn richten. Der Mann am Volant, der Mann an der Bremse, die dazwischen liegenden Fahrer, sie müssen für jede einzelne Kurve ihren festen Plan haben: diesen Corner kurz nehmen, um Zeit zu sparen, jenen hoch, um für die folgenden Windungen mehr Schwung zu bekommen. Anfänger bedürfen noch des Kommandos „rechts“ oder „links“, um ihr Gewicht rechtzeitig nach der Innenseite der Kurve zu verlegen, die einexerzierte Mannschaft hat das alles schon im Gefühl, sie ist eins im Willen, eins im Entschluß, eins in der Tat.

Daß bei dem Fünfzentnergewicht des Bobschlittens ein Sturz, ein Umschlagen in der Kurve von den betrüblichsten Folgen für Gelenke, Knochen, Kiefern und Rückgrat der Bobfahrer sein muß, ist bekannt. Als Lebensversicherung hat dieser Sport niemals Geltung gehabt. Wer seinem Reiz aber einmal verfallen ist, den hält ängstliche



Vorsicht nicht mehr zurück. Unter den Engländern befinden sich einige Matadore, die Winter um Winter sofort zur Stelle sind, sobald der St. Moritzer Klub die Bobrennbahn dem Betrieb übergibt. Sie beginnen zu üben, auch wenn die Bahn erst zum Teil fahrbar ist: so lernen sie jede einzelne Strecke um so gründlicher kennen. Natürlich befinden sie sich den Konkurrenten gegenüber, die erst kurz vor Beginn eines Meisterschaftskampfes auf die Bahn gelangen, bedeutend im Vorteil. Da man auf den deutschen Bobbahnen eine breitere Bobspur kennt, als sie in St. Moritz üblich ist,





haben unsere Olympiakämpfer noch eine besondere Schwierigkeit zu überwinden gehabt, als sie sich zum Kampf stellten. Um so erfreulicher war's, im Februar dieses Jahres, daß der Bob „Deutschland II", den der Garmischer Kilian lenkte, trotz dieses Umstandes — und trotz viel kürzerer Vorbereitungszeit — die Blitzzugsgeschwindigkeit von nur einer Minute vierzig zwei Zehntel Sekunden für die ganze Rennstrecke brauchte. Es war der einzige „deutsche Punkt", der das Emporsteigen der deutschen Flagge an den Siegesmasten der Olympiade ermöglichte. Inzwischen ist Deutschland dem Internationalen Bob-Verband beigetreten. Der soll künftighin für eine gerechtere Verteilung der Trainingsmöglichkeiten auf der St. Moritzer Bobrennbahn sorgen. Auch die Regelung der Europa-Rodel-Meisterschaft und anderer Schlittensportdinge ist ihm übertragen worden. Aus Deutschland sind allein beim Rodelsport Thüringen und Harz. Taunus, das Lausitzer Gebirge, das Glatzer Bergland, das Riesen- und Isergebirge, Bayern und der Schwarzwald vertreten.

Bobfahren ist eine „mondäne" Angelegenheit geworden. Man macht aber nicht bloß Rennen mit, sondern man fährt gelegentlich auch einmal zum Vergnügen. Da gibt es besonders in der Schweiz wundervolle Touren. Die berühmteste Strecke ist die Fahrstraße von Preda nach Bergün. Die Eisenbahn braucht ein Stündchen, um bergauf den Höhenunterschied in Tunneln und Kehrtunneln keuchend zu erarbeiten: die Bobmannschaft nimmt ihn bergab in knapp acht Minuten; handelt sich's um eine Rennmannschaft, dann setzt sie ihren Ehrgeiz darein, mit noch weniger als sechs auszukommen. Diese Bobbahn ist natürlich sachgemäß ausgebaut. Es sind Posten aufgestellt, die den Start eines Bobs durch Ruf weitergeben, — und dann heißt es für Gespanne, Skifahrer und Rodler schleunigst nach der Innenseite flüchten, um nicht von so einer herabsausenden Eisenmaschine überrannt zu werden. Auf den andern Bobstraßen, die nicht so steiles Gefälle haben, geht's friedlicher zu. Ich habe die herrlichsten Bobfahrten auf der Landstraße von Gstaad nach Zweisimmen mitgemacht, auch längs der Berninabahn; schwieriger schon ist die Abfahrt durch das Bergell. Am Ziel unten mietet man ein Gespann, verkoppelt ein paar Bobs, wenn sich's um eine Gesellschaftsfahrt handelt, und läßt die Eisenlast wieder zu Berg fahren. Den Damen ist es dann gestattet, Platz zu nehmen. Aber kurz bevor man das Kurhotel erreicht, verzichten sie meist auf diese Beförderungsart: es ist doch fescher, sich zu Fuß in dem hübschen Bobkostüm bewundern zu lassen.



Selbstverständlich gehören Hosen dazu. Die Schneiderphantasie von mehreren Weltteilen ist ja damit beschäftigt, jeden Winter noch buntere, noch abenteuerlichere Sportkostüme zu erfinden. Der Name des Bobs wird nicht mehr wie früher auf einer Schärpe getragen, die man abnehmen konnte: mit großen, bunten Buchstaben stickt man ihn heute in Seidenblattstich in den Sweater oder den Pullover. So ein Bob-Girl muß auf Schritt und Tritt darauf gefaßt sein, „geknipst" oder gar gefilmt zu werden.

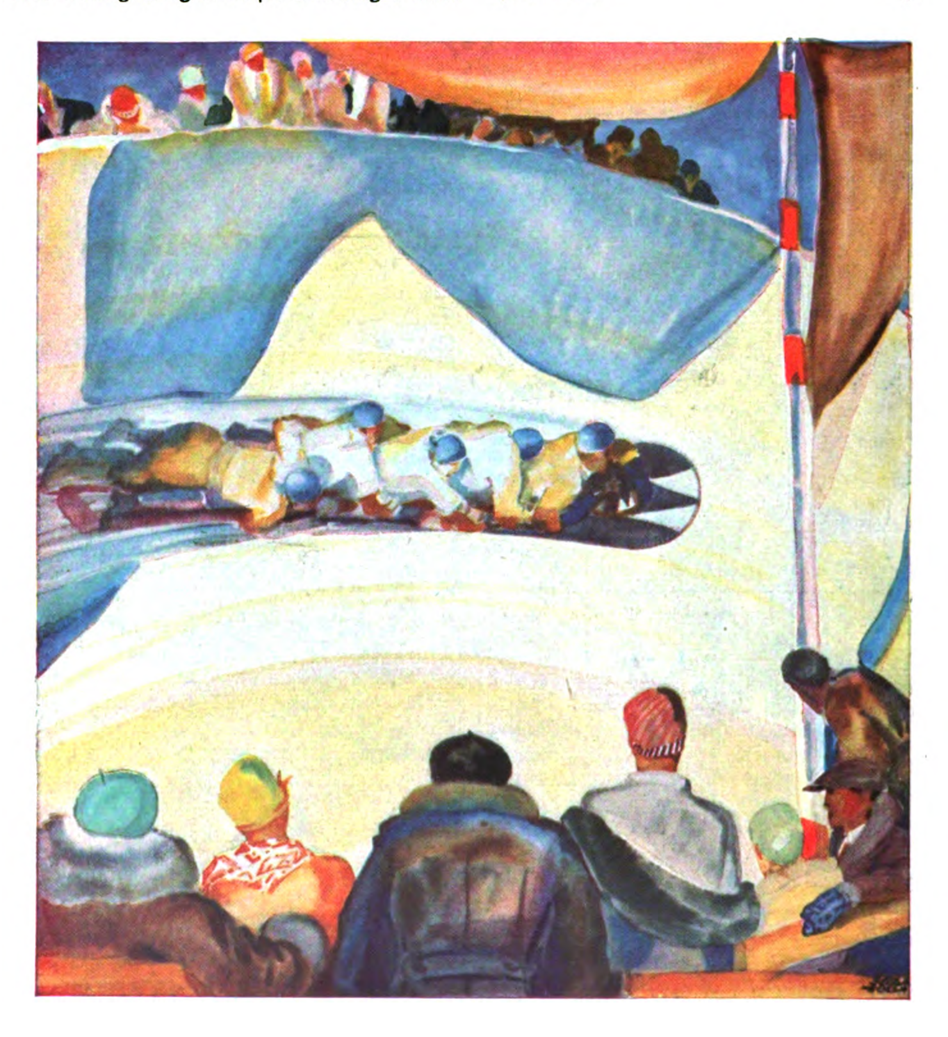
Freilich ist man das von der Rennbahn her reichlich gewohnt. Da stehen ja ganze Reihen von Photographen an den verschiedenen Cornern, die Apparate wie Maschinengewehre schußfertig haltend, und die vorbeiflitzenden Mannschaften werden als Strich, als Wisch, als Schatten auf der Platte festgehalten . . . Die Zeitlupe allerdings offenbart hinterher manchmal allerlei Unliebenswürdiges, so z. B. schreckhaft verzerrte, mindestens angstvoll gespannte Züge. Es geht ja oft um Kopf und Kragen!

Den paar Minuten des eigentlichen Rennens folgen dann manche Stunden festlicher Feier. Siege sind zu feiern — in den großen Luxushotels hält die Jazzband die Bobfahrer und die anderen Wintersportgäste bis tief in die Nacht noch beisammen.

Aber der Rennbetrieb mit den auf Unfälle harrenden Unken — die besten Plätze an den gefährlichsten Cornern sind immer schon frühzeitig besetzt — ist nicht die Hauptsache. Hindernisrennen mit groben Hindernissen führen ja auch ihr ganz getrenntes Dasein neben poesieumwobenem Geländereiten. Und so kann der Freund des Bobsleigh-Sports die prächtigsten Eindrücke sammeln, wenn er mit einer (nicht dem Rekord nachjagenden) verständigen Mannschaft eine Weile tüchtig trainiert hat und dann zum eigenen Vergnügen — nicht zur Befriedigung der öffentlichen Schaulust — eine Bobfahrt auf gutgebahnter, offener Strecke unternimmt. Gewiß: die Eile ist's immer, die der Bobfahrt ihren besonderen Reiz verleiht. Eine „gemütliche" Bobfahrt ist undenkbar.

Aber wer will leugnen, daß eine wundervolle Genugtuung in dieser Eile liegt? Man muß nur ein einziges Mal mit im Bob gelegen haben! — diese Jagd bergab, um Bogen, Wände und Winkel, der Wechsel der Bilder, das blitzartige Auftauchen und Verschwinden von Ausblicken tief hinein in Täler und Schluchten, über beschneite Wälder und weite Ebenen, über Dörfer, Abgründe, Brücken, vereiste Wasserfälle ... es liegt etwas Junges und Frohmachendes darin — man spürt keine Kälte, man fühlt nichts als den Trieb der Eile — und nach all den hundert blitzgeschwinden Manövern der sausenden Fahrt genießt man den glatten Auslauf mit heißgewordenen Wangen, blickt mit strahlenden Augen zum blauen Winterhimmel auf!

Es ist eine andere Poesie als die jener schönen, altmodischen Schlittenfahrt zum Forsthaus im Walde. Aber Poesie liegt auch in der Bobfahrt — und gerade in ihrer Eile. H.



Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Erinnerungen von Ida Boy-Ed

Aus dem Nachlaß unsrer verehrten Mitarbeiterin hat uns ihre Tochter Frau Rose Bottler die nachfolgenden Aufzeichnungen zum Abdruck übergeben

Wenn man beobachtet, welchen Täuschungen sich die meisten Menschen über ihr Äußeres hingeben, kann man sich der Furcht nicht erwehren, daß es auch schwer sein möchte, sein Inneres deutlich zu erkennen und gutgläubig davon auszusagen, wie es denn beschaffen ist. Der Künstler nimmt die Erscheinungen der Welt in sich auf, verarbeitet sie in sich und schenkt sie ihr dann zurück, durchwirkt von seinem eigenen Wesen, das erwärmt oder durchkühlt, erhöht oder verkleinert hat, was es aufnahm. Und ganz selbstverständlich glaubt er, daß er richtig darstellt, daß seine in scharfer Selbstkritik durchsiebte und sorgsam geformte Wiedergabe der Dinge, die sind, die richtigste ist. Ich glaube nicht, daß es einen Schaffenden gibt, der mit Bewußtsein falsch darstellt. Deshalb sagen alle Werke viel mehr von ihrem Schöpfer aus, als er selbst es kann, und es ist im Grunde unnötig, von ihm ein Spiegelbild seines Wesens zu fordern.

Auch die Daten sagen wenig. Es gibt Naturen, die durch bunte Schicksale gerissen werden und unberührt bleiben, und andere, deren seelisches Leben unter äußerlich stillen Daseinsformen eine Folge von tief aufwühlenden Evolutionen ist. Um jeden künstlerisch begabten Menschen gibt es eine Atmosphäre von Unerklärlichkeiten, undurchsichtig und geheimnisvoll. Er ist eine Doppelnatur. In den Tiefen seiner bürgerlichen Normalerscheinung steckt noch ein anderes Wesen. Jenes Es, das Strindberg feststellte. Der künstlerische Mensch lebt eigentlich von Überraschungen, die ihm durch ihn selbst bereitet werden. Ich glaube nicht, daß der schöpferische Mensch, sei er noch so zielbewußt, von sich aussagen kann, er habe im Beginn seiner Arbeiten an sich und an seinem Werk (man könnte auch sagen, im Beginn seiner Arbeit an sich durch sein Werk) gewußt, wohin ihn eines Tages beides führen wird.

*

Es gibt einen einfachen Stolz, den man jedem erlauben darf: den auf die Stammeszugehörigkeit. Wir Niedersachsen kommen uns immer besonders aufrecht vor. Mein Heimat- und mein germanisches Gefühl sind stark. Vielleicht kommt es daher, daß ich unter Hanseaten geboren und aufgewachsen bin. Für uns waren die fremden Weltteile schon immer nebenan, noch ehe das Jahrhundert des Verkehrs sich entwickelt hatte, und durch die Straßen unserer Städte wehte immer der Seewind. Für mich kam zu dieser steten Bewegung der Umwelt noch eine andere: ich bin sozusagen zwischen Druckpressen und Setzkästen aufgewachsen; mein Vater besaß eine Zeitungs- und „Akzidenz“-Druckerei in Bergedorf bei Hamburg. Er siedelte mit seinem Unternehmen nach Lübeck über, als diese Hansestadt den Plan zu verfolgen begann, ihren Anteil an dem Städtchen Bergedorf und an den Vierlanden (bisher gemeinsamer Besitz beider Städte) an Hamburg abzutreten. Die drolligen politischen Verhältnisse habe ich novellistisch verwertet. In Lübeck fand ich, noch unbewußt, als Kind köstliche architektonische und Beleuchtungseindrücke, die mich ganz und gar umspannen, so sehr, daß ich mich niemals anders als zu vielen und weiten Reisen von der Stadt habe trennen können.

Meine allererste Kindheitserinnerung sieht Knechte, die Druckpressen drehen, und riecht den Qualm von Walzen, die aus Leim und Sirup gekocht wurden, also häusliches Fabrikat waren. Von dieser Primivität an habe ich dann Maschinen kommen und durch immer künstlicher werdende ersetzt gesehen, bis zu jenen fabelhaften Geschöpfen, die in glatter, fast leiser Arbeit drucken, numerieren, falzen. Mit lebendigem Interesse an technischen Fortschritten geht auch geistige Bewegtheit immer zusammen. Durch mein Vaterhaus flutete ein wahrer Strom von Teilnahme an jeder kulturellen Entwicklung. Die politischen und literarischen Wichtigkeiten standen im Vordergrund. In seiner Jugend hatte mein Vater Christoph Marquard Ed vielen als eine Hoffnung gegolten. Er selbst mag sich „berufen“ gewähnt haben. Im „Dithmarscher Boten“ von 1833 findet man ihn mit Hebbel als Hauptmitarbeiter für Lyrik und Balladen. In Hamburg im Kreise um Amalie Schoppe galt er als großes Talent, und in meiner Bibliothek stehen noch eine Geschichte der Buchdruckerkunst und zwei Dramen von ihm. Der Durchfall seines Dramas „Die Tscherkessenfürstin“ auf dem Hamburger Stadttheater kurierte ihn, ein seltener Fall, für immer von literarischem Ehrgeiz. Noch ein anderer Charakterzug sei betont: um vorwärts zu kommen und zu finanzieller Unabhängigkeit zu gelangen, hat er 17 Jahre eine um die

andere Nacht in der Ratsbuchdruckerei von Meißner in Hamburg gearbeitet. Man vergleiche mit dieser stillen Beharrlichkeit, durch kein anderes Mittel als durch Sparsamkeit und Fleiß, unter Entsagungen zum Wohlstand zu kommen, die Erwerbswege von heute! Wie konnte es anders sein, als daß dieser Fleiß mein ganzes Leben beeinflußt hat.

Das bittere Erlebnis mit dem Dramendurchfall machte ihn aber zum Gegner meines Strebens. Er wollte der geliebten Tochter die Enttäuschung ersparen. In der Familie wurde ich mit Neckereien gepeinigt. Ich hatte nämlich schon als Kind kleine Geschichten geschrieben und selbst illustriert. Und ältere Geschwister wissen ja nie, wie qualvoll sie die Seele einer Halbwüchsigen mit Necken verletzen. Gefördert hat mich niemals ein Mensch.

Ich heiratete sehr jung. Zu jung. Aus jenen Empfindungen, die unerfahrene Mädchen für Liebe halten. Man wacht dann später auf, sieht sich und die Umwelt klarer und findet, daß man an einer Stelle steht, wo man niemals werden kann, was man ist. Sollen zwei Erscheinungsformen sich ineinander einpassen, die durchaus verschiedene Linien haben, ist es für keine ein Tadel, wenn es nicht geht. Dazu kam damals, daß vor etwa 45 Jahren das schriftstellerische Heraustreten einer Frau geradezu Pflicht- und Sittenverletzung war; man sah es einer Unverheirateten eher nach. Indessen: vier Kinder sind ein Band, das sich nicht zerschneiden läßt. Es gibt Lagen, in denen jede Entscheidung, welcher Art sie auch immer sei, einem der Beteiligten zum Nachteil gereicht — man wählt dann die moralisch verpflichtendste. Und eine solche Lösung von Konflikten hat immer ihren Segen in sich.

Ich verbrachte anderthalb Jahre in Berlin; ich war 28 Jahre alt und hatte nicht von fern eine Erkenntnis von den Schwierigkeiten und Vorurteilen, die einer Frau von etwas auffallender Erscheinung in einer Weltstadt warten. Erfolge kommen Kämpfenden sehr selten im rechten Schicksalsaugenblick. Der verstorbene Dr. Arthur Levysohn und seine Frau nahmen sich meiner an; in ihrem Heim traf man an Sonntagabenden viele Persönlichkeiten des musikalischen, politischen und literarischen Berlin. Die Herzlichkeit, die in dieser glücklichen Familie herrschte, die Güte, die sie mir erwiesen, bewahre ich dankbar in meiner Erinnerung. Durch diese Beziehung kam es, daß meine ersten journalistischen Veröffentlichungen im Berliner Tageblatt und dem dazu gehörigen Sonntagsblatt erschienen. Neigung zum Journalismus steckte bis auf den heutigen Tag in mir. Erbteil! Meine Lebensarbeit aber mußte dem Roman gelten; meine künstlerische Freude war die Novelle; mein Eigenstes die literarhistorische Psychologie.

Wohl hatte ich mir durch die selbständige Tat der kurzen Loslösung aus den Lübecker Verhältnissen die innere Freiheit errungen; aber es galt durch klingende Erfolge zu beweisen, daß meine Neigung und Begabung keine abenteuerlich-brotlose Abnormität sei. Getragen von großem Vergnügen an einer unerschöpflichen Fabulierfähigkeit und von dem Ehrgeiz, die herrliche deutsche Sprache möglichst zu meistern und an meinem bescheidenen Teil weiter zu bilden, schrieb ich viele Romane; keiner ist zu mir zurückgewandert, und allen Schriftleitungen war ich willkommen, von allen gesucht! Das war gefährlich für die Güte meiner Produktion. Allein ich darf wohl sagen, daß es mein Streben war, aus jedem Roman meine Leser nicht ohne geistigen und ethischen Gewinn zu entlassen. Unbedingt hat mir diese reichliche Produktion und deren Veröffentlichung in bekanntesten Wochenschriften viele literarische Vorurteile geschaffen. Für den Kreis des damaligen „jungen Deutschlands", das die „literarische Revolution" machte, war ich verloren. Die Undankbarkeit gewisser Bildungskreise gegen den Besitz an Kulturwerten, den das deutsche Volk mit seinen Wochen- und Monatsblättern zu eigen hat, ist ein Kapitel für sich.

Gerade wie das damals viel mißdeutete und sehr schwierige Unternehmen meines Berliner Aufenthaltes, das so verkehrt schien, für meine Entwicklung sich als durchaus notwendig gewesen erwies, gerade so gereichten mir die schwierigen Erlebnisse und bitteren Erfahrungen einer katastrophalen Krisis, durch die die Firma meines Mannes ging, zum Segen. Erst von da an gewann ich ganz meine seelische und geistige Freiheit. In meinem Roman „Ein königlicher Kaufmann" vermochte ich ein echtes Bild hanseatischen Lebens in Handel, Wandel und Gebräuchen zu entwerfen; er ist mein Liebling unter dieser Gruppe meiner „Kinder". Es war ein wundervolles Glück, ihn zu schreiben und die köstlichen architektonischen Bilder meiner Heimatstadt zu schildern. Durch „Die Opferschale" rauscht die Stimmung der allerersten Kriegszeit, des Gipfels deutscher Größe! Mit Liebe und Sachkenntnis (denn zwei meiner Söhne gehörten der Marine an) habe ich auch mehrfach die deutsche Kriegsmarine zur Umwelt meiner Romanhandlung gewählt, so vor allem in „Nur, wer die Sehnsucht kennt". In den „Stillen Helden", das ein Jahr vor dem großen Krieg geschrieben ward, schilderte ich die Vorarbeit der Industrie und der Offiziere für die Wehr unseres Vaterlandes.

Es ist mir früher oft begegnet, daß das glühende vaterländische Empfinden, das in meinen Arbeiten hervortrat, von einer gewissen Kritik als „Hurrapatriotismus" gekennzeichnet und abgelehnt wurde. Ganz spät erst ist mir klar geworden, welche Richtung sich da ankündigte . . .

Novellen finden ja niemals ein so breites Publikum wie der Roman. Zwei Sammlungen solcher, die ich herausgab, brachten es auf eine bis drei ganze Auflagen! Und dennoch werde ich den Mut haben, weitere Novellen, die sich im Laufe der Jahre ansammelten und die fast alle in Velhagen & Klasings Monatsheften erschienen, über kurz oder lang herauszubringen. (Ist inzwischen geschehen: „Aus alten und neuen Tagen", Verlag Cotta, Stuttgart.)

Daß ich auch ein Kochbüchlein verfaßt habe, werden viele wissen; es war eine von den Arbeiten, die ich im Kriegsdienst leistete, als es galt, bei den ersten auftauchenden Ernährungsschwierigkeiten der deutschen Frauenwelt Mut zu machen.

Müßige Stunden hat es in meinem Leben nicht gegeben. Auch auf meine großen Reisen, die mich dank auserlesener Beziehungen durch Kreise allerart führten und in- und außereuropäische Länder kennenlehrten, war ich aufnehmend und beobachtend stets beschäftigt. Von früher Jugend an hat ein unermüdliches Studium der Literatur mich bereichert. Ich käme aber in Verlegenheit, wenn ich sagen sollte, daß ich eines bestimmenden Einflusses von diesem oder jenem Großen mir bewußt wäre. In den verschiedenen Entwicklungsstadien des eigenen Wesens fühlt man sich zu immer andern Geistern hingezogen. Und endlich triumphiert der eine! Mein König und Gesetzgeber, mein Arzt und mein Tröster, mein Weisester und mein Priester ist Goethe. Meine philosophischen Anschauungen haben von Schopenhauer die Richtung empfangen — ich wähle mit Absicht das Wort „Anschauungen", denn wer könnte schließlich Schelling unrecht geben in seinem Ausspruch: Entweder es gibt gar keine Philosophie oder es gibt nur eine! Unendliche Anregungen verdanke ich dem Theater und der Musik. Der Kulturstätte Bayreuth und Wagners Werk bin ich eine leidenschaftliche Anhängerin. Bei so mannigfachen Bemühungen, mich mit dem Reichtum der Gegenwart immer in lebendiger Fühlung zu halten, ist mir etwas oft schmerzlich aufgefallen: in Deutschland verkehrt nahezu jede „geistige Waffe" unter sich; Fach- und Berufsspezialität kletten sogar in der Kunst zusammen, und ein wirklicher Austausch ist selten.

So, arbeitend und lernend, reifte ich allmählich heran zu einem neuen Versuch. Es war unser Landesschulrat Professor Dr. Jakob Wychgram, der bei mir den Gedanken anregte, doch eine Biographie der Charlotte von Kalb zu schreiben, daran es noch fehle; es habe sich noch kein Literarhistoriker an die geschlossene Darstellung dieser unausgeglichenen Frauengestalt gewagt. Die tragischen Linien dieses Wesens richtig nachzuzeichnen, sei wohl nur weiblicher Anempfindung möglich. Anregungen gibt es, die wie Saatkorn auf lang vorbereiteten Boden fallen. So war es mit dieser. Das Stoffliche der Aufgabe war mir ja altvertraut. Ich fühlte, als ich mich an die Arbeit heranwagte, daß hier eine neue Form gefunden werden müsse, und daß überhaupt alle Biographie nicht von den Daten, sondern von der psychologischen Erkenntnis des Wesens der Darzustellenden auszugehen habe. Mein kleines Werk, dem ich auch eine Reihe bisher unbekannter Bilder einzuschalten vermochte, hatte einen literarischen Erfolg, der über meine Hoffnungen hinausging. Nun war ich da, wohin ich eigentlich mit Neigung und Begabung gestrebt hatte, ohne früher recht das Ziel zu erkennen. Ich habe dann noch eine Studie unternommen, um das „Martyrium der Charlotte von Stein" zu ergründen; auch diese Arbeit hat den Beifall bedeutendster Goetheforscher gefunden. Und endlich wagte ich mich an eine Neuschöpfung der Germaine von Stael. Auch hier mußte eine neue Form erstehen — ich glaube sie gefunden zu haben, indem ich die überreiche, viele Farben ausstrahlende Gestalt dieser Frau, die noch dazu vor einem riesig bewegten Hintergrund stand, in Einzelaufsätzen behandelte, die zusammen dann doch ein ganzes Bild ihrer geben. Und weil die Gegenwart, weil eigenste Erkenntnisse von Leben und Politik in dem Werk ihren Ausdruck fanden, weil die starre Linie der schulmäßigen biographischen Aufzeichnung ganz durchbrochen war, nannte ich es „ein Buch anläßlich ihrer". Unsere Leiden und Stimmungen drängten sich in ihre Erlebnisse förmlich hinein, es war, als habe Germaine alles, was wir erleben und erdulden, schon uns vorgelebt. Und der Kritiker der Neuen Freien Presse Dr. Julian Sternberg schloß denn auch seine Besprechung des Werkes mit den Worten: „Indignatio versum fecit" und braucht man erst zu sagen, daß solche Seelenstimmung im traurigen Heute wurzelt. Nicht nur in den zitierten Sätzen fiebert und stöhnt, fragt und klagt die Ratlosigkeit der deutschen Gegenwart. Es ist die Schmerzhaftigkeit des deutschen Erlebnisses von heute, die der bedeutenden Romanschriftstellerin diesmal die Feder in die Hand gedrückt hat. Im Kleide einer Charakter- und Wesensskizze Germaines von Stael hat Ida Boy-Ed in Wahrheit ein Buch geschrieben, das desgleichen den Titel führen könnte: „De l'Allemagne" — „Vom heutigen Deutschland".

Und dies Werk bedeutet mir den Abschluß meines Schaffens, selbst wenn besondere Anlässe meine Feder noch hie und da zur Tätigkeit verführen könnten.

Ein Christabend in Saasfee

Erzählung von Johannes Jegerlehner

Ski und Rucksack an den Schultern und walliserfroh das Herz, war ich mit meinem Jungen am Tag vor Weihnachten durch das Vispertal gewandert, das bei Stalden rechts nach Zermatt, links nach Saasfee hinauf sich teilt. Auf den Gräten der gewaltigen Talflanken und ihren Sturmhörnern, über die verschneiten Wälder und Voralpenweiden fegte Schneegestöber, und zuweilen stieß aus einem Krachen nieder ein grimmer Eisnordsturm, umfauchte und zauste uns, daß wir uns kehren und nach Luft schnappen mußten.

Heute aber stiegen aus dem Talkessel von Saasfee die Felsbretter in die wolkenlosen Silberauen des Allalinhorns und des Alphubels und der schon ins Überirdische entschwindenden Mischabelgruppe, die melodisch wie ein Hohelied der Berge hinter dem Dorf fast lotrecht in den Himmel fliegt, und ein seliges Leuchten ging darüber hin von einer Sonne, die wir nicht zu Gesichte bekamen. Erst im Februar ist sie wieder da und erheitert die schwarzen Kammern, nach Lichtmeß, wenn die Kirchturmspitze den ersten Strahl einfängt.

Unter der Führung von zwei jungen Saasern waren wir losgezogen und hatten an den Halden geübt und tiefe Kerben und Purzellöcher in den Pulverschnee gerissen. Bis zum frühen Abend. Als der Dom (die oberste Spitze der Mischabelgruppe) vollends in paradiesisches Dämmerlicht verschwebte, klopften wir die Hölzer ab, guckten nochmals in die Höhe, wo nun rasch die letzte Glut verglomm, und rüsteten uns in dem behaglich erwärmten Zimmer für den heiligen Abend im Kreis unserer Freunde, eines bekannten Hoteliergeschlechtes von Saasfee.

Lampenhelle und die Traulichkeit der niederen Berggemächer begrüßten uns, als wir die Eßstube betraten. Der Giltsteinofen glänzte in seiner frisch übermalten Klotzigkeit, das Getäfel schimmerte, das Linnen des sauber gedeckten, zweimal verlängerten Tisches, Teller und Gläser und der Flitterschmuck am Weihnachtsbaum — sie strahlten in einer wahrhaft festlichen Vorfreude.

In diesen Glanz rückten von der Küche her nebenan die Töchter samt den Ehegesponsen der vielhäuptigen Familie, die an hohen Tagen zur Tafelgemeinschaft sich zusammenfinden, alle mit schwarzen Haaren und feierlichen Mienen und in Gewändern, die nicht mehr bäurisch und auch nicht städtisch waren. Ihre Sprache jedoch und ihr Gehaben ist noch ungebogene Landesart.

Zofen und Pförtner sind mit den letzten Kurgästen im Herbst talab verschwunden. Man haushaltet selber, trägt auf und räumt selber ab und ist längst wieder eingesponnen in das gemütliche Sich-selber-überlassen-sein, in die Ruhe und naturgemäße Beschaulichkeit. Die eine der Schwestern kocht, Josepha wartet auf, Adelheid besorgt die Korrespondenzen, und Cäsarine, als die älteste, ledig gebliebene Tochter, verwaltet die Familienkiste, führt das Regiment und im Sommer das Hotel. Und da es auch im Winterhaus manche Schublade gibt, die sie auf- und zuschließen muß, und das Schlüsselgeläute am Lendengürtel den Herrscherwillen und die Würde bestärkt, klingelt sie jahraus, jahrein gebieterisch mit dem Schlüsselbund.

Auch der Gemeindearzt und seine Frau erscheinen, die beständig hier essen, beide noch jung und kinderlos und in ihrem Wesen und Geplauder eine feine Mischung von städtischer Kultur und ländlicher Einfachheit. Es fehlen nur die betagten Eltern, die mit ihren Enkelkindern vorzeitig zur Ruhe gingen, um sich für die Mitternachtsmesse wieder wecken zu lassen.

Man wird vorgestellt und setzt sich zu Tisch, und während man die Löffel in die goldgelbe Brühe taucht, redet niemand. Es ist auf einmal so still, daß die beiden Jüngsten, Beate und Justus, die ein Paar und Ehevolk werden wollen, zusammenrücken und einander ihre Heimlichkeiten ins Ohr flüstern. Sie waren heute im Städtchen und hatten die Ringe gekauft, sind erst heimgekehrt und haben in der Küche zunächst unauffällig Platz genommen.

Mit ihrem Rosenapfellächeln zündet Beate dem Verlobten ins Gesicht, und sobald er den Löffel zum Mund heben will, putscht sie leise an seine Schulter und zupft an seinem wild verschüttelten Haar, daß er den Löffel wieder senkt und Gelächter das steife Schweigen bricht. „Ihr da unten," gebietet Cäsarine über den schmalen Tisch weg, „ist's etwas Unterhaltliches, das euch so belustigt, so laßt uns auch daran teilnehmen. Ihr seid in der Stadt gewesen, was habt ihr gesehen?"

„Was werden sie gesehen haben, die verliebten Narren, sich selber, immer nur sich und den Verlobungsring und zum Schluß den Kino,“ neckte Josepha, und ihre weißen, etwas vorstehenden Zähne blitzten aus dem tiefen Braun des Antlitzes.

„Falsch, ganz falsch geraten, liebe Schwägerin. Ich und der Justus, wir haben die Zeit nicht vertändelt, wir haben tüchtig Umschau gehalten und unter anderm unsere Hausmöbel bestellt, nicht Louis XV, sondern Jakob 1925, Schlafzimmer und Wohnstube nach einem famosen, stilreinen Muster.“

„Was da Stadtmöbel, Beate, Justus, seid ihr nicht bei Troste? Fabrikware wollt ihr einschleppen, augenfälliges Zeug, das beim ersten Krach und Stoß zusammenklappt und nach einem Jahr wie Kinderspielware futsch und aus ist? Wir haben doch zwei gute Schreiner im Dorf —“

„Stil muß sein, verehrte Schwestern,“ rief Justus übermütig, schoß in die Höhe und faßte die Lehne seines Stuhls. Als Nestbutz und Stammhalter war er gewöhnt, mit seinen so viel ältern Schwestern zu hadern und ihnen unversehens ein Liedlein aufzuspielen, zu dem keine tanzen mochte.

„Wir haben unsere Einrichtung auch hier anfertigen lassen,“ sagte die Frau des Arztes geruhig, „und unsere Bekannten, die uns etwa besuchen, finden sie hübsch und den hiesigen Verhältnissen angepaßt, nicht wahr?“ Sie wandte sich zu mir, und ich nickte beifällig. An den Möbeln ihrer Wohnung war gewiß nicht zu kritteln. Aus Lärchenholz geschnitten und nach guten Vorlagen ausgeführt, waren sie Zier und Schmuck des jungen Heims.

„Wir wollen nicht mehr scheinen, als wir sind,“ rief Adelheid. „Stadtweiberfähnchen und Stadtweiberputz steht einer Heimischen nicht an. Es taugt nicht in unsere Bergholperstraßen und für rauhes Tagewerk. Du wirst deine Heiligen noch erfahren, Beate, Modekram ist eine teure Spielerei, er frißt ein Weibergut im Handkehrum und wär's ein Vermögen.“

Cäsarine, die bald mit den Schlüsseln klapperte, bald einen kriegerischen Rhythmus auf den Tisch trommelte, sie zog die Brauen immer drohender zusammen, achtete aber scheinbar nur auf die Bedienung, die sich eben so kunstgerecht abwickeln sollte wie im Sommerhotel.

„Meine Schwestern glauben immer noch,“ bestritt Justus, „ich sei das Schulbüblein, auf dem sie herumtätschen können. Wir von der jungen Garde, wir haben Uhren und wissen, daß die Zeit hier oben nur im Sommer tickt und winters, und das sind zwei Drittel vom Jahr, einschläft und erstarrt wie die Marmotten. Wie ein Bär bin ich mir auf dem Stadtpflaster vorgekommen, so plump und tappig, und doch war es nur ein lumpiges Nest. Ihr drei Berghühner mit eurem grauen Federgeplüster —“

Adelheid blitzte ihn an. „Wir haben auch Geschmack und wissen, was sich schickt, nicht wahr, Herr Doktor?“

„Euer Geschmack ist mir nicht maßgebend, und unser Doktor, obschon ein Städter, er ist auch ein halber Älpler geworden. Aber Ihr, Herr“ — er zückte scharf auf mich — „habe ich recht oder nicht? Ihr müßt es wissen.“

Dieser Justus, in seinem unpolierten Geradeheraus gefiel mir. Seine scharfen, klugen Augen hatten es sofort herausgefühlt, daher dieser Seitensprung. Allein da waren drei Paar dunkle Frauenaugen, die sich querüber in mein Gesicht bohrten. ‚Gewiß wird er den frechen Lümmel niedertöffeln,‘ las ich aus dem nächtigen Gefunkel, das mich förmlich umloderte. ‚Er versteht uns und schätzt das Altväterische, sonst wäre er nicht mitten im Winter zu uns gekommen.‘ Einen Funken Spott und Arglist in den feuchten Äuglein, hingen auch die Männer an meinem Mund. Der Doktor neben mir drehte Brotkügelchen, indessen seine Gemahlin das noch unberührte Glas hin und her bewegte. Was sollte ich sagen, um niemand zu beleidigen? Ein unhöflicher Gast, der seinen Gastgeber kränkt. Ich rutschte auf dem Stuhl und legte das Messer neben die Gabel in den Teller. „Offenbar ist hier nicht mehr die Frage, ob Stadt- oder Landmöbel,“ begann ich umständlich, „sondern wie Bise und Föhn kämpfen da zwei Gewalten um die alte und die neue Zeit. Wenn ich, abgesehen von dem Bubikopf der Beatissima, die hübschen Haartrachten der drei Schwestern ins Auge fasse, und es ist wirklich eine Augenweide —“

„Ich weiß schon, wo er hinaus will.“ Josepha klatschte enttäuscht und strich energisch die Stirnlocke zurück.

„Silentium,“ donnerte es von der Tischecke herauf.

„So habt ihr sicher eure Frisuren, diese tiefen Knoten, Flechten und Schleifen, den Sommerfrischlern, den Damen meine ich, bewußt oder unbewußt nachgebildet. Die Bäuerinnen kämmen sich anders. Ohne zu überlegen warum und wozu, habt ihr euch immer mehr und mehr gewandelt und den städtischen Schuh und die städtischen Manieren, die Puderquaste —“

„Bravo, die Puderquaste — die Adelheid hat ein langes Brett voll der Schönheitssalben und Riechwasser."

„Schweig, schweig, du Klatschmaul, mit deiner dummgrünen Weisheit," gab ihm die Schwester zurück. „Wir reden vom Winter und nicht vom Sommer. Natürlich muß man sich den Kurgästen zuliebe etwas zurechtmachen, man darf doch nicht dastehen und empfangen und bedienen und Geld wechseln wie ein Tolpatsch."

„Also gestrenge Verehrerinnen von Anno dazumal," fuhr ich ermutigt weiter, froh, nun offen herausreden zu können, „also müßt ihr bekennen, daß vom Stadtrummel und den leichtblütigen Stadtleuten doch manches Gute den Weg in die Berge findet, denn Dinge wie elektrisches Licht und Kohlenherd, Telephon und Telegraph —"

„Und Kölnisch Wasser und Pariser Pomade," stichelte Justus, — „sie wären ohne die Erfindungen der Neuzeit nicht denkbar, und wie froh seid ihr darüber."

„Und wünscht ihr etwa den Arzt auch wieder weg und die Apotheke?" ließ sich der Doktor bescheiden vernehmen.

„Oder rechnet ihr etwa auf den Zuspruch der Fremden, wenn wir im nächsten Prospekt nicht mit Sperrdruck ankündigen: Fließendes Wasser in jedem Zimmer und Badekabinen?" Durch unsern Beistand mächtig gehoben, schwang Justus prahlerisch den Arm und zeichnete Profil und Riß. „Das wird heute von den Berghotels in Saasfee verlangt, so gut wie in Zermatt. Und in ein, zwei Jahren heißt es, Schlosser her, Mechaniker und den Baumeister für die Zentralheizung, den Skiraum und das neue große Lesezimmer, wir führen die Wintersaison ein. Vorwärts, aufwärts."

„Sitz' ab, auf der Stelle sitz' ab," kommandierte Cäsarine. „Ja abwärts, dem Ruin entgegen. Tempo, bis wir in den Schulden ersaufen. Hier bin ich, und über mich hinaus, merk' dir das, Hitzkopf, wird auch nicht ein Rappen verschleudert. — So in die zehn Jahre hoffe ich meinen Posten noch zu behaupten und dann, ja dann meinetwegen Fortschritt, aber zum Guten und nicht zum Schlimmen." Sie rauschte auf den Sessel zurück und knackte die Haselnüsse, als wären es Eisenkügelchen. Unversehens stand Justus an ihrer Seite: „Sei mir nicht böse, liebe Schwester. Ich weiß ja genau, du denkst anders, als dein Mund es haben will. Wenn ein Kurgast etwas Neues wünscht, flugs wird es bestellt. Nur von mir willst du dich nicht beraten lassen. Schau' mein güldenes Ringlein, wie es glänzt, wir haben ja noch gar nicht darauf angestoßen. Und mein Bräutchen ist so stolz auf meine lieben, guten Schwestern und Schwäger. Schaut sie an, wie sie glücklich ist und all ihre Reize verspreizen möchte, um euch zu gefallen." Verschämt blickte das Mädchen vor sich hin, wandte den Kopf, und ein Blick wie von Bitten und Flehen häkelte sich an die lange Reihe ihrer Verwandten.

„Wenn du so redest," sagte Cäsarine besänftigt und erhob sich langsam wieder, „gepriesen sei die Stunde, die euch zusammenführte, und der heilige Christ sei mit uns jetzt und immerdar." Wir umringten die Verlobten, die wie in der Sonne standen, und derweil der Tisch flink abgeräumt wurde, holte Adelheid eine brennende Kerze aus der Küche und schritt auf den Baum zu. Da schrillte das Telephon. Das werde wohl für ihn sein, meinte der Arzt und eilte zum Apparat. Jeder Laut erlosch, in dumpfer Ahnung blies Josepha das Wachs, das sie eben angeglommen hatte, wieder aus. „Ich muß sofort weg und nach Almagell hinüber," sagte der Doktor. „Man ruft mich zu der Marijosa, der Frau des Schafhirten. Sie ist niedergekommen."

„Nach Almagell und just am heiligen Abend," rief ich bestürzt, indessen die andern, die den Gewissenseifer ihres Nothelfers kannten, schwiegen und mit bedauernden Blicken den Christbaum betrachteten, auf den sich alle gefreut und der Doktor am meisten. „Es ist ein schwerer Fall, und ich möchte meine Pflicht nicht versäumen. Schon das letztemal war's eine verzwickte Geschichte."

„Hermann, ich begleite dich," entschied seine Gattin. „Auf morgen wieder." Sich entschuldigend, nickte sie nach allen Seiten und schlüpfte zur Tür hinaus.

Ich sah auf die Weihnachtstanne und den Arzt, der schon wieder die strenge Miene der unabweislichen Berufstätigkeit aufgesetzt hatte. Die Weihnachtsfreude war mir sowieso verdorben, und es schien mir, ich sollte den Doktorsleuten auf dem schweren Gang Gesellschaft leisten. Es war halb acht. Kurz entschlossen fragte ich, ob ich mitkommen dürfe.

Es sei eine weite Reise, widerriet man, eine gute Stunde im Sommer und jetzt das Doppelte. „Darf ich auch mit?" bettelte mein Sohn.

„Auf keinen Fall nehmt Ihr den Buben mit, nein, das geht nicht. Wir brennen jetzt die Kerzen an und singen dir ein schönes Weihnachtslied."

„Und um zehn Uhr bist du in den Federn," gebot ich. „Gut, in fünf Minuten Abmarsch."

*

Der Schein von zwei Laternen flackerte auf der glatten, abschüssigen Dorfstraße, über das Brücklein und das Gehänge empor. Schon bald verlor sich der Weg in der Waldlehne und schwenkte um den Berg. Die tapfere Frau in der Mitte, stapften wir rüstig fürbaß auf und nieder, durch den hohen, halb gefrorenen Schnee, gleitend, rutschend, und den Blöcken und dem lastenden Gezweige ausweichend.

Nichts als Stämme und kriechende Büsche, die das Licht streift, Stämme und halbbegrabene Legföhren. Den rechten Fuß immer höher als den linken, den knarrenden Schnee unter den Sohlen. Sonst kein Geräusch, immerzu die herz- und atembeklemmende Einsamkeit des Bergwaldes. Still ist es, so still, daß ich das Blut in den Schläfen pochen höre, und wie lang ist die Strecke des Nachts, wie mühsam im Winter. Dunkle Stapfen erscheinen, die nach einer verlassenen Hütte spüren. Fern, kaum stecknadelgroß flimmert nach einer Weile das erste Lichtlein von Almagell und löscht wieder aus, aufgeschluckt von der eisigen Kälte. Sendet wieder Botschaft, daß noch jemand wache im Dorf. Der Wald schiebt sich davor, wir pusten weiter, glitschen, torkeln und schwingen die Laternen. Der Wald dünnt sich, durch die Lichtung schnaubt der Wind, unter dem Druck der Füße lösen sich entfesselte Tannenäste und schnellen in die Höhe.

Das Lichtlein von Almagell ist wieder da und strahlt jetzt ein kräftiges Rot. Ein dumpfes Summen vom Bach herauf nähert sich traulich. Wir überschreiten die Brücke, unter der das Gletscherwasser von Mattmark und dem Monte Moro kaum hörbar dahinzieht. Hier und dort schimmert es fensterhell, die meisten Leute aber sparen das Licht, kauern am schwelenden Küchenherd in der Finsternis oder sind regelrecht zu Bett gegangen, um gegen Mitternacht wieder aufzustehen und zum Christwunder in der Kirche zu pilgern.

Des Weges kundig, schleifte der Doktor um die Häuser und trampelte voran über eine hölzerne Treppe hinauf. Durch die Küche in die Stube. „Guten Abend, Vater Lukas — ihr seid noch auf, Kinder!" Der Arzt stellte seine Tasche ab. Wir legen Mützen und Jacken aufs Bett. Die Doktorin übergibt jedem der beiden Mädchen ein Paket vom Christkind, das wir unterwegs getroffen hätten. Die Kinderaugen schwelgen auf der schönen Hülle und dem blauen Kreuzband. Sie danken, betasten die Geschenke und danken nochmals. Die Hebamme sei bei der Frau unten im Stall, sagt der Schafhirt und klopft die Pfeife aus. Er gehe voran. „Warum wieder im Stall?" stieß der Doktor unmutig hervor, „Ihr habt doch eine Kammer nebenan."

„Entschuldigt, aber sie hat es so gewünscht, und bei ihrem Zustand mochte ich nicht dawider sein. Auch im Stall ist es bequem und immer die gleiche Wärme. Kommt nur, ich gehe voran."

„Sie werden lieber hier bleiben und die Kinder unterhalten," bemerkte die Doktorin zu mir, und dann leise: „Sonderbar, daß sie im Stall entbinden will, nicht wahr! Aberglaube, wenn Sie wollen, jedoch es mag dem Glauben ursprünglich die schöne Idee zugrunde liegen, man will für die Geburt nicht besser gebettet sein als die Christusmutter in Bethlehem. Dazu noch am heiligen Abend, ich finde es schön, ergreifend."

Ich war mit den beiden Mädchen allein. Roseli hatte das Schullesebuch offen auf dem Tisch, hätschelte aber die Pakete und nestelte an dem Ende der blauen Schnur. Marie, die zwei Jahre älter war und dreizehn zählte, strickte an einem Strumpf.

„Habt ihr keine Geschwister?" fragte ich und setzte mich auf den einzigen, noch freien Stuhl.

„Doch, wir sind sieben, nein, acht Kinder," verbesserte sich die Kleine. „Alefons und Joseli sind heute zu Tante Ursula gegangen, und die andern vier schlafen beim Onkel David. Das ist, weil der Waldbruder diesen Abend kommt und uns noch ein Brüderchen bringt. Hast du den Waldbruder auch schon gesehen? Er ist alt und lahm und kann nicht mehr die Stiege hinaufhoppeln. Drum legte er das Brüderchen in die Krippe, und die Mutter und die Hebamme warten auf ihn im Stall."

Eben wollte ich mir überlegen, wie ich vor diesen Kindern das heikle Kapitel von der Menschenwerdung in ein Märchen kleiden und glaubhaft ausmalen könnte. Roseli war mir zuvorgekommen. Sie fabelte besser als ich.

„Weißt du, der Waldbruder wohnt in der Kummen in einem hohlen Lärch. Er friert erbärmlich und darum ist er unwirsch und böse. Aber der Vater hat den Doktor aus Saasfee kommen lassen, vor dem hat er großen Respekt und wir brauchen uns nicht zu fürchten, gelt?" Während es einfältig weiterplapperte, sah die Schwester wehmütig lächelnd zu mir herüber. Sie

wußte es anders und wollte nichts verraten.

Jetzt entdeckte ich das Weihnachtsbäumchen in der dunkelsten Ecke des Zimmers. Ich holte das Tännchen und stellte es auf den Tisch. Rote Kügelchen schwangen an den Zweigen, die unter dem Gewicht der groben Kerzen schwankten. „Wie hübsch und schmuck, wir wollen es anzünden, und im Glanz der Lichter erzähl' ich euch eine schöne Weihnachtsgeschichte."

„O ja anzünden!" rief Roseli begeistert. „Hast du Feuer?"

„Ihr müßt den Vater um die Erlaubnis fragen," sagte Marie besonnen. „Er hat gesagt, weil die Geschwister fort seien, warten wir bis morgen. Die Geschichte aber würde ich gerne hören." Seufzend nahm sie den Strumpf wieder auf. Was für ein ernstes, frühreifes Mädchen, diese Marie. Schon feine Rünzelchen in der Stirne und in den Augen das Grüblerische der denkenden Aufmerksamkeit.

„Die Geschichte, fang an," bestürmte mich die Kleine und hüpfte zu mir auf den Schoß.

„Wißt ihr, warum wir Weihnachten feiern?"

„Es ist der Tag, an dem Christus der Heiland geboren wurde," erwiderte Marie wie aus der Schulbank heraus und gab mir unabsichtlich zu verstehen, daß ich anders zu Werke müsse. Nur keine Schule jetzt und kein lehrhaftes Abfragen. Tief in den Grund der kindlichen Seele mußt du hinabtauchen und dann bunt und farbig und mit der lautern Schlichtheit des biblischen Textes erzählen.

„So fang doch an," drängte Roseli und zappelte ungestüm auf meinen Knien. „Warum fängst du nicht an? Weißt du keine schöne Geschichte?" Ich sann, überlegte und kugelte die Gedanken, es fiel mir auf einmal so schwer, nach dem Sinn und der Demut dieser einfachen Bergkinder zu plaudern und selber wieder einfach und demütig zu werden. Sie ließen mir aber keine Ruhe mehr, und so begann ich aufs Geratewohl: „Vor vielen, vielen Jahren geschah es, an einem Abend wie heute. Eine böse Krankheit war umgegangen und hatte Menschen und Vieh, groß und klein dahingerafft. Ärzte gab es damals keine und die Tranksamen und Mittel, die man dem Kranken einlöffelte, sie halfen nicht. Kein Kraut war dagegen gewachsen. Da war landauf und -ab große Trauer und Wehklagen. Die Männer und Frauen, die noch aufrecht gehen konnten, traten auf dem Dorfplatz zusammen und berieten, was man gegen die schreckliche Seuche tun könnte. Dicht und schwül war die Luft und sie standen da, verzagt, mit hohlen Augen und erbärmlichen Gesichtern. ‚Es ist alles umsonst, was wir unternehmen,' jammerte Alex, der Gemeindevorsteher. ‚Es ist Unrat in der Luft, wir müssen alle sterben, morgen, übermorgen. Es ist, als ob der Teufel —'

Kaum hatte er das schlimme Wort ausgesprochen, so schlug die Glocke im Turm und läutete und sie schauten hin zur Glockenstube. ‚Was ist das,' murmelten sie, ‚sie läutet nicht wie sonst. Hört ihr's, hört ihr's? Sie hat uns jeden Tag zum End' und nur zum End' geklungen, jetzt dieser helle Ton, wie Frohmut, wie Freude.'

‚Seht ihr das Licht?" rief einer, ‚das ist in der Kummen beim Waldbruder.' — ‚Das Licht, das Licht,' wiederholte die Schar. ‚Vorwärts zum Waldbruder!' schrien sie, ‚er ist gut, er ist weise, er kann mehr als wir alle zusammen, er muß uns aus der Not befreien.'

Als sie den Berg hinaufklommen, wurde es hell und heller gegen die Kummen, fast wie am Morgen, wenn die Sonne hinter den Bergen emporsteigt. Alex, der mühsam nachhumpelte, er spürte wieder sein Blut und die starken Knochen, die ihn trugen und jagten. Er fühlte, wie bei jedem Schritt alles Kranke und Bresthafte von ihm fiel wie Lumpen und Fetzen. Wie neugeboren, gesund war er geworden und mit ihm die übrigen in dem Haufen, die Glauben und Hoffnung verloren hatten. Sie liefen wie die Jungen den Berg hinan, dem großen Schein entgegen. Ei, sind dort nicht Hasen und Füchse friedlich beieinander, sieh, dort ein Reh und daneben den Wolf am Waldessaum, wie sonderbar. Sonst grimme Feinde, sind sie jetzt wie Kameraden. Die kleinen Vögel zwitschern wie im Frühling. Die Krähen sitzen vergnügt auf dem Lattenzaun in einer Zeile, und da sie nur häßlich krächzen können und keine das Vogelkonzert stören möchte, putzen sie ihre glänzenden Federn und schmücken sich wie zu einem großen Feste. Wie seltsam, wie sonderbar! Lind und erquickend wehen die Lüfte, und die Leute dachten nicht mehr an den Waldbruder und warum sie weggegangen waren. Alle schauten sie nach der Hütte in der Kummen, der das Licht entströmte, blieben stehen und fürchteten sich. Nur Alex hatte keine Furcht. Mutig trat er vor, ging auf die Hütte zu und stieß bedächtig die Stalltür auf. Die andern sahen, wie der Lichtschein aus dem Stalle quoll und ihn wie eine Sonne über-



Bildnis. Gemälde von Max Rimboeck

flutete. Er kam zurück langsamen Schrittes, streckte die Arme gen Himmel und schlug an seine Brust. ‚Was hast du gesehen, erzähl', erzähl'!' riefen die Gesellen und umstanden ihn furchtsam. — ‚Etwas Großes, Wunderbares hat sich zugetragen. Auf dem Stroh liegt eine schöne Frau und der Mann gab ihr zu trinken und in der Krippe ein neugeborenes Kind, von dem das Licht ausstrahlt . . .'"

„Wie bei uns," sagte Roseli wie verzaubert, „die Mutter ist auch im Stall und das Brüderchen wird in der Krippe liegen." Ein warmes Lächeln auf dem Gesicht, warf Marie einen Blick zu mir und zu dem Schwesterchen.

„Nun höret weiter: Ganz verwirrt starrten die Männer und Frauen hinüber zu der Hütte und fielen wie geblendet auf die Knie. Von dem Dach der Hütte stieg eine Leiter himmelan und vom offenen Himmel herunter klommen die Engel zur Erde nieder, Sprosse um Sprosse, alle schnee-schneeweiß und sie sangen: Fürchtet euch nicht —"

„Der Waldbruder, ich höre den Waldbruder," brach es kläglich aus dem Munde Roselis, „der Wald—" zitternd umklammerte sie meinen Arm.

„Dummes Meitschi," grollte Marie, ärgerlich ob der Unterbrechung, „der Waldbruder rührt dich nicht an, er muß ja unten bleiben, er ist ja krüppelfüßig und hat — und hat —" Ein langgezogener Schmerzensschrei aus der Tiefe, senkrecht zu unseren Füßen, zischte wie ein eiskalter Wasserstrahl empor, daß die Kinder schaudernd erbleichten. Jetzt lautes Ächzen und Stöhnen, immer wieder, unaufhörlich, erbarmungslos. Am ganzen Leibe bebend, hängten sich die Kinder an mich und suchten Hilfe und Zuflucht. Ich umschlang die Kleine und würgte an einem Wort der Ablenkung, des Trostes. Schluchzend warf Marie sich über den Tisch, „die arme, arme Mutter," und barg den Kopf zwischen den Ellbogen.

„Was macht er der Mutter?" stammelte Rosi. „Geh doch und hilf. Was macht der Waldbruder?"

„Nichts, nichts," versuchte ich zu beruhigen und trug das Kind mit dröhnenden Schritten in der Stube herum, wie ein Kleines, das man beschwichtigen will. Es entwand sich meinen Armen, rannte entsetzt von einem Winkel in den andern, verschloß die Tür, kroch unter das Bett und da blieb es, auf keinen Zuspruch mehr hörend, ich mochte bitten und flehen, es solle doch wieder hervorkommen und mir vertrauen. Die Wehstöße der Mutter im Stall, sie fuhren mir selber durch Mark und Gebein und ich schritt die Diele auf und ab, um die Schmerzensausbrüche zu übertönen, und dann wieder behutsam, um durch mein Gepolter die Entbindung nicht zu stören. Setzte mich neben Marie an den Tisch, die sich nicht rührte, und wartete in qualvoller Bedrängnis endlose Minuten, eine Viertelstunde, beschattete mit einer Zeitung die Lampe, und als es unter uns ruhiger wurde und auch unter dem Bett ganz still geworden war, schob ich unhörbar den Türriegel zurück, zog ebenso sachte das Bett von der Wand und hob das Kind an meine Brust. Es war eingeschlafen und schlummerte auf meinen Knien weiter, und bald hörte ich nur noch ein tiefes Geschnäufel. Bringe ich die Mädchen zu Bette, so werden sie unter meinen ungewohnten Händen aufwachen. Recht so, recht, sie sollen schlafen, wie sie sind. Ich stützte den Kopf auf den Arm, die Stubenwärme schloß auch mir die Augen und ich duselte hinüber in ein brodelndes Nebelmeer.

Auf einmal fuhr ich in die Höhe. Die Frau des Arztes war ins Zimmer getreten. „Ich will die Kinder niederlegen," flüsterte sie, „und dann gehen wir."

„Wie ist's gegangen?" stotterte ich.

„Eine schwere Zangengeburt, doch Gott sei Dank sind Kind und Mutter am Leben." Wir trugen die Mädchen aufs Lager und bald waren sie entkleidet und Seite an Seite geborgen. Wir rafften unsere Sachen zusammen und stiegen hinunter zum Stall.

„Sie müssen noch hineinsehen," sagte sie und öffnete die Stalltür.

Auf Stroh und Decken gebettet und bis an den Hals zugedeckt, lag die Wöchnerin mit halb geschlossenen Lidern. Ein altes, welkes Gesicht, über das ein Schein der Verklärung ausgebreitet war, des Mutterglückes, nachdem sie ihr großes Werk vollbracht hatte. An ihrem Haupte kniend, fühlte der Arzt den Puls, und die Hebamme, eine kleine, gebuckelte Greisin mit filzigen Haarsträhnen, leuchtete mit der Laterne und winkte mir, an die Krippe zu treten und das Neugeborne in Augenschein zu nehmen. Ich tat es, wie man etwas Köstlichem, Unfaßbarem sich nähert, und von Ehrfurcht ergriffen, betrachtete ich das kleine Wesen, während meine Gedanken hin und wider schweiften von dieser Hirtenhütte weg zu der andern in Bethlehem. Neben mir schnaufte die Kuh, und aus dem Halbdunkel glühten die Augen der Ziegen und Schafe, und mir schien, grad' so müßte es auch in jener wundersamen Nacht um Maria und Joseph in Bethlehem gewesen sein.

„Es kam acht Tage zu früh," brummte der Mann, der an der Mauer lehnte und die Hände faltete, „aber sie wollte ein Christkind haben."

„Noch ein Rastlein, und dann gebe ich ihr wieder einen Löffel Weinwarm," sagte die Geburtshelferin, „ihr aber geht jetzt in die Stube hinauf, und du, Lukas, sorg' für Speise und Trank, etwas Rechtschaffenes."

Wir lehnten dankend ab. Indessen der Arzt noch einiges mit dem grauen Weiblein besprach, schnürten wir draußen die Windjacken um den Leib, stülpten die Mützen auf und bald war auch der Doktor reisefertig. „Morgen werden Mutter und Kind in die Stube hinaufgetragen. Was meinst du, Hermann, wird sie es überstehen?"

„Sie wird noch das zwölfte zur Welt bringen," erwiderte der Arzt bestimmt, „das ist eine Zähblütige und einen Willen hat sie wie von Eisen. Du könntest dem armen Buschi zu Gevatter stehen. Christkinder, heißt es, sind wie das Wipfelreis am Baum, sie wachsen immer obenaus."

Hangauf und -nieder ging es, in umgekehrter Richtung und je nach der Laune des Weges, der keiner war. Der Wald umdunkelte uns, seltsam getönt von den blassen Streifen der Windlichter. Ein klotziges Gespenst hellt unversehens auf zu einem harmlosen Holzhaufen, eine sperrende Wand zerfließt in eine offene Biegung, ein wilder Geselle schreit uns an, Torheit, es ist die verschnörkelte Rinde einer Lärche. Rauhreif überrieselt die Schultern, das Gesicht, die Hände, und nun hebt ein leises Singen an wie von Glocken, die tief aus der Erde heraustönen, dann wie Gesang aus den Bäumen. „Die Meßglocken von Almagell," sagt die Doktorin über ihre Achsel zurück, „und jetzt, jetzt, hört Ihr die von Saasgrund?" Die Luft ist kalt und beißend und nichts Unheimliches mehr darin. Unwirklich erschimmern die Tannen, fast wie am Tage, und doch ist noch tiefe Nacht. Zwischen den Wipfeln wird es licht, es glitzert im Geäste, ob von den Sternen oder dem Mond, der sich durch eine Wolke geschoben hat und nun in der Himmelsweite schwimmt, oder von den Augen, die heller sehen, wer weiß? Mit den Glockentönen, die uns suchen und wie ein süßer Hauch umspülen, befängt mich die Erinnerung an die Jugendzeit, und die Frau vor mir und ihr Gatte an der Spitze, sie sind wie ich weit, weit entrückt. Die Glocken sind verklungen. Mit unsern Füßen aber läuft die Erinnerung ab und auf und schwingt sich über die Mühseligkeit des Pfades in Kindheitsträume, die von Jubel und knisterndem Reis erklingen. Man möchte zurück in das versunkene Land, für einen Augenblick nur, um die Worte an diejenigen zu richten, die damals waren und jetzt nicht mehr sind: Verzeiht mir, ich habe euch ja so lieb, so lieb.

So sind wir zu der Stelle gekommen, wo der Berg nach Saasfee zurückweicht. Wir traten auf eine Felsklippe abseits, eben als die Glocken die Mitternachtsmesse ausläuteten. Zuerst die im Grund und dann die im Dorf gegenüber und in unserm Rücken, vom Wind hergeweht, die Klänge von Almagell. Alle drei standen wir zusammen und schwiegen, weil wir horchen mußten und schauen, schauen, wie die Lichtlein der Kirchgänger die Halden hinaufkrochen und den Kapellenweg hinunter, drei, vier, sieben, mehr und mehr, dem großen Licht entsickernd, das die Bogenfenster der Dorfkirche noch erleuchtete. Wie sie langsam, langsam höher schwebten, eine lange, lose gegliederte Kette, stetig kleiner und schwächer wurden und in den dunklen Falten des Berges ertranken.

Auf die Scheitel der weißen Berge aber neigen sich die Äste des himmlischen Lichterbaumes, Stern an Stern und weihen die Nacht, die heilige Nacht, und es ist, als ob der Größte unter ihnen mit den Zungen der Engel redete, wie vor bald zweitausend Jahren. Ein stilles Feuer, das an der Krippe von Almagell sich entzündet hatte, es stieg jetzt groß und warm in mir auf und wir standen noch näher zusammen und hoben die Stirne in den Glanz und die Klarheit und die Weihe der göttlichen Sternennacht.

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Albrecht Schaeffer: Mitternacht (Leipzig 1928, Insel-Verlag) — **Hans Franck: Recht ist Unrecht** (Leipzig 1928, H. Haessel) — **Walter v. Molo: Mensch Luther** (Berlin-Wien 1928, Paul Zsolnay) — **Walter Bloem: Sohn seines Landes** (Leipzig, 1829, K. F. Koehler) — **Heinrich Hauser: Brackwasser** (Leipzig 1929, Phil. Reclam) — **Alice Berend: Der Herr Direktor** (Berlin 1928, S. Fischer)

Wenn diese Zeilen in Druck gehen, hat die große Kaskade der Weihnachtsneuheiten, in der das einzelne Buch rettungslos vom Strudel verschlungen wird, noch nicht eingesetzt. Aber einige beachtenswerte und betrachtenswerte Vorläufer sind doch schon (in der Stille vor dem Brausen) zu vermerken.

Albrecht Schaeffer hat zwölf Novellen unter der Aufschrift Mitternacht vereinigt, aber nicht so gleichmäßig wie die zwölf Glockenschläge klingt es aus dem Buch —: einige sind voll und stark, sie summen noch lange im Kopf und Herzen nach, andere verhallen schneller und gerade solche, die besonders laut im Anschlag sind. Es ist der alte Zwiespalt bei diesem großen Erzähler, wie wir noch im einzelnen sehen werden: feinste, tiefste Seelenerlebnisse auf der einen, grobe Knalleffekte kinoartiger Ungeheuerlichkeiten und krasse Zufälle auf der andern Seite — aber auch das gemeistert von der geübten Hand eines starken Bildners, eines sinnenden Künstlers.

Drei der Novellen kennen wir schon aus „Helianth". Von den übrigen sind die ersten vier, unter dem Titel „Nachtschatten" vereint, eigentlich nur Skizzen, „Kurzgeschichten", merkwürdige Einfälle. Sein schweres Geschütz fährt Schaeffer in dem Mittelstück auf, nach dem das Buch seinen Namen hat. Hier sind es drei bedeutende Erzählungen, die dem Werk sein eigentliches Schwergewicht geben. „Der höllische Sebastian" ist eine Begebenheit aus den Kämpfen in Sowjetrußland. Auf einer abgelegenen Försterei Masurens, hinter undurchdringlichen Wäldern und Sümpfen, hat ein berüchtigter Wilddieb, David mit Vornamen, gerade den Förster erschossen, als die ersten Weißgardisten auf der Verfolgung eines bolschewistischen Bandenführers in diese Gegend kommen. Sie wollen die Hinterbliebenen des Försters, Mutter, Frau und Kinder, massakrieren, als jener unheimliche Wilddieb aus dem Versteck als Scharfschütze auftritt und, nachdem er die Kosaken verjagt, den Weißgardisten langsam mit vierzig Schüssen tötet, nur von dem einem Wunsch beseelt, daß der inzwischen zu ihm sprechen soll. Aber erst unmittelbar vor seinem Tode zischelt der Offizier ein „Kanaille!" hervor, worauf ihm David befriedigt den Kopfschuß gibt.

Noch um vieles krasser ist die Erzählung „Drei Menschen", in der ein Haarmann, ein Lustmörder großen Stils, einem ehemaligen Soldaten Anstellung bei seinem Hehler verschafft. Vor Gericht wird dem Staatsanwalt, gerade als er sich zu seinem Plaidoyer erheben will, um auch für den Soldaten die Todesstrafe zu beantragen, ein Zettel mit der überraschenden Mitteilung gebracht, jener Soldat sei sein verschollener Sohn. Aus der Anklage wird eine Verteidigungsrede. Freispruch erfolgt, aber der Vater erschießt später den Sohn in seinen Armen, während er selber bald darauf einsam stirbt und der Lustmörder sich im Gefängnis erhängt. Auch die ungewöhnliche Erzählungskunst Schaeffers mit ihrer immer wieder überraschenden Fülle an schönen Einzelheiten, ihrer meisterhaften Beherrschung der Halb- und Vierteltöne vermag das Unbehagen angesichts einer sich oft überstürzenden Häufung von Zufälligkeiten und einer düsteren Romantik nicht aufzuhellen. Wie zart und fein dieser begnadete Dichter sein kann, zeigt er in dem schwermütigen und doch weltgläubigen Idyll „Die Geige", wo die vernachlässigte und verschmutzte Stimme einer Violine, bei der jeder Ton ehemals eine runde, klare Perle war, zum rührenden Sinnbild einer vernachlässigten und verkommenen Menschenseele wird. Auch in „Gottes Wand", einer Skizze, die wie ein Hobelspan seiner schönen Erzählung: „Die Rosse des Hadschra" (im „Prisma") aussieht, sind jene Vorzüge Schaeffers in knappste Form gebracht.

Gleichzeitig schenkt uns Hans Franck ein Novellenbuch zu Weihnachten, es enthält nicht wie „Mitternacht" ein Dutzend, sondern nur neun Erzählungen, und doch ist das Buch um fast vierhundert Seiten stärker. Es heißt Recht ist Unrecht, ein Titel, der ganz zum Schluß (S. 595) so erläutert wird: das Herz eines Menschen könne nirgendwo zum eindeutigen Worte, das alles umgreife, vordringen, am wenigsten, wenn es über Tun oder Lassen eines lebenden Wesens zu Gericht sitze. Der entscheidende Spruch könne nur von der Allgemeinheit der Menschheit gefällt werden. Es ist bezeichnend für den schweren Ernst dieses norddeutschen Dichters, daß er jahrelanges Schaffen (1926—28) einem Gedanken unterordnet, der in keiner Weise als Aushänge-

schild für das liebe Publikum zu empfehlen ist, der aber ihn in der Einsamkeit seines den Seestürmen erreichbaren Wohnsitzes offenbar zutiefst beschäftigt hat. Aus jener Heimat sind auch die meisten seiner Motive aufgegriffen, und merkwürdig genug, daß gerade die ersten Erzählungen das Nebenmotiv einer unentrinnbaren Heimatliebe behandeln. Am ergreifendsten in „Maruschka" und „Palm". Maruschka ist eine arme polnische Magd, eine jener treuen Seelen, die im Dienen und in der Liebe ihren Lebensinhalt finden. Nach trüben Jugendschicksalen wird sie die Nährmutter eines „Herrenkindes", das mit zärtlicher Liebe an ihr hängt — bis es selber „Herr" wird und nun seine einstige Maruschka in ein Altersheim abschieben will (wo sie es freilich gut haben soll). Sie aber nimmt ein Körbchen Heimaterde mit und zieht den Freitod vor. Der Ruf „nah Huus!" („nach Hause"), die Liebe zur Heimat ist es auch, die den kleinen „Palm" in der gleichbenannten Erzählung zweimal zum Brandstifter werden läßt, nur um aus fremder Hörigkeit wieder zur Mutter zu gelangen. Die Seele dieses Knaben hat ein Dichter mit den Augen der Liebe gesehen, ihr Gutes und ihr Böses sind so ineinander verwoben, so verständlich in jedem einzelnen Zug, daß man hier wirklich erschüttert das „Unschuldig-schuldig" spricht, eine (spätere) Umschreibung des Buchtitels. Von der zweiten Erzählung „Ernte" hat man nicht diesen Eindruck. Sie ist eine einzige Grauslichkeit. Ein vierjähriger Junge sticht seinem kleinen Brüderchen die Augen aus, worauf ihn der Vater erschlägt und sich dem Gericht stellt, während die Mutter mit dem blinden Jüngsten ins Wasser geht. Natürlich ist auch hier alles begründet, vielleicht ist das Schreckliche wirklich so geschehen, aber das Wirkliche ist ein gefährlicher Stoff, denn das Leben überhebt sich der inneren Begründung, die der Künstler braucht. Zu einem kleinen Roman weitet sich die Erzählung „Tine". Ein Meisterstück natürlicher, beinahe naturalistischer Schilderung mecklenburgischen Landlebens, dortiger Volkssitten und vor allem der eigentümlichen Psychologie dieser norddeutschen Menschen. Wie der Förster- und der Pastorsohn um „Tine" ringen, sie aber den reichen Schulzen heiratet, der nach Jahren von dem verkommenen Förstersohn erschossen wird — das ist nur ein dünner Faden, an dem sich der ganze Reichtum einer farbigen Erzählung aufreiht, die freilich hie und da nach „Kalendergeschichte" schmeckt. Auch in „Die Grabschrift" steht eine vielumworbene Schönheit im Mittelpunkt der Geschehnisse, auch sie heiratet nicht den Jugendgeliebten, sondern einen Beamten, der sie mit Eifersucht quält, bis sie ihn schließlich erschießt.

Man sieht: in diesen Erzählungen wird an Morden und Selbstmorden ein reichassortiertes Lager aufgemacht, aber überall, selbst in der bei einer Neuauflage besser auszumerzenden „Ernte", spricht ein Dichter, der die feinen Beglaubigungszüge einleuchtender Seelenvorgänge beibringt. Am erschütterndsten und auch am grausigsten ist das Phantasiegemälde „San Lazaro". In einer südamerikanischen Stadt, wo es viele Leprakranke gibt, weist man den Aussätzigen einen drei Stunden entfernten Flecken zum Wohnsitz an, wohin man ihnen anfangs Lebensmittel bringt. Als dies aber aufhört und die Kranken angewiesen werden, sich selber mit Landbau und Fischerei Lebensunterhalt zu verschaffen, da rebellieren sie, und der ganze grausige Zug dringt in die Stadt ein. Auf der Straße, in den Wirtshäusern, Kinos, Tanzlokalen und Wohnungen sieht man auf einmal stumme Gestalten ohne Nase, ohne Ohren, mit nur einem Arm oder Bein. Entsetzen befällt die Einwohner, sie flüchten. Mit Gier stürzen sich die Verstümmelten auf alle Genüsse, bis sie von den Zurückkehrenden vertrieben werden, die ihnen dann ein schönes Krankenheim bauen und für sie sorgen. Nicht minder gräßlich, obwohl es hier ohne Leprakranke abgeht, ist die Erzählung „Mord an sich". Man schaudert bei diesem Martyrium einer armen Schankmagd und ihres unehelichen Kindes — wenig getröstet durch die Schlußbetrachtung, daß die Sünde die Mühlen der übermenschlichen Reinheit treibe, „wie der Haß den Boden der ewigen Liebe wässern muß".

Entschädigt wird man für diese Anhäufung von Scheußlichkeiten (so ist das Leben denn doch nicht!) einigermaßen durch die beiden letzten Erzählungen, obwohl auch sie nicht ganz frei davon sind und die nächste noch, „Gerichtet" mit Mord (der eigenen Frau), Selbstmord und Irrsinn endet. Sie spielt im Kriege, und ihr eigentliches Thema ist die französische Kriegspsychose gegenüber einer stillen, keuschen Liebe zwischen deutschem Offizier und französischer Schloßherrin, einer Liebe, die durch deutsche Musik geweckt wird. Sehr fein ist das Verhalten des jüngsten Sohnes zu diesen Vorgängen dargestellt. Die letzte Novelle endlich „Anselma Cornée" erzählt die wechselvollen Schicksale einer Schauspielerin, leider endet auch sie in einer Blutlache: ein verhätschelter Hund der Künstlerin beißt aus Eifersucht einem Kind, das sie angenommen hat, die Kehle durch, worauf sich Anselma als stille Wohltäterin in die Einsamkeit zurückzieht.

Es ist sehr merkwürdig und gewiß kein Zufall, daß Schaeffer und Hans Franck gleichzeitig je ein Erzählungsbuch veröffentlichen, in dem das Dunkle, das „Mitternächtige" (Schaeffer) in der Menschenseele das eigentliche Thema ausmachen. Die beiden Dichter sind sehr verschieden voneinander und kennen sich vielleicht kaum (der eine wohnt im nördlichen Mecklenburg, der

andere in Südbayern), aber beide haben hier eine stattliche Anzahl von Erzählungen auf das mystische, magische Zwischenreich der Seele gebaut, auf das moorhaft schwankende Grenzland zwischen Bewußtem und Unbewußtem. Der eine fragt noch nach Schuld und Unschuld, freilich um beides zu verneinen, der andere stellt keine Fragen, er träumt in der Mitternacht und erzählt raunend von geheimnisvollen Visionen: menschlichen Schattenbildern, die an Abgründen dahinwanken, geführt von unerbittlichen, unerkennbaren Schicksalsmächten . . .

*

Nicht jedes Buch der „gefragten" Erzähler kann bei dem bemessenen Raum dieser Literaturbetrachtung zu Worte kommen — zumal da gerade diese sehr produktiv sind. So habe ich Walter v. Molos vorletzten Roman zwar gelesen aber nicht besprochen. Er kann Besseres. Das beweist er glücklicherweise in seinem neuen Roman Mensch Luther, der teilweise an seine reifsten Leistungen hinanreicht, wenigstens was Molos große Kunst des Zusammenfassens, Verdichtens betrifft (am erstaunlichsten in „Fridericus"). Im sichern Besitz dieser Fähigkeit drängt er die ganze Gestaltung des Menschen Luther auf die beiden Tage zusammen, die des Reformators Schicksal vor dem Reichstag zu Worms entscheiden (16. und 17. April 1521). Das ganze Netz politischer und kirchlicher Fäden damaliger Zeit spannt Molo auf, und die Vertreter der verschiedensten Meinungen kommen zu Wort, bevor Luther selber in den Mittelpunkt tritt; wir sehen die Ränke der Kirchengewaltigen gegen die Kurfürsten, das Versteckspiel zwischen Papst und Kaiser, das neue politische Element des Bauern und Handwerkers. Diese anschaulichen und dramatisch gesteigerten Vorgänge werden, bei plastischer Gestaltung der einzelnen Charaktere, zum Höhepunkt in dem Auftreten Luthers geführt. Nicht als ob mit seinem Erscheinen nun sogleich Klarheit und Sicherheit in den Streit der Meinungen käme, die Sendung des Reformators ist zu groß, sein Werk zu verästelt, er selber hat den Kampf zwischen Schwäche und Derbheit, zwischen Zweifeln und Entschlossenheit noch nicht bis zu Ende gekämpft. Erst am Schluß findet er seine ganze Stärke. So kommt Luther uns menschlich näher, aber da der Verfasser leider in den Worten seines Helden immer mehr monologisch hörbar wird, wandelt sich die Gestalt, und wir sehen schließlich nicht mehr Luther vor uns, sondern einen schlagkräftigen Dialektiker des 20. Jahrhunderts, der nicht so sehr die Probleme jener Zeit behandelt, als die unseren in jene zu verwandeln sucht, wobei dann durch Schwarzweißzeichnung der einzelnen Gruppen und Charaktere die persönliche Ansicht des Verfassers zu deutlich hervortritt. Das bringt etwas Schiefes in die Darstellung, weil die Voraussetzungen und Motive ganz andere sind, die Nöte und Sorgen jener Zeit decken sich nur sehr unvollkommen mit den unseren. Ein Bild großer Männer der Vergangenheit sozusagen für heutigen Hausgebrauch zu schaffen, wird Molo erst gelingen, wenn er sich mehr objektivieren kann. Er ist auf dem Wege dazu. Er verfällt hier nicht mehr in Fehler wie in seiner Legende vom Herrn, wo er Jesus auf eine Falle der Pharisäer plump hineinfallen läßt, nur um des Verfassers politische Meinung über die Gegenwart zu äußern. Molo sucht sich teilweise in das Denken und Fühlen der Streitenden redlich hineinzuversetzen, und es gelingt ihm, ein großes Zeitbild aufzurollen, das durch den stürmischen Ablauf der Reichstagsfehden buntes Leben und dramatische Spannung erhält.

Die Gestalt eines großen Mannes aus der Vorzeit heraufzubeschwören und den Heutigen in neuer Beleuchtung zu zeigen, hat auch Walter Bloem gereizt. Vermutlich hat er den Plan dazu auf seiner Weltreise gefaßt: in einem Washington-Roman Sohn seines Landes wollte er zugleich den Roman des erwachenden Amerika schreiben. Ohne Tendenz und sonstige Nebenabsichten schöpft Bloem mit frischem Griff aus der Überlieferung und schreibt so einen äußerst spannenden Roman, der durch den Stoff Hochmaß und Gewicht erhält. Um diesen „frischen Griff" zu erläutern, setze ich den Anfang der großen Washington-Biographie von Henry Cabot Lodge neben den des Romans. Der amerikanische Historiker beginnt sein zweibändiges Werk: „Um George Washington kennenzulernen, müssen wir vor allen Dingen das gesellschaftliche Milieu kennenlernen, in dem er geboren und aufgezogen wurde." Und der Inspektor der Harvard-Universität verbreitet sich nun viele Seiten lang über das alte Virginien. Bloems Roman beginnt so: „Schlugen die Hunde nicht an?

Doch — wie verrückt.

Der alte Christoph Gist kämpfte sich mühselig aus seinem schweren Bauernschlummer." Die Ankömmlinge sind — so erzählt Bloem weiter — nicht, wie man befürchtete, skalpsüchtige Indianer, sondern zwei junge Gentlemen mit ihrer Bedienung, Fairfax und Washington, der letzte, zwanzigjährig, „ein langer Gesell, der aus kindhaft lebensgläubigen graublauen Augen unbesorgt und vertrauensvoll in die Welt schaut". Und während nun alle bei einem dampfenden Rumpunsch sitzen, entwickeln sich in ihrem lebhaften Wechselgespräch Milieu und persönliche Verhältnisse. Man sieht, wie Bloem den Stoff behandelt. Sehr lebendig, burschikos, oft mit Wendungen und Ausdrücken gegenwärtigster Gegenwart gespickt, führt er uns die Menschen jener Zeit vor Augen. Geschickt überspringt Bloem die ersten zwanzig Jahre des amerikanischen Volks-

helden, von denen wir recht wenig wissen, und schildert den ruckweisen Aufstieg dieses einfachen, großen Menschen ohne bengalische Beleuchtung, mit Betonung seiner menschlichen Züge. In dieser lebhaften, fast nervösen und oft etwas laut daherpolternden Art der Darstellung steht das ruhige Bild des Republikaners deutlich umrissen, freilich ohne daß seine starken Eigenschaften ganz zur Geltung kämen: seine Standhaftigkeit nicht nur im Unglück, sondern auch im Glück, seine große Distanz von Selbstsucht, Neid und Diensteifer, seine Ruhe und Sicherheit auch in der Wahl seiner Berater und Organe. Immerhin ist Bloems Roman in seiner Art verdienstvoll und lesenswert. Hier ist ein in Deutschland wenig behandelter, sehr bedeutender Stoff mit epischem Geschick erfaßt. —

Einer von den „Jungen Deutschen“, die der Verlag Reclam kürzlich in einer besonderen Sammlung der Öffentlichkeit vorgestellt hat, Heinrich Hauser, beglaubigt seine Berufung in einem neuen Roman Brackwasser, vor allem durch die schlichte Kraft der Darstellung, die nur auf Klarheit und Wahrheit dringt, die kein artistisches, kein literarisches, aber auch kein mit grellfarbigen Tagesfragen geflicktes Mäntelchen trägt. Es ist eine Robinsonade und liest sich zum großen Teil wie Defoes bekanntes Muster eines Abenteuerromans. Nur daß hier das Weib sogleich als ebenbürtige Trägerin der Handlung mit auf den Plan tritt. Der Dampfermatrose Glen hat sie aus der Frauenstraße einer kleinen Negerstadt im südlichen Mittelamerika mitgenommen. Er sucht diese junge halbblütige Schönheit, diese zarte Tropenpflanze, nun in dem herben Klima seiner Heimat, in dem sandigen Boden einer norddeutschen Insel einzuwurzeln. Der Höhepunkt des Romans liegt in der Schilderung der Ankunft vor dem kleinen, verschlossenen, einsamen Schuppen auf umstürmter Küste und in dem zähen, erbitterten Kampf dieser beiden Menschen mit allen Elementen, um nur das karge Leben zu haben. Zwei Jahre lang hat niemand diesen dürftigen Unterschlupf betreten, der nur ein rostiges Bettgestell und eine grüngemalte Pumpe enthält, aber von zahllosen dicken Spinnen bewohnt wird, die ihre Netze über die zerbrochenen Scheiben gezogen haben. Wunderbar, wie das zarte Tropenkind Chiquita still und geschäftig an die Arbeit geht, als hätte sie es gar nicht anders erwartet. Um sich warm zu machen, scheuert sie verrostete Töpfe mit Petroleum, reinigt zerbrochenes Geschirr von starrem Schmutz, hilft im kargen Sand ein Gärtchen anlegen. Über Sommer und Herbst haben sie sich leidlich, wenn auch sehr dürftig eingerichtet, da kommt winterliche Sturmflut und spült alles mühsam Geschaffene, die Anfänge wirtschaftlicher Selbstbehauptung hinweg, — dieser Sturm ist so stark, daß er noch in seinen Nachwirkungen die beiden Menschen, die zusammen gerettet sind, wieder voneinander treibt, jedes in seinen vor Jahresfrist ausgeübten Beruf zurück —: ihn in die Matrosenjacke, sie in das Tanzkleid . . . So endet diese Robinsonade (mit idyllischem Einschlag) in verhaltener Tragik, in schwermütiger Resignation, aber doch nicht ohne einen leisen Unterton jenes frischen und mutigen Seemannsinnes, der wie eine salzige Brise durch das ganze Buch weht und ihm seinen eigenen Charakter gibt. Alles ist aus erster Hand, nichts Literatur. Seine Erfahrungen hat der Dichter, wie man hört, aus eigener Matrosenzeit geschöpft.

Alice Berend, die heitere Beobachterin unseres buntscheckigen Erdentreibens, hat sich wieder einmal zu einem Roman aufgerafft, der ihren besten Schöpfungen aus früher Zeit nahekommt: Der Herr Direktor. Was darin vorgeht, hat zwar nur selten den Reiz der Neuheit, gerade in letzter Zeit ist der Generaldirektor mit Mussoliniallüren eine beliebte Romanfigur geworden, und niemals fehlen irgendwelche Beziehungen zu seinem Tippfräulein, meist sind sie sogar im Plural vorhanden. Alice Berend sieht das, was sie schildert, mit eigenen Augen und mit eigenem Humor (wenn es auch nicht der richtige Humor, sondern mehr Sarkasmus ist). Waldemar Bohlen, leitender Direktor der Glühlampenaktiengesellschaft, hat bei seinem stolzen Schritt durchs Leben einige störende Anhängsel, als da sind: eine Frau, drei erwachsene Kinder und ein unheimlicher Milchbruder aus frühster Kindheit. Die Frau, eine geborene v. Perlewitz, schon in den Vierzigen, macht ihm am wenigsten Beschwer. Obwohl noch sehr niedlich mit „zierlichem, etwas zerknittertem Katzengesicht und hellblondem kurzem Wuschelhaar“, hat sie doch so gut wie gar keinen Einfluß mehr auf ihren Mann, und wenn sie ihn im Büro anruft, meldet die Sekretärin prompt, der Herr Direktor sei im Konferenzzimmer. Mehr Sorgen machen ihm seine Kinder. Der älteste, Hellmut, ein richtiger Perlewitz, wollte Offizier werden, ist jetzt Ingenieur, der auf seine Erfindung wartet. Der zweite, Moritz: jugendlicher Kommunist, mit Sandalen und Leinwandkittel, ißt nur Kartoffeln und Obst, zecht klares Wasser und wettert gegen den Reichtum. Der interessanteste Sprößling von den dreien aber ist Ortrud, die Tochter. Womöglich noch „moderner“ als Moritz. Sie reitet, spielt Tennis und Golf, studiert Musik und verliebt sich zum Schluß in einen proletarischen Meisterfahrer, einen Rekord- und Herzenbrecher, mit dem sie sich im Flugzeug trauen läßt. Beunruhigender noch als das Schicksal seiner Kinder ist für den Herrn Direktor das Gebaren des ihn umlauernden Moritz Kaderewski. (Erinnerungen an Wassermanns Fall Maurizius und Werfels Abi-

turientenag tauchen auf.) Moritz bringt ihn zu der Überzeugung, daß er selber der arme Judensprößling sei, bis sich schließlich alles aufklärt und Kaderewski eine ihm von Bohlen erwiesene Wohltat großmütig lohnt, indem er seine Gesellschaft von Amerika aus saniert und ihm selber auf den Sessel des Generaldirektors verhilft. Die Handlung des Romans schmeckt ein wenig nach Kolportage, aber Alice Berend weiß fesselnde und sogar liebenswerte Menschen zu zeichnen, sie verknüpft sie gutgelaunt mit bunten und lustigen Fäden der Einzelschicksale, so daß man ein paar Film-Begebenheiten geduldig in Kauf nimmt. Auch hat sich die liebenswürdige Erzählerin beinahe ganz von ihrer unleidlichen Gewohnheit befreit, die Kapitel und Absätze mit Gemeinplätzen zu beginnen. Kaum daß den Leser einmal die scharfsinnige Erkenntnis überrascht: „Gestern ist nicht heut." — Ein empfehlenswertes Unterhaltungsbuch!

Tier- und Jagdgeschichten. Von Friedrich von Lucanus

E. von Kapherr: Aus Herrgotts Tiergarten (Leipzig, E. Haberland) — Paul Vetterli: Die Lockjagd (Leipzig und Zürich, Grethlein) — Friedrich von Tschudi: Tierleben der Alpenwelt (Zürich 1928, Rascher) — Hans Hubertus: Wo die Heide blüht (Neudamm 1928, J. Neumann) — Ernst Graf von Harrach: Weidwerk aus besseren Zeiten (Neudamm 1928, J. Neumann) — Hans Witting: Auf der Hochwildbahn im Karpathenurwalde (Neudamm 1928, J. Neumann) — Hans von Bergen: Jagdfahrten in Kanada und Alaska (Neudamm 1928, J. Neumann) — Bengt Berg: Die letzten Adler (Berlin 1927, Dietrich Reimer)

Allerlei bunte Tiergeschichten bringt Kapherrs neuestes Werk Aus Herrgotts Tiergarten. Kapherr zeigt sich auch hier wieder als der hervorragende Kenner der heimischen Tierwelt, besonders der jagdbaren Tiere, die er als Jäger ganz in sein Herz geschlossen hat. So sind seine Erzählungen vom Auerhahn, Fischotter, Wolf, Fuchs, Marder, Edelhirsch, Reh, Renntier, Elch und von vielen andern Tieren prachtvolle Lebensbilder, die das Wesen all dieser Tiere, die Liste und Ränke, mit denen sie sich den Nachstellungen durch den Menschen zu entziehen wissen, treffend wiedergegeben. Wenn der Verfasser die Tiere denken und reden läßt, so bewegt sich dies doch stets im Rahmen der Tierpsyche, ohne daß das Tier dabei vermenschlicht wird, wie es so oft leider in anderen volkstümlichen Tiergeschichten geschieht, wodurch der Leser eine ganz falsche Vorstellung von der Tierseele erhält. Auch die Natur, in der die Tiere zu Hause sind, weiß Kapherr wundervoll zu schildern. Wenn man an dem prächtigen Buche etwas aussetzen könnte, so ist es vielleicht der allzu häufig wiederkehrende tragische Abschluß in den Tiererzählungen. Der kapitale Rehbock, dem zuliebe der Forstmann viele vergebliche Pirschgänge unternahm, endet kläglich in der Drahtschlinge des Wilderers, das Renntier quält sich zu Tode in der grausamen Falle des Russen, die seinen Leib aufschlitzte, und der starke Elchschaufler findet im strengen Winter bei Glatteis ein unrühmliches Ende. Anderseits wird diese Tragik in gewisser Weise wieder ausgeglichen durch humorvolle Erzählungen, wie z. B. durch die lustige Spatzengeschichte „Tschilp, der Einwanderer". —

Eine wertvolle Bereicherung der Jagdliteratur ist Paul Vetterlis Lockjagd. Vetterli führt uns hinaus in den grünen Wald, in frische Wiesengründe, in die einsame Heide und das wogende Kornfeld, um uns eine vortreffliche und gründliche Anleitung zu geben, wie man das Haar- und Federwild, sowie das Raubzeug durch Nachahmung der Lock-, Balz-, Brunft- und Angstrufe herbeilocken kann, eine Kunst, die bekanntlich außerordentlich schwierig ist und die nur wenige Weidmänner wirklich beherrschen. Es gehört vor allem dazu eine gründliche Kenntnis der Lebensweise und des Seelenlebens der Tiere. Hierüber gibt Vetterli eingehende Auskunft und Belehrung. Meisterhaft hat er die Sprache und das Triebleben des Wildes belauscht und daraus die Erfahrungen gesammelt, die er in seinem Buche verwertet. Bei der Lektüre des Buches empfindet man es mit besonderer Freude, daß der Verfasser kräftig für die Hege des Wildes eintritt und sogar dem Raubzeug Daseinsberechtigung einräumt. So sagt er vom Hühnerhabicht: „Auch ihn wollen wir im Haushalte der Natur nicht vollständig missen. Er hat seine Daseinsberechtigung als Art, als Geschöpf, als Varietät im Reichtum der Natur genau so gut wie jedes andere Wesen. Als Jäger wollen und dürfen wir überhaupt nicht vernichten im Sinne einer bewußten Ausrottung. Wir haben lediglich das Recht, die Daseinsbedingungen unseres uns anvertrauten Wildes zu fördern." Vortreffliche Worte eines wahren Weidmannes, die dem wertvollen Buch einen hohen ethischen und erzieherischen Wert verleihen. —

Die Lebensweise, den Fang und die Jagd der wichtigsten in den Alpen lebenden Tiere behandelt Friedrich von Tschudi in seinem Tierleben der Alpenwelt. Er gibt eine eingehende Übersicht über die Verbreitung der Tiere in den Alpen in

früheren Zeiten und ihre Abnahme bzw. Ausrottung in neuerer Zeit, wie es für den Luchs, den Wolf und Bären zutrifft. Die Angaben über die Farbenvarietäten des Fuchses enthalten einige Irrtümer. In Deutschland unterscheiden die Jäger die dunkeln Brandfüchse und die hellen Birkenfüchse, dagegen gehört der Kreuzfuchs nicht, wie der Verfasser sagt, zu den regelmäßigen Erscheinungen in Deutschland. Die eigentliche Heimat des Kreuzfuchses ist Nordamerika und das nördliche Asien. Wenn ferner der Verfasser meint, daß ein in früherer Zeit in den Alpen erlegter weißer Fuchs ein Silberfuchs gewesen sei, so beruht dies auch auf einem Irrtum. Der Silberfuchs kommt überhaupt nicht in Europa vor, sondern nur in Amerika und Asien. Der betreffende weiße Fuchs war ein Albino des gewöhnlichen Rotfuchses. —

Prächtige, stimmungsvolle Wald- und Heidebilder malt Hans Hubertus in seinen Erzählungen Wo die Heide blüht, die mit spannenden Geschichten vom edlen Weidwerk und von Menschenschicksalen durchwoben sind. Ein Buch, das durch seine vortrefflichen Naturbeschreibungen, die den märkischen Kiefernwald und den üppigen Spreewald in feinsinniger Weise verbildlichen, Herz und Gemüt erfreut und zugleich durch die vielseitigen Erzählungen, die hohe dramatische Wirkung haben, überaus fesselnd und anregend ist. Reizende Verse, die im Text eingestreut sind, geben dem Buche eine besondere Weihe. Prächtige Zeichnungen von der Meisterhand Karl Wagners zieren den Text. —

Sein 25jähriges Jägerleben im Weidwerk auf den Brunfthirsch, den Rehbock, den balzenden Auer- und Birkhahn und auf der anstrengenden Gamsjagd im Hochgebirge schildert Ernst Graf von Harrach in seinem Weidwerk aus besseren Zeiten. Man beneidet den Verfasser um die reichen Jagdgründe, die das Schicksal ihm bescherte, und die herrlichen Weidmannsfreuden, die er genießen konnte. Das Buch ist, wie der Verfasser im Vorwort selbst sagt, nur für Jäger geschrieben, denn nur diese können es „verstehen und begreifen". Sie finden an den vielseitigen Erlebnissen und reichen Erfahrungen, die Graf Harrach so reizvoll mitteilt, wertvolle Belehrung. —

In die Hochwildbahn des Karpathenurwaldes führt uns Hans Witting. Ein sehr wertvolles und inhaltreiches Buch, das den Zauber und die weihevolle Stimmung des Karpathenurwaldes meisterhaft wiedergibt. Wir begleiten den Verfasser zur Hahnenbalz, zur Pirsch auf den roten Bock, auf den Feist- und Brunfthirsch, zur gefährlichen Bärenjagd und weidwerken mit ihm auf ritterliches Schwarzwild und den Gamsbock. Packend sind die Lebensbilder vom Wolf, Luchs, Adler und Geier. Witting zeigt sich als ein erfahrener Jäger und Heger und als vortrefflicher Kenner der Tierwelt, die er in all ihren Gewohnheiten, Trieben und Regungen bis in das kleinste hinein erfaßt hat und meisterhaft zu schildern versteht. Bei seinen Erzählungen beschränkt der Verfasser sich nicht nur auf die jagdbaren Tiere, sondern er zeichnet auch Bilder aus der Welt der Singvögel, aus dem Leben der Kriechtiere und Lurche und anderer Tiere. Das Leben des Waldes mit all seinen Geschöpfen wird uns nahegebracht. Die Vielseitigkeit ist es, die dem Buche einen besonderen Reiz verleiht. Die vielen Abbildungen nach Zeichnungen und photographischen Aufnahmen, die die Landschaft und das Tierleben vortrefflich charakterisieren, gereichen dem Buche zur großen Zierde. —

In die Jagdgefilde Nordamerikas führt uns Hans von Bergen in seinen Jagdfahrten in Kanada und Alaska, wo er in den Jahren 1905 bis 1913 auf den Wapitihirsch, den Elch, Grizzlibären, Puma, Wolf, Bergschaf und Schneeziege weidwerkte. Der große Wildreichtum, den dies Land in jener Zeit noch barg, ist heute leider nicht mehr vorhanden, da Goldsucher und Pelzjäger in neuerer Zeit unter dem Wildbestande sehr aufgeräumt haben. Spannend und fesselnd sind die Erzählungen der Jagderlebnisse, die uns zugleich mit den Lebensgewohnheiten des amerikanischen Wildes bekanntmachen. Die imposante Schönheit des Landes und die Eigenart der Bewohner weiß Bergen sehr anregend zu schildern. Zahlreiche vortreffliche Photos ergänzen den Text in sehr anschaulicher Weise. —

Dem Seeadler, der heute in Europa recht selten geworden ist, widmet der bekannte Afrikaforscher Bengt Berg eine mit großer Liebe verfaßte Schrift Die letzten Adler. In der Nähe eines Adlerhorstes baute sich der Verfasser ein Versteck, um das Leben der stolzen Vögel genau beobachten und im Film festhalten zu können. Dem fliegenden Adler folgte der kühne Forscher mit dem Flugzeug, um Flugbilder mit der Kamera zu erjagen. Das Buch ist eine überaus wertvolle Biologie des Seeadlers. Die zahlreichen photographischen Aufnahmen aus dem Familienleben des Seeadlers sind Glanzleistungen auf dem Gebiete der Tierphotographie, in der Bengt Berg Meister ist. In die biologischen Schilderungen hat der Verfasser sehr geschickt anmutige Erzählungen von Land und Leuten hineingeflochten, die dem Buche einen besonderen Reiz und viel Abwechslung verleihen. Die Tragödie eines alten Adlers, der nach Verlust seines Gatten einsam in der Wildnis haust und schließlich der Schießwut des Menschen zum Opfer fällt, ist so recht dazu angetan, den Gedanken des Naturschutzes, der heute eine so große Rolle spielt, zu fördern. Es ist ein herrliches Buch, das jeder lesen sollte.

Illustrierte Rundschau

Ernst Sterns Bühnenkunst — Batikarbeiten von Karl Friedrich Waibel — Der Japaner T. Foujita — Joseph Hegenbarth — Majolika-Arbeiten von Prof. Max Laeuger — Nicolaus Vadasz — Zu unsern Bildern

Seit ungefähr einem Menschenalter ist der Name Ernst Stern mit dem deutschen Theater und insbesondere mit dem Max Reinhardts verbunden. Das hat sich auch heute noch nicht geändert, aber wer Sterns phantasievolle Kunst bewundert, kann sich kaum vorstellen, was sie ehedem für eine Überraschung, für eine Erlösung bedeutete. Wie stand es denn damals? Die Hoftheater im Reich, Berlin voran, zehrten von dem staubig gewordenen Erbe der Meininger. Die neue Kunst des Naturalismus hatte auf der Bühne Otto Brahms eine in sich vollendete, aber jeder, selbst der bescheidensten Schaulust abgewandte Pflege gefunden. Da erhob sich Reinhardt gegen historischen Prunk wie gegen modernes Puritanertum. Er erkannte, daß das Publikum im Schauspiel auch etwas sehen wollte, und er begann mit den großen Inszenierungen unsrer klassischen, besonders der shakespeareschen Dramen, die eine Begeisterung erweckten, wie sie seinen späteren Leistungen nicht wieder beschieden worden ist. Zu seinen treuen Helfern zählte von Anbeginn Ernst Stern, ein Künstler von regem Theatersinn für das Wirksame. Wohl fühlte auch er gleich Reinhardt, welchen Reiz das historisch Echte in Kostüm und Dekoration auf die Menge auszuüben pflegt; die Erfolge der Meininger hatten es erst vor wenigen Jahrzehnten bewiesen. Er war jedoch kein pedantischer Gelehrter, einzig bemüht, die Urkunden der Vergangenheit möglichst treu in unsre Sprache zu übertragen. Höher als Gelehrsamkeit stand ihm sein Künstlertum, und so schuf er Bilder, die uns in einem tieferen Sinn als dem bloß historischen in die Welt des Dichters versetzten. Als dann eine karge Zeit kam, die auf der Bühne mit ein paar andeutenden Stoffetzen und dem Licht des Scheinwerfers die bunte Welt erstehen lassen wollte, haben die Ältern unter uns mit Sehnsucht an Sterns üppige Bühnenbildkunst gedacht. Wie so vielen andern schien auch ihr die Stunde geschlagen zu haben. Doch es schien nur so. Der Rausch nach Licht und Farbe überkam uns mit doppelter Gewalt, nachdem wir lange in Armut und Dunkelheit geschmachtet hatten, und wieder rief man nach Ernst Stern als dem fast schon klassisch gewordenen Herrn und Meister des Ausstattungszaubers, der Ausstattungskunst.

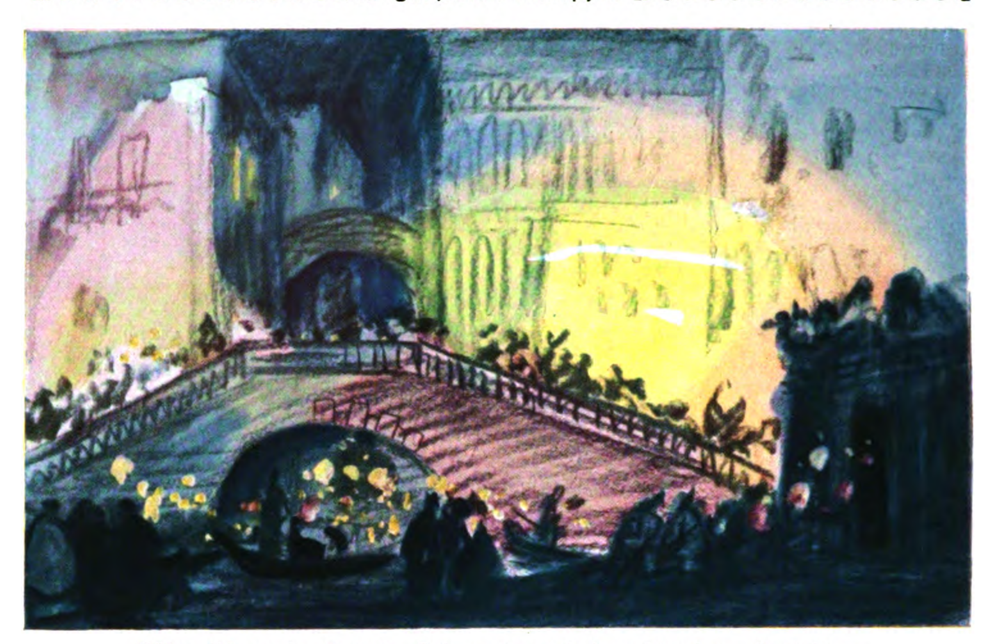


Entwurf von Ernst Stern für eine Solotänzerin in der Operette „Casanova“ nach Johann Strauß



Entwurf von Ernst Stern für eine Spielsaal-Figurantin in der Operette „Casanova“ nach Johann Strauß

Eins seiner kostbarsten Werke hat er in diesem Winter geleistet: die Ausstattung der Operette „Casanova“ nach Johann Strauß im Großen Schauspielhause zu Berlin.



Bühnenbild aus der Operette „Casanova“ nach Johann Strauß von Ernst Stern

Im „Beobachter“ des Novemberheftes hat P. O. H. über die Aufführung berichtet. Hier zeigen wir eine Dekoration und einige Figurinen, die den Glanz des Abends ahnen lassen. Wahrscheinlich gibt es keinen zweiten Künstler, der die Notwendigkeiten des Theaters und noch dazu die dieses Zirkusbaus ebenso beherrscht wie das Rokoko bis in die letzten reizenden Feinheiten seines Kostüms. Keine glücklichere Aufgabe konnte Stern gestellt werden. Er hat die Heiterkeit und die Leichtigkeit, die Sinnlichkeit, aber auch die leise Melancholie, die dieser Zeit eigen ist und die auch der Held der Operette gekannt hat. Das Rokoko liebt die zarten und hellen Farben, rosa, resedagrün, lichtblau und den Schimmer von Gold und Silber, den Glanz edler Steine und besonders der Brillanten. Diese Farben und Lichter flossen in Sterns „Casanova“-Ausstattung zu einem überwältigenden Gesamteindruck zusammen. Und doch war es kein hohler Prunk. Was die Musik, was die Gestaltungskraft Michael Bohnens auch den Unkundigen spüren ließ, unterschlug die Ausstattung nicht: dieser Casanova, der als alter verdrießlicher Mann im barbarischen Böhmen seine Erinnerungen schrieb, war kein Wüstling, sondern ein Virtuos in der Liebe, und was er in tausend Abenteuern suchte, war nicht nur der Genuß, sondern das Weib schlechthin, das er freilich niemals fand, weil es kein Geschöpf von Fleisch und Blut, sondern ein Ideal ist.



Entwurf von Ernst Stern für ein venezianisches Tanzkostüm zur Operette „Casanova“ nach Johann Strauß

★

Eine Anzahl reizender Batikarbeiten hat uns Karl Friedrich Waibel zur Veröffentlichung überlassen, und wir freuen uns, daß sie unser Farbendruck fast vollendet wie-

dergibt. Das Batiken ist nicht mehr große Mode, und das ist für den echten Künstler nur angenehm, denn er braucht sich mit seinen Werken nicht mehr durch das breiartig zähe Meer des Dilettantismus zu kämpfen. Wer heute batikt, hat im Ernst etwas zu sagen, was er in einer andern Technik nicht gleich gut ausdrücken kann. Waibel, seit 1906 als Batikkünstler tätig, hält sich mit seinen Entwürfen an unsre deutsche Wirklichkeit. Allein die östliche Herkunft seiner Technik leitet auch das Heimische in den Traum, ins Reich der Phantasie, und vor diesen übrigens ziemlich umfangreichen (bis 80:100 Zentimeter) zarten Schöpfungen bekennen wir, daß auch das längst Vertraute Rätsel hat, die nur der Künstler deuten kann.

★

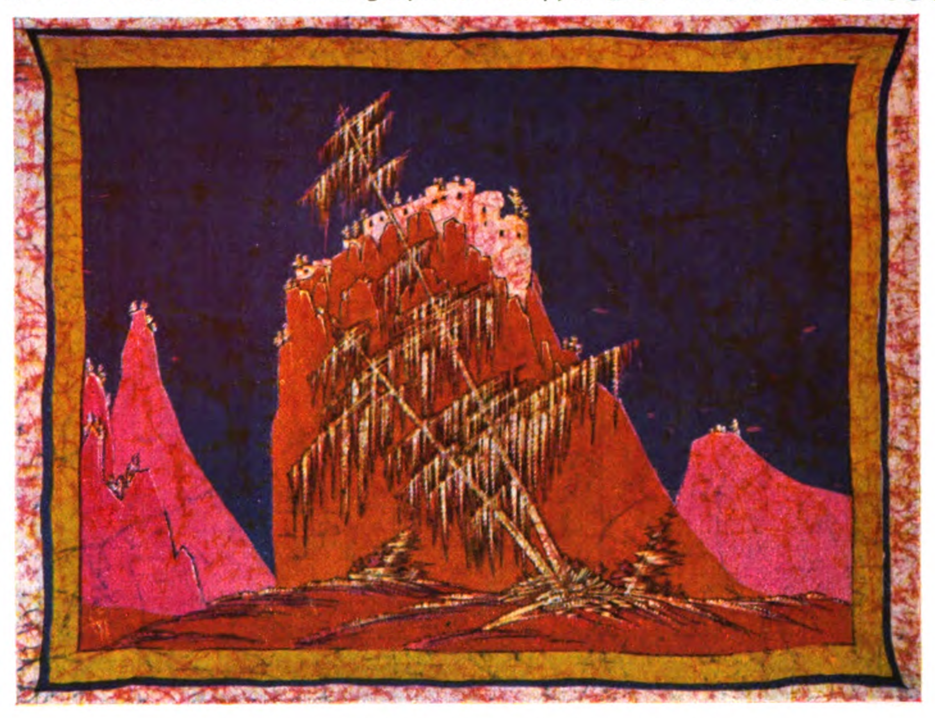
Eine Probe östlicher Kunst in abendländischem Gewande bietet das Bildnis auf S. 477, ein Gemälde des in Paris lebenden Japaners T. Foujita. Der Künstler ist nicht etwa ein abtrünniger Sohn seines Vaterlandes, sondern gilt auch in seiner Heimat als eine kräftige und merkwürdige Begabung. Unser Damenbildnis wirkt sehr sonderbar, fast wie eine ausgeschnittene und leicht kolorierte Photographie, die man auf den braungoldenen Untergrund geklebt hat. Unser Wirklichkeitsgefühl wird gekränkt, daß diese Dame auf einem unsichtbaren Stuhle sitzt. Aber wer davon abzusehen vermag, muß zugeben, daß der Ausdruck, die zusammengenommene Haltung des Mädchens ausgezeichnet sind und daß sich die Farben



Phantastische Landschaft
Seidenbatik
von Karl Friedrich Waibel



Seidenbatik „Am Hohentwiel" von Karl Friedrich Waibel, Dresden



Leinenbatik „Hegaulandschaft". Von Karl Friedrich Waibel, Dresden
Im Besitz von Fabrikant Habig, Herdecke a. d. Ruhr

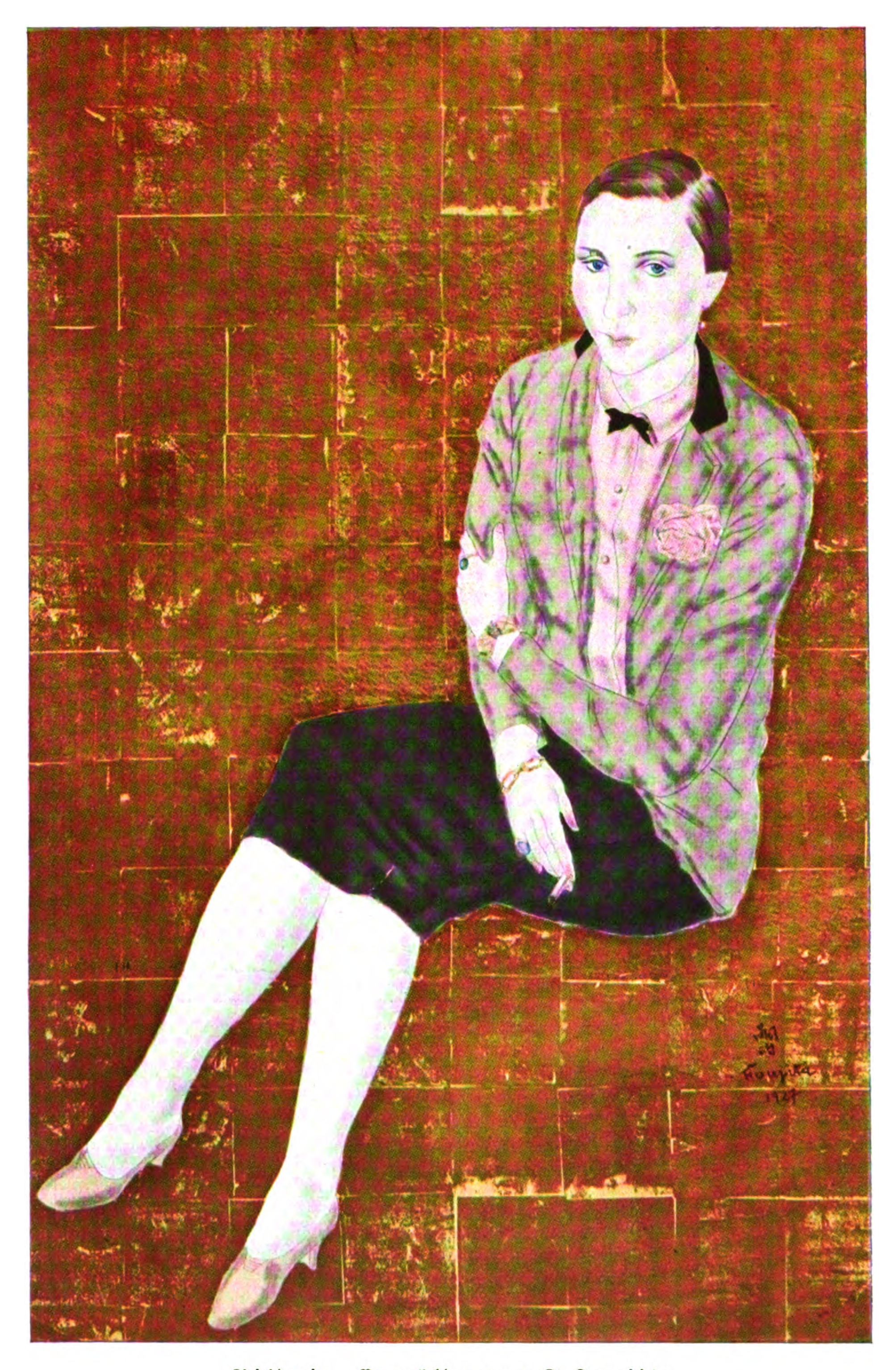
so glücklich wie nur je bei einem japanischen alten Meister zusammenfügen.

★

Joseph Hegenbarth (geb. 1884) ist nicht einer der Jüngsten. Aber unsern Lesern ist sein Vetter, der Tiermaler Emanuel Hegenbarth (geb. 1868), ein Schüler Zügels, besser bekannt. Er war der erste Lehrer Josephs, später wurden es in Dresden Bantzer, Zwintscher und Kuehl. Er hat so die gründlichste akademische Ausbildung genossen, doch sie genügte ihm nicht; er suchte andere, neue Mittel, um die Leidenschaft seines Gefühls zum Ausdruck zu bringen. Gern lehnte er sich an Dichtungen (u. a. das Nibelungenlied) an, oft begnügte er sich mit starkem, auch rohem, äußerem Geschehen, öfter noch verliert er sich in die geheimnisvolle Schau seiner erregten Seele. Der Kunstschriftsteller Leopold Zahn hat seine Art in die treffenden Worte gefaßt: „Von Leidenschaft überwältigte Menschen darzustellen, Sehende, Liebende, Wütende, Ergriffene und Besessene . . . Der Körper ist reiner Ausdruck der Leidenschaft." Er ist es, allerdings in seiner Steigerung verzerrt, auch in diesem „Raucher" (S. 378). Das ist kein Mann, der raucht, wie er von den alten Holländern bis auf Simon unzählige Male behaglich gemalt ist. Dieser Mensch ist nichts als Raucher, geht völlig in seiner Beschäftigung, seinem Genuß auf. Der Dampf, den er aus Mund und Nase bläst, ist ihm wichtiger, als der Sturm, der die Wolken jagt, als der Odem Gottes, der die Welt erfüllt.

★

Wenn die Karlsruher Majolika-Manufaktur bereits seit geraumer Zeit im Ruf eines neuzeitlich geleiteten Unternehmens steht, so ist das nicht zuletzt ein Verdienst des Prof. Max Laeuger, der in seiner Kunst Altes und Neues aufs glücklichste zu einen weiß. Man kann auch heute nicht ein staatliches Unternehmen zum Tummelplatz moderner Experimente machen. So etwas bekommt der Sache immer schlecht. Doch sie darf anderseits auch nicht eine Rumpelkammer veralteter Geschmacklosigkeiten und vertrockneter Traditionen sein. Vor beiden Gefahren hat man sich in Karlsruhe gehütet, und Laeuger sorgt durch Vorbild und Lehre dafür, daß der neue Geist Raum und Liebe findet. Laeuger ist kein Naturalist. Das Material zwingt ihm eine gewisse Derbheit auf, und da er gern klassizistische Vorwürfe wählt, stellt sich eine heitere Wirkung ein, die für den liebenswürdigen Geist des Schöpfers zeugt. Besonders achte man darauf, wie klein diese Bildwerke sind, namentlich die Figürchen auf S. 480. Es sind Stücke, an denen Damen ihre Freude haben, die in drolliger



Bildnis. Gemälde von T. Foujita



Der Raucher. Gemälde von Joseph Hegenbarth

Gravität den Glasschrank schmücken und die man doch auch wieder nicht bloß betrachtet, sondern gern zwischen die Finger nimmt, um damit zu spielen.

★

Den Schluß der Rundschaubilder bestreitet gleich dem Anfang das Theater: das Porträt der französischen Schauspielerin Yvonne Printemps, ein Pastell von Nicolaus Vadasz, den die Leser als einen der schmeichelhaftesten Frauenmaler bereits kennen. Seine Kunst ist auch diesem entzückenden Modell gerecht geworden. Ungemein reizvoll ist, wie er mit wenigen Strichen und Farbtönen auch das Heim, in dem die Künstlerin wohnt, zu vergegenwärtigen versteht.

★

Der große Aufsatz Zoeges von Manteuffel über Jakob Jordaens eröffnet dieses Heft. Er bringt neben manchen bekannten Bildern des Meisters viele aus Galerien, die uns Deutschen entlegen sind wie Madrid und Stockholm und zeigt auch diese in den Farben der Originale. Um einen so reichen Aufsatz zustande zu bringen, bedarf es zeitraubender Mühe, denn gute farbige Aufnahmen zu erzielen, ist immer noch eine seltene Kunst, und ein geschickter und feinfühliger Photograph mußte deswegen für

uns auf Reisen gehen. Aber wir hoffen, daß unsre Leser sagen: der Aufwand hat sich gelohnt. Keine andre Zeitschrift bietet Gleichartiges und noch weniger Gleichwertiges. Der Verfasser ist ein ausgezeichneter Kenner des Meisters. Er hat das Leben und Schaffen von Jordaens mitsamt der reichen Literatur



Majolika-Bildwerk. Entwurf und Ausführung von Prof. Max Laeuger
Höhe ohne Rahmen 28 cm
(Staatl. Majolika-Manufaktur in Karlsruhe)

über ihn in dem großen Künstlerlexikon von Thieme und Becker geschildert. — Der Bildhauer Reinhold Kübart stammt aus Trakehnen und hat aus seiner ostpreußischen Heimat die Liebe zu Pferden mitgebracht. Auf der Berliner Hochschule genoß er seine Ausbildung; ein Stipendium führte ihn auf eine anregende Studienreise über Brüssel nach Paris. Er hatte sich der fördernden Teilnahme Liebermanns und Tuaillons zu erfreuen und schuf eine Reihe von Pferden und Reitern, die von Sammlern und Museen gekauft wurden. Der Kaiser, der Kronprinz, die Familie Bismarck, der Geheimrat Eduard Arnhold, der Sammler Otto Lemm in Gatow bei Berlin besitzen Werke von ihm. Auf dem Truppenübungsplatz Döberitz steht sein Hahnenbrunnen. Das hier (zw. S. 384 u. 385) ab-



Majolika-Bildwerk von Prof. Max Laeuger
Höhe ohne Rahmen 18 cm

gebildete Relief der Diana auf der Hirschjagd beweist, daß er auch die menschliche Figur in starker Bewegung meistert. — Eine Weihnachtsfreude glauben wir den Lesern mit dem Gemälde von Erich M. Simon (zw. S. 392 u. 393) zu bereiten. Von diesem Bilde geht eine tobakige Gemütlichkeit aus, in ihm lebt jene beschauliche Ausführlichkeit und Genauigkeit, die viele an manchen modernen Schöpfungen vermissen und die uns immer besonders deutsch und herzlich anspricht. — Das große musikalische Ereignis der Dresdner Oper war die Uraufführung der „Helena“ von Richard Strauß. Wir haben darüber in Bild und Wort berichtet. Hier zeigen wir nach einem Gemälde Ernst Opplers (zw. S. 400 u. 401) Strauß im Orchester der Dresdner Oper. — Oskar von Miller, der Gründer des Deutschen Museums in München, das vor kurzem durch die Grundsteinlegung der dazu-



Majolika-Elefant. Höhe 20 cm. Von Prof. Max Laeuger

gehörigen Bibliothek erneut im Vordergrund des Interesses stand, hat Leo Samberger meisterhaft porträtiert (zw. S. 408 u. 409). So wie er hier gestaltet ist, wird der tatenkräftige und ideenreiche Mann in unserm Gedächtnis lebendig bleiben. — Hätte Karl Schlageter vor ein paar hundert Jahren gelebt, würde er sein Doppelbildnis „Madonna mit dem Jesuskind“ genannt haben. Einer solchen Bezeichnung wäre es in seiner Reinheit und Feierlichkeit auch wert gewesen (zw. S. 424 u. 425). — Sinn fur das Dekorative offenbart das Kinderbildnis Max Rimboecks (zw. S. 464 u. 465), ohne daß darüber die individuelle Gestaltung zu kurz gekommen wäre. **P. W.**



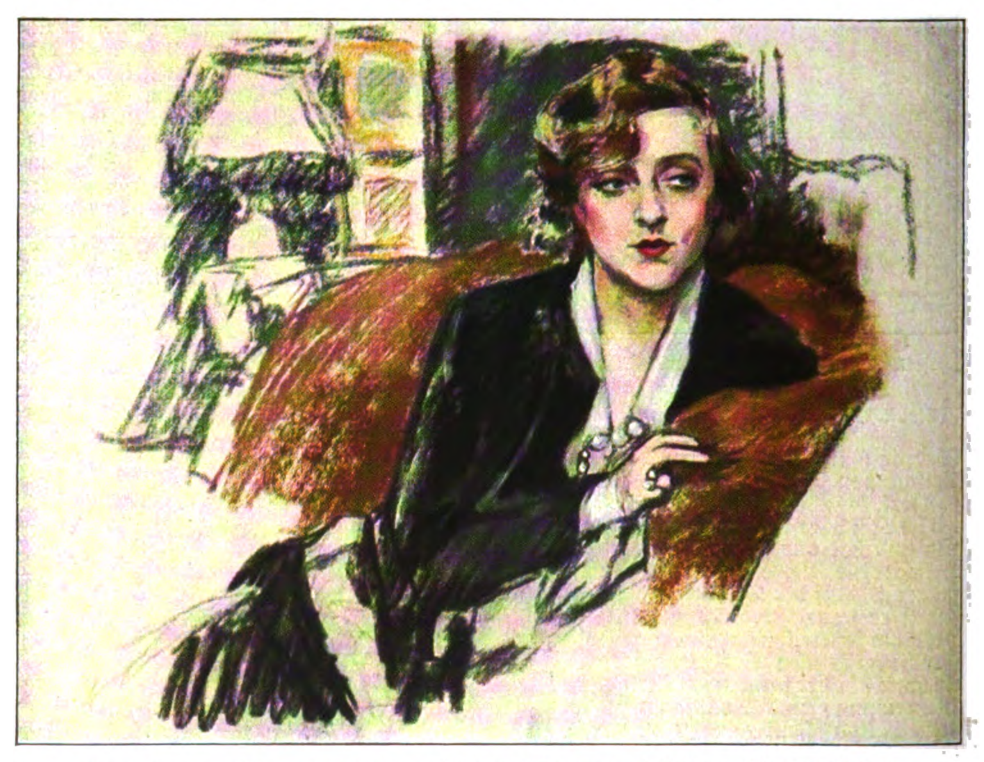
Majolika-Bildwerk
Höhe 15 cm
Von Prof. M. Laeuger



Majolika-Bildwerk. Höhe 18 cm
Von Prof. M. Laeuger



Majolika-Bildwerk
Höhe 14 cm
Von Prof. M. Laeuger



Bildnis der französischen Schauspielerin Yvonne Printemps. Pastell von Nicolaus Badasz

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Bildnis des Sängers Th. Chaliapine. Gemälde von Boris Kustodiew



25000 Mark Baugeld

gestiftet für einen baulustigen Monatshefte-Leser

Unser 15000 Mark-Preisausschreiben für die besten Entwürfe zu einem Eigenhaus der jungen Welt, der neuen Zeit, hat eine rege Beteiligung von seiten der deutschen Architekten gefunden.

Es sind im ganzen 1183 Bewerbungsarbeiten eingelaufen.

Der Prüfungsausschuß, bestehend aus Prof. Adolf Rading, Breslau; Prof. Dr. Heinrich Tessenow, Berlin, (Prof. P. L. Troost, München, war in letzter Stunde an der Teilnahme verhindert); sowie den Mitgliedern der Schriftleitung, hat hiervon 22 Entwürfe ausgewählt, die in den nächsten fünf Monaten zum Abdruck gelangen werden. Die Preisverteilung geschieht durch die Bezieher der Monatshefte. Jedem Juniheft 1929 wird ein Zettel eingeheftet, auf dem der Besitzer des betreffenden Heftes unter den veröffentlichten Plänen den ihm am meisten zusagenden bezeichnet. Der am häufigsten also ausgezeichneten Arbeit wird sodann ein 10000 Mark-Preis zuerkannt.

Prämien im Betrage von zusammen 5000 Mark werden außerdem bei der Auszahlung des 10 000 Mark-Preises vom Prüfungsausschuß für die künstlerisch wertvollsten Arbeiten verteilt.

Aber unsere Leser sollen nicht nur aus Gründen ihrer ästhetischen Überzeugung das Preisrichteramt ausüben. Vielmehr erhält einer der freiwilligen Preisrichter aus unserer Lesergemeinde selbst, sofern er die Absicht hat, das preisgekrönte Einfamilienhaus an irgendeinem Platze von Deutschland zu errichten,

einen Preis von 25 000 Mark.

Die „Deutschland"-Bauspar-A.-G. für Stadt und Land (Berlin W 8, Pariser Platz 3), erklärt sich bereit, den von unseren Lesern mit den meisten Stimmen bedachten Entwurf auf ihre Kosten bis zur Höhe von 25 000 Mark ausführen zu lassen. Der Empfänger der Bausumme wird in Gegenwart eines Notars festgestellt durch Auslosung, an der sich außer dem Prüfungsausschuß von Velhagen & Klasings Monatsheften der Vorsitzende des Aufsichtsrats der „Deutschland", Landesdirektor von Winterfeldt-Menkin, Präsident des Deutschen Roten Kreuzes, sowie deren Vorstand Dr. Ramin, beteiligen werden.

Wir freuen uns, unseren Lesern wie den deutschen Architekten diese gute Botschaft verkünden zu können: der erste Bau eines Eigenhauses nach dem Preisausschreiben von Velhagen & Klasings Monatsheften ist durch obige Ehren- und Sachpreise gesichert!

Verlag und Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften

Der Hellseher / Roman von Ernst Lothar

(Schluß)

Galavorstellung und vornehmer Tanz

Den Auftrieb, den Bimeter der Sache verlieh, muß man sich zulänglich vorstellen! Das war nicht mehr Reklame, nicht mehr Management: das war eine Elementarsuggestion. Es begann mit den Bildern. Am 20. Juni, sieben Tage nach Vertragsabschluß, war Europa mit dem Bildniskopf eines jungen Mannes überschwemmt. Dieser Kopf erschien lebensgroß in den Zeitungen, und zwar täglich; er zeigte sich auf jeder Kinoleinwand; er blickte plakatiert die europäischen Passanten an. Ein angenehmer Kopf. Zwischen Schauspieler und Sportsmann. Darunter stand: „Das Wunder Sebastian Trux." Jedermann hielt dies für eine Filmanpreisung, und, mit dergleichen überfüttert, scherte man sich zuerst nicht sehr darum. Doch Kopf und Schrift beharrten. Was sollte das? Man schwankte zwischen Neugier und Ärger. Als es an dem war, begannen die Zeitungen aller Parteifarben Spaltenlanges zu verkünden, Ergüsse aus der Feder namhafter Leute, halb gelehrt, halb populär: darin wurde das Phänomen Trux behauptet und beglaubigt. Diese Auslassungen führten zu Gegenschriften, gleichfalls aus der Feder illustrer Leute. Der Meinungsstreit wuchs, erhitzte sich. Nun kannte jeder Zeitungsleser den Namen Sebastian Trux. Nun wußte er, daß es sich beileibe nicht um ein bevorstehendes Filmvergnügen, sondern um etwas unvergleichlich Erregenderes handle. Da sollte also ein Mann, Trux geheißen, in die Zukunft sehen? Unerfindlich! Als Bimeter bis zu diesem wichtigen psychologischen Moment vorgedrungen war, meldeten die großen europäischen Journale gleichzeitig: Sebastian Trux sei aus Deutschland in Wien eingetroffen. Und Wien, hieß es, genieße den Vorzug, die Stadt zu sein, wo er die weltbedeutende Epoche seiner Wirksamkeit beginnen werde. So las man in London wie in Berlin, in Oslo so gut wie in Czernowitz, in Zermatt, Klausenburg, Leningrad und Neapel nicht anders als in Paris und Breslau.

Es stimmte, Sebastian war in Wien eingetroffen. Mit Fedora. Seht ihn aus dem Expreßzug steigen! Hatte er etwa an jenem Nachmittag in Stresa, als ihm die Teemusik seine Lektüre störte, fahnenflüchtig werden wollen? Dies stand durchaus zu befürchten, und so war es mehr als angebracht, daß Bimeter zur rechten Zeit an Ort und Stelle eintraf. Faxen, my boy? Bitte sich zu überzeugen, was die Angelegenheit an horrendem Geld bereits verschlungen hatte, look here! Glaube man, diese gigantische Bildreklame sei umsonst? Und wegen nichts und wieder nichts vertragsbrüchig? Da gebe es, unberufen, noch Gerichte! Ach, die Gerichte hätten Sebastian nicht im mindesten bestimmt. Ihn bestimmte Fedora. Im Kreis jagte sie ihn zwischen Willen, Beseligung und Zweifel. Jetzt betete er sie an; in der nächsten Sekunde fürchtete er sie. Herrn Agaz' mißtrauisch schürende Stimme; die hartnäckige Weigerung, ihre Handschrift zu zeigen (bemäntelt zwar, doch Weigerung); der eine der zwei Briefe aus Kästchen 98, der längere: dicht spann es sich zusammen, um ihn zu ernüchtern. Fehl am Platz! rief es, nachts im wippenden Hotelbett. Es läuft schlecht ab! warnte es angesichts der Diamantschnur von Pallanza. Was lädst du dir auf? mahnte es mit dem mächtigen Ton der Mutter. Da war er entschlossen und bereit. Entschlüsse? Bedenken? Sie blies sie um, mit einem einzigen Lippenhauch. Kam er, und Herr Schmidt meldete nachsichtig: „Frau Präsident lassen bitten!", dann fing er zu zittern an. Trat sie aber ein, und er wollte sagen: Fedora, jetzt verlange ich volle Klarheit! — dann nahm es ihm den Atem und er bat: Liebst du mich . . .? Nicht mehr jener leichte Rausch. Nicht jener sanfte Taumel, nein. Etwas Zwiespältiges trieb ihn voran und zurück.

Alles war bereit, oder, wie der Gewaltige zu sagen pflegte: „gelegt und gehoben". Das heißt, eine Kompagnie von Kamerakurblern, Knipsern, Reportern und Nichtstuern umdrängte das ankommende Paar, kurbelte, knipste, fragte und schrie zweimal grundlos: „Hoch!" Am selben Nachmittag konnte man von dem begeisterten Empfang lesen, den Sebastian Trux in Wien gefunden hatte, nebst mündlichen, von Bimeter beigestellten Äußerungen des berühmten Gastes; sie enthielten Komplimente, die jedermanns Lokalstolz stachelten. Am selben Abend aber stand — Konzerthaus, Großer Saal — das „erste europäische Auftreten des Psychographologen Sebastian Trux" bevor. Programm: „Einleitender Vortrag des Universitätsprofessors Herrn Dr. Hans

Hutschenhammer über ‚Hellsehen auf Grundlage der Schrift'. Hierauf Experimentalabteilung, ausgeführt von Herrn Sebastian Trux an Hand der ihm aus dem Publikum überreichten Schriftproben. Preise von Schilling 30 bis Schilling 2". Auf sämtlichen Litfaßsäulen und Plakatwänden der Stadt las man das wochenlang. Seit gestern aber mit dem Zettelchen: „Ausverkauft!" quer überklebt. Dieses Genie Bimeter! „Ziehen Sie sich den Frack an!" sagte er punkt Sieben zu dem gemächlich von der Reise Ausruhenden: „in einer halben Stunde entscheidet sich's für Sie! Kolossaler Empfang . . . Sie werden a little von Ihren Sachen machen müssen? Aber fein, old fellow, hübsche Sachen, nehmen Sie sich zusammen, sag' ich Ihnen! Wir haben die ganze Presse drin!" Fedora (der auf zwei Kontinenten Bekannte und Bewanderte hatte ihr seit seiner Abreise von Stresa reichlich depeschiert) bestätigte: „Ja; Bimeter rät dir gut." Wirklich? Doch in der Meinung, es handle sich um eine Privatgeselligkeit und schon von dieser Aussicht keineswegs erbaut, zuckte Sebastian die Achseln. „Und wenn ich heute abend nicht nach Wunsch funktioniere? Wenn ich nicht disponiert bin?" Das kostete den gewaltigen Mann lediglich ein Lachen. „Nummer Eins ist das Hypochondrie! Nummer Zwei: Wenn schon! Werden Sie eben a little nachhelfen!" Sebastian sah ihn an. „Was meinen Sie mit Nachhelfen?" fragte er. „Gar nichts meint er! Das ist einer seiner zynischen Witze. Komm. Zieh dich um!" erklärte Fedora schnell. Und gefolgt vom Generalagenten verließ sie ihn, um ihrerseits große Toilette zu machen. Doch während der vier Minuten, die sie bewilligte, fand zwischen ihr und Bimeter ein Dialog statt, der absolut nicht unterschlagen werden kann. „Nonsens!" sagte der Gewaltige. „Wenn ihm der Faden reißt, Gott behüte, muß er sich doch helfen können!" Sie erwiderte kühl: „Dahin bekommen Sie mich nicht. Ich habe mich, Sie wissen warum, von Ihnen überstimmen lassen, daß er öffentlich auftritt. Aber wenn Sie ihm Betrug zumuten, haben Sie es mit mir zu tun!" Mit beiden Händen schlug Bimeter sich auf die dürftigen Schenkel. „Betrug! Was heißt Betrug? Schön. Sollen wir kaputtgehn, weil sich jener im Moment nicht auskennt! Soll er da vielleicht sagen: „Excuse, ich kann nicht weiter!'" — „Ja! Wenn es so ist, dann soll er es sagen!" entschied Fedora. „Aber ohne mich! Auf einmal finden Sie da Haare in der Suppe? Lovely! Da kennen Sie Bimeter schlecht! Sie werden ihn aufhetzen gegen mich? Umgekehrt! Zureden werden Sie ihm. Zu jedem Wunder gehören Kunstgriffe! Funktioniert's, bravo. Funktioniert's nicht, hilft man a little nach. Man muß sich doch einen Notausgang offen lassen . . .!" Fedora drehte sich zu ihm um. „Bimeter!" sagte sie. „Wir haben uns in der Hand. Sie mich. Ich Sie. Aber — wenn Sie an den Sebastian heranwollen, sind wir miteinander fertig! Lachen Sie nur! Ich sage es Ihnen ins Gesicht!" Bimeter verzog den Mund und trollte sich.

Knapp vor Acht geschah ein Zwischenfall. Universitätsprofessor Hutschenhammer hatte seinen gelehrten Vortrag bereits begonnen, als zu dem Angestellten, der das „Künstlerzimmer" unter seiner Obhut und es vor Autogrammhungrigen und Podiumschwärmern zu beschützen hatte, ein alerter junger Herr von kleinster Statur kam und energisch Zutritt zu Herrn Trux verlangte. Er ließ sich weder vertrösten noch entfernen und flitzte an dem Angestellten vorbei geradenwegs ins „Künstlerzimmer"! Dort sah er sich ein Augenblickchen um, bemerkte eine Dame, verbeugte sich vor ihr und äußerte im selben Atem zu dem großen, ihn erstaunt messenden Herrn im Frack: „Sie werden das zurücknehmen, Herr Trux!" Siehe da, der kleine Degenfeld! Sebastian hatte ihn schon draußen an dem schrillen Stimmchen zu erkennen geglaubt, jetzt aber bestand an der Identität kein Zweifel. Denke einer! Da galoppierte er ins „Künstlerzimmer", unser guter Tha, den man mittels Steckbriefs und wer weiß welcher Polizeikunst kurrendierte, im Smoking, mit sagenswert prächtiger Hemdperle, blankrasiert, und erhob sein schrilles Stimmchen in Empörung. „Ihnen habe ich das zu verdanken!" sprudelte er und vor Alteration kippte sein Organ. „Das ist doch infam! Wie können Sie mich denn beschuldigen! Was für einen Anhaltspunkt haben Sie dafür!" Da sagte Bimeter: „Stop." Er hatte die Tür von innen geschlossen, nun sagte er: „Stop." Der kleine Degenfeld drehte sich nach ihm um. „Wer sind Sie! Ich lasse mir nicht den Mund verbieten!" versetzte er unendlich schrill. Doch der gewaltige Mann hielt ihm ganz einfach die Hand auf den Mund. „Still! In this minute! Schön. Wir haben keinen Bedarf. Wenn Sie etwas wünschen, schreiben Sie an uns. Good bye!" Und er packte mit einer Wucht, die man ihm keineswegs zugetraut hätte, den jungen Herrn am Kragen. Allein der kleine Degenfeld, an und für sich schon in Rage, geriet jetzt geradezu in Tollwut. „Gut!" schrillte er,

sich dem Zugriff Bimeters entwindend, „passen Sie auf, was ich tue! Ich verhindere Ihren Vortrag! Ich alarmiere das Publikum! Ich sage den Leuten, daß Sie ein ganz kommuner Schwindler sind! Sie haben behauptet, ich hätte das Bassansche Geld gestohlen? Sie werden das jetzt zurücknehmen! Sie werden hier diese Erklärung unterschreiben! Hier! Auf der Stelle, sonst sprenge ich Ihren Vortrag . . .!" Ach so. Eine Erpressung. Seht unsern guten Tha, wie unverschämt er war! Sebastian trat auf ihn zu. Und in den drei Schritten, die er ihm näher machte, sah er jene entlarvende, quadratische Schrift . . . die Schrift auf Göttlichers Zettelblock. „Das ist der Mensch, der deines Mannes Geld gestohlen hat!" sagte er apodiktisch zu Fedora. „Man muß die Polizei verständigen." Applaus? Jawohl, Universitätsprofessor Hutschenhammer hatte geendet. Applaus, ein Klingelzeichen: Da zerriß die rosige Glasur in des kleinen Degenfeld blankrasiertem Antlitz, er warf sich in einem Sprunge auf die Tür, öffnete und war den Korridor hinab, ehe man sich dessen ganz versah. Zweites Klingelzeichen. Universitätsprofessor Hutschenhammer trat händereibend ein, schwenkte die Glacés und sagte: „Gut is gangen, nix is g'schehn. Alsdann — jetzt kommen Sie!" Nun, man war ein wenig ratlos im „Künstlerzimmer". Sollte man dem Entsprungenen jetzt nachsetzen? Die Polizei verständigen? Zu alldem noch Sebastians Verdrossenheit, die unmittelbar vor des guten Tha Dazwischenkunft fast ausgeartet wäre! Man habe ihn in eine Falle gelockt! Dies hier sei kein Privatzirkel, sondern ein Konzertsaal mit Billetten, Programmen, Komödiantenzubehör! Triste Situation. Und nun die Szene mit Tha! Verwünscht! Das dritte Klingelzeichen! Im Türrahmen zeigte sich Miß Vogels leidendes Ovalgesicht. Please, Mister Beimter? Das Publikum beginne unruhig zu werden. „Sebastian!" sagte Fedora. „Tu es mir zuliebe!" — „Dir zuliebe?" antwortete er. „Ich glaube dir nicht mehr, daß du mich liebst! Sonst hättest du mich nie hergebracht!" Doch immerhin: er ging. Scham, Zorn und Zweifel machten ihn bleich. Wie verkauft kam er sich vor.

Er stand oben und schaute hinab. Vieltausend Augen hefteten sich ihm an. Sie hingen an seinem Gesicht, sie betasteten seinen Leib, sie ergriffen seine Hände, er haßte die viertausend lauernden Augen, denen er zur Schau stand und die ihn, jedes einzelne Augenpaar, um ein paar Schillinge gekauft hatten, daß er hier oben ihnen prompt gehorche. Das hatte sie gewollt! Eingewiegt hatte sie ihn. Geliebt und kirre gemacht. Nun? Wird's bald! Das Ungetüm in dem mit kalter Baumeisterpracht aufgeschmückten Zuschauersaal räusperte und wetzte auf den Sitzen. Fabelhafte Versammlung. Elitedekolletees. Standardschmuck. Und eine sozusagen rasende Neugier. He, Mann auf dem Podium, fangen wir an! In einer feindseligen Bitterkeit gab Sebastian ihnen ihr Lauern zurück, das sie mit Theatergläsern geschärft, mit Begier funkelnd gemacht hatten. Plötzlich hörte er sich sprechen. Ihn packte ein Impuls, der ihn reden ließ, langsame, einladende Worte, keineswegs laut, trotzdem in der Hauchstille, die anhob, bis zum letzten Rangplatze vernehmbar. Die da, die viertausend lauernden Augen, waren schuld! Lauerten sie nicht, hier, dort, überall, dann hätte es nicht geschehen können, daß sie ihn mit Küssen herschleifte als Harlekin... Augen! Wartet! Ich will euch sehen lehren . . .! Und der hübsche Herr auf dem Konzertsaalpodium lud, ein wenig vorgereckt, die Damen und Herren geziemend ein, ihm Schriftproben zu zeigen. Augen! Keine Schonung! Im Nu sah er sich Schreibenden gegenüber, in vordersten, mittleren und Hinterreihen, in Logen, auf dem Balkon und auf der Galerie, allgemeines schmeichelhaftes Interesse beweisend, beugten Männlein und Weiblein sich tätig vor; Saaldiener sammelten das Geschriebne. Und all dies klappte vollendet, denn jedem Zuschauer war bei seinem Eintritt ein Purpurbleistiftchen nebst einem Blankett behändigt worden, dessen Unterfront Anweisungen enthielt: Zur Wahrung der Diskretion habe man die Handschrift mit einer Chiffre zu bezeichnen; zur Vermeidung von Mißverständnissen werde betont, daß Herr Trux, der höchst beschränkten Zeit wegen, lediglich Stichproben vornehmen könne. Doch stehe er ab morgen, zwischen 3 Uhr und 5 Uhr nachmittags, zu Privatkonsultationen zur Verfügung. Auskünfte: Hotel Bristol. In zwei Strohkörben, flach geschichtet, lagen die Blankette beiderseits des grüngedeckten Vortragstisches.

Der hübsche Herr greift in den Schreibzettelkorb zu seiner Linken. Atemstille. Niemand rührt sich. Rasende Neugier und eine immer dringlichere Bangigkeit. Jetzt wird er reden! Von wessen Schicksal? War es nicht unklug, hierher gekommen zu sein und mit gebundnen Händen sich ihm preiszugeben...?, die Angst knistert nur so. Sebastian aber schaut vor sich hin. Er faßt etwas ins Auge. Nicht die Schrift, die er da aus dem Korb genommen hat, nicht die Schrift! Einen

Menschen faßt er ins Auge. Jawohl, er steht auf. Den Zettel, den er aus dem Korb genommen hat, achtlos in Händen, geht er übers Podium, ganz hin, bis unterhalb der Proszeniumsloge, bis zu diesem weißgoldnen Käfig mit dem Fenster. Jetzt sagt er etwas. „Ich bitte die Dame dort", sagt er in die Atemstille und schaut hinauf, „mir eine Probe ihrer Schrift zu geben. Diese Dame hat noch nicht geschrieben! Ich bitte die Dame . . .!" Das Publikum begriff nicht. Hätte also jeder schreiben sollen? Aber es stand ja ausdrücklich, man wünsche bloß Stichproben —? Fedora, oben in der Fensterloge, begriff. Sie wollte etwas sagen. Doch vom Samtbänkchen hinter ihr zischte Bimeters fliegende Stimme: „Keine Widerrede! Schreiben! Sofort! Alles egal! Sonst schmeißt er um!" Und da hielt die Dame in der Fensterloge, eine Schönheit, wie man sie nicht alle Tage sah, was für einen unvergleichlichen Hals hatte sie, wer war denn das? — da hielt die Logendame schon etwas Weißes in der Hand, jemand hinter ihr war aufgestanden, bot ihr ein Purpurbleistiftchen . . . sie schrieb, die schöne Dame, es dauerte Sekunden. Doch unterhalb der Fensterloge, lächerlich, breitete der hübsche Herr die Hände nach dem Weißen aus, wie Romeo vor Julia, obwohl man es ihm gefaltet hinabgeworfen hatte wie einem Hofmusikanten zwei Groschen in Papier! Und er bückte sich nach dem Papier, es fiel an ihm vorbei, und er raffte es langsam von den Parketten auf und er las es noch nicht — nein! Warum zögerte er denn? Ah, endlich! Auf einem und demselben Fleck, unterhalb der Fensterloge, las der hübsche Herr nach Atempausen, was geschrieben stand. „Ich liebe Dich, Sebastian!" stand geschrieben, in einer schmalen, jähen Zeile. Die nahm er, hielt sie einen Herzschlag oder zwei . . . und unnütz laut, geradezu schneidend laut, hörte man ihn sagen: „Ich danke der Dame!" „Die Dame", hörte man ihn sagen (und täuschten die Operngucker oder war es faktisch so, daß er dabei den Mund verzerrte?), „handelt anders als sie denkt. Sie ist eine Meisterin darin!" Nun aber machte er eine unverständliche desperate Bewegung mit der rechten Hand und stieß heraus: „Eine Energie wie ein Messer! Sie geben sich nicht mit Kleinem zufrieden! Was Sie imstande sind! Nur keine Angst, alles geht nach Wunsch. Sie kommen an Ihr Ziel — fürchten Sie nichts, meine Dame . . .!" Das glich ja fast einer Privataffäre? Zwar die Dame oben in der Fensterloge saß in geradezu klassischer Ruhe an der Brüstung, als gälte dies nicht ihr. Und der hübsche Herr — war's zwischen ihnen abgekartet? Da hätte er sich schon etwas Wirksameres aussuchen und minder gemeinplätzig sein dürfen, denn großartig war sein Orakel eben nicht! Immer noch stand er auf ein und demselben Podiumfleck, dort, unterhalb der Fensterloge, und, jawohl, der weiße entfaltete Zettel zitterte in seiner Hand. Wenn ihm jede einzelne Programmnummer so nahe ging? Dann nahm er den Zettel, steckte ihn in die weiße Westentasche und kehrte an seinen Tisch wie ein Betrunkener zurück. Sein Schritt war einigermaßen vulgär für Frack und Galalicht?

Chiffre: „O. Z." Chiffre: „A—n". Kennwort: „Fatum". Kennwort: „Zukunft". Kennwort: „Genua". Chiffre: „tt". Kennwort: „Nur Mut"! Kennwort: „Besser Gewißheit als Irrtum"! Kennwort: „Puppenfee..." Rechts, links griff die Hand Sebastians in die gefüllten Körbe. Wahllos nahm er die Zettel, sah sie gleichgültig an und redete, ein wenig zögernd erst, dann ruckartig, wie ein Rad, das ins Rollen kommt. Was er redete, wußte er nicht. Eine Qual umklammerte ihn mit Fangarmen und höhlte ihn aus. Mechanisch tat er, was man von ihm erwartete, sah in grauen Schriftgesichtern ein Schicksal oder einen Charakter, einen Tag oder ein Ende, und sprach es aus, nirgend hinschauend, unverwandelter Miene. Manchmal bewegte er den Kopf drehend von rechts nach links, manchmal senkte er das Kinn fest auf die Brust, bevor er sprach. Doch unter seinen gleichmäßigen Worten, die das Publikum vor Staunen einfach lähmten und es mit geduckten Rücken wie vorm Fatum sitzen ließen, tobte es, schmerzte es, redete es: Fedora hat mich getäuscht! Wie die Gewißheit marterte! Hier, im Uhrtäschchen seiner weißen Weste war sie! Da lag ein gefalteter Zettel mit einer schmalen, jähen Zeile: „Ich liebe Dich, Sebastian!" Gelogen! Die diese Zeile geschrieben hatte, war böse. Über Leichen ging sie. In ihrem Buchstabenantlitz, entsetzlich nah, untrüglich lesbar, widerspruchslos bewiesen, stand Kälte, Schnödigkeit, Verrat. Kein Laut von Liebe war in dieser Zeile. Wie im Schlaf, von Träumen gefoltert, waltete der hübsche Herr dort seines Amtes, griff rechts und links in Zettelkörbe, las Chiffren ab und lieferte, auf dem Konzertsaalpodium, Proben einer unprofanen Kraft. Kennwort: „Je länger, je lieber!" Der wunderbare Mann war bei dieser verräterisch ängstlichen Devise angelangt, als jemand „Schwindler!" rief. Einfach so. „Schwindler!" Und ein Segen, daß Bi-

meters Regie auf Zwischenrufe gefaßt war! Er hatte die Augen überall! Mit einem einzigen Blick erforschte er, daß der Schmähruf vom Ecksitz, dritte Reihe, Mitte, rechts, war ausgestoßen worden und daß auf jenem Ecksitz das Bürschchen von vorhin sich befand. Gottlob reagierte das Publikum gar nicht! Es zischte den Schreier sogar zur Ruhe, denn der Wundertäter war mitten in einer finsteren Prognose und das schuf, sofern es einen nicht betraf, unvergleichlich prickelnde Gefühle! Doch in das Wort „Weihnachten" wiederholte sich der Aufschrei: „Schwindler!" Da brach Sebastian, der den ersten Ruf nicht aufgefaßt zu haben schien, in seiner Rede ab und blickte ins Gesicht des Störers. Der Mensch besaß nicht wenig Frechheit! Er war aufgesprungen, vom Ecksitz, dritte Reihe, Mitte, rechts. Bemerkenswert, was in Sebastian jetzt vorging! Er erkannte den Menschen genau. Degenfeld war das, der Dieb Degenfeld. Und unerachtet die Qual um Fedora die Szene übertäubte und nichtig werden ließ: da jener junge Mensch das Schimpfwort in den Saal schrie, erwachte Haß in Sebastian. Wilder Haß gegen den ganzen Saal. Haß gegen den Verleumder, Haß gegen jene, die dasaßen, die Augen bleckten, sich vorbeugten. Jeden einzelnen von ihnen haßte er. „Herrschaften!" sagte er plump und stand groß und schwerfällig von seinem Virtuosensessel auf, „der Mann, der geschrien hat, ist der Dieb Degenfeld. Er hat das Bassansche Geld gestohlen. Ist keine Polizei da? Man soll ihn verhaften . . .!" Degenfeld wurde jetzt erbärmlich weiß. „Sie infamer Verleumder!" schrillte es, und allem Anschein nach in einer vor Ingrimm unzurechnungsfähigen Verfassung, „jetzt kann ich Ihnen beweisen, daß Sie nichts als ein Schwindler sind! — ich bitte — diese Schrift, die er soeben analysiert hat, stammt von mir — meine eigene Handschrift, ich bitte — das strikte Gegenteil von dem, was er zuerst von mir gelogen hat — eklatant!" — doch da war er schon (über Bimeters gütige Veranlassung) dingfest gemacht. Zwei Herren, die den linken Rockaufschlag lüfteten und darunter diskret ein Metallrosettchen sehen ließen, nahmen ihn in die Mitte und begleiteten ihn hinaus. Allerhand Hochachtung! War also diesem Tausendsassa außer seinen Podiumkünsten auch eine Justizhilfe gelungen? Bassansches Geld? Das war ja der deutsche Kriminalfall, von dem man jüngst so viel gelesen hatte? Und die Damen und Herren im Konzertsaal, von Bimeters Vorposten angestachelt, klatschten Beifall. Der Beifall hielt an, brach in knatternden Salven immer rabiater aus und donnerte zuletzt, an sich selbst und von Bimeters Vorposten entzündet, als wütender Orkan dem plump und starr dastehenden hübschen Künstler in die Ohren. Ein Erfolg, wie der Tenor Slezak ihn hier nicht aufzuweisen hatte! Zehn Minuten später zitterten die Telegraphendrähte von der Weltmeldung dieses konkurrenzlosen Erfolgs.

Und zehn Minuten später ging Sebastian an Fedoras Seite die Treppen hinab. Sie hatte ihn erwartet, sie begleitete ihn, als wäre nichts geschehen. Auch Bimeter folgte dem Paare, er hatte zur Feier des Triumphs zu einem feinen, kleinen Abendessen gebeten, bloß den Künstler samt Fedora und einigen reizenden maßgebenden Menschen, petit comité, in einem Separatraum bei Sacher. Dahin waren sie zu dritt auf dem Weg, das Mietauto bog aus der Lothringerstraße auf den Schwarzenbergplatz: als Sebastian sich mitzuhalten weigerte. Vielen Dank, er wünsche, allein zu sein. Sonst sagte er nichts, kein weiteres Wort war aus ihm herauszubringen. Und Fedora? Vielleicht erinnerte diese Frage den jungen Mann, daß es richtiger sei, den Separatraum bei Sacher zu beziehen, würdiger eines Gentlemans! Fedora . . .? Sie möge das kleine feine Abendessen genießen oder sonst über sich verfügen, wie es ihr gefalle; Sebastian stellte ihr das frei. Damit klopfte er dem Chauffeur, empfahl sich, stieg aus. „Schräg gegenüber rechts!" rief Bimeter ihm nach. „Ihr Hotel ist schräg gegenüber rechts!" Dann fuhren sie weiter, Bimeter und Fedora, denn schließlich war das Essen vorausbestellt und warum sollte man nicht nach solchem Kraftverbrauch ein paar anständige Bissen flott genehmigen?

Sebastian aber stand auf der Straße. Er suchte kein Hotel. Etwas anderes suchte er an diesem Abend seines konkurrenzlosen Podiumerfolgs. Mit Fedora mußte er ins Reine kommen. Dieser Gedanke bestimmte ihn, wie der Gedanke an ihre Liebe ihn durch Wochen beherrscht und willenlos gemacht hatte. Aber seit er die schmale, jähe Zeile kannte, riß etwas ab, trat etwas neu hinzu. Die schmale, jähe Zeile log nicht! Seht, wie Sebastian in seine Haut gewachsen war! Diese kleine Zeile, unter der Fensterloge im Galalicht herzschlaglang betrachtet, machte ihm Beweis! Er vertraute seiner Fertigkeit, beargwöhnte, verkleinerte sie nicht mehr, endlich! Sie befähigte ihn ja, aus einer schmalen, jähen Zeile Charakter und Zukunft zu lesen . . . Gab es Unerhör-

teres? Er hörte auf, seiner Kraft argwöhnisch zu mißtrauen.

Sie log nicht! Sebastian ging. Sebastian gestikulierte. Und jetzt stand er gar unter einer Gassenlampe still, sie glänzte vor dem Maria-Theresia-Monument. Dort unter die Lampe trat er und zog aus dem Uhrtäschchen seiner blanken Weste einen Zettel, den er zögernd ins Gassenlampenlicht erhob. Gassenlampenlicht, bist du gnädiger als das gelbe Galalicht? Er stellte sich hin, um jene schmale, jähe Zeile nochmals zu beschwören — vielleicht sehe ich es anders! dachte er, vielleicht habe ich dort im Konzertsaal vor Aufregung, vor Erbitterung meine Sinne nicht beisammen gehabt, jetzt aber, wenn ich es hier in der Stille anschaue, sieht es weniger schrecklich aus? Doch er schaute es nicht an. Nicht jetzt! dachte er mit einer Hoffnung. Morgen! Bei Tag! Setzen wir diesen Fall: ich erwache morgen, greife nach dem Zettelchen, das ich da wieder in die Tasche stecke, und es belehrt mich eines Bessern! Dann hätte ich ihr ja unrecht getan, heute ...? Er wünschte, es möge so gewesen sein, o, wie sehr wünschte er es! Eine Beleidigung kann man gutmachen. Man geht hin, sagt: ich habe dich gekränkt, trage es mir nicht weiter nach. Nichts leichter . . . Sebastian, dort unter der Lampe beim Kaiserin-Monument, machte kehrt. Seine Eile schien mit einem Male groß. Wenn ich ihr unrecht getan hätte, dachte er, dann darf ich nicht bis morgen warten! Sondern hätte die Pflicht, einfach die Pflicht, jetzt hinzugehen und ihr zu sagen, daß ich verrückt gewesen bin und daß mir das unaussprechlich leid tut! „Entschuldigen Sie, und wo führt hier der Weg zum Hotel Sacher?" So fragte er, denn nun war es ihm zweifellos geworden, daß er ihr abzubitten habe, ging den Weg, den man ihm wies, trat ins Hotel, erbat sich Einlaß zu Herrn Bimeters kleiner feiner Abendgesellschaft, wurde beflissen eingeführt und erschien klopfenden Herzens und voller versöhnlicher Entschlüsse in dem Separatraum, just als Seine Exzellenz Meganopolis mit Fedora black bottom tanzte. Denn Seine Exzellenz Meganopolis, es war keine Blendung, befand sich hier, vermutlich einer von den reizenden, maßgebenden Menschen, die Bimeter mit zum petit comité gezählt hatte? Und er tanzte mit Fedora zur diskreten Tanzmusik, die hinter der pfaubemelten spanischen Wand geliefert wurde, mit gegrätschten Beinen, akkurat einknickend, hüftenschaukelnd. Als Sebastian in der Tür erschien, war es, helloh!, eine immense Freude für Bimeter! Alter Knabe, also doch! Hereinspaziert, da ist ein Stuhl, da ist ein Glas und da ist Sekt. Nett von Ihnen, doch noch herzukommen, charming, indeed, Kellner, ein Gedeck für den Herrn, Languste, excuse, daß ich bekannt mache! Sebastian indes sah nichts als die zwei Tänzer! Tanzend nickte Fedora ihm zu, über die Schulter ihres Partners, der sie festhielt und dem sie schwebend gehorchte. Was denn? dachte Sebastian und aß mechanisch einen Bissen. Dann spuckte er den Bissen, als er ihn spürte, wieder aus, das war ein wenig peinlich, denn es ließ auf schlechte Tischmanieren schließen, wenngleich es gewiß nicht daher kam. Sondern Sebastian spürte, wie ihm etwas im Halse stecken blieb. Was ist das? dachte Sebastian, dessen Gegenwart Fedora gar nicht hinderte. Als wäre er nicht da, tanzte sie, hielt ihren Partner, als gäbe es einen Sebastian Trux nicht und alles wäre nie gewesen, nicht Isola bella mit dem Azaleenwunder, nicht die kleinen Boote, nachts vor der Diamantschnur von Pallanza, nicht der kupplerische Barkenführer Mario — was denn! Da tanzte sie? Die Witwe tanzte zehn Wochen nach des Gatten Tod? Eine fremde, abgründig fremde Frau tanzte und leugnete mit jedem Tanzschritt die Gemeinsamkeit? Fassungslos saß der ungeübte Separeebesucher und starrte dieses Schauspiel an. Sie hat sich also ihren Liebhaber herbestellt. Hat mir weisgemacht, sie will hierher nach Wien, um mich zu begleiten, statt dessen hat sie mich begleitet, um den Liebhaber zu treffen? „Wo ist Herr Meganopolis jetzt stationiert?" fragte er irgendwen am Tisch. Seine Exzellenz? Wo anders als in Wien! Versetzt seit einem Monat. Leite die hiesige Gesandtschaft. „So . . ." sagte Sebastian sehr langsam und sehr leise. Und sie tanzten an ihm vorbei und er saß da und schaute ihnen zu wie Leuten von einem andern Stern. Fedora aber sah ihn sitzen, sah ihn im Spiegel, es schien ihr, als zeige sich an seinem eifersüchtig benommenen Gesicht, wie fein ihr Spiel gewesen sei; wie förderlich es war, Meganopolis in letzter Stunde herzubeordern und den rebellischen Sklaven Sebastian durch Eifersucht zu reizen und zu heilen. Ach, Fedora, darin hast du dich geirrt! Viel zu fein ist dein feines Spiel für diesen Plumpen. Wie gerate ich daher? fragt er sich, als erwache er. Was suche ich da? Am Tische sitzend, schaute Sebastian auf das tanzende Paar. Ganz still saß er und betrachtete das Gleiten und das Wiegen und das Lächeln und das fürchterliche Einverstandensein. Und dann stand er auf und sagte nichts und ging.

Die Stickerinnen. Gemälde von Hans Heider

Abermals: Das schnelle Schleierchen oder Des Stoßgebetleins erste Wandlung

Tags darauf hatte Sebastian Wien verlassen. Doch man meine nicht, daß er Bimeter verborgen bleiben konnte! Binnen achtundvierzig Stunden hatte der Gewaltige ihn entdeckt und vor ein Entweder-Oder gestellt. Allerdings, es war etwas vorgegangen, was die Position des Generalagenten stärkte. Jener Degenfeld nämlich hatte bei der Polizei bekundet, sämtliche aus der Schriftanalyse Sebastians hergeleiteten Verdächtigungen seien haltlos. Er, Degenfeld, habe sich in der Woche nach dem Bassanschen Diebstahl von seinem Wohnsitz entfernt, geht in Ordnung. Anscheinend fluchtartig entfernt, geht in Ordnung. Seither, trotz der ihm bekanntgewordnen Kurrendierung, stillgeschwiegen, auch das. Doch aus welchem Grunde, frage er, und sei bereit, dies bündig zu beantworten! Was verdächtige ihn denn? Eben jene Flucht. Eben jene Verborgenheit. Allein diese wie jene leite sich aus einer andern Ursache her! Es habe ihm bisher, als einem Gentleman, widerstrebt, diese Ursache zu nennen. Jetzt aber sei er in Notwehr versetzt, jetzt nenne er die Ursache. Sie heiße: Lydia Abel. An jenem 6. Juni, Donnerstag, sei sie plötzlich auf und davon. Habe sich von einem Kerl beschwatzen lassen, ihm, Degenfeld, den Abschied zu geben und eine Jachtfahrt zu unternehmen, er, Degenfeld, habe stante pede die Verfolgung aufgenommen, sie sei ihm geglückt! Zur Strecke habe er sie gebracht, in Triest, Lydia wie den saubern Patron. Glaube der Herr Polizeihofrat, aus dem Jachtlustwandel sei nur das mindeste geworden? Kinderleicht sei es ihm gefallen, den Jachtprotzen auszustechen, als er nur einmal dort und Lydia in der Lage war, die Bewerber zu vergleichen! Da stand im Hotel Britannia zu Triest, Herr Hofrat beliebe sich das vorzustellen, er selbst, Thassilo Degenfeld, jenem Kerl gegenüber, Fischl habe er geheißen. Degenfeld contra Fischl! Lydia war nicht blind, sie traf ihre Wahl, und Fischl mochte verduften! Zurzeit trete sie hier in Wien in der „Hölle“ auf, Verzeihung, das gehöre zu ihrer Kunst! So lag die Sache. Und wenn nichts anderes die Infamie der Bezichtigungen jenes Trux beweise, dann folgere sie daraus, daß er, Degenfeld, den Bauernlümmel „gestellt“; daß er Lärm geschlagen habe; daß er, der angebliche Flüchtling, Genugtuung fordernd öffentlich hervorgetreten, ja zum Eklat erbötig gewesen sei! Werde jemand, der etwas zu verbergen wünsche, sich derart auf den Präsentierteller legen . . .? Das hatte allerdings einiges für sich, so auf den ersten Anschein? Man würde sehen. Vorderhand war nichts zu tun, als den kurrendierten jungen Herrn in Verwahrungshaft zu halten, die Angaben über seine Person sowie über die gewisse Lydia Abel, die den guten Tha blamiert zu haben schien, zu prüfen und dann die Auslieferung an die zuständige Requisitionsbehörde des Tatorts zu vollziehen. So lag die Sache für die Polizei. Doch für Sebastian (und Bimeter erklärte dies schon in den ersten fünf Minuten nach seiner Ankunft lapidar) lag sie bedenklicher! Solange die Untersuchung laufe, und die Gerichtsmühlen mahlten verdammt langsam; solange der Justizbeweis für Sebastians Anschuldigung nicht erbracht sei, werde die Affäre unliebsam Staub und Zweifel aufwirbeln . . . Zweifel an Sebastians Gabe! Ein einziger bezweifelter Fall aber, und der ganze mit Kunst und Kosten gebaute Weltvertrauenspalast gerate ins Wanken! Go on, alter Knabe. Schön. Nicht im entscheidenden Moment das Dümmste getan! Was werde man denn sagen, wenn man von Sebastians Absentierung zugleich mit Degenfelds Anwürfen höre? Aha! werde man sagen, der Mann drückt sich. Der Mann ist ein Betrüger. Bimeter packte Sebastian, wo er zu packen war: am Zuverlässigkeitspunkt. Am Ehrgeizpunkt. Und er schmiedete das heiße Eisen und hämmerte es. „Fedora . . .“ sagte er. Sebastian, aus sich geworfen, wie er war, verraten, wie er sich fühlte, wollte mit einem einzigen Ruck frei werden. „Es ist aus mit Fedora!“ sagte er langsam, laut und heftig. „Und was den Degenfeld betrifft, der lügt. Ich werde ihm die Lüge beweisen. Sie mögen nicht glauben, daß sie so leichtes Spiel mit mir haben. Auch Sie nicht, Herr Bimeter! Glauben auch Sie das nicht . . .!“ Gewitter am Horizont? Auf dem Bahnhofsperron, wo das sonderbare Gespräch stattfand, zwischen den Pfiffen, Tritten, Stößen und dem Dampfgekeuch, musterte der gewaltige Mann seinen Partner. Seht, das war in zwei Tagen ein anderes Gesicht geworden! Das einladend Knabenhafte aus den Zügen war weg; der nette Glanz von Offenheit war weg. Bis vor zwei Tagen war dieser Jüngling kindisch jung gewesen. Das Herz hatte er auf der Zunge gehabt, wer mochte, dem hatte er es ausgeschüttet. Damit war es vorbei. Da um den Knabenmund war etwas vorgegangen. Etwas hatte sich verschlos-

sen. Jetzt, da Europa darauf paßte, daß er rede, je mehr, je besser, jetzt grub sich eine Sperrkerbe um seine Lippenwinkel! Jetzt, da es unbezahlbar war, daß er so wenig als möglich verheimliche, begann er versteckt zu sein und verheimlichte sich! Es war aus mit Fedora? Kein Wort glaubte Bimeter davon, unerachtet er es (und man täte unrecht, wollte man ihm das nicht gutbuchen) mit Vergnügen geglaubt hätte! Aus mit Fedora? Wäre es doch! Denn dann würde das Riesenbaby vernünftig werden.

Sebastian aber, als er es mitten im Zischen des Bahnperrons laut sagte, zum erstenmal sagte: „Es ist aus mit Fedora!" stand das Herz still. Es war nicht aus! Es mußte aus sein! Und wie nahm einer sich das Herz aus dem Leib? Wie macht man das, Herr Generalagent? Was kann einer mir Schwarzes von ihr sagen, das ich nicht wüßte! Ich habe ja die jähe, schmale Zeile, trage sie bei mir, hier, auf meiner Brust! Sie redet zu mir. Sie verwandelt sich nicht, nie! Sie heißt: „Ich liebe Dich, Sebastian!", dahinter ist ein Abgrund. Bodenlos schlecht ist die Frau, die das geschrieben hat. Sie lügt, was sie geschrieben hat. Sie liebt mich nicht. Nur ihren Zweck. Und so sagte er wie ein Fazit und Memento: „Ich habe die Gewißheit, daß ich ihr ins Garn gegangen bin. Und deshalb ist es aus!"

Das war gesagt, geglaubt und angezweifelt! Das war in den achtundvierzig Stunden seit jenem kleinen Tanz im Separeeraum hin und her gewälzt, zwischen Stolz, Vernunft und irrwitziger Sehnsucht. Aber war sonst denn nichts passiert in jenen achtundvierzig Stunden? Vibrierte nicht die Welt seither, rief sie nicht verzückt den Namen Sebastian Trux, old fellow! Hier in dieser Handtasche aus originalrussischem Juchtenleder schwoll es zum Bersten. Zeitungsstimmen, ein Berg von Gedrucktem. Briefe, eine Unzahl. Der Triumph war vollständig. Alle Charakteranalysen vom vorvorgestrigen Debüt-Abend hatten gestimmt. Die Charakterisierten selbst gaben es zu: look here! Alle Vorhersagen, soweit sie auf kurze Sicht gestellt und bereits kontrollierbar waren, eingetroffen. Look here! Die Lawine rolle. Noch ein paar Tage das Handwerk, excuse, die prophetische Gabe weiter so geübt, und alles, was noch zweifle, rationalisiere und skeptisiere, läge auf dem Bauch. Keine Minute verloren, mein Jüngling! Das Handsiegel auf die Unterwerfungsurkunde Jurops gesetzt! Ah, die Konjunktur, excuse, die Weltsituation, sei denkbar glänzend. All right: Bei verschwindendem Angebot tolle Nachfrage. Daraus folge? Machen, was zu machen ist! Alle Energie auf dieses Zentrum konzentriert! Jurop hinschmeißen! Amerika hinschmeißen! Der Mann der Welt werden! Fedora? Wer war das schon? Lächerlich! Was war eine Weibsperson solch einem Geschäft, excuse, solch einer Mission gegenüber! Hatte sie unsern wahren Wert nicht zu würdigen gewußt? Statt daß sie uns die Hände küßte, gab sie sie einem Herrn Meganopolis zum Tanz? Um so schlimmer. Um so besser. So müssen wir ihr eben zeigen, wer wir sind! Weiß sie's bis heute noch nicht, so wollen wir ihr es morgen und übermorgen beweisen! Wir werden ihr zu verstehen geben, wie riesig wir sind, is'nt it so? Dann wird sie schon gekrochen kommen. Aber dann werden wir sie hinausspedieren, die Dame Fedora? Schön. Dann kommt die Stunde unsrer Rache! Is'nt it so?

„Was also soll geschehen?" fragte Sebastian unwirsch. Look here, der gewaltige Mann hatte vorgesorgt, und wie! Da war das Programm. Wien natürlich, das räume er ein, bleibe jetzt aus dem Spiel. Gleichzeitiger Aufenthalt mit der Dame Fedora empfehle sich nicht. In der Sache Degenfeld sei die folgende Erklärung in die Zeitungen zu rücken: look here! Sodann: Paris und eineinhalb Monate später: London. Jetzt hatten wir Oktober. Oktober bis Mitte Dezember — Paris. Mitte Dezember bis Ende Januar — London. Dann „hinüber", noch vor dem Äquinoktium, ab Southampton mit der „Queen". Die Season drüben bleiben. Hierauf nach Jurop zurück, denn dann war Berlin reif — unbesorgt, Bimeter würde schon machen. Die Dame Fedora? Es gebe andere Frauen auf der Welt! In dem Artikel, unberufen, konnte dem jungen Mann geholfen werden! Weg mit der Leichenbittermiene! Look here! Da war das Programm. Alles vernünftig. War er kein Waschlappen, der an einem Schürzenbande hing, dann folgte er weltgewandtem Rat. Der Mann der Welt werden! Dazu mußte alles geschehn.

Dazu geschah alles. Denn da Sebastian sich von Fedora schied, stürzte er sich in die Fremde, verbiß er sich in den „Beruf", um sich zu betäuben, um die Enttäuschung zu ertragen. Bimeter (nebst Miß Vogel) paßte ihm auf die Finger. Fedora schrieb. Erst täglich. Dann sporadisch. Dann nicht mehr. Doch die Post gelangte erst nach Zensur an Sebastian, nichts von den Briefen der Dame Fedora erreichte ihn. Ihn erreichte anderes,

welch ein Tausch! Frage. Augen. Angst. Wohin er kam: Frage. Wohin er kam: spähende Augen. Wohin er kam: Angst. Nach Programm verlief es, nach Wunsch. Bimeter hatte nicht zu viel versprochen! Der Erfolg war überwältigend. Paris ein einziger Triumph! Monsieur Trüx war populärer als jedermann. London ließ sich zäher überzeugen. Doch auch London fiel Mister Tröx zu Füßen. Frage. Augen. Angst. Sebastian stürzte sich in das Fremde. Von Morgen bis Abend fremde Straßen, fremde Worte, fremde Menschen. Eines aber, in all dem jagend Fremden (und das konnte kein Zufall sein, sondern mußte sich untergründiger verwurzeln!): eines blieb gleich und hartnäckig permanent. Da ist Sebastian. Man hat sich bei der Sekretärin, Miß Vogel, angemeldet, Tag und Stunde sind bestimmt, um Pünktlichkeit war gebeten worden, denn der Andrang ist kolossal, jede Viertelstunde über und über vorgemerkt. Man hat in Miß Vogels Hände das Honorar erlegt, tritt ein, da ist Sebastian. Er grüßt die Eintretenden, Herren, Damen, Mädchen, junge Menschen. Sie sehen so aus oder so, jung oder alt, glatt oder durchfurcht. Sie reden, sie schreiben. Jeder anders. Jeder gleich. Denn im Augenblick, da der fremde Besucher eintritt, richtet er die Augen auf Monsieur Trüx und Mister Tröx, und da geschieht seinen Augen etwas. Da zuckt ein schnelles Schleierchen drüber hin . . . in der nämlichen Sekunde, wo Sebastian die fremden Augen zum ersten Male streift. Alle haben das. Herren, Damen, Mädchen, junge Menschen. Sebastian erinnert sich. Das war schon damals so, als er mit Göttlicher und Bernhard im Bankbüro konditionierte; als er an jenem Juniabend bei v. Tosse die kleine Fertigkeit zum erstenmal erprobte und eines Mannes Tod vorhersagte, der dann eintrat, nicht Mittwoch, sondern Montag, doch eintrat, immerhin. Da hatten sie dasselbe schnelle Schleierchen gehabt. Ach, wieviel an fremden Schicksalen hatte er in dem Halbjahr seither erkannt und vorhergesagt, mit unfehlbarer, mirakelhafter Genauigkeit! Du stirbst. Du hüte dich. Dir geht die Braut zugrunde. Sehen Sie, Mann, Sie kommen auf den Operationstisch. Mann, Sie schulden Geld. Sie haben einen Plan. Lassen Sie die Hand davon . . ., Ihr Plan ist vergebens. V e r g e b e n s. Wort, das wiederkehrt, dreimal unter fünfzig, neunzigmal unter hundertmal, absonderliche Regel. Hinter den Dingen steht das Wort. Sterben, Vernichtung, Zusammenbruch. Verrat und Tücke. W o i s t d a s G u t e i n d e r Z u k u n f t?

Nicht zu zählen, wie viele Menschen kamen. Ihrer sollten ja viele sein, das war die Absicht, das war der Erfolg! Und die Kraft sollte da sein, Sebastians Mirakelkraft, die jedes Menschen Zukunft dem Dunkel entriß! Judas Thaddäus hilf, daß ich es imstande bin! Hatte nicht Sebastian mit diesem Stoßgebetlein um seine kleine Fertigkeit gefleht? Ja, nun gebot er darüber, die Fertigkeit war in ihm, jederzeit gebrauchsfertig, fix wie ein Mechanismus. Und solange er seinen Schutzheiligen pünktlich berief, damit er ihm die Kraft zuführe, solang er darum betete, sie zu besitzen, war sie federleicht. Und imposanter Beweis war das schnelle Schleierchen! Denn wem es über die Pupillen lief, der unterwarf sich: ich anerkenne dich! hieß es. Beglückendes, schnelles Schleierchen . . .! Alle hatten es. Alle hatten Angst vor ihm.

Der Tag, an dem er es zu wissen anfing (ein Sonntag übrigens, man hatte ihn um eine Ausnahmskonsultation gebeten und die junge Dame, der er sie erteilte, war einen Augenblick darauf ohnmächtig hingestürzt): dieser Tag machte Epoche in seiner Existenz, es war am neunzehnten Tage des Pariser Aufenthalts. Hat meine Fertigkeit das im Gefolge? dachte er, als die junge Dame dalag. Er hob die Ohnmächtige auf, bettete sie und brachte sie mit Fräulein Vogels Hilfe wieder zum Bewußtsein. Als sie die Augen öffnete, war es da, das Schleierchen, es machte die dunklen Augen fahl! „Sie sind unpäßlich geworden!" sagte Sebastian in seinem honetten Schülerfranzösisch, „un peu malade?" sagte er und fügte hinzu: „Fühlen Sie sich jetzt wohl genug, um mich zu konsultieren . . .?" Wieso? Die Dame hatte ihn schon vorhin konsultiert! Sebastian schüttelte den Kopf. Nein, bestimmt nicht. Aber die Dame widersprach. Sie hätte doch vorhin, vor der Ohnmacht, dort gestanden, hätte geschrieben, vier Zeilen auf den Zettelblock, und dann habe Monsieur Trüx sie die Zukunft wissen lassen — sie wurde in die Lippen weiß, als sie es sagte, und ihr bildhübsches Gesicht sah aus wie Gips. Madame, nein. Die Ohnmacht scheine eine kleine Verwirrung im Erinnerungsvermögen bewirkt zu haben. „Vous vous trompez!" sagte Sebastian. „Madame! Je vous assure!" Er wählte sein Französisch, er wählte die Worte, die er log. Denn was hatte diese bildhübsche Dame ihm getan, daß er sie mit zehn Worten total vernichtete? Wenn sie jetzt fortging, aus dem Fürstenappartement, wie hielt sie es aus? Bis heute, Sonntag, war sie lebensfähig, vielleicht glücklich gewesen. Eine Anwand-

lung hatte sie gepackt. Neugier, Übermut, Hoffnung auf mehr! Die hatte er ihr, heute, Sonntag, für immer zerstört? Was hat sie mir denn getan! spürte er entsetzt. Da log er überstürzt: „Sie haben das geträumt, Madame! Ich wollte mit der Schriftanalyse gerade anfangen, als die leichte Ohnmacht Sie überfiel! Dort liegt noch Ihre Schrift! Wollen Sie jetzt hören?“ Bitte? Wie eine Erlöste sah sie ihn an. Dann sagte sie, und das Gipsgesicht rötete sich und wurde sofort weiß: „Nein! Nein! Nein!“ Mille merci, sie habe es sich überlegt, wolle keine Analyse, viele Entschuldigungen, vielen Dank! Und lief aus dem Zimmer, als flüchte sie vorm Tod. Fräulein Vogel mißbilligte das. Doch Sebastian sagte: „Was ist das, Fräulein Vogel? Um Gottes willen, was ist das?“

Ja, was war das! Er wäre entschlossen gewesen, an diesem Pariser Novembersonntag, dem Diktat der Schrift zuwiderzuhandeln und es, gerade herausgesagt, zu fälschen. Umlügen hätte er es mögen, ins Günstige lügen. Verstand Fräulein Vogel das nicht? „I don't think so, Mister Tröx!“ Miß Vogel verzog das leidende Ovalgesicht und erklärte sich: Madame sei gekommen, ohne daß sie jemand gerufen hatte. Hatte man sich ihr etwa aufgedrängt? Lügen — um einer solch frivolen Person willen, die ein so aufreizend elegantes Tailormade trug? Mister Tröx werde wohl nicht im Ernst seine Gabe durch sentimentale Täuschungen mörderisch kompromittieren wollen? Er selbst, gegen besseres Wissen und Gewissen . . .? Ja, Fräulein Vogel, wenn das so einfach wäre! Gewissen? Eben um Gewissen gehe es! Sebastian wanderte im Zimmer herum und blieb stehen und ging weiter. Wer könne es, fragte er, auf sein Gewissen nehmen, einem andern die Luft abzupumpen? Gleichgültig wem. Jemandem eine Stütze in die Hand geben und ihm sagen: Da! nun geh . . . ja, das ließ sich denken. Aber jemandem die Stütze wegreißen und ihn niederwerfen? Da war es doch, geschätzte Miß, ein gutes Werk, nein, Pflicht war es, schäbige, selbstverständliche, kommune Pflicht: dieses Schwarze zu verstecken! Da war es doch, und Sebastian machte erbleichend kehrt und stand schwankend still, ein Fluch, es zu wissen, dieses Schwarze . . .? Und . . . ein größerer Fluch, es zu sagen — Jämmerlich, zu lügen? Jämmerlich, zu fälschen? Jämmerlich, n i c h t zu lügen . . .!

Man kann es anders nicht sagen: er lauerte. Jedem, der eintrat, las er von den Augen und vom Mund: Fürchtest du dich? Die einen verbargen die Furcht. Die andern trugen sie vor sich her. Alle fürchteten sich. Da ging es über ihre Augen: in das Wort „guten Tag, mein Herr!“, in die dümmste Geste, ins Handreichen, ins Rockzurechtzupfen zuckte es — sie können mir nicht in die Augen schauen! fühlte Sebastian und lauerte, ob sie es nicht dennoch konnten. Bei jedem, der eintrat, schlug ihm das Herz in den Hals. Hast du das schnelle Schleierchen? Jeder hatte es! Und er lauerte, Sebastian, heute, morgen, alle Tage. Umsonst. Das schnelle Schleierchen kam mit ihnen, wie eine Sekundenfahne flatterte es jedem grau voraus. Da wurde das Lauern zur Qual. Da begann der Mensch, der die Zukunft wußte, vor jedem, der sie wissen wollte, zu zittern.

Er redete nicht viel in diesen Tagen. War die Kundschaft weg, mit ihrem Ja, mit ihrem Nein, dann blieb er in seinem fürstlichen Hotelzimmer, ohne auszugehen, ohne Zerstreuung zu suchen. Auch die Einladungen Bimeters schlug er beharrlich aus. Die Sperrkerbe um seine Lippen grub sich tiefer. Dreimal hatte er seiner Mutter zu schreiben begonnen. Zweimal riß er den Brief mitten durch, den dritten schrieb er zu Ende, ein kleines Buch fast, und sandte ihn dann noch nicht ab. Ob er krank sei? fragte Miß Vogel, die für sein Wohlergehen und seine Laune haftbar war. Nicht krank. Nur unschlüssig, Miß Vogel. Unbehagliche Situation. In der Nacht (neue Angewohnheit!) hörte man ihn reden und umhergehn. Vier Tage vor der Abreise nach London, man hatte das Geld in Paris nur so gescheffelt und London sollte ein Vielfaches bringen, ertappte Sebastian sich auf einigen Worten, es hatte kaum viel auf sich damit, eine Kinderei, wenn man will ein Heimatsrückstand. „Judas Thaddäus, hilf, daß ich nichts Böses sehe!“ hießen die paar Worte, er murmelte sie, vier Tage vor der Abreise nach London, ehe er zu der Schrift eines neunzehnjährigen Menschen griff. Ein famos gekleideter Jüngling war das, er kam gerade vom Golf, im Sportanzug kam er, diskret karierte Pumphosen, tabakbrauner Jumper, hatte eine gespielte Munterkeit, unerachtet das Schleierchen ihm schon die Augen trübte, als er nur mit dem ersten Schritt im Zimmer war. Das ist ja fast noch ein Kind! dachte Sebastian, und zum erstenmal, seit er im „Berufe“ stand, wünschte er leidenschaftlich: Er soll mich nicht fragen! Jetzt wird er ein paar Worte schreiben, hierhin auf den Zettelblock . . . er soll nicht schreiben! Entsetzlich ist es! Ich werde das

in die Hand nehmen . . . die schnelle Zeile, die er da hingeschrieben hat, die Schrift wird reden, Böses — da murmelte er die paar Worte, niemand kann behaupten, daß sie gescheit oder nur bedacht waren, Reflex, nichts weiter. Immerhin, er hatte sie bis dahin nie gesagt: vier Tage vor der Abreise nach London, als der Pumphosenjüngling vor ihm stand. Erst da murmelte er: „Judas Thaddäus, hilf, daß ich nichts Böses sehe!" Als er die paar Worte gemurmelt hatte, griff Sebastian anders als sonst zu dem beschriebnen Zettel. Er habe, erzählte er nachher Fräulein Vogel, angesichts des Pumphosenjünglings habe er blitzhaft gespürt, daß es unmöglich sei — glatt unmöglich, einem Menschen Böses vorherzusagen! Könne man das denn verantworten . . . bei dem Wort „verantworten" pausierte er, es machte ihn scheinbar selbst betroffen. Denn seit er im „Berufe" stand, hatte er es keineswegs gebraucht oder mit dem „Beruf" je in Zusammenhang gebracht. In einem Briefe von zuhause stand dieses Wort, in einem Brief aus Kästchen 98, die kleine Teemusik in Stresa hatte vor Monaten Melodie dazu gemacht, zu dem Wort: „Verantworten", und in der Teemusik war dann das Wort verklungen. Jetzt kam es wieder her . . . er pausierte selbst, als er es sagte. Fräulein Vogel aber zerstörte das Gespräch im Keim. Verantworten? Unmöglich, zu verantworten? Also romantische Lüge statt Sachlichkeit? Lüge verantwortlich, Wahrheit nicht ...? Doch Abreise und Szenenwechsel, Miß Vogel hoffte so, würden dem Unfug, den sie als „hypochondrisch" abtat, während der herbeigeeilte Bimeter ihn klugerweise gelten ließ, entgegenwirken. Auch krönte eben die Aktion der wichtigste Erfolg, seit zwei europäische Kabinette sich für Sebastian verschwiegen interessierten und unter der Hand zu verstehen gaben, sie wünschten sich seiner zu bedienen. Alles nahm den von Bimeter gewünschten Lauf. Die Champs Elysées und Regent Street wurden aufmerksam: Sebastian Trux war im Begriff, aus einer privaten eine politische Instanz zu werden . . . hier, für den vorletzten Pariser Tag, eine Einladung zu Herrn Briand. Hier . . . für den Montag nächster Woche eine Einladung zu — der Generalagent flüsterte den mächtigen Namen, um mehr Effekt zu schinden. Aufmerksam hörte Sebastian den Namen. Solche großen Herren bemühten sich um ihn? Er war nicht unempfänglich dafür. Er fand sich sogar bereit, stolz darauf zu sein! Höchst ungeschickterweise platzte mitten in diesen Bimeter beruhigenden Umschwung die Nachricht vom Selbstmord des Pumphosenjünglings. Sie befanden sich seit elf Tagen in London.

Der Pumphosenjüngling, Charles Gaston Duvallet, hatte sich aus dem vierten Stockwerk seines elterlichen Familienpalais in der Rue Gounod herabgestürzt und war tot auf dem Hofpflaster liegen geblieben. Die Sache wurde tunlichst vertuscht, die Motive zu dem Fenstersturz (an und für sich ein Greuel für die strengkatholische Familie) überschritten die Skandalgrenze, man munkelte von der Verliebtheit des jungen Menschen in den Schauspieler des „Gymnase" René Bazaine, Anlaß genug, eine Grippe vorzuschützen, den Selbstmord zu maskieren und den Tod natürlich zu erklären. Dieser Tod war um ein Uhr mittags eingetreten, eine halbe Stunde, nachdem Charles Gaston den Hellseher Trux verlassen hatte. Bekannt wurde die Todesstunde allerdings erst, als die Skandalpresse der Vertuschung auf die Spur kam und Lärm schlug; vom Besuche Charles Gastons bei Sebastian schwieg sie vorerst, adressierte jedoch (aus durchsichtigen Gründen) ein mit Rotstift markiertes Exemplar an seine derzeitige Londoner Adresse. Der Eindruck der Lektüre auf Sebastian war niederschmetternd.

Er las und schloß die Augen, die er über den Lidern mit zwei Fingern in die Höhlen preßte. „Den habe ich umgebracht!" sagte er dann.

Er war zu keinem Gespräch zu bewegen, zu keiner Auskunft. Er schüttelte den Kopf, wenn Bimeter ihn fragte. „Es ist Mord", sagte er. Immer dasselbe: „Es ist Mord . . ." Nichts konnte ungelegner kommen! Die Berufung in den Regierungspalast auf Regent Street stand bevor! Und die stündlich wachsende Privatklientel! Miß Vogels Stimme klang den ganzen Tag durchs Mikrophon. Sebastian aber sagte: Nein. Er wolle nicht, sagte er, er könne nicht. Man möge ihn allein lassen. Verdammter Entgang, man mußte ihm nachgeben! Mister Tröx erteilte an diesem Tage keine Audienzen, er war unpäßlich, Madame excuse, morgen würde er dafür um so gewisser zur Verfügung stehen! Na, man hatte es mit Primadonnen zu tun gehabt, mit Tenören, mit Subjekten, die einen zur Raserei brachten durch launenhafte Sekkatur. „Ich singe nicht!" pflegten sie zu sagen, zu brüllen, zu toben: „Machen Sie, was Sie wollen, ich singe nicht!" Und am Abend sangen sie dann doch. Sangen großartig. Was das betraf, ließ Bimeter sich kein graues Haar mehr wachsen. Morgen würde

er schon wieder singen, heißt das prophezeien, laßt Bimeter nur machen. Bloß im Moment war eine Aufpulverung der gesunknen Lebensgeister nötig. Denn der Moment sah unerfreulich aus.

Der Moment trieb Sebastian im leeren Zimmer auf und ab. „Den habe ich umgebracht!" sagte er ins leere Zimmer. Das Milchgesicht stand vor ihm, zum Greifen jede Miene, jede Geste. Wild zuckte das schnelle Schleierchen über die Pupillen des Knaben, der zu fragen kam. Er soll mich nicht fragen! hatte Sebastian gespürt. Wie einen Schnitt querdurch: er soll mich nicht fragen! Und dann hatte er das Stoßgebetlein gemurmelt, um jene zwei kleinen Worte vermehrt. Und hatte die Schriften genommen, die des Knaben, der dastand, die des andern, um dessentwillen er kam, und wie sonst, dreimal unter fünf, neunzigmal unter hundert, war das Wort darin gewesen, das er panisch zu fürchten anfing: „Vergebens!" Dabei hatte das Milchgesicht es ihm leicht gemacht, da es ihn nicht reden ließ, sondern Punkt um Punkt fragte. Und Sebastian hatte geantwortet. Punkt eins: Sie sehen ihn falsch. Punkt zwei: Er macht sich nichts aus Ihnen! Punkt drei: Daran wird sich nichts ändern. Raff' dich auf! hieß das, wirf den Plunder ab. Rette dich, werde gesund, junger Mensch! Guter Rat, hieß das ... Ratgeber, weißt du denn, wie er wirkt, dein Rat! Der Pumphosenjüngling hatte bezahlt und gedankt. Dann war er davongeeilt, um sich zu töten. Mord! dachte Sebastian im Gehen. Den habe ich auf dem Gewissen. Wer darf sich zwischen einen Menschen und sein Schicksal werfen, mit Rat, mit gutem Rat? Ja. Den habe ich auf dem Gewissen. Er hemmte den Schritt. Den da? Und Bassan, der Montag statt Mittwoch starb, zwei Tage früher, als es ihm vorausbestimmt war? Dem habe ich zwei Tage gemordet. Dem zwei Tage, dem ein Leben. Er ging, schloß die Augen und preßte sie mit den Fingerkuppen tief zurück. Der Gedanke, der ihn überfiel, war so unerträglich, daß er wie um Abwehr mit dem gereckten Arm vor sich hoch in die Luft griff. Von diesen beiden, dachte er, von dem Charles Gaston, von Bassan, von denen weiß ich, was meine Vorhersage ihnen eingebracht hat: den Tod. Aber was ist mit den andern, die aus meinem Zimmer gegangen sind, wohin sind die gegangen? Auch in den Tod? Wie viele hat's noch dahin getrieben, weil sie das „Vergebens" nicht ertrugen? Noch drei, noch zehn, wie viele? Wie viele haben nicht ertragen können, was ich ihnen aus der Schrift las? Wie viele habe ich vernichtet? Er stand stocksteif, regte sich nicht, schaute nicht. In der Zimmerschräge zwischen Fenster und rotem Sofa war er stehen geblieben wie erstarrt. „Wie viele Leute habe ich auf dem Gewissen?"

Er ging hin und her, unsäglich war dies Gehen in der Zimmerschräge. Die Hotelzimmermieter in der Belétage hörten den Schritt, nachmittags beim Siestaschläfchen, abends beim Dinnerumzug und beim Zubettgehen, nachts, wenn sie Licht anknipsten und auf die Uhr sahen oder einen Schluck Selterswasser tranken. Unablässig ging da jemand über ihnen in der Zimmerschräge. Schritt um Schritt. Hin, zurück. Hin, zurück. Sein Schritt war dröhnend, pünktlich und stet. Fräulein Vogel pochte, redete durch die Tür, die Tür war versperrt. Der Kellner bot Lunch, Fünfuhrtee, Dinner durch die Tür an: nein. Bimeter sprach durch die Tür, keine Antwort. Nur das Dröhnen der steten Schritte. Unvorstellbar lang. Zweiundzwanzig Stunden lang. Dann wurde die Tür aufgesperrt, Fräulein Vogel berief auf der Stelle den schlaftrunknen Prinzipal und Bimeter erschien atemlos vor Sebastian. „Helloh?" wollte er sagen und das Ganze burschikos anpacken, verdammte Primadonnenallüre! Doch Sebastian, aschfahl im Gesicht, nagelte ihn auf der Schwelle mit den Worten fest: „Ich kann nicht mehr. Ich reise ab." Abreisen? Wie? Was? Und dann sagte er etwas Absurdes: „Ich ertrage das Schleierchen nicht länger!" Was ist los? Was erträgt old fellow nicht länger? Da brach es auf, da brach es heraus. Zweiundzwanzig Stunden Wanderung mündeten ins Ziel. Das schnelle Schleierchen! Das fürchterliche schnelle Schleierchen. Jedem zuckt es über die Augen. Wer herkommt, hat es. Herrgott, Mann mit dem Flatterschlips, steh nicht und lache! Will dir das nicht ein, daß man den Verstand verlieren muß, wenn einem kein Mensch mehr ruhig in die Augen schauen kann, ohne ein Angstschleierchen drüber zu schleudern! Lache nicht, Mensch! Was du von mir willst, ist unerträglich! Angst klebt daran. Mord klebt daran. Hast du mich heimatlos gemacht in der Welt? Wo ich hinkomme, ist zwischen den Menschen und mir der Zwischenraum aus Angst? Kerl, grinse nicht!

Mit beiden erhobnen Fäusten, aschfahl und am ganzen großen, schweren Körper wankend, ging Sebastian auf Bimeter los. Die Erregung des jungen Menschen war elementar. Wie ein Irrer stand er und schüttelte die geballten beiden Fäuste. Da retirierte Bimeter.

Flucht ins Angstlose

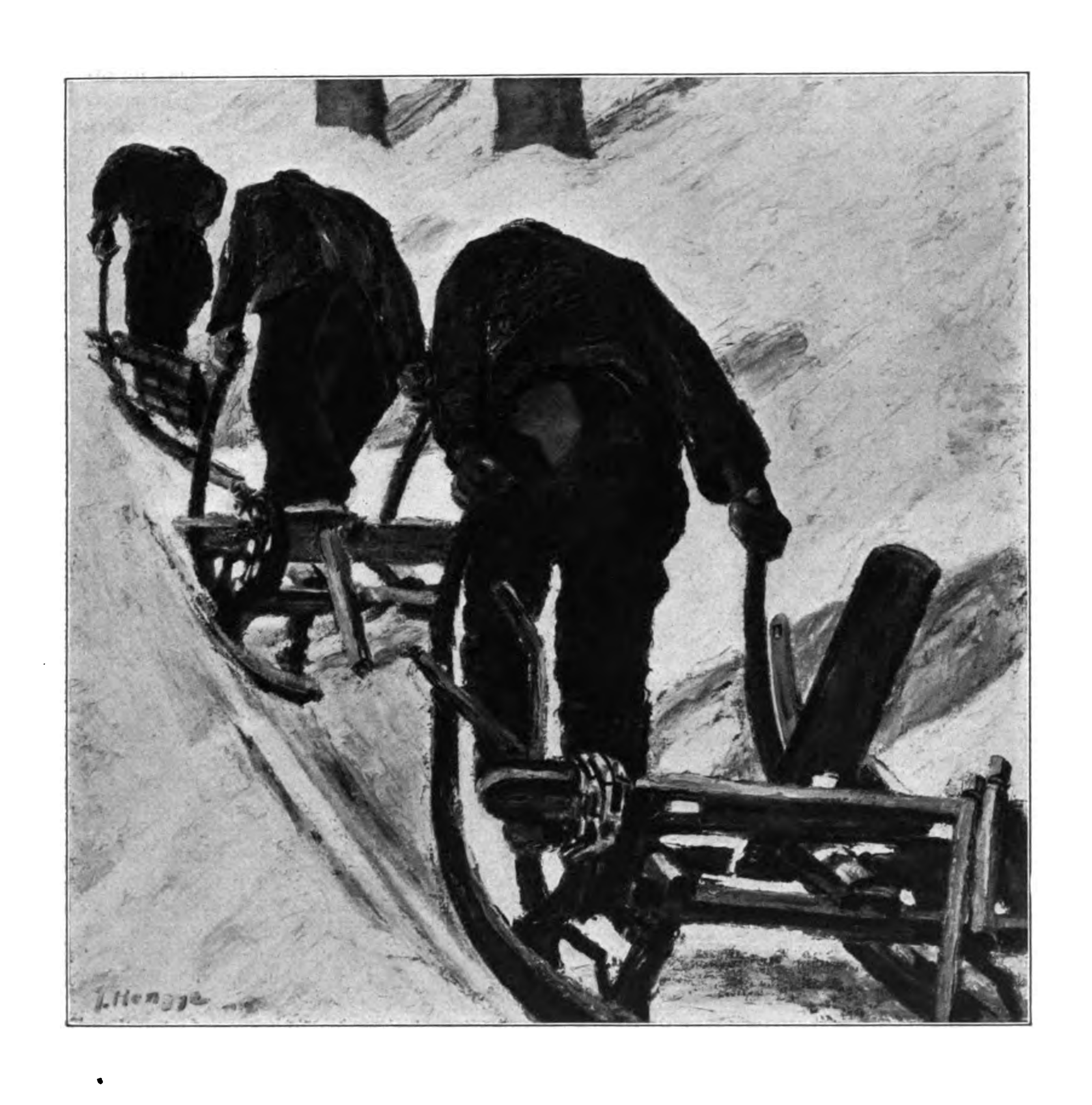
Nachmittags sechs Uhr. Vor dem Front-hause Hohe Chaussee 67 wartet jemand. Keiner, der aus dem Hause kommt, entgeht ihm. Seit einer Stunde wartet er, da tauchte er dem Hause gegenüber in der Allee auf und suchte Nummer 67, dann, als er Nummer 67 hatte, die Tortafel: Medizinalrat Sandleben. Keine Kunst, sie zu finden, das Pompschild stach in die Augen: „Medizinalrat Dr. Sandleben. 9—5." Etwas vor Fünf war er gekommen, die Bogenlampen flammten eben auf. Jetzt ist es Sechs vorbei. Der Herr steht in der Allee und wartet. Er bläst den Hauch in Wölkchen fröstelnd aus dem Mund, obschon er für die Kälte elegant gerüstet ist, bloß die Reisekappe will nicht zu dem Stadtpelz passen, den er trägt. Wie ein Eisenbahnpassagier, der schnell auf fünf Minuten aussteigt, um sich Bewegung zu verschaffen, sieht er aus. Fast so verhält es sich ja auch mit ihm, denn er ist ein Eisenbahnpassagier, der geradenwegs aus dem Kupee kommt. Da steht er und wartet. Da steht er, und es ist ungeheuerlich, welche Erwartung ihn erfüllt, wie jedes Atemwölkchen, das ihm aus dem Munde dampft, heiß von Erregung ist. Als sollte ihm jetzt ein Urteil gesprochen werden, wartet er. Sein Körper hat noch das Schüttern des Räderrollens in den Gliedern, die Allee scheint zu wippen, alles ist in Bewegung, zum Bersten gespannt. Jeden, der aus dem Fronthaus tritt, faßt er ins Auge. Wenn sie kommt, wird er — was? Hinübereilen wird er, über den blanken Fahrdamm, gerade auf sie zu und sagen: „Agnes, da bin ich, verzeih, daß ich so wenig von mir habe hören lassen!", und während dieser Anrede wird er sie ins Auge fassen, dort vorm Feinkostladen, denn dort ist strahlendes Licht. Ihre Augen wird er sehen, im Fünfhundertkerzenlicht! Keine Täuschung möglich! Zuckt das Schleierchen drüber, wenn sie ihn anblickt? Sie weiß, wer er ist. Sie liebt ihn . . . vielmehr, hat ihn geliebt . . . vordem. Doch ein Restchen davon wird geblieben sein? Ein Restchen Freundschaft? Die Sache ist die: Dort aus dem Tor wird jemand kommen, der nebst meiner Mutter unter allen Menschen am meisten an mir hängt. Frage: Hat dieser Mensch das schnelle Schleierchen? Ja? Dann bin ich ausgestoßen von den Menschen. Denn dann bin ich ihnen schrecklich und zwischen ihnen und mir klafft ewig die Kluft aus Angst. Nein? Herrgott! Wenn Agnes das Schleierchen nicht hat, wenn das Weltgeheul über meine Fertigkeit an ihr abglitt und sie mir in die Augen schauen kann wie seit unsrer Kindheit, dann sind das Einbildungen, „hypochondrische Einbildungen", wie Fräulein Vogel sagt — dann ist das schnelle Schleierchen nicht Gesetz bei allen Menschen, die mich kennen, dann — Seine Aufregung wächst, je länger er in der Allee steht und wartet. Sechs vorbei . . . da kommt sie. Und noch jemand ist da. Jemand kommt mit ihr aus dem Fronthaus und geht an ihrer Seite, ein Herr. Nun ist sie beim Feinkostladen und der Herr, ein bepelzter Herr, bleibt an ihrer Seite, doch an der Ecke, jetzt, wird er sich von ihr verabschieden, Sebastian kann auf sie zutreten und sein Urteil haben . . . nein, der Herr verabschiedet sich nicht, er trägt einen runden steifen Hut und einen Stock mit Goldknauf. Sie gehen weiter, Agnes und der Herr.

So. Ja. Da verzögert sich das Urteil eben ein bißchen, was weiter? Immer wird der Herr ja nicht an ihrer Seite bleiben. Aber daß sie so in Herrenbegleitung herumgeht? denkt er, mitten in seiner Bedrängnis, wie einen Vorwurf. Dann nimmt er das sofort zurück, er schämt sich gewissermaßen, einen Vorwurf gedacht zu haben, was heißt denn das! sagt er und gestikuliert, hat sie nicht das gute Recht, zu tun und zu lassen, was ihr paßt! Ist sie mir etwas schuldig? Nichts ist sie mir schuldig, nicht so viel. Ich bin ihr fremd geworden! denkt er stehenbleibend, wie konnte ich denn glauben, daß sie nach vollen acht Monaten, acht Monaten und neun Tagen, noch an mir hängt! Alles hat uns auseinandergebracht! Der „Beruf". Und die Zeit. Und — Fedora. Da ist sie von mir abgekommen, ganz einfach . . . Er hat sie noch gar nicht recht gesehen. Sie wiegt sich ein bißchen beim Gehen, das hat sie früher nicht getan? Und sie geht schwer? Denn sie stützt sich? Langsam, in immer größerm Zwischenraum, folgt er den beiden. Jetzt macht sie eine Bewegung, dreht sich um, sie will wohl dort die Straßenbahn erwarten? Sie ist ihm zugewendet, etwa hundert Schritte Entfernung trennen beide. Ja, nun sieht er sie! Sie steht im Fünfhundertkerzenlicht. Man sieht sie gut. Man sieht ihr Gesicht, das merkwürdig gedehnt und gelockert ist. Man sieht ihre Gestalt. Die Frau dort, Agnes, wird Mutter werden! Sie hat sich wieder umgedreht, sie scheint die Straßenbahn doch nicht benützen zu wollen, sondern geht an der Seite des Herrn weiter, jetzt,

vor dem Übergang, reicht der Herr ihr seinen Arm, sie nimmt ihn.

Sie wird Mutter werden ... Dann freilich ändert alles sich ein wenig. Dann ist der Herr, der ihr so beflissen den Arm reicht, wohl ihr Liebhaber. Vielleicht ist der Herr ihr Mann? O, in ein paar Wochen ändert sich überwältigend viel. Da wird man aus einem simplen Landmenschen ein Phänomen. Und da wird Agnes von daheim Mutter, wohl auch Gattin? Voller Freundlichkeit, voller Ermutigung waren ihre Nachrichten. Um das Entscheidende aber hatte sie sich herumgedrückt! Der Herr mit der Kupeemütze beschleunigt das Tempo. Seine Atemwölkchen dampfen, und jetzt hält er knapp hinter Agnes und dem Bepelzten. Mit einemmal verlangsamt er den Schritt, denn er denkt: Wenn ich sie so plötzlich anspreche, erschrickt sie? Das ist schädlich? Sie erwartet ja ein Kind? Da geht er ratlos hinterher. Doch Agnes muß nun an Schaadows Etablissement vorbei, und da weiß man endlich, wozu die beiden schrägen Spiegel dienen, die über Schaadows Etablissement seit Jahr und Tag ein blitzendes Dreieck sind! Denn darin sieht Agnes den hinterher zögernden Eisenbahnpassagier, bleibt augenblicklich stehen, dreht sich um und ruft seinen Namen. Sie ruft so laut und entzückt, daß man, obschon pressiert und ohne Interesse am Nebenmenschen, über solche Großstadtunwürdigkeit die Achseln zuckt. Was aber schert das Agnes, die auf Sebastian zutritt und ihm beide Hände entgegenstreckt! Der Begleiter mit dem Goldknaufstock scheint peinlich davon berührt, denn er äußert mit einer behutsamen Stimme: „Wir erregen Aufsehen?" Zugleich zieht er den steifen, runden Hut und tritt drei Schritte abseits. Sebastian und Agnes stehen voreinander. „Da bist du!" sagt sie und hält noch immer seine Hand. „Ja, bist du denn nicht hinüber?" Er sagt nichts und schaut sie an. Schaut sie nur an. Es ist abends, sechs Uhr siebenunddreißig, mitten in einer der turbulentesten Verkehrsstraßen des Kontinentes: Da steht ein bärenhaft großer, breiter Mensch mit feinem Stadtpelz und Kupeemütze und schaut eine Frau an, die ihn an den Händen hält. Kein Wort redet er. Er schaut nur, schaut sie an. Starrt auf eine manierlose, ja wilde Art einer Frau in die Augen, die noch dazu Merkmale guter Hoffnung zeigt! Kennt der Kerl kein Schamgefühl! Der Begleiter mit dem Goldknaufstock räuspert sich. Sebastian aber hat Agnes ins Tausendkerzenlicht gezogen und betrachtet, lange, immer wieder, und sie hat ihm den Blick aus ihren braunen Augen zurückgegeben, voll, warm und hell. Hell, meine spazierenden Damen und Herren! Sehen Sie, die Sache ist die: Hell! Kein schnelles Schleierchen zuckt ihr über die Pupillen, haha, nein, kein Schatten, nichts, hell bleiben diese Augen, ihr könnt sie so nahe betrachten wie ihr mögt! Nichts da! Hell, haha, hell! Und der Hüne lacht, wie Erschütterung geht ihm das Lachen durch und durch.

„Ich muß bitten," äußert der Herr mit dem Goldknauf und tritt neben Agnes, „es wird spät!" Ach ja, hier war noch einer. Sebastian wendet sich zu dem fremden Herrn, da erbleicht Agnes, das ist kein gutes Zeichen. „Gestatte," sagt sie: „Herr Professor Sandleben. Das ist Sebastian," sagt sie und macht eine kleine halbe Geste zwischen den beiden Männern, damit sind sie einander vorgestellt. Aha. Der Prinzipal. Es kann mir gleichgültig sein! denkt Sebastian, doch seine Freude verfliegt im Nu, die wilde Freude, die ihn eben erst so unbändig hat lachen lassen. Mit dem Prinzipal hält sie es! „Wirklich?" haucht Sandleben, als falle er aus allen Himmeln, „da habe ich also die Ehre mit Herrn Trux?" Sage einer, was er wolle, in diesem Moment spürt Sebastian: Da steht mein Todfeind! Und er sieht in dieses Gesicht. Ein gepflegtes Gesicht. Ein Weibergesicht. Der sanfte, braune Schnurr- und Spitzbart glänzt seidenweich und beschreibt kleine, wohlfrisierte Wellen. Die Haut ist glatt wie Weiberhaut, und wenn der Mann spricht, ölt er die Worte förmlich ein, so behutsam gleiten sie ihm von den vollen Lippen. „Sie haben ja einen Triumphzug sondergleichen hinter sich!" anerkennt er. Seht, da ist es! Bei dem Wort „Triumphzug" ging es ihm durch die Pupillen, jetzt ist es wieder weg und die dunklen Augen glänzen. „Wollen wir denn nicht weitergehen?" fragt Agnes. „Auf wie lange bist du da? Hättest du dich nicht Sonnabend einschiffen sollen? Wollen wir gehen?" fragt sie noch einmal. Sie ist die ruhigste von den dreien. Aber sie wechselt die Farbe, vorhin war sie erbleicht, jetzt rötet sie sich, sie hat ein schlechtes Gewissen, denkt Sebastian und antwortet: „Ja. Sonnabend. Aber es ist nicht sicher, ob ich fahre." („Ich fahre nicht!" hat er sagen wollen, unwillkürlich sagt er es anders.) Dann gehen sie zu dritt. Ein Blinder muß sehen, daß er den beiden ungelegen kommt. Dem Zahnarzt insbesondere. Der Zahnarzt ist verstimmt, Agnes führt die Unterhaltung fast allein. Ein Tauber muß hören, daß sie es vermeidet, den Mann direkt anzureden. „Sie" will sie nicht sagen, die Komödie



Holzer im Allgäu. Gemälde von Josef Hengge

widersteht ihr, und „Du“ vor Zeugen klingt ihr wohl noch übler? „Man kann ja noch eine Weile zusammenbleiben?“ sagt sie an Sandlebens Adresse. „Man!“ Ergebnen Dank. Sandleben hat sich für heute abend bereits verabredet, und da Fräulein Kasimir („Fräulein Kasimir!“) an Herrn Trux jetzt einen Begleiter für den Heimweg hat, darf er sich empfehlen? „Böse?“ fragt Agnes. Sandleben verneint, ohne daß es im mindesten wahr klänge. Er wünscht Agnes, während er die Farbe wechselt, wohl zu ruhen, verneigt sich vor Sebastian, den er „mein teurer Herr!“ nennt und nimmt ein Taxi. „Ich darf doch bestimmt darauf rechnen, Sie vor Ihrer Abreise bei mir zu sehen?“ ruft er mit Samtstimme im Wagenschlag.

Dann sind Agnes und Sebastian allein und gehen den Weg, den sie damals gegangen sind, vor acht Monaten, genau denselben. „Willst du nicht auch ein Taxi nehmen?“ fragt er. Sie wolle lieber gehen. Sie müsse sogar gehen, gibt sie zur Antwort. „Wegen meines Zustandes,“ sagt sie. Sagt es ganz einfach. Dabei schaut sie ihn an und fragt: „Darf ich deinen Arm nehmen?“ Das ist ein bißchen unverschämt, findet er. Aber er gibt ihr den Arm, sie hängt sich bei ihm ein und sie schweigen eine ganze Weile. „Ist dir nicht kalt?“ fragt er. Nein, warm. „Gehen wir nicht zu schnell?“ Denn in solchem Zustand müssen sie sich schonen, zum Kuckuck, da kann allerlei abträglich sein, davon hat er oft genug gehört. „Sollen wir nicht langsamer gehen?“ Nein. Also wird sie ihn heiraten, den Zahnarzt, denkt er.

Es ist noch dasselbe Zimmer wie damals. Da steht der Frisiertisch mit den zwei langen honigbraunen Bürsten, zwischen denen der Stielkamm liegt, da der Bettschirm, da der Schrank mit den gepreßten Holzblumen im obern rechten Quadrat. Übrigens sind lebende Blumen im Zimmer. Gelbe Chrysanthemen in einem hohen Glas und wundervoll rote Zyklamen. Wie galant der Zahnarzt ist! „Komm,“ sagt Agnes, „leg' deine Sachen weg.“ Da erinnert er sich, daß er ihr beim Ablegen helfen sollte, und schickt sich dazu an, doch sie hat längst ihren Mantel ausgezogen und nimmt schon den Hut ab. Ohne Mantel, so im Kleid, sieht man es stärker. Nicht daß es sie entstellte. Es gibt ihr etwas Weicheres, fast etwas Hilfloses, denkt Sebastian. Er hat Pelz und Mütze an den Wandrechen gehängt und nun sitzen sie einander am Tische gegenüber. Im Zimmer ist es warm, Agnes hat Glück mit der Miete, pünktlich um Sechs wird eingeheizt, da ist es immer warm, wenn sie von ihrem abendlichen Weg nachhause kommt! „Du gehst alle Tage?“ fragt Sebastian, „ich meine, zu Fuß?“ Ja, das tut sie. Er fragt nach einer Pause: „Willst du nicht Abendbrot essen, Agnes?“ Doch. Später. Jetzt aber wolle sie ihm so gegenübersitzen und ihn ein bißchen anschauen. Das habe er vorhin bei Schaadows Etablissement ja auch getan? „Schau' mich nur an!“ sagt Sebastian, „a n m i r hat sich nichts verändert!“ Es ärgert ihn, daß er „an mir“ betont hat. Aber sie hört darüber hinweg oder nimmt es vielleicht gar nicht als Vorwurf, denn sie blickt ihm nur ins Gesicht und meint: „Ein bißchen müde siehst du aus. Geht es dir nicht gut da draußen?“ Dummes Zeug. Wie sie das so sagt, steigt es ihm heiß in die Kehle und preßt. Er schluckt. Dann antwortet er: „Ja!“ Solch eine Wohltat, das sagen zu dürfen, da zu sitzen und einen Menschen gegenüber zu haben, mit dem man reden kann, der seinen Blick auf einem hält, ohne daß das Schleierchen darüber zuckt, der mit einem spricht wie ein Mensch zu einem Menschen, angstlos und freundlich. Mit wem habe ich denn reden können, die ganze Zeit? denkt er. Wer hat mich denn gefragt: Wie steht es um dich? Wie steht es um mich! haben sie gefragt, alle. „Weißt du,“ sagt er und genießt den Trost ihres ruhigen, klaren, warmen Schauens, „ich habe es nicht länger ausgehalten! Man kann das nicht! Wenn man nicht die andern zugrunde richten und selbst zugrunde gehen will!“ Und er will ihr erzählen. Stockend kommen ihm die Worte aus dem Mund, wie mit Gewichten jedes, was ist aus seiner Redseligkeit geworden! denkt Agnes, er hat sie verlernt! Sie nickt ihm zu, gibt ihm übern Tisch die Hand, hält sie und schaut ihn aus braunen Augen friedlich an. Da verlieren seine Worte das Schwere, lösen sich aus der Umklammerung und lassen sich sagen. „Höre,“ beginnt Sebastian, „so ist es mir ergangen.“ So ergeht es einem Menschen, der die Zukunft weiß. Und die zögernden Worte werden schneller, reißen sich los, eilen, brennen und zucken. Was er mit sich umhergeschleppt und eingemauert hat, die Monate hindurch, das befreit er jetzt und lädt es an einem Ufer ab. Da ist Bassans Tod, nicht Mittwoch, Montag. Da ist der Tod des Pumphosenjünglings, er schlug kopfüber auf die Pflastersteine und sein Gehirn rann blutig aus. Und wo sind die, die das Urteil nicht ertrugen? Wieviel Entsetzen noch? Wieviel Tod? Da ist die Wallfahrt des schnellen Schleierchens. Das Vermauert- und Gemiedensein. Da tanzt Fedora mit

Seiner Exzellenz und Herr Agaz zieht die Radfahrkappe. Da ist namenlose Qual. Ungeheure Ratlosigkeit. Agnes, was tun . . .? Es ist elf Uhr vorbei in Agnes' Stube, stundenlang hat Sebastian geredet und Gewicht um Gewicht ans Ufer gewälzt, nun ist er zuende und fragt: „Was tun?" Um Christi willen, einen Menschen muß man doch haben, den darf man fragen. Dem darf man seine Last in die Hand geben und sagen: Trag mit! „Was tun?" fragt Sebastian in der Nacht. Agnes steht vom Tische auf. „Das ist schön, daß du noch einmal zu mir gekommen bist!" sagt sie und denkt, wie sehr er sie geliebt haben muß, diese Fedora. „Wann reisest du denn?" Aber Sebastian schreit: „Du hast unrecht gehabt, Agnes! Kein Mensch darf einem andern das Böse voraussagen!" Sie steht bei ihm. „Und das Gute?" fragt sie. „Es ist so viel Gutes im Leben!" Was sagt sie da? Ich will dir antworten, Agnes, was ich weiß! Dreimal unter fünf. Neunzigmal unter hundert. Böses. Ich habe es gesehen! So viel Gutes, sagst du? So viel Böses! Das ist es ja. Das schafft die Qual. Das macht es so unmenschlich . . .! Hat sie es begriffen? Sie geht zu dem Schrank mit dem Holzrosenquadrat, öffnet, bückt sich, nimmt einen Karton hervor und trägt ihn zum Tisch. Sie hat beide Hände darunter gelegt und hebt hoch, was sie trägt, als trüge sie etwas Heiliges. Und dann setzt sie den Karton sacht auf den Tisch und zeigt, was darinnen ist. Eines nackten Kindes kleine Kleider sind darin. „Schau'!" sagt Agnes, zeigt auf die winzigen Dinge, und ihr von der Hoffnung gelöstes Gesicht leuchtet auf. „Ist das Böses? In zwei Wochen oder in drei wird es da sein!" Glücklich gehen ihre Augen über die winzigen Dinge. „Wie . . .?" fragt Sebastian. Er hat das nicht erwartet. So offen bekennt sie es, in zwei, drei Wochen, sagt sie und spürt nicht, daß das, mag es zwischen ihnen auch aus sein, bitter anzuhören ist? „Also du freust dich, Agnes?" fragt er, er kann nicht hindern, daß eine Spur Bitterkeit in seiner Frage mitschwingt. Doch sie antwortet ohne Besinnen mit einer verklärten Hingebung, vor der er erschrickt: „Unaussprechlich freue ich mich!" Dann nimmt sie eine Spielschelle aus dem Karton, es gibt einen raschen, hübschen Klang. „Unaussprechlich freue ich mich!" wiederholte sie und die gelbe Spielschelle klang. „Es ist ja so herrlich! Die ganze Zeit, jeder Tag, jedes Aufwachen, jedes Schlafengehen ist Freude. Du weißt gar nicht, was das heißt, sich so zu freuen, auf ein nahes Ziel. Das ist keine Minutenfreude! Heute ist ein Tag vorbei, da hast du dich gefreut, daß er anfing, denn er hat dich deinem Ziel näher gebracht. Und du hast dich gefreut, als er zuende war, denn jetzt ist es noch näher, und morgen mehr als heute. Und wenn es da ist, Sebastian — auch dann hört die Freude nicht auf, dann beginnt sie ja erst, denn dann fängt das Leben an. Herrlich ist es, darauf zu warten, zu wissen, daß es wächst, daß es geboren wird, daß man es haben wird, ein Kind! Dieses Hemd wird es tragen und dieses Häubchen. Und sie werden ihm zu klein werden und man wird sie um einen Zoll größer machen. Und sie werden abermals zu klein sein und abermals wird man einen Zoll zugeben müssen, und immer um einen Zoll Freude mehr!" Atmend, mit einem Lächeln, hält sie ein. „Entschuldige," sagt sie, „wenn ich darauf komme, weiß ich nicht, was ich rede. Aber es war nur, weil du sagtest: Böses . . .!" Sie legt die Schelle zu den andern kleinen Dingen, glättet alles, schließt den Karton und trägt ihn weg. Ja . . . dann . . .! denkt Sebastian wie vor den Kopf gestoßen. Und heiraten? Wann werden die beiden heiraten? Ich will sie doch wenigstens fragen . . .! Agnes hat den Karton genau dort verwahrt, wo er schon seit Monaten bereitliegt, und kommt wieder zurück zum Tisch. „Agnes, ich möchte dich jetzt etwas fragen?" — „Ja?" antwortet sie und hält ihm die Augen hin. „Siehst du, jetzt hast du noch gar nichts zu Abend gegessen!" äußert er zögernd. Das werde sie schon noch. Sie siede sich dann zwei Eier, nein, sie lasse sich nichts abgehen. „Eben. Denn jetzt hast du ja für zwei zu sorgen!" meint er. Habe er nicht etwas fragen wollen? Fragen? Eigentlich nicht. Es sei auch spät, und sie hätte jetzt sicher mehr Ruhe nötig, das heißt . . . „Wenn es kommt," sagt Agnes plötzlich, „wirst du schon auf dem Schiffe sein! Nett, sich vorzustellen, daß dann jemand weither an uns zwei denken wird, denn das wirst du doch, Sebastian? An mich und es?" Ist es so gemeint? denkt er zornig. Sie will mich weghaben! „Wann fährst du denn?" fragt sie. „Ein paar Tage bleibst du doch noch?" — „Morgen," antwortet er, „morgen mit dem frühesten!" Schwankt sie, hält sie sich da an dem Sessel, weil sie schwankt? Es sieht so aus, es ist nicht so. Denn sie sagt nach einer Sekunde Atmens fest, ruhig und froh: „Also gute Reise, Sebastian! Und sorg' dich nicht. Es gibt nicht so viel Böses, wie du glaubst. Und — wenn du es drüben nicht mehr aushältst, dann komm zurück!" Sie legt ihm die Hand auf den Arm. „Adieu."

Fast hilflos steht sie da, das nimmt ihm die Bitterkeit. Auch er sagt Adieu. „Und schone dich, Agnes . . . jetzt!“ sagt er noch. „Willst du mir nicht . . .?“ fragt sie und vollendet nicht und verspricht: Ja, sie werde sich schonen. Für sich und es. Er geht.

Es ist elf Uhr vierzig, fast Mitternacht. Sebastian steht unten auf der Kieler Straße und sieht das Licht in Agnes' Fenster. Die Probe ist gut ausgefallen, sie hat das schnelle Schleierchen nicht gehabt. Was will ich mehr? denkt er, es ist bewiesen! Nun kann ich also getrost zurück in den „Beruf“. Agnes billigt das. Es ist ihr erwünscht, daß ich in diesem Augenblick an Miß Vogel telegraphiere: „Bitte sich nicht zu beunruhigen, stehe übermorgen wieder zur Verfügung.“ Ich werde mich in Southampton einschiffen, „hinüber“ fahren, Geld verdienen, unmenschlich viel Geld. Mit Miß Vogel leben, mit Bimeter leben, mit den Klienten . . ., Agnes hält das für angezeigt. Der einzige Mensch, der das schnelle Schleierchen nicht hat, wenn er mich anschaut, billigt das . . . der einzige unter allen Menschen, der mir helfen könnte . . . über diesen einzigen habe ich keine Gewalt! denkt er. Denn da ist Zahnarzt Sandleben und ordnet an, „er soll nur nach drüben!“ O, sie hat sich treu an das Medizinalratsrezept gehalten . . .! Während er da vorm Haustor steht, packt Sebastian die Wut. Dieser Lump! denkt er. Die Ekstase der letzten Tage, das Hin und Her von Zweifel und vernichtendem Beweis haben ihn in einen Erregungsgrad versetzt, der ihn der Überlegung kaum mehr fähig macht. Unbestimmt fühlt er: Der Mensch dort stellt sich mir entgegen! Alles hängt von einem Manne ab, der Sandleben heißt! Und er handelt danach. Er nimmt ein Taxi: Hohe Chaussee 67; als er dort aussteigt, ist es Mitternacht vorbei, er hat seit mehr als vierundzwanzig Stunden nichts gegessen, ist nicht viel kürzer unterwegs. Unmöglich, Herr Medizinalrat empfange jetzt nicht. Nicht? Das wollen wir sehn! Aufbegehrend, fast brüllend erhebt Sebastian die Stimme. Da erscheint Herr Medizinalrat, um selbst zu hören, was es draußen gibt. Herr Medizinalrat trägt Smoking und ist gar nicht der Herr, mit welchem Agnes heute um Sechs nachhause ging! „Solche Schmerzen?“ tadelt er den rüden Patienten, der eines Zahnes wegen mitternachts so randaliert. Nicht der Herr mit dem Goldknauf . . .? Doch durch die offen gebliebne Tür gewahrt der Gast eine Persönlichkeit, die ihm nicht fremd ist, einen alten Bekannten sozusagen: v. Tosse, den Gouverneur! Er trägt Smoking, und Smoking trägt der dritte Herr, den Sebastian gleichfalls durch die Tür zu sehn bekommt — dieser dritte Herr ist es, den er hier sucht. Spontan geht ihm der dritte Herr entgegen, fragt mit Erregung: „Ihr Besuch gilt mir?“, nötigt einzutreten und stellt vor: „Mein Bruder — Herr Trux, Herr Gouverneur von Tosse“ — nicht nötig! Sollte der Gouverneur Herrn Trux nicht mehr erkennen! Er hat es schon gehört: Auf der Durchreise nach Amerika? Lieber Himmel, wer hätte diesen Siegeszug geahnt, als ein empfohlner junger Mann in der Zentralbank volontierte und ein Gutachten über die Sache Bassan abgab! Tempora mutantur, wie wir Lateiner sagen. In jener Diebstahlssache übrigens lag seit jüngstem neues Material vor, höchst interessant! Oder kümmere Herrn Trux das kleine Europa gar nicht mehr und sein Gedankenkreis umspanne bloß noch das Dorado des Dollars . . .? Tosse läßt ein kurzes, redendes Husten hören. Es erweckt den Anschein, als wäre seine Übersüße ein wenig hinterhältig, erbost und lauernd. Doch Sebastian zeigt denkbar geringstes Interesse an dem Gouverneur, so daß dieser, der im Aufbruch zu sein behauptet, Abschied nimmt. „Eigentlich habe ich ein bißchen Bange vor Ihnen!“ bemerkt er noch und verbreitet Duft nach Colonia del Ré. „Seit ich von Ihren jüngsten Pariser Taten gelesen habe — einfach paff! Das mit dem jungen Charles Gaston? Einfach irrsinnig! Denken Sie mal: Ich habe ihn gekannt. Wenn Sie zu mir kommen, werden Sie sein Photo sehen.“ Der Gouverneur bietet beiden „Meistern“ und Herrn Medizinalrat beste Ruhe. Auf einen herrischen Blick des Bruders läßt auch der Zahnarzt sie allein.

„Sie wünschen, so früh am Morgen?“ fragt Sandleben. „Wollen Sie Platz nehmen!“ — „Auskunft über Agnes!“ entgegnet Sebastian laut und gereizt. Der Bruder also! Der berühmte Bruder! „Kognak, Chartreuse, Whisky?“ fragt der andere, „was ziehen Sie vor? Rechts von Ihnen stehen Zigarren . . .“ Sebastian hat sich noch nicht gesetzt. „Machen Sie keine Umstände, Herr Sandleben!“ Heraus mit der Sprache: Wie stand es um Sandleben und Agnes? Was werde mit dem Kinde sein? Wie gedenke er die Mutter zu rehabilitieren? Sandleben pfeift durch die Zähne. „Ein bißchen viel gefragt auf einmal!“ antwortet er dann. „Vielleicht ändern wir die Reihefolge? Gestatten Sie, daß zuerst ich Sie frage, so werden wir uns leichter verständigen?“ Sebastian zuckt die

Achseln. „Das kommt auf ein und dasselbe hinaus! Aber ich gehe nicht eher von hier weg, bis ich —" — „Drohen Sie nicht, mein teuerster Herr!" fällt der Professor ihm mit Samtstimme ins Wort. „Darf ich Ihnen übrigens bemerken, daß es nicht die erste Drohung wäre, die mich absolut kalt läßt!" Ein Flackern entzündet seine Augen. „Vorausgesetzt also, daß Sie gegen die Reihenfolge nichts zu erinnern haben, frage ich Sie: Welches Tricks bedienen Sie sich bei Ihren Produktionen?" Sebastian öffnet den Mund. Er hat erwartet, der Mann werde ihn nach dem Rechte fragen, mit dem er sich zu Agnes' Anwalt aufwirft. Und er ist bereit, bündig Rede darauf zu stehen. — „Herr, erlauben Sie sich einen läppischen Spaß mit mir?" fährt Sebastian auf. Sandleben streckt die beringte Hand aus, die am Rücken und am Gelenk dunklen Haarflaum zeigt. Seine Augen flackern. „Wir ziehen ja am selben Seil, sollte ich denken?" beginnt er, „ist Ihnen das nicht bewußt? Wir bedienen die Welt, womit sie bedient werden will. Sie mit Psychographologie, ich mit Paraphysiologie! Halten Sie das für wenig? Ich für meinen Teil halte das für Gottesdienst. Mein teuerster Herr, nie war eine Epoche, die sich auf ihren Intellekt etwas zugute hielt, mehr Altweiberepoche als unsere! Nie seit Weltanfang ein Zeitalter, das sich sachlich schimpfen ließ, mehr hinter Phantomen her als unseres! In jedem zweiten Salönchen hocken sie und rücken Tisch. Verbindlichste Empfehlung von den Spirits. In hellen Scharen rennen sie und rutschen auf den Knien, wenn irgendein hysterisches Weibsbild in Blutungen verfällt! Den Chiromanten, Astrologen, Animisten bombardieren sie die Tür, es können übrigens auch Kartenaufschlägerinnen sein! Das ist die Zeit, mein teuerster Herr. Das ist die Zeit, die sich für das Übermaß an Nüchternheit und den allenthalben proklamierten Boykott des Gefühls stumpfsinnig rächt! Ihre und meine Zeit: in keiner wären Sie mehr am Platze als in dieser! So vollkommen erfüllen Sie ihren Wunsch nach dem Theater des Übersinnlichen. Belieben Sie zu bemerken: Ich sage ‚Theater'. Denn unsere Kommerzwelt hält Welt und Mensch für Markt und Kommis; alles ist zu bezahlen, daher alles zu liefern. Das Angebot ist gering; das hochklassige nämlich, Ihres und meines. Infolgedessen wird unser Theater solange ausverkauft sein, als die Wunderhausse anhält. Wenn Sie das zynisch finden, bitte. Wenn Sie aber meinen, daß ich zu abschätzig von unsern Betrieben rede, irren Sie. Was mich betrifft: Ich arbeite, die Welt weiß es, konkurrenzlos in Paraphysiologie. Hier nebenan in meinem Laboratorium können Sie täglich zwischen Drei und Fünf die fabelhaftesten Levitationen sehen. Meterhoch hebt sich das Medium, es schwebt auf Ja und Nein empor! Und Materialisationen, zum Entzücken! Hände erscheinen, hellgrau im rötlichen Experimentierlicht, sie wandern im Bogen, sind spukhaft sichtbar. Auch Gesichter liefere ich. Das Gesicht Poincarés. Das Tolstois. Das Hindenburgs. Was gewünscht wird. Plötzlich erscheint es. Körperlos, weißlichgrau hängt es im Rotlicht. Fein, nicht? Vom übrigen, das meine Medien produzieren, ganz zu schweigen. Von den Zithern, die klingen, ohne daß sie jemand zupfte; von den Tabatièren, die im Bogen aufsausen und beim Niederfall eine Namensgravüre zeigen; von Elevation und Telekinese . . . den Kleinwundern, wenn ich so sagen darf. Und bei jeder Sitzung wütende Kontrolleure. Jedesmal Leute, die zum Entlarven herkommen. Und noch nie entlarvt! — Ihr Fall?"

„Ich verstehe nicht," sagt Sebastian, „was geht mich denn das alles an, damit habe ich nichts zu schaffen!" Der Professor atmet Rauch aus den Nasenflügeln. „Nicht?" erkundigt er sich mit süffisanter Samtstimme. „Ich hingegen dächte: Viel? Denn natürlich geschieht den Leuten, die hierherkommen und dafür teuer bezahlen, kein Abbruch. Sie wünschen Wunder. Ich liefere ihnen die Wunder. Materialisierte Wunder, wie es sich in einer materiellen Welt gehört." Sandleben macht eine Pause. „Und sind denn diese Wunder, oder was Sie so nennen, nicht echt?" fährt Sebastian dazwischen. „Soviel ich weiß, beschäftigt sich eine ganze Wissenschaft mit solchen Experimenten?" Sandleben nimmt den Spitzbart zwischen Daumen und Mittelfinger der linken Hand und drückt ihn ans Kinn. „Die Wissenschaft? Die Wissenschaft ist ganz bestimmt zu siebzig Prozent ehrlich. Und das, worauf sie sich gründet, ist ebenso bestimmt zu sechzig Prozent unehrlich. Ihr Fall, mein teuerster Herr?" Sebastian starrt ihn an. „Sie schwindeln?" Der andere streckt die beringte Hand aus. „Das klingt mir schlecht im Ohr und ist bedauerlich unpräzis. Ich mache dasselbe, was Sie. Vielmehr ich lasse zu, was Sie, Ihrerseits, aktiv tun: Nachhilfe. Meine Medien helfen nach. Dabei ist nichts Frappantes und nur die Stupidität der sogenannten Entlarver hindert sie, einzusehen, daß jedes Medium nachhilft. Das beweist nichts

gegen das Okkulte und alles gegen ein Publikum, das sich einbildet, Übersinnliches funktioniere gegen Entree und jeder müsse mir bloß die Taxe bezahlen, um pünktlich seine Materialisation dafür zu kriegen. Es gibt Tage, an denen das Medium in Form ist. Es gibt Tage, an denen es nachhilft. Das ist ein billiger Ausgleich. Und die simpelste Revanche an einer Zeitgenossenschaft, die an Übersinnliches nur noch in Laboratorien glaubt!"

„Damit will ich nichts zu schaffen haben," lehnt Sebastian ab, „behalten Sie Ihre Praktiken für sich und Ihre Leute, die albern genug sind, Ihnen darauf hereinzufallen!" Sandlebens Augen flackern. „Ich hatte nicht die Absicht, Ihnen Geständnisse zu machen, mein teuerster Herr. Knöpfen Sie doch Ihre Unschuldsmiene auf! Ich weiß, daß Sie nachhelfen. Und wenn es mir paßt, sind Sie morgen entlarvt!" Sebastian macht einen stürzenden Schritt. „Herr!" sagt er heiser. Sandleben verharrt an seinem Platz. Er zündet eine Zigarette an, ihm zittern die Finger. Plötzlich steht er still. Sein Mund strafft sich, er pfeift durch die Zähne. Dann tritt er vor Sebastian. „Es wäre kollegialer, sich mit mir auf anderer Basis auseinanderzusetzen! Ich verlange nicht, daß Sie mir Ihren ‚Trick' verraten. Das war nur Redensart. Obschon ich den Trick ahne! Dagegen bitte ich, ich könnte wohl sagen: dagegen verlange ich: Machen wir die Amerikatournee gemeinsam! Wenn es Sie beruhigt: es sind nicht materielle Gründe, derethalben ich wegwill. Es sind ganz andere Gründe! Aber ich will weg!" Da läßt Sebastian den erhobnen Arm sinken. „Sie wollen weg?" fragt er. „Und Agnes bekommt ein Kind . . ." In Sandlebens Augen flackert es gehässig. „Ich wüßte nicht, inwiefern mich das abhalten sollte? Es hält ja auch Sie nicht ab. Wiewohl es Sie, scheint mir, einigermaßen näher angeht, da Sie der Vater sind!" Das Blut weicht aus Sebastians Gesicht. Der andere spricht weiter. „Ich habe Fräulein Kasimir allerdings geraten, sie möge Ihnen Mitteilung machen. Ein Mensch, habe ich ihr gesagt, der eine Frau einfach sitzen läßt und sich nicht mehr um sie schert, ist nicht so zart besaitet, daß er die Wahrheit nicht ertrüge!" Gehässig flackern Sandlebens Augen. „Einen solchen Menschen, habe ich ihr gesagt, schont man nicht . . .! Einen solchen Menschen liebt man nicht! habe ich ihr gesagt. Bewahre, mein teuerster Herr, davon hat sie nichts wissen wollen. Nur Schonung für Herrn Sebastian! Es würde Sie in Ihrer Laufbahn hindern, am Ende gar von Ihrer Tournee abhalten, hat sie gemeint. Frei und unabhängig müßten Sie sein! hat sie gemeint. Da hat sie es Ihnen also verheimlicht . . . Das nenne ich ein echtes Wunder in der Surrogatwunderwelt!" Er grimassiert. Er dreht sich um. Er will sagen, daß er diese Frau seit einem halben Jahre liebt. Leidenschaftlich. Daß diese Frau ihm notwendig geworden ist. Daß sie, hielte sie zu ihm, ihn fähig machte, dem Kreis der Tosse und Konsorten endlich zu entrinnen. Er will sagen: warum er diesen ganzen drohenden Umweg eingeschlagen hat: Um jetzt enden und fordern zu können: Laß mir sie! Du machst dir ja nichts aus ihr . . . Das will er und tut es nicht. Während er das Wort sucht, weiß er: Jedes Wort umsonst! Wie viele Worte habe ich zu ihr geredet! Sie hängt unauflöslich an ihm, liebt ihn katastrophal! Diesen ungeschlachtet dummen, verhaßten Bauern! Jäh schreit er auf. Es ist ein hemmungsloser Eifersuchtsausbruch, dessen der Befallne auf alle Weise Herr zu werden sucht. Er grimassiert. „Ein echtes Wunder!" wiederholt er mit verzerrten Lippen, kann nicht mehr an sich halten und schreit. Sein weibischer Körper schüttelt sich vor Weinen. „Ja . . ." sagt Sebastian stammelnd, „ja so . . ." Mit einem staunenden Blick streift er den Verzweifelten, denn er hat ihn begriffen. Dann geht er aus dem Zimmer, aus der Wohnung, aus dem Haus.

Es ist Nacht, es hat zu schneien angefangen. „Sie hat mir nichts gesagt!" murmelt er zwischen Traum und Wachen, diese fünf Worte scheinen ihm die besten der Sprache, denn er wiederholt sie, sowie er mit ihnen fertig ist, immer von neuem. Seht, das gibt es. Da ist jemand und hat eine Last zu tragen. Und er trägt und sagt nichts von der Last und lobt die Last. Jemand ist allein und schutzlos. Doch er sagt keine Silbe, damit der Mensch, der ihn schützen sollte, es leichter hat . . . Zwischen Traum und Wachen sieht es Sebastian und es ist ungeheuer wahr. Und indem er es sieht, erblickt er, leibhaftig, etwas nahekommen, dasein und bleiben: es ist die Liebe, die er erblickt. Aus den gemurmelten fünf Worten kommt sie her, aus diesen ärmlichen paar Worten, die Liebe, und geht auf so schnellen Sohlen, daß sie schneller ist als du selbst, ehe du „komm!" und „nimm Platz!" zu ihr sagen kannst, ist sie schon da, und so geduldig ist sie, obschon du ihr nicht besser aufwartest. Seht, wie das ist! Jemand lebt und acht Monate gehen hin und

er braucht Trost und — tröstet. Und hätte keine Silbe gesagt, wäre der andere für immer von ihm fort, nein, „gute Reise!" hätte er gesagt, „sorge dich nicht!" hätte er gesagt, „hier steht alles zum Besten . . .!" Ungeheuer wahr tritt es zwischen Traum und Wachen. Sebastian geht durch die menschenleeren Straßen und atmet Schnee- und Meerkälte in seine Lungen. Dieser Weg ist das Wichtigste, denkt er. Erst dies, denkt er, dann das andere! Die morgendlichen Straßen gehören ihm allein. Ihm allein gehören die fünf Worte, die er sagt und die genug für ein Leben sind! Da ist eine Kirche, in dem vagen Wintermorgenlicht steht sie zwischen Kontorhäusern, wohin man sie verwiesen hat. Sebastian zieht an dem flachen Pfarrhausanbau fest die Glocke. Er denkt weder daran, daß es viel zu früh sei, noch daß, wer immer hier wohne, geweckt werden muß! Vor solch unsinnigem Denken bewahrt ihn sein Wachtraum. Er klingelt, zwei- und dreimal, dann wird aufgetan. Im Türspalt steht ein alter Mann und fragt: „Letzte Ölung?" Nein! Etwas andres, etwas Wichtigeres! Um Leben handelt es sich, lieber Mann! Nicht um Sterben! Um glückliches Leben! Dem alten Manne ist kalt, er hat nur einen Mantel über dem Nachthemd und Schlappschuhe an den nackten Füßen. Deshalb läßt er den Herrn eintreten, um ihm drinnen zu erklären, Hochwürden Zoder schlafe noch und lasse sich ausschließlich zu Versehgängen vorzeitig wecken. Um Sieben möge der Herr wiederkommen. Doch Sebastian antwortet dem alten Mann, es sei unmöglich, zu warten. Keine Stunde. Keine Sekunde. Lieber Mann, das liege doch auf der Hand: um des Todes willen geweckt werden, sei sinnlos. Aber um des Lebens willen! Da sieht der Greis das Fassungslose in Sebastians Gesicht und geht, den Pfarrer zu wecken. Es steht denn auch nach einer kleinen Viertelstunde Domherr Josef Zoder in Amtstracht vor dem Eindringling, der seinen Namen nennt. Den Namen kennt der Domherr, wer kennte ihn nicht! Und sein Bauerngesicht verdunkelt sich, als er ihn vernimmt. Anathema sit! erwartet Sebastian zu hören. Doch er hört nichts dergleichen. Das rote Bauerngesicht vor ihm bleibt still auf ihn gerichtet. Kein schnelles Schleierchen geht über die Priester-Bauernaugen. „Womit kann ich Ihnen denn dienen?" fragt Hochwürden Zoder, und in seinem wachträumenden Zustand ist es Sebastian, als sei dieses ganz und gar bescheidne Gesicht ein Richtergesicht. „Wir wollen heiraten!" bekennt er flehentlich. „Keine Zeit ist zu verlieren! So viel Liebe ist nachzuholen, so viel Liebe ist gutzumachen, Hochwürden! Heute noch!" Wieder schaut der Priester den Aufgeregten an. Er lächelt erleichtert. Er lächelt ein schlaues Bißchen und sagt, zur Liebe sei es nie zu spät. Doch wenn die Papiere der beiden Brautleute ihm vorlägen, könne er in Anbetracht der Umstände, „in articulo amoris", wie er mit einem noch schlauern Lächeln erklärt, ein übriges tun, und sie vom zweiten und dritten Aufgebote dispensieren. „Es dauert ja nur einen Tag!" tröstet er. „Um einen Tag wird's schon nicht gehn?" Ein Tag? Das war eine Ewigkeit! Ein unverzeihlicher Aufschub war das! „Ich verzeih' Ihnen den Aufschub!" sagt der Priester. Dann setzt er die heutigen Förmlichkeiten und die Stunde für morgen fest und stellt es den Brautleuten anheim, die kleine Kapelle zu benützen. „Man wird dort weniger gesehn, Herr Bräutigam!" sagt er, steht auf, und eine große rote Bauernhand liegt schwer in einer großen roten Bauernhand.

Eine Elle Schwanenpelz oder Des Stoßgebetleins zweite Wandlung

Als sie aus der Kapelle traten, waren die Blumen Sebastians erste Sorge. Man muß wissen, er hatte Blumen in Agnes' Wohnung senden lassen, sie sollten bei der Heimkehr bereit sein. Ein Baum Flieder, ein Korb Rosen, beides schleifengeschmückt, ein bißchen überreich vielleicht, doch welch ein Unterschied gegen jene Gassensträuße, mit denen er, damals im Juni, hatte paradieren wollen! Die Trauungsstunde war fast schon heran, da machte er noch halt im Blumenladen und nahm das Schönste, was er sah — ach, es war ja so viel nachzuholen! So viel Liebe war nachzuholen, so viel Liebe war zu vergelten! Unsäglich durchdrang es ihn, daß sie die ganze Zeit Qual mußte gelitten haben, ohne daß er es ihr dankte; daß sie Sehnsucht mußte gelitten haben, ohne daß sie ihn damit belud! Das Herz wurde ihm weit davon und eine Zärtlichkeit nahm ganz von ihm Besitz, und eine Dankbarkeit, eine Schuldigkeit, ihr von der Liebe abzustatten, die Qual vergessen zu machen, die Liebe zu vergelten! Seht, wer hätte das in ihr vermutet, in Agnes von daheim, diese Macht des Schonens und Nachsichtigseins . . .! Und als sie aus der Kapelle gingen, Agnes schwer und selig an seinem Arm, und hinter ihnen ihr Trauzeuge, der alte Mesner, der

ihm gestern früh die Pfarrhaustür geöffnet hatte, da dachte der Ehemann, ob es noch Zeit genug gewesen sei, die Blumen hinzusenden und feiertäglich aufzustellen? Doch, gottlob, es war Zeit genug gewesen, denn schon in Agnes' Tür erblickten sie auf weißgedecktem Tisch den Rosenkorb und gleich dahinter, ein bißchen steif und phantasielos, doch sichtlich wohlgemeint, den lila Fliederbaum, von beidem drang ihnen viel Duft über die Schwelle. So ließ der Ehemann die Frau über die Schwelle treten, schwer und gesegnet schritt sie drüber hin, er folgte ihr und schloß die Tür und küßte sie auf beide braunen Augen. Und sie sah ihn an, und ein solch großes, stilles, ergriffnes Glück war in ihren Augen, daß er zur Seite sah vor Zärtlichkeit und Schuld. Und sie setzten sich an den weißen Tisch, auf dem die Blumen blühten, und er schob ihr einen Schemel unter die Füße, denn sie mußte ja ausruhn und sich schonen für das, was nächstens kam. „Hast du dir deine Hochzeit nicht anders gedacht, Agnes?" fragte er voll Schuld. „Es ist herrlich, wie es ist!" gab sie zur Antwort. Und sie saßen beisammen und spürten Schutz und Liebe und ihre Blumen dufteten. Dies war ihre Hochzeit.

Es verstand sich aber von selbst: in ihrem Mietzimmer konnte Agnes nun nicht länger wohnen bleiben, weil für das nahe Kindbett vorzusorgen war, es Agnes so förderlich zu machen wie es ging! Der Gedanke freute Sebastian, wenigstens kann ich ihr ein Stückchen von dem Schuldberg abstatten, dachte er, gut, daß ich zurecht gekommen bin, um ihre schwere Stunde zu erleichtern! All seinen Ehrgeiz setzte er daran, er war so stolz, den Hausstand zu begründen, und lobte auf einmal das Erträgnis des „Berufs", das er prächtig hierzu brauchen und womit er Agnes im kleinsten zeigen konnte, was sie ihm geworden sei. Sie ließ ihm freie Hand, es machte sie froh, und manchmal schien das Glück ihr unerfindlich groß. Daß er gekommen und ihr Mann war, daß das Kind nun leben würde, gibt es so viel Glück? fragte sie ihn. Da strahlte er und sagte verlegen: „Es ist so viel abzustatten, Agnes . . ." Vier, fünf erfüllte Tage gingen hin. Dann hatte Sebastian die neue Wohnung, die er brauchte, von früh bis spät lief er herum, bei Möbelhändlern, Architekten, Tapezierern, bei Leinenleuten, Geschirr- und Gläsermenschen, bei dem, bei jenem, bestellte, trieb zur Eile, brachte sie in Aufruhr mit seinem: „Aber das muß bis morgen sein!" Allerdings handhabte er eine Vorsicht, die man ihm nicht verdenken darf: Er nannte sich Sebastian, ohne Truz. Dadurch ertrotzte er's, daß man ihn ungeschoren ließ. Was Sandleben betraf (er hatte mit Agnes ein langes Gespräch über ihn gehabt, das ihn ihre Macht des Schonens noch mehr lieben ließ), auch für Sandleben hatte er sich einer simplen List bedient: er machte glauben, Agnes und er seien am Morgen nach ihrer ersten Zusammenkunft sofort verreist. Vortrefflich. Niemand störte die beiden Menschen, die ihre Zukunft rüsteten. Sie bewerkstelligten den Umzug, Agnes legte selber Hand an, bis der Ehemann sich dies verbat und sie als Zuschauerin vergnügt mit ansah, wie er gleich einem leidenschaftlich spielenden Kind die Einrichtung betrieb. „Ich habe an deine Mutter geschrieben," sagte sie. „Sie soll es nun auch wissen! Willst du den Brief sehen, ehe ich ihn abschicke?" Sie saß in dem pfaublauen Sessel, den er ihr hingerückt hatte, während er auf einer niedern zweiteiligen Holzleiter stand und nagelte, um Madonnenmedaillons aufzuhängen, es waren ihrer zwei: das eine hing bereits, für das andere hielt er den Nagel quer im Mund. „Der Mutter?" fragte er, und des Nagels wegen sprach er undeutlich: „Ja! Laß mich lesen!" Und er drehte sich auf seiner niedern Leiter um und beugte sich hinab zu Agnes, um den Brief aus ihrer Hand zu nehmen. „Gib ihn nur her," sagte er, die Hand ausstreckend, worin er den Hammer hielt. Doch hatte er weder Agnes' Finger noch den Brief berührt, als der Hammer zu Boden stürzte und Sebastian, wohl des Nagels wegen, den er quer im Munde hielt, undeutlich sagte: „Nein . . ." Dabei bückte er sich nach dem Hammer, wendete sich zur Wand und stieg eine Sprosse höher auf der Leiter, unerachtet er das seiner Übergröße wegen bestimmt nicht hätte tun müssen. Dann klopfte er an einer falschen Stelle blindlings darauf los. „Aber du schlägst den Nagel ja zu hoch ein!" meinte Agnes von unten. Zu hoch? Er sah sich nach ihr um, und sein Gesicht war es nicht, das zu ihr hinuntersah, eine blutlose Grimasse starrte nach ihr hin: „Sebastian!" rief sie. „Komm doch herunter!" Er tat es nicht. Er stand, als habe er sie nicht gehört, auf seiner niedern Leiter und hämmerte, hämmerte. Das Medaillon aber, das er in der Tasche stecken hatte, hängte er nicht einmal auf. „Sebastian!" rief Agnes zum zweitenmal, „was tust du denn?" Da kam er. „Nichts," sagte er, langsam löste sich die Grimasse um seinen Mund. Er wolle ins Eßzimmer — nach dem Ofen sehn, äußerte er mühsam, obschon er jetzt keinen Nagel quer im Munde hielt,

und ging. Agnes sah ihm nach. Das ist es! dachte sie. Daß ich das nicht gleich gewußt habe! Sie wußte ja, er nehme es sich arg zu Herzen, mit seiner Mutter auseinander geraten zu sein. Die Mutter hatte jenes: „Wer hat dich aufgestellt?" nie wieder gefragt, er aber hatte darauf niemals geantwortet. Sie verabscheute den „Beruf" und seinen Ruhm daher, er aber trieb und mehrte ihn vor aller Welt.

Allein das war es nicht, und gut für Agnes, daß sie dies für den Grund der Grimasse und des Hämmerns auf die falsche Stelle hielt! Denn der Grund war, daß Sebastian in derselben Minute, da er von seiner niedern Leiter die Hand nach dem Briefblatt streckte, Angst empfand; in einem Herzschlag überfiel sie ihn, lähmend angeflogne Furcht: Weg mit dem Papier dort! Ich will es nicht sehen, um Gottes willen! Dies war über ihn gekommen, in demselben behaglichen Augenblick, da es um ein Madonnenmedaillon im Kinderzimmer und um nichts anderes ging. Wie ein Schnitt hatte diese Furcht ihn zerstückt, er dachte nichts, gab sich nicht Rechenschaft, vermochte in diesem Augenblick das eine so wenig wie das andre: Panik. Wenn ich dies läse! Wenn ich den Beweis in Händen hielte: Sie täuscht dich, alles ist Maske! Habe ich es nicht schon einmal für Verleumdung gehalten, daß solche Liebe solcher Verrat sein kann? Er hämmerte, hämmerte sinnlos auf die falsche Stelle und sein Mund verzerrte sich. Was nützt da noch alles? Alle Zärtlichkeit, alle Schonung? Wenn es dasteht, schwarz auf weiß! Die eine hat mit Seiner Exzellenz den Bauerntölpel übertölpelt! Die andere? Wer kann in einen Menschen schauen? Hat sie mit diesem Sandleben wirklich keine Gemeinschaft gehabt? Wie hat sie es denn aushalten können bei einem solchen Schwindler, dessen Lumperei sie hätte erkennen müssen, wenn nicht — wenn sie nicht etwas an ihn band — wenn nicht das Kind — das sie erwartete — War dieses Kind wirklich Sebastians Kind!? Oder spielte sie ihm das alles vor, um einen Vater für das Kind zu haben? Wollte man ihn nur zur Heirat bringen, der sich der Lump entschlug, um dann, wenn der Anschlag geglückt war, die Gemeinschaft wieder aufzunehmen und den Tölpel zu übertölpeln? Um Christi willen war es so? Dreimal unter fünf, neunzigmal unter hundert? Wer kann in einen Menschen schauen . . .? Ich! dachte er. Aber um Christi Barmherzigkeit — ich will nicht . . . Torheit! spürte er in einer Sekunde der Erleichterung: ich kenne ihre Schrift. Sogleich schwand diese Hoffnung: Er hatte die Schrift ja niemals reden lassen! Aber nur dann, wenn er eine Schrift reden ließ, sprach sie! Agnes' Schrift war bisher stumme, unerweckte Schrift. Er schüttelte den Kopf. Wenn er sie reden ließe? Und er machte einen Schritt, um hinüberzugehn, den Brief zu lesen und Gewißheit zu haben. Doch an der Tür hielt er ein. Habe ich, fragte er sich, nicht hundertmal schlimmer an ihr gehandelt, als sie es irgend könnte? Ich habe sie ja verlassen! Heftig verneint er. Meine Schuld ist es nicht, sie hätte es mich wissen lassen müssen, daß sie ein Kind erwartet. Aber sie konnte es mich ja nicht wissen lassen . . . seht, das ist es! — weil es Lüge gewesen wäre, wenn sie behauptet hätte, das Kind sei meins! Das ist der Grund, warum sie schwieg! Bin ich zu feig, die Gewißheit zu ertragen? Und er reißt die Tür auf, läuft durch den kleinen Flur und durch das Schlafzimmer und öffnet laut die Kinderzimmertür.

Da saß sie mit dem Brief im pfauenblauen Sessel und sagte: „Ich hätte daran denken sollen! Es ist natürlich besser, du schreibst ihr selbst zuerst!" Die Worte hörte er gar nicht, die sie sprach. Er hörte nur ihre Stimme, diese ruhige, sichere Stimme, die mit den Worten umging, als nehme sie jedes in die Hand und wiege es ab und achte darauf, daß an keinem zu schwer zu tragen sei. Und er sah ihre braunen Augen, über die kein Schleier glitt, und dachte inständig: Behalten! Es ist mein, ich will es nicht verlieren! Seine Hand griff nach dem Brief, seine Hand zerriß den Brief und die kleinen weißen Fetzen taumelten aus dem offnen Fenster, in das er sie streute. ‚Fliegt!' dachte er, ‚ich will nicht verlieren müssen! Nicht diese ruhigen Augen, nicht diese Stimme! Zuflucht ist in ihnen, fliegt!' Und als er das Fenster geschlossen hatte und zu ihr getreten war, meinte er, es sei ihm ein Gewicht abgenommen, so leicht war ihm zumut. Er setzte sich neben sie und sie redeten von dem Kind. War es nicht zauberhaft, daß sie in demselben Raume saßen, wo in ein paar Tagen das Kind wohnen wird? Heute ist es Mittwoch, am nächsten Mittwoch vielleicht liegt da schon ein Kind und lebt? „Ich will es lieb haben," versprach Sebastian. „Ich liebe es schon lange!" sagte Agnes, ihm ihre Hände reichend. Es war solch eine Zuflucht bei ihr, so sicher und heimatlich wurde alles, wenn sie es nahm! Konnte dies Maske sein, dies aufgeschlossene Gesicht? Wenn es . . . wenn es Maske ist, Mensch, der in



Fohlenstall. Gemälde von Wilhelm Heckrott
Dresden, Ausstellung der Akademie

die Menschen schaut! Überzeuge dich doch, daß es Gesicht ist und nicht Maske! „Woran denkst du?“ fragte Agnes, ihr schien, als zerre die Grimasse abermals an seinem Mund. „Ach — Dummheiten!“ erwiderte er und schämte sich und küßte ihre Hand und während er sie küßte, durchzuckte es ihn: Überzeuge dich! Du kannst es! Warum bist du so feig?

Dann ging er fort, er mußte ja beim Möbelfabrikanten wegen des Anrichtetisches drängen, der trotz allen Versprechungen noch nicht geliefert worden war! Als aber Sebastian unter neuerlicher Einschärfung: „Bis morgen!“ aus dem Laden treten wollte, schneuzte er sich höchst umständlich und benutzte sein Sacktuch einigermaßen lang vor Augen, Mund und Nase. Denn da Sebastian zur Glastür trat, sah er Miß Vogel draußen. Bestimmt, dies war Miß Vogels leidendes Ovalgesicht, ihr malvenfarbenes Kostüm, ihr Stechschritt. Er habe Fräulein Vogel gesehen! erzählte er Agnes nachher mit einem erzwungenen Lachen. Das leidende Ovalgesicht hatte ihm mißfallen, weil er vermutete, der Prinzipal sei nicht zu weit. „Um so besser!“ meinte Agnes. „Einmal müßt ihr euch ja verständigen! Es kommt eben darauf an, ob du dich nicht anders entschließen sollst!“ Er fragte: „Anders?“ — „Ja,“ sagte sie einfach. „Ob du die Skrupel nicht doch beiseitelassen und den Gedanken aufgeben sollst, dich zu verstecken? Aber wir können ja nächstens darüber reden,“ brach sie ab, da sie sah, daß er die Stirn runzle und verdrießlich war. „Nein,“ beharrte er, „reden wir nur!“ Habe er ihr die Sache nicht auseinandergesetzt, wie sie war, und wie unerträglich sie war! Habe er es ihr nicht klar genug gemacht: Bassans Tod, des Pumphosenjünglings Tod, das schnelle Schleierchen, den Kerker aus Angst und Verantwortung? Was folge daraus? Mit ihrem ruhigen, prüfenden Blick maß sie ihn. „Bist du denn ein Schwächling geworden? Wer dich aufgestellt hat, fragst du? Derselbe, der unser Kind hat wachsen und der es nun bald wird leben lassen! Deine Verantwortung ist zu schwer? Welche? Du lügst doch nicht, wenn du aus der Schrift liest? Du sagst doch die Wahrheit! Und die Wahrheit soll einer nicht verantworten können?“ Er erwartete es nicht, daß sie ausspreche. „Sagst du das!“ fiel er ihr ins Wort. „Hast vielleicht du mir die Wahrheit gesagt, obschon du sie hättest verantworten können, jedes Wort? Hast du mir sie nicht verschwiegen, weil du gemeint hast, mich schonen zu sollen? Wie du dir widersprichst! Du, gerade du hast ja das Beispiel gegeben, daß es etwas über der Wahrheit gibt: Schonung! . . . Wie kommt es denn, Agnes,“ fragte er und stand auf und preßte die Hände mit den Knöcheln gegeneinander, „daß du mir plötzlich zuredest? Du redest mir doch zu, bei dem ‚Beruf‘ zu bleiben? Oder nicht?“ — „Ja, das tue ich!“ sagte sie ohne Rückhalt, „denn deine Gabe ist zu gewaltig, um sie zu unterdrücken! So feig darf man nicht sein. Darin hat deine Mutter sich getäuscht und darin darfst du selbst dich niemals täuschen lassen.“ Widerspruch über Widerspruch! Hatte sie der Mutter nicht geschrieben? Hatte sie ihm nicht selbst, gestern, akkurat zur selben Stunde, hier, am selben Platz, den Rat erteilt, der Mutter „entgegenzukommen“, wie sie es nannte! Seht, wie das wechselt! Wie das springt! „Du wärst also dafür, Agnes,“ fragte er lauernd, „wenn ich nach Amerika reiste und dort weitermachte wie bisher?“ Sie nickte. So? Und warum hatten sie sich dann diese Wohnung eingerichtet? „Bis du zurückkommst, Sebastian!“ meinte sie lächelnd. „Bis — ich —“ wiederholte er. „Und du? Du kämst nicht mit?“ Sie lächelte noch immer. „Ja ich kann doch mit dem neugebornen Kind nicht übers Meer, Sebastian! Uns beide läßt du da. Das ist für dich besser. Und natürlich auch für uns. Wir warten schon auf dich, bis du wiederkommst.“ Hörst du! zischte es unterirdisch und die Grimasse zerrte ihm am Mund, sie will dich forthaben! Das ist das Ganze. Agnes war langsam aufgestanden. „Schau' doch nicht so!“ bat sie. „Sebastian! Gibst du mir keinen Kuß?“ Er küßte sie. Die ruhige, sichere Stimme erreichte ihn, da schwieg das unterirdische Fragen.

Nur in den Nächten kehrte es zurück und zischte: Überzeuge dich! Doch nach den Nächten kam der Tag, mit Wichtigkeiten angefüllt, die er dazu ernannte und die es waren. Sie saßen zum erstenmal in ihrem Speisezimmer, hielten ihre Abendmahlzeit . . . war das nicht wichtig? Neun ganze Tage hatte es gebraucht, bis alles fix und fertig dastand. Doch heute, neun Tage seit ihrem Einzug, befand das Speisezimmer sich in vollem Staat, nichts fehlte, nicht der Anrichtetisch mit dem oxydierten Kupfer, nicht das Porzellan, nicht das Silber, es sollte ein kleines Fest werden, dazu hatte es Sebastian ernannt, so durften sie es feiern. Dies eigentlich war ja ihr Hochzeitsmahl! Auf dem proper gedeckten Tisch, den er lang zuvor in Augenschein genommen hatte, mit Herrn Schmidts kritischem Blick und ebendenselben kundigen Observanz, standen Blumen und Blumen

lagen vor jedem Gedeck. Nicht neben ihnen, vor den Gedecken! hatte Sebastian das Mädchen Hulda ernst belehrt, als es die Veilchen neben die Messer tun wollte! Mein Gott, der Herr kannte sich in dergleichen aus, auf hoher Schule war er gewesen und hielt sich auf seine Tafelwissenschaft etwas zugute, ja, er brüstete sich damit vor Agnes. Agnes sah ihn an, wie man ein Kind betrachtet, das fort und fort sein Spielzeug zeigt und das in seinem Stolz entwaffnend fröhlich ist! Wie ein Kind wollte er belobt sein, dies habe er gar nicht schlecht gemacht, wie? Geröstetes Weißbrot allerdings hätte es zum Vorgericht geben müssen, nun, Agnes werde das entschuldigen . . . und er zeigte sich als Kenner und sagte, sie möge vom Kaviar versuchen, grauer, grobkörniger Astrachan sei es, den könne man sich gefallen lassen, doch zu den Krabben rate er nicht, sie sähen blaß aus! Und sie aß und bewunderte und lobte und fand ihn rührend in seiner Hausherrnglorie, mit der er ihr vorlegte und vor Vergnügen still und langsam lachte, wenn's ihr zu schmecken schien. Als aber der Champagner eingeschenkt wurde, seht, da stand sie auf und schickte sich zu einem Trinkspruch an! Verkehrte Welt, nicht die Dame, der Herr habe den Spruch auszubringen, wollte er erklären, doch da stand sie bereits aufrecht, hielt sich ihrer Schwere wegen an dem Tisch und sagte mit einer kleinen Verlegenheit, ohne zu stocken: „Unser Kind soll leben!" Doch als Hulda den Nachtisch aufgetragen hatte, erzählte Agnes etwas. Heute nachmittag sei Madame Pöcke dagewesen. Sie meine: in acht Tagen. Auch habe Madame Pöcke, da zögerte Agnes, die Ausstattung für das Kleine zu sehen bekommen, daran jedoch, leider, nicht ihre Zufriedenheit gehabt. Ob das die ganze Wäsche sei? Und Söckchen? Und Gassenjäckchen? Eine Menge hätte die weise Frau nachschaffen mögen! Agnes schluckte ein bißchen. Bewillige Sebastian den Nachtrag? Nun, das bereitete dem Hausherrn keinen kleinen Spaß und er stellte sich, als habe er wegen der Ausgabe Bedenken. Wie hoch sich denn das wieder belaufe? fragte er stirnrunzelnd, Agnes aber glaubte, es sei ihm Ernst. Sie habe es alles zusammen in ihr Wirtschaftsbuch notiert. „Laß einmal sehen!" entschied der Hausherr in seiner Gewährerwürde, das war ihm neu, das war vergnüglich! Und Agnes, der diese erste Bitte um Geld heftigstes Mißbehagen schuf, klingelte, damit Hulda das Wirtschaftsbuch herbeihole. Er hatte sich eingeschenkt und trank behaglich leer. Dann nahm er ein Stück Konfekt vom Teller, biß hinein und schaute die Buchseite an, die ihm Agnes aufgeschlagen hinschob. Wahrhaftig, eine artige Kolonne! In Reih und Glied stand das untereinander: „2 Dutzend Tetrawäsche," „6 Paar Wollsöckchen", „10 Meter Windelleinen," „eine Elle Schwanenpelz" — wozu denn Schwanenpelz? wollte Sebastian fragen, brach aber ab und schnellte seinen Arm abwehrend vor. Mit der andern Hand stieß er das Buch zurück. „Bist du wirklich böse?" fragte Agnes bestürzt. Eine Pause trat ein. Es war, als kehre er aus großer Entfernung wieder. Mit sichtbarer Anstrengung zwang er sich zu sprechen. „Kaufe es nur, Agnes," sagte er, „alles . . . Mir ist schwindlig geworden, siehst du. Ich habe das jetzt manchmal, wenn ich trinke. Aber nach einem bißchen frischer Luft geht es vorüber . . ." Mühsam stand er auf und sagte noch: „Schließ das Buch weg, Agnes." Sie hörte ihn draußen Hut und Mantel nehmen, hörte ihn fortgehn. Er hat in der letzten Zeit zu viele Aufregungen gehabt! dachte sie. Dann schloß sie das Buch weg. Vielleicht ist der Schwanenpelz doch eine Verschwendung? Aus eignem war er von ihr dazu geschrieben worden, sie dachte sich das so hübsch: Schwanenpelz rund um das Kinderhäubchen?

Doch Agnes' Schrift hatte aus diesem Wort zu Sebastian geredet. Ohne daß er sie reden machen wollte, empfingen die drei Silben „Schwanenpelz" blitzhaft Gesicht und Stimme, sprangen wild empor und sprachen. „Das Kind wird tot sein," sprachen die paar Silben. Zum Greifen nah stand alles. Da war sie, Agnes, in einem Krankenzimmer, und jemand nahm das nackte Kind, ein bärtiger, untersetzter Mann in weißem Kittel mit goldner Brille. Er hielt es so hin, so nach vorn, schräg nach vorn, und sagte bei einem Fenster: „Totgeburt." Das Kind hatte blonden Flaum im Stirnchen. Agnes lag da, hörte, was der Mann im Kittel sagte, warf sich auf, schloß sterbend die Augen und atmete nicht — auf der Gasse schrie jemand. Markerschütternder Schrei. Was war das, hatte jemand nach der Polizei geschrien? Nein. Nicht nach der Polizei. Bloß geschrien. Der dort. Es war der übergroße Herr dort. Aber er ging ja weiter, ging der spazieren und schrie? Lächerlich, es mußte wer andrer gewesen sein, denn man spazierte doch in unserer Welthandelsstadt nicht wohlgekleidet auf dem Bürgersteig und schrie? Mein Gott, der Herr ging ganz korrekt und schenkte der Versammlung, die sich hinter ihm gebildet hatte, keinen Blick. Nein, das tat Sebastian durch-

aus nicht. Als er schrie, war es ihm selber seltsam, die schreiende Stimme zu hören, er hätte mit den andern gemeint, daß er es nicht gewesen sei. Konnte wer schreien aus einer so umklammerten, verpreßten Kehle, die kaum den Atem durchließ? Dort stand er. Er trug einen weißen Ärztemantel und hatte ein Mausgesicht. Das Kind hielt er schräg hinab, man sah den blonden Flaum im Stirnchen. Beim Fenster sagte er: „Totgeburt.“ Man müßte denken! dachte Sebastian. Er vermochte nicht zu denken. Alles war ausgelöscht. Die Stirn war leer, schmerzhaft zermalmt. Die Zunge schmeckte bitter. „Totgeburt,“ sagte der Mann im Kittel. Agnes hörte es. Sie lag im Bett, das Bett, das sonderbare Gurtenbett, stand längs der Querwand. Es war ein Krankenzimmer. Wie sie sich aufwarf! denn sie hörte das Wort und sank zurück. Atmete sie? Es kommt alles darauf an, ob sie atmet! Was kam da? In dem Schritt, den er tat, vermochte er zu denken: Das Kind wird tot sein. Tot, dachte er. Und sie liegt sterbend und atmet nicht. Das Kind wird tot geboren und Agnes stirbt. Was ist zu tun?

Er klammerte sich an den Begriff: Was ist zu tun? Instinkthaft fühlte er: Jemand muß helfen . . . „Hilfe!“ schrie der Herr, der seinen Abendspaziergang unternahm. Nun, jetzt aber hatte er denn doch geschrien? Und wie laut! Wie bestialisch! Der brüllte ja! Ein Polizist trat auf ihn zu. „Sie haben soeben um Hilfe gerufen?“ Der Angehaltene starrte ihn an. Dort stand er und hielt es. So hin, so nach vorn, schräg nach vorn. „Totgeburt,“ sagte er. Wie? Was wollte der grüne Polizist? Nach Hilfe gerufen? „Entschuldigen Sie —“ sagte Sebastian und wollte an ihm vorbei. „Aber Sie haben um Hilfe gerufen?“ beharrte der Polizist, und nun war es beinahe schon eine Beschuldigung. „Jawohl,“ wiederholte Sebastian. „Es ist etwas vorgefallen, sehen Sie . . . da habe ich gerufen. Das kommt so, sehen Sie, man weiß nicht recht, man ruft — entschuldigen Sie.“ Und er setzte sich in Bewegung. „Nur keinen Unfug!“ rügte der Polizist hinter ihm her. „Es rebelliert die Straße.“ Sebastian hörte das noch. Komisch, fand er, das ist ein komisches Wort, und eigentlich zutreffend: „Es rebelliert die Straße.“ Ein Schwindelgefühl ergriff Sebastian. Während es mit ihm kreiste, wirbelte und glitt, dachte er: Ich habe das ja vorausgesagt! Und so ist es eingetroffen. Ich habe Agnes eben noch gesagt: ein bißchen Schwindel, wenn ich trinke, komisch . . . das trifft . . . nun ein . . . Der Schwindel verflog. Wieviel Uhr war es? Neun Uhr zehn? Spät? Sebastian dachte: Habe ich Zeit verloren? Keine Zeit verlieren, um Gottes willen! Es handelt sich um Hilfe, dachte er. Ich werde jetzt Hilfe holen. Einen Arzt werde ich holen, dachte er. Er muß sie untersuchen, er muß ein Mittel geben — einen Arzt! dachte er und versuchte mit einem furchtbaren Ausdruck sich Mut zuzulächeln, weil er fand, daß er der Hilfeleistung beträchtlich näher gekommen sei und es jetzt hoffnungsvoll zu sein beginne: Nun nehme ich endlich Vernunft an, sagte er bei sich und lächelte furchtbar: keinen beliebigen Arzt. Den besten, den es gibt! Hier bin ich auf gutem Weg, ich beabsichtige ganz und gar das Richtige, sagte er sich und zwang sich zu lächeln, als schütze das und gebe Kraft. Dann aber fiel ihm ein, daß Agnes sich über sein langes Ausbleiben Gedanken machen könnte. Das muß verhütet werden . . . abhelfen! dachte er und hielt krampfhaft sein Lächeln fest. Seit er lächelte, kam er auf hilfreiche Gedanken, nun denn, er war durchaus auf gutem Weg. Ich muß sie verständigen, dachte er, werde ihr telefonieren. Deshalb trat er in das Automatenhäuschen hier. Hulda meldete sich. Ja. Bitte? Sofort, gnädiger Herr. Und sofort klang Agnes' Stimme, sie hatte in der Tat ein wenig Furcht gehabt, gottlob, daß er sie anrufe, sie wollte schon selbst hinunter und nach ihm sehn! Kein Anlaß zu mindester Besorgnis, Agnes! Sondern im Gegenteil. Er habe da im Gegenteil einen Herrn getroffen, einen Bekannten, einen nahen Bekannten sozusagen, der habe ihn ein Stück weit begleitet. Und ob er den Herrn im Gegenteil nicht mitbringen könne, da er ihn ja begleitet habe? Agnes stimmte bei. Sie sei so froh, daß sich Sebastian wohler fühle! Er möge den Bekannten nur bringen. Wer sei es denn? „Also, Agnes, dann kommen wir. So in einer kleinen halben Stunde, das heißt, es kann auch einen Augenblick länger dauern, adieu dann, Agnes, und wie gesagt, kein Anlaß zur Besorgnis!“ Er legte das Hörrohr auf. Das war vernünftig, dachte er und gab sich Mühe, sachhaft und methodisch zu sein und hier, aus dem Fernsprechverzeichnis an eiserner Kette, die Rubrik „Ärzte“ aufzuschlagen. Er blätterte, seine Finger gehorchten nicht gleich . . . „Professor Schgraffer, Am Damm sieben . . .“ Dahin ließ er sich fahren, nun galt es eben, daß Professor Schgraffer, Vorstand der Frauenklinik, zuhause war! Zug um Zug! sprach Sebastian zu sich im Auto, klammerte

sich an die Geschäftigkeit wie an das Rettende.

Welch ein Vorteil! Der Professor war zuhause und bereit, mit Herrn Trux zu kommen, da Herr Trux es als so dringlich ausgab. „Is' a Erschtgebärerin?" fragte er in seinem Tiroler Dialekt. „Nono, 's wird scho den Kopf nicht kost'n!" meinte der Professor. „Zigarre g'fällig! Nehmen S', 's isch a guete! Is denn a so a zarte Frau?" Zug um Zug, dachte Sebastian. Es kommt jetzt darauf an, daß ich ihn nicht beeinflusse! Er soll ohne jede Voreingenommenheit die Diagnose stellen. Wie bei einer beliebigen andern. Das ist von höchster Wichtigkeit! Einige Minuten später ergab sich dann, daß es bloß um eine prophylaktische Untersuchung und überdies um die einer unvorbereiteten Patientin ging! Im letzten Moment hatte Sebastian allerdings noch das Ansinnen geflüstert, der Professor möge sich hier als seinen Freund ausgeben, was dem Tiroler äußerst lästig fiel. Er haßte solche wehleidigen Komödien. Als er fertig war, schüttelte er den weißblonden, golden bebrillten Mauskopf. „Na, i weiß net," sagte er, „was mein' Freund da einkemma is, die Frau Freundin is pudelgsund. In a drei, vier Täg', kann auch früher sein, wern' mir a Mordstrummbaby haben!" Agnes lächelte beglückt. Sie fand das mit dem wildfremden Freunde unvergleichlich von Sebastian! Sebastian hielt das Lächeln fest. Noch im Vorzimmer aber fragte er hartnäckig: „Sie finden nichts, Herr Professor? — „Nix. Nein gar nix." — „Nichts Beunruhigendes?" — „Nix, nein gar nix. Könnt' nit schöner sein!" — „Irgendwelche Anzeichen, daß es — ich meine — daß das Kind — —" — „Nix." Während der Arzt die Türe schloß und sein Tritt auf der Treppe vernehmlich war, sagte Sebastian inbrünstig: „Gottlob!"

Dann kam die Nacht. Dann schlief Agnes ein. Er hörte ihre Atemzüge, es sind ruhige, gesunde Atemzüge! dachte er, indem er zu schlafen versuchte. O, der Schlaf war sonst sein guter Freund gewesen! . . . und er schlief, wie unendlich lang mußte er geschlafen haben, daß er diese Wirrnis von Dingen, Menschen und Gegenden hatte erblicken können! Zehn Minuten hatte er geschlafen. „Totgeburt . . ." sagte Professor Schgraffer. Aber das hatte jetzt keine Bedeutung mehr? Der Arzt war dagewesen, ein berühmter Arzt, und hatte erklärt, alles werde — schlief sie? Man hörte sie nicht atmen! Er lauschte. Ruhig kam ihr Atem durch das Dunkel. Atme, Agnes, Gott schütze dich! Es ist Hilfe geholt worden. ‚Hilfe?' dachte er entsetzt. ‚Das alles ist ja sinnlos . . .! Seht!' Er dachte sehr klar jetzt, überwach und exakt! ‚Ein Arzt?' dachte er. ‚Ein berühmter Arzt? Und was ist er imstande? Was vermag er gegen meine Fertigkeit, die mich hat sehen lassen, wie es sein wird!' Sehr scharf dachte er jetzt, seine Gedanken waren geschliffne Messer, mit denen er sich tief ins Blut schnitt. ‚Es wird sein, wie ich es gesehen habe, denn meine Fertigkeit ist groß. Ohne Vergleich und Irrtum ist sie.' Ihn schauerte. Ihr Gesicht verlangt es ihn zu sehen! Mit ihr zu reden, solange es noch Zeit war! Seine starren Finger drehten Licht an. Der Schein fiel auf ihr Bett. Zur Seite gewendet lag sie, gelöst von Schlaf und Hoffnung, ruhig atmend. ‚Keine Hilfe!' dachte er, es war ihm, als verlösche das Licht. Das Licht brannte. Sie lag und hatte Frieden. ‚Hier vor mir liegt sie und lebt und atmet und träumt. Und diese Nacht wird es dauern oder drei, da wird sie nicht atmen? Jetzt kann ich sie rufen, „Agnes!" kann ich sagen, und sie wird erwachen, wird mich hören, wird mir antworten. Und in einer Nacht oder in dreien nicht? Gott im Himmel, läßt du das zu? Dreimal unter fünf. Neunzigmal unter hundert — Gott im Himmel?' Sie lag, sie atmete. Agnes! ‚Was kann ich ihr Liebes tun?' dachte er und umfaßte ihr atmendes Gesicht mit seinen schmerzhaften Augen. ‚Etwas so unendlich Liebes, daß es ihr alles vergilt . . . die kurze Zeit, die sie noch hat, die Sorgen, die sie gehabt hat, die Freude, die sie hat haben wollen! Das wenigstens liegt doch in Menschenmacht: Etwas Liebes tun!' Er stand über sie gebeugt, ihr leichter Atem küßte ihn. Er rührte sich nicht. Fast eine Stunde stand er so. ‚Ich will ihr das Liebste tun!' dachte er die Stunde lang. Und er schlich weg und löschte das Licht und ließ ihr den Schlaf.

Ruhig kam ihr Atem durch das Dunkel. Wie kurz ist eine Nacht! Wie lang ist eine Nacht! Er zählte ihre Atemzüge. ‚Ich muß geizig damit sein,' dachte er und in dem Übermaß von Verzweiflung und vernichtender Traurigkeit zählte er mit den Lippen, halb unbewußt, was er tue. Eins und drei und vier und sieben und zwölf — trostlos zählte er ihre Atemzüge. Die unsägliche Vergeblichkeit all dessen, was er tat und dachte, nahm ihm die Fassung. Wer half? Kein Mensch. Half Gott? Gott, zu dem er gebetet hatte sein Leben lang? Er war fromm, ein Leben lang. Nicht lippenfromm, geglaubt hatte er! Nun denn, Gott im Himmel: Da betet einer zu dir! Höre ihn

beten. Siehst du ihn, er kniet auf nackten Knien im dunklen Zimmer und ringt die Hände und nennt einen Namen. Und seines Schutzheiligen Namen nennt er mit zuckenden, vom ungeweinten Weinen schweren Lippen: „Judas Taddäus hilf, — daß ich mich irre!“ Welch ein Stoßgebetlein! Erkennt man es? „Hilf, daß ich sehe!“ hatte es gelautet, wie lange war das her? „Hilf, daß ich nicht irre!“ Um Unfehlbarkeit hatte er gebetet, wann? Und er hatte gebetet, wann war das: „Hilf, daß ich nichts Böses sehe!“ Erinnert man sich? Da hatte das Stoßgebetlein sich zum erstenmal gewandelt. Und jetzt? Wie von Grund auf hatte das Stoßgebetlein sich verändert! Um Fehlbarkeit flehte es, seht, welch ein Weg da beschrieben war: Vom Nichtirrenmögen zum Irrenwollen! Vom Übermenschlichen zum simpel Menschenhaften! Was drang da in die Nacht und bekundete eines Menschen weltweite Wanderung, daß er um Irrtum flehte? Da lag das Phänomen der Welt, auf nackten Knien betete es: Laß zu, daß ich mich irre! In wilder Inbrunst um Fehlbarkeit flehend, schlief er, vom Schlafe überwältigt, ein. Es war fast Morgen.

Doch es war kaum mehr als Morgen, da verlangte jemand nach ihm und hatte es so pressant, ihn vor Augen zu bekommen, daß er alle Rücksichten und Grundsätze glatt in den Wind schlug, er klingelte in Person und gebot Hulda, Herrn Trux unverzüglich vor ihn zu zitieren. Es sei Bimeter, der ihn wünsche! Stubenkatze vorwärts! Als sie entschlüpfte, griff der Zürnende an seine Brust: momentan kam die Taschenpapiersammlung zutage! Ein schwarzes Schlachtfeld. Was an Graphit hatte sich da aufgehäuft! Von der schauderhaften Stunde, da dieses Burschen Kontraktbruch feststand, bis zur Minute des vorgestrigen Abends, da Miß Vogels interurbane Meldung kam: Entdeckt! Die ganzen dreizehn Tage, die es brauchte, bis der Gewaltige sich dem falschgemeldeten Flüchtling auf der Spur befand, übersäete er die Taschenpapiere mit kurzen, wichtigen Legenden. Was alles war vorzusorgen, abzuschwächen, zu vertuschen, zu lancieren, zu berichtigen, umzudisponieren! Verdammt! Im enormsten Geschäft setzte der Bursche sich auf die Bahn und dampfte ab? Und die Schiffskabinen waren belegt! Und Regent Street wartete! Und am 15., gestern also, wo die „Queen“ den Hafen von Hoboken anlief, hätte Bimeters Reklamemaschine ihr ohrenbetäubendes Getöse leisten sollen! Alles ausgetüftelt, mit J. H. Cuehn und Tompson & Sons längst bis aufs I-tüpfelchen festgelegt und vorbereitet: die aufs Schiff gesandten Filmleute, Reporter und ihrer Ungeduld nicht länger mächtigen Klienten; der Aufmarsch der deutschen Kolonie; die Deputation der „Society of Science“. Das mußte jetzt Hals über Kopf abgekabelt und, was ärger war, zureichend verteidigt werden! Volle zwei Tage lief der gebieterische Mann wie ein Tobsüchtiger in London kreuz und quer. Bimeter kabelte. Bimeter fuhr sich die Füße ab.

Das verstörte Gehaben, das der Bursch zur Schau trug, bezog der Generalagent mit Selbstverständlichkeit auf sich. Er hat es mit der Angst! schätzte er, einen seiner taxierenden Eilblicke von unten her auf ihn schießend. That 's all right. „Helloh!“ begann er daher streng, doch nicht ganz ohne Laune. „Was sind das für Sachen, alter Knabe! Foolish! Schön. Dummerjungenstreich. Unser Zug geht Vierzehn vier.“ Donnerwetter, wie sah der Mann aus! Der war ja um fünf, was denn, um zehn Jahre älter! „Mach' deine Sachen fertig!“ rief Bimeter und duzte den andern, wie immer wenn er Oberwasser hatte und die Situation ihm zu Gesichte stand: „Laß packen und die Geschichte ist vergessen! Na, keine Szene! Bimeter macht keine cause célèbre aus einer Fliege, dazu hat er zu viel Herz!“ Da stand er, verlangte, daß er mit ihm reise. „Davon ist keine Rede mehr, Herr Bimeter!“ entschied Sebastian, das Ohr an die Schlafzimmertür legend. Mann, der Zug ging Vierzehn vier! Hinlänglich Zeit, zu packen, zu lunchen, zu kabeln, die Hühneraugen zu beschneiden und Alma Kimpel kommen zu lassen, für die sich bei „First Pictures Inc.“ eine Gelegenheit bot. „Entschuldigen Sie,“ antwortete Sebastian, um die Sache ein für allemal zu beenden: „ich habe vor einer Woche geheiratet.“ Bimeter war verwundert. „Hat sie Geld?“ fragte er und fügte unzufrieden hinzu: „War nicht gescheit von Ihnen! Werden wir ‚drüben' verschweigen. Mindert Ihre Anziehungskraft. Ein Mann wie Sie muß unbedingt ledig sein. Ist sie hübsch?“ Sebastian sagte: „Sie sehen, unsere Wege trennen sich von jetzt.“ Da vermochte sich der auf zwei Kontinenten Bekannte und Bewanderte eines Gelächters nicht zu enthalten. „Was plauschen Sie für Blech? Sie können nicht? Wir haben, kommt mir vor, Vertrag? Geheiratet haben Sie? Eine Eselei. Schön. Wie kommt das zu dem. Wird Ihre Frau eben mitfahren.“ Sebastians Mund verzog sich. „Meine Frau ist krank,“ sagte er. Jetzt erst sah der gewaltige Mann, daß er viel zu lax gewesen sei und das Bürschchen fester an die Zügel

nehmen müsse. „Mann," drohte er. „Sie machen ja, als ob Sie ein Privatmann wären? Verschonen Sie mich mit Romanen. Einen Vertrag mit Bimeter wollen Sie brechen? Das ist nicht einmal Caruso gelungen! Das wird auch Ihnen nicht gelingen, garantiert." „Herrgott, gehen Sie schon!" fiel ihm Sebastian ins Wort, „haben Sie nicht gehört, daß meine Frau krank ist? Sehr krank," flüsterte er, damit man es nebenan nicht höre, „fürchterlich krank!" Doch Bimeter refüsierte. „Lassen Sie mich mit Ihren Privatsachen in Ruhe! Krank ist Ihre Frau? Wird schon wieder gesund werden. Unser Zug geht um Vierzehn vier, halten Sie mich nicht länger auf, seien Sie froh, daß ich Ihnen den Londoner Kontraktbruch so glimpflich durchgehen lasse. Helloh, Mensch! Ich bleibe da, bis Sie gepackt haben, dann nehme ich Sie mit! Was heißt das, krank? Geben Sie die Frau ins Sanatorium. Wollen Sie einen Scheck?" Er schraubte die Füllfeder auf, um seinen seelischen Anteil darzutun, als eine Frauenstimme nebenan Sebastians Namen rief. Der Gerufene zuckte zusammen und eilte hin. ‚Sachen sind das!' dachte Bimeter innehaltend, da er das Blankett nicht ohne Not verderben wollte. Unschlüssig blieb er im Zimmer, lustloser Zeuge dessen, was nebenan vernehmlich wurde. Man hörte ein Stöhnen und des Burschen Stimme. „Nein! Es wird vorübergehn! Setze dich ein bißchen auf! Ist dir jetzt leichter? Nicht wahr, Agnes, jetzt ist dir leichter? Sag', daß du dich besser fühlst?" Abermals das Stöhnen. Und des Burschen Stimme am Telefon, die einen Professor sprechen wollte. Der Professor schien nicht zu sprechen zu sein, denn der drin forderte eine andere Verbindung und als er diese hatte, wartete er offenbar. Dazwischen klang Stöhnen und sein Zureden: „Nein, Agnes! Du wirst sehen, es ist bestimmt nichts Arges. Hast du solche Schmerzen?" Dann mußte der Professor sich gemeldet haben, denn daneben sagte der etwas von Blutung, Schmerzen und Benommenheit und fragte, was zu tun sei. Darauf antwortete wohl der Mann am andern Rohr, denn man hörte: „In Ihre Privatklinik? Jawohl, Herr Professor. Nicht wahr, Sie erwarten uns? Danke! In einer Stunde sind wir da!" ‚Aus dem daneben redet ja die pure Todesangst!' dachte Bimeter mißbilligend. ‚Vor acht Tagen geheiratet, und heute schon so krank? Das war Pech!' Er meinte damit, daß er, Bimeter, verdammtes Pech habe. Als er die Stiegen hinunterging, notierte er stehenden Fußes in der Taschenpapiersammlung: „Fedora Bassan." ‚Sie muß her!' dachte er. ‚Wer ist übrigens Agnes?'

Agnes wand sich in Schmerzen. Ihr leises Stöhnen traf Sebastian wie eine entsetzliche Bestätigung. Heute nacht ist sie noch voller Ruhe dagelegen! Und jetzt? Ja, ich bin unfehlbar! Die Angst zog ihm die Lippen zusammen, während er neben ihrem Bett stand und die Schmerzen erlebte, die sie litt. Doch dann kam eine Sekunde der Erleichterung, sogleich lächelte sie ihm zu und mit ihrer Hand, die ihm fiebrig heiß erschien, faßte sie die seine. „Es geht mir schon besser!" sagte sie, „gewiß wäre es gar nicht nötig, daß wir in die Klinik fahren?" Darauf aber bestand er mit schlecht verhehlter Dringlichkeit. Um Christi willen, nichts versäumen! Aufbieten, was in Menschenmacht gelegen ist! Er selbst reichte ihr die Kleidungsstücke und tat sich Gewalt, nichts merken zu lassen, mit keinem Zuge seines Gesichts, mit keinem Ton seines Mundes. Dieser plötzliche Anfall, kein Zweifel, bedeutete den Beginn der Katastrophe.

Dann fuhren sie im Auto, das der Professor ihnen hingesendet hatte, einem Krankenauto, zum Liegen berechnet, zwei Gehilfen saßen rechts und links vom Lenker. Agnes aber fühlte sich gesund genug zu sitzen, so sagte sie wenigstens. Doch ihre Hand, die Sebastian hielt, verkrampfte sich im Fahren und aus ihren Lippen wich das Blut. So fuhren sie, einander verschweigend, was sie dachten. Draußen tobte der Tag. Auch heute? Menschen, die eilten, vor Schaufenstern standen, die grünen Lokaldampfer begafften, Theaterzettel lasen? Menschen, die das Grauen und die Angst nicht auffraß? Dort ging wer Arm in Arm mit seiner Frau, weißt du, Mann, wie übermenschlich glücklich du bist? Ihre Hand krampfte sich in der seinen. „Uhlstraße ist es," sagte er, „es kann nicht mehr weit sein. Bimeter hat einen Scherz erzählt, warte, ich will ihn dir wiederholen, ich glaube nur, ich kann es nicht so spaßhaft wie er . . ." Er sprach. Hinter jedem Wort kauerte die Frage: Was wird sein? „Schau'," sagte er, „wie die Leute sich dort beim Eispalast drängen! Schau', das lustige Plakat . . ." ‚Sie sieht das alles zum letztenmal!' dachte er dabei und seine Hand umspannte ihre Hand, als könne er ihr sein Leben hineinpressen. Drüben liefen Kolporteure mit Bündeln von Zeitungsblättern, man hörte sie rufen. „Die neue W. a. M.!" riefen sie. „Sensationelle Enthüllungen in der Diebstahlsaffäre Bassan!" Gellend kam der Ruf heran. „Das ist interessant?" meinte Agnes

mit einem verkrampften Schmerzgesicht. „Willst du nicht halten lassen und ein Blatt besorgen?" Das wollte er nicht. Was immer man da melden mochte, was hatte das mit ihm zu schaffen! Was hatte mit ihm zu schaffen außer dieser Fahrt und den zehn nächsten Stunden! Sie wird daliegen, nicht atmen . . . „Agnes!" sagte er im fahrenden Auto, leugnete sogleich den Ausbruch und ergänzte: „Siehst du, jetzt sind wir da!" Sie nickte ihm zu. Lächelnd sahen sie sich in die Augen. ‚Durch diese Tür wird sie nicht mehr gehen!' dachte er, schritt mit ihr hindurch. „W. a. M.!" gellte es dahinter. Jemand fragte: „Frau Sebastian?" Dann begann das Grauen.

Kleiner geringer Laut

Hier entlang, haben Sie die Freundlichkeit, hier entlang zu gehen. Rechter Hand. Nummer 30. So, bitte, hier . . .? Sie gingen hier entlang, rechter Hand, traten ein. Nein, noch nicht, Herr Professor operierte noch, hatte aber Auftrag erteilt, ihn zu verständigen. Nur ein Momentchen konnte es dauern, bis er sich einfand, vielleicht richteten die Dame und der Herr sich hier inzwischen ein? Der Herr würde wohl nicht hier wohnen bleiben? Die Oberschwester nickte und verließ die Ankömmlinge. Ein schönes Zimmer. Ein geräumiges Zimmer. Es sah ein wenig kahl darin aus, das rührte von dem vorherrschenden Weiß und Hellgrau her, zellen- und spitalhaft zugleich. Sie hatte ihnen ein gutes Zimmer angewiesen, nicht? Doch Agnes sollte sich in den strengen Schrägstuhl setzen und sich zudecken. Zwar war es geheizt, doch zudecken nützte. Während sie dasitze und es sich wohl sein lasse, werde Sebastian das Eingepackte ordnen. Eigentlich hatten sie wenig mitgenommen? Das war klug, denn für die wenigen paar Tage, die Agnes hier zubringen mußte . . .? Sie saß und litt Schmerzen. Seufzend hielt sie sich an den Lehnen des Schrägstuhls fest. „Mach' dir nichts daraus!" sagte sie, „das ist doch das Normale. Das geht jeder Frau so!" Sicherlich, da habe sie recht. Dürfe er aber kommen und ihre Hand halten, o, er habe einen starken Willen, wenn er sie festhielt, linderten die Schmerzen sich, sie sollte einmal sehen! Unter Schmerz lachte sie und antwortete: „Komm." Sogleich kniete er vor dem Schrägstuhl, nahm ihre Hände und sie versicherte ehrlich, daß es helfe, und hatte Mühe, nicht zu stöhnen. Als aber der Professor kam, um nach dem Rechten zu sehen, hieß es: Keine Widerrede, der Herr Gemahl möge jetzt verduften, dabei können wir ihn nicht gebrauchen, junge Frau? Nur hinausspaziert, mein Bester, auch draußen sei die Aussicht respektabel und eine Zigarre gern erlaubt. Doch die Asche nicht auf den Boden streifen, wie's die Herren Ehemänner leidenschaftlich taten? Wenn die Untersuchung vorbei sei, werde man ihn rufen . . . Zeit verging, war es eine Stunde, waren es fünf Minuten, war es ein Jahr? Da rief die Stimme des Professors: „Nur herein mit ihm!" Agnes lag zu Bett. „Also, mein Bester, wir führen s' hinauf in den Saal!" Es sei nun bald so weit. Und der Professor schob seinen Arm in den Sebastians und nahm ihn gewalttätig mit sich. „Gleich wern s' es holen kommen, ich hab schon hinauftelefoniert!" sagte er langsam gehend im Korridor und schaute mit seinem goldenbebrillten Mausgesicht zu Boden, zurück und wieder voran. „Sagen S' mir" (er ging rascher), „ham S' die G'schicht im österreichischen Nationalrat über Südtirol g'lesen! Was dieser Mussolini sich herausnimmt, s' ischt scho nimmer schön! Glauben S', es kommt zu was?" Leider, Sebastian vernachlässige in der letzten Zeit das Zeitungslesen sträflich. Und wie stehe es um Agnes? Der Professor blieb an Ort und Stelle und ließ sich die Frage wiederholen. „Hören S'," sagte er dann, „so ein Riesenkerl wie Sie, und dabei so ein Angsthas! Ja, was wollen S' denn eigentlich?" (Er zog Sebastian am Arme weiter.) „Geht ja alles unvergleichlich! In einer Weil' wird's Baby da sein! Also vergönnen S' sich jetzt ein Achtel Wein! Auf die G'sundheit von Ihrem erschten Stammhalter, wird Ihnen guet tun!" Gegenüber befinde sich ein empfehlenswertes kleines Restaurant, wo man einen anständigen Bissen und einen ordentlichen Schluck Wein bekam, und gar nicht sündhaft teuer! („Ein Beisel tät man bei uns zu Haus sagen.") Da solle er, wenn er durchaus in der Nähe bleiben und nicht lieber seine Geschäfte treiben mochte, in Gottesnamen warten. „Sind nicht der erschte, der 's so tut," meinte Professor Schgraffer schmunzelnd. „Zwar nur beim erschten Baby. Bei die folgenden tun S' es nimmer! Können ruhig sein, ich schick' Ihnen die Post scho gleich hinüber. Haben S' neun Monat' Geduld g'habt, werden S' sich doch noch a paar Stunden geduld'n können!" Und damit entferne Professor Schgraffer sich, um sein Geschäft zu treiben.

Sebastian ging die Treppen hinab. Draußen war es spürbar kalt, nun, er hatte Hut und Rock oben gelassen, auf Nummer 30. Nummer 30 war jetzt leer. Bloß sein Hut und sein Rock wohnten dort, merkwürdig. Barhaupt überquerte er die Straße, denn dies mußte das empfehlenswerte kleine Restaurant sein, das zuhause ein „Beisel" geheißen hätte. „Können ruhig sein!" hatte der Professor versichert. Er hätte fragen sollen: „Wie macht man das, Herr Professor: Ruhig sein? Wenn in ein paar Stunden das Kind tot ist, und die Frau, der einzige Mensch auf dieser Welt, der einem helfen kann, tot daliegt und nicht atmet? Bitte, wie ist man da ruhig, Herr Professor?" Das Gastzimmer war spärlich besucht. Es mochte noch zu früh für das Mittagessen sein? Bis zum Abendessen hatte es sich entschieden. Wenn dieser Herr im hohen Stehkragen abends wieder das Weinglas steif erhob und dazu roch, ehe er nippte, lag das Kind tot und Agnes atmete nicht, zwischen den beiden Mahlzeiten des Herrn im hohen Stehkragen zerriß die Existenz, man wußte das und konnte es nicht ändern. „Will der Herr den schönen Mittelplatz! Oder obenan? Obenan ist es schön geschützt?" Sebastian setzte sich, der Aufwärter brachte die Speisenkarte und zählte die Gerichte auf. Bestimmt wieder mal einer von denen, die drüben aus der Klinik zu kommen und hier auf Zuwachs zu warten pflegten! Inzwischen brauchten sie eine Leibesstärkung, das verstand sich! „Kommt 'n Babychen angetanzt?" plauderte der Aufwärter, während er Kasseler Rippchen mit Teltower Rübchen empfahl. „Das erste? Auch schönes Rumpsteak wäre da? Ach, der Herr hat bestimmt so lange Zeit! Es dauert allemal länger, als die Herren meinen. Dafür wird's denn auch um so stattlicher! Soll ich 'n Rumpsteak bestellen, Bratkartoffeln sind bei?" Er soll aufhören! dachte Sebastian und nickte mehrmals heftig, was der Aufwärter für ein völliges Einverständnis hielt. Daher entfernte er sich und rief in den offenen Küchenschacht: „Rumpsteak für neun Mitte!" Gleich darauf (oder schien es Sebastian nur so, als ob es gleich darauf sei, denn alles geschah jetzt in jagender Eile, eines hetzte das andre) tischte er ihm das Gebratne nebst einer Flasche Weines auf, wohl bekomm's, mein Herr, 'n stattlicher Junge soll es werden! Sebastian ertrug den Geruch der Speisen nicht. Wenn Gott ein Wunder täte . . . dachte er und schaute die gerippte Schüssel an, wie etwas, dessengleichen er nie gesehen hatte: wenn Gott ein Wunder täte! Seine Handflächen waren so kalt, daß er zusammenfuhr, als er sich an die Schläfen griff. Nun, er hatte ja Hut und Mantel oben gelassen, auf Nummer 30. Solch ein Riesenkerl und dabei so ein Angsthas! hatte der Professor gesagt. Stimmt, er ließ sich zu sehr gehen, äußerst wahr. Nimm dich besser zusammen! dachte er, fürchte nichts. Was ist denn zu fürchten? Daß das Kind tot ist und daß sie stirbt . . . was ist denn dabei? Wer kriegt denn Angst vor so einer Lappalie? Unerträglich war der Geruch dieses gebratnen Fleisches. Höhnisch nach Behagen und Geborgenheit roch das. Wenn ich ein Gelübde täte? Wenn ich gelobte, die Finger davon zu lassen, diesen „Beruf" nie mehr zu üben . . . Ist es meine Strafe? dachte Sebastian und sprang vom Sessel auf. Strafst du mich am eignen Leib, weil ich dich durchkreuze? Du verhüllst die Zukunft, ich decke sie auf — strafst du mich dafür? Willst mich spüren lassen, am eignen Leib, wie es ist, wenn der Mensch die Zukunft weiß . . .? Er stand aufrecht hinter dem Tisch. Strafe! dachte er und fühlte vernichtet, daß es so sei. Der Aufwärter kam heran. Hatte der Herr einen Wunsch? Keinen Wunsch. Und der Herr ließ sich wieder auf seinen Sitz nieder. Ihm war, als sei er aus unendlicher Höhe herabgestürzt und lange unten zerschmettert an. Das leichte Sausen war in seinen Ohren, langsam, ruckweise, drehte er den Kopf von rechts nach links und preßte das Kinn auf die Brust. Er hatte etwas sagen wollen, was war es doch? Daß es keine Hilfe gab. „Wissen Sie," sagte Sebastian, winkte dem Aufwärter und redete stockend und wie entfernt zu ihm, obschon er keine zwei Schritte weit saß: „Es ist keine Hilfe. Begreifen Sie das? Man weiß, daß es einem ans Leben geht. Und kann nicht helfen. Begreifen Sie das?" Er redete gar nicht erregt, nur stockend und wie aus weiter Ferne. Dem Aufwärter (er erzählte es abends dem Stehkragenherrn) war es nicht gemütlich dabei, „nun gewiß doch," habe er erwidert, „so was kommt selbstverständlich mal vor!" Doch er schien etwas höchst Unrichtiges damit gesagt zu haben, denn der Fremde äußerte beinahe drohend: „So? Kommt das vor? Kommt das selbstverständlich vor?" Und dann habe der Gast geschwiegen und hingeschaut, wo nichts war, und nichts von dem Fleisch berührt und nichts von dem Wein getrunken, keinen Bissen, keinen Schluck, und nichts geredet und wie ein Stein dagesessen, drei geschlagne Stunden. Dann aber, hast du nicht gesehen, sei er



Rhythmus. Bildwerk von Prof. Ferdinand Liebermann, München

wie der Wind vom Sessel auf und habe wollen aus der Tür, ohne zu bezahlen, hatte man das erlebt?

Der Wahrheit die Ehre, der Aufwärter hatte sie mit keiner Silbe entstellt. Plötzlich war Sebastian aus seinem versteinerten, dumpfen Brüten aufgesprungen und dahin zurück, woher er gekommen war. Hatte man ihn nicht gefunden? Wollten sie ihn nicht verständigen? Schon geschehn, das Unglück? „Frau Sebastian . . .“ sagte er, vom Laufen atemlos, zum Türsteher der Privatklinik. „Ist Nachricht für mich da?“ Nein, in der Loge sei nichts hinterlassen worden. Doch die Dame befinde sich auf 30. Wolle der Herr sich nicht oben erkundigen? Schon in ihrem Zimmer? Und man hatte ihm kein Wort gesagt! Wenn sie wieder in ihrem Zimmer war, war ja alles vorbei? Sebastian stürzte die Treppen hinauf, er verfing sich im Teppichbelag, stolperte und stürzte weiter. Von weitem sah er, daß eine Tür im Gange offen stand, es war die Tür zu 30. Offen? Das Zimmer war leer. Ihre Handschuhe lagen auf dem Tisch, graue Wildlederhandschuhe, die er ihr gekauft hatte, der Daumen des einen umgestülpt. Was redete der Türsteher, das war ein Mann, der nichts wußte, eine unleidliche Ignoranz war das! Sebastian setzte sich in den strengen Schrägstuhl. Was tue ich? dachte er, faßte den einen umgestülpten Handschuhdaumen wie einen Trost ins Auge und hielt sich an den zwei Lehnen, genau so, wie Agnes es früher getan hatte: Es ist ja der pure Wahnsinn, was ich tue! Ich hoffe ja! Haha! Wie könnte ich denn solche Angst haben, wenn ich nicht hoffte! Und weiß ich nicht, daß es zwecklos ist, zu hoffen? Er wußte das, jawohl, wußte, daß es wahnsinnig war, auf Leben zu hoffen, wenn Sebastian Truz Sterben vorausgesehen hatte! Da war Sterben, haha, da war nichts zu ändern, da war Tod . . . Wie ein Ertrinkender bewegte er die Lippen und sah mit einem grauenhaft zerrissenen Ausdruck den umgestülpten Handschuhdaumen an. Das ist von ihr dageblieben, dachte er, das Einzige . . . Fessellose Traurigkeit schloß ihm den Mund. Sehnsucht packte ihn, ungeheure Sehnsucht. Sie lebt ja noch! dachte er, den Blick auf dem umgestülpten Handschuhdaumen wie auf einem Beweise ihres Lebens. Ich will zu ihr! Mir gehören diese letzten Stunden... sie sollen mich nicht darum betrügen! Eine Frau öffnete die Tür. „Ja?“ sagte Sebastian mit einem äußersten, flehentlich fragenden Ton: „Bitte . . .?“ Ach, der Herr Gemahl? Pöcke war der Name, Frau Pöcke, Hebamme. Man habe sie unten auf 30 gewiesen. Sie sei vorhin mal zuhause bei der Dame vorgekommen, denn die Dame habe sie ja bereits konsultiert, und da sei ihr mitgeteilt worden, die Dame befinde sich hier. Jemand trällerte im Zimmer nebenan. „Verzeihen Sie. Ich muß nach meiner Frau sehen!“ sagte Sebastian. Er ertrug es nun nicht länger. Lebt sie noch? dachte er, während er den Korridor entlang ging, ohne zu wissen, was er tue. Hoffnung, Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit und Grauen zerfleischten ihn.

Diese Tür war es. Hinter dieser Tür lag sie. Er trat an die Tür, man hörte nichts. Eine weiße, zweiteilige, hohe Tür. Sebastian legte das Ohr an das Holz. Es brauste in seinen Ohren, er hörte nichts. Dann ging er auf und ab. Bis zum Fenster und zurück. Wenn er der Tür den Rücken wandte, drehte er den Kopf, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. Das erschien ihm schutzhaft für Agnes. Er ging rascher. Gehend verpreßte er die gefalteten Hände. „Gott!“ sagte er, „Gott!“ Er ging, er betete. Die Nägel seiner gefaltet verpreßten Hände gruben sich ins Fleisch, er spürte es nicht, es jagte ihn. Eine Raserei der Hilflosigkeit war es. Helfen! keuchte er. Dort drin lag sie ausgeliefert. Helfen! Mit einem gurgelnden Laut, in einem taumelnden Sprung war er bei der Tür, öffnete leise. Besinnungslos drückte er die Klinke. Äthergeruch drang auf. Keuchend, den Hals vom Herzen zerhämmert, trat er auf die Schwelle. Grelles Licht umtanzte ihn, drehte sich, glitt. Dort war ein Fenster. Jemand stand vor dem Fenster, hielt etwas, so hin, so nach vorn, schräg nach vorn. „Mordstrummkerl!“ sagte er. Ein Laut. Kleiner, geringer, quarrender Laut. Und Agnes' Stimme. Von irgendwo sprach sie: „Sebastian, ein Bub!“

Der Mann auf der Schwelle taumelte, raffte sich auf, taumelte und hielt sich am Türrahmen fest. Er war beinahe so hoch wie die Tür. Er war breit und groß. Er hatte ein weißes Knabengesicht und weiße Haare. Er stand dort, seine Augen irrten umher, seine eisigen Hände hielten das Holz. „Schaut's den ungeduldigen Herrn Papa!“ redete die Stimme des Professors, der ein nacktes Körperchen hielt und auf den Rücken klopfte. Krebsrot war das Körperchen. Es gab einen quarrenden Laut von sich, der sich verstärkte, anhielt und wiederkam. Kleiner, geringer Laut. „Sebastian!“ rief Agnes' bewegte Stimme. „Komm doch, tritt dort aus dem grellen Licht! Wenn du so stehst, möchte man mei-

nen, du hättest weißes Haar." Da trat er aus dem Licht und zu ihr hin. Welches Glück in ihrem Gesicht! Sie lag in einem sonderbaren Gurtenbett, gar nicht müde sah sie aus, nicht bleich. Ihr brauner seliger Blick suchte ihn und zugleich das nackte, krebsrote Körperchen dort am Fenster . . . jemand nahm es und brachte es den Eltern, abermals schwankte alles, drehte sich, glitt, ein kleiner, geringer, quarrender Laut drang auf, dann sirrte etwas, es wurde dunkel, dumpf und still.

Als Sebastian erwachte, hatte er die Empfindung, es sei stockfinster und jemand halte ihm die Kehle zu. Den, der das tat, wollte er von sich abwehren, griff in die Luft und faßte nichts. Dann schien der Mensch den lähmenden Griff zu lockern und ihm das Atmen zu erlauben. Die Vorhänge wurden weggezogen, denn es war plötzlich Licht, war es Morgen? Ein Zimmer, das er nicht kannte, jemand sagte: „Wie fühlen Sie sich jetzt?" Eine Lampe brannte. Wo war er denn? „Frau Sebastian . . ." sagte er betäubt, „was — ich bitte — ich bin der Gatte und habe ein Recht — lebt sie . . .?" Er hatte sich aufgerichtet, sah in ein fremdes Gesicht. „Es geht ihr ausgezeichnet!" antwortete das fremde Gesicht, „ihr und dem Kind!" Gott segne dich, fremdes Gesicht! Wer du auch seist: Gott segne dich für dieses Wort. Dieses Wort klingt, es macht Musik, es macht glücklich! „Danke . . ." sagte Sebastian und schloß die Augen. Die Erinnerung kehrte ihm wieder. Er sah sich im grellen Licht, sah das krebsrote Körperchen und Agnes' klaren, braunen, seligen Blick. „Wo sind sie?" fragte er. Die Wärterin nickte. „Daneben. Soll ich die Tür aufmachen? Wenn Sie sich im Bett hochsetzen, können Sie sie sehen. Aber strengt Sie das nicht an? Herr Doktor hat verfügt, Sie sollten absolute Ruhe halten!" Eifrig schüttelte Sebastian den Kopf. Er sei nicht krank. Sie möge die Tür nur öffnen! „Ich glaube fast, es ist besser, wenn ich es tue?" meinte die Wärterin. „Freude schadet nicht!" Nein, du fremdes Gesicht, Freude schadet nicht. Freude macht gesund, gutes, fremdes Gesicht, öffne! Sie erhebt sich und öffnet ganz leise die Tür ins Nebenzimmer. Ein kleiner, quarrender Laut wird hörbar. Es ist finster daneben. Es ist Nacht, doch man hört, wenn man still ist, die Atemzüge. Ruhig kommt ihr Atmen durch das Dunkel. Atme, Agnes, Gott schütze dich! Und dieser kleine, geringe Laut, der stärker wird, seit der Lichtstreif hinüberfällt? Gott schütze dich, Stimme meines Kindes! Ich höre euch, dich und dich. Ich höre mein Leben . . . O, Sebastian mutet sich nicht zu viel zu, als er gegen das erschrockne Veto der Wärterin vom Bette aufsteht und ins andere Zimmer geht. Nie in seinem Leben ist er ein schöneres Stück Wegs gegangen als diese paar Schritte auf nackten Sohlen. Ihm ist nicht kalt, Wärme liegt auf dem Weg, den seine bloßen Füße treten, es ist nicht finster, es ist strahlend hell. Da atmet sie. Da schläft das Kind. Es ist Nacht, man sieht nicht viel. Nein, das ist nicht wahr. Es ist strahlend hell, und da er sich zu dem kleinen Korbe beugt, worin das Kind liegt, sieht er es genau. Blonden Flaum hat es im Stirnchen, Mund und Nase hat es, seht, und auf der Decke liegen zwei winzige Fäuste. Sebastian steht und sieht sein Kind in der Nacht, es wimmert ein bißchen, mit einem kleinen, geringen Laut beweist es seine Existenz. Großer, kleiner, geringer Laut! Und Agnes atmet ruhig. Da geht Sebastian von ihnen fort, und in seinem Leben ist er keinen schöneren Weg gegangen, als da er jetzt von ihren Atemzügen kommt. Danke, Schwester, er hat keine Wartung mehr nötig, er ist gesund!

Ja, nun war es Tag, mitten in der Nacht. Und als die Nacht zu Ende war, begann der Tag und endete nicht. Sie sagten sich guten Morgen, Mann und Frau, und auch das Kind grüßte mit seinem kleinen, geringen Laut, es beweinte etwas, was mochte es sein? Es bedachte etwas unter seinen nähnadelschmalen Augenbrauen, es haschte etwas mit seinen Fingern, was war es? Klein und herrlich und geheimnisvoll bewies es sein Leben. „Was war das, gestern?" fragte Agnes und küßte ihn. „Hast du das Bewußtsein verloren oder war es die Übermüdung? Weißt du, daß du ein paar Stunden in Ohnmacht gelegen bist?" Wirklich? Dann redeten sie von ihrem Knaben. Unausdenkbares lag darin, daß sie beide jetzt in diesem kleinen Munde atmeten, mit diesen Fingerchen griffen, mit diesem geringen Laut etwas beweinten, ohne es zu kennen? Dies um den Mund, der Anflug von Trotz, ist deines, Sebastian. Dies in den Augen, das helle Schauen, ist deines, Agnes. Herrlich war es, sich in ihrer beider Wesen zu suchen und zu finden! Nun, Herr Angsthase, der in Ohnmacht fiel, wenn seiner Gattin schwere Stunde kam, heute keine Angst mehr? Der Professor tätschelte Sebastian die Schulter und mußte sich dazu eigens auf die Zehenspitzen stellen. Nichts für ungut! Jetzt, wo es so großartig überstanden war, konnte man es ja zugeben. Ein paar Momente

habe es bedrohlich ausgeschaut! In der Medizin lerne man nie aus: das Merkwürdigste aber sei, daß der Ehemann bei einem scheinbar ganz normalen Fall von vorneher solch exzessive Furcht bekundet hatte? Eine Art Vorgefühl? Ja, Liebe mache nicht nur blind, sondern zuweilen sehend! „So?“ fragte Agnes. „Hast du dich um die Geburt gesorgt?“ Und sie sah ihn forschend an. „Das übertreibt der Herr Professor,“ versetzte er rasch. „Übrigens ist es ja vorbei!“

Vorbei? Als Sebastian hinabging, weil es hieß, daß ihn jemand im Besuchszimmer zu sprechen wünsche, durchfuhr ihn ein Gedanke, bei dem die verjagten Schrecken augenblicklich wiederkehrten. War es nicht schon einmal so gewesen? Da hatte er das Wahre vorausgesehen und nur die Frist hatte sich verfrüht? Montag, nicht Mittwoch! Vielleicht ... verzögerte sie sich jetzt ... die Frist? Der Gedanke überfiel ihn so heftig, daß ihn nicht einmal der Ton befremdete, in dem Bimeter (wer sonst hätte ihn zu sprechen gewünscht!) „da sind Sie? Was machen wir jetzt?“ fragte. Sie befanden sich in dem ebenerdig gelegenen Warteraum, der voll muffiger Desinfektionsluft war. „Was jetzt?“ fragte Bimeter. Er drehte eine Zigarette zwischen den gelben Fingern und taxierte Sebastian mit einem Eilblick. „Gestern nachmittag sind Sie in Ohnmacht gelegen! Hätten Sie lieber den Unsinn nicht gemacht, statt in Ohnmacht zu fallen!“ „Was wollen Sie von mir?“ fragte Sebastian schroff. „Verdammt! Sie wissen also nichts? Dann gestatten Sie, daß ich Sie informiere. Look here!“ Bimeter blätterte aus der Taschenpapiersammlung einen gefalteten Zeitungsausschnitt heraus, öffnete ihn, strich ihn glatt, reichte ihn Sebastian und meinte: „Lesen Sie. Wird Sie interessieren!“ Sebastian las. Es war die gestrige „W. a. M.“ Mammutlettern. „Sensationelle Enthüllungen in der Diebstahlsaffäre Bassan. Der Täter in Haft. Ein Teil der entwendeten Aktien zustande gebracht. Die Stellung des Bankgouverneurs unhaltbar geworden. Jo Joace und Atta Ruber schwer kompromittiert.“ So lautete die Überschrift. Dann folgte der Text. „In der Angelegenheit des Diebstahls an Rafael Bassan,“ hieß es da, „ist eine sensationelle Wendung eingetreten. Wie unsern Lesern bekannt ist, wurde am Abend des Derbysonntags Bassans Safedepot im Tresorsaal der Zentralbank gesprengt und des gesamten Inhaltes beraubt. Die polizeiliche Untersuchung blieb zunächst erfolglos, bis durch den Psychographologen Sebastian Trux der Verdacht auf den Sekretär des Bankgouverneurs Graf Thassilo Degenfeld gelenkt wurde, welchen Trux auf Grund einer Schriftprobe als Täter bezeichnet hatte. Mit dieser Beschuldigung stimmten die gleichzeitige fluchtartige Abreise des Verdächtigen sowie seine zerrüttete Vermögensanlage und seine bisherige Unauffindbarkeit bestätigend überein. Wie unsern Lesern weiter erinnerlich sein wird, hat Trux bei seinem um Monate späteren Wiener Gastspiel den genannten Bankfunktionär ausfindig gemacht und dessen Verhaftung veranlaßt. Wir waren jedoch bereits vor Wochen zu melden in der Lage, daß die Untersuchung gegen Degenfeld resultatlos bleibe, und haben schon damals die Meinung ausgesprochen, daß Herrn Sebastian Trux hier, gelinde gesagt, ein Irrtum unterlaufen sein müsse. Diese Meinung erfährt nun ihre aufsehenerregende amtliche Bestätigung. Das Polizeidirektorium veröffentlicht nämlich eine Verlautbarung, wonach es dem mit der Untersuchung des Falles neubetrauten Polizeirat Keß nunmehr gelungen ist, den Täter in der Gestalt des Konsulentenanwärters Bernhard Neu zu ermitteln. Neu, der im Rechtsbüro der Zentralbank Konsulentendienst versah, wurde gestern abend in seiner Wohnung Zimmermannstraße 66a in dem Augenblick, als er nach Mailand abreisen wollte, verhaftet. Unter der erdrückenden Fülle von Beweisen hat er ein volles Geständnis abgelegt. — Hierzu erfahren wir von Herrn Polizeirat Keß, der die Freundlichkeit hatte, einen unserer Mitarbeiter zu empfangen: „Als ich,“ bemerkt der hochbegabte Entdecker eines in der Kriminalgeschichte wohl einzig dastehenden Verbrechens, ein jüngerer, erst kürzlich aus der Provinz hierher versetzter energischer Beamter von sympathisch-markanten Gesichtszügen, „die Akten von meinem Vorgänger übernahm, war es mir klar, daß eine Aufhellung der Tat in diesem späten Zeitpunkt nur noch von der Verwertung der entwendeten Besitztitel erwartet werden könne. Auch schien es mir bereits nach den ersten Einvernehmen, daß der Diebstahlsverdacht gegen den jungen Degenfeld unhaltbar sei. Trotzdem konnte ich seine Enthaftung nicht beantragen, weil im Verfahren Dinge aufgekommen waren, die der Aufklärung bedürfen. So viel steht diesfalls fest, daß es sich um die Entführung eines Kindes handelt, dessen Mutter eine Kanzleibeamtin im Postdepartement

und dessen Vater vermutlich der Verhaftete ist. Von diesem Kinde, welches in der Nähe verpflegt und von Degenfeld ohne Verständigung der Mutter im Juni nach Triest gebracht wurde, fehlt seither jede Spur. Ob mehr als eine Kindesentführung vorliegt, wird klarzustellen sein. Jedenfalls zeigt Degenfeld bei diesem Untersuchungsfaktum unvergleichlich mehr Nervosität als je in der Diebstahlssache und will mit der Sprache keineswegs heraus. Was aber den Diebstahl selbst betrifft, so war mit Sicherheit zu erwarten, daß der oder die Diebe eine Respektfrist verstreichen lassen und dann an die Verwertung des Raubes schreiten würden. An allen in- und ausländischen Effektenbörsen und in jenen internationalen Bankhäusern, die an den Bassanschen Besitztiteln interessiert sein konnten, verteilte ich unsere Leute. Wenn überhaupt, mußte ein Teil der Konzernpapiere an der Mailänder Börse placiert werden, da die Chemischen Werke, deren Präsident Bassan war, bekanntlich unmittelbar vor dem Anschluß an den Bianchi-Zandoni-Konzern stehen. In der Tat tauchten, je näher die der Fusion gewidmete Generalversammlung heranrückte, gestohlene, noch nicht amortisierte Pakete an der Mailänder Börse auf. Von da bis zur Ergreifung des Täters dauerte es nicht mehr lange. Die Beweise mehrten sich, daß die Zentralbank den Mailänder Verkäufen nahestand. Als Herr Neu Anfang Januar einen achttägigen Urlaub angeblich an die Riviera, in Wahrheit nach Mailand unternahm, ergab sich dessen Verdächtigkeit. Trotzdem ließen sich handgreifliche Beweisumstände erst nach seiner Rückkehr beibringen, als er die Unvorsichtigkeit beging, seinen Posten in der Zentralbank unter dem Vorgeben eines Konflikts mit einem Kollegen namens Göttlicher fristlos aufzukündigen. Zu diesem Zeitpunkt hatten unsere Erhebungen bereits das erstaunliche Ergebnis, daß Neu, der ein geradezu sprichwörtliches Phlegma zur Schau trug und anscheinend ein pedantisch geregeltes, spießbürgerliches Junggesellenleben führte, die berühmte Halbnegerin Joace, gleichzeitig aber Atta Ruber zu Geliebten hatte, drei Wohnungen besaß und für beide Geliebte einen kostspieligen Aufwand bestritt. Auf Grund dieser Ermittlungen nahm ich eine Hausdurchsuchung bei ihm vor, die die Korrespondenz mit der Mailänder Maklerfirma und drei der entwendeten, noch nicht amortisierten amerikanischen Effektenpakete zum Resultat hatte; unmittelbar nach der Verhaftung erlitt Neu einen Nervenzusammenbruch und legte unter der Last der Beweise ein Geständnis dahin ab, daß er den Diebstahl ohne jede Beihilfe vermöge der ihm bekannt gewesenen Tresorchiffre am Nachmittag des Derbysonntags ausgeführt habe.“ Dies war der Text in überreichem Sperr- und sparsamem Regeldruck.

„Haben Sie gelesen? Interessant?“ fragte Bimeter sarkastisch und hätte seinen Partner am liebsten mit ein paar Kinnhaken traktiert, als dieser den Blick von dem Gedruckten vag erhob. Ja, gelesen. Wie etwas Beziehungsloses hatte Sebastian das Gedruckte genommen. Was vermochte dergleichen in diesem Augenblick, da Agnes eben atmete, das Kind am Leben war und diese Wichtigkeit alle Sperrlettern der Epoche unvorstellbar übertraf! Er hatte das bedruckte Blatt flüchtig überschaut, als handle es sich um nichts. „Haben Sie gelesen?“ Sebastian nickte zweimal. „Da habe ich mich geirrt . . .“ äußerte er mit vagem Ausdruck langsam. Der auf zwei Kontinenten Bekannte und Bewanderte wünschte diese Tatsache, die ihn bereits eine schlaflose Nacht und drei Rätselzeitungen gekostet hatte, nunmehr als Faktum aufgefaßt zu wissen. Natürlich hatte der Boy sich geirrt. Ging in Ordnung. Darüber noch herumzuschwatzen, fruchtete einen Pfifferling! Sebastian sah ihm mit vagem Ausdruck auf die Lippen. Natürlich? Natürlich geirrt? Aber wenn diese neue, merkwürdige, unfaßbare Sache zutraf: daß er sich geirrt hatte, daß er sich sollte geirrt haben, dann — gewann alles ein anderes — durch und durch ein anderes Gesicht? Er sah ungemütlich aus, fand Bimeter und fingerte an seinem Schlips, geradezu unheimlich mit dem fragend vagen Schauen! „Helloh! Was ist mit Ihnen! Na, Mann, was ist mit Ihnen los!“ Sebastians Gesicht hatte einen Zug von Anspannung und Äußerstem bekommen, der quälend zu betrachten war. Es nahm sich beinahe aus, als friere Teil um Teil dieses Gesichts nacheinander ab, erst die Stirn, dann der Mund, dann die Augen. „Geirrt?“ sagte der Mund, mit einem gefrornen Klang. „Na, geirrt, ja! Das ist ja nun erledigt!“ meinte Bimeter, um endlich zur Hauptsache überzugehn. Doch der gefrorne Mund fragte: „Wie kann das erledigt sein? Wann kann das erledigt sein?“ Herrgott, Mann. Geirrt! Ja!

Schön! Oder leugnet er es? Indeed, der auf zwei Kontinenten Bekannte und Bewanderte hat auch das kalkuliert; im allerersten Moment, wie denn nicht! Abstreiten, dementieren! Doch angesichts dieser Tatsachen? Seit gestern, drei Uhr, ist er der Geschichte auf den Grund gegangen. Nichts zu machen! Was da in dem Schmierblatt steht, ist ausnahmsweise einmal wahr. Degenfeld hat mit dem Diebstahl nicht den winzigsten Zusammenhang. Jener Neu war der Täter, damit muß man sich abfinden. Welch ein Gestarre! Streite er es trotz dem allen ab? „Abstreiten?" fragte der andre. Nichts streite er ab. Wenn es so sei, daß er sich geirrt habe — „Ja, Mann, sonnenklar! Zweifeln Sie noch daran! Wollen Sie behaupten, daß Sie sich da nicht geirrt haben? Ein neugeborenes Kind müßte einsehn, daß es da nichts zu zweifeln gibt!" Der andere fuhr auf. Das Kind! dachte er und erschrak tödlich. Das Kind lebt! Unabänderlich begriff er: Ich habe mich geirrt . . .

Dieses Wort: „Geirrt", zögernd, wesenlos, vag gedacht, erfüllte sich plötzlich mit Inhalt. Es schrie. Es stach. Geirrt! Da das Kind lebend geboren wurde, hatte er, außer sich, wie er war, nichts gedacht als: es lebt! Daß dieses Leben aber lebendiger Beweis seines Irrtums blieb, hatte er in der benommenen, betäubten, erlösten Nacht inzwischen nicht bedacht. Jetzt dachte er es! Jetzt drang es auf ihn ein! Schwer. Anklagend. Furchtbar anklagend! Er sah den auf zwei Kontinenten Bekannten und Bewanderten suchend an. Na also! Well, jetzt kam man wenigstens zu einem gescheiten Wort! Groß a also: Eine Ergänzung zu dieser gestrigen Mitteilung würde in der heutigen „W. a. M." erscheinen. Hatte nettes Geld gekostet, es zu drehen und komplettieren, so daß ein Zweifel auf dem Gräfchen blieb, Sebastians Irrtum mithin nicht gänzlich feststand. Groß b: Nach drüben war gekabelt worden. Drüben würde nichts „erscheinen". Kostete ein Vermögen. Groß a machte man sich auf die Socken und landete so mit Aplomb in Neuyork, daß die „Season Trux" florierte und das Geschäft (unberufen) längst nicht mehr umzubringen war, wenn irgend etwas durchsickern und lästig fallen sollte. Bis dahin hatte man zumindest die Spesen drin. „Wenn alle Stricke reißen, helfen Sie a little nach!" meinte der Gewaltige zum Schluß. „Jetzt spielt doch ein kleiner Schwindel keine Rolle mehr! Was haben Sie davon! Alle helfen nach! Glauben Sie, Sandleben hilft nicht nach?" Die Sache schien damit all right, der Kontraktbrecher war fügsam. Schön. Die Degenfeldgeschichte hatte ihm den Rest gegeben. (Obschon, im Vertrauen gedacht, der Zwischenfall keineswegs so tragisch und der Mann da nach wie vor seine 10 Millionen Dollar wert war, gering taxiert. Die Südstaaten nicht mitgerechnet. Doch das behielt man besser für sich.) Laßt Bimeter nur machen! Der Generalagent blies in die dünnen Backen, als schwellte sie ihm bester Reisewind. Seinen vernünftigen Optimismus ließ er sich nicht nehmen, abgemacht? Sebastian erhob sich von dem grünen Ripssessel. Er sagte: „Herr Bimeter. Unser Vertrag gilt nicht mehr. Sie haben Ihren Vertrag mit einem gemacht, der behauptet hat, die Zukunft voraussehen zu können. Diese Behauptung ist widerlegt!" — „In einem Einzelfall!" fuhr Bimeter dazwischen. „Nicht in einem Einzelfall, nein," erwiderte Sebastian. „Ich will Ihnen jetzt etwas sagen, hören Sie zu. Hören Sie gut zu! Ich habe aus der Schrift meiner Frau vorausgesehen, daß die Frau und das Kind bei der Geburt des Kindes sterben werden. Herr Bimeter. Die Frau und das Kind leben." In einem Schwimmtempo, mit offnen Handtellern warf der andere die beiden Arme vor: „Leben," sagte er. „Schön. Und wer weiß das? Ich meine, wer weiß, daß Sie vorausgesehen haben, sie werden sterben?" — „Sie und ich," antwortete der Gefragte. „Aber bald werden es alle wissen . . ." Instinktiv fühlte der Generalagent, die Sache nehme eine schlimme Wendung. „Von mir wird es keine Katz' erfahren!" erklärte er laut. „Von Ihnen doch auch nicht?" Sebastian sah vor sich hin. „Von mir!" sagte er dann und nickte. „Ich werde es mitteilen." — „Sind Sie verrückt geworden?" kreischte Bimeter. „Sehen Sie nicht ein —" Hier fiel Sebastian ihm ins Wort. „Das eben ist es," versetzte er. „Ich sehe ein. Ich beginne einzusehen. Adieu, Herr Bimeter. Unser Vertrag gilt nichts. Ihre Aufwendungen werde ich Ihnen nach Kräften ersetzen." Er reichte dem andern die Hand. Der aber nahm sie nicht und zeterte in einem komischgrotesken Wutanfall: „Mann, Sie gehören ins Irrenhaus! Was wollen Sie machen?" — „Das weiß ich noch nicht," versetzte Sebastian. „Aber aus der Schuld will ich! Aus der schrecklichen Schuld!" Und er nickte dem gewaltigen Manne langsam und suchend zu, ging, ließ ihn in desparatem Zustand. „Ein Idiot!" urteilte der auf zwei Kontinenten Bekannte und Bewanderte, „absoluter Idiot!" Gericht? über-

legte er dann. Presse? Wer glaubt noch eine Silbe, wenn der Idiot sein Maul nicht hält! Nein. Sie war das einzige. Wenn sie auf das sofort zu expedierende pressante Radiogramm rechtzeitig hier eintraf und richtig unterrichtet wurde, konnte sie unberufen das Ärgste noch verhindern. Nur sie.

Sie traf rechtzeitig ein. Sie hatte allen Anlaß, Bimeter nicht mißfällig zu werden: Der Vorschuß an Sebastian war fast zur Gänze in ihre Tasche gewandert, zur Gänze verbraucht; verfiel der Geschäftsmann, bei der veränderten Sachlage, darauf, ihn jetzt zurückzufordern und Bassans Witwe haftbar zu verklagen, wußte sie wirklich keinen Rat! Überdies war es der denkbar übelste Moment für Gläubigergelüste! Tosse (er hatte ja schon bei den Perlen schäbig refüsiert und aus keinem andern Grund die Abmachungen mit Sebastian betrieben!) steckte nicht in der besten Haut, ja es konnte als sicher gelten, daß Bernhards Verhaftung ihn den Gouverneursrang, wenn nicht Böseres kosten mußte. Tosses Tage waren gezählt. Und was Meganopolis betraf, so schmolz das Vermögen Seiner Exzellenz, seit er von Fedora unzertrennlich war, wie Neuschnee in der Sonne. Fedora empfing Bimeters pressant-drohendes Radiogramm, als sie mit Seiner Exzellenz bei Sacher lunchte. Um sechs Uhr fünfundzwanzig gleichen Abends reiste sie ab, um neun Uhr morgens nächsten Tages traf sie ein, von Bimeter erwartet und belehrt. Was hatte er ausgestanden seit gestern! Unberufen war außer dem erwarteten Ergänzungsbericht der „W. a. M." seither nichts Alarmierendes ins breite Publikum gedrungen. Die Abend- und Morgenblätter beschränkten sich darauf, Bernhards Frauenabenteuer schwelgend aufzutischen und zur Sache Degenfeld den überwichtigen Umstand nachzutragen, daß jene Offiziantin des Postdepartements (die Mutter des verschwundnen Kindes) den Namen Paula Kimpel führe. Nach zwei taxierenden Eilblicken, die ihr versprechend schienen, weihte Bimeter sie ein. Zweierlei war zu tun: Verhindern, daß Sebastian die Sache mit seinem Kind verrate; bewirken, daß er unverzüglich „hinüber" gehe. Nach Belieben mit Frau und Kind. Er war nämlich verheiratet, Herr Sebastian Trux, und hatte ein Kind!

Verheiratet und ein Kind. Deshalb hat er keinen meiner Briefe beantwortet! dachte Fedora. Ziemlich einsilbig legte sie rechts von ihm die Autofahrt in die Klinik zurück und verabschiedete ihn vor dem Haus. Sie ziehe es vor, den Besuch allein zu machen, hierbei dulde sie keinen Einwand; er möge in sein Hotel zurückkehren und ihre Nachrichten dort erwarten. Wieder einmal imponierte ihm diese Person, die trotz allem, was man von ihr wußte (und das reichte hin!) den blendenden Kopf ganz oben hielt und (man hätte darauf geschworen!) die Unnahbarkeit in Person blieb, höllisch gefühllos und taggescheit, wie der Teufel sie geschaffen hatte. Solche Weiber sollte man ermorden dürfen! sinnierte er und warf einen Blick auf seine Taschenpapiersammlung. Soll sie sich den Hals brechen, früher oder später! Und teils weil Zeit Geld war, teils um seiner zunehmenden Nervosität entgegenzuwirken („Sedobrol" schrieb er zur Notiz und strich „Fedora Bassan" mit Graphitaufwand), beschloß der gewaltige Mann, der Eintragung: „Alma Kimpel" zu genügen. Sofort mochte die Vogel sie ins Hotel bestellen, übrigens machte es sich mit dieser Vogel immer schwieriger. Sie begann einfach zu himmeln, man mußte sie hinauswerfen. Nervös, übellaunig, unwirsch kehrte er in sein Hotel zurück und gab Miß Vogel Alma Kimpels wegen kurzen Auftrag: Bald sollte mit Bimeters und „First Pictures Inc." Beistand Almas Filmstern strahlend aufgehn: „Please, Mister Beimeter!" flötete das leidende Ovalgesicht. „Sein Sie so gut und schmelzen Sie mich nicht so an!" wetterte der Gebieter. Es war die erste persönlicher gehaltene Bemerkung, die er seit vorvorigem Xmas an sie gelangen ließ.

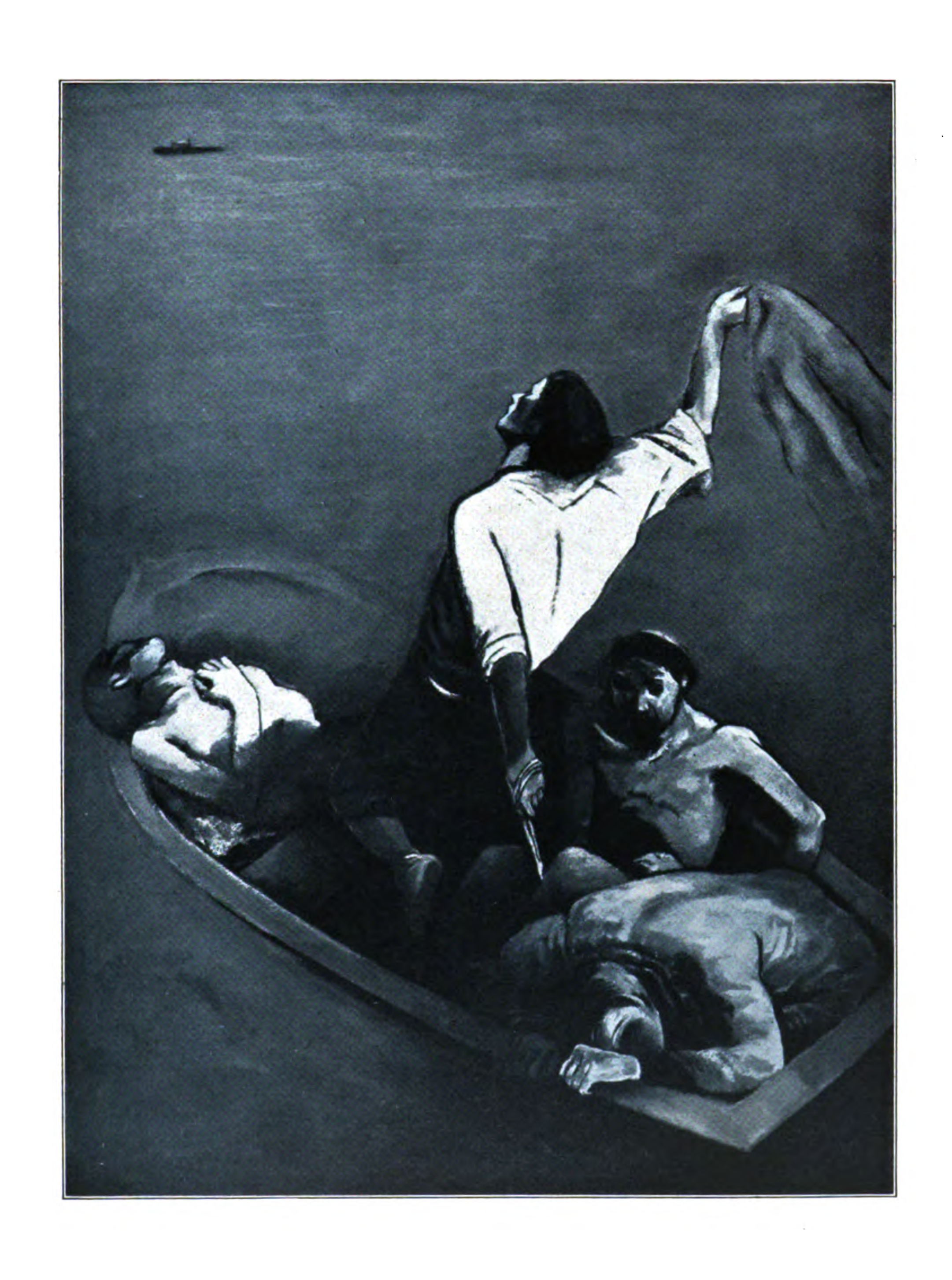
Inzwischen hatte Fedora nach Herrn Trux gefragt, war vom Türsteher auf Nummer 30 gewiesen worden und wartete im Korridor. „Die Dame läßt bitten," meldete die Oberschwester. Wie lächerlich, wünschte er sie in Familie zu empfangen? Mit vollkommener Leichtigkeit trat Fedora in das Krankenzimmer und sah auf den ersten Blick, daß Sebastian nicht zugegen und die junge Frau im Bette hübsch sei. Hübsch und unbedeutend. Der Überwurf war zu rosa. „Verzeihen Sie, daß ich bei Ihnen eindringe," erklärte die Besucherin, „ich wollte mit Herrn Trux sprechen und man wies mich her. Frau Trux, vermutlich?" Agnes wurde bis in die Stirne rot. Sie spürte es, sagte: „Ja, gnädige Frau. Sebastian hatte einen dringenden Gang. Er wird aber bald wieder zurücksein. Wollen gnädige Frau sich solange hier gedulden?" ‚So sieht sie aus?' dachte Agnes, die sie zum erstenmale sah: ‚Sie ist unwahrscheinlich schön!' ‚Die hat er geheiratet?' dachte Fedora. ‚Hübsch, ja. Aber wie subaltern!'

Und sie antwortete: „Wenn Sie es mir erlauben? Sie haben ein Baby bekommen, Frau Trux?" Jawohl! Dort im Korbe lag es. Es schlief jetzt. Vorhin hatte es ein wenig geschrien, aber es schlief jetzt, es war sehr brav . . . pardon, gnädige Frau. Vielleicht hier in den Schrägstuhl? Danke. Wenn es erlaubt war, wollte Fedora zuvor das Baby sehen? „Aber bitte, gnädige Frau!" antwortete Agnes gepreßt und verfolgte jede Bewegung der Fremden mit Beklommenheit. ‚Sie soll es lieber nicht anschauen!' dachte sie. ‚Sie haßt uns bestimmt. Mich und das Kind.' Und wie um das Kind vor Fedoras Blick zu schützen, sagte sie, während die Besucherin gerade in den Vorhang vor dem Korbe griff: „Mir scheint, da kommt Sebastian!" Darauf wendete Fedora sich wirklich um und da niemand kam, meinte sie und erriet: „Es klang wirklich, als käme jemand. Es wird daneben gewesen sein?" Ohne das Kind gesehen zu haben, trat sie vom Korbe weg, um sich in den Schrägstuhl an Agnes' Bett zu setzen. ‚Fürchtet sie mich?' dachte sie, die Liegende mit jener zwiespältigen Empfindung scharf beobachtend. „Sie sind so hübsch, Frau Trux! Lieben Sie ihn?" Für diese Frau hat er mich verlassen? fragte sie sich dabei und die Frage war ihr bitterer, als sie sich eingestehen wollte. Ist das die Frau, für die man mich verläßt? Zwielicht in ihren Augen, deren ungleiche Größe Agnes traf. Wenn ich wollte, könnte ich ihn wieder haben! Es kann nicht schwer sein, ihn dieser Frau wegzunehmen, diesem subalternen, phantasielosen Geschöpf, das sicherlich die Windeln selber waschen und ein Wirtschaftsbuch auf Heller und Pfennig sparsam führen wird! Es kam Agnes hart an, auf solch eine Frage zu antworten, doch sie überwand sich und sagte nichts als: „Ja." Die Besucherin ließ die ungleichen Augen schweifen. „Aber Sie sind noch nicht sehr lange verheiratet?" fragte sie dann, in der geringschätzig hingeworfnen Frage lag etwas, was Agnes abermals bis in die Stirn erröten ließ. „Nein, gnädige Frau. Erst seit zwei Wochen." — „Ach?" Agnes nickte. Mit einem zwischen dem Korb und der Besucherin geteilten Blick ergänzte sie entschlossen: „Des Kindes wegen." „Ach. Sonderbar, daß er mir nie von Ihrer Existenz erzählt hat?" „Das mag schon sein, gnädige Frau," erwiderte Agnes wie auf der Folter. Wenn sie nur nichts von ihm redete! So oft sie seinen Namen nennt, ist es mir, als müsse ich ihn hergeben! „Das hat seinen Grund darin," fuhr sie fort und trachtete, ihn zu rechtfertigen, „daß wir uns schon als Kinder kannten." „Nein? Eine Jugendliebe also? Wie romantisch!" Agnes zog die Decke höher, als schütze das. Angstvoll flammte alles in ihr auf. Wie soll ich mich denn wehren? Ich bin ihr ja so kläglich unterlegen! Agnes von daheim, dies ist eine dunkle Stunde für dich!

Irgend etwas erbitterte Fedora gegen die Wöchnerin. Dies Dienerinnenhafte. „Eine grenzenlose Jugendliebe — meinerseits," bestätigte Agnes, sie dachte, mit dem Beiwort ihn und sich zu verteidigen. „Reizend!" erwiderte Fedora. „Und," setzte sie nach einer Sekundenpause fort und wollte wehtun, „wie steht es denn mit ihm, verzeihen Sie die neugierige Frage: liebt er Sie auch — grenzenlos?" Da die Besucherin dies fragte, zog es Agnes das Herz vor plötzlicher Unsicherheit zusammen. Und als antworte Fedora auf ihre Gedanken, vollendete sie: „Er hat nämlich auch für mich ein wenig Sympathie gehabt. Es ist gar nicht so lange her. Hat er Ihnen davon nicht erzählt?" Jäh glaubte Agnes zu wissen und schloß geängstigt ihre Augen: Sie ist da, um ihn mir wegzunehmen! Sie bleibt es, die er liebt! Immer. Was ihn an mich bindet, ist Pflicht, Mitleid — ‚Ja, gnädige Frau," entgegnete sie, „ich weiß es. Er hat mir nie einen Zweifel daran gelassen." -- „Aber Sie bringen ihm kein Glück!" fragte Fedora brüsk: „So lange er mit mir beisammen war, hat es solche Rückschläge nie gegeben!" Rückschläge? Ja, wörtlich. Fedora dürfe annehmen, daß Frau Trux Bescheid um ihres Mannes Angelegenheiten wisse? Welcher Meinung also war Frau Trux? Was hatte sie ihrem Gatten geraten? Wenn er nicht vernünftig vorging, konnte es ihn um die Karriere bringen! Die Karriere? „Gnädige Frau," gestand die Wöchnerin sofort, „ich weiß von nichts. Um mich zu schonen, scheint Sebastian mir etwas verschwiegen zu haben?" — Schnell griff Fedora nach ihrem Brokattäschchen. „Wenn er so gute Gründe hat, Sie im Ungewissen zu lassen . . . Da Sie es wissen wollen: Ihr Gatte hat sich geirrt." Agnes beugte sich im Bette vor, um kein Wort all dieser Worte zu verlieren, die Fedora folgen ließ. All dieser neuen, umstürzenden, undurchsichtigen, strengen Worte. Je mehr ihrer waren, desto heftiger spürte sie: Was muß er gelitten haben! Mit einer bittenden Abwehrbewegung streckte sie die Hand aus, als Fedora von der Geburt des Kindes und Sebastians Irrtum sprach. ‚Was muß er gelitten haben,' dachte sie leidenschaftlich. Und Fedora fragte: „Werden Sie mit ihm reden?" Denn für je-

manden, der es mit Sebastian gut meinte, gab es lediglich einen Rat: Die Sache geheimhalten, die Karriere retten, das hieß: ohne Aufenthalt nach Amerika, wo man nichts wußte! Nicht wahr, Frau Truz? Agnes gab die Antwort augenblicklich. „Meine Meinung ist das nicht. Meine Meinung ist, er müßte sich zu seinem Irrtum bekennen!“ sagte sie. „Das wäre er sich schuldig . . .“ Weshalb, um Himmels willen! Welche Verblendung! „Sie wollen ja einen Schullehrer aus ihm machen!“ rief Fedora erregt. „Ein Phänomen sperrt man nicht in eine Bürgerstube! Eine Einmaligkeit reguliert und domestiziert man nicht! Da gibt es keine Moral und keine Religion! Sie machen ihn ja winzig klein, Frau Truz, mit Ihrer Bürgermoral, wissen Sie das!“ Agnes suchte nach Worten. „Und Sie machen ihn schlecht, gnädige Frau!“ Fedora lachte verächtlich. „Schlecht? Ich habe aus ihm gemacht, was er ist! Hinaufgezogen aus dem Nichts, das er war, habe ich ihn! Mein Verdienst ist es, daß er gelernt hat, was das heißt: Einmalig!“ Abermals suchte Agnes nach Worten. „Vielleicht sind Sie daran s c h u l d, gnädige Frau? Vielleicht hätten Sie das nicht dürfen?“ Suchend sah sie in die ungleichen Augen. „Vielleicht darf man das nicht: einen Menschen größer machen als er ist!“ Und kleiner machen? Wie durfte man? Das war fromm und bieder, dumme kleine Kreatur? „Ich weiß nicht,“ sagte Agnes. „Aber nur so, wahrscheinlich, kann man leben . . .“ Mein Gott, da war eine Barrikade. Da stand Welt gegen Welt. Vielmehr nach Fedoras Meinung: Welt gegen Winzigkeit. Verächtlich öffnete und schloß sie ihr Brokattäschchen. Nein, es konnte nicht schwer sein, ihn der Mittelmäßigkeit wieder zu entreißen, von der er hier armselig beherrscht schien. Zurück ins Einmalige, Mensch, der seinen Nimbus verrät! Zurück zu mir, die das Begrenzte haßt und dich aus deinen Grenzen treibt! Das tut dir not . . . und mir . . . und allen . . .! Die ungleichen Augen redeten, der wunderbar geformte Mund verriet sich nicht. O, Bimeter hatte seine Emissärin gut gewählt! Seine Sache und die ihre verschmolzen angesichts der Wöchnerin. War es die Demütigung, die dies bewirkte? Die Schuldnerschaft? Die Wiederkehr des plänezerstückenden Gefühls, das Fedora dereinst dem Barkenführer Mario gehorchen ließ? Die Wöchnerin suchte fürchtend in diesem heißen Blick. Wie soll ich mich wehren? suchte sie. Wie kann ich ihn schützen?

Da trat er ein. „Fedora . . .?“ sagte er. Sechs Augen trafen sich. Ein Schweigen entstand in diesem gekreuzten Blick von Werbung, Qual und Abwehr. Das stumme Schauen dauerte, jeder der drei Menschen war gewiß, es gehe um sein Innerstes. ‚Sie ist gekommen!‘ dachte Sebastian und das Verdrängte stürmte über ihn. ‚Sie nimmt ihn mir!‘ dachte Agnes und sammelte die Angst in ihre Augen. ‚Ich muß ihn haben!‘ dachte Fedora und ihr Blick war triumphal. Agnes, in den Kissen, erhob sich, als wollte sie nicht länger liegen! Er hörte es und wandte sich zu ihr. Wie seltsam! Sie legte sich wieder auf die Polster . . . da zuckte ein Schleierchen ihr über die Pupillen, schnelles graues Schleierchen, zum erstenmal! Und über Fedoras Augen nicht? Schnelles Schleierchen! Schönes, schnelles Schleierchen! Erreichst du zum erstenmal Agnes' braune Augen und machst sie schöner? Kleine Fahne der Furcht! Wie du führen kannst! Von Menschen weg, zu Menschen hin. Von Menschen weg, die vor Menschen erschrecken. Zu Menschen hin, die um Menschen zittern . . .! Das stumme Schauen endete. „Hier bin ich, Agnes!“ sagte Sebastian und bettete sie besser. Und dann gab er Fedora die Hand und fragte, als sei es das Wichtigste: „Hast du das Kind gesehen?“ Sie mußte mit ihm hin; er selber zog den Vorhang von dem Korbe und zeigte ihr, wie gut es schlief. Groß, breit und fest stand er hinter dem schlafenden Kind. „Was führt dich her, Fedora?“ — „Sebastian,“ sagte Agnes, um ihr zuvorzukommen: „Die gnädige Frau will dir raten. Wegen — weil du dich — geirrt hast, Sebastian?“ Sein Ausdruck wurde dunkel. „Das ist wahr,“ antwortete er und berührte mit dem Zeigefinger seiner großen roten rechten Hand den Schlafkorb. „Ich habe mich geirrt!“ Unter dem Worte zuckte er und stand hinter dem Korb wie ein Verklagter. „Was gedenkst du zu tun, mein Freund?“ fragte Fedora ihm zur Seite. „Du hast dich geirrt? Wie oft hast du dich n i c h t geirrt? Wie oft ist es buchstäblich eingetroffen, was du vorhergesagt hast, weißt du es nicht mehr? Was beweist dein Irrtum? Nichts! Den Beweis, daß du aus der Schrift mehr liest als jeder lebende Mensch, hast du erbracht! Den Beweis, daß du in der Zukunft liest, hast du erbracht. Wo du dich n i c h t irrtest, das entscheidet deine Einmaligkeit!“ Hört, das Verfahren hatte begonnen und der Verteidiger war am Wort gewesen. Nun redete der Angeklagte. „Fedora,“ sagte er, „erinnere dich! Damals



Schiffbrüchige. Gemälde von Prof. Heinrich Altherr

als Bassan starb? Wenn er am Montag nicht Hand an sich gelegt hätte, wäre er Mittwoch gestorben? Beweise? sagst du. Beweise für meine Fertigkeit. Manches ist eingetroffen, ich leugne es nicht. Aber wie ist es mit dem allen, wovon ich nichts weiß? Vielen habe ich vorhergesagt. Wie vielen wahr, Fedora? Wie vielen falsch? Um Christi willen, Fedora, wer stellt das jetzt noch klar? Das eine Mal war genug, sagst du? Ja! Das eine Mal, wo ich mich irrte! Ungeheuerliche Anklage war es gegen mich, dieses eine Mal! Die Menschen, denen ich voraussagte, sind von mir fort, wo habe ich sie hingejagt? Zwei haben sich umgebracht. Von denen weiß ich. Einer ist eingesperrt worden. Von dem weiß ich. Zwei haben sich umgebracht, weil sie es nicht ertragen konnten, was ich ihnen auflud. Einer ist eingesperrt worden, weil ich ihn irrig beschuldigte. Irrig, Fedora! Und wenn die beiden Toten meines Irrtums wegen tot wären? Und wenn die, die von mir weggingen, verzweifeln mußten ... meines Irrtums wegen, was dann! Muß man da nicht retten, Fedora, was meinst du? Müssen da nicht alle, die von mir weggegangen sind, es hören: Er hat sich geirrt! Fehlbar ist er! Das muß man ihnen doch zuschrein, Fedora, wie die Erlösung! Dem habe ich Krankheit vorhergesagt. Dem Verzweiflung. Dreimal unter fünf. Neunzigmal unter hundert: Böses. Da muß man es ihnen doch nachschrein, daß sie es hören, ehe es zu spät ist: Er hat sich geirrt, in einem Fall, in zweien ... vielleicht auch in deinem? Irrbar ist er, vielleicht stirbst du nicht!? Begreifst du das, Fedora? Die Klammer vom Halse muß ich ihnen reißen, daß sie wieder atmen können! Nur ein Hoffender kann atmen ...!" Angeklagter, zur Ordnung! Bleibe bei der Sache!

„Du verallgemeinerst, Sebastian?" fragte Fedora, da war der Verteidiger Ankläger geworden. „Weil du dich ein paar Male geirrt hast, willst du dein ganzes Werk zum Irrtum und Betrug stempeln?" Sebastian sah sie wägend an. ‚Werk?' dachte er. ‚Welch ein Werk? Schuld!' dachte er. Und er klammerte sich an die Augen der Wöchnerin. Von den Polstern schaute sie ihm entgegen. Entschließe dich! sagte sie zu ihm, in einem steten, zugewandten, erkennenden Schauen. Hört, hier hat der Zeuge geredet! Seine unverbrüchliche Stimme spricht: Ich zeuge für dich! Da antwortet der Angeklagte, denn er ist gefragt: „Ich bin entschlossen, Fedora." — „Wozu?" — „Mich zu meinem Irrtum zu bekennen." — „Auch zu dem, den du nicht begangen hast?" — „Auch! Anders ist meine Schuld nicht abzuwälzen!" — „Welche Schuld, mein Freund?" Da wanderte des Angeklagten Blick zwischen den zwei Frauen. Von den Augen, die bestritten, zu den Augen, die bezeugten. „Es hat keinen Zweck, Fedora!" sagte er dann langsam und bestimmt. Sie trat in die Mitte des Zimmers, zwischen die Wöchnerin und ihn. „Wähle!" forderte sie. „Ich mache dir keinen Vorwurf, daß du mich vergessen hast. Ich mache dir den Vorwurf, daß du dich vergißt! Vergißt du, worum es hier geht? Um das Einmalige, Sebastian! Wähle! Werde nicht winzig klein!" Er wiederholte: „Es hat keinen Zweck, Fedora." Da streckte sie dort, wo sie stand, eine Hand aus in den leeren Zwischenraum, niemand konnte sie nehmen. Ihr blendendes Gesicht verlor die Fassung und gewann sie wieder. „Ich will nicht länger stören!" sagte sie, grüßte tonlos und ging dahin zurück, wo sie hergekommen war.

Ja, nun war der Verteidiger gegangen, Angeklagter und Zeugin blieben allein. Doch das Verfahren dauerte. Sebastian stand hinter dem Schlafkorb und fuhr mit seinem Finger über das weiße Geflecht. „Begreifst du die Schuld?" fragte er die Zeugin in den Kissen. Da legte sie Zeugnis ab. Fast dieselben Worte wie die Frau, die jetzt gegangen ist, hat sie ihm gesagt, weiß er es noch? Daß die Wahrheit nie Schuld sein kann. „Schüttle nicht den Kopf!" bat sie, „von der Wahrheit rede ich. Nicht vom Irrtum. Da du dich geirrt hast — mag es nur in einem einzigen Fall gewesen sein — ändert es sich, meine ich. Denn das gibt allem, auch dem vielen Wahren, das du sagtest, etwas Zufälliges und etwas — Unverantwortliches, meine ich ..." Der Angeklagte nickt erregt. „Nicht wahr?" fragt er, „empfindest auch du die Schuld? Die unverzeihliche Schuld?" Sein Finger bewegt den Schlafkorb, ein kleiner, geringer Laut dringt daraus auf. „Unverzeihlich?" fragt die Zeugin und die ernste Stimme gehorcht ihr kaum. „Hast du nicht geglaubt, unser Kind würde tot sein? Es lebt. Es wird leben, Sebastian! Konnte der dort oben dir bündiger sagen, daß du vor ihm nicht schuldig bist? Mit Leben hat er dich widerlegt! Leben hat er aus deiner Schuld gemacht! Unschuldiges Leben!" Ein kleiner, geringer Laut dringt aus dem Schlafkorb. Hört des Richters Stimme, die das Urteil kündet! Aus dem weißen Schlafkorb drang des Richters Stimme zu dem Angeklagten. Kleiner, erschütternder Laut! Er sprach den Angeklagten frei.

Der Mensch, der die Zukunft weiß

Nun, Sandleben hätte es unterlassen können, seinen insinuanten „W. a. M.“-Artikel über den „Fall Trux“ anzufertigen, da Sebastian in Person gekommen war, um unvergleichlich mehr zu bieten! Es war jener „wichtige Gang“, dessen Agnes vor Fedora Erwähnung tat, ohne zu wissen, wohin er führen sollte. ‚Mögen sie es an ihre große Glocke hängen!‘ dachte er und langte im drängenden Gefühle seiner Schuld redebereit vor dem Sprechzimmer der Chefredaktion an; indes, die Chefredaktion war nicht zugegen, was so viel hieß, als daß sie sich zwar regulär in ihrem Amtsgemach befand, doch ihre Gegenwart verleugnete. Sie hatte ihren Grund dafür. Denn gestern stellte sich da unversehens ein Beitrag ein, brillante Sache! „Der Fall Trux“. Verfasser: R. G. Sandleben. Mit Fug und Recht durfte die Chefredaktion den farblosen Titel ändern und eigenmächtig: „Die Entlarvung des Hellsehers Trux“ daraus machen, weil das, was Sandleben hier beibrachte („bekanntlich eine Kapazität auf dem Gebiete des Okkulten“), einer Entlarvung gleichsah wie ein faules Ei dem andern. Doch vorgebracht mit jenem verfluchten, wissenschaftlich verbrämten Anschein von Wahrscheinlichkeit und ethischer Überzeugung, der immer glänzend wirkte! „So will ich es ihnen schriftlich geben!“ erklärte Sebastian und überlegte auf dem Rückweg jedes Wort. Geschriebnes konnten sie nicht abweisen, das mußten sie lesen! Hatten sie es aber gelesen, dann war die Sache richtig. Er trug seine Erklärung Wort für Wort im Kopf und jetzt, wo des Kindes kleiner Laut ihm wie ein Freispruch war, sagt er sie sich und Agnes und dem Kinde deutlich vor. Dann wollte er das Ganze zu Papier bringen und einen dicken Strich darunter machen und sie beide ansehen und sagen: Gott sei Dank!

Da steckte jemand den Kopf durch die Tür von Nummer 30 und gab eine Depesche ab. „Sie gratulieren uns von zuhause!“ meinte Sebastian, als er den Absenderort las, „ich habe sie von der Geburt benachrichtigt. Endlich melden sie sich!“ Und er entfaltete das Papier. Doch sie gratulierten nicht. Sie teilten mit, daß die Mutter nach ihrem Sohn verlange. Er möge kommen, denn die Mutter wolle sterben. Den befreiten Atemzug auf den Lippen, verschloß sie Sebastian. Dann sagte er: „Der Mutter geht es schlecht. Ich muß nachhause . . .“ Daß es ihm geschehen könne, sie nicht mehr lebend anzutreffen... das zu denken, war schwerer und beschämender als je etwas zuvor! Man konnte sehen, was in ihm vorging, und Agnes dachte überstürzt: Was lädt das Schicksal ihm auf! Darf er nicht endlich zur Ruhe kommen! Seit bald einem Jahr quält er sich ab! Sie rief ihn also und versprach ihm etwas. Sie und das Kind, versprach sie, wären da und würden immer da sein. Das war ein wenig zusammenhanglos mit der schweren, eiligen Nachricht von daheim, doch Sebastian wußte den Zusammenhang und als er von Agnes und dem noch namenlosen Kinde Abschied nahm, um bei seiner Mutter Tod zu sein, sagte er: „Lebt wohl, beide. Bleibt gesund.“ Ihr seid alles, was ich habe! wollte er noch sagen, spürte aber, daß er es mit trocknen Augen nicht herausbringen würde, und nasse hatte er sein Leben nicht gemocht. Auch die Mutter, das mußte er jetzt denken, hatte das nie gemocht. Über alle Begriffe fand er sich in ihrer Schuld.

Seht, der Zug näherte sich dem Stationchen, das Rohziegelbahnhaus zeigte sich — was war das! Vor dem Bahnhaus stand eine große Frau. Ihre hohe Gestalt ragte weither auf, sie winkte. „Mutter!“ schrie Sebastian. Ja, sie hatte den Sohn empfangen wollen. Als er sie ansah, ihr unfaßbar dünn gewordenes Gesicht, die weißen Streifen ihrer Lippen, wußte er genug. Willkommen, niemand von den andern durfte ihn hier erwarten, so hatte sie es angeordnet. Willkommen, mein Sohn, nach langer Zeit, und gehen wir nun heim! Er wollte sie stützen, doch dessen bedurfte sie nicht, die halbe Stunde nachhause bereite ihr keine Beschwer; wenn Sebastian rechtzeitig kommt, hatte sie gestern zu El gesagt, kann ich ihm noch lebendig entgegengehen! Dank, daß er gekommen war. Dann machten sie sich auf den Weg. Sie war fast von gleicher Größe wie er, kaum eine Stirnhöhe unterschied sie. „Da steht manches drin,“ sagte sie und zeigte in sein Gesicht. „Ich kann es nur nicht alles lesen. Siehst du, wir bauen schon an.“ Die winterlichen Äcker zur Seite ihres Wegs hatten frische Pflugfurchen, hier und da haftete ein Restchen Schnee am Furchenrand. Der Blick war weit.

In der Ruhe gingen Mutter und Sohn, ihre großen Gestalten bewegten sich weithin sichtbar auf der Distriktsstraße nachhause. „Mutter!“ sagte Sebastian vom Grunde seines Herzens. Sie nickte aus ihrem sterbenden Gesicht. „Was steht darin, mein Sohn? Niemand hört uns zu.“ Diese

weißen Lippen! Er wollte nicht weinen. „Daß du recht gehabt hast, Mutter!“ bekannte er in die Ruhe. Sie hielt den Schritt nicht an, sondern griff nur, im Gehen, schnell nach ihm hinüber. „Sprichst du die Wahrheit?“ fragte sie. „Ich muß das wissen.“ Dringlichkeit lag schwer darin. Da sagte er es ihr. Wer hat dich aufgestellt? hatte sie ihn gefragt und er war die Antwort lange schuldig geblieben. Niemand! antwortete er jetzt. Meine Schuld! antwortete er. Meine größte Schuld! „Mein Sohn, ist es dir Ernst damit?“ fragte sie und die weißen Striche ihrer Lippen riegelten sich auf. Ernst. Ja! Da griff sie abermals, im Gehen, nach ihm hinüber, denn das war zeitlebens das einzige gewesen, womit sie zärtlich war. Als sie es tat, blieb er stehen, um sie in die Arme zu nehmen und zu küssen. Dergleichen aber war sie nicht gewohnt, hatte es nie gemocht zeitlebens, so ließ er es dabei und ging mit ihr voran. Und sie selbst hätte ihm gern gesagt: „Mein liebes liebstes Kind!“, doch das hatte sie zeitlebens nie getan, und so ließ sie es dabei und ging mit ihm voran. Weithin sichtbar schritten die großen Gestalten in der Ruhe heim. „Ich will dir etwas dalassen,“ begann die Mutter. „Ich habe darüber nachgedacht, als ich immer kränker wurde und es mit mir zuende ging. Weißt du, was das Beste ist, mein Kind?“ Er sah ihr in das sterbende Gesicht, dessen weiße Lippen sprachen: „Das Beste ist das Geheimnis!“ Dann schöpfte sie Atem, um es ihm in der ganzen Klarheit zu zeigen, in der sie es besaß und sah. Um ihn zu warnen und zu retten. „Ich fürchte den Tod nicht, Sebastian,“ sagte sie. „Weil ich ihn nicht kenne. Wenn ich gedacht habe: der Tod, dann war es, wie wenn ich dächte: die Zukunft! Beide sind ein Geheimnis, mein Sohn, und darin ist großer Trost, das sage ich dir vor meiner letzten Stunde. Wie wird es sein, wenn ich gestorben bin? Vielleicht wird es herrlich sein, mein Kind? Wer kann mir widerreden, wenn ich denke: der Tod ist herrlich? Keiner kennt das Geheimnis Tod. So kann man auf ihn hoffen! Damit wir hoffen können, hat Gott uns das Geheimnis gegeben! Bis zur letzten Stunde hoffen! Ist das nicht wunderbar? Hüte mir das Geheimnis, mein Kind. Es ist der Segen über unserem Leben und Sterben ...“ Sie stand an einer beschneiten Ackerfurche still und holte Atem. Vernehmlich hatten die weißen Lippen ihres Amtes gewaltet. „Versprichst du es mir?“ fragte die Mutter ihren Sohn in der unendlichen Ruhe. „Mutter. Ja!“ Da war getan, was noch zu tun war; an dieser Ackerfurche endete einer simplen Landfrau lebenslange Pflicht und das Stück Heimweg, das verblieb, war pflichtlos. Das Stück Heimweg konnte sie nun genießen. Friede beruhigte ihr sterbendes Gesicht, als sie den Sohn nach Agnes und seinem namenlosen Kinde fragte und aller drei gewiß war. Da sie heute morgen aufzustehen und ihren Sohn zu holen begehrte, hatten sie es ihr widerraten. Seht, nun hatte sie trotzdem den Weg getan! „Gib mir deinen Arm!“ sagte sie zum erstenmal in ihrem Leben, köstlich erschien ihr dies pflichtlose, sichere Nachhausegehen. „So geht es sich sehr schön!“ sagte sie dankbar und schwankte aufrecht und ging weiter. Und fühlte, daß sie sterbe, preßte ihm schnell den Arm und dachte sterbend: ‚Alles ist getan.‘ Tot fing er sie in seinen Armen auf.

Da trägt er die Tote; allein in der Ruhe, wie leicht ist sie! Mutter, was gibt dir diese ungeheure Ruhe? Ist er so herrlich, der Tod? Tief über ihr Geheimnis gebeugt, trägt der heimgekehrte Sohn die tote Mutter heim.

Er hat den Bruder umarmt, der Schwägerin und den Kindern die Hand gegeben, dann haben sie die Tote aufgebahrt und ihr die Ehren erzeigt, die ihr gebühren. Eine Mutter ist gestorben, das ist der Ehre wert! Eine Mutter ist gestorben, das ist des Weinens wert! Sparet nicht an Ehre noch an Weinen; einer Mutter Tod ist der Tod der Tode! Sie sind hinter dem Sarge gegangen und haben sie begraben. „Sebastian!“ sagen sie zu ihm, „nun wirst du wohl wieder fort in die Fremde?“ Er beugt sich über das Grab und bleibt stehen und schweigt. Dann geht er aus dem kleinen Kirchhof und hat kein Ziel. Abends will er an Agnes schreiben. Und seine Erklärung aufsetzen und sie an die Zeitung schicken, das ist durch der Mutter Tod ein wenig außer Sicht gerückt, doch die Bedeutung hat es nicht verloren. Aus dem kleinen Kirchhof geht er, man zieht den Hut vor ihm, ernsthaft stehen all die Leute, unter denen er aufgewachsen ist, und drücken ihm die Hand, denn seine Mutter war geehrt hier oben, man sah sie ungern sterben. Eine Scheu aber ist zwischen den Leuten und ihm, die weder vom Tode noch vom Beileid stammt, sondern von dort, woher das schnelle Schleierchen grau aufflog ... er sieht es, spürt es, weiß es. Und geht durch die Mitleidgasse der vertrauten Menschen, die von ihm abrückt und ihn allein entläßt. Wo geht er hin? Er weiß es selber nicht,

so geht er seine Schritte, um zu gehen und zu trauern. Erde kollerte auf ihren Sarg, er hat nicht geglaubt, daß dieser dumpfe Ton solch eine Sprache sprechen kann. Er hat nicht geglaubt, daß es ihn so erfüllen wird, was nun geschah, Tod und Begräbnis und Nimmerwiederkehr! Dort liegt sein heimisches Gehöft, der „Unterhof“. Kein Bauernhof, dazu ist er zu stattlich, und kein Landgut, dazu ist er zu bäuerlich. Eine „Ökonomie“, wie man hierherum rühmend zu sagen pflegt. El, der Älteste, wird jetzt in den „Unterhof“ ziehen, denn bis zum Tode der Mutter hat sie hier unumschränkt regiert. Els Bezirk aber war der „Hochhof“, der bergiger und rauher liegt, fast schon am Wald . . . dies bißchen Gelb dort vor den Fichten ist es. Wie oft war Sebastian zwischen den beiden Höfen „obenunten“ unterwegs, als Knabe hatten sie das so genannt. ‚Ach ja,‘ denkt er, ‚da hat sich nichts geändert.‘ Beim Bach beginnt er den Weg hinauf und noch immer ist die abschüssige kleine Stelle grün von Kieseln: noch immer?, und es ist nicht so lange her, daß er dies hier verließ! Da er nachzählt, findet er betroffen, daß es kein Menschenalter, sondern kaum ein kurzes Jahr her ist, weniger als ein Jahr, zweieinhalb Monate fehlen dazu! Trotzdem: noch immer? Aus jedem Schritt spricht die Erinnerung. Jeder Schritt nähert ihn an, führt ihn zurück. Nach dem Sägewerk erreicht er die erste ebne Lichtung, übersät mit verdorrtem, niederm Heidelbeergebüsch und dicht mit Schneerosenstengeln bestanden. Was ist es mit der Lichtung? Unter weißblauem Himmel wartet sie auf das Frühjahr, um blumig zu werden, auf den Sommer, um Beeren zu tragen, auf den November, um zu vergilben, auf den Schnee, um wieder warten zu können, das ist es. Dahinter, im Aufstieg, fangen die Kornäcker an. Was ist es mit den Äckern? Sie sind jetzt nichts als kalte Erde und werden in sieben Wochen hellgrün und abermals in sieben Wochen gelbe strömende Felder sein, das ist es. Sebastian schaut auf die dürren Stauden und die Furchenreste Schnee. Ein schmerzhaftes Gefühl von Entflohensein und Hergehörigkeit überkommt ihn wie ein Vorwurf der Toten und trotzdem wie etwas Wärmendes. Hier vergeht nichts! spürt er, hier kommt alles wieder! Und dann tritt er oben in den Backsteinbau, den noch sein Vater bewohnt und aus dem er die „Ökonomie“ herausgewirtschaftet hat, ein richtiger Bergbauernhof ist es, mit guter Gras- und Kleealm und durch den Wald vorm Föhn geschützt. Seit El hier oben haust, hat er sparsam renoviert, doch das meiste beim Alten gelassen, überbeharrlich, wie El nun einmal ist. Er tritt in das Haus, es liegt verödet, weil ja noch alle unten beim Begräbnis sind. Nur Els Jüngste ist daheim, sie sitzt im überhohen Strohstühlchen dort bei der Barbara, „grüß' Gott, Barbara, geht's gut?“ Diese Barbara! Sie wird im Sommer einundneunzig Jahre und das Kind wird eines alt! Winzig sitzt es in dem überhohen Stühlchen, zerrt an einem blauen Lappen und summt. „Sßa!“ macht es, das heißt etwas. Denn Barbara, die sich noch immer bester Gesundheit erfreut und bei der es nur mit den Zähnen hapert, bekräftigt des winzigen Mädchens Aussage und unterhält regelrechte Konversation mit ihm. „Sßa!“ macht das Kind. Da Sebastian in der großen Stube umhersieht, meint er, die Zeit sei stehengeblieben. Barbara lebt und summt, sie hat auch mit ihm die wichtigen Unterhaltungen seiner Strohstühlchenepoche geführt, nun summt sie noch immer! Er geht auf den Vorplatz hinaus, wo die zwei langen Holztische zwischen den zwei langen Buchenbänken sind, und setzt sich hin. Hier sieht man weit hinunter und hinaus, denn es ist siebenhundert Meter hoch, ja noch etwas darüber; bleibt der Himmel so weißblau wie heute, dann hat man keine Mühe, zu sehen, was hier oben sichtbar wird, das ist genug.

Sebastian schaut und schaut. Was er so oft gesehen hat, schaut er heute mit andern Augen an. Was hat die Tote auf dem letzten Heimweg einbekannt? „In allem ist Geheimnis . . .?“ Er sitzt und sieht hinab. Hinter ihm summt das Kind und die Uralte. Hat die Mutter recht gehabt? Wie geschieht denn das, daß es wächst aus dem Nichts? Wie geschieht es, daß es verschwindet? Wie wird Grün aus Schwarz? Summen zur Rede? Wie wird es Tod? Sebastian schaut und schaut. In allem ist Geheimnis!

Er steht auf, geht hinab. ‚Dem Geheimnis habe ich zuleibe wollen!‘ denkt er. Wie Schuppen fällt es ihm von den Augen, Geburt und Tod und Erde haben ihn sehend gemacht. Seher Sebastian, siehst du nun? Wie das Verborgne schützt und am Leben erhält? Wie es unterm Schnee Frucht wird und hinter der Nacht Tag und hinter dem Tage schützend Tod? Siehst du, worin du geirrt hast? Du hast das Geheimnis bekriegt, du zusammen mit den Menschen deiner Zeit! Seher Sebastian, siehst du? Das Geheimnis ist der Freund der Menschen! Leichter läßt es sie leben und sterben.

Ihr Bestes ist es. Was Bestes ist dir widerfahren? Erinnerst du dich, wie es aus Rauch und Gestampf und Jazzgeheul zu dir kam? Liebe setzte sich an deinen Tisch und in dein Herz. Wie kam sie her? Geheimnis! Geheimnis, daß einer geliebt wird! Geheimnis, daß er liebt! Geheimnis, daß einer krank wird! Geheimnis, daß er gesundet! Geheimnis, ob einer geboren wird! Geheimnis, wann er stirbt! Geheimnis, ob morgen die Sonne scheint! Seher Sebastian: Hoffnung aus dem Geheimnis! Trost aus dem Geheimnis! Glück aus dem Geheimnis! Segen des Geheimnisses! Siehst du es nun?

Da geht Sebastian bergab und sieht. Unten liegt ein Brief für ihn auf dem Tisch, von Agnes. Gute Nachricht! Agnes ist aus der Klinik ohne Vorbehalt entlassen und das Kind, das noch keinen Namen hat, wächst rapid. Es soll wohl nach und nach ein Riese werden! Beileidsworte zum Tod der Mutter, unscheinbare, bescheidne, oft gesagte Worte, trotzdem randvoll von unlöslicher Verbundenheit und großer Nähe. „Ich liebe Dich, Sebastian." Gute Nachrichten. Bimeter ist zwei- und dreimal dagewesen. Irgendein Schmähartikel scheint in der Zeitung gestanden zu sein, gestern aber ist etwas dringestanden, was sich hören läßt: „Aus dem Gefängnis zum Altar." Degenfeld, Graf Thassilo Degenfeld als Ehemann! Und die Gattin ist bloß eine Bürgerliche, heißt Paula Kimpel, doch man muß sich wundern, welch ein Fallot das Gräfchen war! Da hatte er vor Jahr und Tag von jener Paula ein Kind gehabt und es zu Pflegeeltern getan. Eines Tags war das Kind verschwunden, tauchte dann in Triest auf und verschwand abermals, worüber die Mutter verzweifelte. Nun denn, so verhielt sich's. Thassilo hatte keine Lust zu lebenslangen Alimenten gehabt und wünschte dringend, daß die Belästigung und der Monatszuschuß an die Mutter ihr Ende fanden, nicht später jedenfalls, als bis das Kind für verschollen oder, besser noch, für tot galt. Ja, da hatte die Diebstahlsuntersuchung, in die er (unschuldig, der Ärmste!) verfangen war, ihre Wunder gewirkt! Denn bei der Aufmerksamkeit, die seinen Reisespuren von der Polizei war neugierig gewidmet worden, kam sein italienisches Manöver mit dem Kinde auf und hätte ihm höchst übel bekommen können, wenn nicht die Paula Kimpel ihn furiös entlastet und das Ganze hingestellt hätte, als sei es das Harmloseste der Welt, mit ihrem vollen Einverständnisse geschehn! Danach war ihm denn nichts mehr zu beweisen und er wurde auf freien Fuß gesetzt, wofür er sich mit der Ehelichung der Paula Kimpel revanchierte. Wer übrigens wollte nicht einräumen, daß er in einer bessern Regung mochte zum Altar gegangen sein? Vielleicht hatte ihn die leidenschaftliche Selbstverleugnung umgestimmt, mit der das arme Mädchen ihn trotz allem Tort nach Jahr und Tag beschützte? Wie immer, er zog den Kopf noch aus der Schlinge!

Gute Nachrichten. Die besten! Doch was ist das mit Sebastian, daß er beim Lesen manchmal innehält, weil ihn solch ein Gefühl von Unruhe und Abwehr bedrückt, und nicht etwa der Schrift wegen. Nein, der Poststempel ist es! Denn mit diesem Schwarzkreis dringt auf ihn ein, wovon er jetzt ein paar Ruhe- und Schmerztage weltweit entfernt war, weit zum Verwundern! In diesem Schwarzkreis ist eingeschrieben, was ihn nicht streifte, seit er zuhause ist: Das Gesicht der Stadt. Der Schrei der Stadt. Das Halali der Stadt. In diesem Schwarzkreis ist das Gestampf und Gebrüll, das Gepeitsche und Gestöhn. Gigantisch dehnt er sich und wird ein Ring von schnurgeraden, schnittgeraden Straßen. Durchjagte, durchgellte, durchraste, schnittgerade Straßen! Eine neben der andern, alle im Ring. Über den Ring dringen sie nicht hinaus, wie ein Knebel drosselt er ihre Mündung, preßt sie schnittgerad zurück ins Gestampf und Gebrüll, ins Gepeitsch und Gestöhn. Ein beklemmendes Gefühl geht von diesem Schwarzkreis aus, der nichts als ein Poststempel ist und der Sebastian trotzdem bedrückt. Widerwille regt sich ihm, wenn er dies alles wiederkommen sieht und es sich plötzlich vorstellt, daß er in den Hochdruck und die Luftleere unserer Welthandelsstadt zurück muß! Sie heulen seinen Namen durch die schnittgeraden Straßen. Da ist Bimeter und treibt. Laufe, Clown, der die Zukunft weiß, produziere dich, zerreiß ihnen das Beste, was sie haben! Wie an eine Beschämung denkt er an die Stadt. Er sieht sich dort herumgehn, Schritt für Schritt maskiert. Er trägt einen Tänzerfrack. Er speist wie ein Kavalier. Er wohnt wie ein Lebemann. Er redet anders. Er modelt an sich herum. Etwas Falsches ist in dem allen! Etwas Ungemäßes, durch und durch Unechtes.

‚Nein!!' denkt er. ‚Das war auch ein Irrtum. Gewalt habe ich mir angetan, wozu? Aus meiner Haut bin ich, habe eine angezogen, die nicht zu mir paßt, wozu?' Lange betrachtet er den Schwarzkreis auf dem Briefkuvert. ‚Gut,' denkt er. ‚Mein

Lehrgeld ist bezahlt. Jetzt will ich etwas davon haben, denn es war teuer.' Und als sein Bruder ins Zimmer kommt, sagt er zu ihm: „Ei, ich bleibe da!"

Ein paar Tage später steht er vor dem Rohziegelbahnhaus an demselben Fleck, wo seine Mutter gestanden ist, und winkt dem einfahrenden Zug. Seht, er trägt den feinen Schneideranzug nicht mehr, er trägt die Joppe und die hohen Stiefel, wie jeder hierherum, und als Agnes das bemerkt, lacht sie, von weitem. Auch er lacht. Das ist das erste Lachen, das ihm seit langem wieder ganz vom Herzen kommt. Willkommen, Agnes mit dem Kinde ohne Namen! Ein bißchen blaß steigt sie aus, das wird sich hierherum bald genug verlieren! Aber das Kind hat rührend runde Wangen und jetzt, da der Vater seine Familie die Distriktsstraße nachhause kutschiert, kräht es vor lauter Lust. Ja, da fahren Mann und Frau und Kind nach ziemlich langer Reise flott über die Distriktsstraße, ohne daß die Steine, die im Wege liegen, sie ärgerten oder nur hemmten. Mann und Frau sind einverstanden und das Kind, das keinen Namen hat, desgleichen. Wie wird es denn nun heißen? Drei Wochen kräht es schon und summt sogar und heißt noch immer nicht! Vor Glück über die Heimkehr weiß Agnes nichts Wichtigeres zu fragen als: wie es heißen soll. Denn sie hat Zeit gehabt, über das Sonderbare nachzudenken, das Sebastian ihr schrieb, ehe er sie kommen ließ. Da schaut er sie an und antwortet: „Ob dir der Name gefallen wird, weiß ich nicht. Aber ich hätte gern, wenn es so hieße!" Er zögert, den Namen zu sagen, weil es ein gar zu kurioser Name ist. Und er ist mit sich darüber nicht im Reinen, ob er es sagen soll oder nicht, und gibt daher nur leidlich auf die Pferde acht. Allein es wäre besser, er paßte auf die beiden Pferde auf, denn sie scheuen mit einemmal gewaltig und gebärden sich wie toll. Im Nu hätte es ein Unglück gegeben! Das kommt nur von dem Kutscher, der an einen kuriosen Namen denkt, statt seine Pferde zu lenken, doch natürlich kommt es auch von der lächerlichen Eile, mit der das Reiseauto da hinter dem Pferdewagen saust, eine trockne Wolke aufwirbelnd und heulend vor Wichtigtuerei. Da flitzt es hin, miserable Kerle, müßt ihr so halsbrecherisch jagen! Mächtig ergreift Sebastian die Zügel und reißt sie noch herum. So! Jetzt geht es wieder. Doch was zum Kuckuck kommt das Reiseauto, das man schon in die Ortschaft hatte eilen sehen, da zurück? Und wie langsam! Unruhig traben die Pferde. Hüh! Das staubgraue Scheusal tut euch doch nichts, das fährt, seht ihr, an euch vorbei, hüh, alle meine Pferde! Doch Agnes sagt: „Du, der winkt uns." Jawohl, es winkt einer aus dem staubgrauen Scheusal, das gilt ohne Zweifel der heimkutschierenden Familie und bedeutet: Stillgestanden! In Rufweite gelangt, stoppt man ab, neben dem Fahrer steht wer auf und brüllt: „Ist das Herr Trux?" ‚Bimeter!' denkt Sebastian im gleichen Augenblick, doch der Gewaltige ist es keineswegs. Eine Persönlichkeit in unförmigem Pelzrock ist es vielmehr, die jetzt die Autobrillen von einem brennroten Gesicht mit kleinen, weißen, hochgezogenen Brauenbürsten schnallt. Sebastian erinnert sich des brennroten Gesichts. „Ich muß um Verzeihung bitten! Ich habe doch Herrn Trux vor mir?" Ohne alle Zweifel. Und wen hat Herr Trux vor sich? Himmel, keine Kleinigkeit! Es ist (denn er nennt sich jetzt und macht im abgestoppten Auto sein Kompliment vor Agnes) Fürst Babenhausen, man denke! Und seines Alters unerachtet hat er die Expreßreise gewagt. „Ich muß um Verzeihung bitten! Die Sache duldet keinen Aufschub. Ich habe Auftrag, Sie so schnell als möglich damit zu befassen!" Auftrag . . .? Verzeihung. Fürst Babenhausen kann keineswegs auf offener Distriktsstraße Bescheid erteilen. „Dann eben nicht!" meint der Kutscher. „Ich habe ja nicht um Sie geschickt!" Agnes, auf der Wagenbank, sagt leise: „Aber Sebastian!" Der vornehme alte Herr bricht den Dialog ab, bei sich bedenkend, daß dieser Kerl eben ein Schweinekerl sei. Dann hilft sein Pflichtbewußtsein ihm über die blödsinnige Lage und er preßt sich die Erklärung ab: „Bitte zu berücksichtigen, daß ich nicht als Privatperson, sondern im Auftrag höheren Orts erscheine!" Schon das klingt seinen alten Diplomatenohren sträflich indiskret. Merkwürdig aber, was in Sebastian gefahren ist, daß er um keinen Preis Manier annimmt! Doch um es schnell zu sagen: Da Sebastian den Fürsten vor sich sah, hatte er die Empfindung wie angesichts des Schwarzkreises! Genau dieselbe. Als komme es an ihn heran! Als wolle es zu ihm zurück! Bangigkeit, um es schnell zu sagen. Und da wollte er sich wappnen und Schutz auf offner Straße suchen, in offner, freier, gewohnter Luft! So ungeheuer einfach war das. Der vornehme alte Herr jedoch nimmt es als reine Überhebung und entschließt sich, dem Lausejungen, dem er nie über den Weg getraut hat und den jetzt aufzusuchen ein

Opfer vehementer Art für ihn gewesen ist, eins übers Maul zu wischen: „Ihre gute Laune überrascht mich! Nach dem Echec, den Ihre Clairvoyance erlitt? Mir scheint, Sie sollten mit beiden Händen danach greifen, wenn man Ihnen Gelegenheit gibt, diese fatale Scharte auszuwetzen!“ Der Kutscher auf seinem Bocke fragt: „Aha? Gibt man mir Gelegenheit!“ Allerdings. Gelegenheit, die nie mehr wiederkehrt. Gelegenheit, um den einigermaßen struppierten und bezweifelten Ruf des Hellsehers Trux wieder glattzubürsten! „So?“ fragt der Kutscher. „Und wenn man diesen Ruf bezweifelt, warum wendet man sich dann überhaupt an mich!“ Ach, das eben liegt in den für Trux ausnehmend günstigen Verhältnissen! Hier unterbrach sich der Fürst mit dem Befehl an den Chauffeur: „Biegler, fahren Sie mal zurück in den Ort und füllen Sie Benzin. Ich erwarte Sie hier!“ Und der vornehme alte Herr entsteigt seinem bestaubten Reiseauto, setzt seinen Lackschuh fest auf die Distriktsstraße, tritt zu dem Manne auf dem Kutscherbock und flüstert: Höheren Orts, nun denn, im Auswärtigen Amt, das sich des Fürsten als Mittelsmannes bedient, wünscht man gewisse weittragende Entschlüsse, schwerwiegende Entschlüsse, quasi, zwischenstaatliche Entschlüsse, davon abhängig zu machen, wie weit man einem gewissen ausländischen Staatsmann vertrauen, besser gesagt, was man in diesem Augenblick von ihm zu gewärtigen habe, in diesem politisch relevanten Augenblick . . . nun denn, von einem berühmten Staatsmann (der Fürst hüstelt vor Pein der Indiskretion), einem Diktator quasi, einem Manne der Gewalt — genug und überklar, um wen es geht! Höheren Orts wünscht man eine Analyse von des Diktators Handschrift. Mit dem Honorar wird nicht gekargt. Welche Aussichten sich eröffnen, leuchtet ein! Quasi das Avancement des Herrn aus dem Privat- ins Völkerschicksal! Nicht mehr irgendeine lumpige Einzelperson bedient sich seiner, sondern ein ganzes gewaltiges Volk, keine Bagatelle steht mehr auf dem Spiel, sondern die Gesamtheit! Nun denn. Der Fürst (er haucht beinahe) trägt die Handschrift des Diktators verwahrt bei sich und wird die Analyse zu den Akten bringen. Knapp am Kutscherbock, die Hand vorm flüsternden Mund, steht der noble alte Herr auf der Distriktsstraße und erwartet den befohlenen Bescheid. Der Kutscher hat zugehört. Keines dieser Flüsterworte ist ihm entgangen. Verlangt man sie wieder von ihm, die kleine Fertigkeit! Reicht man ihm die Hand, verzeiht den Irrtum und baut ihm eine goldne Brücke? In der Tat, der Antrag da ist neu. Da ginge es um mehr als früher . . .! Wie eh und je regt sich der Ehrgeiz in Sebastian. Man müßte es einfach nehmen, das Papier mit der Handschrift, das der Fürst in seiner Tasche trägt, müßte es halten, so hin, so nach vorn, schräg nach vorn — er zuckt zusammen, schaut auf die Distriktsstraße, wo seiner Mutter Antlitz unerforschlich fern geworden ist. Ein Gefühl des Widerwillens durchdringt ihn übermächtig und er ruft auf seinem Kutscherbock, als müsse er sich vor sich selber retten: „Nein!“ Leiser, Trux, leiser! Doch der Kutscher auf seinem Bocke ruft, wie wenn's drauf ankäme, daß alle ringsherum es hören, die Frau, das Kind ohne Namen und der noble alte Herr und die Äcker und die Zugluft und die Distriktsstraße, wo seiner Mutter Antlitz unerforschlich wurde, und der Himmel über der Straße: „Ich will nichts mehr damit zu schaffen haben!“ Da fragt der Fürst mit drohend hochgezognen Brauenbürsten: „Wie das mit einemmal? Und leiser, wenn's Ihnen beliebt!“ Leiser? Der Kutscher auf seinem Bocke ruft, als stütze ihn das Laute und reiße ihn mit fort: „Weil es ein Irrtum war! Sagen Sie das dort, woher Sie kommen! Sagen Sie, daß ich mich nicht nur in dem einen Falle, sondern daß ich mich auch sonst geirrt habe! Immer! Und daß ich mit dem Irrtum ein für allemal aufräumen will!“ Drohend starren die weißen Bürsten über des vornehmen alten Herrn hochgezognen Augen. „Mehrfach geirrt?“ fragt er perplex. „Nicht nur in dem einen Fall? Aber dann hätte ja Professor Sandleben mit seinem angeblich gehässigen Artikel recht? Dann wären Sie ja — es läßt sich kaum glimpflicher ausdrücken: ein Scharlatan!“ Der Kutscher auf seinem Bock nickt leidenschaftlich: „Ja!“ ruft er schamlos laut. „Das war ich und das will ich nicht länger sein! Sagen Sie das dort, woher Sie kommen, damit es alle hören! Daß ich ein Schwindler bin! Daß ich ein Medium bin, das nachhilft. Haha, alle Medien helfen nach! Alles Humbug. Sagen Sie das! Daß meine kleine Fertigkeit nicht hinreicht! Daß ich unfähig bin, die Zukunft vorauszusagen . . . gänzlich unfähig . . .!“ Sonderbar lacht der Kutscher auf seinem Bock. „Wollen Euer Durchlaucht das bekanntmachen?“ fragt er nunmehr aufs höflichste. Der noble alte Herr entgegnet angewidert: „Allerdings! Es soll Ihnen besorgt werden! Da hört sich denn doch alles auf! Da ist denn also die Welt Ihnen aufgesessen?“ Sonderbar lacht der Kutscher.

„Jawohl! Und ich der Welt!" Damit packt er die Zügel, peitscht, läßt den vornehmen alten Herrn mitten auf der Distriktsstraße stehen und fährt im Trab voran. Hüh, alle meine Pferde!

Da fahren sie, Mann, Frau und Kind. Der Kutscher schaut sich gar nicht um. „So!" sagt er. „Jetzt ist das ganz in Ordnung!" Agnes aber fragt, wenngleich sie die Antwort zu wissen glaubt: „Warum hast du dich denn schuldlos verleumdet! Es ist ja gar nicht wahr, daß du dich immer geirrt hast! Und von einem Scharlatan hast du schon gar nichts! Neunzigmal unter hundert hast du dich nicht geirrt! Warum machst du selber dich schlecht? Jetzt werden alle über dich herfallen und dich schlechtmachen!"

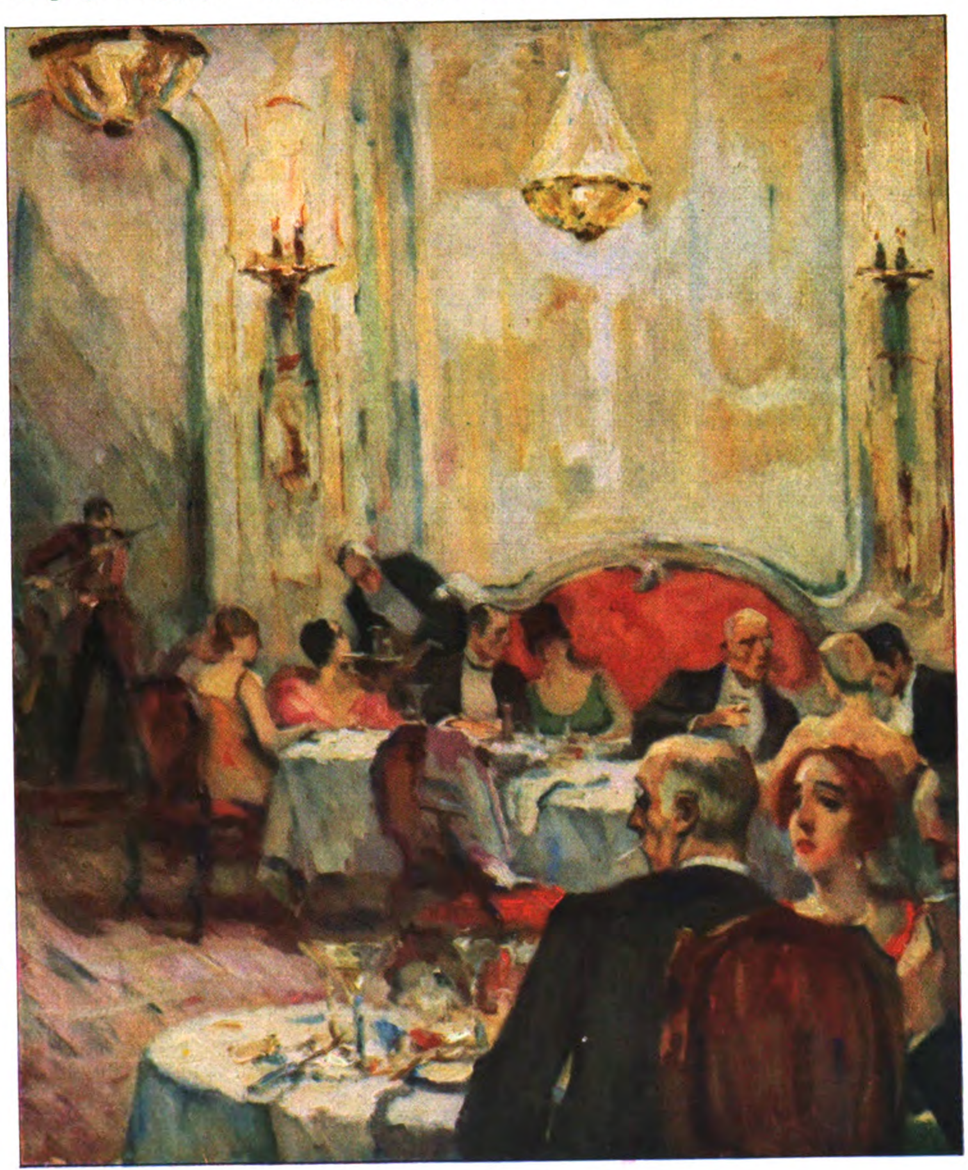
Die Pferde laufen, sie spüren ja, daß es nachhause geht. „Mögen sie!" sagt er. „So gibt es wenigstens kein Zurück. Denn so haben sie es leichter, mich in Ruhe zu lassen. Einen, der sich öffentlich als Scharlatan bekennt, kann man doch nie mehr ernst nehmen!" Er bedenkt sich. „Und nie wieder verführen! Wenn es einen doch wieder packen sollte, Agnes . . . der Ehrgeiz, der irrsinnige Ehrgeiz! Da kann kein Bimeter mehr kommen, denn da ist das Geschäft endgültig ruiniert!" Abermals macht er eine Pause des Bedenkens. „Agnes. Schuldlos?" Er schüttelt den Kopf. „Schuldig! Nicht vor dem Sandleben! Aber vor denen, denen ich Steine um den Hals gebunden habe. Siehst du, die können jetzt leichter atmen. Vor ihr, die dort beim Baum gestorben ist. Siehst du, die kann jetzt ruhiger ausruhn. Schuldig, Agnes. Vor dem Geheimnis!" Sie wiederholt und hüllt das namenlose Kind wärmender ein: „Vor dem Geheimnis?" Schnell lockert er die Zügel, dreht sich auf seinem Kutscherbock nach ihnen beiden um und antwortet mit einem hingenommnen Ausdruck, der sein junges, geterbtes, breites Gesicht männlich und frei macht: „Du hast mich gefragt, wie unser Kind heißen soll. Venerandus Peregrinus soll es heißen! Wenn dir das zu pompös klingt, dann wollen wir's abkürzen, wie wir El abgekürzt haben. Ver mag's dann heißen. Aber darum heißt es doch immer Venerandus Peregrinus!" Seltsam. Es klingt wie eine Anrufung, da er es sagt. Wie ein Gelübde. Betroffen hört Agnes diesen kuriosen Namen, der ihr geradezu erdrückend scheint für solch ein kleines, krähendes Geschöpf! „Warum sollen wir es denn so ungewöhnlich nennen?" will sie wissen. Der hingenommne Ausdruck seines Gesichtes verstärkt sich. „Weißt du," fragt er, „was der Name heißt? Es heißt: Der aus dem Fremden kommt. Es heißt: Der aus dem Fremden kommt, ist heilig!" Seht, er lenkt die Pferde gar nicht mehr, weil er sich auf seinem Kutscherbock herumdreht, um Frau und Kind vor sich zu haben; doch die Pferde sind klug, sie wissen ja, daß es nachhause geht, und traben ungelenkt. Keine Angst, sie fahren richtig! „Der aus dem Fremden kommt . . ." sagt die Mutter, das Kind fest an sich pressend. Ja. Der Vater, der zu lenken versäumt, küßt das blondflaumige Stirnchen, als sei dies schon die Taufe. Kutscher ohne Zügel! Im ungelenkten fahrenden Wagen hat er seinem Kind den Namen gegeben. Nach dem Geheimnis hat er es genannt, der Mensch, der die Zukunft weiß, wen wundert das? Er ist ausgewesen und umhergefahren, nun kehrt er heim. Er hat mehr gewußt als die andern, nun weiß er noch um etwas mehr. Der Mensch, der die Zukunft weiß, erkennt die Göttlichkeit des Geheimnisses!

Mann, Frau und seltsam benanntes Kind, wo geht es denn hin? Das ist alles längst bedacht und versorgt, „gelegt und gehoben", wie der gewaltige Bimeter sagen würde (der nun nie mehr die Taschenpapiersammlung vor uns zücken wird, Erfolg auf seine Reise!). Es geht zum „Hochhof", denn Sebastian wird an Els Stelle oben wohnen, nicht um sich auf die faule Haut zu legen oder gar um zu resignieren, weit gefehlt. Ihr werdet schon noch von ihm hören! Eine Sehnsucht nach Geborgenheit hat er mitgebracht; eine Sehnsucht nach Augen, über die kein schnelles Schleierchen zuckt; eine tiefe, innerste, ursprüngliche Sehnsucht nach Gedeihen. Da fahren Mann, Frau und das seltsam benannte Kind hinauf ins Gedeihen. Das Haus ist ihnen gerüstet, wer weiß, für wie lang? Die Äcker sind ihnen gerüstet, wer weiß womit? Willkommen, nun sind sie daheim. Sie treten zusammen über die alte Schwelle und richten dem Kind sein kleines Bett beim Fenster, aus dem man alles sieht. Vom Bettlein beim Fenster kommt ein geringer, jauchzender Laut, draußen aus der aufgeackerten Erde kommt eine Märzspur Grün. Geringer, jauchzender Laut! Kleines, gedeihliches Grün! Willkommen und gute Nacht, Mann, Frau und Kind. Seht ihr es draußen? Es ist ein Werden, Wachsen, Warten, geheimnisgesegnet, leis und weit . . .

Walter Miehe, ein Maler des modernen Berlin

Von Dr. Franz Servaes

Berlin, im deutschen Kunstleben jetzt unzweifelhaft die wichtigste Stadt, hat dennoch bisher nur wenig bodenwüchsiges Künstlertum erzeugt. Während die große Mehrzahl wichtiger französischer Künstler direkt aus Paris stammt, diesem uralten, kulturgedüngten Boden, hat Berlin fast stets seine Künstler von auswärts bezogen, und sei es aus Neuruppin oder Posen. Noch der für die preußische Residenzstadt so

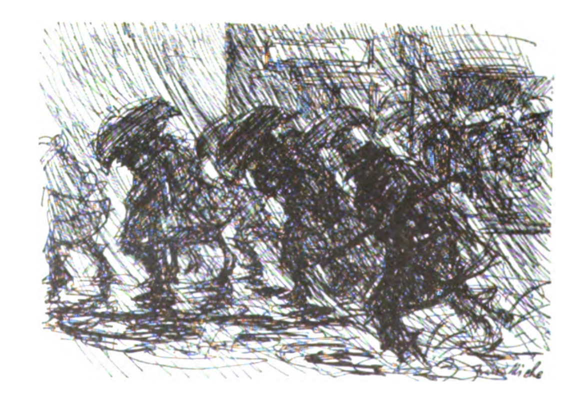


Nach dem Theater. Gemälde



Alter Herr in der Loge. Gemälde

maßgebend gewordene Menzel stammte aus Breslau; ebenso der beinahe „typischste“ aller modernen Berliner, Hans Baluschek. Selbst Zille stammt aus Sachsen. Originalgewächs ist Liebermann, der mit seiner fabelhaften organisatorischen Energie, unterstützt von dem künstlerischen Witterungsgenie Paul Cassirers, die Bedeutung Berlins für das moderne deutsche Kunstschaffen ins Leben gerufen hat. Seitdem erst, möchte man sagen, bequemt sich Berlin dazu, nun auch selbständige Künstler in größerer Anzahl in die Welt zu setzen. Gerade unter den jüngeren Malern — um nur von diesen zu reden — gibt es schon eine ganz stattliche Anzahl „Berliner Jungen“. Sie haben meist, wie





Im Theater. Gemälde

im besonderen Maße etwa Franz Heckendorff, ein ausgesprochen flottes Handgelenk, natürlichen Schmiß und dabei eine bemerkenswert herzhafte Art, Natur und Leben ohne alle Umschweife anzupacken.

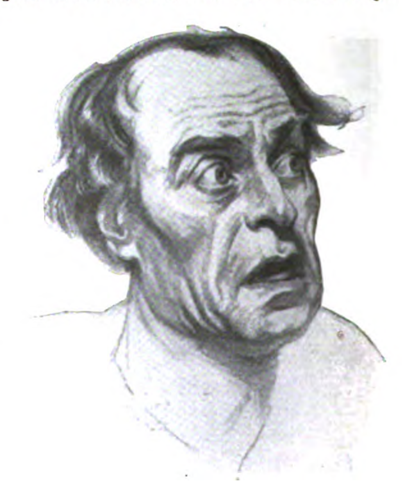
In diese Reihe gehört auch Walter Miehe, mit dem wir uns hier ein wenig näher beschäftigen wollen. Er ist am 11. September 1883 in Berlin geboren und hat in seiner Vaterstadt seine Ausbildung empfangen. Sein gesunder Wirklichkeitssinn trieb ihn als Akademieschüler zu demjenigen Lehrer hin, der ihm gerade auf diesem Gebiet am meisten entgegenkam, zu Artur Kampf, der allerdings seinerseits nur ein eingewanderter Berliner ist — er stammt nämlich aus Aachen. Indes war es keinesfalls Miehes Absicht, sich zu einem Berliner „Spezialisten" auszubilden. So sehr er auch heute noch seine Vaterstadt liebt



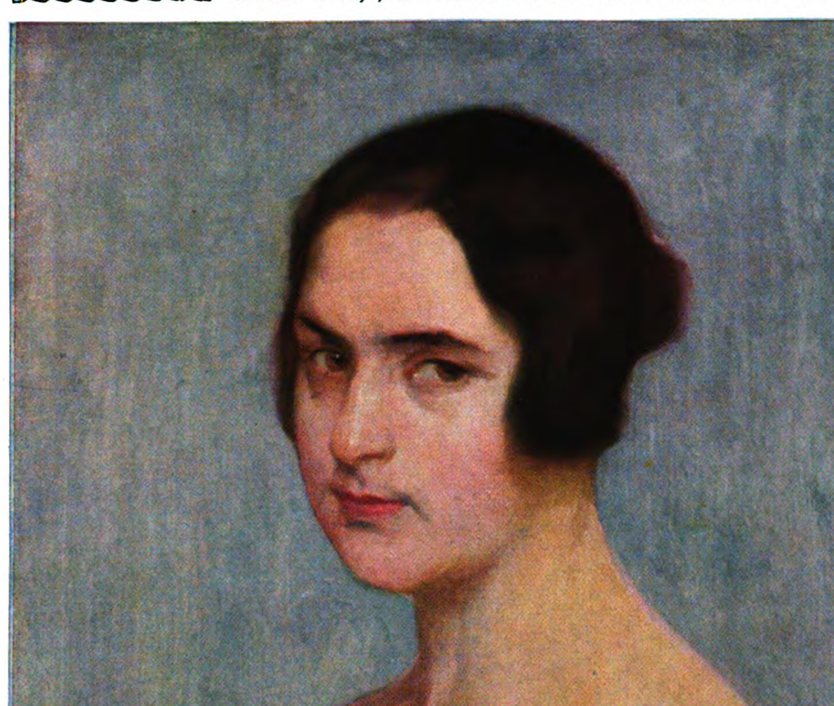
Feldblumenstrauß. Gemälde

und nur in ihr wahrhaft gedeihen kann, er trug doch rechtzeitig Sorge, sich einen umfassenden Weltblick anzuschaffen. Frühe Reisen führten ihn nach Holland und Belgien; ferner nach Italien und, zu wiederholten Malen, nach Paris. Überall machte er pfiffige Augen auf, lernte unaufhörlich hinzu und regte die Hand im Skizzenbuch. Zwei besondere Lieben gewann er, die ihn in seinen Arbeitsbestrebungen sichtbar förderten: den alten Haarlemer Meister Frans Hals, mit seinem furiosen Drauflosgehen auf die Dinge; und den modernen Pariser Lebenbeobachter Degas, der ihm vor allem die Welt des Theaters und des Balletts erschloß. Mitten im besten Zug der Arbeit und Entwicklung kam jedoch der Weltkrieg und wurde auch für Miehe auf der einen Seite zum Störenfried, auf der anderen zu





Studienköpfe



Bildnis. Gemälde

einem inneren und äußeren Befreier, der ganz neue Aussichten vor ihm aufriß.

Sowohl in Rußland als in Frankreich stand Miehe an der Front. Doch es wurde ihm ermöglicht, auch hier sein malerisches Handwerk wieder aufzunehmen. So entstand eine Reihe von Kriegsschilderungen und Kriegerbildnissen, die sämtlich aus dem Verwendungsbezirk der 1. Garde-Reserve-Division in Front und in Ruhestellung stammen.

War es für Miehe gewiß nicht ohne Vorteil und Anregung, sich auf diesem Gebiete zu betätigen, so hat freilich der Krieg ihm auch einen großen und ehrenvollen Auftrag entzogen. Man sieht im Atelier des Künstlers die ausgeführte Skizze zu einem figurenreichen Historienbilde aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges: Isolani, der bekannte Kroatengeneral aus Wallensteins Umgebung, hält seinen kriegerischen Einzug in die von ihm nach schwerem Ringen unterworfene Stadt Suhl.

Hoch zu Roß, hält der charakteristisch erfaßte Kroatenhäuptling und blickt streng auf

die demütig nahenden Ratsherren herab, die ihm die Zeichen der Unterwerfung überbringen. Die Stadt Suhl, die den Auftrag zu diesem Gemälde erteilt hatte, mußte ihn, infolge der neuen Kriegsbedrängnis, zurückgehen lassen. So blieb dem jungen Maler die Gelegenheit, fürs erste und auch bis jetzt noch, verwehrt, sich auf dem Gebiete des historischen Freskobildes seine Lorbeeren zu holen.



Nach dem Konzert. Ölstudie

★

Soll man es beklagen? Das Historienbild ist eine ziemlich rückständig gewordene Kunstform geworden, die allzusehr nach festen Kompositionsplänen arbeitet und allzu leicht an gestellte Maskenansammlungen oder kopierte Theaterszenen erinnert.

Darum hat das jüngere Malergeschlecht im ganzen wenig Neigung, sich an diesen Aufgabenkreis heranzubegeben. Es fürchtet die Schablone. Empfindet wohl auch die Künstlichkeit der Zurückschraubung in überlebte Zeiten und Vorgänge, von denen man vielleicht, bis man sie malen sollte, kaum viel gewußt hat; jedenfalls nicht in seinem Innern bewegt war. Es ist vielmehr ein Zeichen für die, trotz allem, nicht

wegzuleugnende Gesundheit unserer Zeit, daß sie von dem in ihr selbst vorgehenden Leben weitaus am tiefsten ergriffen und bewegt wird. Der heutige Maler lehnt es zumeist ab, anderes zu malen, als was er mit eigenen Sinnen erlebt. Er will nicht durch kaltes akademisches Studium und durch mühevolles Schwitzen über gelehrten Untersuchungen zu seinen Kunstschöpfungen kommen; sondern er will unmittelbar ergriffen und durch eigene Impulse getrieben werden. Zweifellos ist diese Schaffensart weit künstlerischer als jene fast völlig abgeleitete, die zunächst die Gefilde der Wissenschaft abgrast, Phantasievorstellungen im Kühlofen der Gedankenarbeit destilliert und zu guter Letzt doch von hergebrachten Rezepten kaum loszukommen vermag.

Jedenfalls kennen wir heute Walter Miehe fast nur als den Maler seiner Zeit.



Im Varieté. Gemälde

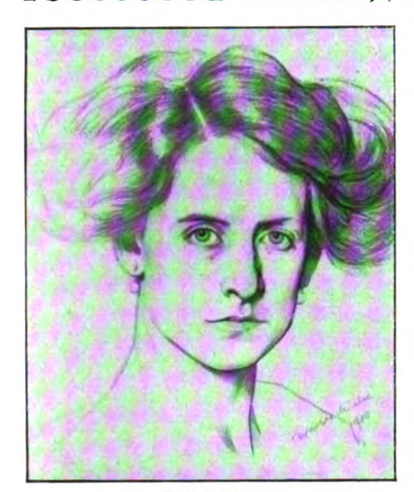




Selbstbildnis des Künstlers
Gemälde

Wobei es ebenso wichtig ist, ob er lebendige Zeitgenossen porträtiert oder ob er sich durch erhaschte Ausschnitte des Volks- oder Gesellschaftslebens zu kompositorischen Schöpfungen begeistern läßt. Die Hauptsache ist, daß er den Nerv für das Fühlen seiner Zeit besitzt. Und daß er ihn ganz als Maler zu betätigen vermag. Ein echter Maler ist ein von Sinneseindrücken beherrschter Mensch. Und diese Eindrücke erreichen in ihm eine solche Kraft, daß sie ihm zur Inspiration werden; ja daß sie ihn zur schöpferischen Arbeit antreiben. Er weiß, was er als Augenmensch in sich aufgenommen, auch wieder fürs Auge aus sich herauszustellen. Muß es in ein gemaltes Bild verdichten. Und diesem Bilde alle jene glühenden Lebensfarben geben, die er mit Sinnen in sich eingesogen, an denen er sich berauscht hat. So haben es im 17. Jahrhundert die alten holländischen Genremaler gemacht, allen voran Frans Hals, der ein packender Meister des Impressionismus war, längst bevor dieses Wort erfunden und zur Modebezeichnung ausgeprägt sein konnte. Von dort führt ein grader Weg ins Lager der modernen Künstler, und auch Walter Miehe hat ihn beschritten.

Er ist kein Problematiker. Wie auch Frans Hals — etwa im Gegensatz zu Rembrandt — niemals ein Problematiker war. Miehe nimmt das Leben, wie er es sieht, und schnuppert nicht viel hinter die Kulissen. Es sei denn hinter die Kulissen der Bühne, die zwar eine Traumwelt widerspiegeln, selbst aber nichts Erträumtes, sondern etwas durchaus Reales sind. Dieses Bedürfnis nach Realität ist in Miehe überall vorhanden. Doch erwacht daneben unmittelbar ein zweites Bedürfnis: das nach Berauschung. Hierdurch unterscheidet er sich aufs schärfste von jener Gruppe gleichfalls moderner Maler, die die Realität nur mit der Nüchternheit zu erfassen streben, wie sich dies gerade jetzt in voller Bewußtheit wieder herausprägt,



Studienkopf

vorzugte Thema von Miehes malerischer Darstellung. Eine naive Lebensfreude, die gern im Glanze schwelgt, unbesorgt sich blenden läßt und modische Eleganz über alles liebt, drückt sich in derlei Bildschöpfungen aus. Und der unproblematische Miehe, der sich so restlos hinzugeben weiß, ist just der rechte Mann zu malerischen Schilderungen dieser Art, die wie von leiser Trunkenheit hin- und hergeschaukelt erscheinen und die Seligkeit genußvoller Erfassung, vor allem im Gewoge der Farben, bunt und glitzernd aufsprühen lassen.

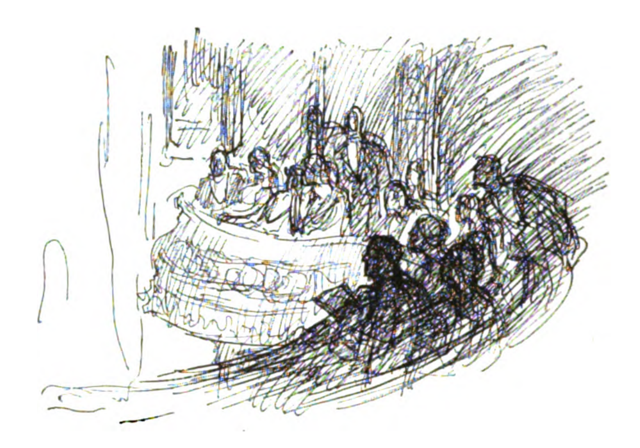
★

Es ist die Stunde nach dem Theater. Die Herren in Smoking oder Frack, die Damen in tiefausgeschnittenen Roben haben eine jener vornehmen Gaststätten aufgesucht, wie sie in Berlin die Gegend um den Kurfürstendamm vornehmlich hat erstehen sehen. Verschwenderische Beleuchtung, die sich in hohen Spiegelwänden endlos

durch die sog. „neue Sachlichkeit“. Miehe ist nichts weniger als ein Maler, der an Sachen klebt. Eher an den Menschen, die stets der Mittelpunkt seiner Malerei bleiben. Aber auch in diesem Falle kann von einem sachlichen „Kleben“ nicht im mindesten die Rede sein, eher von einem Sichbeherrschenlassen von Eindrücken. Mögen diese vielfach vage, unbestimmt, vielleicht sogar versteckt und geheimnisvoll sein, so sind sie doch darum um so malerischer. Sie haften am Licht, an der Farbe. Und ebenso an der Bewegung, am flirrenden Durcheinanderwogen. Darum sind Menschen, die sich in der Grelle künstlicher Beleuchtung hin- und herschieben, in angeregter Stimmung beisammensitzen, im Tanz umeinander schweben, an Tafelfreuden fröhlich sich berauschen, das be-



Beim Frühstück. Gemälde



fortsetzt, flutet von der Decke herunter und stürzt sich wie in Lichtkaskaden auf alles, was hell und farbig ist. Sie läßt das feurige Rot einer hohen Sofalehne, sowie der zugehörigen Stuhlbekleidungen, man möchte fast sagen: hörbar aufknallen; sie schmettert hervor aus dem blendenden Weiß der Tafelbedeckung und hüpft hin und her auf Kristall und Teller; sie verrät indiskret die Geschminktheit der Damen, ihre nicht immer natürliche Haarfärbung, die Kostbarkeit der Toiletten und der Geschmeide. Und weil ein beruhigender Gegensatz die Gesamtwirkung nur noch erhöht, so muß das Schwarz der Herrenkleidung dazu dienen, die erwünschten Unterbrechungen einzustreuen.



Ferien. Aquarell



In der Loge. Gemälde

Ein typisches Bild, wie es Walter Miehe dem heutigen Gesellschaftsleben entnimmt.

Nicht so bewegt, dafür feierlich und prunkvoll, spielt sich ein großer Empfang ab. Am Rande der teppichbelegten Treppe, im lichtübergossenen Saale, stehen, ein kontrastreiches Aufblühen von Farben, Herren und Damen und scheinen eines besonders angekündigten vornehmen Besuches erwartungsvoll zu harren. Es ist prickelnde Nervosität in dieser zur Schau getragenen Ruhe; und grade dieses Moment ist vom Maler fein erfaßt. Der über den Häuptern der Menschen schwebende Kronleuchter und andere Beleuchtungskörper, die entfernter aufblitzen, schaffen in der Höhe ein Durcheinanderwogen hellster Farben, die wie in ewiger Unruhe umeinanderpendeln ... Wie anders wirkt dann das kleine Bild eines intimen gesellschaftlichen Beisammenseins! Hier geht alles Licht einzig von der mit einem bunten Schirm bekrönten elektrischen



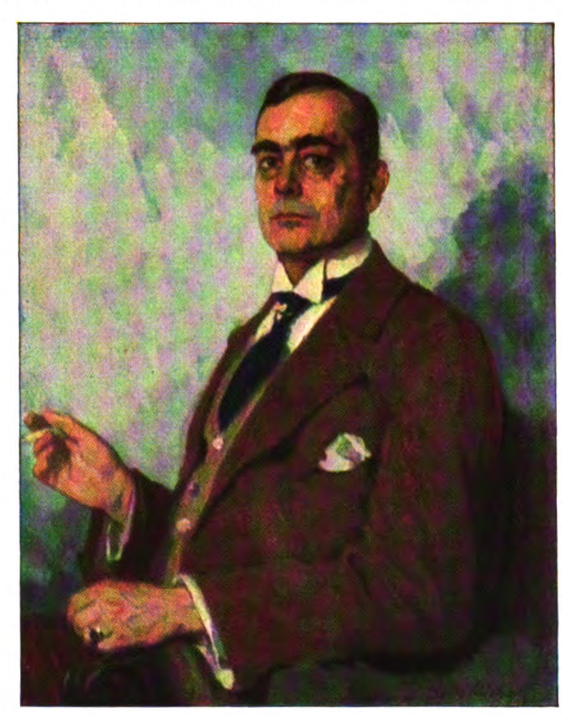
Im Seebad. Gemälde

Lampe aus, die auf dem gedeckten Tische steht. Nur das Nahe leuchtet auf, aber um so stärker: das Tischtuch, das Geschirr, die Hemdbrust des Herrn und des Kellners, die farbigen Roben der beiden Damen. Was dem Licht abgekehrt ist, wie der Rücken der im Vordergrund sitzenden Dame, wirkt, trotz koloristischer Behandlung, silhouettenhaft. In Kompositionen dieser Art erweist sich, fast mehr noch als in den anspruchsvolleren Massendarstellungen, Miehes geschulte malerische Berechnung. Das Zusammengeraffte der Wirkung, die Ausgewogenheit der Gegensätze, die mächtige Steigerung der Farbengebung verraten den gewiegten Meister des Faches. Natürlich darf man von solch einem Bilde nicht auch noch „Seele“ verlangen. Es hat keine. So wenig wie die oberflächlichen Gesellschaftsmenschen, die darauf dargestellt sind.

Bestimmter lassen sich die Menschen erfassen, wenn sie einer künstlerischen Vorstellung beiwohnen, der sie sich mit einer gewissen Angespanntheit hingeben. Sie bleiben auch dann noch Gesellschaftsmenschen und wollen ganz gewiß nicht bloß sehen, sondern auch gesehen werden. Etwas Künstliches ist in ihrer Spannung, und es bleibt unentschieden, ob die Vorgänge auf der Bühne oder im Zuschauerraum stärker ihre Teilnahme in Anspruch nehmen. Aber jedenfalls ist doch in diesen Menschen eine innere Erregung erwacht, die die Masken ihrer Gesichter bis zu einem gewissen Grade vergeistigt. Ob sie beobachten, ob sie träumen, ob sie sich in ihr Innerstes versenken, irgendwie sind sie entrückt. Das Bewußtsein ihrer Gutangezogenheit und sozialen Bedeutung und gewiß auch das Interesse für die unsichtbaren Rivalinnen in der Loge gegenüber, sind schwerlich ganz erloschen, aber für den Augenblick doch wenigstens zurückgedrängt. Und ein Schimmer von demjenigen, was die Kunst im menschlichen Herzen zu erwecken vermag, zeigt sich hier auf menschlichen Antlitzen. Walter Miehe hat dies fein erfaßt und hat es sehr geschickt in den architektonischen Rahmen jener Komposition eingespannt, die zweifellos eine der hervorragendsten ist, die ihm geglückt sind. Der monokelgeschmückte alte Herr, der, in einer Loge für sich allein, sich in den Sessel zurücklehnt und des Theaterglases nicht achtet, das auf der Brüstung vor ihm liegt — man weiß nicht, ob er leise eingenickt ist oder Eindrücke innerlich verarbeitet — gab dem Maler

Veranlassung zu einer besonders geschlossenen Bildschöpfung, in der das äußere Blendwerk zurücktritt, aber trotzdem die Farben ein unumschränktes Leben führen.

Auf diesen Bildern ist von der Bühne selbst nichts zu sehen. In anderen Fällen versteht es der Maler, beide Elemente, Zuschauer und Bühnenvorgang (oder auch Ballsaal) miteinander zu verbinden und hierdurch die Aufmerksamkeit des Beschauers zu erhöhen. Der Gegensatz des verdunkelten oder halbdämmerigen Publikumsraumes und der im hellsten Lichterglanz aufblendenden Bühne ist an sich schon ein lockender malerischer Vorwurf. Daß ein Künstler wie Miehe diesen gehörig auszuwerten versteht, ist bei seiner Geschicklichkeit nicht zu verwundern. Gewiß, er hat hier Vorbilder gehabt: Daumier, Menzel usw. Aber die kompositorische Fähigkeit des großen Theaterbildes bleibt dennoch zu bestaunen. Nicht weniger als drei Zuschauerreihen, dazu eine Reihe Orchester mit dem sich ab-



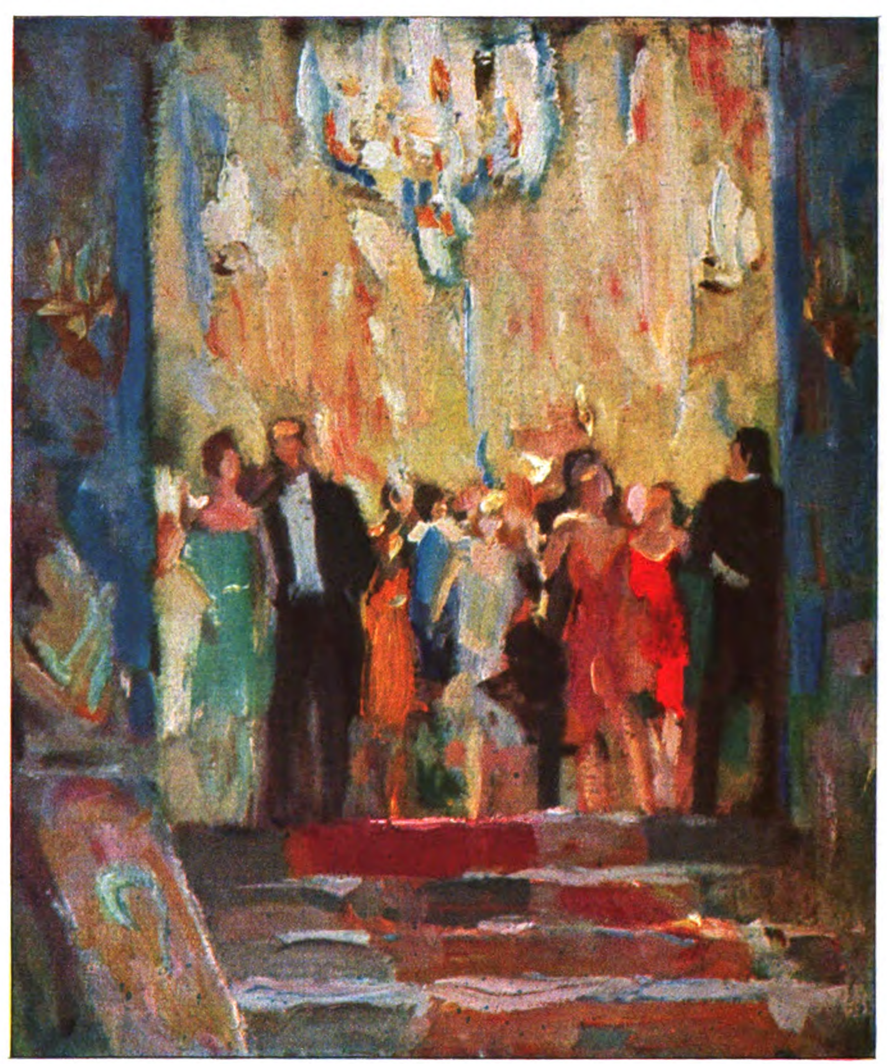
Freiherr von Kapherr. Gemälde

hebenden Taktschläger in der Mitte, auch noch zwei Figuren, die seitlich hingestellt sind: und doch keine beunruhigende Gedrängtheit, vielmehr vollkommene, klare Übersichtlichkeit. Erkennbar sind die einzelnen Typen und der Grad ihrer seelischen Beteiligung — und im Gegensatz dazu erblickt man die drei im Rampenlicht tätigen Tänzerinnen, mit dem schimmernden Hintergrund der Kulissen, den Seitensoffitten und der eigenen munter-graziösen Bewegtheit! Unser theaterfreudiger Maler hat hier einen vollen Treffer erzielt.

Er hat noch gern und des öfteren ähnliche Vorwürfe behandelt und hat die Ballettdamen auch beim Studium oder hinter dem Vorhang darzustellen gewußt: etwa wenn sie wie ein Rudel munterer weißer Mäuslein sich zusammen-



Bildnis der Gattin des Künstlers. Gemälde



Empfang. Ölstudie

drängen, zartbeinig in ihren kurzen, abstehenden Gazeröcklein, bubiköpfig und jung, und dahinter die Lichterhelle der beifallklatschenden Zuschauermenge und die belebte blaue Masse des auseinandergezogenen Vorhanges. Ganz famos aber versteht Miehe, auch die einzelne Tanzbewegung, und zwar selbst im Sturm tänzerischer Ekstase, darzustellen; wie bei jener rotröckigen Spanierin, die so kühn Arme und Beine schleudert und dabei siegesbewußt den Nacken zurückwirft.

⋆

In der Herausarbeitung der Einzelfigur verrät sich der Bildnismaler. Und hiermit betreten wir ein Gebiet, auf dem Walter Miehe sich ganz besonderer Erfolge rühmen darf. Seine Beziehungen zum Theater erklären es, daß er nicht wenige Bühnenkünstler porträtiert hat, deren markante Köpfe und gepflegte Erscheinungen den Bildnismaler naturgemäß besonders anziehen. Aber auch die vornehme und wohlhabende Gesellschaft, die ja auf seinen Theaterbildern immer wieder erscheint, hat Miehe als Porträtist an sich zu fesseln verstanden. Die Eleganz einer Dame von Welt ist ihm ja in keiner Weise ein Geheimnis. Er hat sie oft mit ebensoviel Liebenswürdigkeit als Begeisterung dargestellt und darf sich rühmen, in seiner stattlichen blonden Gattin stets ein Modell zur



Ballettgruppe. Gemälde

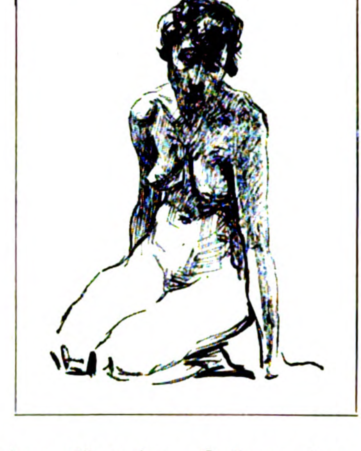
Hand zu haben, an dem er die Reize einer gesellschaftlich gewandten und kunstsinnigen Dame, im vollen Glanze der abendlichen Toilette, wiedergeben kann. Sich selbst aber liebt er als einfachen Handwerkmeister und ohne allen snobistischen Pomp darzustellen. Oder ist es vielleicht doch eine Art von Koketterie, wenn Miehe auf dem hier veröffentlichten Selbstbildnis seinen athletenhaften Oberkörper stolz entblößt hat? Indes vielleicht war bloß die Sommerhitze daran schuld und allenfalls noch die Lust, mal einen „vernünftigen" männlichen Halbakt zu malen, zu dem dann freilich der markant ausgeprägte Künstlerkopf einen ziemlich überraschenden Gegensatz bildet.

An Aktmalerei, natürlich weiblicher, hat es unser Maler im übrigen nicht fehlen lassen. Man darf ihm bestätigen, daß er hier sich gut auskennt und auch hier die üppigste nackte Schönheit immer noch mit Dezenz darzustellen vermag. Ein Doppelakt („Bei der Morgentoilette") darf besonders hervorgehoben werden: eine braune Sklavin kniet vor ihrer weißhäutigen Herrin, die lässig die Arme hochhebt und hinter dem rothaarigen Haupte verschränkt. Stets zeigt sich auch hier Miehes ausgereifte Kunst, Figuren gut in den Raum hineinzukomponieren: wie er denn auch auf allen seinen Gesellschaftsbildern von der Natur des Raumes ausgeht, der wie eine lebendige Atmosphäre sich um die Figuren aufbaut.

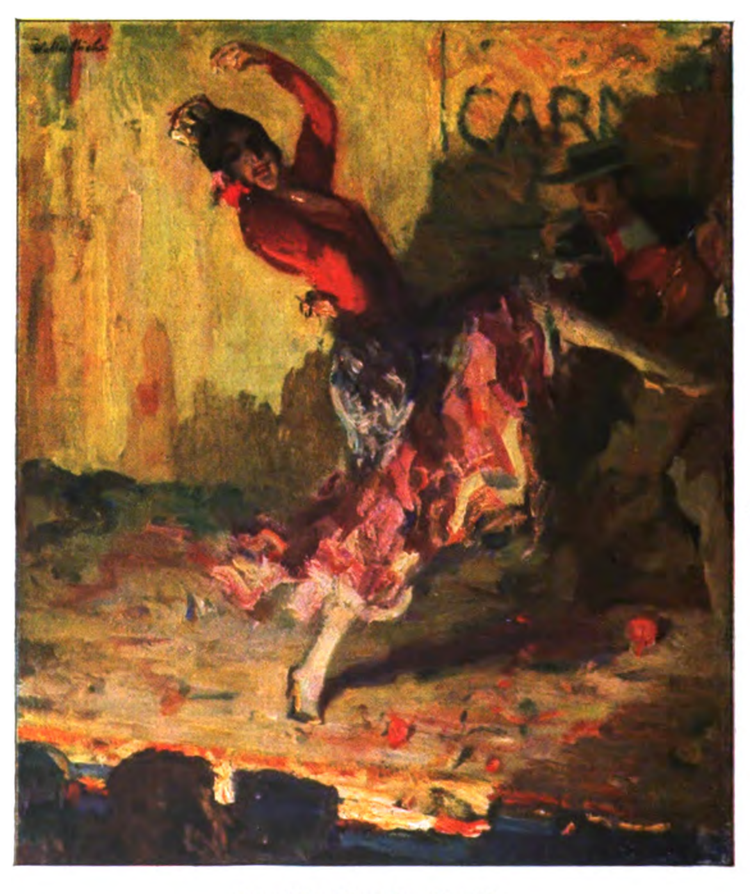
Im allgemeinen liebt Miehe geschlossene Räume und hat sich daher auf dem Gebiete der Landschaft als solcher nicht oft versucht. Soweit ich sehe, dient ihm die Landschaft vorwiegend als Umgebung menschlicher Figuren, die allein im Vordergrunde seines Interesses stehen. Auf den wenigen Strandszenen, die er gemalt hat, sind Meer und Wellenschlag jedenfalls nur die Begleiterscheinungen zu den sich tummelnden Menschen, deren buntes und kreischendes Gewimmel jedenfalls den Maler am meisten gefesselt hat.

Im übrigen ist es ein Irrtum, wenn man glaubt, daß Miehe sich ausschließlich auf das Gesellschaftsgebiet beschränkt habe. Gewiß, dies steht bei ihm im Vordergrunde

und wird vom Publikum am meisten von ihm begehrt. Doch hat er auch Landstreicher und Bettler gemalt, einmal auch einen Demonstrationszug von Kommunisten, und unter seinen Zeichnungen befindet sich u. a. eine Gruppe jener bedenklichen Sorte von Straßenhändlern, die nach dem Weltkriege in Form von verabschiedeten Soldaten wie Pilze aus der Erde schossen und zumal die Straßen Berlins vielfach unsicher machten.



Auch sonst darf man bei dem glänzenden Pinselführer und Koloristen in Miehe den Zeichner nicht übersehen. Nach guter Menzel-Lehre zieht er selten ohne Skizzenbuch aus und ist sowohl auf der Straße wie im Salon oft fleißig damit beschäftigt, das, was er sieht, mit dem Bleistift oder der Kohle in raschen Strichen festzuhalten. Ja, man darf diese Skizzen, die Raum und Figuren sicher festlegen, vielleicht als die eigentliche Eingebung bezeichnen, in der oft die Gerippe späterer Gemälde in der Idee schon enthalten sind. Jedenfalls ist es bemerkenswert, daß Miehe, entgegen der Gewohnheit so vieler jüngeren Kollegen, das Zeichnen niemals vernachlässigt, sondern sehr genau weiß, daß es die einzig sichere und tragfeste Grundlage für gute Bildkompositionen bildet.



Spanische Tänzerin. Gemälde

Atlantis

Von Paul Borchardt

Seit nahezu 2000 Jahren geht der Streit um die Platosche Insel Atlantis, über die er in seinem Kritis und Timaios berichtet. Nach ihm war der Hauptsitz der Atlantier im Atlantischen Meere oder Meer der Atalanten, welches damals noch schiffbar war. Erst infolge eines großen Erdbebens wurde dieses Meer verschlammt und unbefahrbar. Die Insel Atlantis lag „jenseits der Meerenge in griechisch Säulen des Herkules genannt“ und hatte eine Größe von Libyen und (Klein-) Asien zusammengenommen. Von ihr konnte man über andere Inseln hinweg das gegenüberliegende Festland erreichen, welches nach ihm jenes Meer umschließt, das allein den Namen Meer verdient. Denn nach Plato ist das Atlantische Meer nur eine Bucht mit schmalem Eingang. Ihm ist dies so wichtig, daß er später noch einmal wiederholt: „Dagegen ist jenes große Meer in Wahrheit ein Meer und kann das umschließende Festland mit vollem Recht Festland genannt werden.“

Nach ihm beherrschten die Könige von Atlantis noch von den Ländern am Binnenmeer, d. h. an dem vom Festlande umschlossenen Meere, Libyen bis nach Ägypten und Europa bis nach Tyrrhenien. Auch unterscheidet Plato stets ganz klar die kleine Wohninsel Atlantis von der „ganzen“ großen Insel.

In dieser Beschreibung stecken schon die verschiedensten Fehlerquellen. Plato schrieb seinen Bericht nach Aufzeichnungen Solons nieder, die derselbe im Tempel der Neith zu Sais in Unterägypten gemacht hatte. Die Neith war eine libysche Göttin, welche der Athene gleichgesetzt wurde. Sais war auch der Mittelpunkt der Libyer in Unterägypten, so daß Solon in einem libyschen Tempel sehr wohl einen Bericht über libysche Urkultur erhalten konnte.

Wir müssen uns nun an die geographischen Kenntnisse der alten Griechen halten. Ihnen galt das Mittelmeer als offen, die Erde als eine große Insel und die einzelnen Erdteile als kleinere Inseln. Umflossen wurde dieses Gebilde von dem Okeanos, einem Flusse, der erst sehr spät zum Meere ausgeweitet wurde. Auch der ständige Hinweis Platos, daß das größte Meer vom Festland ganz umschlossen sei, widerspricht der Verlegung der Atlantisinsel in unseren Atlantischen Ozean, der noch in römischer Zeit Äußeres Meer genannt wurde.

Auch der Inselbegriff wurde damals anders angewendet. Insel und Halbinsel führten denselben Namen. So wurde auch noch sehr spät Nordafrika als Insel angesehen. Die Araber nennen Nordwestafrika „Insel des Westens“, die Insel Meroe ist ein Gebiet zwischen zwei Flüssen, und die alten Ägypter hatten für Insel und Oase denselben Namen. Die große Fajum-Oase führte die Bezeichnung „Insel der Federträger“.

Auch der Begriff „Säulen des Herkules“ bedeutete nicht immer dasselbe. Erst seit der Sperrung der Enge von Gibraltar um 500 v. Chr. kommt für diese die Bedeutung mit Säulen des Herkules auf, denn Säulen bedeuten in dem alten Seefahrerbegriff nichts anderes als den Endpunkt einer Karawanen- oder Schiffahrtsstraße. Noch heute finden wir am Ende jeder großen Straße im Orient Steinhaufen, denen jeder Reisende mit einem Segensspruch als Dankopfer für die glücklich beendete Reise einen neuen hinzufügt. Auch die Griechen verehrten Hermes, den Wege- und Windgott, den Beschützer der reisenden Kaufleute in frühester Zeit durch diese Steinhaufen.

Das Dogma „Säulen des Herkules“ gleich „Enge von Gibraltar“ läßt sich also nicht mehr halten. Herodot selbst kennt verschiedene „Säulen“, von denen die eine am Ende der großen Karawanenstraße von Theben nach Westen im Ahaggarmassiv liegt, dem Gebirge der zentralen Sahara.

Wie kamen nun aber Solon und der libysche Priester zu der Erzählung von dem verschlammten Meere von Atlantis? — Bei meinen Untersuchungen über Karawanenwege in Nordafrika stieß ich auf das apokryphe Buch der Jubiläen des Alten Testamentes, welches uns eine ausgezeichnete Beschreibung der alten Wanderwege zusammen mit einer Völkertafel bietet. In diesem Buche erscheint nun zum ersten Male der Name Bahr Atala, d. h. Meer der Atalanten, für den alten Tritonsee. Dieser wird heute fast unbestritten dem 400 Kilometer langen Salzsumpf Schott el Djerid im südlichen Tunis gleichgesetzt. Nun berichtet bereits Diodor von Sizilien, daß an diesem See der Sitz der Atalanten war. Auch Herodot lokalisiert seine Atalanten an den Nordabhängen des Ahaggargebirges, welches der Geograph Ptolemäos Mons Talae, also Gebirge eines Stammes Tala nennt. Das Präfix At oder Ait bedeutet aber in den libyschen Sprachen nichts anderes als Söhne oder Nachkommen, so

daß der gräzisierte Name der Atalantes oder Bewohner von Atlantis nur eine Umbildung des libyschen Namens der At Tala ist. Wir haben also aus ganz verschiedenen Zeiten bestimmte Nachrichten, daß es in Nordwestafrika einen libyschen Stamm der Atala gegeben hat. Dazu kommt noch, daß Diodor ebenfalls von diesem Tritonsee berichtet, er sei infolge eines Erdbebens ausgelaufen. Wir haben also hier an der Kleinen Syrte einen „Meer von Atala" genannten 400 Kilometer langen See, der nach allen Berichten infolge eines Erdbebens ausgelaufen und unbefahrbar geworden sein soll. Wir wissen aber auch durch Herodot und das Segelhandbuch des Admirales Skylax sicher, daß vor dem Ausfluß aus diesem See ein berühmter Tempel der Athene Tritonis, d. h. der libyschen Neith lag und man zu ihren Zeiten nur noch bei Hochwasser hineinfahren konnte. Nur an der Kleinen Syrte haben wir aber eine Gezeitenbewegung bis zu 3 Metern, die einzige im Mittelmeer. Ebenfalls besteht nach alten Berichten eine sehr große Wahrscheinlichkeit, daß die Einfahrt in den Tritonsee, das Ende der großen Küstenschiffahrt in die Kleine Syrte, ebenfalls als „Säulen" bezeichnet wurde. Berichtet doch auch Stephanus von Byzanz, daß bei den Säulen die Stadt Trite lag. Jenseits der Säulen lag also hier ein Meer der Atalanten mit schmalem Eingang, welches eigentlich, wie Plato sagt, nur eine Bucht war.

Aber auch die Namen der Kinder des Poseidon, welcher die Stadt Atlantis gegründet und durch kreisrunde Wälle und Kanäle 50 Stadien (= 9 Kilometer) landeinwärts befestigt haben soll, lassen sich als libysche Stammnamen erklären. Plato gibt uns sogar die eingeborene Übersetzung des semitischen Namens Gadeiros mit Eumelos an. Wir wissen nun ganz sicher, daß Gadir die Bedeutung von Mauer, Befestigung oder Dornverhau nach Plinius saepes hat. Der griechische Name würde aber keine Übersetzung sein, während die libysche Übertragung U'mel's dasselbe bedeutet. Atlas ist Atala's. Der Stammvater aller ist Euenor, während auf libysch der Stammvater der Berber Uenor lautet. Ampheres ist der Stamm Am — phares, die Pharusii des Ptolemäos, die heutigen Ulad Fares, und so können wir mehr oder minder die vorkommenden Namen mit libyschen Stammnamen erklären. Ich möchte hier nur daran erinnern, daß die Aufzeichnungen dieser Sprachen alle unvokalisiert vorlagen und der Priester zu Sais dem Solon sehr wohl die Namen in griechischer Aussprache zugänglich gemacht haben konnte. Wir brauchen ja nur an die Umschreibung arabischer oder gar chinesischer Namen in unseren Berichten zu denken.

Aber auch die anderen Angaben Platos ordnen sich hier zwanglos ein. Wir haben in Nordwestafrika große Reichtümer an Metallen. Die Fruchtbarkeit des Bodens war und ist noch heute trotz der großen klimatischen Veränderungen weit berühmt. Die wilden Elefanten, von denen er berichtet, hat es hier noch in römischen Zeiten gegeben, und der Stierkult kommt in dem kretischen Kulturkreis als ganz typisch vor. Daß die kretische Kultur auch in Nordafrika vertreten war, haben die letzten Bilder- und Höhlenfunde in Tunis bewiesen.

Aber auch die Zeiten des Erdbebens und der Zerstörung der Stadt lassen sich ungefähr festlegen. Solon gibt nach der ägyptischen Angabe 9000 Jahre vor seinem Besuch, also 9570 v. Chr., an. Wir kennen aber keine schriftlichen Aufzeichnungen aus dieser Zeit, welche auch aus historischen Gründen unglaubhaft ist. Aber schon im Altertum fielen diese hohen Jahreszahlen auf und die Ägypter erklärten den Griechen sehr vernünftig, daß man zuerst die Sonnenjahre nicht berechnen konnte und nach Monaten, d. h. ein Monat gleich einem Jahr, rechnete. Diese Berechnung wurde von den mondanbetenden Libyern der Neumondfeste wegen in den Tempeln noch beibehalten. Wenn wir diese Berechnung benutzen, so kommen wir auf die Zeit zwischen 1300—1200 v. Chr. Es ist die Zeit der großen Angriffe der Seevölker gegen Ägypten und Griechenland, wahrscheinlich weiße Nordrassen, welche als Herrscher über braune Hamiten in Nordafrika saßen. Wir wissen auch, daß im Gefolge dieser Seevölker die Libyer dienten. Das Abzeichen dieser Völker war die seitwärts herabhängende Locke, die Alian als Abzeichen der Könige von Atlantis beschreibt. Ein anderer Bericht bestätigt diese Berechnung. Plato spricht stets von Pferden, Kampfwagen und Rennbahnen, nie aber Kamelen. Wir wissen nun, daß die Kamele als Last- und Reittiere in größerem Maße erst um 500 v. Chr. nach Nordafrika kamen. Die Pferde aber führen bei den Berbern noch heute assyrische Namen, ein Beweis, daß sie von Osten eingeführt wurden. Erst gegen 2000 v. Chr. erscheinen die kultischen Rennbahnen. Die Platosche Atlantis kann niemals um 9570 v. Chr. bestanden haben, sondern nur in der Zeit zwischen Einführung des Pferdes und Kamels.

Wenn wir nun bei allen diesen Angaben annehmen, daß Plato wahrheitsgemäß nach einem Solonischen Bericht die Geschichte von Atlantis niederschrieb, so können wir nur die geographischen Anschauungen dieser Zeit einsetzen, die uns erlauben, alle Angaben natürlich einzuordnen. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß dies Geschichten weitzurückliegender Zeit sind, die schon Solon sagenhaft ausgeschmückt in Sais mitgeteilt erhielt. Homers Troja war noch vor 50 Jahren ein Märchen. Schliemann hat es aufgedeckt, aber die Dichtung Homers kann natürlich mit der Wirklichkeit nicht genau übereinstimmen. Wir alle haben auf der Schule den Minotauros und das Labyrinth als phönizische Sage kennengelernt, bis vor 20 Jahren Evans auf Kreta die minoische Hochkultur aufdeckte und die Sage, wenn auch in anderer Form, Wirklichkeit wurde. Unter den mittleren Schichten fand nun Evans Reste, die nach Libyen wiesen. Eine andere hochentwickelte Kultur finden wir auf Malta lange vor Tyrus und Karthago, die sicher auch ihre Vorläufer hatten. Alle diese Überlieferungen führten dazu, ein Mittelglied zwischen Kreta und Spanien, zwischen Etrurien und Ägypten zu suchen. Die Kleine Syrte muß nun dieses Mittelglied gewesen sein.

Wir wissen, daß hier große geographische Veränderungen stattgefunden haben. Wo heute die Dünen der Erg liegen, war noch im Altertum Kulturboden. Wir haben dort ähnliche Verhältnisse wie in Chinesisch Turkestan, in Zentralasien, wo unter den Sanden Kulturen schlummern, die noch den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung angehören.

Auch unter den Sanden der großen Erg liegen überall Kulturreste, ja sogar die Ruinen einer Stadtanlage im Westen von Ghadames. Noch im 11. nachchristlichen Jahrhundert befanden sich zwischen dieser Stadt und den Schotts Sümpfe, die den alten Flußlauf bezeichneten, der heute unterirdisch noch durch Brunnen zu verfolgen ist. An vielen Stellen findet man nur 2 Meter unter der Oberfläche Wasser.

Der tiefeingeschnittene Flußlauf des Igharghar, der vom Ahaggar kommt, war noch sehr spät mit Wasser gefüllt (das heute nur noch unterirdisch fließt), dem die riesigen Palmenoasen des Ued Rhir ihr Leben verdanken. Bei Tuggurt befindet sich ein „Salzsumpf des Schiffes" (Sebcha el Merkeb), weil sich beim Graben dort um 1850 die Reste eines Schiffes fanden. Die gleichen Reste sollen auch bei Nefta am Westende des Schott Djerid aufgedeckt worden sein, und die arabische Tradition bezeichnet Nefta als alten Hafen. Inwieweit diese Traditionen und Funde stimmen, müssen wir Grabungsforschungen überlassen.

Alle Traditionen weisen immer wieder auf einen Kulturmittelpunkt hin, der mit Bronze und Messing zu tun hat. So verlegen auch die Araber ihre berühmte Messingstadt, deren Geschichte in die Sammlung der Märchen von 1001 Nacht eingefügt wurde, zweifellos auch an die Kleine Syrte. Wie der Düsseldorfer Geograph R. Hennig halte auch ich Homers Scheria, seine Phäakenstadt, für einen gleichen Bericht über das Kulturzentrum, welches Plato als Atlantis beschreibt. Homers Beschreibungen stimmen auffallend zu den Verhältnissen an der Kleinen Syrte.

Aus allen Beschreibungen geht eines hervor. Hier muß ein uraltes Heiligtum ungefähr 9 Kilometer von der Küste durch einen Flußlauf erreichbar und von ihm umspült gelegen haben. Dieser Flußlauf, der Triton, verband einen See, den Tritonsee, mit dem Meere, der Kleinen Syrte, und die Tempelinsel lag nach den Angaben der alten Berichterstatter am Ausfluß dieses Sees. Plato gibt uns sogar die Größenangaben seiner Burganlage abwechselnd von Kanälen und Deichen umgeben an. Die Burginsel hatte nach griechischen Stadien (1 St. = 184,18 Meter) umgerechnet 920 Meter Durchmesser, der erste Kanalring etwa 1,3 Kilometer. Die ganze große Anlage 4 bis 5 Kilometer Durchmesser. Zum Bau werden schwarze, rote und weiße Steine verwendet, die Steine wurden zum Teil um die Anlage herum höhlenförmig so gebrochen, daß diese Höhlen als Schiffsmagazine verwendet werden konnten. Eine warme und eine kalte Quelle dienten zur Bewässerung und zu Bädern.

Sollte nun meine These berechtigt sein, daß die ganze Insel Atlantis Nordafrika, das heutige Tunis, Algier und Marokko wäre und die kleine Wohninsel mit dem berühmten Poseidontempel an der Kleinen Syrte zwischen dem Schott und verbunden durch das Ued Melah als Schiffahrtkanal läge, so müßte sich hier eine Rundanlage in ungefähr diesen Maßen finden oder kreisförmige Reste, welche den Hintergrund zu diesen Erzählungen bilden. Die Aufstellung dieser These mit Karten erfolgte Januar 1927 in der berühmten geographischen Zeitschrift Petermanns Mitteilungen in Gotha nur auf Grund literarischer Untersuchungen, da ich die in Frage kommende Gegend noch nicht besucht hatte,

während mir sonst durch Expeditionen fast ganz Nordafrika bekannt war.

Im Februar 1928 ging ich deshalb zur Nachprüfung meiner Annahmen nach Südtunis, nach der kleinen Oase Udref, 25 Kilometer nordwestlich von Gabes. Ich begab mich sofort an die einzige Stelle, die morphologisch überhaupt in Betracht kommen konnte, an den Austritt des Ued Melah aus der Senke des Schott Hameima, des alten Tritonsees oder sicher eines Teiles dieses Sees. Ich konnte dort einen großen Hügel feststellen, der von einer kreisförmigen riesigen Kanalanlage umgeben war. Am frühen Morgen des 15. Februar suchte ich einen Überblick über die Gegend vom Dache der französischen Schule aus, deren Direktor Pierre Teste in freundlicher Weise mich beherbergte.

Im Norden und Süden erhoben sich als Kulisse die großen Steilabfälle, welche den Schott Fedjedj, einen Teil des Schott Djerid, einfassen. Dazwischen sah ich mit meinem Glase ganz deutlich den flachen Hügel, umgeben von einem großen dunklen Kreise. Dieser Kreis war eine flache Mulde, ein riesiger Kanalgraben, der seine dunkle Färbung den vielen Pflanzen verdankte, die sich dort in der größeren Feuchtigkeit angesiedelt hatten und deren Schatten bei der Frühsonne den Eindruck verstärkten.

Der Mittelhügel von ungefähr 8 bis 10 Meter Höhe über der Kanalmulde bestand aus drei einzelnen Hügeln mit der Achse von Osten nach Westen. Zwei Hohlwege teilen diese Hügel, deren mittlerer den Namen Tell Gallal, Hügel der Töpferwaren oder auch Wasserkrüge, nach Mitteilungen der arabischen Hirten führte. Über und über war der Hügel von roten und schwarzen Tonscherben, grauen Plattenresten und weißen Steinen bedeckt. Jetzt wurde mir auch der Name klar, ebenso die Angabe, daß sich dort ein Kasr Gallal, also ein großer Bau, befände. Regierungsbaumeister H. Ruyter, der mich dorthin begleitete, stellte auch einen parallel den Hohlwegen von Nordwesten nach Südosten gerichteten 18 bis 30 Meter großen Gebäudegrundriß fest, dem an der nach Südwesten gerichteten Längsseite ein 14 mal 14 Meter großer Baukörper vorgelagert war. Innerhalb des größeren Gebäudes markieren sich im Zentrum gelegen 7 Meter lange, quadratisch angeordnete Mauerreste. Der Kanalring, den wir beide aufnahmen, hat einen Durchmesser von 700 Meter von Mulde zu Mulde. Der Hügel hat eine hervorragende strategische Lage zwischen dem sichtbaren Meer und der Einfahrt in den Schott. Umgeben ist er an einigen Stellen ganz deutlich von einem riesigen Deiche, der wieder von einer Mulde umgeben ist. Wie weit diese Formen den morphologischen natürlichen Verhältnissen zuzuschreiben sind, kann nur schürfende Tätigkeit feststellen. Auf der anderen Seite des Ued liegt am Austritt aus dem Schott ebenfalls eine zerstörte Rundanlage, die von den Arabern Ain el Hanasch (Brunnen der Schlange) genannt wird und als toter römischer Brunnen gilt. Die vom Flusse nördlich gelegenen Hügel sind so von alten Resten bedeckt, daß ihnen die Araber den Namen Dahret esch schuggaf, d. h. Scherbenhügel, gegeben haben. Die große Rundanlage war schon lange den Eingeborenen und Herrn Pierre Teste bekannt, der nur nicht wußte, wie er diese erklären sollte. Die Reste der Steinwerkzeuge, welche sich hier durcheinandergeschoben finden, gehören den Schichten vom Paläolithikum über das Neolithikum bis zur Bronzezeit an, während die Scherben nach den bisherigen Untersuchungen bis in die letzten vorchristlichen Jahrhunderte reichen. Wasser, auch heißes, läßt sich hier erbohren. Fast alles antike Material zeigt einen schönen roten, weißen oder blauschwarzen Stein, der sich hier in der Umgebung findet, während ein weißer Baugips, der an der Luft erhärtet, höhlenförmig um Udref herum wie nach Platos Bericht gebrochen wird. Diese Höhlen werden in der Oase noch heute als Ställe und Wohnräume benutzt.

Wir haben also hier bei Udref so viele Einzelheiten, wie sie die alten Schriftsteller beschreiben, daß man die Überzeugung haben kann: die große Tempelanlage bildet den Hintergrund der Platoschen Atlantissage. Nur ein glücklicher Inschriftenfund kann jedoch den Beweis liefern, wenn wir auch nicht erwarten dürfen, buchstäblich Platos Atlantis wiederzufinden. Auch Schliemann hat bei der Aufdeckung von Homers Troja den Dichter nur zum Teil als genauen Berichterstatter nachweisen können. Der Anfang ist gemacht, jetzt muß die schürfende Hand feststellen, ob diese Rundanlage mit ihren archäologischen Resten, welche ich vor zwei Jahren hier theoretisch vorhersagte, durch Inschriften meine These bestätigt. Auf jeden Fall wird die große Rätselfrage der Kulturen Nordafrikas der Lösung nähergebracht. (Abbildungen, Karten und Risse in Petermanns Geographische Mitteilungen, 1928, Heft 5/6.)

In sicherer Hut. Von Bruno Kremling

In blauen Nächten tönt aus Sternensälen
Der Harfe Gottes silbern heller Klang.
Und was auch erdverwurzelt in dir rang,
Muß sich von dir gleich welken Hüllen schälen.

Ergriffen liegst du. Heilig ist die Stunde.
Du horchst dem uralt-neuen Himmelston,
Der zu der Erde fronbeladnem Sohn
Voll Güte spricht aus seines Vaters Munde.

Besänftigt schließt die Augen du ergeben
Und sanft, in seiner Gondel sichern Hut,
Fühlst du dich durch die reine Ätherflut
Gehüllt in seines Mantels Falten schweben.

Ich geh' wie eine Lebende. Von Irmela Linberg

Ich geh' wie eine Lebende
Durch Alltag und durch Fest —
Und bin doch schon Entschwebende,
In stärksten Armen Bebende,
Der Erde nur ein Rest.

Ihr Lachende und Weinende,
Ihr geht und geht und geht.
Ich aber bin nur Scheinende,
Mich ständig neu Vereinende
Mit jenem, der besteht.

Ihr Liebende und Leidende,
Ich weiß nicht, was ihr fühlt...
Ich bin die ewig Scheidende,
Die lautlos sich Entkleidende,
Um die schon fremdes Wasser spült.

Vergangenheit. Von Franz-Victor Warsitz

Ein Jahr ist hin. Man schlägt es zu den andern
Und macht es so, wie Jugend immer tut:
In Zukunftswerten wähnt sie nur ihr Gut,
Sieht nicht die abgelebten rückwärts wandern.

Jung sein heißt kindhaft sein, von Zeit nichts wissen,
Von Nehmen nichts, nichts von Verlorensein,
Nichts von Vereinsamung, der Marter des Allein,
Nichts endlich auch vom Rest, vom Sterbenmüssen.

So nennt man junges Leben glücklich, rein
Von Sorgenkenntnis, schmerzlichem Vermissen.
Die Alten neiden uns das bißchen Schein.

Uns wird der bald, doch ihnen nicht entrissen,
Was froher macht, als Selbstbetrüger sein;
Vergangener Tage Bilder dankbar küssen.

Olympiade

Novelle von Hans Heinz Hinzelmann

Marga, Tochter eines höheren Beamten. Familienleben gesellschaftlich wie finanziell alle Ansprüche erfüllend. Um der Tochter willen steht man auf dem Boden der Tatsachen, Republik sowie andere Forderungen der Neuzeit anerkennend, ohne sich dadurch mit allem einverstanden zu erklären. Margas Bildungsgrundlagen umfaßten abgeschlossene Lyzeumsreife. Dem Zeitgeiste gemäß hat ein junges Mädchen etwas zu erlernen. Sie will Tänzerin werden. Entsetzter Familienrat, in welchem eine Tante, Volksschullehrerin mit pädagogischen Idealen, durch die Erläuterung den Ausschlag gibt, daß zwar Tänzerin kein Beruf für unsereinen, hingegen Gymnastik wie rhythmische Bewegungskunst ein sehr empfehlenswertes Training für vollendete Erziehung zur Persönlichkeit sind. Weswegen wöchentlich mehrmaliger mehrstündiger Kursus bei berühmter Tanzmeisterin belegt wird. Atemtechnik, Gelenktechnik, Bewegungstechnik, Körpertechnik, nichts Tänzerisches wird versäumt, bis Marga im plötzlichen Widerwillen Knall und Fall Tanzschule, Tanztechnik und den ganzen Tanz ablehnte, um im Drang nach künstlerischer Gestaltung zur Kunstgewerbeschule zu laufen.

Jungmädel und Jungmänner durcheinander und gleichberechtigt im stürmischen Übertrumpfen. Zuerst ist man platt vor Staunen, wenn Lebensprobleme und Welträtsel täglich wie taube Nüsse geknackt werden. Langsam gewöhnt man sich das Erröten über solche rührende Frechheiten ab, ist im vorgeschrittenen Semester überzeugter Mitkämpfer für geistige wie körperliche Jugendbefreiung. Überhaupt wer schon in der Aktklasse sitzt, dem ist das nackte Modell symbolisierte Berechtigung, Kommunismus, freie Liebe, völkische Zuchtwahl oder den Völkerbund als Weltreform zu proklamieren. Die Natur wird für überlebten Kitsch erklärt.

Im Wintersemester wird mit bewundernswerter Lerngier dem noch mehr oder weniger erkannten Wunsche nachgegeben, aus Schule, Studium und Familienenge in die unabhängige Freiheit zu den lockenden Märchenreichtümern des Lebens hinaustreten zu dürfen. Was an Wissen fehlt, um über abgerundete Kunstkulturen mitreden zu können, wird konsumiert wie billige Pfennigartikel. Philosophie, Kammerspiele, Symphoniekonzerte, Bauhausausstellungen — alles muß man kritisieren können, denn beispielsweise ist Beethoven, nun ja, das ist eben Beethoven, aber über Schreker haben wir uns doch auskakophoniert und nur der Filmsprechfernjazz hat noch Zukunft. Als Gegengewicht zu diesem Überfressen muß man bei jeder gesellschaftlichen Veranstaltung, die einen Namen hat, dabeigewesen sein und durchgetanzt haben; über die Posaunentumulte der Freien Kunstvereine, den Lila Hemdenmatz der Bühnenkünstler, bis zum Kunstgewerbeball am Faschingsdienstag. Zwar der Vater tobte über Verleugnung der Familientradition, Mutter weinte ganze Tränenbäche, wie sie sagte, aus Scham, und die Tante Anna suchte eine Unterredung unter vier Augen, die aber aus Prinzip abgelehnt wurde, denn prinzipielle Grundsätze muß man für alle Gelegenheiten haben. Also blieb Marga bei dem entzückend beigefarbenen Seidenhöschen, eine Art Badekostüm für lustiges Plätschern auf Bällen.

Der einzige Fehler bei allen diesen Veranstaltungen war, daß es noch keinen Sekt ohne Schwips gibt. Karlbruno von Szwarelly sah übrigens blendend im Frack aus. Und tanzen konnte dieser Bengel! Karlbruno von Szwarelly ist jener Architekt, der vor zwei Jahren ein Modell, mit dem er ein Verhältnis gehabt, wegen Eifersucht vor der ganzen Aktklasse geohrfeigt hatte, wonach er von der Kunstgewerbeschule geflogen. Hätte Marga nicht so vielen Sekt getrunken, wäre ihr das natürlich auch nicht passiert, auf der sturmfreien Bude des Karlbruno zu landen. Und sie hatte sich natürlich gewehrt, obwohl sie sich, nüchtern, eingestehen mußte, daß sie ausgerechnet den Szwarelly niemals hatte leiden mögen, teils wegen seiner Bohemedreckigkeit, teils wegen seiner Brutalität. Sie würde ihm auch nie wieder begegnen.

*

Überhaupt war mit dem Frühling draußen ein Fortdrängen über sie gekommen, ein Abkehren von allen bisherigen Menschen und auch Dingen. Ihre künstlerische Fähigkeit, das Spezialgebiet der graphischen Modezeichnung, war so außerordentlich vorgeschritten, daß ihr Professor sie eines Tages mit einem Angebot über-

raschte, bei der größten Modefirma der Stadt in die Stellung als Zeichnerin einzutreten. Die Ehre und dazu das gebotene Einkommen wären geeignet gewesen, den Neid praktisch erprobter Graphiker zu erregen. Marga aber zögerte. In ihr war eine Scheu, sich in Tagespflichten einpferchen zu lassen, mit festem Monatseinkommen rechnen und entbehren zu müssen. Sie hatte noch nicht einmal begonnen, von dem draußen lockenden, köstlichen Lebensüberfluß zu naschen oder zu genießen, und sollte schon mit Pflichtbewußtsein sich bescheiden und entbehren? Sie war im Gegenteil geneigt, sich den Luxus irgendwie zu gewinnen, was eben nicht im engen Pferch einer soliden Anstellung möglich war! Alle sogenannten hohen Güter, alle geistigen wie materiellen Errungenschaften waren nur verschönernde Ornamente des Reichtums, des Geldes. Freie Bahn dem Tüchtigen hieß: Geld erraffen, Geld haben, mit Geld den Genuß der Luxuselemente zu erkaufen! Wo war die freie Bahn, wo der Start, wie sah der Weg aus?

Aus den illustrierten Wochenblättern, Sport- und Filmzeitschriften, war ihr die Erleuchtung gekommen. Pia Mia wurde mit dem bekannten Herrenreiter, Graf Halbglas, ganzseitig abgebildet, von einer lesenden Welt bestaunt und war weder schöner noch sonst bevorrechtigter als Marga. Oder etwa Liane Knockout, die geschiedene Gattin des Weltboxmeisters, vor ihrem preisgekrönten Sechszylinder beim Baden-Badener Turnier — hatte die etwa wundervollere Beine als Marga oder war sie geschmackvoller gekleidet? Und so wurden da täglich eine ganze Reihe dummer Gänse als schönste Vertreterinnen einer Luxuswelt vorgeführt, die allesamt bestimmt keine größere Genugtuung empfinden konnten als Marga, wenn sie die Begehrlichkeit eleganter Männer ansprang und mit hochmütiger Abwehr vorüberging. Sich mitten in das gleiche Luxusdasein hineinzustellen, das war eine Aufgabe, die Gelegenheit suchen und finden, die materiellen Reichtümer zu erraffen, um durch deren Hilfe allen Luxus zu bändigen, für den zu leben man überhaupt Zeitgenosse war!

Um Zeitgenosse zu sein, saß Marga im daunenweichen Sessel des vornehmsten Hotelpalastes der Weltstadt Metropolis. Da saß sie und legte sich Rechenschaft ab über ihre weiteren Schritte und Wege, die zum Ziele führen sollten. Also sie war ausgerissen, unbeschönigt, einfach ausgerissen. Die runde Summe von dreitausend Mark, durch väterliche Fürsorge ihr am Tage ihres 21. Geburtsfestes von der Aussteuerversicherung ausbezahlt, die hatte sie als Konto auf einer Bank. Klarheit auf der Finanzseite ihres Lebensbuches war ihr von Vaterseite, peinlichste Genauigkeit beim Errechnen der Tagesunkosten mütterliches Erbteil. Sie würde also mit ihrem Barbesitz bei festumrissenen Ansprüchen neunzig Tage oder ein Vierteljahr in diesem Luxusstrome der Weltmetropole durchhalten können. Demnach mußte sie innerhalb dieser Zeitspanne das ersehnte Ziel erreicht oder zumindest soviel Vermögenswerte errafft haben, daß ihrer Tüchtigkeit die Bahn freilag zum Vollgenuß der Gegenwartswerte. Sie war sich ganz klar: ihre Persönlichkeit war ihr Einsatz. Auf welche Weise sie zum Ziele kam, als Gattin irgendeines Industriemagnaten, als Geliebte irgendeines Fürsten oder Weltrekordmannes, als Filmstar, mußte die Zukunft bringen.

Ihre Vorbildung erleichterte ihr das Training zum Rennen, die Technik der Allüren eines modernen Luxusgeschöpfes. Sie ließ kaltschnäuzig ihre runden Kinderknie bis zu den weichen Schenkelansätzen, ihre schlanken Beine in wohlerwogen schönen Strümpfen und Schuhen, von Genießern beiderlei Geschlechts abschätzen. Sie konnte auch schon nach den ersten Tagen oder, besser gesagt, Abenden, die sie fast ausschließlich in den verschiedensten Gesellschaftsräumen des riesigen Luxushotels verbrachte, konstatieren, daß bestimmte Kavaliere hinter ihr her waren und Smokingmänner oder Frackträger jedes Alters sie sich gegenseitig abjagten. Obwohl noch keinerlei Start, geschweige denn irgendwelche Vorrennen gewesen waren. Marga wollte ihren kühlen Verstand fest in beiden Händen halten. Jeder Schritt mußte lohnen. Denn auch eine Mordsangst war in ihr, nämlich aus Unerfahrenheit mit einem Hochstapler, Bankerotteur oder Mädchenhändler hineinzufallen, was in einer Stadt wie Metropolis durchaus im Bereich jeder Möglichkeit lag. Deswegen hatte sie nicht die Spur geringsten Entgegenkommens gezeigt, als der ältliche Kavalier mit dem weißen Haar und den rabenschwarzen Glutaugen als Zeichen des Vorranges vor allen ihren Bewerbern sich als Marchese mit italienischen Vokalen vorstellte. Der Blonde mit dem Monokel mußte Wind bekommen haben, der schnarrte sich plötzlich als Graf heran. Der untersetzte Amerikaner war ihr immer noch der reellste; der hatte sie nämlich im abgekürzten Geschäftsverfahren gefragt, was sie für eine Orientreise mit ihm forderte. Aber sie wollte zehnmal vorsichtig vor Ein-

gang irgendeiner Verbindlichkeit Titel und Bankguthaben des Associé nachprüfen können.

★

Ein junger Mann im vorbildlich tadellosen Frack beobachtete sie schon verschiedentlich dort vom Marmorpfeiler her. Er hatte so etwas Diskretes, Zurückhaltendes, Bescheidenes, ihm fehlte ganz die dreiste Herrenfrechheit der anderen Weltleute. Das gefiel ihr an ihm. Um so mehr er sie nicht ununterbrochen herausfordernd anstarrte, sondern hin und wieder verschwand und beim Marmorpfeiler wieder auftauchte. Da der junge Mann sie interessierte, machte sie ihm mit einem jener nichts und alles sagenden Blicke Avancen, der Geheimsprache internationalen Weltflirts. Jener stutzte aber und kam auf ihren Tisch zu, allerdings in kurzer Entfernung stehenbleibend und nach ihrem Wunsche fragend. Sie war über die unbeabsichtigte Wirkung etwas rot geworden, forderte lächelnd, er solle mit ihr tanzen. Zwar ebenso ein wenig geschmeichelt wie ein wenig erschrocken lehnte jener ab; hier dürfe er nicht tanzen. Und ließ sie wieder allein, um sich zurückzuziehen. Wollte er sich nun interessant machen, oder war er vielleicht anderweitig gebunden oder am Ende eine Persönlichkeit, die hier inkognito und deswegen ohne Beobachtung bleiben mußte? Hernach entdeckte sie ihn, wie er weit entfernt auf dem Zwischengange in einem zwar versteckten, aber bei genauer Beobachtung heftigen Wortwechsel mit einem Maître d'hôtel, dazu einem Oberkellner und außerdem jenem ältlichen Kavalier mit dem italienischen Hochstaplernamen stand. Wie sie erkennen konnte, standen alle drei in heftigem Zorn gegen ihren jungen Favoriten, und Marga verstieg sich sogar zu der Phantasie, ob sie nicht schuld daran haben könnte, denn der schwarzäugige Lebegreis war entschieden allen ihren sonstigen Verehrern bei ihr um Längen voraus. So legte sie um den jungen Menschen ein Geheimnis, das sie reizte, trotz seiner Ablehnung mit ihm in Konnex zu kommen.

Ein junger Mann, der sich nur dem Studium der Beobachtung dieses Weltgetriebes widmete, mußte bestimmt einer jener Lebensprominenten sein, die es nicht nötig hatten, durch Lüftung von Stand und Namen zu leichtem Abenteuer zu animieren. Darum bekam er, gerade als sie mit dem blonden Monokelgrafen einen Charleston tanzte und wieder bei der Marmorsäule auftauchte, nochmals einen Blick von ihr zugefunkt. Der mußte nun endlich gezündet haben, denn als sie längst auf ihrem Platz saß, stand er voll Zurückhaltung neben ihrem Sessel, flüsterte ihr nur rasch zu, daß er um nachts vierundzwanzig Uhr frei sei und sie an der Ecke beim Denkmal erwartete. Sekunden erst später kam ihr unter Herzpochen zu Bewußtsein, daß sie mit Kopfnicken zugestimmt hatte. Ein Druck im Magen bohrte warnend, doch war über sie der Entschluß gekommen, endlich einmal in einem Versuchsrennen zu starten. Ein junger Mensch, der offensichtliche Gefahr riskierte, um sie zu erobern, würde ihre Eroberung auch zu lohnen wissen.

★

Es war am nächsten Morgen dann am Frühstückstisch im Gartensaal. Ihr wurde wie allen länger verweilenden Gästen des Luxushauses an der bevorzugten Fensterfront des Palmenganges gedeckt. Aber nichts nutzte heute die kapriziöseste Appetitlichkeit, mit der dieses Morgengedeck serviert wurde; keinerlei Reiz übte heute auf sie die illustre Buntheit der internationalen Gästeschar; nichts konnte ihre gräßliche Wut auf sich selbst bannen, diese verfluchte Scham über ihr nächtliches Abenteuer. Der Reinfall ihres Debüts in der Nacht war zu groß gewesen. Kein Fürst, wie sie heimlich gehofft, kein Lebensprominenter, kein Rekordmann, nicht einmal Mädchenhändler oder Hochstapler war der junge Mensch gewesen, nein — nichts als Kellner, ein ganz gewöhnlicher Kellner, dazu noch ein gerade seines Dienstes in diesem Hotel enthobener Kellner, weil er in betrügerischer Weise dem italienischen Kanonenkönig zwei beträchtlich falsche Punkte in der Servierrechnung abgenommen hatte, ausgerechnet dem italienischen Trustmagnaten, jenem ältlichen Kavalier mit weißen Haaren und schwarzen Glutaugen, den sie aus übergroßer Vorsicht hatte abfallen lassen. Wie wollte sie überhaupt nur einen Schritt weiterwagen, die sie sich anmaßte, ihren Anteil an dieser Luxuswelt zu erobern, wenn sie nicht einmal einen Kellner unterscheiden konnte von den Lebensaristokraten, die jener rupfte?

Ein Herr legte seine Aktentasche auf den dritten Stuhl ihres Tisches, bat, an ihrem Fensterplatz teilhaben zu dürfen, saß dabei schon ihr gegenüber, ohne die Erlaubnis abzuwarten. Sie war in der Laune zur schroffesten Abweisung, aber sogar ihre eisige Miene hielt den Mann nicht mehr auf, seine riesige Anzahl Briefschaften zu öffnen, während er gleichzeitig Kaffee trank, Brötchen vertilgte und mit Briefordnen jedes freie Fleckchen auf dem Tische



Runkel a. d. Lahn. Gemälde von Friedrich Ahlers-Hestermann
Hamburg, Kunsthalle

belegte. Sie anzusehen hielt der Mensch bisher nicht für nötig. Ein Hotelboy, Mütze in der Hand, lief herbei, rufend: „Herr Rechtsanwalt Doktor Haut!“ Der Herr an ihrem Tisch sprang hoch, stehend schnell die Tasse noch leerend, auf seine Aktentasche blickend, dann auf die Briefe über den Tisch zeigend, Marga auffordernd, auf seine Sachen aufzupassen. Damit eilte er weg.

Ein angenehmer Zeitgenosse, dieser Mann mit etwas gekräuseltem Blondhaar, etwas Glatze, etwas krummem Rücken und mit Hornbrille! Und grüne Augen hatte er auch. Dazu war er Rechtsanwalt. Marga schüttelte sich; sie verzichtete, mit so etwas in Berührung zu kommen. Sowas konnte sie daheim fünfzehn aufs Dutzend haben, diese halbgepflegten Spießertypen! Schon saß der Mensch wieder am Tische, krummer Rücken, Glatze, Brille und, wahrhaftig, grüne schläfrige Augen. Der war wohl mehr aus angeborener Dummheit an ihren Tisch geraten. Wie kam es nur, daß Marga etwas später erschrocken konstatierte, wie der Rechtsanwalt sie tröstete, solche Hotelkellner sähen immer vornehmer als sogar der Papst aus, damit seien schon viele junge Mädchen reingefallen. Aber die Orientreise hätte sie niemals ausschlagen dürfen; solche Amerikaner zahlen immer sofort bar und ließen gerne an ihren Börsenspekulationen mitgewinnen, und sie solle nur ja an die Modefirma zu Hause einen Brief schreiben, ehe sie nicht ihre Studien in Metropolis vollendet, könnte sie das Angebot als Modezeichnerin nicht annehmen, aber in drei Monaten möchte man ihr den Posten offenhalten, zwar nur gegen doppelt hohen Gehalt. Dann hatte der Herr Rechtsanwalt Auf Wiedersehen! gesagt, sie aber hielt sich die Schläfen, wie das nur möglich gewesen, solchem wildfremden Mann Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu enthüllen? Den ganzen Tag litt sie wie zerstampft von eigenem Zorn, Mutlosigkeit und moralischem Kater, den ganzen Nachmittag brauchte sie dazu, um endlich den Brief an die Modefirma fertigzubringen. Denn wenn alle ihre Hoffnungen scheitern würden, dann hatte sie immerhin noch diesen letzten Rückhalt! Wie nur machte man das, in die Kreise des Luxusdaseins hineinzukommen? Wie fing man es an, sich in die Vorderreihen der bevorrechteten Zeitgenossen hineinzuschieben? Sie war ja nur ein heulendes Gör, das sich einem hergeschneiten Spießer an den Hals hing, denn genau genommen: das Erlebnis mit diesem Provinzanwalt war doch schon ihre zweite Blamage!

Noch des Abends mochte sie keinen Bissen essen. Da kam quer durch den Saal, geradeswegs auf ihren Tisch zu, wieder dieser Rechtsanwalt, noch dazu im Straßenanzug. Hut, Aktentasche legte er einfach auf den dritten Stuhl, ihr dabei nachlässig eine weiche Hand gebend, gleichzeitig auch den Kellner anbellend, wo sein Gedeck bliebe. Er fragte gar nicht, er saß einfach da. Sie wollte schamversinken! Sie fühlte die erstaunten Blicke der vom Sehen bekannten großen Welt, sie fühlte die durchbohrende Wut ihrer nicht geringen Zahl Verehrer. Und dieser Mensch saß hier vor ihr, merkte nichts, zerkleinerte, ehe ihm die Suppe gebracht wurde, ein Brötchen, gleichzeitig wieder eine Unzahl Briefe lesend, sortierend, aber keinen einzigen Blick nur für sie vergeudend. Bis er die Suppe gegessen, die Brötchenkrümel vom Tischtuch in den Teller werfend, sie fragte, ob sie mit ihm Geld verdienen wolle.

Sie mußte unwillkürlich die Pupillen etwas zusammenziehen, als wenn die Stirn schmerzte. Und blitzartig geisterte die Bildreihe ihrer bisherigen Mißerfolge vorüber. Nur Ruhe. Sollte er die Geschmacklosigkeit wagen, ihr für die Torheit ihrer Vertrauensseligkeit ein Verhältnis anzubieten, sollte ihn dies eine Stange Gold kosten oder einen kläglichen Reinfall! Wonach sie ohne Wimperzucken erklärte, nur daran zu partizipieren, wobei ihrer Habenseite ein lohnendes Plus garantiert werde. Der Rechtsanwalt nickte dazu mit schläfrigem Blick, nannte eine Straße im allerteuersten Geschäftszentrum, wo ein Eckgrundstück gelegen sei, das sie ihm morgen vormittag als dem Nachlaßverwalter abkaufen sollte. Der Preis sei 316 000 Mark, wie er den Erben vorgeschlagen habe, dazu die üblichen Courtagen und Gebühren. Damit sie Bescheid wisse.

Sie war zwar von neunundneunzig vom Geldhunger besessenen jungen Weibern unsrer Zeit die hundertste, doch jetzt verlor sie etwas die Balance. Seine Schläfrigkeit nachäffend fragte sie, ob fünfzig Pfennig Anzahlung für den Geschäftspalast genügten? Er verbat sich faule Witze, seine Geschäfte, die er anbiete, seien immer gut; wenn sie nicht wolle, sollte sie es bleiben lassen, um drei Uhr Nachmittag würden sie das Grundstück schon wieder los, der Weiterverkauf sei perfekt. Ihr Anteil nach Erledigung sei 10 000 Mark. Die könnte sie morgen gleich haben.

Mit solchem Schlag vor dem Kopf konnte Marga natürlich an diesem Abend nicht mehr tanzen. Sie verteilte so viele Körbe

an ihre bisherigen Bewerber, daß diese schließlich wegblieben, da man ihr wohl diesen ekelhaften Kerl als Verhältnis zutraute. Aber 10 000 Mark! Und das bot dieser Mensch mit dem etwas gekräuselten Blondhaar, schläfrig grünen Augen, so nachlässig und selbstverständlich, als seien sie ewig schon auf Du und Du. Er blieb nicht lange sitzen, stand auf, er wolle schlafen gehn, er ginge immer sehr früh schlafen. Gehorsam ging sie neben ihm, während sie das Vestibül durchschritten, von einer Unzahl neugieriger Augenpaare gefolgt. Sie war auf alles gefaßt, aber auf einem Korridor gab ihr der Rechtsanwalt mit gähnend verzogenen Kiefern nur nachlässig seine schwammige Pfote und sah sich nicht einmal mehr nach ihr um. Wie betäubt war sie in ihrem Zimmer. Schlaflos wälzte sie sich wohl die halbe Nacht, der Seidendamast war ihr bald zu heiß, bald fror sie darunter. In fiebrigen Traumgestalten raffte sie Geld, Luxus, Leben, Herrgott nochmal, 10 000 Mark bar!

Am Morgen hatte sie wahnsinigen Hunger, aber ebenso wahnsinnige Unruhe, und am Frühstückstisch wußte sie tatsächlich nicht, ob sie vor Hunger oder vor Angst, nur gefoppt und genarrt zu sein, mit geradezu gefräßiger Gier aß. Dazu wartete sie, und der Rechtsanwalt kam nicht. Oder hatte er sich an einen anderen Tisch gesetzt? Da spitzte sie die Ohren. In ihrer Nähe stammelte ein Kellner Entschuldigungen, weil für den Herrn Doktor nicht am Tisch mitgedeckt worden sei, und gleichzeitig lag schon eine Aktentasche auf dem dritten Stuhl, lagen aufgeschnittene Briefe über jeden freien Fleck des Tisches verteilt, und kaum hatte der Mann mit der Brille und den grünen Augen seine Tasse am Munde, wurde er ans Telephon gebrüllt, und Marga mußte auf das liegengebliebene Durcheinander aufpassen. In dieser typischen hastenden Geschäftigkeit dieses Mannes fuhren sie in einem Taxauto zu einem Justizrat Dieserjener. Der Herr Kollege Haut legitimierte seine Begleiterin ohne weiteres als die Käuferin des Grundstückes. Telephonisch besprochene Verträge wurden hingeschoben, Dokumente knisterten, und sie mußte unterschreiben, unterschreiben, unterschreiben. Dabei hatte sie im Winkel ihres Ellenbogens solches Stechen, daß sie glaubte, ihren Arm nicht wieder gerade zu kriegen oder ihre Fingerteile würden wie Glas abbrechen. Aber nichts geschah. Die beiden Juristen rauchten gelangweilt dabei dicke Bauchbandzigarren, unterhielten sich über die neueste Revue. Und schon flitzte Marga per Autotaxe durch andere Straßen nach einem Amtsgebäude, wo sie in steinernen Korridoren umherstand, dann hinter ihrem Anwalt wie ein kleines Hündchen herlief; der aber sauste nur in ein Zimmer hinein, zwei Worte, ein Dokument; sie schossen zu einem anderen Zimmer, drei Worte, Unterschriften, Stempel, Gebühren. Er war fabelhaft, beinahe wie der liebe Gott und Marga nur ein armseliges Kometenschweifchen. Bis sie in einer Autotaxe durch das Wort zur Besinnung kam: nun würden sie erstmal gut essen gehn.

In dem vornehmen Weinrestaurant mußte sie sich dann gleich wieder über seine spießerischen Ehemannsmanieren ärgern. Er setzte ein opulentes Diner zusammen, ohne sie zu fragen, wahrscheinlich was er gerne aß; um danach, ohne abzureißen, sogar zwischen zwei Bissen, in Akten und Dokumenten herumzulesen. Beim Nachtisch sprang er plötzlich hoch, begrüßte einen heranschnaubenden Flauschmantel, der, von herbeieilenden Kellnern zum Aufplatzen gebracht, einen dicken Herrn mit feistem Specknacken zum Vorschein brachte. Der Dicke rieb sich fortwährend die Hände, wobei in einem hechtgraublauen Anzug nur alles so schwabbelte, und kam händereibend mit hellgelbbeschuhten Beinchen an ihren Tisch. Um Mokka zu trinken und, zwischen zu kurz geratenen Fingerwürstchen eine zu dicke Zigarre lutschend, mit lautem Lachen zu lärmen, der Marga bald den Oberarm, bald den Schenkel zu klapsen und auf einmal seine Wursthände voll Sympathie auf ihre seidigen Kinderknie zu legen. Ehe Marga wußte, wie sie sich verhalten und was sie überhaupt von dem ganzen Zusammentreffen denken sollte, saß aber der Rechtsanwalt unerwartet dazwischen, dem Herrn ein Dokument so energisch unter die Nase legend, daß diesem nichts übrigblieb, als sich in Erklärungen über den Inhalt zu stürzen, was dem jungen Mädchen übrigens wie chinesisch unklar blieb. Doch Herr Rechtsanwalt Doktor Haut mußte in Wut geraten sein, denn er schlug plötzlich mit der Faust auf den Tisch, daß dem Dicken vor Schreck die Zigarre aus den Würstchen rutschte, und der Anwalt bellte, er möchte gefälligst seine Schuhe nicht an den Hosenbeinen des Anwalts abwischen, im übrigen wolle er zwar das Grundstück von der Dame kaufen, diese selbst sei aber verheiratet.

Nach dieser unverschämten Lüge hätte Marga dem Rechtsanwalt sogar gerne einen Kuß gegeben, doch in schönster Hetze fuhren sie schon wieder, diesmal mit dem Rollsroyce des Dicken. Bei einem Notar Jener-

welcher filmten genau die gleichen Vorgänge herunter, wie am Vormittag. Sogar der Geruch der Advokatenräume schien der gleiche. Nur einmal horchte Marga auf. Der Dicke nannte nämlich fortwährend die Zahl vierhundert, worauf Doktor Haut die Zahl vierhundertundzwanzig sagte, der Dicke sofort wieder vierhundert und so ging das eine Zeitlang, als wenn irgendwo eine Schraube locker geworden sei; die aber brach plötzlich mit einem: „Schön, sagen wir vierhundertzehn“ ab. Wonach alle Parteien sich die Hände rieben und Marga mal wieder unterschreiben mußte.

★

Im Hotel an ihrem Abendtisch saß Marga zerschlagen wie ein Schwerarbeiter, nicht mal mehr fähig, sich darüber zu ärgern, daß gleich für zwei Personen gedeckt war, der Anwalt ihr gegenüber mit krummem Rücken die Perspektive auf ihre strahlende Luxuskarriere verdunkelte, durch die Vorspiegelung eines falschen Verhältnisses zu ihr ihre Verehrer und Beziehungen verscheuchend. Zwischen zwei Bissen im Munde, dem Öffnen eines Briefes und einer Bestellung an den Kellner schob er ihr ein Stückchen Papier hin. Nämlich einen Scheck auf die Staatsbank, lautend über 10 000 Mark. So hingeworfen, wie man eine Zigarette achtlos wegtut. Und sie hielt den Scheck in der Hand, 10 000 Mark, und nun kam ihr das prophetische Erkennen, wie Geld, Geschäfte, Luxusleben gemacht wurden! Nichts als ein Strohmann war sie gewesen; aber die Differenzsumme von der Zahlung an den Nachlaß bis zu den 410 000 Mark, die der Dicke an den Rechtsanwalt abführen mußte, den netten Reingewinn von 94 000 Mark steckte dieser Mensch mit dem gekräuselten Semmelhaar, Glatze, Hornbrille und schläfrig grünen Augen so nebenbei in die Tasche, daß er ihr einen 10 000 Mark-Scheck ohne ein überflüssiges Wort hinschieben konnte. Bimmelbammeldoria, dieser Provinzonkel! Aber sie war nun gestartet, das war die Hauptsache. Es war ihr geglückt, und nun mußte sie klug bleiben. Sich ihm erstmal attachieren, ihn fesseln, bis sie seine Verbindung ausgenutzt, um selber weiterzukommen. Aber wie weiter? Der war für gewöhnlichen Liebesfang zu dämlich oder zu klug, zum Heiraten eigentlich zu ekelhaft. Und während sie den Scheck über 10 000 Mark mit der gleichen Nonchalance, wie er ihr gereicht worden, ins Handtäschchen steckte, fragte sie mit entzückend süßem Kinderlächeln, ob er nicht noch mehr solcher Geschäfte für sie habe.

Herr Rechtsanwalt Doktor Haut nahm die Brille ab, wischte sich gähnend die Augen und sagte, er sei müde. Legte Akten, Briefe, Zeitschriften zusammen, und wie man einem langgewohnten treuen Freund nachkommt, stand auch Marga auf, bereit, sich wie auf sein Kommando zur Nachtruhe zurückzuziehen. Obwohl nach ihren Weltbegriffen die Nacht noch gar nicht begonnen und sie wahnsinnige Lust hatte, vor Freude über den Reichtum im Handtäschchen die ganze Nacht durchzutanzen. Aber in Klugheit und Falschheit des Ewig-Weiblichen betonte sie beim gemeinsamen Durchschreiten der Gesellschaftsräume voll bestrickendem Liebreiz so sehr ihre Zusammengehörigkeit, daß sie sah, wie den ihr bekannten Kavalieren die Augen vor Neid aus den Höhlen stierten, und sie die Zähne ihrer erfolglos zurückgebliebenen Verehrer glaubte in Wut knirschen zu hören. Nur auf ihren semmelblonden Meister machte nichts Eindruck. Wenn sie ihre entzückenden Verführungskünste spielen ließ, verschob er ganz bestimmt gerade die Kiefer zu unterdrücktem Gähnen, um sie, wie entschuldigend, daß er geboren sei, aus tränigen Augen anzuschläfern. Und als er jetzt in der Nähe ihres Zimmers sich zur Nacht verabschiedete, machte sie ihm scherzhaft hingeworfene Avancen, mit dem Erfolg, daß er sich noch einmal zu ihr zurückdrehte und erklärte, er werde morgen zusehen, ob er für sie den richtigen Mann kriegte.

War das nicht toll? Was sollte das nun heißen? Er verschmähte sie, entweder hielt sich dieses krumme Ekel für zu gut für sie, oder er war wirklich zu dämlich. Aber wie kam er dazu, sie zu verhöhnen? Denn das konnte doch nur in erniedrigendem Sinne gemeint sein, ihr den passenden Mann suchen zu wollen. Oder hatte er die Absicht, ihr einen anderen Geschäftspartner für irgendeinen neuen Start zu besorgen? Oder wollte er sie verkuppeln? Die ganze Nacht hindurch mußte sie sich mit Angstträumen von Mädchenhändlern und Handtaschenräubern herumwälzen, zweimal trieb es sie aus dem Bett, nachzusehen, ob der Barscheck noch immer als greifbare Tatsache in ihrem Handtäschchen vorhanden war, und ob er auch bestimmt noch immer über 10 000 Mark lautete. Am Morgen hatte sie einen Druck im Schädel, der nicht mit den eisigsten Duschen wegzukriegen war. Die Kopfschmerzen ließen nicht nach, und das Grübeln über die Anforderungen ihrer weiteren Karriere verschlug ihr den gewohnten Appetit. Um so fraulichere Sorgfalt bezeigte sie dem Rechtsanwalt, als dieser zum Frühstück am Tisch saß. Mit um so größerer Gleich-

gültigkeit ließ er es sich gefallen, aus dem Studium eines Akteneinganges und angebissenem Brötchen heraus plötzlich zu erklären, er erwarte, daß sie mit dem Heiraten einverstanden sei! Natürlich nicht ihn, — setzte er wie zur Beruhigung hinzu. Um drei Uhr käme er zum Mittagessen. Ehe Marga sich zu einer Erklärung hindurchgedacht, war er bereits weggesaust.

Endlich legte sich Marga die vernünftige Frage vor, wozu sie eigentlich diesen ganzen erbärmlichen Zustand mitmachte? Warum bereitete sie dem nicht ein Ende? Sie hatte keinerlei Verpflichtungen, weder sich tyrannisieren zu lassen, noch mit diesem wildfremden Menschen zu Mittag zu speisen. An nichts war sie gebunden! Sie mußte nur erst mal den Scheck einlösen, das Geld auf ihr Konto anweisen lassen. Dann war sie ja fast reich! Ihr Kapital hatte sich in wenigen Wochen über das Vierfache vermehrt. Sie würde sich zunächst einmal damit begnügen, sie war frei, konnte abreisen, wann und wohin sie wollte, und die Luxuskarriere ebensogut in Wien oder jeder anderen Weltmetropole weiter erkämpfen.

★

Der Scheck war anstandslos eingelöst worden. Da legte sich Marga die Frage vor, was sie dumme Gans denn eigentlich wolle. Seine Geschäftsbasis hatte sich als grundreell erwiesen. Wäre es nicht heller Wahnsinn von ihr gewesen, die Verbindung abzubrechen, ohne die Entwicklung seiner neuen Absichten abzuwarten? Der Rechtsanwalt wußte genau, daß sie nur für Geschäfte mit großen Nennern zu haben war; er selber war viel zu solide, um sich mit kleinlichen Dingen abzugeben. Also nur keine übereilten Schritte. Er hatte sicher einen ungeheuerlich reichen Schieberonkel bei der Hand, der eine junge Weltdame ihrer Art durch Heirat zum Herrn seines Vermögens machen wollte, und der Doktor würde im gegebenen Moment schon seine Bedingungen nennen. Dann war es immer noch Zeit zum Entschluß. So saß sie denn um drei Uhr gehorsam im Speisesaal auf ihn wartend. Er kam, reichte ihr aus der Fülle seiner Korrespondenz einen Brief. Der war zu ihrem Erstaunen an sie selber adressiert. Demnach hatte die Hotelleitung ihm einfach gleich übergeben, was ihr zukam, mit so soliden Rechten war sie als eine Art Eigentum auf ihn übergegangen. Der Brief selbst enthielt nur eine Antwort der großen Modefirma zu Hause, sie sei mit ihrem Eintritt nach Vollendung ihrer Studien in Metropolis einverstanden unter Bewilligung des von ihr geforderten doppelt hohen Gehaltes. Als sie die drei Zeilen gelesen auf den Tisch legte, nahm der Anwalt ohne weiteres den Brief zur Kenntnis, stieß ihn dann wieder ihr hinüber mit dem Bemerken: na also, sie sollte eben immer nur auf ihn hören. Da zerriß sie wütend den Brief. Wenn sie nach einem Vierteljahr solchen aufreibenden Lebens mit ihm noch als Modezeichnerin in Stellung gehen müßte, dankte sie bestens für seine ganze Freundschaft. Worauf er aus seiner schläfrigen Wurschtigkeit zum erstenmal mit ganz erschrockenen Augen aufzuwachen schien. Als sie das Essen beendeten, gab er dem Kellner die Anweisung, den Kaffee in der Wandelhalle zu servieren, stand auf und ging voran. Marga runzelte die Stirn, hatte schmale Lippen und eingekniffene Augen, so gereizt war sie, wie er kommandierte. Aber gehorsam folgte sie. Dabei war sie weder seine Ehefrau noch seine Geliebte, nein, dieses Benehmen ging so einfach nicht mehr weiter, diese Anmaßungen, mit denen er über sie verfügte, machten sie krank. Wollte sie nicht zu einem willenlosen Werkzeug dieses Mannes herabsinken, mußte sie doch wohl schleunigst abreisen, denn anders war kein Ende möglich bei seiner rabiaten Dummdreistigkeit.

Da stellte er ihr jemand vor. Herr Bernd. Wie, bitte? Also Herr Leuthold Bernd.

Was war das nun schon wieder? Hatte sie gewünscht, diesen Menschen kennenzulernen, der so augenscheinlich gar nicht in diejenige Sphäre hineinpaßte, der sie ihre Bekanntschaft zu gewähren gewillt war? Was sollte diese Vorstellung? Mitleidig fast besah sie sich diesen Herrn Bernd. Ein ganz hübscher schlanker Junge mit braunem, zurückliegendem Haar, großen braunen Augen. Nun ja, ganz nett, aber diese Halbeleganz, diese ein klein wenig lodderige, äußere Aufmachung, dieser große Junge paßte durchaus nicht in ihre Pläne hinein.

Aber Herr Doktor Haut hatte es schon wieder sehr eilig. Er bat um Entschuldigung, er müßte noch so furchtbar viel erledigen. Ausreisevisa nach England, Flugkarten, Kabel an den die Trauung vollziehenden Friedensrichter in einem Londoner Vorort, man möchte ihn gefälligst mit allen Fragen in Ruhe lassen. Hier ginge ihm das Heiraten nicht rasch genug, hier brauchte man auch zu viel Papiere, sie sollten nur Vertrauen zu ihm haben, wenn alle Vorbereitungen klappten, seien sie beide morgen nachmittag verheiratet. Damit war Herr Rechtsanwalt Doktor Haut verschwunden, von der Flut seiner Geschäftigkeit verschluckt.

Marga aber starrte auf Herrn Leuthold Bernd. Dieser saß wie verlegen. Als sie ihn energisch um Aufklärung bat, gestand er ihr wie aus befreitem Herzen, er sei wahnsinnig glücklich, ausgerechnet gerade sie zu heiraten. Ebensogut hätte der eilige Herr doch auch eine alte Schraube bringen können, trotzdem er einen richtigen Ekel vor alten Weibern habe, was wohl von der ätherischen Empfindsamkeit seiner Künstlernerven käme. Innerhalb der nächsten Stunde erfuhr Marga noch, es mit einem Filmdichter zu tun zu haben. Er sei an einem großen Preisausschreiben beteiligt. Der erste Preis sei 50 000 Mark. Er kriegte ganz bestimmt den ersten Preis. Augenblicklich aber sei ihm das Geld ausgegangen, weswegen er von Hamburg nach Metropolis gefahren sei, die Filmgesellschaft um einen Vorschuß auf den ersten Preis zu bitten. Leider sei es ihm bis heute nicht möglich gewesen, von den Direktoren der Filmgesellschaft empfangen zu werden. Ausgerechnet heute habe man ihm die Hotelrechnung präsentiert, gerade als ein Herr mit grüner Brille und Aktentasche neben ihm gestanden und ihn so aufmerksam fixiert hätte. Den Herrn habe er sofort anzupumpen versucht, die Hotelrechnung war ja eine Lappalie bei einem Preis von 50 000 Mark. Der Herr mit der grünen Brille habe ihn gefragt, ob er total meschugge sei und ob er heiraten würde? An dieser Stelle seiner Beichte nahm Herr Leuthold Bernd wiederum die Hände des jungen Mädchens, beteuerte, er sei zu glücklich, gerade sie heiraten zu dürfen, sie sei ein entzückendes Mädchen, ganz sein Geschmack, dafür bekäme er noch 3000 Mark von dem Herrn mit der Brille, und wenn er erst den Preis von 50 000 Mark für sein Filmmanuskript gewonnen, würde er sie auch blendend ernähren können. Er machte dann nämlich sofort eine Filmgesellschaft auf.

Zuerst hatte Marga den Menschen wie eine Erscheinung vom Monde angestaunt. Seinen Endabsichten aber stimmte sie beifällig zu. Eine Filmgesellschaft gründen? Warum nicht? Nicht schlechte Idee! Eine blendende Idee sogar! Wenn man nur das Geld hätte, würde sie sofort mitmachen. Das wäre doch ein Ziel für sie. Man müßte die Entwicklung der Dinge einmal abwarten, es läge durchaus nicht außer dem Bereiche der Möglichkeiten, das Geld herbeizuschaffen. Marga holte alles aus ihm heraus, was sie über Filmgründungen interessierte. Der Filmdichter dagegen fand, daß das Schicksal noch nie zwei Menschen so passend zusammengeführt habe. Er würde daraus ein so fabelhaftes Filmbuch schreiben, Millionengewinne würden sie mit dem Film über ihre Heirat machen, Millionengewinne. Gleichzeitig gestand er, nicht das nötige Geld für sein Teegedeck zu besitzen, was Marga für ihn zu bezahlen durchaus in der Ordnung fand. Woraufhin sie ihn auch gleich zum Abendessen einlud. Streng sachlich genommen zu ihrem Verlobungssouper. Warum nicht? Wenn sie eine Filmgesellschaft gründen wollte, mußte sie erst mal einen Filmdichter und dessen Filmideen haben. Sie war ganz eingesponnen von der stillen Freude, endlich ein Ziel in gar nicht so unmöglichen Fernen vor sich zu haben. Sie ließ sich also durchaus nicht lumpen, aus eigenen Erfahrungen wußte sie, das Vertrauen von idealen Künstlern erwirbt man am sichersten, indem man ihnen mit materiellem Besitz imponiert. Und sie besaß eine Summe weit über 10 000 Mark bar auf der Bank und die sichere Aussicht, noch mehr Geld zu verdienen. So beruhigt war sie über die grundreellen Endabsichten des Rechtsanwalts.

So wurde das Diner zu zweien ein dem Luxushotel, der künftigen Filmgesellschaft und dem größten kommenden Filmdichter würdiges Gelage. Hernach tanzten sie beide noch ein wenig, lachten sehr viel, denn sie hatten zum Schluß beide einen kleinen Schwips. Schließlich stiegen sie Arm in Arm, ganz ein offizielles Paar, die pomphaft breite Hallentreppe hinauf, ganz als richtiges Liebespaar aneinandergeschmiegt, die Richtung nach Margas Zimmer einschlagend. Vor dessen Tür aber wurden sie von einem Mann angerempelt, der atemlos hinter ihnen hergerannt sein mußte. Auseinandergeschoben stand Marga rechts, Leuthold links vom Rechtsanwalt Doktor Haut, beide erröteten schamvoll unter seinen Worten: „Sie sind doch noch nicht verheiratet!"

Herr Leuthold Bernd bekam ein Ticket auf die Lufthansa in die Hände gesteckt, dazu den Befehl, früh einhalb sechs Uhr auf dem Flugplatze zur Abfahrt bereit zu sein, und zwar als ein Mann namens Gabriel Pinkepank. Die Papiere dieses Mannes Gabriel Pinkepank bekam er nun gleichfalls in die Hände geschoben und dazu den Befehl, abzuschieben, was widerspruchslos geschah. Allein mit dem Rechtsanwalt bekam Marga einen Anfall kategorischen Imperativs, indem sie erklärte, sie würde niemals einen Gatten mit dem fürchterlichen Namen Gabriel Pinkepank heiraten,

denn damit könne sie keinen Filmladen aufmachen. Wenn er sie zwinge, einen ungeliebten Mann zu ehelichen, könnte er doch ruhig Leuthold Bernd heißen! Da riß der Rechtsanwalt seine schläfrigen Augen wieder einmal ganz wach auf, stotterte, was wie Eifersucht klang, ob sie etwa in diesen leichtsinnigen Wimmerflimmerdichter verknallt sei, oder ob sie etwa glaubte, ihm falle es leicht, sie einem fremden Mann zur Frau zu geben? Er sei froh gewesen, diesen imitierten Filmklown zu der Komödie gefunden zu haben, damit sie morgen Frau Pinkepank werden könnte, wonach nämlich Herr Pinkepank zu verunglücken und zu versterben habe. Danach wolle er sie selber heiraten, und sie solle sich nicht einfallen lassen, mit einem andern anzubandeln oder gar das schöne Geschäft zu vermasseln. Das letztere klang aber schon wie eine Drohung.

★

Es war wirklich ein bißchen viel für Margas gesunde fünf Sinne. Die ganze Nacht rang sie mit Fluchtgedanken, denn ihr schien ein Verbrechen an dem Dichter geplant, der voll Vertrauen sich zur Heirat mit ihr hergab. Unter dieser seelischen Bedrückung vor einem kommenden Verbrechen saß sie am nächsten Morgen im Flugzeug, zum erstenmal die herrliche Beschwingtheit des Emportragens, des hinreißenden Schwebens über Länder und Meere kennenlernend. Diese heimliche Angst bedrückte sie, als sie im Auto nach einem Vorort Londons sausten, von welcher Stadt sie nichts weiter zu sehen bekamen, als was an einem Autofenster hinhuschte. Gewissensschuld am kommenden Verbrechen peinigte sie, als ein rothaariger Pastor oder Friedensrichter das Paar auf englisch zusammenkaute, wonach sie, wenn ihre Sprachkenntnisse nicht trügten, Frau Pänpän hieß. Das kommende Verbrechen lähmte sie, als ohne jeden Zeitverlust und in ungehemmter Hast zurück zum Flugplatz gefahren wurde, um gerade noch mit dem fälligen Flugzeug nach Deutschland hinüberzubrausen. Immerhin war es ein Glück, daß sie noch mehr von einem Mordshunger geplagt wurde, wodurch sie sich nicht verkneifen konnte, voll Gift und Galle den Doktor zu fragen, ob sie Hungers sterben sollten, sonst würde er wenigstens ein paar Butterstullen als Hochzeitsessen eingepackt haben. In der Hast dieses seltsamen Tages, voll Wunderbeispiele der Organisationsfähigkeit eines deutschen Juristen, hatte keiner von ihnen nur einen Happen zu essen bekommen, aber auch keine Möglichkeit dazu gehabt, so war jede Sekunde vorberechnet gewesen. So bogen sich drei Hochzeitsreisende im Flugzeug vor Hunger. Um in der Nacht, im Kurhaus Travemünde anlangend, wo in prompter Organisation des Doktors drei Zimmer vorbereitet waren, mit hängenden Köpfen zu erfahren, daß die Küche nur bis 23 Uhr nachts geöffnet sei. So stopften und fraßen sie alle erreichbaren Kuchen, Obsttorten und Konfitüren hinunter, dabei vor Müdigkeit beinahe umsinkend. Wonach sich herausstellte, daß die Verbindungstür zu den beiden Schlafzimmern des Ehepaars Pinkepank offenstand und der Schlüssel fehlte. Nicht etwa Marga oder Herr Leuthold Bernd, nein, Herr Rechtsanwalt Doktor Haut gebärdete sich über diese offene Verbindungstür rasend. Er beschwor Marga, diese Nacht in seinem Zimmer zu schlafen. Doch das junge Mädchen hatte sich angekleidet auf das Bett geworfen und schwor, nicht aufzustehen, worauf Herr Rechtsanwalt Doktor Haut den Herrn Leuthold Bernd mit erhobener Faust anbellte. Aber auch Herr Leuthold Bernd weigerte sich, mit dem Rechtsanwalt die Zimmer zu tauschen. Ihm eine undankbare Hungerkreatur an den Kopf werfend, rannte der Doktor zum Nachtportier des Kurhauses, drohte alle Gäste aufzuwecken, bis man endlich den Schlüssel zur Verbindungstür des Ehepaares Pinkepank herbeigeschafft hatte. Wonach die Verbindungstür der beiden Schlafzimmer des Ehepaares von Herrn Rechtsanwalt Doktor Haut eigenhändig verschlossen wurde. In diesem Augenblick aber wurde Marga meineidig, denn sie sprang vom Bette hoch, forderte dem Rechtsanwalt den Schlüssel ab, da sie nicht mit ihm verheiratet sei. Worauf dieser resigniert ihr den Willen tat, todmüde davontrottete mit der Bemerkung, sie finge ja schon früh an, ihn unter den Pantoffel zu kriegen.

Am folgenden Morgen war der Rechtsanwalt verschwunden. Er hatte längst gefrühstückt und die Mitteilung hinterlassen, vor Abend nicht zurück zu sein. Das Ehepaar Gabriel Pinkepank aber nahm diese unerwartete Freiheit hin wie Kinder die Schulferien. Sie balgten sich im Sande, tummelten sich im Wasser, knutschten und drückten sich herum wie jedes andere normale jungverheiratete Paar. An die drohende Gefahr der Trennung wollten sie nicht denken, um so mehr sie beide vernünftig genug waren, einzusehen, daß diese Trennung aus den verschiedensten Gründen wieder folgen müßte, einmal wegen des

vom Doktor geplanten Geschäfts, dann wegen des abscheulich lächerlichen Namens Pinkepank.

In den Übermut dieses herrlich verliebten Tages brummte Herr Doktor Haut einen guten Abend.

Hut und Aktentasche lagen auf dem vierten Stuhl beim Tisch, der Rechtsanwalt las ungeheuer viele Briefeingänge, und es war wieder rechter Alltag. Und der Doktor erklärte, Herr Gabriel Pinkepank sei nunmehr verpflichtet, auf einer Lustfahrt in die Ostsee sein Leben zu lassen. Die Versicherungspolice seines kostbaren Lebens sei ordnungsmäßig und rechtsgültig auf Frau Marga Pinkepank überschrieben. Das Motorboot habe er gleichzeitig gekauft, es liege unten im Bootshafen. Der Schreck durchfuhr die jungen Leute sichtbar verräterisch, und die süße Rache stand dem Rechtsanwalt im Gesicht geschrieben.

Herr Leuthold Bernd berief sich auf die Abmachung, daß eine Nachtfahrt im unbekannten Motorboot auf der noch unbekannteren Ostsee nicht nur Herrn Gabriel Pinkepank das Leben kosten würde, sondern auch ihn, den Leuthold Bernd, in Lebensgefahr brächte, was er sich einfach nicht gefallen lassen wollte. Denn laut Vereinbarung dürfte er als Filmdichter Leuthold Bernd mittels visierten Passes und dreitausend Mark Entschädigung sein legitimes Dasein über den Umweg via Dänemark fortsetzen. Marga gab den Ausschlag bei dem Streite der Männer. Sie drohte, wenn Menschenleben gefährdet würden, einfach nicht mehr mitzumachen! So kam man dahin überein, daß Herr Gabriel Pinkepank erst am nächsten frühen Morgen zur unaufschiebbaren Lustfahrt in die Ostsee stechen sollte, Leuthold Bernd aber nicht vor der nächsten Nacht im mitgeführten Beiboot an der dänischen Küste landen dürfe, weil er ungesehen bleiben mußte, wenn er das Motorboot durch Herausziehen des an versteckter Stelle angebrachten Korkstöpsels zum Sinken brächte. Wenn Herr Gabriel Pinkepank danach endgültig ertrunken und gestorben sei, würde seine trauernd hinterbliebene Ehefrau ihn beerben.

Hernach wurde das Motorboot, vom Rechtsanwalt Lustjacht benannt, besichtigt. Welches Glück, daß weder Filmdichter noch junge Mädchen durchschnittlich etwas von Seetüchtigkeit verstehen. Die ausrangierte Kaffeebüchse mit stinkendem Auspuffrohr fand das volle Entzücken seiner Besucher. Als gar der Motor wie asthmatisch zu fauchen begann, während das Boot an der Leine vertäut unter den weißen Schaumwellen der Schraubenbewegung schaukelte, bedauerte Marga rasend, nicht an der Lustfahrt teilhaben zu dürfen. Wogegen der Rechtsanwalt zynisch einwarf, er sei froh, wenn sie nur erst trauernde Witwe geworden, damit er sie endlich geheiratet und seine Ruhe wiedergefunden habe. Dadurch wurde nun wiederum Herr Leuthold Bernd total verdattert, wobei es unklar blieb, ob mehr erschüttert über die Heiratsabsichten seiner Witwe oder über die Treulosigkeit der Weiber überhaupt. Den letzten Rest Fassung und Glaubens an die Welt verlor er aber, als droben vor den Gemächern des Ehepaares Pinkepank der Doktor Marga beschwor, ihm als Zeichen ihres Vertrauens den Schlüssel zur Verbindungstür zu übergeben. Das junge Mädchen, zuerst auch sichtlich erstaunt und zum Widerspruch gereizt, lächelte plötzlich mit verlockender Lieblichkeit den Rechtsanwalt an und reichte ihm den Schlüssel, worüber sogar der Doktor vor Sprachlosigkeit verblüffte. Da drehte sich Leuthold um, raste fort, in sein Zimmer, knallte die Tür hinter sich zu, wutbebend hin und her laufend, auf die verdammten Weiber fluchend, diese Weiber! Dann war ihm, als wenn nebenan auch Marga in ihr Zimmer ging; jetzt hörte er deutlich sie den Schlüssel zum Korridor umdrehen. Müßte er nicht eigentlich die Verbindungstür aufbrechen, einschlagen? Hatte er geheiratet, damit ein frecher Schurke ihn aus dem Schlafzimmer seiner Frau verwies? War es denn nicht eine regelrechte Liebesheirat geworden, wie man sie so romantisch kaum im Film glauben würde? Und nun sollte er so einfach verschwinden und das geliebte Mädel diesem Schurken überlassen, der ein verwegenes Geschäftsunternehmen mit ihnen managte? Und wenn er zuletzt die ganze Sache zerstörte und die dreitausend Mark ihm flöten gingen, er mußte das geliebte Weib — — —

Leuthold Bernd wich rückwärts Schritt für Schritt. Denn die Tür, die Verbindungstür, die ging ja leise, leise ganz von selber auf. Oder war es ein Märchen? Gab es Wunder? Gab es Engel? Und durch die leise ohne Knarren geöffnete Tür kam vorsichtig, lautlos, auf Zehenspitzen, spitzbubenfrech lachend, den Finger am Munde zum Zeichen ganz stille zu bleiben, kam der Engel leibhaftig hereingeschlichen, dieses himmlische Weib hing ihm am Halse, küßte feurig den Helden, umarmte unter Küsseschauern den Filmdichter, dieses süße kleine Weib flüsterte unter Lachen, ihm dabei den Mund zuhaltend, daß die Ver-

bindungstür von ihr schon am Vormittag aufgeschlossen worden sei, und draußen stände ein raffinierter, gerissener, überkluger Rechtsanwalt mit dem Schlüssel in der Hand, mit welchem Schlüssel sie seine Eifersucht so lange besänftigte, bis das in Aussicht stehende Geschäft realisiert und sie ihre Gelder für die zu gründende Filmgesellschaft gerettet habe. Drum leise, leise!

*

Längst saßen, seit einigen Wochen schon, Marga und der Rechtsanwalt wieder im Luxushotel in Metropolis. Marga in Trauerkleidern, durch deren raffinierte Eleganz man nicht wußte, ob sie dieselben aus Laune, Koketterie, künstlerischer Geschmacksüberlegenheit oder Sport trug, sah verführerischer denn je aus. Voller, üppiger, blühender, duftender war sie geworden und die Bekanntschaften und Verbindungen aus allen jenen Kreisen der Welt, die über das Fabeltier Reichtum herrschten, flogen ihr nur so zu. Na ja, die Weiber, und überhaupt die jungen Witwen! Weltmänner aller Kultursprachen lagen ihr zu Füßen und sie konnte über deren Gelder verfügen, wenn sie nur gewollt hätte; und kein Mensch nahm beim Flirt irgendwelche Rücksicht weder auf ihre Trauer noch auf ihren Rechtsanwalt, von dem man genau wußte, daß er eben nur ihr Rechtsberater war. So umgab sie ein Nimbus von Reichtum, den sie gar nicht besaß. Aber die Welt- oder Halbweltdamen nannten sie eine herzlose Kokotte, die schon nach wenigen Wochen Witwentums die Männer verstrickte und verrückt machte.

Eines Tages wurde dann Marga in das Palastgebäude der Versicherungsgesellschaft Hoffnungsglück zitiert. Dort erschien sie natürlich in Begleitung ihres Rechtsbeistandes. Vor zwei Direktoren und dem Gesellschaftssyndikus als Notar mußte sie unterschreiben, was jedem andren Sterblichen die Spucke im Munde weggenommen hätte, was sie als gelehrige Schülerin des Herrn Doktor Haut aber ohne mit der Wimper zu zucken quittierte, nämlich fünfmalhunderttausend Mark in Wechseln auf die Staatsbank richtig empfangen zu haben als Lebensversicherungssumme für ihren in der Ostsee ertrunkenen Ehemann Gabriel Pinkepank. Wonach sie diese Werte in die Handtasche versenkte wie Lippenstift und Puderdöschen. Wer diesmal sekundenlang die Balance verlor, das war Rechtsanwalt Doktor Haut. Er hatte zumindest erwartet und als ganz selbstverständlich angenommen, daß zunächst er selber die Summe übergeben bekam. Doch durfte er ja in Gegenwart der Versicherungsonkel nichts sagen. Er sagte auch noch kein Wort, als sie in der Maibachlimousine saßen, die Marga sich inzwischen auf Anraten ihres Rechtsfreundes und mit dessen Kredithilfe angeschafft hatte. Denn hier störte ihn der Chauffeur. Auf der Staatsbank, wohin Margas Befehl sie fuhr, gab sie klare Anweisungen, die eingereichten Werte ihrem Bankkonto gutzuschreiben. Des Herrn Rechtsanwalts grüne Augen waren inzwischen kreisrund blutumrötet geworden. Erst als sie im Hotel eine Sekunde allein waren, bellte er heraus: was soll das alles?

Zur Antwort zog Marga ihr Scheckbuch. Welche Gebühren ihm für seine Tätigkeit als Anwalt vorweg zuständen, fragte sie. Und ehe er noch Worte fand, erklärte sie gleich, den verbleibenden Rest der Gesamtsumme freiwillig mit ihm teilen zu wollen, wenn er gleichfalls die bei dem Hausverkauf getätigte Gewinnsumme redlich zu teilen bereit sei. Teilen? Teilen? So so so, sie solle nur seinetwegen die ganze Summe behalten, denn jetzt würde richtig geheiratet. Da beugte sich Marga lächelnd vor, nickte energisch, das stimme, jetzt würde ganz richtiggehend geheiratet. Und sie gab ihm mit ihrem kleinen Zeigefingerchen einen Stups ganz vorne an die Nasenspitze und fuhr fort: „Aber ich heirate nicht Sie. Um diese Nasenlänge sind Sie hinter dem guten Leuthold zu spät ans Ziel gekommen, Doktorchen!“

Was denn? Also ihn wolle sie nicht? Sondern diesen Hungerkünstler, diesen Wimmerflimmerklown? Und das sei nun der Dank, daß er sie gestartet habe? Und sein schönes Geld wolle sie auch nicht?

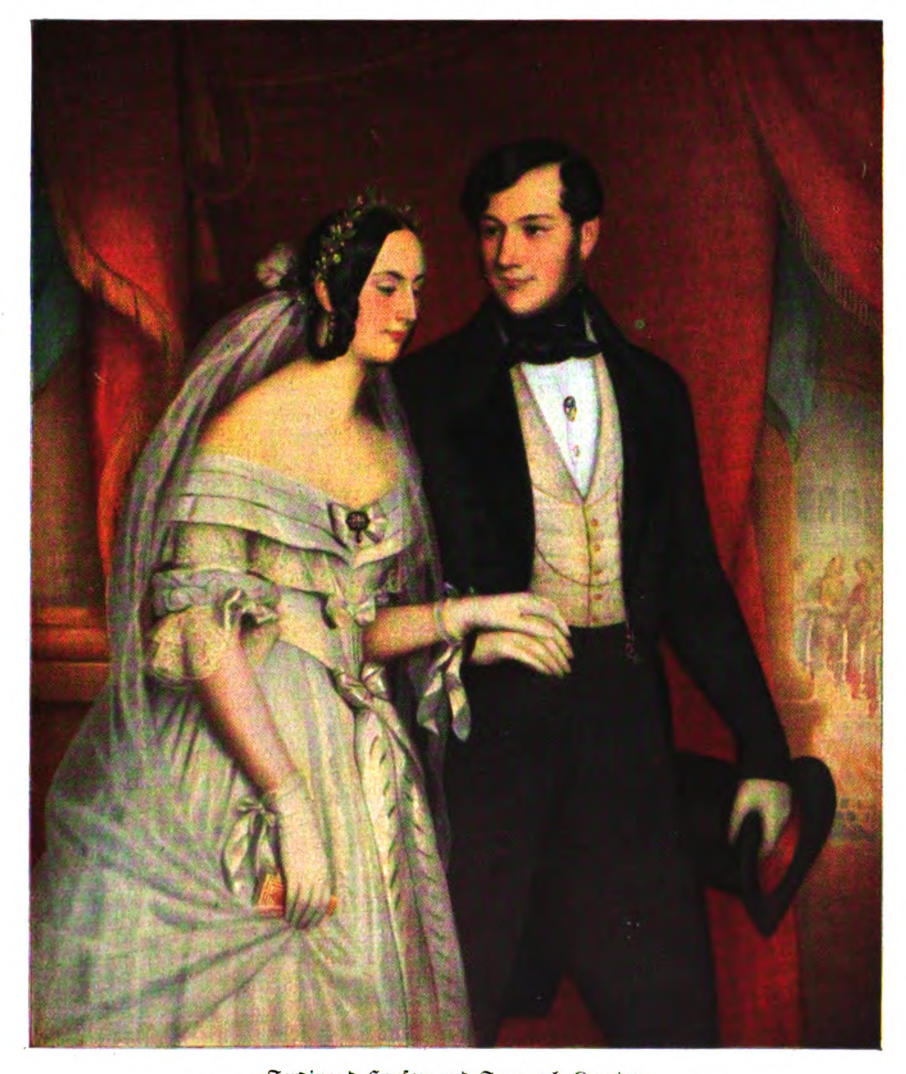
Da hielt ihm Marga beide Hände hin: „Doch, Doktorchen, doch! Zusammenbleiben wollen wir. Den Leuthold heirate ich für den inneren Betrieb und Sie bleiben bei mir für den Außendienst. Wir gründen zusammen die Marga Garma Pictures Kinemagesellschaft. Einverstanden?“

Was sollte er machen? Er kam ja doch nicht mehr von ihr los. Sie hatte das Rennen gemacht. Sollte er sie den raffgierigen, internationalen Goldjägern in die Hände fallen lassen? Und so kurbelten sie denn vielen Unsinn, lebten alle drei reich und glücklich in Nowawes und Hollywood, ihre Bilder sind in allen Sport-Film-Modezeitschriften zu sehen, und wenn sie nicht abgebildet sind, dann ist diese ganze Geschichte eben auch nur ein Film. Das wäre aber schade, sehr, sehr schade. Denn Filme sind ja immer nur ganz unglaubliche Geschichten.

Die Mainzerin Von Kasimir Edschmid

Jean Paul fielen in Mainz bereits 1817 viele schöne weibliche Gesichter auf. Da man in der Stadt auch Steinzeitfunde gemacht hat, wird es in der Steinzeit schon ähnlich gewesen sein, obwohl die Ansichten über den weiblichen Schönheitstypus der Mode unterliegen. Das Altertum hatte bereits heftige Schwankungen in dem, was es heute „apart“ und morgen „démodé“ fand. Eine Zeitlang war die Idealfigur der Römer die Griechin. Die Frauen von Milet waren bereits eine Orientierung nach Kleinasien hin. Eine andere Nüance des römischen Geschmacks war dann die Frau aus Cadix in Südspanien, das damals eine der ersten Großstädte der Welt war. Im Mittelalter war die Schönheit der Frauen von Ferrara sprichwörtlich, aber auch diejenige der Frauen von Avignon. Für den südfranzösischen Idealtyp werden heute noch die Mädchen aus Arles gehalten.

Es gab dann Zeiten, wo die „Römerin“ auf allen Bildern in der ganzen Welt als ein klassischer Idealtyp galt, während die Italiener selbst vor kurzem noch die Florentinerinnen als den rassigsten Typ be-



Ferdinand Hensay und Frau geb. Kraetzer
Gemälde von Eduard von Heuß. Im Besitz von Dr. Joseph Hensay

zeichneten. Dagegen zog Stendhal, der doch sogar ein Buch über die Liebe geschrieben hat, Mailand vor. Ihn fröstelte in Florenz. Kurz, diese Vielfalt beweist, daß es in der Mehrzahl nicht die Schönheit der Frauen in einer bestimmten Gegend ist, die sie berühmt macht, sondern daß der Zeitgeschmack sich eben da seinen Reklame-Ideal-Typus sucht, wo er gerade am meisten der Mode entspricht. Wenn man bedenkt, was noch Maupassant für den Schönheitstyp seiner Zeit gehalten hat, so ist das bereits für den Nachkriegs-Europäer eine etwas komische Welt. Der Sport hat andere Liebhabereien und andere Formgefühle erweckt, als es diejenigen der Zeit des Reifrocks, der „ventres" und der „culs" waren. Deshalb ist die üppige und preziöse Figur der Französin rasch von der Figur der Amerikanerin abgelöst worden, die, ohne die erschreckende Hagerkeit der Engländerin zu besitzen, doch mit ihrer rassigen Schlankheit das Schönheitsideal der Nachkriegszeit wurde. Ich weiß jedoch nicht, ob man in Amerika weitgehende Unterschiede zwischen dem Typus von San Franzisko und dem von Boston macht, wie es zwischen Ferrara und Neapel Sitte war, oder wie es zwischen Berlinerinnen und Wienerinnen gemacht wird. Aber ich denke, es wird so sein.



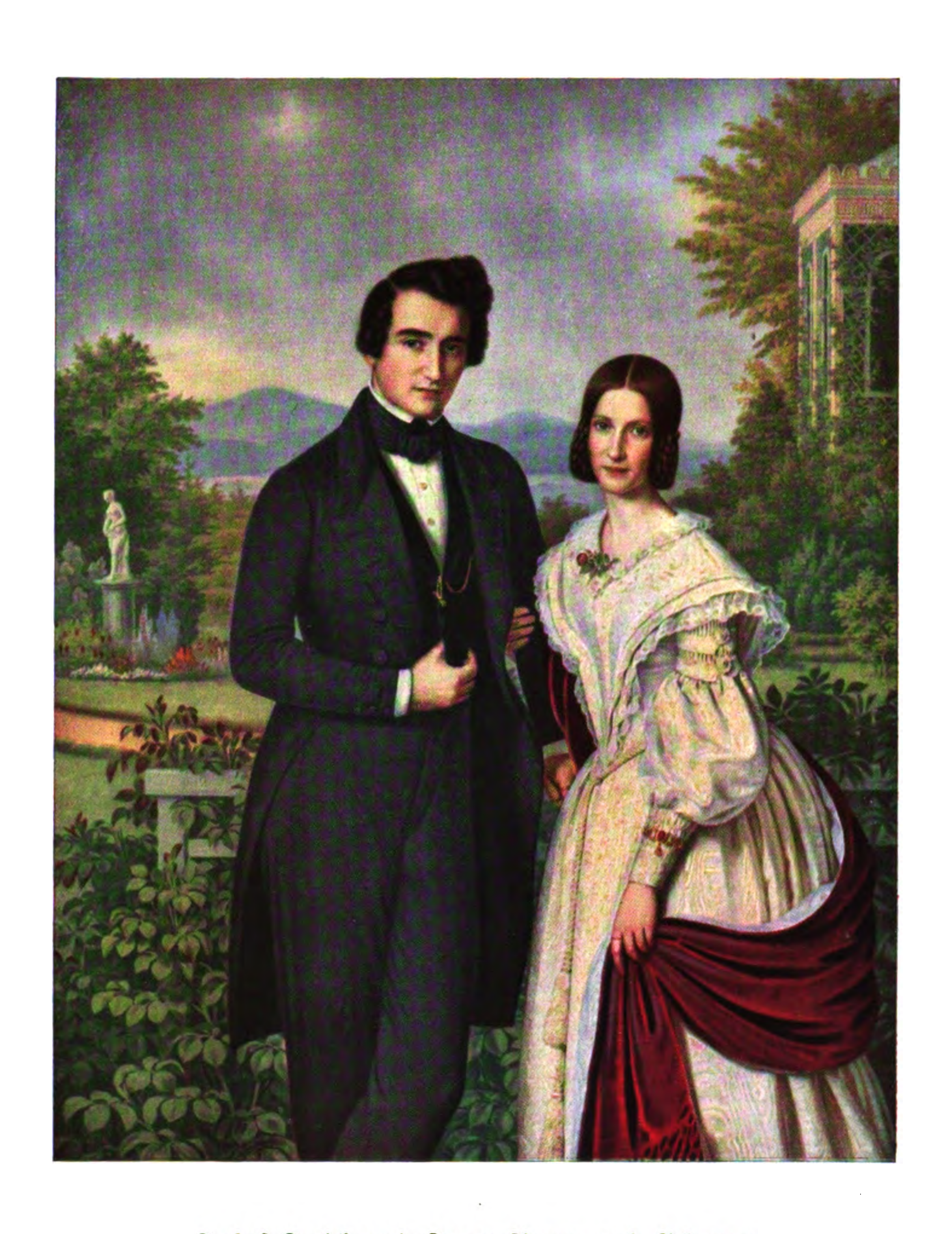
Maximiliane La Roche, Gattin des Kaufmanns P. A. Brentano und Mutter von Clemens und Bettina Brentano
Im Goethe-Museum zu Frankfurt a. M.

Dies alles hindert nicht, daß manche Gegenden einen offenbar dauernd angenehmen Frauentyp hervorbringen, der, ob er der Mode gerade entspricht oder nicht, trotzdem anerkannt wird. Seien es Orte, an denen die Frauen stets besonders glänzende Augen oder bronzenen Teint oder helle Farben besitzen, sei es, daß ihre Figur wie im Gebirge besonders athletisch oder daß ihr Temperament, wie bei den Zigeunerinnen, als besonders lebhaft anerkannt wird. Ein großer Teil der Temperaments-Tugenden ist ja durch die Literatur in die Wissenschaft hineingeschwindelt worden. Die „feurigen" Zigeunerinnen, die „glühenden" Orientalinnen, die „stolzen" Spanierinnen sind, alles in allem genommen, ein ziemlicher Schwindel und mehr von der Phantasie als von den Tatsachen geschaffen. Aber das alles sind doch im Grunde nur Beweise, daß alles Weibliche, was eine bestimmte Rassigkeit ausdrückt, schön gefunden wird, und daß die Frauen von Florenz ihrer immer eleganten Haltung und die Frauen von Stambul ihrer stets phantastischen Augen halber berühmt geworden sind. Alles Rassige ist irgendwo harmonisch, ob die Zeit nun gerade bei der Mode von langen und verhüllenden Gewändern mehr das Gesicht oder bei knappen und kurzen Kleidern mehr auf die Figur Wert legt.



Margarete Luise Schick geb. Hamel
1773—1809

Die Gründe, warum in bestimmten Landschaften besonders erlesene Typen von Frauenschönheit entstehen und in anderen Gegenden wieder nicht, sind dieselben Gründe, warum in bestimmten Ländern schöne Bäume, erhabene Dome und edlere



Josef Falck und Frau Anna geb. Bögner
Gemälde von B. Orth. 1842
Im Besitze von Josef Falck-Bramigk



Frau Elisabeth Dillenius geb. Heininger
Miniatur im Besitze von Frau Konsul Schumann

Ideen wachsen als in anderen. Die Geschichte, das Klima und das Schicksal haben sie geformt und nicht der Zufall. In Sevilla wären die Spanierinnen nicht am seltsamsten ausgeprägt, wenn hier nicht Mauren, Germanen und Iberer sich unter einer paradiesischen Sonne und unter einem beglückenden Seidenhimmel gekreuzt hätten. Venedig besäße nicht den merkwürdigen und einzigartigen Charme seiner Tizian-Frauen, wenn nicht unter dem Glanz der Lagune hier ein romantisches Imperium sich gebildet hätte, das den Orient in sich einsog und seine Geltung bis in den Norden streckte. Mainz hätte nicht einen bestimmten Typus deutscher Frauen hervorgebracht, wenn diese uralte Stadt nicht zwischen der Luft Frankreichs und der Luft Deutschlands läge, wenn es den Westen Europas mit seiner Mitte nicht seit einer Ewigkeit verbände, wo Frankreich und Deutschland noch Begriffe waren, die niemand verstanden hätte.

Mainz ist kulturell einer der Fühler des römischen Imperiums in den Norden hinein, wie sein Karneval ein Erbe der römischen Heiterkeit ist. Es ist eine antikische Stadt, voll Bildung, voll Krieg, eine Festung und eine Universität, eine geistliche Großmacht, eines der wichtigsten Denkmäler der deutschen Geschichte, an einem Ort angelegt, der bereits die Süßigkeit des Westens kennt. Wenn Jean Paul im Jahre 1817 „viele schöne weibliche Gesichter" in Mainz sah, so hatte das seinen Grund. In zweitausend Jahren Geschichte, an einem dreifachen Treffpunkt mächtiger Nationalitäten, war wohl Gelegenheit für eine Rasse zu wachsen, der eine entzückende Landschaft, ein schöner Strom und die Segnung der Weinberge verliehen waren. Römisches, Gallisches und Germanisches hat sich hier in einer der selbstbewußtesten Städte der Historie in einem Menschenschlag berührt, dessen eigentümlichstes Merkmal gebildete Heiterkeit ist. Auch im Teint, in den Augen und im Bau der Frauen hat sich eine Anmut erhalten, die frisch und in ihrer liebenswürdigsten Äußerung sogar lustig ist.

Mainz liegt von Frankfurt und von Darmstadt eine halbe Stunde entfernt, aber jedermann, der diese drei Städte in ihrem Charakter und in ihren Milieus kennt, weiß, daß Mainz eine andere Welt, eine grundverschiedene Atmosphäre, daß es ein Paradies der Laune gegen die anderen darstellt. Die Schwere, die den deutschen Menschen irgendwo beherrscht, ist hier plötzlich abgefallen, er hat eine Leichtigkeit, wie sie ihm nur der Süden in Bozen wieder schenkt.



Frau Dr. Anna Müller geb. Schreyer
Gemälde von B. Orth. 1846
Im Besitze von Frau Wolf-Rüttgers

„Wenn Frankfurt mein wäre, so möchte ich es zu Mainz verzehren," so sagte man bereits im Dreißigjährigen Krieg.

Mainz hat, was seine Frauen betrifft, ein historisches Glück. 1318 trugen Frauen den Sarg eines Mannes in den Dom, der Heinrich von Meißen hieß und den die Legende unter dem Namen „Frauenlob" aufbewahrt hat. Sie sangen über seinem Grab und gossen Wein darauf. Der rheinische Troubadour hat der Schönheit der Mainzerinnen eine lyrische und sentimentale Note hinterlassen. Frauenlob hatte seinen berühmtesten Moment, als er in einem der berühmten „Gesang-Matchs" den Namen „Frau" gegen den Namen „Weib" verteidigte und durchsetzte. Die Nüance des Duells ist jetzt nur noch verständlich, wenn man sich vorstellen wollte, daß ein lyrischer Dichter von Popularität dafür eintreten wollte, daß das gebräuchliche Wort „Frau" durch das Wort „Weib" ersetzt werden sollte. Kurz, Frauenlob, der zwar kein schüchterner aber ein tugendlobender Dichter und Gesangschulbesitzer war, hat den Mainzerinnen einen lyrischen Start gegeben, den der dänische Autor Jens Baggesen wieder aufnimmt, den Jean Paul bestätigt und den Paul Heyse variiert. Etwas wie eine weibliche Huldigung bringt auch Walter von der Vogelweide in die bezaubernden Verse, in denen er bei der Krönung Philipps von Schwaben im Mainzer Dom von der Krone spricht:

„Sie lachent beide einander an
Daz edel gesteine wider den jungen süezen man."



Frau Betty Schott geb. Edle von Braunrasch, Freundin und Gönnerin Richard Wagners. Gemälde von B. Orth. Etwa 1854
Im Besitze des Kunstverlages B. Schott's Söhne



Frau Medizinalrat Dr. Heß geb. Henkell. Gemälde von Wilhelm Trautschhold
Im Besitze von Fräulein Marta Heß

Der Vogelweider hat in der Tat mit so zarten und delikaten Farben seine Strophe aufgebaut, daß ihm der Fürst dabei fast zu einem Mädchen wurde.

Wer Mainz kennt, weiß, daß seine Lage unvergleichlich ist. Die sechs Türme des Doms, die Pavillons des Lustschlosses von Favorite, die mittelalterlichen Gassen, das Grabmal des Drusus, die Dampfer auf dem Rhein, die Promenaden und Terrassen, das alles bedeutet einen dauernden Wechsel von Romantik und Mythos, von Heiterkeit und Majestät. Die Strecke von Mainz nach St. Goar ist das Prunkstück Deutschlands. In dem Dreieck zwischen Mainz, Worms und Aschaffenburg ist Deutschlands tiefste geistige Spannung geschaffen worden. Von Riemenschneider und Grünewald, von den Nibelungen und Wolfram von Eschenbach, vom Wormser und vom Mainzer Dom reichen Ströme von nationaler Kraft über die Jahrhunderte.

Es ist natürlich, daß in dieser Atmosphäre ein immer markanteres Geschlecht sich bilden mußte. Die Geschichte hat daran mit einer Fülle von Ereignissen modelliert, die man nur anzuschlagen braucht, um ein Gefühl für den Reichtum dessen zu bekommen, was die Erlebnisbasis der Stadt darstellt. Man kann, ganz ohne System, ein kleines Ka-



Frau Geheimrat Marie Usinger geb. Krämer. Gemälde von Helene Richter

leidoskop herstellen, das eine kleine Weltgeschichte ist.

Die kommandierenden römischen Marschälle an dieser Reichsgrenze wurden oft berühmte Kaiser. 406 rückten Alanen und Sueben ein und massakrierten ein paar tausend Flüchtlinge in einer Kirche. Eine neue Ära begann am Rhein. Karl der Große wohnt 770 im Albansstift. Vierundzwanzig Jahre später ließ er für seine in Mainz gestorbene Gattin Fastradana folgende merkwürdige Tafel anbringen: „Die fromme von Christus geliebte Gemahlin Karls, Fastradana, liegt unter diesem Marmor begraben im Jahre 794, eine Zahl, die in das Versmaß zu bringen die Muse sich weigert . . .“ Im Vertrag von Verdun 843 behielt Ludwig der Deutsche Mainz für sich, teils weil es strategisch wichtig, teils weil es angenehm für den Weinbau lag. Der Weinbau wurde für Mainz ein jahrhundertelanges Privileg. Wilhelm Heinse schickte dem Dichter Gleim ein Faß Markobrunner mit dem Zettel: „Möchte dieser Nektar Deutschlands neues körperliches Leben in Ihren Adern erwecken.“ Über diese privaten und historischen Anekdoten hat Alfred Börkel reizende Details in seinen „Mainzer Zeit- und Lebensbildern“ (Diemer, Mainz) geschrieben. Es ist amüsant, daß neben den berühmten Weinen auch der Geist hier durch die Firma Gutenberg, Fust & Schöffer gestartet wurde. Zwar hatten die Chinesen bereits ein paar hundert Jahre früher den Buchdruck erfunden, aber Gutenbergs Erfindung für den Kontinent war eine geistige Revolution. Seine Offizin war eine meisterliche Sache und zog eine Serie von bekannten Druckereien nach sich. Mainz war jahrhundertelang von einer zentral deutschen Bedeutung, von der niemand sich eine Vorstellung macht, der diese Stadt nur im Begriff der Festung oder der schönen Rheinstadt kennt. Sie hatte sozusagen bereits Kultur, als viele der berühmtesten Städte der heutigen Welt noch von Kannibalen bewohnt waren.

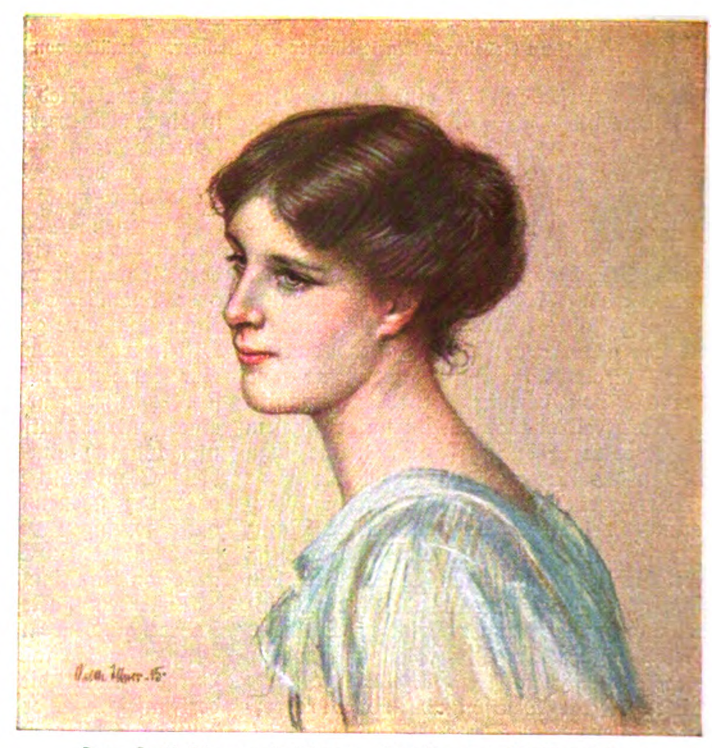
Außerdem hatte sie Schicksale. Tausend Jahre nach dem Alanen-Einfall wurden im Straßenkampf fast ein halbes Tausend Bürger getötet, die Stadt geplündert, hundertfünfzig Häuser verbrannt. Die ganze deutsche Kaisergeschichte spiegelt sich ein wenig in Mainz. Hutten wohnte 1520 in



Fräulein Wolf
Gemälde von Max Thedy
Im Besitze von Carl Friedrich Wolf

der „Alten Krone“, der Sohn des Kolumbus im Kapuzinerkloster, die Stael 1808 in den „Drei Kronen“. Drei Namen aus der Geschichte Europas! Dürer war in Mainz, Grünewald arbeitete eine Zeitlang in der Stadt. Als Thorwaldsen, der das Gutenbergdenkmal für Mainz gemacht hatte, siebzigjährig in die Stadt kam, gab man ihm eine Serenade mit Fackelzug. Gustav Adolf zog Weihnachten 1631 ein und blieb, teils mit Oxenstjerna, ein Vierteljahr auf der Burg, nachdem er drei Salven rings um die Stadt herum hatte abfeuern lassen. Heinrich von Kleist, Klinger und Kotzebue lebten zeitweise in Mainz. Metternich studierte lange an der Mainzer Universität und schrieb in seinen „Mémoires“ Einzelheiten darüber. Bismarck hatte 1870 im Kupferbergschen Haus sein Auswärtiges Amt installiert. Sechs Jahrhunderte fuhr das berühmte Marktschiff von Frankfurt nach Mainz. Goethe stand darauf, Beethoven fuhr damit, Schiller betrat es auf der Flucht unter dem Namen eines Dr. Ritter. Das sind Streiflichter aus den Jahrhunderten und eine Handvoll Geschichte. Diese Jahrhunderte sind aber alle mit Fülle und Reichtum durch die Tore von Mainz marschiert.

Mainz war eine Patrizierstadt, und man lebte gut. Börkel hat festgestellt, daß man 1750 für ein Hotelzimmer einen Gulden zahlte, daß man aber für ein Diner von sieben Gängen fünfundvierzig Kreuzer ausgab. Die Menüzettel sind für die Psychologie der Vergangenheit aufschluß=



Frau Lotti Kleyer geb. Usinger. Gemälde von Walther Illner
Im Besitze von Geheimrat Usinger



Frau Geheimrat Wilhelm Preetorius. Gemälde von Franz von Lenbach. 1895

reicher meist als Bücher oder Schlachten. Denn auch der Komfort wechselt und bietet keinen so klaren Maßstab für die Kargheit oder Üppigkeit der Lebenshaltung einer Epoche als wie eine Speisekarte. Die „upper ten" von Mainz müssen aber ungewöhnlich gut gelebt haben, da der Appetit und die Menüs unbestechliche und ewig gleiche Zeugen sind. Schon vor dem Dreißigjährigen Krieg verzeichnet eine Menükarte: Gebratene Hors d'œuvre, Kirschensuppe, Grundelfische, Hahnen, Wildbretpfeffer, Krebse, Käse, Kuchen. Mitte des 18. Jahrhunderts wurde drei Geistlichen folgendes vorgesetzt: Rindfleisch, Kalbskarbonaden, Bratwurst, Schweinebraten, Sauerkraut, Wirsing, Hahnenpastete, gedämpftes Wild, ein Hase, eine Gans, Mandeltorte, Eier, Käse und Schinken. Das ist, kulinarisch gesehen, schon fast pantagruelisch. Aber es ist, alles in allem, aus dem vollen!

Und ist es nicht klar, daß hier, im Brennpunkt von Nationen, im Schatten der Geschichte, dem Rhein gegenüber, geschützt von einer unvergleichlichen Kathedrale, halb von der gallischen Luft beglänzt, halb von den großen Wäldern Deutschlands eingerahmt, mit Bildung, Selbstbewußtsein und Reichtum gesättigt, ein Schlag von Menschen aufwuchs, der, an einer historischen Stelle, Frauen besaß, die ein wenig von alledem nur zu fühlen und nur ein geringes davon im Blut zu haben brauchten, um nicht anders repräsentativ für das westlich-



Bildnis einer Mainzerin. Gemälde von Prof. Franz Stuck

südliche Deutschland zu sein, wie es zum Beispiel die Frauen Andalusiens für das afrikanische Europa sind.

Hinzu kommt noch ein Schimmer von Musik, der auf den Frauen von Mainz ruht. Der eine Mann, der sie streifte, war das graziöseste Genie Europas. Die Legende erzählt, daß Mozart in Mainz die Arie „Io lascio o cara, addio" geschrieben habe, aber das hat er wahrscheinlich nicht getan. Jedenfalls aber sagte er, als er die damals siebzehnjährige Margarete Schick auf der Bühne hörte: „Nun will ich nicht weiter singen hören." Madame Schick wurde in Berlin eine große Sängerin, nachdem sie sich mit dem Sologeiger Schick verheiratet hatte. Amüsant ist, daß der Mainzer Kurfürst gegen diese Ehe war, da er fürchtete, daß die Tochter seines Hof-Fagottisten dadurch ihre Stimme verlieren könne. Rührend ist, daß Mozarts süßer Genius beim Erwachen dieser Stimme zugegen war. Aus der Familie der Schick ist ein halbes Dutzend Leute hervorgegangen, die schließlich eine kleine Musikdynastie darstellten. Es ist übrigens bekannt, daß der Verlag Schott einen Teil der musikalischen Welt um sich scharte. Wagner las im Schottschen Hause 1862 die Meistersinger vor. Wie der Kapellmeister Weißheimer in seinen „Erlebnissen" erzählt, kam Wagner aus Paris und wollte gleich abends lesen, zögerte aber, obwohl die Eingeladenen gespannt warteten, über eine Stunde. Endlich klopfte es, und Peter Cornelius trat ein, der eigens zu dieser Vorlesung aus Wien heraufgefahren war und infolge des Eisgangs auf dem Rhein Verspätung hatte. Wagner strahlte über diese Treue. Weißheimer erzählt, daß auf der Mainzer Rheinbrücke Wagner zum erstenmal ein Motiv vor sich hin probierte, das er später als Anfangstakte der „Meistersinger" wiedererkannte. Den Tag nach seiner Ankunft schrieb Wagner im Schottschen Salon das „Albumblatt" für Frau Betty Schott.



Fräulein Erika Marx
Gemälde von Prof. Hanns Pellar. Im Besitze von Frau Ella Marx

Ein liebenswürdiges Geschick hat es gefügt, daß wohl die anmutigste Mainzerin den Weg des größten europäischen Genius kreuzte, mit nicht weniger Grazie aber mit mehr Geist und Spur, als die siebzehnjährige Schick die Spur Mozarts gekreuzt hat. Goethe traf in Ehrenbreitstein die sechzehnjährige Tochter des Mainzer Hofrats La Roche und war von ihrem engelhaften, heiteren Zauber ebenso fasziniert wie alle Zeitgenossen. Maximiliane La Roche heiratete den Frankfurter Brentano und starb sechsunddreißigjährig, nachdem sie den Dichter Clemens Brentano und Bettina von Arnim geboren hatte. In diesen Figuren trifft sich das Süße und das Musikalische, das Romantische und das Übersinnliche an Schönheit, das bei aller Tiefe heiter ist. Heiter, wie der Karneval, der Mainz unsterblich macht. Und heroischwestlich schließlich auch, wie jener Mainzer Lux, der, weil er Charlotte Corday in Paris verherrlichte, seinen Kopf der französischen Revolution spendieren mußte und von dem Jean Paul sagte: „Kein Deutscher vergesse ihn." Vielleicht ist es, wie jedes Signalement, zu allgemein, wenn man von der Mainzerin das sagt, was Goethe von Maximiliane La Roche schrieb, aber es gibt ein wenig das körperliche und das geistige Klima dieses Frauentyps: „Nicht anders," sagte der Frankfurter Goethe von der Mainzerin La Roche-Brentano, „als liebenswürdig, eher klein als groß von Gestalt, niedlich gebaut, eine freie, anmutige Bildung, die schwarzesten Augen und eine Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden kann." Goethe schildert nach dem Geschmack seiner Zeit mit mehr Leidenschaft das Gesicht als die Figur, aber er vergißt auch den Geist und den Wuchs nicht. Wenn man den Satz genau liest, wird man schließlich einen Typus entdecken, der, ohne Modeeinschränkung, ohne zeitliche Geschmacksrichtung, ein allgemeines und ausgeprägtes Schönheitsbild darstellt.

Das Geheimnis

Von Paul Apel

„Du! Liesel!"

„Ja? Ach du bist's, Otto! Das ist schön; ich langweil' mich hier so; ist das heute heiß!"

„Ich habe die Hitze ganz gern; aber komm doch hinter die Holzstöße; da können wir uns im Schatten ins Gras legen; ich muß dir erzählen!"

„Ja? Was denn?"

„Ich hab' eben den Roman ausgelesen!"

„Den in der Sonntags-Beilage?"

„Natürlich den, was denn sonst! Also ich bin ganz — der Schluß ist herrlich! Am meisten beneid' ich den Zigeuner! So leben! Ach! Diese fürchterliche Abhängigkeit — es ist ja nicht mehr auszuhalten; es ist ja, um —"

„Aber glaubst du, Otto, daß das einer versteht? Nun, in einem Jahr werd' ich eingesegnet, dann soll mal einer noch wagen, ‚Kind' zu mir zu sagen... Vati... natürlich, aber das ist ganz was anderes; der meint es lieb und zärtlich; neulich hat er mich sogar noch auf den Schoß genommen, an Muttchens Todestag. ‚Mein liebes Kind,' hat er gesagt . . ."

„Über meine Mutter sag' ich ja auch nichts; aber dies ganze unsinnige Leben... diese ewige Schule ... zum Auswachsen ... und vor allem: dieser ewige Zwang ..."

„Weißt du, Otto, was mich immer rasend machen kann? Wenn Gäste da sind, und es wird gerade mal lustig und interessant — da schlägt's neun und mit dem Glockenschlag wird das ‚Kind' zu Bett geschickt."

„Zu euch kommen wenigstens noch Menschen! Unser einziger Gast ist alle Woche mal mein Onkel . . . Dann wird's lieblich . . . der setzt sich aufs Sofa und erzieht den ganzen Abend . . . Ach, reden wir nicht mehr davon! . . . Schön liegt sich's hier so im Gras! Noch drei Tage, dann sind die Ferien schon wieder zu Ende."

„Du kommst jetzt nach der Sekunda?"

„Ja, Gott sei Dank, dann wird man endlich mit Sie angeredet."

„Wie alt bist du jetzt eigentlich, Otto?"

„Vierzehn . . . im August. Und du?"

„Ich bin leider gerade erst dreizehn geworden. Herrlich, zum Geburtstag hat mir Vati neulich das Chopin-Album geschenkt; jetzt üb' ich an dem Cis-Moll-Fantasie-Impromptu. Also im Schlußsatz — wo im Baß plötzlich noch einmal das Thema vom Mittelsatz aufklingt, ein so zartes, süßes Thema, wie ein leise gesungenes Lied, etwas wehmütig und so ganz versonnen — wie so ein träumendes Erinnern an längst Gewesenes, Verklungenes, steigt es da zum Schlusse aus dem Dunkel noch einmal empor, sagt meine Lehrerin, — da kommen mir jedesmal die Tränen vor Wonne. Wenn ich mal ganz, ganz alt bin und im Sterben liege, dann muß mir mein Enkelkind das noch einmal vorspielen; bei den Klängen möcht' ich dann hinüberschlafen."

„... Ich beneide dich so, Liesel; du weißt schon genau, was du werden willst; die Musik ist deine ganze Welt, sagte neulich dein Vater zu mir; und ich? Heut will ich Maler werden, und morgen denk' ich, am herrlichsten müßte es doch sein, immer so alles aufzuschreiben, was einem durch den Kopf geht, lange Geschichten . . . und dann wieder sag' ich mir: ‚Aber das alles ist ja nichts gegen das eine, das einzige . . .'"

„Was ist denn das? Sag's mir doch!"

„Aber du mußt mir fest versprechen, Liesel, zu niemand davon zu reden. Ich geniere mich nämlich ein bissel."

„Nun ja, schön! Selbstverständlich! Also?"

„Weißt du noch im letzten Winter, als hier die Truppe im ‚Schwarzen Adler' Vorstellungen gab? Wir haben doch da im Saal immer unser Winterturnen; da bin ich einmal vor der Stunde auf die Bühne geklettert — der Vorhang war nämlich aufgezogen — und hab' mir da hinten alles angesehen; und da lag ein Bart herum, so ein Knebelbart; ich hielt ihn mir vor —, also ich sah ganz genau aus wie Wallenstein! Wunderbar! Ich will — Schauspieler werden!"

„Schauspieler? Furchtbar interessant!"

„O Gott, wenn das meine Mutter ahnte! Ihr einziges Kind zur Bühne! Wir sind doch eine so alte Lehrerfamilie! Mein Vater war's und mein Großvater . . . und da soll ich so aus der Art schlagen? Und dabei gibt's doch nichts Schöneres! Erlauben würd' es mir meine Mutter schließlich sicher; sie kann mir ja nichts abschlagen; aber sie würde sich die Augen ausweinen! Leider hat das alles noch lange Zeit! Denn das Abitur muß ich auf alle Fälle erst machen!"

„Schauspieler werden denk' ich mir auch prachtvoll; aber ich glaube, ich würde nie den Mut haben, so vor allen Menschen — was schaust du mich denn so an?"

„Du müßtest großartig sein auf der Bühne!"

„Ich? Aber wieso denn?"

„Du hast doch so — ach, laß."

„Nein, sag' doch, Otto! Bitte, sag' doch!"

„Aber dann mußt du mir die Augen zuhalten."

„Wie komisch! So! Soll ich dir auch noch den Mund zuhalten? So sprich doch! Was packst du denn so meine Hand?"

„Ach, nur so."

„Nun laß doch los!"

„Wie weich deine Hand ist! Und so rosahell!"

„Was lächelst du denn?"

„Ich denk' eben an das schöne alte Lied von Bach, das du mir neulich bei euch vorgesungen hast: ‚Ach, wie vergnügt wär' dann mein Ende; es deckten deine schönen Hände mir meine beiden Augen zu!'"

„Aber du wolltest mir doch sagen — ich und schöne Hände! So lange, dünne Finger! — Du wolltest mir doch sagen, warum ich zur Bühne müßte?"

„Weil du — weil du so schön bist!"

„Ach, Unsinn. Meine Lehrerin ist schön! Weißt du, wie Vati immer zu mir sagt? Langer Schlaaks! Aber das meint er natürlich nicht so häßlich! Ich sagte dir ja, er ist so furchtbar lieb! Vati ist der einzige Mann, den ich mal heiraten möchte. Schade, es geht nicht; natürlich."

„Aber — aber wenn ich einmal groß bin, Liesel, so in drei, vier Jahren —"

„Jetzt kommt hier auch schon die Sonne her; komm, Otto, wir stehen auf!"

„Aber wohin jetzt? Meine Mutter hält noch ihre Mittagsruhe, sonst würd' ich sagen, wir gehen hinauf . . . Halt! Ich weiß etwas, Liesel! Wollen wir einmal bei uns auf den Boden gehen? Du wolltest dir doch den Taubenschlag ansehen?"

„Aber natürlich! Mit Wonne!"

„Warum rennst du denn plötzlich so?"

„Sieh mal zu, ob du mich einbekommst!"

„Wenn's weiter nichts ist!"

„Lauf nur, mein Jungchen, lauf nur!"

„Liesel! Liesel!"

„Siehst du, ich bin zuerst da!"

„Ich ja auch schon! So, nun komm. Aber nicht so laut; meine Mutter hat so leisen Schlaf; man hört's bis in die Wohnung, wenn Leute die Treppe heraufpoltern. Immer noch weiter. Nein, hier herum. So, die Leiter. Komm, ich faß' dich an."

„Danke, es geht schon. Hier ist's aber ulkig, so im Halbdunkel. Ach, wie süß! Die vielen Gurretäubchen! . . . Wie komisch so ein Taubenschlag riecht! Sieh doch! Sieh doch bloß die Kleine, Zierliche dort, wie herrlich das Violettgrün auf der Brust schimmert! Himmlisch! Und wie sie blickt, mit schiefem Köpfchen! Ob die Tiere auch eine Seele haben? Ich glaube, bestimmt!"

„Aber selbstverständlich! Wenn ich an unseren Telli denke! Solch Hund ist ganz wie ein Mensch! Was wär' denn auch ein Tier ohne Seele? Das wäre doch dann einfach . . . einfach eine ganz komplizierte Maschine! Lächerliche Vorstellung! Als ich die acht Tage verreist war, bei meiner Tante — also die Freude von Telli, als ich wiederkam — unbeschreibbar! Ein Heulen und Hochspringen und Herumtanzen und Lecken — das alles sollen die Körperatome von dem Hundehirn und Hundeleib sozusagen ganz mechanisch machen? Gefühl, Gefühl! Gefühl gehört dazu; und fühlen, empfinden kann nur eine Seele!"

„Du? Otto?"

„Was denn?"

„Weißt du was? Du mußt doch so ein Schriftsteller werden, so ein Dichter."

„Meinst du? Siehst du, das ist's ja eben! Alles will ich werden und nichts! Neulich, als mein Vetter hier war auf Urlaub, da hört' ich durch die Tür, wie er zu meiner Mutter sagte — es klingt ja so komisch, wenn ich's erzähle, aber du weißt ja, daß es keine dumme Eitelkeit ist — also da sagte er: ‚Der Otto hat sich aber kolossal entwickelt, der ist weit seinen Jahren voraus!' So sagte er! Wörtlich! ‚Weit seinen Jahren voraus!' Ich war froh, als er hier war; man kann sich mit ihm so prachtvoll unterhalten. Als ich ihm mal sagte, wie ich über Gott denke —".

„Ach, sag', Otto, das muß ich wissen: Glaubst du eigentlich noch ganz fest an Gott? Ich hab' jetzt oft so furchtbare Zweifel . . . manchmal werd' ich direkt melancholisch . . . ich muß so viel grübeln . . . ach, sieh doch mal die süße Taube da hinten! Gurr, gurr, gurr, komm doch her, mein Täubchen! Ach schade! Nun fliegt sie weg! Wo geht's denn dort noch hin? Also hier oben möcht' ich überall herumstöbern!"

„Da war ich selber noch nie."

„Sieh mal, hier die Tür, ganz im Dunkeln — huh! Da ist sicher ein Geheimnis dahinter! Sie geht auf! Komm doch mit!"

„Hier war sicher jahrelang kein Mensch! Man muß sich erst an das Dämmerlicht gewöhnen . . . Ach, schau', Liesel, die Tür hat einen großen Holzriegel; ich riegle uns mal ein . . . So! Jetzt ist das unser verzaubertes Schloß! Überall Spinnweben . . . Und die dumpfe Luft!"

„Was ist denn das Große hier? Wie ein Riesenkoffer . . . Eine alte Truhe! Soll ich mal sehen, ob sie aufgeht?"

„Ich helf' dir!"

„Wahrhaftig! Aber schwer ist der Deckel!"

„Ganz leer, scheint's."

„Wart', ich faſſ' mal hinein. Nur lauter Sägeſpäne."

„Wollen wir mal hineinklettern?"

„Ach ja, komm, Otto! Das macht Spaß! Laß mich zuerſt! So! Wie groß die iſt! Man kann bequem darin ſitzen."

„Für einen, ja; aber für uns beide? Warte, Lieſel, ich muß hier hinter dich; die Beine ... die Beine muß ich hier an der Seite an dir vorbeiſchieben ... haha, jetzt hab' ich einen Schuh verloren; ſchadet nichts, ich kann ja jetzt doch nicht heran mit der Hand ..."

„Jetzt iſt's aber eng! Ich ſitz' beinah auf deinem Schoß, haha! Ja, mein Gott, hab' ich mich erſchrocken! Solch ein Knall! Und die Finſternis "

„Ich hab' den Deckel heruntergezogen! Zugemacht!"

„Aber weshalb denn, Otto?"

„Ach ... nur ſo; aus Unſinn ... Nein, ich will dir's ſagen ... Weißt du, warum? Jetzt ſo im Finſtern kann ich's dir ſagen: Ich wollte einmal ſo ganz ... ſo ganz allein ſein mit dir ..."

„Auf was du alles kommſt! Aber ulkig iſt's ſchon! So eine komiſche Stimmung! Und wie hohl und dumpf unſere Stimmen klingen ... bumm ... bumm ... bumm ... Aber ſchön kühl iſt's hier drinnen! Weil hier nie ein Sonnenſtrahl hereinkommt! Huh! Da bewegt ſich was Warmes Was iſt das? Ein Tier? Warum lachſt du denn ſo furchtbar?"

„Du! Du! Lieſel! Nicht doch! Du biſt mit deinen Fingern gerade an meine Strumpf-Fußſohle gekommen! Das hat ſo barbariſch gekitzelt "

„Ach, das kitzelt ihn? Das iſt ja großartig! Da kann ich mich ja mal für vieles rächen! Na warte ... jetzt ſollſt du mal was erleben!"

„Hahahaha ... hahahaha ... nein! Lieſel! Lieſelchen, ach, bitte, bitte nicht! Alſo das — ich kann nicht! Ich ſterbe!"

„Da ſtirb nur ruhig! Wie ſchön er lachen kann! So nun wollen wir auch einmal den anderen Schuh abziehen — hach nein! nein, Otto! Alſo das iſt feige! Nicht doch! Nicht doch! Hiiiih!"

„Siehſt du? Rache iſt ſüß! Jetzt kitz'l ich dich unter den Armen, bis du um Gnade flehſt ... Alſo das war meine einzige Rettung! ... ich hab' gar keinen Atem mehr!"

„Ich auch nicht! O Gott, o Gott, o Gott, ganz müde bin ich geworden! Jetzt möcht' ich einſchlafen ... oder nein: Muſik möcht' ich jetzt hören; Geigen, aus weiter Ferne ... Mozart ... nein, jetzt weiß ich: das E-Moll-Prélude von Chopin ... zum Sterben ſchön ... Horch. Ein Kniſtern im Holz! ... Jetzt iſt's aber warm hier drinnen geworden ... wir beide ſo eng aneinander ... komm, wir wollen wieder aufmachen!"

„Ja gleich! Der Deckel iſt aber ſchwer!"

„Ich werd' helfen! Jetzt! So! Endlich! Was iſt denn das? Es geht ja nicht weiter ... Bloß ſo ein kleiner Spalt? Komm! Mit aller Kraft beide zugleich!"

„Ja, was iſt denn das nur? Vorhin ging er doch ganz leicht auf? Jetzt hab' ich's, Lieſel: die Schließklappe iſt vorhin beim Zumachen mit dem Schlitz über den untern Henkelbogen gefallen — nun geht der Deckel nur ſo ein Stückchen auf."

„Ja, wahrhaftig! Horch! Man hört's ganz deutlich beim Hochdrücken; es ſchlägt immer Metall aneinander! ... Alſo das iſt ja eine nette Beſcherung! Was machen wir denn da? Nun ... erſt mal ausruhn! Ich kann gar nicht mehr die Arme ſo halten an den Deckel! Oh, hab' ich dich geſtoßen? Haha, jetzt lieg' ich gerad' in deinen Armen; wie ein kleines Kind!"

„Bleib ruhig liegen, Lieſel; du drückſt mich gar nicht!"

„Meine Arme brauchſt du aber nicht ſo feſtzuhalten, Otto; dazu iſt's zu warm!"

„Sie ſind ſo ſchön kühl!"

„Na hör' mal, ich bin doch nicht dein Kühler! ... So, aber nun wollen wir doch mal ſehen; wir müſſen vielleicht die Seitenwand eindrücken —"

„Ach Unſinn, Lieſel! Es ſind ja große Eiſenbänder darum! Das hab' ich vorhin geſehen! Wir werden ſchon irgendwie hinauskommen! Bleib nur ruhig liegen!"

„Ach, das wird aber langweilig."

„Aber was ſollen wir machen? Wir müſſen eben ſchlimmſtenfalls warten, bis meine Mutter heraufkommt!"

„Kommt ſie denn jeden Tag auf den Boden?"

„Das nicht, aber wenn ich bis zum Abendbrot nicht da bin, dann ..."

„Alſo da haſt du uns ja in eine ſchöne Lage gebracht, Otto! Ich muß um ſechs zu Haus ſein, zur Klavierſtunde! Beſinn' dich doch mal, kommt denn nicht irgend jemand alle Tage hier herauf?"

„Aber natürlich! Das Mädchen von unten! Das geht abends zum Taubenſchlag; da bin ich ſchon manchmal mitgegangen! Aber erſt ſo um ſieben! Ja, aber Lieſel! Wenn nun aber —"

„Was packſt du mich denn ſo feſt! Du tuſt mir ja weh!"

„Du! Lieſel! Wenn uns nun aber das Mädchen nicht rufen hört! Und wir hören

doch auch gar nicht von hier drinnen ihr Herauskommen! Der ganze lange Gang dazwischen ... Um Gottes willen! Komm, wir wollen gleich einmal rufen! Hilf mal, den Deckel noch einmal anheben! So! Jetzt! Hilfe! Hilfe! ... Nicht weinen, Liesel!"

„Ach, Otto, hast du gemerkt? Das hört man ja kaum hier in der Kammer."

„Und die Tür, Liesel, die Tür hab' ich ja zugeriegelt von innen! Also da müssen, müssen wir uns selbst helfen!"

„Ach? Otto? Mir wird plötzlich so taumelig im Kopf —"

„Wart', Liesel, wart'! Wir müssen vor allem etwas zwischen den Spalt stecken, damit doch wenigstens eine Spur Luft herein kann! Was nehmen wir denn da? Es muß ganz dünn sein! Hab' ich nichts bei mir? Halt! Hier! Meinen Notizbuch-Bleistift! Der ist so dünn wie ein Griffel! Nun noch einmal den Deckel hoch; nimm du das Blei und steck's dann schnell dazwischen; ich heb' hoch ... Es geht furchtbar schwer; ich werde auch schon schlapp; aber es muß gehn! Jetzt! Schnell! So! Nun haben wir wenigstens die dünne Ritze! Komm, mußt schnell deinen Mund dicht heranbringen und tief einatmen! ... Ach! Ach! O Gott! Wie kam denn das, Liesel? Nun wein' nicht so! Du bist wohl an den Bleistift gekommen, und da ist er herausgefallen? Dann müssen wir eben etwas anderes dazwischen tun!"

„Aber was denn, was denn? Hier sind nur Sägespäne —"

„Ich zieh' meine Strümpfe aus; die stopfen wir dazwischen! Ach, und die Engigkeit! So! Hier! Aber um Gottes willen Vorsicht! Ich hebe nochmal! Hast du sie auch fest eingeklemmt? So! Nun vor allem ... schnell wieder Luft holen..."

„Aber wir müssen doch hinaus! Wir müssen uns doch selber befreien! Der Riegel ist ja vor! Und das Rufen hört kein Mensch durch die Tür! Aber vielleicht durch das Fenster?"

„Ach, Fenster! Die kleine Dachluke!"

„Aber wir müssen's versuchen! Komm! Beide zugleich! So laut du kannst! ... Hilfe! Hilfe! Hilfe!"

„Es hat ja ... hat ja alles keinen Zweck. Es hört ja niemand. Das einzige: ruhig bleiben; vor allem: die Ruhe behalten ... komm, Liesel, wir liegen jetzt ganz still ... ganz ... still ..."

— — — — — — — — — — —

„Ja? Was denn? Was denn? Ach, was ist denn ...? Wo bin ich denn? Wer ist denn hier? Ach! Ach! Liesel! Wir sind ja ... Liesel! Wach' auf!"

„Ja? Ja? ... Otto! Ach! ... mein Kopf! ... solche Schmerzen. Otto! Wir müssen ... Horch! Da schlägt die Turmuhr! ... Zehn Schläge! Um Gottes willen! Die Nacht kommt ja schon!"

„Nicht, nicht weinen, Liesel! Das ist ja doch — ist doch Unsinn alles; wir können doch nicht sterben! Liesel! Sterben? Das Leben fängt doch überhaupt erst an! Ich muß doch ein großer, weltberühmter Mann werden! Das kann doch nicht alles ... Das wär' doch unfaßbar! Darüber könnte man doch ..."

„Otto? Komm! Komm, faß mich um ..."

„Liesel, nicht! Nicht so weinen! Wir werden schon ... werden schon irgendwie ... das ist ja Unsinn alles ... Weil ... weil eine Schließklappe ... Gott kann doch nicht wollen, daß wir so jung —"

„Siehst du? Nun weinst du auch! ... Otto? Komm! Komm, wir wollen beten!"

„Ja, beten! Aber was denn? Wart', ich weiß etwas! Sprich mit! Harre meine Seele ... harre des Herrn — Lieber, lieber Gott, hilf doch — Alles ihm befehle ... hilft er doch so gern ..."

„Nicht weinen, Otto! Mußt beten! Weiter! Ich werd's zu Ende beten! ... In allen Stürmen ... in aller Not ... wird er dich beschirmen ... der treue —"

— — — — — — — — — — —

„Liesel? Liesel! Liesel, was ist dir? ... Gott! Gott! Vater im Himmel! Vater im Himmel! Hilf! Hilf! Hilf! ... Liesel? Lieselchen? ... Ganz kalte, feuchte Stirn ... — So weich! So weiche Lippen ... Dein Atem ... ach wie schön, wie wunder-wunderschön ... ganz wie Blumenduft ... Liebes, liebes Lieselchen ... Sag' doch etwas!"

„Ja? Was ist denn? Bist du's, Vati? ... zum Gutenachtkuß?"

„Liesel! Ich bin's! Ich!"

„Ja? ... Was ist? ... Otto! Sterben! Schnell! Schnell heraus! Ich will bei Vati sterben!"

„Liesel! Süße Liesel!"

„Küß mich, Otto! Küß mich! Küß mich ... ganz lange ..."

„Liesel ... gib' gib! Deine Hand ... Deine Arme ... küssen ... küssen ... Deine Hand küssen ... so weich ... so warm ... So sterben ... so jetzt sterben! ..."

„Sterben! Nein! Nein! Ich will nicht! Ich —"

„Liesel! Liesel!"

„Otto! Ach? Was ist denn? Ich kann ja ... ich kann ja nicht ... Luft! Luft!"

„Hilfe! ... Hil ... Mutter!"

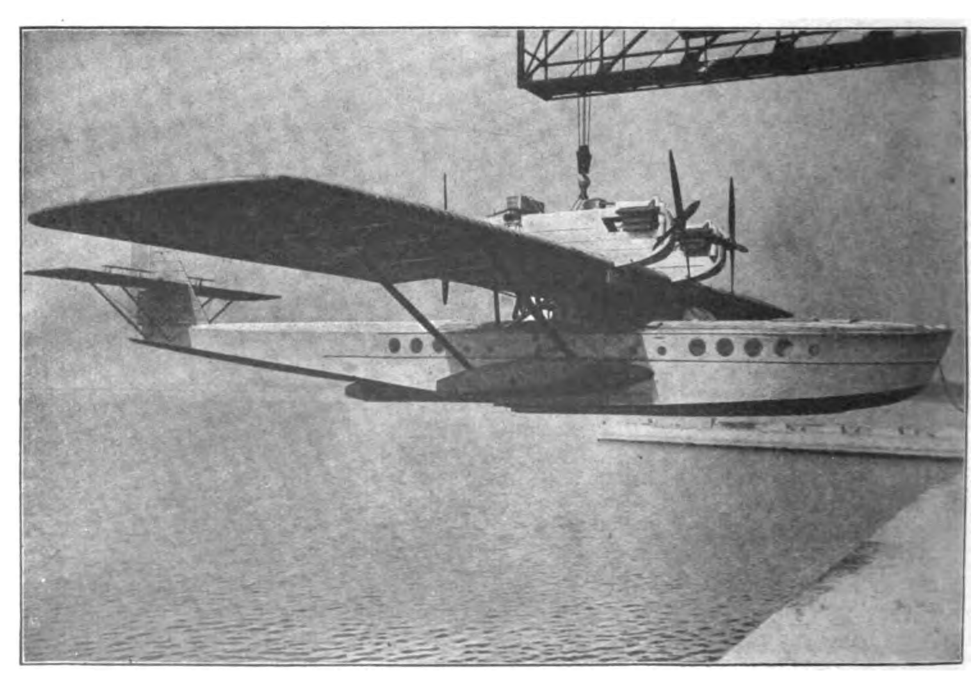
Das Großflugzeug

Von Prof. Dr.-Ing. Wilhelm Hoff

Die Internationale Luftfahrt-Ausstellung („Ila") 1928 in Berlin hat während 22 Tagen mehrere hunderttausend Besucher gesehen. Interessierte Berliner, viele Schulklassen haben den Gang zur „Ila" gemacht. Zu ihnen gesellten sich zahlreiche Inländer und Ausländer aus allen Luftfahrt treibenden Staaten. Von Tageszeitungen und Fachzeitschriften wurde die „Ila" ausführlich gewürdigt. Am internationalen Maßstab gemessen hat Deutschland auf der „Ila" nicht schlecht abgeschnitten; seine in den verschiedensten Formen gezeigten Verkehrsflugzeuge haben allgemein Aufsehen erregt. Die stärkste Anteilnahme konnte bei den Großflugzeugen beobachtet werden. In langen Reihen mußten die Besucher anstehen, um schrittweise zu den betriebsfertig ausgerüsteten Flugzeugen gelangen zu können. Dieses unverkennbar, besonders dem Großflugzeug gezeigte Interesse fiel allgemein auf, denn auch die kleineren und kleinsten Flugzeuge boten dem Fachmann wie dem Laien viel Wissenswertes und verdienen gleichfalls volle Anerkennung der Besucher.

Beinahe schien es so, als ob den „Ila"-Besuchern die besonderen, dem Bau von Großflugzeugen gestellten technischen Aufgaben bewußt wurden. Fast wurden sie geahnt, wie von vielen Menschen die technischen Leistungen beim Betrachten einer weitklafternden Brücke, eines hohen Doms oder einer starken Kraftmaschine herausgefühlt werden.

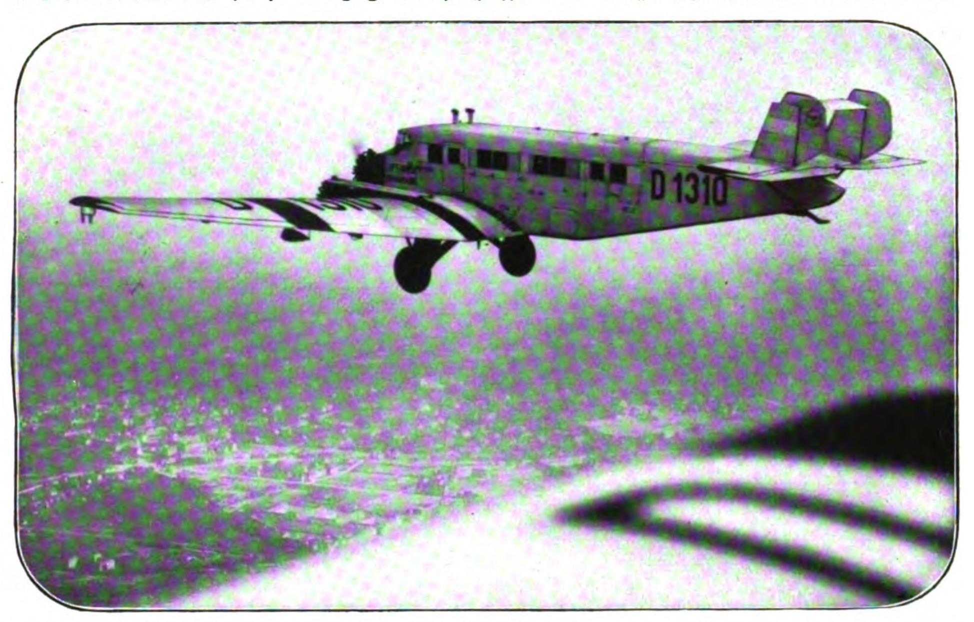
Was bezweckt ein Großflugzeug, und worin liegen seine Hauptunterschiede gegenüber anderen Flugzeugen? Die Grenzen des Großflugzeuges sind nicht festgelegt; seine Begriffsbestimmung ist zum Teil willkürlich, doch läßt sie sich genügend zutreffend in folgender Weise umreißen: Ein Großflugzeug ist ein zur Mitnahme von mindestens zwölf Reisenden und entsprechendem Gepäck bestimmtes Flugzeug mit einer Fluggeschwindigkeit von mindestens 180 km/h und einer Flugweite von mindestens 800 km.. Sein Triebwerk ist auf mehrere Antriebsmaschinen und Luftschrauben unterteilt. Seine Steuerung erfolgt durch zwei Führer, die sich gegenseitig ablösen können; seine weitere Bedienung



Dornier „Superwal" am Kran. Zu beachten sind: Hochliegende, vor Spritzwasser geschützte Motoren; Kabinenfenster wie Schiffsfenster verschließbar; Flügel gegen den Rumpf verstrebt; Seitenstummel höher als Rumpfkiel gelegen



Der Ozeanflieger. Gemälde von Claus Bergen



Junkers „G 31“ im Flug. Zu beachten sind: Geräumige, langgestreckte Kabine; rechteckiger Rumpfquerschnitt auf große Tiefe; doppeltes Seitenleitwerk; Höhen- und Seitenruder mit Ausgleichsklappen versehen; außen am Flügel Landungsfackel

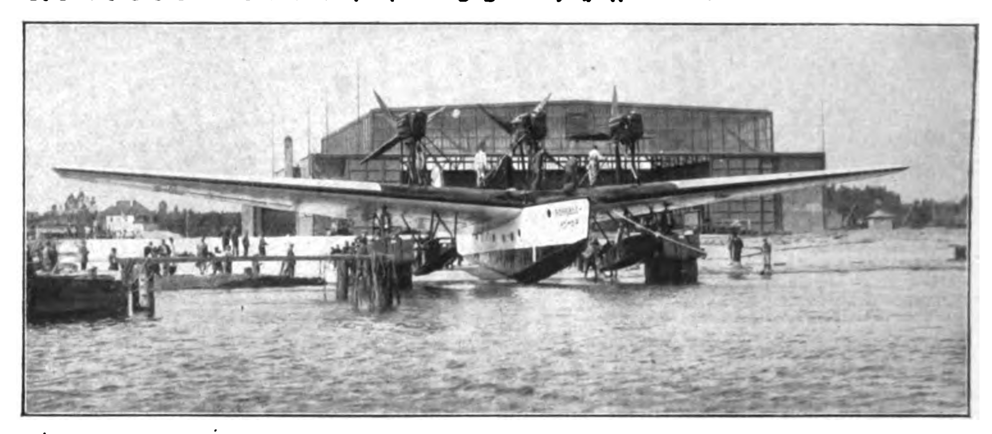
liegt in den Händen eines Motorenwarts, oft auch eines Funkwarts; darüber hinaus werden die Flugreisenden durch eine besondere Hilfskraft versorgt. Die Ausrüstung des Großflugzeuges umfaßt alle neuzeitlichen Geräte, die zur Sicherheit der Insassen im Fluge und bei der Landung beitragen können. Die Reisenden sind möglichst bequem, vor dem Fahrtwind und, soweit es heute möglich, auch vor dem Triebwerkslärm geschützt, in Fernsicht gewährenden Abteilungen untergebracht. Räume für Funkgerät zwischen Flugzeug und Flughafen, für Gepäck, Küche und Abort sind vorgesehen. Die Großflugzeuge werden mit Landungsgestellen zum Verkehr über Land oder mit Schwimmern oder als Flugboote gestaltet zum Verkehr über See gebaut.

Dem Flugzeugkonstrukteur erwachsen beim Bau des Großflugzeuges schwierige Aufgaben. Diese sollen in den nächsten Abschnitten verständlich gemacht werden.

Ein Flugzeug fliegt, sobald es von dem Triebwerk (Motoren, Luftschrauben) mit einer Geschwindigkeit durch die Luft gezogen wird, die zur Erzeugung einer dem Fluggewicht entsprechenden Hubkraft ausreicht (dynamischer Auftrieb). Die dabei vom Fahrtwind auf das Flugzeug wirkenden Gesamtluftkräfte lassen sich in zwei winkelrecht zueinander stehende Teilkräfte aufteilen; die eine, Auftrieb genannt, wirkt dem Fluggewicht entgegen, die andere, der Widerstand, wird durch den Zug der Luftschraube überwunden. Beide Teilluftkräfte, Auftrieb und Widerstand, sind von der Flächengröße der Tragflügel, von dem Druck (Staudruck) des Fahrtwindes und von der Winkelanstellung der Tragflügel zum Fahrtwind abhängig. Da der Winddruck mit dem Quadrat der Flugzeugeigengeschwindigkeit wächst und mit der Dichte der Luft, in der das Flugzeug fliegt, sinkt, sind die Luftkräfte auch von diesen beiden Größen beeinflußt. Die Luftdichte sinkt ihrerseits mit steigender Flughöhe.

Diese flugmechanischen Beziehungen bedingen, daß eine vergrößerte Tragfähigkeit — und auf diese kommt es bei dem Großflugzeug in der Hauptsache an — auf verschiedenen Wegen erreicht werden kann: Durch Vergrößerung der Tragflügel, durch Steigerung der Eigengeschwindigkeit, durch Wahl eines stärkeren Anstellwinkels der Tragflügel zum Fahrtwind und durch Einhalten einer geringeren Flughöhe.

Groß bemessene Tragflügel müssen gegenüber kleineren Ausführungen mit bedeutend gründlicheren technischen Überlegungen gebaut werden, um denselben geringen, auf die Flächeneinheit gerechneten Gewichtsaufwand zu erhalten. Dieser Sachverhalt hat verschiedene Gründe. Wir wissen schon von den Seevögeln (Albatros) her, daß gut



Rohrbach „Romar“ am Ufer festgemacht. Zu beachten sind: Die Größenverhältnisse des Flugboots zu seiner Umgebung; die drei auf schlankem Gerüst stehenden Motoren; der scharfe Bug des Bootes; die kräftigen, plumpen, nur zum Landtransport dienenden Ruderwalzen

wirkende Tragflügel weit klaftern. Reisende und Besatzung werden heute noch in einem Rumpf untergebracht, der inmitten der Flügel liegt. Die Bauhöhe der heutigen Tragflügel gestattet den Reisenden noch keinen Aufenthalt in den Tragflügeln selbst, wie dies von Junkers schon 1910 vorgeschlagen wurde. Die bei den Großflugzeugen heutiger Größe übliche Anordnung verlangt deshalb, daß die Luftkräfte über das Flugwerk auf den schweren Rumpf in der Mitte, also auf langem Wege wirken. Die Hebelarme der tragenden Luftkräfte wachsen aber bei Vergrößerung der Flugzeuge mit in der Mitte vereinten Lasten stark an und bedingen dadurch vergrößerte Flügelbaugewichte.

Die Flugzeughersteller begegnen dieser Schwierigkeit dadurch, daß sie soweit als möglich wenigstens die Gewichte des Triebwerks und die Betriebsstofflasten über die Flügelspannweite verteilen. Wir beobachten deshalb ganz allgemein, daß bei Großflugzeugen die Einzeltriebwerke auf dem Flügel angeordnet werden (erstmalig von dem Russen Sikorski 1913).

Für den Flug läßt sich dieser Weg beliebig weit beschreiten. Ein Flugzeug muß sich aber auch am Boden bewegen, abfliegen und landen können. Diese zusätzliche Aufgabe bedingt im Gegensatz zum Flug, einerlei, ob es sich um ein Land- oder Seeflugzeug handelt, daß die Hauptgewichte des Flug- und Triebwerks, sowie die mitgeführten Lasten möglichst unmittelbar vom Fahr- oder Schwimmgestell, oder von Booten im Bereich der Flügelmitte aufgefangen werden. Die Landungsgestelle müssen zur Vermeidung eines seitlichen Kippens am Boden eine Mindestbreite besitzen; sie dürfen jedoch nicht beliebig aufgeteilt und in gleicher Weise über die Spannweite des Flügels verteilt werden, wie dies beim Triebwerk und den mit ihm verbundenen Lasten geschehen kann. Auf unebenem Boden oder bei Seegang würden zahlreiche Stützgestelle niemals zum gleichmäßigen Tragen zu bringen sein und damit das Tragwerk unzulässig hoch beanspruchen.

Der Tragflügelbau verlangt also Verteilung der Baugewichte und Lasten über die Spannweite; der Bau des Landungsgestells (Fahr- oder Schwimmgestell) gebot im Gegensatz dazu Vereinigung derselben im Bereich der Flügelmitte. Wie die Technik sich heute hilft, zeigten viele Ausführungsbeispiele auf der „Ila“.

Für Abflug und Landung ist eine Mindestgeschwindigkeit notwendig, die von den Geländeverhältnissen des Flughafens oder dem Seegang, in welchen das Flugzeug aufsteigen und niedergehen soll, abhängt. Im allgemeinen sind die größeren Flugzeuge günstiger daran als kleine, da die Unebenheiten des Bodens oder der Welle ja nicht mit der Flugzeugvergrößerung anwachsen. Wir finden deshalb bei Großflugzeugen durchweg höhere Abflugs- und Landegeschwindigkeiten als bei den kleineren Bauarten. Dieser Umstand ermöglicht, daß bei Großflugzeugen die Tragflügel verhältnismäßig höher durch die Luftkräfte belastet werden dürfen, also auch verhältnismäßig kleiner werden als bei Flugzeugen kleinerer Abmessungen.

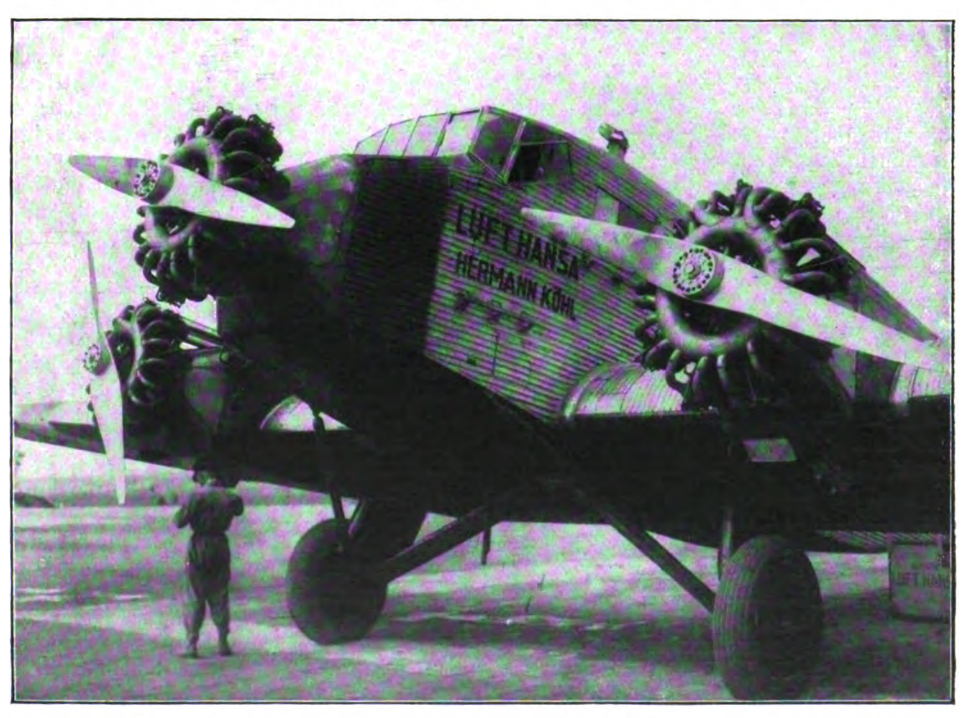
Die Steigerung der Eigengeschwindigkeit der Flugzeuge ist stets erwünscht. Sie findet ihre Grenzen in der Leistungsfähigkeit der eingebauten Triebwerke. Der Leistungs-

bedarf eines Flugzeuges steigt mit der dritten Potenz der Eigengeschwindigkeit und sinkt bei gegebenen Abmessungen und bei ungeändertem Fluggewicht und gleicher Flughöhe mit der durch die Erhöhung der Eigengeschwindigkeit bedingten verringerten Winkelanstellung des Tragflügels zum Fahrtwind nach einem bestimmten Gesetz, das jeweils für die gewählte Flugzeugbauart festzustellen ist. Vergrößerter Leistungsbedarf hat größere Triebwerke, vermehrten Betriebsstoffvorrat und damit verringerten Anteil der Nutzlasten am Gesamtfluggewicht zur Folge. Wo der Flugzeughersteller die für sein Erzeugnis tragbare Grenze findet, ist von der jeweils gestellten Aufgabe abhängig. Die heutigen Großflugzeuge sind leider noch nicht so weit, daß sie die vorbildlichen Verhältnisse erreichen, wie sie bei kleineren einmotorigen Flugzeugen, z. B. der „Bremen", erzielbar sind. Könnten Großflugzeuge schon heute dieselbe Wirtschaftlichkeit wie dieses Flugzeugmuster aufweisen, so wären sicher die großen Strecken- und Dauerflüge auf Großflugzeugen ausgeführt worden.

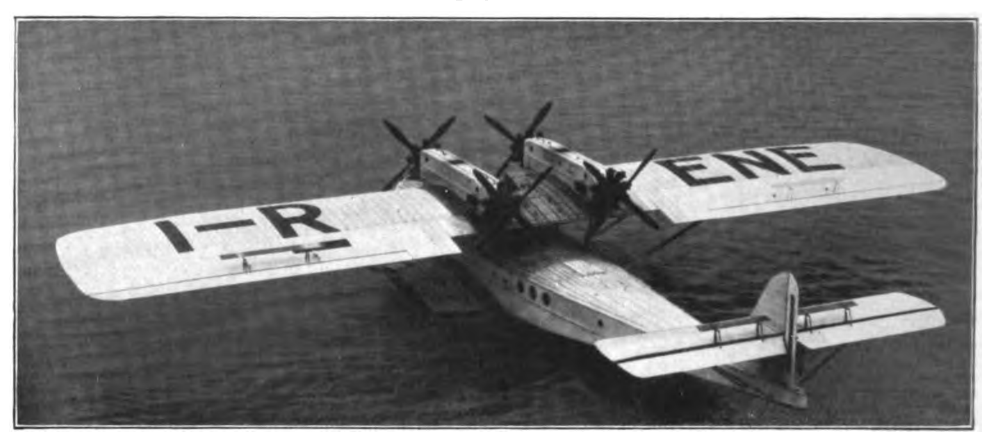
Flugzeuge, die mit hohen Anstellwinkeln wagerecht fliegen sollen, besitzen eine geringe Spanne zwischen Mindest- und Höchstgeschwindigkeit. Bei allen Flugzeugen ist aber eine weite Spanne dieser Geschwindigkeiten außerordentlich erwünscht und zur Erhöhung der Flugsicherheit auch notwendig; bei Großflugzeugen insbesondere, um bei Ausfall eines oder mehrerer Motoren Flugfähigkeit ohne Höhenverlust zu gewährleisten. Das unterteilte Triebwerk eines Großflugzeuges besitzt gegenüber dem einmotorigen Flugzeug diesen großen Vorzug, der auch verwirklicht werden muß. Einmotorige Flugzeuge müssen bei Motorschaden den nächsten Nothafen aufsuchen, während bei mehrmotorigen Flugzeugen in solchem Fall der Flug planmäßig ausgeführt werden kann.

Die hohe Antriebsleistung eines Großflugzeuges kann mit heutigen Mitteln wirtschaftlich nicht auf eine Luftschraube übertragen werden. Die gesamte Maschinenanlage besitzt besseren Wirkungsgrad, wenn mehrere Luftschrauben das Großflugzeug vorwärtstreiben. Die Luftschrauben selbst müssen im Abflug, Steigflug und Reiseflug kräftigen Schub ergeben und wirtschaftlich arbeiten.

Die Technik steht hier vor keiner leichten Aufgabe; sie hofft aber, daß die verstellbare Luftschraube Nutzen bringen wird.



Junkers „G 31" Vorderansicht. Zu beachten sind: Drei luftgekühlte je rund 435 P. S. leistende Jupitermotoren (englisch-französischer Herkunft) mit Metalluftschrauben; Führersitz durch Fenster geschützt; kräftiges Fahrgestell



Dornier „Superwal" mit vier Jupitermotoren auf dem Wasser. Zu beachten sind: Breites Boot; Luftschraubenanordnung; einfaches Seitenleitwerk; durch Hilfsflügel ausgeglichene Ruder

Beim einmotorigen Flugzeug vermag der Führer einen höheren Anteil seiner Aufmerksamkeit der Überwachung des Triebwerks zu widmen als beim Großflugzeug, wo die abseits gelegenen Motoren sich mehr selbst überlassen und nur durch lange Gestänge bedienbar sind. Die heutige Größe der Großflugzeuge genügt noch nicht, um die Motoren während des Fluges zu warten. Wir dürfen für später hoffen, daß hierdurch die Zuverlässigkeit des Triebwerks über die heute bestehende gesteigert werden kann.

Die Baustoffe der Großflugzeuge sind fast ausnahmslos hochwertige Stähle und Leichtmetallegierungen. Die „Ila" hat der Fachwelt gezeigt, welch große Anstrengungen die einschlägigen Hüttenwerke machen, um den gestiegenen Anforderungen der Flugzeughersteller zu genügen. Mit neuen Baustoffen kommen ungewohnte Arbeitsverfahren. Der Großflugzeugbau verlangt eine geschickte, auf neue Verhältnisse leicht einstellfähige Arbeiterschaft.

Die Beispiele von Großflugzeugen in der „Ila" waren zahlreich. In- und Ausland haben sich gegenseitig überboten. Da es nicht die Aufgabe der Monatshefte sein kann, einen lückenlosen Katalog zu bringen, darf der Verfasser sich auf eine kurze Beschreibung derjenigen Muster beschränken, die heute in Deutschland an der Spitze des Großflugzeugbaus stehen. Es sind drei Eindeckerflugzeuge.

In regelmäßigem Betrieb der Deutschen Luft-Hansa A.-G. ist seit bald Jahresfrist das von der Junkers-Flugzeugwerke Aktiengesellschaft, Dessau, gebaute, mit drei, zusammen rund 1300 P. S. liefernden Motoren versehene Landflugzeugmuster G 31. Das Fluggewicht dieses Flugzeuges beträgt über 8000 kg, seine Spannweite etwas über 30 m. Das erste Stück dieses Musters wurde nach dem Ozeanbezwinger „Hermann Köhl" genannt. Wie bei allen Junkers-Flugzeugen ist die Wellblechhaut für Flügel und Rumpf charakteristisch.

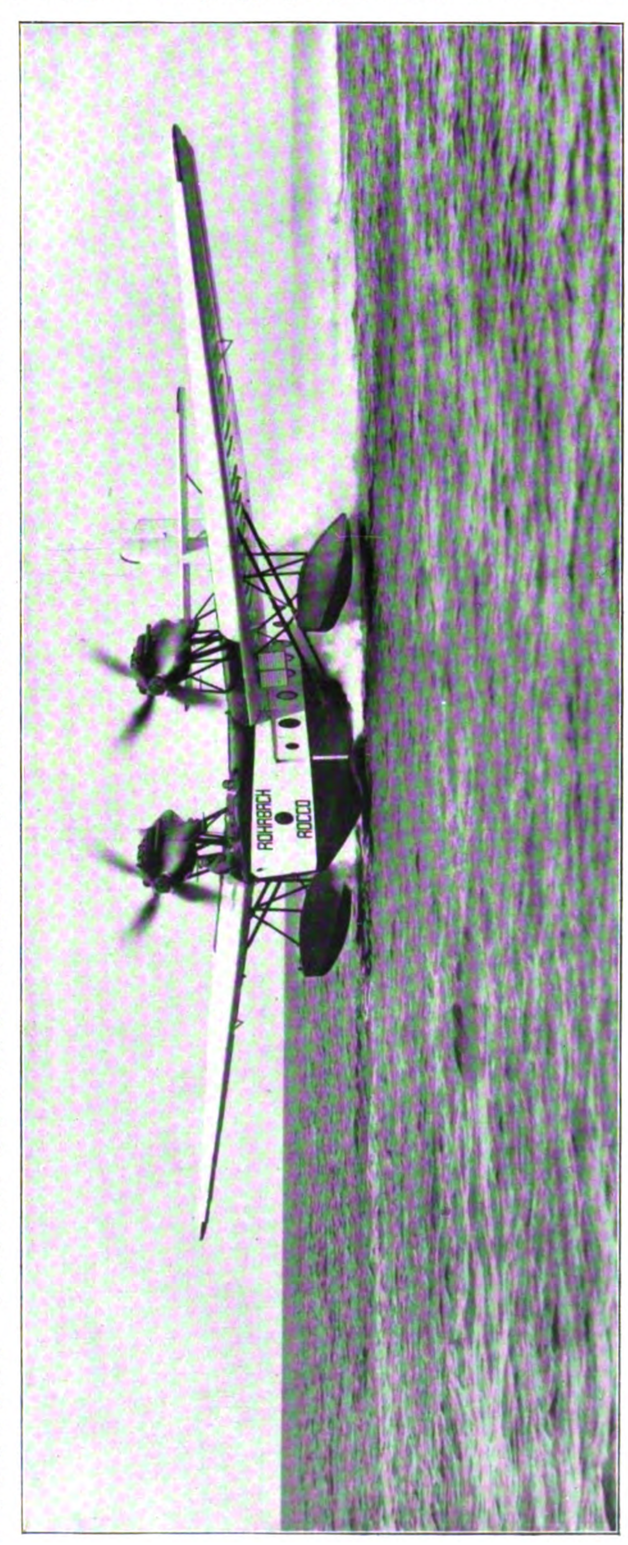
Ende 1926 kam der „Superwal", gebaut von der Dornier Metallbauten G. m. b. H., Friedrichshafen, zum Fliegen. Er ist ein Flugboot, das von vier, zusammen rund 1750 P. S. leistenden Motoren getrieben wird. Das breite Boot ist durch zwei seitliche Stummel vor seitlichem Kippen auf dem Wasser geschützt. Die Flügelspannweite ist rund 29 m, das Fluggewicht rund 14 000 kg. Die Motoren sind in Tandemanordnung in zwei Motorrümpfen untergebracht, die auf dem hochliegenden Flügel angeordnet sind.

Am Jahresende 1927 wurde das zweimotorige Boot „Rocco" und im vergangenen Sommer das dreimotorige, insgesamt 2000 P. S. starke Boot „Romar" seinem Element übergeben. Die Rohrbach-Boote sind schmal gehalten und stark gekielt. Ihr Erbauer bezweckt damit größere Widerstandsfähigkeit im Seegang. Die Seitenstabilität wird durch Stützschwimmer herbeigeführt. Die „Romar" gilt heute als größtes Flugboot der Welt. Ihr Fluggewicht ist rund 19 000 kg, die Flügelspannweite rund 37 m.

Bei Großflugzeugen ist größter Wert auf die Inneneinrichtung zu legen. Der Luftreisende ist mehrere Stunden auf begrenzten Raum angewiesen, eine gewisse Bewegungsmöglichkeit ist ihm zu geben; er muß sich unterhalten und in der Nacht auch niederlegen können. Die Besatzung eines Großflugzeuges wird so untergebracht, daß sie zuverlässig ihren Dienst versehen kann.

Für die nächsten Jahre wird der Reiseflug über die Ozeane dem Luftschiff vorbehalten sein. Die erfolgreiche Pendelfahrt des „Graf Zeppelin“ von Friedrichshafen nach Lakehurst und zurück hat bewiesen, daß das Luftschiff auch unter widrigen Windverhältnissen in der Lage ist, den transozeanischen Verkehr durchzuführen. Für das Flugzeug ist die Aufgabe, wie die vielen vergeblichen Versuche, den Ozean namentlich von Ost nach West zu überqueren, darlegten, außerordentlich viel schwieriger. Die Flugzeuge mußten nicht nur ohne jede nennenswerte Ladung, sondern auch unter bedeutend höheren Gefahren ihre Strecken bewältigen. Flugzeuge besitzen vor Luftschiffen den Vorzug der geringeren Größe sowie der geringeren Anschaffungs- und Betriebskosten. Die Behausungen sind kleiner. Allgemein wird deshalb daran gearbeitet, auch das Flugzeug zur Überbrückung weiter Ozeanstrecken geeignet zu machen. Alle Luftfahrt treibenden Länder bemühen sich angestrengt um dieses Ziel. Die rein wirtschaftlichen Möglichkeiten lassen sich heute noch nicht überblicken. Der Luftverkehr wird mit dem Seeverkehr wohl niemals in ernstlichen Wettbewerb treten, ihn bestenfalls ergänzen können.

Weiter oben wurde ausgeführt, daß der Bau von Großflugzeugen die reinen Flugerfordernisse leichter erfüllen kann als die am Boden für den Abflug und für die Landung gültigen Gesetze.



Rohrbach „Rocco“ abfliegend

Zu beachten sind: Nach oben gewinkelte Flügel; seitliche Stützschwimmer außer Wasser; Rumpfboot stark gekielt auf der Stufe laufend, wenig Spritzwasser



Blick in den Funkraum der „G 31“
Zu beachten: Kleiner Raumbedarf für Sende- und Empfangsgerät

Wenn es gelingt, diese auseinanderstrebenden Bedingungen für das Großflugzeug zu erleichtern, dann dürfen wir auch auf noch weit größere Abmessungen der Großflugzeuge rechnen, als wir sie heute sehen.

Der Ingenieur soll mit Voraussagen vorsichtig sein, namentlich dann, wenn die Entwicklungsvoraussetzungen umstritten sind. Er darf und soll aber Zukunftspläne hegen und überall dort ausbauen, wo sie in neuen Möglichkeiten begründet sind.

Wir können uns vorstellen, daß ein hochbeladenes, über die heute bestehende Größe hinausgewachsenes Großflugzeug wohl fliegen wird; wir sehen die technische Hauptaufgabe darin, es zum Abflug und zur Landung zu bringen. Wir wollen uns überlegen, ob nicht vielleicht die Möglichkeit naheliegt, das Großflugzeug erst im Fluge voll zu beladen. Es ist einleuchtend, daß die Verhältnisse beim Flugzeug ungleich günstiger sein müssen als beim Seeschiff, das im Seegang vom Tender Kohlen übernimmt. Sicher sind die technischen Bedingungen noch ungewohnt, doch ist zu hoffen, daß die sich zeigenden Schwierigkeiten überwunden werden.

Oft haben wir Zuschauer mit Bewunderung beobachtet, daß beim Geschwaderfliegen schon eben gereifte Schüler ihre Flugzeuge in Geschwindigkeit, Abstand und Höhe mit großer Genauigkeit einander angleichen konnten. Warum sollte nicht ein kleineres Flugzeug an das Großflugzeug heranfliegen und diesem seine Last abgeben können? Die schon versuchte Möglichkeit der Betriebsstoffübernahme im Fluge öffnet dem Großflugzeug neue Wege. Wir können uns denken, daß geeignet gebaute und ausgerüstete Seeschiffe angewiesen sind, zur Versorgung der Großflugzeuge mit Betriebsstoffen zu dienen.

Eine große Aufgabe für die heutigen Flugzeuge besteht darin, daß die Treib-

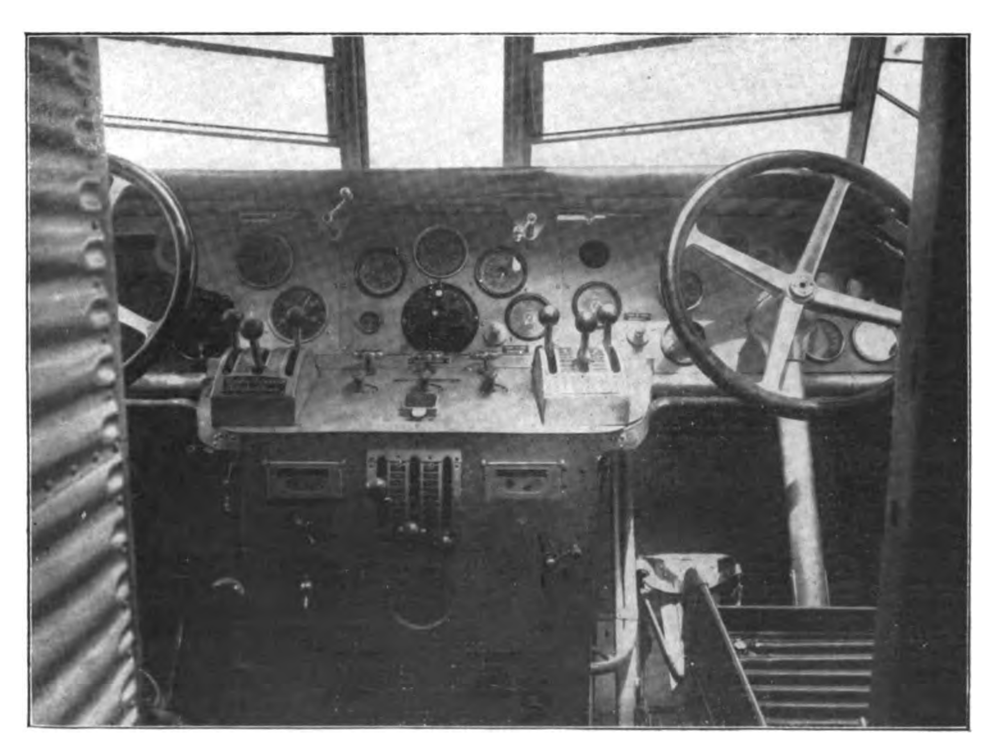
Blick in den Reisendenraum der „G 31“. Zu beachten sind: Links die fertiggestellten Betten, der freie Gang, im Hintergrund bequemer Sitz

schrauben geeignet sein müssen, das vollbeladene Flugzeug sowohl zum Abflug zu bringen, und alsdann im Reiseflug wirtschaftlich zu arbeiten. Jedes Flugzeugtriebwerk wird deshalb bei dem Abflug außerordentlich hoch beansprucht. Übertragen wir besonderen Vorrichtungen die Aufgabe, das Flugzeug vom Boden oder der See weg und auf Fluggeschwindigkeit zu beschleunigen, so kann das Triebwerk für die Reise günstiger gestaltet werden. Schon die Altmeister Gebrüder Wright arbeiteten mit Katapulten. Neuerdings werden Flugzeuge, die vom Seeschiff abfliegen sollen, durch Flugzeugschleudern in die Luft gebracht. Wir können uns ferner ausdenken, daß starke Flugzeuge, die nur dem Flughafenbetrieb dienen sollen, als Flugzeugschlepper ausgebildet werden. Werden solche Möglichkeiten wahrgenommen, dann dürfen wir Großflugzeuge noch weit über die heute gesetzten Grenzen hinaus erwarten.



Der Berliner Flughafen in Tempelhof bei Nachtbeleuchtung

Wir wollen uns von der falschen Vorstellung befreien, daß schon in den nächsten Jahren riesenhafte Großflugzeuge fertiggestellt werden könnten. Viel technische Arbeit bleibt noch zu leisten. Aber wir wollen und dürfen das Zutrauen zur Luftfahrzeugindustrie haben, daß es ihr in doch nicht ganz unabsehbarer Zeit gelingen wird, alle Schwierigkeiten zu überwinden.


Blick auf die Führersitze der „G 31". Zu beachten sind: Handrad für Höhen- und Quersteuerung; unten rechts Pedal der Seitensteuerung; in der Mitte Hebel zur Motorbedienung; vorne Instrumente zur Flug- und Motorüberwachung

Der Roman der Herzogin von Berry

Von Dr. Philipp Losch

Es ist eigentlich kaum ein Roman, eher eine Tragikomödie zu nennen.

Die Herzogin von Berry, Marie Caroline, geb. am 5. November 1798 zu Caserta, war eine Tochter des Königs Franz I. von Neapel und der Erzherzogin Clementine von Österreich, einer Enkelin der Kaiserin Maria Theresia. Schon als Kind lernte sie mit den Ihrigen auf der Flucht vor Napoleon das Brot der Verbannung essen, was ihr später zustatten kam. Nach der Restauration heiratete sie, siebzehn Jahre alt, den zwanzig Jahre älteren Herzog von Berry, den zweiten Sohn des Herzogs von Artois, späteren Königs Karls X. Bei der Kinderlosigkeit des Herzogs von Angoulême, seines älteren Bruders, galt ihr Gemahl als der präsumtive Erbe der Krone von Frankreich. Trotz des großen Altersunterschieds war die Ehe glücklich. Marie Caroline war klein und zierlich, hatte schönes flachsblondes Haar, war aber sonst durchaus keine Schönheit. Sie schielte etwas und hatte schlechte Zähne, die sie nicht verbarg. Mit ihrer Bildung war es nicht weit her. Sie sprach und schrieb sowohl das Italienische wie das Französische fehlerhaft. „Ich bin so dumm wie ein Karpfen," pflegte sie zu sagen, und an einen Karpfen erinnerte auch ihr fast immer offenstehender Mund mit der von der Mutter geerbten habsburgischen Unterlippe. Dabei hatte sie einen guten Verstand und natürlichen Mutterwitz, war lebhaft, sprunghaft, abenteuerlustig, mutig und geistesgegenwärtig, wußte in jeder Lebenslage sich geschickt zu bewegen und verstand mit Leuten jedes Berufs und Standes umzugehn.

Ihre Ehe mit dem Herzog von Berry war nur von kurzer Dauer. Am 13. Februar 1820 wurde ihr Gemahl beim Verlassen der Oper von dem fanatischen Sattler Louvel durch einen Dolchstoß ermordet und verblutete im Theater in den Armen seiner jungen Gattin. Von den drei Kindern, die sie ihm geboren, war nur eine Tochter am Leben geblieben, Luise, die spätere Herzogin von Parma (deren Gemahl übrigens 34 Jahre später auf genau dieselbe Weise endete wie der Herzog von Berry); aber die junge Witwe war guter Hoffnung und erwartete ein viertes Kind. Hier beginnt nun schon die Tragikomödie. Man munkelte nämlich, die Schwangerschaft der Herzogin sei fauler Zauber; die in ihrem Bestand bedrohte Dynastie beabsichtige eine Kindesunterschiebung, so daß Ludwig XVIII. zwei Herzöge und Marschälle von Frankreich damit betraute, der hohen Wöchnerin bei der Entbindung zu assistieren. Obwohl so die Geburt des späteren Grafen von Chambord am 28. September 1820 sozusagen öffentlich (auch zwei Gardisten wurden herbeigerufen) vor sich ging, wollte der Zweifel über die Echtheit des enfant du miracle lange nicht verstummen. In Londoner Blättern erschien sogar ein angeblicher Protest des Herzogs von Orleans (Louis Philipp) gegen die comédie fantastique, die im Pavillon de Marsan gespielt sein sollte. Im Lager der Bourbonen aber war der Jubel groß, die Lilienkrone hatte wieder einen Erben, der den verheißungsvollen Namen Henri erhielt. Er sollte das Erbe nie antreten.

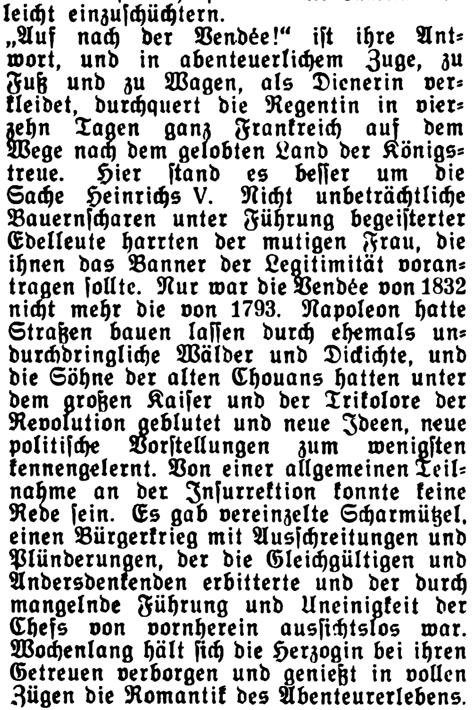
*

Zehn Jahre später — der gichtische Ludwig XVIII. war längst gestorben, und Frankreich, lange von einem guten Kopf ohne Beine regiert, hatte inzwischen einen König erhalten, der wohl gute Beine aber keinen guten Kopf hatte — saß Karl X. in St. Cloud und wartete auf den Erfolg der Polignacschen Ordonnanzen. Die Antwort war: Barrikaden in St. Antoine und die Trikolore über den Tuilerien. Karl X. verzichtete zugunsten seines Enkels, des kleinen Herzogs von Bordeaux, der jetzt Heinrich V. hieß, mit seiner Schwester im Garten von Trianon Kutscher spielte und auf die Anrede „Sire" mit der Peitsche knallend antwortete: „Quelle bêtise!" Der Herzog von Orleans verkündete die Abdankung des Königs, verschwieg aber, zu wessen Gunsten sie geschah, und wird selber von Lafittes Gnaden „König der Franzosen". In traurigem Zug geht die königliche Familie auf die Flucht, nicht in die Vendée, wie die Herzogin von Berry vorschlägt, sondern nach Cherbourg — nach England. Jetzt beginnt die eigentliche Rolle der Herzogin, die schon durch ihr phantastisches Kostüm — grüner Mantel mit Samtkragen, weite Männerhosen, im Gürtel zwei Miniaturpistolen — den einzigen Mann unter den Flüchtenden markierte. In England mußte sie die Hosen wieder ausziehen, aber nicht für lange. Sie hielt es nicht aus in der Langenweile Albions, konnte das starre Gesicht ihrer Schwägerin Angoulême, der Heiligen des Temple, der ewigen mater dolorosa, nicht mehr sehn. Madame — das war ihr offizieller Titel — war die Mutter des rechtmäßigen Königs, und nach längerm Sträuben hatte Karl X. sie als Vormünderin-Regentin anerkannt, solange die Minderjährigkeit Heinrichs V. dauerte. Jetzt galt es, ihrem Sohne die geraubte Krone wieder zu gewinnen, sie den Händen ihres Onkels Fifi (Louis Philipp) zu entreißen, der eben erst bei dem mysteriösen Tod des letzten Condé seine Skrupellosigkeit und Geldgier gezeigt hatte.

Im Sommer 1831 taucht sie als Gräfin Sagana in Italien auf und nimmt ihr Hauptquartier zu Massa-Carrara, im Lande des Herzogs von Modena, des einzigen europäischen Potentaten, der den Sohn Egalités nicht als legitimen König von Frankreich anerkannt hat. Fast ein ganzes Jahr dauern die Vorbereitungen zur Insurrektion; dann überschreitet sie als Rosa Stagliana auf dem sardinischen Segler Carlo Alberto ihren Rubikon, landet Ende April 1832 in Marseille und gibt das Signal zum Aufstand. Aber die guten Marseiller kapieren gar nicht, was die weiße Serviette am Glockenturm von St. Laurent bedeuten soll, und die paar mit Säbel und Pistole bewaffneten Demonstranten, die unter dem Rufe: „Vive Henri V! Vive la religion! Vive la croix!“ durch die Straßen ziehn, sind von der Polizei schnell zerstreut. „Alles ist verloren!“ rufen die Verschworenen, aber Madame ist nicht so leicht einzuschüchtern.



Die Herzogin von Berry
als Bäuerin aus der Vendée verkleidet



„Auf nach der Vendée!“ ist ihre Antwort, und in abenteuerlichem Zuge, zu Fuß und zu Wagen, als Dienerin verkleidet, durchquert die Regentin in vierzehn Tagen ganz Frankreich auf dem Wege nach dem gelobten Land der Königstreue. Hier stand es besser um die Sache Heinrichs V. Nicht unbeträchtliche Bauernscharen unter Führung begeisterter Edelleute harrten der mutigen Frau, die ihnen das Banner der Legitimität vorantragen sollte. Nur war die Vendée von 1832 nicht mehr die von 1793. Napoleon hatte Straßen bauen lassen durch ehemals undurchdringliche Wälder und Dickichte, und die Söhne der alten Chouans hatten unter dem großen Kaiser und der Trikolore der Revolution geblutet und neue Ideen, neue politische Vorstellungen zum wenigsten kennengelernt. Von einer allgemeinen Teilnahme an der Insurrektion konnte keine Rede sein. Es gab vereinzelte Scharmützel, einen Bürgerkrieg mit Ausschreitungen und Plünderungen, der die Gleichgültigen und Andersdenkenden erbitterte und der durch mangelnde Führung und Uneinigkeit der Chefs von vornherein aussichtslos war. Wochenlang hält sich die Herzogin bei ihren Getreuen verborgen und genießt in vollen Zügen die Romantik des Abenteurerlebens. Sie wohnt in feudalen Adelsschlössern und einfachen Bauernhütten, schläft in einem Kuhstall, verbirgt ihr blondes Haar unter einer schwarzen Perücke, färbt sich die Augenbrauen mit Stiefelwichse, reitet als Bauernjunge Petit Pierre verkleidet durch die Wälder, fällt einmal ins Wasser und kommt mit dem Schreck davon, steht am bäuerlichen Kochherd, spielt Hausmütterchen an der Bauernwiege, flickt sich die Hemden und stopft sich selber die Strümpfe.

Aber schließlich braucht sie doch ein festes Standquartier und wählt dazu die Stadt Nantes. Am 9. Juni 1832 verläßt sie ihr letztes Versteck im Kleide einer bretonischen Bäuerin mit Spitzenhäubchen und kurzem Rock, zieht die verräterischen Stöckelschuhe aus, beschmiert sich die nackten Füße und Waden und marschiert barfuß zweieinhalb Stunden bis zur Stadt. Mit einem Korb voll Butter und Eiern am Arm passiert sie die Zollsperre, antwortet den Beamten im besten Bretonisch und — ist in Nantes. In einer Mansarde der Rue haute du Château findet sie Unterkunft und wird in fünf Monaten, während sie, nur als Dienerin verkleidet, das Haus verläßt, um ihre Freunde zu besuchen oder um zur Messe zu gehn, nicht entdeckt. Wird nicht entdeckt, obwohl sie eine rege briefliche Verbindung mit der Außenwelt unterhält, unablässig bemüht, Verbindungen mit fremden Mächten anzuknüpfen, um sie für die Sache des legitimen Königs zu gewinnen.

★

In Paris laufen die phantastischsten Gerüchte über sie um. Man vermutet sie in Barcelona, in England, in Italien; man muß schließlich gestehn: der Aufenthalt der Herzogin ist ein mystère redoutable. Schließlich sickert etwas durch von einer Verbindung legitimistischer Pariser Kreise mit Nantes. Jetzt wird das Kloster der Heimsuchung Mariä von zwei Kompagnien Soldaten durchsucht, ebenso vergeblich wie viele Häuser bekannter Royalisten in Nantes. Madame bleibt unauffindbar.

Sie wäre vielleicht überhaupt unentdeckt geblieben, wenn nicht nach monatelanger Wahrung des Geheimnisses sich ein Verräter gefunden hätte. Er nannte sich Hyazinth de Gonzaga, hieß aber eigentlich

Simon Deutz und war der Sohn eines Coblenzer Rabbiners. Schon in Massa hatte die Herzogin dem vom Papst und von den Jesuiten ihr empfohlenen Konvertiten ihr Vertrauen geschenkt; er diente ihr seitdem als Übermittler ihrer Briefe nach Portugal und Spanien. Für 500 000 Francs, die ihm angeblich mit einer Pinzette gereicht wurden, verriet er das Versteck der Herzogin und führte am Abend des 6. November 1832 eine Heeresmacht von 1200 Soldaten unter dem General Dermoncourt in das Hauptquartier der Verschwörung. Der Anmarsch einer solchen Armee konnte nicht heimlich vor sich gehn. Man sah ihre Bajonette im Mondlicht blitzen, und als die Gendarmen das Haus betraten, wurden alle Bewohner verhaftet, aber — die Herzogin war nicht zu finden. Da der Verräter sie eben noch darin gesprochen hatte, so beschließt man, das Haus vierzehn Tage lang militärisch zu bewachen. Jeder Raum wird mit zwei Gendarmen besetzt, auch die Mansarde, neben der die Herzogin sich verborgen hält. Seit den Tagen der großen Revolution befand sich dort unterm Dache hinter einem Ofen ein winziger Verschlag, durch eine Eisenplatte gedeckt, gerade hinreichend, um vier Personen mit knapper Not aufzunehmen: außer der Herzogin und ihrer Freundin Stylite de Kersabiec den alten Grafen Mesnard und den jungen Advokaten Guibourg. Mesnard hatte ihr den Vortritt lassen wollen, aber sie hatte ihn mit den Worten abgelehnt: „Bei einem strategischen Rückzug marschiert der Kommandant als letzter." In drangvoll fürchterlicher Enge hockten die vier bange sechzehn Stunden lang! Mesnard hat ein paar Stückchen Zucker in der Tasche, davon leben sie. Während die andern schon verzagen, behält die Herzogin ihren Mut und ihren Humor. Es ist empfindlich kalt unter dem Dach. Das fühlen auch die beiden Gendarmen, und einer fängt an, den Ofen zu heizen mit Torf und einem Packen der royalistischen Quotidienne, die sie im Hause finden. Die Wärme, anfangs angenehm empfunden, wird zur Hitze, und die glühende Eisenplatte fängt an, die Kleider zu sengen. Mit ihrem Taschentuch, „imbibé de pipi", löscht die Herzogin den entstehenden Brand, indem sie flüstert: „A la guerre comme à la guerre." Sie hat noch immer den Kopf oben. Aber der Rauch ist entsetzlich, und nach sechzehn qualvollen Stunden ist es zu Ende mit ihrer Kraft. Über die zusammengesunkene Herzogin hinweg donnert Mesnard mit dem Fuß gegen das Eisenblech, und auf das „Qui vive" der entsetzten Gendarmen antwortet eine heisere Stimme: „Nous nous rendons!" Die Gendarmen löschen das Feuer und sehen eine totenblasse kleine Frau mit schmutzigem Gesicht, zerzausten Haaren, in zerrissenen, halbverbrannten Kleidern auf allen vieren aus dem Loch hinter dem Kamin kriechen — Ihre Königliche Hoheit, die Frau Herzogin von Berry, Regentin von Frankreich, Mutter König Heinrichs V! Nach einem Glase Wasser hat sie sich wieder erholt und begrüßt den General Dermoncourt mit den Worten: „Ohne diesen Krieg à la St. Laurent hätten Sie mich nicht gefangen genommen," wobei sie auf ihr verbranntes Kleid zeigt.

★

Schon am nächsten Tage nach ihrer Verhaftung wurde die Herzogin nach dem Kastell von Blaye an der Gironde transportiert, dem Schauplatz des nächsten Aktes ihrer Tragikomödie. Die Julíregierung war in einiger Verlegenheit, was sie mit ihr anfangen sollte. War doch die Mutter des legitimen Königs zugleich die Nichte Louis Philipps, und die Gefahr, der mutigen Abenteurerin durch harte Justiz eine Märtyrerkrone zu verschaffen, war nicht zu unterschätzen. Da geschah etwas Unerwartetes, was die Situation völlig veränderte, d. h. es geschah eigentlich nichts, aber man machte eine überraschende, völlig verblüffende Entdeckung — die Heroine der Vendée, die Gefangene von Blaye, die Witwe des vor zwölf Jahren ermordeten Herzogs von Berry war — in interessanten Umständen! Zunächst war das nur ein Verdacht, den ihre Gefangenwärter aussprachen, aber dieser Verdacht genügte, um ihre Haft zu verlängern. Man hätte sie sonst wohl gern ohne Aufsehn über die Grenze geschoben, aber die Juliregierung konnte sich die Möglichkeit nicht entgehen lassen, die unbequeme Prätendentenmutter durch einen Skandal zu vernichten und damit die legitimistische Bewegung, die namentlich in der Vendée noch fortdauerte, ins Herz zu treffen. Da die Herzogin ihren Zustand zu verheimlichen suchte und die ihr gesandten Ärzte sie nicht zu einer körperlichen Untersuchung bewegen konnten, wurde die Aufsicht aufs strengste verschärft. Ihr Kerkermeister General Bugeaud (der spätere Besieger Abdelkaders) mietete eine Hebamme, die als Flickfrau in ihre Umgebung geschmuggelt wurde und wie ein Argus all ihre Bewegungen überwachen mußte. Diese wurden (z. B. durch Vermauerung der Klosetts) in widerwärtigster Weise beschränkt, und Bugeaud drohte mit noch schärferen Maßregeln, bis Caroline endlich kapitulierte und auch nichts mehr zu verheimlichen war. Nach vier Monaten übergab die Herzogin dem General eine schriftliche Erklärung, datiert 22. Februar 1833, daß sie sich während ihres Aufenthalts in Italien heimlich verheiratet habe, ohne jedoch den Namen ihres Gatten zu nennen. Diese Erklärung, die schon am 26. Februar im Moniteur bekanntgegeben wurde, wirkte wie das Platzen einer Bombe. Die Royalisten schäumten Wut, behaupteten, die Erklärung sei in unwürdiger Weise erpreßt (was nur


Die Gefangennahme der Herzogin und ihrer Begleiter

zu wahr war), sei gefälscht, um die Heldin der Vendée in Schande zu bringen, ja man ging so weit, zu behaupten, eine junge Spanierin werde in Blay festgehalten und spiele die Herzogin. Die Orleanisten aber schmunzelten vor Vergnügen; in ihren Salons erzählte man sich die fabelhaftesten Dinge von den Amouren der Herzogin. Der berühmte Paragraph des Code Napoléon „La recherche de paternité est interdite“ wurde allgemein außer Geltung gesetzt, und die Frage der Vaterschaft vielmehr aufs eifrigste erörtert. Alle männlichen Personen aus der Umgebung der Herzogin wurden genannt, ein italienischer Maler aus Carrara wurde verdächtigt, selbst der Judas Deutz war auf der Liste. Ein Pariser Blatt schrieb boshaft: die Berry werde wohl einen Dieudonné (Henri Dieudonné war der Name ihres Sohnes, des „Königs“ Heinrich V.) Deux (Deutz) zur Welt bringen, während ein andres fragte, worüber man sich eigentlich aufrege; die Herzogin könne nur einfach das berühmte Wort ihres Schwiegervaters (bei der Rückkehr 1814) variieren: „Il n'y aura qu'un Français de plus en France.“

*

Hatte die Herzogin die Hoffnung gehabt, sich durch das Eingeständnis ihres Zustandes (etwas anderes bedeutete ja die „heimliche Ehe“ ohne Nennung eines Gatten nicht) ihre Freiheit zu erkaufen, so sah sie sich bitter enttäuscht. Die Sache hatte zu viel Staub aufgewirbelt, und die Regierung fürchtete, bei einer vorzeitigen Freilassung würde die Herzogin möglicherweise heimlich niederkommen und nachher alles in Abrede stellen. Daß sie den Namen ihres „Gatten“ nicht nennen wollte, war ja zu merkwürdig, und so konnte das amüsante „jeu du père“ in den orleanistischen Salons noch eine geraume Zeit weiter gespielt werden. Aber auch in den Reihen der Royalisten fing man an, von der Herzogin in einem andern Ton zu sprechen. Es sei nicht der erste Fehltritt der „Neapolitanerin“; man behauptete: sie habe schon früher mehrmals zeitweise zurückgezogen gelebt, und selbst ihr alter Herold Chateaubriand, derselbe, der noch vor kurzem vor aller Welt ihr zugerufen hatte: „Madame! Votre fils est mon roi!“ antwortete jetzt auf die Frage, wer wohl der Vater des zu erwartenden Kindes sein könnte: „Comment voulez-vous, qu'on le dise? Elle-même ne le sait pas.“

Es schien, als sollte er recht haben, wenigstens schwieg die Herzogin bis zum allerletzten Termin, wofür man schwerlich einen triftigen Grund finden wird. Und diese auffallende Zurückhaltung veranlaßte die Regierung zu noch schärferer Bewachung und zu dem Beschluß vom 2. April 1833 wonach das accouchement der hohen Wöchnerin en publicité stattfinden sollte — also wie bei der Geburt „Heinrichs V.“ und doch unter so ganz andern Umständen. Und so geschah es auch. Sechs Wochen später, am 10. Mai, donnerten drei Kanonenschüsse von den Wällen der Zitadelle von Blaye, um die befohlenen Zeugen aus der Stadt zu rufen, in deren Gegenwart die Herzogin ihr Kind zur Welt bringen sollte. Es war ein schwächliches Mädchen, ein „kleiner Spatz“. Im letzten Augenblick vor der Protokollaufnahme steckte die Wöchnerin ihrem Leibarzt einen bereitgehaltenen Zettel zu, der den bisher so sorgfältig geheimgehaltenen Namen des Gatten enthielt. Unter gespanntester Aufmerksamkeit verlas Dr. Deneux, daß Ihre Königliche Hoheit, verheiratet in legitimer Ehe mit dem Grafen Hector Lucchesi-Palli, wohnhaft zu Palermo, ein Kind weiblichen Geschlechts geboren habe, das die Namen Anna Marie Rosalie erhielt. Die Verblüffung war allgemein, am stärksten bei der persönlichen Umgebung der Herzogin, Madame de Hautefort und

Monsieur de Brissac, die ihre Überraschung und Erregung nicht verbergen konnten und die Unterschrift unter das Protokoll verweigerten.

★

Wer eigentlich der junge Ehemann war, davon hatte zunächst niemand eine Ahnung. Erst allmählich kam es heraus: ein junger Sizilianer aus alter Familie, ohne jedes Vermögen, seit achtzehn Monaten Attaché an der sizilianischen Gesandtschaft im Haag. Die Karlisten wußten schon etwas mehr: es handle sich um eine alte Jugendliebe (der Graf war acht Jahre jünger als die Herzogin), die Ehe sei heimlich in Rom geschlossen, und die Jungvermählten hätten sich gegenseitig in Nantes, bzw. im Haag besucht (diese Annahme war nötig als Voraussetzung für die Existenz des Kindes). Peinlich war nur, daß gerade die Kreise, die der Herzogin am nächsten standen, keine Ahnung von der Heirat gehabt hatten und sich ihr gegenüber recht skeptisch verhielten. Es hätte nahegelegen, die Heiratsurkunde möglichst bald zu veröffentlichen, das ist aber erst sehr spät geschehn (1900 durch Thirria), und dann fehlte es nicht an Stimmen, die die Echtheit der am 14. Dezember 1831 durch den Jesuitenpater Rozaven zu Rom vollzogenen Urkunde stark bezweifelten. König Karl X. wollte jedenfalls seine Schwiegertochter nicht wiedersehn, ehe sie den Beweis ihrer zweiten Ehe erbracht hätte, und ehe das geschehen konnte, war das kleine Wesen, das durch sein Inslebentreten so viel Staub aufgewirbelt hatte, die kleine Gräfin Anna Marie Rosalie, längst wieder zu ihren mysteriösen Vätern versammelt. Sie starb im November 1833 zu Livorno.



Die Herzogin von Berry
Nach einem Gemälde von Sir Thomas Lawrence

Der neueste Biograph der Herzogin Lucas-Dubreton hat jetzt in seinem Buche „La Princesse captive" (Paris, Perrin 1925) ein Dokument veröffentlicht, welches Licht in das Dunkel bringen dürfte. Es ist ein chiffrierter Brief der Herzogin aus Blaye, der am 12. April 1833 nach dem Haag gelangte. Er ist an Olivier de Bourmont gerichtet und voll des Dankes für dessen Vermittlung mit dem „Comte Hector", dessen Anerbieten die Schreiberin gerührt annimmt. Der Graf soll sich sofort nach Neapel begeben pour enregistrer l'acte de mariage et qu'il y reste pour m'attendre. **Ewige** Dankbarkeit wird ihm zugesichert — mon occupation sera de faire son bonheur — und (was nicht unwichtig war) die Herzogin garantierte dafür, qu'il n'y aura aucune réclamation quelconque!

Wenn dieser Brief echt ist (dem Autor hat nur eine alte Kopie vorgelegen), dann dürfte er wohl für die ganze Frage eine entscheidende Bedeutung haben. Ihm zu widersprechen scheint nur das spätere Verhältnis der Herzogin zu dem Grafen. Was ursprünglich eine zum mindesten höchst zweifelhafte Ehe war, wurde später zu einer wirklichen Familiengemeinschaft. Nach der Freilassung der Herzogin aus Blaye, vier Wochen nach ihrer Niederkunft, nahm Graf Lucchesi sie in Palermo in Empfang und blieb seitdem ihr beständiger Begleiter bis zu seinem 1864 erfolgten Tode. Mag sein, daß die Not sie zusammenschweißte. Der Graf besaß außer seiner Jugend und seinem hübschen Gesicht nichts an irdischen Reichtümern. Die Herzogin aber hatte sich in ihrer bisherigen Welt unmöglich gemacht. So endete der Roman, der so abenteuerlich begonnen, wie nicht alle Romane zu enden pflegen, in einer gutbürgerlichen Ehe mit Kindern und Geldsorgen. Das Verhältnis war freilich etwas eigenartig. Die Herzogin blieb, was sie war (sie ärgerte sich wütend, daß alte Anhänger sie die femme Lucchesi nannten), und ihr „Pascha" (so nannte sie den Grafen in ihren Briefen) durfte sie nie anders als „Madame" und „Königliche Hoheit" nennen. Aber ihre politische Rolle war ausgespielt. Von Gläubigern bedrängt, lebte sie in unruhigem Hin und Her in Österreich, Steiermark und Venedig, wo sie den durch Richard Wagner bekannten Palazzo Vendramin besaß, erlebte den Sturz des verhaßten Fifi, die Ermordung ihres Schwiegersohnes in Parma, die Entthronung ihres Enkels und ihrer nächsten Verwandten, den Untergang ihres väterlichen Königshauses von Neapel, das Aufkommen des dritten Napoleon und starb vor dessen Sturz, 72 Jahre alt, am 15. April 1870 zu Brunnsee in Steiermark. Ihre Gebeine ruhen auf dem kleinen Friedhof zu Mureck neben denen ihres mysteriösen zweiten Gatten.

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Hermann Sudermann: Purzelchen (Stuttgart 1928, J. G. Cotta Nachf.) — Die neuen Werke von Schaffner, Hegeler, Ompteda, Clara Ratzka (Hinweise). — Hans Grimm: Dreizehn Briefe (München 1928, Albert Langen) — Robert Hohlbaum: Das Paradies und die Schlange (Leipzig 1928, L. Staackmann) — Ernst Zahn: Tochter Dodais (Stuttgart 1929, Deutsche Verlags-Anstalt) — Felix Salten: Simson (Berlin 1928, Paul Zsolnay) — Adolf Paul: Die vier Bettler der Gräfin Königsmark (Stuttgart 1929, Cotta) — Rudolf Herzog: Kornelius Vanderwelts Gefährtin (Ebd.)

Ein auffallendes Merkmal der neuen Erzählungskunst ist ein einseitiges Streben nach Sachlichkeit, vielleicht durch ein mißverstandenes Schlagwort, sicherlich aber durch den Stil der englischen und amerikanischen Kurzgeschichten beeinflußt. Gewiß ist manchem deutschen Erzähler eine Schulung an dieser klaren Eindeutigkeit, die unablässig dem Höhepunkt zustrebt und sich nicht in Betrachtungen, nicht in Gesprächen festläuft, durchaus wünschenswert und nützlich. Aber eines schickt sich nicht für alle, das Ziel des Romans ist nicht Fünfminutenspannung, es besteht da ein Unterschied wie zwischen einer Flasche Rheinwein und einem Gläschen Gin.

Scherz beiseite: dem wirklich guten Romanschriftsteller wird es immer darauf ankommen, dem Leser nicht nur das zu geben, was er von der Handlung wissen muß, sondern ihn durch die Art und Weise, in der dies gebracht wird, zu unterhalten, jedem Moment, jeder Person einen gewissen Reiz zu geben durch Lebendigkeit, Farbe und Eigenart.

Das kann auf sehr verschiedene Art geschehen.

Hermann Sudermann in seinem neuen Roman Purzelchen bedient sich einer gewissen aufgeräumten Leutseligkeit im Ton, die dem Humor verwandt, aber freilich nicht mit ihm zu verwechseln ist. Er erzählt gleichsam in Hemdsärmeln mit glimmender Pfeife. Ein Schmunzeln onkelhaften Wohlwollens umspielt seine Lippen, wenn er beginnt: „Jawohl, Purzelchen hatte Geburtstag" (Absatz). „Seinen sechzehnten, wie die Überschrift zeigt. Das heißt eigentlich seinen siebzehnten" usw.

Diese saloppe Jovialität klingt anspruchslos und erweckt Behagen. Leichtigkeit und lockerer Bau schaffen gerade bei diesem Stoff einen gewissen Ausgleich. Denn wenn wir nach 378 Seiten zum letzten Kapitel des Romans kommen, das die Überschrift trägt „Der siebzehnte Geburtstag", so ist in diesen Seiten und diesem Lebensjahr allerhand vorgegangen, was nicht ohne weiteres fröhlich stimmt, wenn es auch an heiteren Vorgängen nicht fehlt. Es ist der namentlich in den Großstädten noch immer leise schwankende Sumpfboden der Nachkriegszeit, auf dem die Hauptfiguren des Romans stehen, insbesondere Purzelchens Geschwister, die sein Schicksal bestimmen und schließlich entscheiden. Die nachsichtigen Eltern, ein kleinindustrieller Konditor, der nach dem Kriege von neuem hat beginnen müssen, und seine wenig bedeutende Frau bleiben im Hintergrund. „Mammikind" nennt die älteste Tochter Gudrun herablassend ihre Mutter und in der Tat ist die Tochter die Erfahrenere, Reifere. Man könnte sogar von Notreife und Wurmstich sprechen, aber wir wollen nicht moralischer dreinschauen als der Dichter. Jedenfalls weiß man nicht, wo Gudrun, die am Vormittag in der Wirtschaft hilft und Klavierstunden gibt, die Nachmittage und Nächte verbringt — „Jugend 1928!" Dazu gehört auch der Sohn Herbert. Einer von jenen jungen Herren, die einen unheimlich erwachsenen Eindruck machen, mit unerschütterlicher Sicherheit ihren Weg gehen, ohne sich von jemand dreinreden zu lassen, „kaltschnäuzig", abgebrüht, gerissen, aber auch rührig, gewandt, energisch. Glücklicherweise versteht es Sudermann, diesem modernen Geschwisterpaar ein paar sympathische Züge zu geben, sie sind im Grunde nicht schlecht, sind sozusagen Notprodukte der Zeit und für ihre kleine Schwester, das Purzelchen, haben sie beide sich eine menschliche Stelle im Herzen bewahrt.

Gudrun beeinflußt sie zuerst — als böses Beispiel, das hier wirklich die guten Sitten verdirbt. Als sie ihr Schwesterchen beauftragt, einen Liebhaber, der am „Treffpunkt" wartet, abzubestellen, hält der sie für die Ältere, und Purzelchen hat nun sein erstes richtiges Liebesverhältnis, zum Glück mit einem anständigen Menschen, den der Verfasser sogar mit besonderer Liebe gezeichnet hat, einen verarmten ostpreußischen Gutsbesitzerssohn Fritz v. Nadolny, der sich in Berlin mühsam und nicht ganz so unbedenklich wie Herbert durchringt. Während dies Verhältnis einen höchst ehrbaren und innigen Verlauf nimmt, gerät Purzelchen in die Netze eines „dämonischen Zahnarztes",

dessen Liebenswürdigkeit gegen seine vielen schönen Kundinnen keine Grenzen kennt. Er ist Deutscher, gibt sich aber als Engländer aus und knautscht und lallt die Sprache überzeugend. Leider bleibt es, was das erste Verbum betrifft, nicht bei der Sprache, und Purzelchen, das bei ihm kurze Zeit Assistentin ist, entkommt seinen Fängen nicht ungerupft. Inzwischen naht sich ihr ein junger Kaufmann mit sanften glashellen Augen, die keine Lider zu haben scheinen, und mit ernsten Heiratsabsichten. Es kommt nach langem Zögern zur Verlobung, aber dem Purzelchen sagt dieser pedantische Philister, der überdies seine Vermögensverhältnisse glänzender dargestellt hat, als sie sind, auf die Dauer nicht zu, und sie ist froh, daß ihr Bruder Herbert als gerissener Manager sie von ihm befreit und dem heimlich immer geliebten Fritz v. Nadolny zuführt — just am 17. Geburtstag, der eigentlich der 18. ist.

Sudermann hat in diesem außerordentlich gut geschriebenen Roman ein richtiges Berliner Kind unsrer Zeit gezeichnet, ein wenig träumerisch, mit Backfischherzchen, aber auch lebensfroh, praktisch und tüchtig. Nebenbei wollte der Dichter wohl einen Querschnitt durch das deutsche Sein, namentlich in der Großstadt, um 1928 legen, er wollte zeigen, wie gewisse Kreise, namentlich der Jugend, sich seit der Inflationszeit entwickelt haben. Nicht gerade so, daß man darob Halleluja singen könnte, aber doch schließlich auch nicht ganz trost- und hoffnungslos: — es sind gesunde Keime da, die sich entwickeln und über die Schlammschicht hinauswachsen, von der wir noch immer nicht ganz frei sind, wie auch dieser Roman bezeugt, der übrigens vergnüglich zu lesen ist in seiner tänzerischen Beschwingtheit.

Vielleicht haben wir — angesichts des Adventsegens auf dem Büchermarkt — etwas zu lange bei Sudermanns Roman verweilt? Mag es sein —: dem greisen Dichter ist so oft in der öffentlichen Beurteilung unrecht geschehen, daß man ihm schon ein reichlicheres Maß der Beachtung gönnen darf. Aber jetzt heißt es „zusammenballen", wie das Modeverbum sagt. Was soll der Sichtende aus der Fülle zuerst herausgreifen?

Da grüßen ein paar gute Bekannte in gebundener Form, die unsere Leser schon in gehefteter — nämlich im erzählenden Teil dieser Monatsschrift — kennen: Jakob Schaffners Roman Der Mensch Krone (Union Deutsche Verlagsgesellschaft) mit seiner innigen Vermählung geistiger und sinnlicher Kraft, sub specie aeternitatis. Auch die Dornenkrone des Menschlichen bleibt immer noch eine Krone ... Da wirft Wilhelm Hegeler seinen Zinsgroschen (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg) auf den Weihnachtstisch und das gibt einen hellen Klang, denn hier ist alles echt und rein empfunden, selten sind die Menschen der Nachkriegszeit mit soviel Wärme, Wahrheit und Humor, ganz ohne Nebenzwecke, geschaut. Auch aus Georg von Omptedas Sonntagskind (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart), diesen Erinnerungen an fröhliche Jugendzeit, die auch den Leser fröhlich stimmen, haben unsere Leser schon genascht. Eine fesselnde Parallele zu dem Hegelerschen Zinsgroschen endlich gab Clara Ratzka, die allzufrüh Verstorbene, zur Kennzeichnung der neuen Generation vom Frauenstandpunkt aus, in ihrem Roman Im Zeichen der Jungfrauen (Deutsche Verlags-Anstalt). Diese gesunden Bürgerfrauen einer neuen Zeit wohnen nicht zufällig in der alten Wiedertäufer-Stadt. Alle vier Werke sind vorzüglich, dem inneren Wert entsprechend, ausgestattet, und gewiß wird mancher Leser der Monatshefte das eine oder andere in seine Bücherstube stellen.

Ein sehr ernstes und wichtiges Buch, das nicht so der Unterhaltung als dem phrasenlosen Deutschtum und darüber hinaus einem gesunden Europäertum dient, bieten Hans Grimms Dreizehn Briefe aus Deutsch-Südwest-Afrika. Unsere Leser kennen Grimm aus den Besprechungen an dieser Stelle und erinnern sich seines schwerwiegenden Romans „Volk ohne Raum". Hier war der Grund und Sinn der deutschen Not mit rückhaltloser Offenheit besonders in der Schilderung der ausländischen Verhältnisse und der Stellung Deutschlands auf dem Weltmarkt aufgedeckt. Wie eine Fortsetzung und eine neue pragmatische Bestätigung dieses Romans lesen sich diese schlichten Briefe, die über Grimms letzte Reise durch das jetzige Mandatsland der Südafrikanischen Union berichten. Grimms Anschauung erhebt sich weit über die Verbitterung des Beraubten wie über Bestrebungen nationaler Selbstsucht. Was schon in jenem Roman aufklang, wird hier noch deutlicher ausgesprochen, die Forderung, daß das ganze afrikanische Land — außer Ägypten, Abessinien und der Union — übernational wird, vom Völkerbund den Ansässigen aller Nationen bei gleichen Rechten und Pflichten zugeteilt, er fordert es sogar als eine schwere deutsche Pflicht, den Sinn des Mandates, d. h. der Treuhänderschaft reinzuhalten. Aber er richtet an die deutsche Regierung auch eine dringende Mahnung, die wie ein Aufschrei klingt: „Es ist höchste Notzeit, daß von ihr ein deutscher Wille ausgeht. Dieser Wille braucht mit Säbelrasseln und Rückschritt nichts gemein zu haben. Er muß nur fühlbar sein für alle Deutschen der Welt in ihrer Ratlosigkeit, nur eine deutsche Hilfe für neue und mutige Gedanken einer neuen Zeit."

Einen Notruf ganz anderer Art stimmt Robert Hohlbaum in seinem Roman Das Paradies und die Schlange aus Südtirol an. Überflüssig zu sagen, wen

der Dichter mit dem Paradies, wen er mit der Schlange meint. Die Bücher mehren sich, die das Leid der Eingesessenen dieser deutschen Berge in die Welt hinausklagen, ein Zeichen, wie tief das beispiellose Unrecht, das dort von „Siegern" an einem wehrlosen, heimattreuen Volksstamm geübt wird, in allen deutschen Herzen nagt. Hohlbaum verwahrt sich dagegen, daß sein Roman ein Tendenzbuch sei: „Weiß Gott, dieser blutigen Wirklichkeit gegenüber erübrigt sich jede Tendenz." An überzeugend lebensechten Gestalten weist er das namenlose Unglück auf, das fast in jeder Familie, in jedem Einzelleben des unglücklichen Landes aus den Verhältnissen erwächst. „So ist bisher kein Volk der Erde gequält worden," ruft er bitter aus. Und sichtlich aus dem Leben gegriffen ist dieser aufrechte Bürgermeister, dem die Not seiner Heimat das Herz bricht, sein Sohn, der das Verbrechen begeht, unter dem Christbaum deutsche Weihnachtslieder singen zu lassen und dafür strafverschickt unter Mördern endet — und die anderen alle auf ihren Leidenswegen. Es sind Einzelschicksale, die hier ablaufen, sie entspringen der gleichen Quelle und enden in verwandter Schmach. Aber der Dichter der „Deutschen Passion" läßt keine Trostlosigkeit im Leser zurück. Die Not Südtirols wird zum Sinnbild für die Sehnsucht, die ein Erbteil des Deutschen ist und ihn immer wieder aus düsterer Zeit zu neuem Morgen tatkräftiger Geltung führt.

Daß die Flucht in die Vergangenheit noch immer bei unseren Erzählern ein beliebtes Mittel ist, sich über eine trübe Gegenwart hinwegzuhelfen, bezeugt auch der letzte Bücherschub. Da flüchten zwei bekannte Schriftsteller sogar in die alttestamentlichen Gefilde, ein dritter stöbert in der deutschen Geschichte ein pikantes Hofkapitel auf. Weil alle drei hinlänglich bekannte Begebenheiten behandeln, dürfen wir uns über sie kurz fassen.

Da erzählt der mit Recht beliebte Epiker Ernst Zahn in seinem Roman Tochter Dodais das Schicksal der Abisag, mit dem das erste Buch von den Königen beginnt. Der alte König David kann nicht mehr warm werden, „ob man ihn gleich mit Kleidern bedeckte". Abisag, die Tochter Dodais, soll ihm helfen und tut es gern: in kindlicher Einfalt will sie dem verehrten Herrscher ihre Jugend zum Opfer bringen, um, wie ihr Vater glaubt, damit eine Sendung Jehovas zu erfüllen. Aber Abisag wird in die Empörung des Adonia hineingezogen, der sie nach Davids Tode zum Weibe nehmen will. Ein vortrefflicher Stoff, der dem Erzähler Gelegenheit gibt, ein zartes, inniges Liebesverhältnis und anderseits die listigen und blutigen Kämpfe der Männer mit seiner Kunst straffer Darstellung und seiner welterfahrenen Menschenkenntnis zu gestalten. Etwas kühler und distanzierter als in seinen Bergerzählungen, aber durchweg spannend und in der geschliffenen Sprache eines reifen Könners weiß der Schweizer Dichter den Stoff zu meistern.

Noch weiter greift der Wiener Felix Salten in die biblische Geschichte zurück. Erheblich freier als Zahn behandelt er in seinem Roman Simson die im Buch der Richter (13 ff.) erzählte Tragödie des israelitischen Herkules nach neuen Gesichtspunkten, nach dem Worte des Eremiten vom Berge Amiata: „Wenn ihr die Bibel lest und haltet euch an den Buchstaben, so werdet ihr in die Irre geraten. Ihr müsset euch an die Menschen halten und an den Schimmer, den ihre Seelen verbreiten." Diesen Seelenschimmer findet Salten bei seinem Helden, und wer zwischen den Zeilen der biblischen Überlieferung liest, wird ihm darin recht geben. Dieser Koloß hatte wirklich eine zarte Seele voller Rätsel und Betrübnis. Salten hat den Stoff ohne Frage veredelt und vertieft. Nur bei Gestaltung der Delila leider nicht, so zart er sie zeichnet. Er macht sie einfach zum Werkzeug ihrer habgierigen Schwester, und sogar das Haarschneiden Simsons besorgt die Schwester, während Delila am Schluß durch ihre rührende Hingabe zwar ergreift, aber das herbe Trauerspiel auch ein wenig verzuckert. Die Schwester wird zu bedeutend, sie zerstreut die Vorgänge, die sich um die beiden Hauptgestalten gruppieren sollten. Richtiger, jedenfalls künstlerisch vorteilhafter wäre es gewesen, statt dessen die Delila zu vertiefen, wie Salten das bei Simson erstaunlich gelungen ist, und so die Anteilnahme des Lesers an ihr zu verstärken. In seinem sonst geglückten Bestreben, den Stoff über die biblische Überlieferung hinaus seelisch zu adeln, hat sich der Verfasser da einen tragischen Konflikt entgehen lassen: den anfänglichen Verrat der Delila nicht auszumerzen, sondern dadurch zu begründen, daß sie ihr Volk mehr liebt als Simson, dessen wahren Wert sie erst in seinem Unglück erkennt. Im übrigen ist die innere Wahrheit der Geschehnisse mit feinem Verständnis gewahrt und erhöht.

Den geschichtlichen Stoff, den wir erwähnten, hat Adolf Paul aufgegriffen in seinem neuen Roman: Die vier Bettler der Gräfin Königsmark. Dem geborenen Schweden lag dieser Stoff nahe, man versteht aber auch, daß er Paul künstlerisch gereizt hat. Den Verfasser der „Tänzerin Barberina" mußten die mannigfaltigen und abenteuerlichen Erlebnisse dieser schönen Kurtisane, der berühmtesten Geliebten Augusts des Starken, besonders anziehen. Er hat denn auch ein würdiges Gegenstück zu jenem fesselnden Roman geschrieben. Die vier Bettler um die Liebe der Gräfin Aurora sind Graf Horn, August der Starke, Peter der Große und der Schwedenkönig Karl XII. Auf den letzten trifft die Bezeichnung „Bettler" frei-

lich nicht ganz zu. Adolf Paul hat den dankbaren Stoff mit freiem Pinselschwung in hellen Farben behandelt, namentlich das Hoftreiben in Dresden ist in seiner ganzen Buntheit wiedergegeben. Einen mystischen Einschlag erhält die flotte Erzählung durch jenen sagenhaften orientalischen Perlenschmuck, den das Grüne Gewölbe aus uralten Zeiten beherbergt, ein Amulett, von dem man raunt, daß es dem jeweiligen Besitzer das größte Glück im größten Unglück bringen soll. So leuchtet ein geheimnissinniges Symbol mit seltsam grünlichem Schimmer über die schicksalhaften Wechselfälle des Romans, und diesen Widerschein mystischen Glanzes hat der Dichter, der auch hier nicht ohne seinen grotesken Humor ist, aufgefangen.

Einer der gelesensten Romanschriftsteller in Deutschland, **Rudolf Herzog**, ist mit seinem neuen Roman **Kornelius Vanderwelts Gefährtin** wieder dahin zurückgekehrt, wo er seinen ersten großen Erfolg (mit den Wiskottens) errang: in das Industriegebiet des Wuppertals, wo einst seine Wiege gestanden; freilich ist er diesmal ein paar Meilen weitergewandert, nach Ruhrort, der größten Binnenhafenanlage Europas. Nicht ein Großindustrieller steht diesmal im Mittelpunkt der Handlung, aber etwas sehr Ähnliches: der reiche und mächtige Stromreeder Kornelius Vanderwelt, der Beherrscher des Frachtenmarktes an Ruhr und Rhein. Ein tatkräftiger, vorurteilsloser Geschäftsmann, daneben ein lebensfroher Genießer mit künstlerischer Veranlagung. Durch Zufall findet er in vorgerückten Jahren noch die Geliebte und nach langer, freiwilliger Trennung in ihr die Gefährtin und treue Helferin seines Lebens, ursprünglich eine arme Musiklehrerin, die sich aber als starke Frauennatur erweist. Es wird eine Kameradschaft und Liebschaft ohne Standesamt und Kirchensegen. Der Roman schließt tragisch. Vanderwelt stirbt nach geschäftlichem Rückgang und Angela Freydag tötet sich durch Gas. Dieser Ausgang stimmt nicht zu dem Sinne des Romans, zur Anlage der Charaktere. Herzog hat seine ganze Sorgfalt darauf verwendet, dies Paar als ungewöhnlich starke, in der Anlage kerngesunde, vom Leben geschmiedete und gehämmerte Kraftnaturen zu zeichnen, es liegt kein Sinn darin, sie gerade nach ihrem innigen Zusammenschluß zugrunde gehen zu lassen. Gewiß kommt es im Leben vor, daß der Schwächling den Starken überlebt und besiegt. Und dem künstlerischen Pessimisten, dem Weltverächter steht es an, dies in nihilistischem Sinne darzustellen. Herzogs Roman aber ist zu zwei Dritteln in hellklingendem, sogar überlautem Optimismus geschrieben, der Verfasser jubelt förmlich über diese beiden Musterhelden, wie sie der Durchschnitt der Romanleser liebt, er wird nicht müde, ihre ungewöhnliche Stärke und Lebensklugheit Seite für Seite zu preisen. So ist der tragische Ausklang fehl am Ort.

Die Stärke des Romans liegt in dem, was Herzog wirklich kann: in der Landschaftsschilderung seiner Heimat, im Hintergrund, in den Bildern betriebsamer Ruhrstädte, im Genrehaften. Die Zeichnung seiner Menschen ist verstiegen wie seine Sprache.

Zweifellos glaubt Herzog an das, was er schreibt, er ist ehrlich in dem gläubigen Gefühl eines Romantikers, der sich im Gegensatz zu Ibsens Ulrik Brendel noch seine Ideale bewahrt hat. Aber diese geblümte und überschwengliche Sprache, wie sie vielleicht in den Familienblättern der siebenziger Jahre noch üblich war, diese mit Edelmut und Bravheit lackierten Wackeren sind auf die Dauer schwer zu ertragen. Bei jeder Anrede nennt Kornelius seine Geliebte „Engel“. Wo sonst ein Norddeutscher etwa sagt: Ich bin in jungen Jahren zur See gefahren, deklamiert Kornelius: „Mich trieb die Unrast des Blutes in Jünglingsjahren auf die See, und ich durchstürmte die Entwicklungsjahre in den Meeren aller Erdteile.“ So geht es noch eine Weile weiter von dieser „dunklen Sehnsucht“, dem Drang „von irgendeiner Erdenschwere meine Brust zu befreien, zum Genuß des Unsagbaren zu gelangen“. Nur ein wahllos herausgegriffenes Beispiel aus vielen, es gibt noch fürchterlicheren Bombast. Und dann diese Überdeutlichkeit in allem, besonders in der Charakteristik der Personen! Es ist kein leichtes Stück Arbeit, den Roman auszulesen.

Velhagen & Klasings Almanach für die Dame von 1929

Mit Buchschmuck von Prof. Ludwig Kainer und einem Kalender für das neue Jahr. Vierzehn, zumeist farbig illustrierte, bisher unveröffentlichte Originalbeiträge

Wir Deutschen rühmen uns vieler Vorzüge, und es gibt kaum einen Mangel, den wir nicht in beschränkter oder liebenswürdiger Eigenliebe bestritten hätten. Nur etwas fehlt uns nach allgemeiner Ansicht: wir sind nicht „mondän“. Um so eifriger bemühen wir uns, es zu sein, auch auf künstlerischem und literarischem Gebiet. Aber leicht gleiten wir ab und begnügen uns mit oberflächlicher Eleganz oder verfallen modischen Albernheiten. Zu den wenigen Neuerscheinungen jedes Jahres,

die geschmackvoll, nicht abgeschmackt, die modern und nicht modisch, die mondän, aber nicht fade sind, gehört **Velhagen & Klasings Almanach**, herausgegeben von der Schriftleitung dieser Hefte. Er ist in den letzten drei Jahren geschichtlich gerichtet gewesen, indem er im Rokoko, im Biedermeier, in der Zeit des alten Kaisers auf die anmutigste Weise die geselligen, wissenschaftlichen und politischen Grundlagen unsrer Kultur aufdeckte. Er gibt sich in diesem Jahr wie in früheren ganz modern, und wenn er, ohne lehrhafte Absicht, im Zusammenklang seiner literarischen und künstlerischen Beiträge die Gestalt der Dame von heute zeichnet, so wird er neben dem Modell dieser Porträts auch den Herrn fesseln, der der Frau unsrer Zeit bewundernd, oft auch kritisch gegenübersteht.



„Die Geburtsstunde einer neuen Diva"
Zeichnung von Ludwig Kainer in „Velhagen & Klasings Almanach"

Das erste Wort des Buchs hat Hünefeld, der seine Eindrücke von der fliegenden Frau für den Almanach niedergeschrieben hat, kurz bevor er der weltberühmte Amerikaflieger wurde. Über „Diva werden" plaudert Fred Hildenbrandt. Karla Höcker schildert, was sie „Mit der Kammeroper auf Reisen" erlebt hat. Das Problem der „Künstlerehe" beleuchtet ein Seelenkenner wie Hermann Lint. Eine Skizze des „Schreibmaschinenfräuleins" entwirft Paul Gey. Der „Alten Dame" widmet Ilse Reicke einen warmempfundenen Essay. „Damenhandschriften" deutet Robert Saudek, und die „Ethik der Toilettenkünste" umreißt Vicki Baum. Dieser moderne Almanach schweift auch ins geschichtliche Gebiet. Ein so hervorragender Kenner wie Max von Boehn verfolgt die „Elemente der Mode" von heute in ihrer wechselvollen Wiederkehr, und Dr. Paul Weiglin stellt die „Dame von 1829" wie einen Spiegel auf, in dem sich die gegenwärtige Frau mit belustigtem Staunen erkennen und wiederfinden wird. Die auserlesenen Novellen und Dichtungen des Bandes stammen von Werner Bergengruen, Julius Havemann, Leonhard Adelt, Theophile von Bodisco, Hans Bethge, Heinrich von Schullern, Alexander v. Gleichen-Rußwurm, Lothar Schmidt. u. a. — Der illustrative Schmuck und die buchkünstlerische Ausstattung des reizenden Almanachs lagen auch in diesem Jahre wieder in einer Hand, in der Prof. Ludwig Kainers. Er ist der dazu berufene Meister gewesen. Er hat als einer der wenigen lebenden deutschen Künstler die elegante Linie, den empfindlichen Farbensinn, das heitere Temperament, kurz, den mondänen Zug, der nötig war, um dieses Buch auch äußerlich so erscheinen zu lassen, wie es seinem Inhalt nach so glücklich gelungen ist, nämlich mondän. **Dr. Karl Rollenhagen.**



Illustrierte Rundschau

Vom Flickenkasten zum Teppich — Walter Bloem von Erich Büttner — L. H. Jungnickels „Hahnenkampf" — Erneuerung des Dresdner Zwingers — Stuttgarter Ausstellung „Der Stuhl" — Neue Wintersportmode — Gibsons „Bruant" — Zu unsern Bildern

Seit den zum Glück bereits sagenhaft gewordenen Zeiten, da die sorgsame Hausfrau altbackne Freiburger Brezeln bronzierte und zu Rokokokronleuchtern zusammenklebte, sind wir mißtrauisch geworden, wenn wir hören, daß Abfälle aus der Wirtschaft zu kunstgewerblichen Zwecken benutzt werden sollen. Um so erfreuter werden unsre Damen vernehmen, daß sie den Inhalt ihres Flickenkastens nicht mehr den Motten oder dem Althändler zu überantworten brauchen. Man kann daraus farbenfrohe und sehr haltbare Gewebe in Streifenmuster herstellen. Nichts ist unverwendbar. Alle Reste, ganz gleich ob Wolle, Baumwolle, Leinen, Seide oder Kunstseide, sind zu gebrauchen, ja man braucht sogar alte Wäsche, Strumpflängen, Tuch- und Samtreste nicht zu verachten. Man sortiert nach Farben, färbt weiße Stoffe möglichst bunt ein, schneidet den Vorrat zu Bändern von ein bis drei Zentimeter Breite, je nach der Dicke des Materials, und näht diese Bänder aneinander. Es kommt darauf an, mit den Farben möglichst wirkungsvoll zu wechseln. Dann wickelt man das lange Band zu einem großen Knäuel. Ist er etwa zweieinhalb Pfund schwer, so wird daraus ein Läufer von 125 Zentimeter Länge und 80 Zentimeter Breite. Je mehr verschiedene Farben der Knäuel enthält, desto bunter wird das fertige Stück; je länger die einzelnen Farben ausfallen, desto breiter wird der einzelne Streifen. Dem Geschmack bietet sich also ein weites Feld, und wenn der



Der Teppich aus dem Flickenkasten
Gewebt in Gerhard Bönickes Kunstgewerblichen Werkstätten zu Rehbrücke bei Potsdam



Der Dichter Walter Bloem. Gemälde von Erich Büttner

Läufer fertig ist, sieht man genau, ob nur der Flickenkasten geleert ist oder ob ein feiner und lustiger Farbensinn die Arbeit geleistet hat. Man kann mit den gewebten Stoffen auch Möbel beziehen lassen. Die kräftig, volkstümlich wirkenden Muster eignen sich für Landhäuser, Dielen und dergleichen. Das Weben ist billig. Jeder Weber kann es ausführen. Wo kein Webstuhl erreichbar ist, wende man sich an den Architekten Gerhard Bönicke in Rehbrücke bei Potsdam, aus dessen kunstgewerblichen Werkstätten der nebenan abgebildete Läufer stammt. Man sieht, wie modern das Muster wirkt. Es paßt vortrefflich zu unseren modernen Wohnungen und Möbeln.



Hahnenkampf. Zeichnung von L. H. Jungnickel

Im Herbst hat Walter Bloem seinen 60. Geburtstag gefeiert. Auf unsere Anregung hat Erich Büttner ihn im Arbeitszimmer auf seiner fränkischen Burg Rieneck gemalt, mit jener Bestimmtheit und Geradheit, die eine Eigentümlichkeit Bloems und seiner mannhaften Kunst ist. Gerade zum Geburtstag Bloems sind zwei neue Bücher des Dichters erschienen, ein Rechenschaftsbericht über eine Weltreise und ein Washington-Roman, über die wir in diesen Heften an anderer Stelle etwas sagen. Sie beweisen, mit welcher Lebendigkeit dieser jugendfrische Geist neue und gewaltige Eindrücke aufnimmt und verarbeitet. Er hat den kritischen Sinn des Deutschen. Den haben viele. Aber er kämpft sich aus den Bedenklichkeiten heraus und sagt von Herzen Ja zu einer Zeit, die ihm gleich unzähligen andern seiner Generation teure Ideale zertrümmert hat und die er dennoch liebt, weil sie mit neuen Kräften und zu neuen Zielen vorwärts will. Dieser starke Glaube, diese getroste Zuversicht machen Bloem so liebenswert, sind ihm und uns die schönste Bürgschaft für sein künftiges erfolggekröntes Schaffen.

Hahnenkämpfe sind in Deutschland verboten. Sie werden es hoffentlich bleiben. Wir haben ein anderes Verhältnis zum Tier als der Romane: es ist uns nicht eine Sache, sondern es hat eine Seele. Wir brauchen den Spanier nicht zu verachten, weil er den Stierkampf liebt. Aber es wäre ein Zeichen der Verrohung, wenn wir derartige Schauspiele bei uns einführten. Man ist ein Snob, wenn man alles mitmachen will. Diese grundsätzliche Ablehnung hat mit der künstlerischen Betrachtung solcher Spiele nichts zu tun. Unendlich oft haben Deutsche die malerische Herrlichkeit einer Corrida gepriesen und gestaltet. Auch der Hahnenkampf, wie wir ihn in der farbigen Zeichnung L. H. Jungnickels sehen, hat seine Reize. Die leidenschaftlich erregten Tiere sind dem Maler wie wundervoll bewegte Ornamente erschienen, in ihrer Naturtreue und im Adel ihrer Linien an ostasiatische Kunst erinnernd.

★

Wer im letzten Jahr durch den Hof des Dresdner Zwingers ging, konnte sich in die Zeiten zurückversetzt denken, da



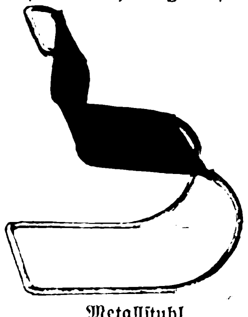
Bauarbeiten im Dresdner Zwinger. Zeichnung von Prof. Georg Erler

die Meister aus Balthasar Permosers Werkstatt beschäftigt waren, den Pöppelmannschen Bau mit ihren phantasievollen Gestalten zu bevölkern. Der Werkstoff, den die Künstler des 18. Jahrhunderts wählten, war der Elbsandstein, weich genug, um ihre malerischen Impressionen wiederzugeben, aber leider zu weich, um den Unbilden der Witterung jahrhundertelang zu trotzen. So mußte der Kunstfreund während der letzten Jahrzehnte feststellen, wie die plastische Herrlichkeit des Zwingers verwitterte, dem Verderben preisgegeben schien. Jetzt ist man mit Erneuerungsarbeiten beschäftigt, und niemand braucht darüber zu erschrecken, denn der Bildhauer Georg Wrba leitet sie. Er sorgt nicht für geistlose Kopien, sondern hat sich in jahrzehntelang vorschauender Mühe Steinmetzen herangebildet, die die Figuren materialgerecht nachzubilden imstande sind. Auch hat man zum Glück alte Plastiken entdeckt, deren der Zwinger beraubt worden war und die den wundervollen Hof nun in unberührter Schönheit schmücken werden. Das für alle Zeiten denkwürdige Getriebe der Steinmetzen hat Prof. Georg Erler in großen Zeichnungen festgehalten, von denen wir eine, die die wunderbare Zwingerkuppel im Hintergrunde zeigt, hier abbilden dürfen.


Sperrholzstuhl des Bauhauses Dessau

Zu den einfachsten Möbeln scheint der Stuhl zu gehören. Aber es ist unendlich schwierig, die in ihm gestellte kunstgewerbliche Aufgabe schön und praktisch zu lösen, und unsere Zeit ist aufs neue eifrig damit beschäftigt. Der moderne Mensch will nicht mehr auf Barockthronen, auf Empire- oder auf Biedermeierzeit Großvaterstühlen aus der sitzen. Er will auch seine Bequemlichkeit bei der Arbeit wie in der Ruhe modern, d. h. sachlich haben, und eine Fülle anregender Beispiele aus Deutschland, England, Holland, Schweden, Frankreich und Amerika zeigte die in Stuttgart veranstaltete Ausstellung „Der Stuhl". Allgemeinsten Beifall fanden Bürostühle, die in Deutschland und Amerika musterhaft verfertigt werden. Vielfältigen Widerspruch werden gerade bei unsern Lesern die Metallstühle hervorrufen, auf denen man einmal gesessen haben muß, um sie höchst bequem zu finden. Die erwünschte Lösung stellen sie freilich nicht dar. Man braucht nicht verstockt altmodisch zu sein, um sich durch sie an den Zahnarzt erinnert zu fühlen, und wenn wir auch davon abgekommen sind, unsere Wohnung aufs Auge hin einzurichten und der Klubsessel längst nicht mehr der Traum jedes jungen Ehepaares ist — dieses Spartanertum ist in vielen Fällen genau so Maske wie der „echtimitierte" Brokatsessel aus dem Dogenpalast zu Venedig.


Sessel mit Federn in Rückenlehne und Sitz. Von Wilh. Knoll, Stuttgart


Metallstuhl von Mies van der Rohe

★

Bei geschmackvollen Damen hat der Wintersport lange darunter gelitten, daß die Wintersportmode nicht anmutig genug war. Jetzt ist sie glücklich so weit, daß man auch zwischen 40 und 50 Wintersport treiben kann, ohne neben der jüngsten Jugend matronenhaft oder gar abgeschmackt zu wirken. Während die Herren in den besten Jahren gut daran tun, Pullovers von bescheidener Farbigkeit zu tragen, wird die Dame durch bunten Dreß jung, und auch die ehedem so leidenschaftlich erörterte Frage: Rock oder Hose? ist, wie uns die geschmackvolle Wiener Modekennerin C. Patek schreibt, mit feinstem Takt und in einer für jede mögliche Figur praktischen Weise gelöst.

★

Wer kennt noch Gibson? Seine Girls waren einst weltberühmt. Ihr Zeichner ist, unverdient, vergessen, und er war doch ein meisterhafter Gesellschaftsschilderer um die Jahrhundertwende, im Strich an den Schlittgen der „Fliegenden Blätter" in seinen besten Jahren erinnernd, aber ohne nachweislich durch eine andere Schule gegangen zu sein als die einer wachen Aufmerksamkeit im Bunde mit einem starken künstlerischen Temperament. Natürlich war der Amerikaner Gibson auch in Paris und hat wie jeder Maler in den Kneipen des Montmartre verkehrt. Auf unserem Blatt hat er sich selbst in so einer Wirtschaft gezeichnet; Gibson ist der elegante Herr im runden Hut ganz vorn. Und auf wen fällt sein Blick? Auf einen strubbelbärtigen Mann mit Mütze, der sich mit ein paar Dämchen bei einem Glase Bordeaux unterhält. Es ist einer der vielen Redakteure und Advokaten, die hier in vorgerückter Nachtstunde zu verkehren pflegten. Er hat einen schönen klassischen Vornamen: Aristide. Seinen Vatersnamen hat der Bohèmewitz zu Bruant (Maikäfer oder Groß-


Stuhl des Architekten Rietveld-Utrecht



Modernes Skikostüm mit buntem Pullover und Norwegerhose
Photographie K. Hoffmann, Wien

maul) entstellt. In Wirklichkeit heißt er Briand und ahnt noch nicht, daß er einmal berufen sein wird, mitzuarbeiten an der Gestaltung Europas.

★

Der russische Umsturz, der so viele begabte und wertvolle Menschen zur Auswanderung zwang, hat für die russische Kunst etwas Gutes gehabt: sie wurde europäisch. Zu den vielen russischen Malern, die sich in Paris niedergelassen haben, zählt Boris Koustodiew. Er malt den gleich ihm verbannten Chaliapine, den treuen Sohn der russischen Erde, vor dem bunten Bilde der Heimat, einem lustigen Jahrmarkt im Winter, und er gibt dem großen Sänger in Haltung und Ausdruck das, was ihm im Bunde mit seiner Stimme aller Herzen gewann: die Vornehmheit eines großen Herrn. — Hans Heiders „Stickerinnen" (zw. S. 488 u. 489) bewähren die Vielgewandtheit dieses Münchners, der sich auch auf dem Gebiet des Stillebens und des Bildnisses, vor allem aber der Landschaft Ruhm erworben hat. Er verfügt über einen feinen Farbensinn und vertritt einen eleganten Impressionismus. — Ein wuchtiger Künstler ist der aus Stucks Schule hervorgegangene Allgäuer Joseph Hengge. Auch seine Kunst ist alles andre als einseitig. Er beherrscht, wie seine Malereien in der Stadtpfarrkirche zu Pasing zeigen, auch den monumentalen Freskostil, und wer unsre „Holzer" betrachtet, wird das glauben (zw. S. 496 u. 497). Auch die Rathäuser in Passau und Reichenhall hat er mit geschichtlichen Fresken geschmückt. Er ist, 1890 geboren, als Hirtenbub und Malerlehrling aufgewachsen und nach dem Kriege auf die Münchner Akademie gekommen. Während des Krieges hat er die Notkirche der bayrischen Truppen vor Arras ausgemalt. — Auch Wilhelm Heckrott, geboren 1890 in Hannover, hat als Handwerker, als Dekorationsmaler angefangen und ist erst später auf die Kunstgewerbeschule seiner Vaterstadt gekommen. Auch er strebt nach monumentaler Wirkung, freilich in stark modernem Sinn. Sein „Fohlenstall" (zw. S. 504 u. 505) ist breitflächig, mit grellen Farben, gewollt primitiv gemalt und wird so ein eindrucksvolles Dekorationsstück. — Ferdinand Liebermanns, des Münchner Professors, „Rhythmus", eine Plastik, die ihren Namen mit Fug trägt, ist vom bayrischen Staat angekauft worden (zw. S. 512 u. 513). — Prof. Heinrich Altherrs „Schiffbrüchige" (zw. S. 520 u. 521) ist ein mächtiges Bild.



Modernes buntes Skikostüm
Photographie K. Hoffmann, Wien

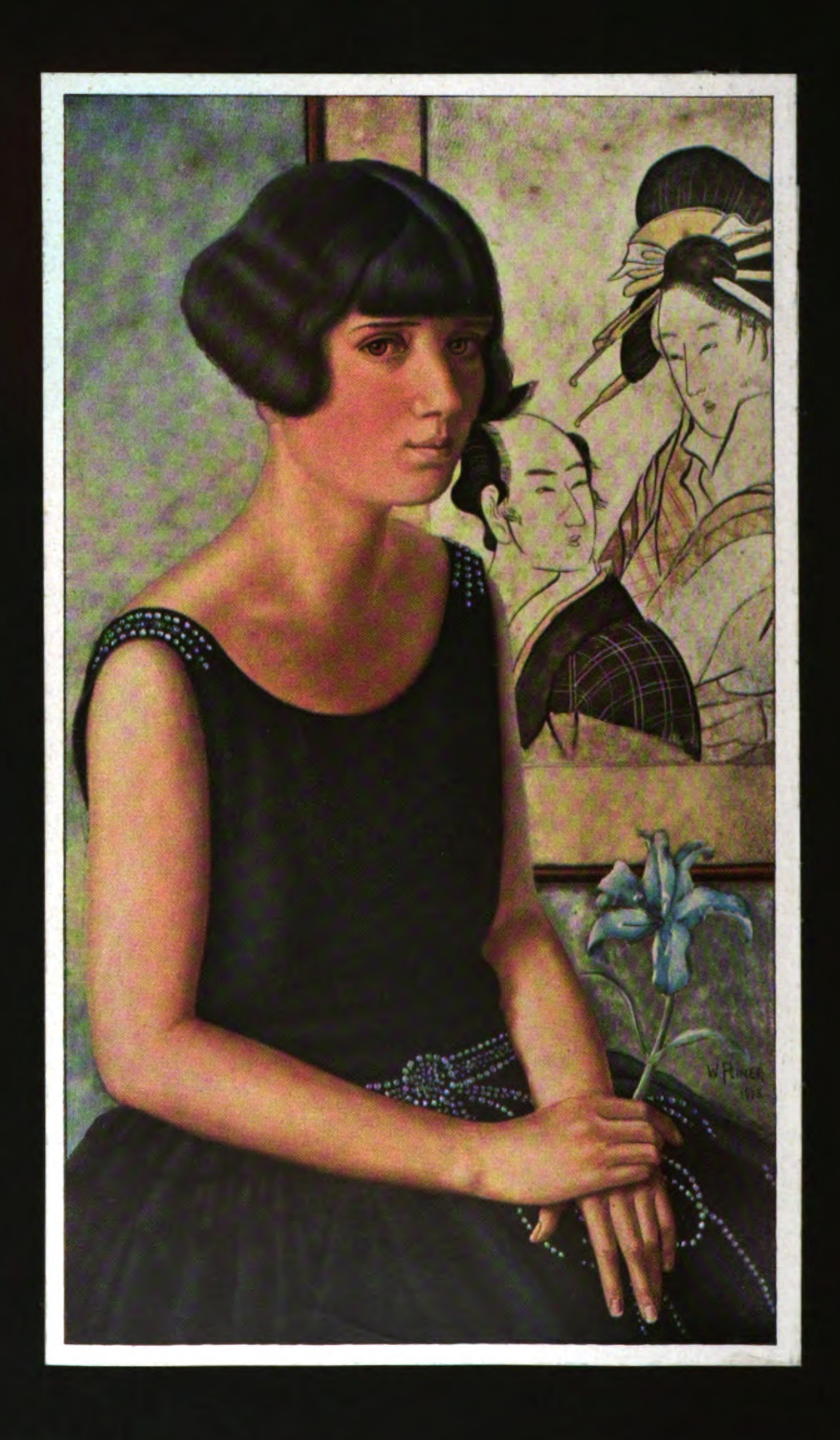


Aristide „Bruant". Ausschnitt aus einer Federzeichnung von Charles Dana Gibson
Aus: Pictures of People. 1896

Das Schiff ist, wie man gesagt hat, eigentlich ein Backtrog. Aber es trägt, worauf es dem Künstler ankam: die verzweiflungsvolle Not der vier Insassen, die durch die diesige Luft noch unterstrichen wird. Altherr ist Basler (geb. 1878) und hat in München und Rom studiert. Seine Vaterstadt hat einige seiner kraftstrotzenden Bilder angekauft. — Über Claus Bergen brauchen wir nichts zu zu sagen, nachdem wir erst im Novemberheft seine Gemälde aus dem Deutschen Museum zu München gebracht haben. Er hat die „Bremen" über dem Ozean gemalt, würdig des weltgeschichtlichen Ereignisses (zw. S. 576 u. 577). — Dietrich Ahlers-Hestermann macht mit der Magie seiner Farben und der vereinfachenden Wucht seiner Gestaltung aus der Ansicht der alten Stadt Runkel an der Lahn ein Märchen, eine Sage. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Bildnis. Gemälde von Werner Peiner, Düsseldorf

Neuerwerbung des Städtischen Obernier-Museums in Bonn

(Zum Aufsatz von Fritz Hellwag über „Frauenbildnis und Schönheitsideal")



Unser Preisausschreiben

für ein Eigenhaus der jungen Welt, der neuen Zeit

Im vorliegenden Heft beginnt die Veröffentlichung der vom Prüfungsausschuß ausgewählten 22 Arbeiten, aus denen unsere Leser im Monat Juni nach ihrem eigenen Geschmack den mit dem Zehntausendmarkpreis zu krönenden Entwurf selbst auswählen sollen. Fünftausend Mark hat außerdem der Prüfungsausschuß für die Auszeichnung künstlerisch besonders hochstehender und selbständiger Arbeiten zuzuerkennen.

Der im Septemberheft ergangene Aufruf, Entwürfe zu einem praktischen, soliden, kitschfreien, billigen, den heutigen Erfordernissen der Gesundheitspflege entsprechenden Einfamilienhaus zu schaffen, hat einen überraschend starken Widerhall gefunden: 1183 Arbeiten sind eingelaufen! Wenn hiervon auch viele bei der ersten gemeinsamen Durchsicht durch den Prüfungsausschuß ausscheiden mußten, weil sie den Bedingungen des Preisausschreibens nicht entsprachen (etwa weil der Entwurf mehrere Obergeschosse vorsah, während das Preisausschreiben nur eines verlangte), so blieben in der zweiten Wahl doch noch immer 157 Entwürfe übrig, die ein außerordentlich hohes Maß von Verständnis für neue Bauaufgaben bekunden. In die dritte Wahl gelangten hiervon 62 Entwürfe, aus denen nach sorgfältigster Prüfung aller architektonischen, ästhetischen, praktischen, konstruktivischen Einzelheiten schließlich 22 Preisbewerbungsarbeiten zur Veröffentlichung bestimmt werden konnten.

Unsere Leser sollen ihr Urteil unbeeinflußt äußern. Kein Wort der Kritik — weder Lob noch Einschränkung — darf daher von seiten des Prüfungsausschusses geäußert werden, bevor die Stimmzettel, die zusammen mit dem die Reihe der Veröffentlichung schließenden Juniheft ausgegeben werden, vollzogen zurückgelangt und gezählt und die bis dahin — Anfang Juli 1929 — verschlossen gehaltenen Kennwort-Briefumschläge geöffnet sind. Im Septemberheft 1929 wird alsdann der Name des von unsern Lesern preisgekrönten Architekten genannt werden, außerdem wird darin die Veröffentlichung der Namen der Prämienträger und der 95 in die engere und 40 in die engste Wahl gelangten Wettbewerber erfolgen.

Um auch nur den Anschein einer Beeinflussung auszuschalten, muß bis dahin jegliche weitere Auskunft — auch über die Kennworte der zur Veröffentlichung in Vorbereitung befindlichen Wettbewerbarbeiten — unterbleiben.

Einen Preis von 25 000 RM. hat die „Deutschland"-Bauspar-A.-G. für Stadt und Land (Berlin W 8, Pariser Platz 3), wie wir im Januarheft bereits ankündigen durften, einem baulustigen Bezieher unserer Monatshefte gestiftet. Im Juniheft werden unsere Leser den Stimmzettel finden. Sie füllen ihn aus und senden ihn ein, und es wird sich ergeben, daß einer der 22 veröffentlichten Entwürfe den stärksten Anklang gefunden hat. Unter den Lesern, die diesen Entwurf bezeichnet haben, entscheidet das Los: der, den es trifft, wird bald das von ihm mit ausgewählte Haus sein eigen nennen. Bis zur Höhe von 25 000 Mark wird die

„Deutschland" den preisgekrönten Entwurf auf ihre Kosten ausführen. Bauherr kann also jeder Leser werden, der sich die Mühe nimmt, die im vorliegenden sowie im März-, April-, Mai- und Juniheft zur Wiedergabe gelangenden Entwürfe aufmerksam durchzusehen und den Juniheft-Stimmzettel ausgefüllt an die Schriftleitung zu schicken.

Wie immer der Schiedsspruch unserer Leser ausfällt: das Ergebnis wird aus allen Teilen Deutschlands und deutschsprachiger fremder Gebiete ein klares Bild von den Bauwünschen der jungen Welt unserer Zeit zusammentragen, die Architekten und alle Kreise, die mit dem Bauwesen verbunden sind, werden daraus für ihren Beruf und ihre Praxis lernen, unzählige baulustige Leser der Monatshefte aber dürften reiche Anregung daraus gewinnen.

★

Bei der Veröffentlichung sämtlicher 22 Entwürfe (die Reihenfolge ist durchs Los entschieden und bedeutet keinerlei Werteinschätzung) soll daran festgehalten werden: jeder einzelnen Arbeit wird derselbe Abdrucksraum gewährt, um weder Bevorzugung noch Benachteiligung eintreten zu lassen. Grundsätzlich gezeigt werden die Erdgeschosse und die Obergeschosse (letztere über dem Erdgeschoß, um dem Laienauge die Orientierung über die Lage, die Führung der Treppe usw. zu erleichtern); auf die Vorführung von Keller- und Dachgeschoß-Plänen muß verzichtet werden; sofern ein Schaubild oder eine perspektivische Zeichnung, die Hauptfront darstellend, vorhanden ist, werden diese wiedergegeben, bei deren Fehlen werden Aufrisse von Vorderfront und einer Seite veröffentlicht.

Besonders große Formate der Wettbewerbarbeiten setzen bei der hier selbstverständlich notwendigen Verkleinerung ein besonders liebevolles Eingehen auf die Pläne durch den prüfenden Leser voraus. Zahlen, die möglichst immer wiederkehren (1 = Schlaf- und Wohnzimmer des Herrn, 2 = Schlaf- und Wohnzimmer der Dame, 15 = der große Erdgeschoß-Wohnraum usw.), sollen auch dem im Plänelesen noch unbewanderten Leser ein rasches Sich-Einarbeiten ermöglichen.

Viele schöne Gedanken, die den Anschluß an den dazugehörigen Garten betreffen, sowie die Anlage der Kellerräume, auch des da und dort vorgesehenen Bodenraums, viele Einzelheiten in der Ausgestaltung von Einbaumöbeln in der Küche, dem großen Wohnraum, den Schlafzimmern, in der Ausnutzung kleiner Sonderräume als Kofferkammer, mottensicheres Gelaß usw. sind von den Bewerbern in oft sehr wertvollen Einzelblättern zur Darstellung gelangt. Im Interesse peinlich gerechter Platzverteilung muß auf diese Zeichnungen verzichtet werden. Auch aus den sehr umfangreichen Erläuterungen, die oft äußerst verständnisvoll auf die Wohnbedürfnisse kultivierter Menschen von geläutertem Geschmack eingehen, lassen sich auf dem von den Zeichnungen freibleibenden Raum nur eben die tatsächlichen Unterlagen für das Verständnis der Pläne herausholen. Das gesamte Material wird bis Anfang Juli sorgfältig aufbewahrt und den Einsendern, nach Öffnung der Kennwort-Umschläge, zugestellt werden.

Die Mehrzahl der Architekten hat den Preis für das schlüsselfertige Haus, der sich zwischen 25 000 und 40 000 RM. halten sollte, auf Grund von Einzelberechnungen genauer angegeben; manche haben sich damit begnügt, für den umbauten Raum eine ortsübliche Summe einzusetzen. Diese wird natürlich schwanken — je nach den Transportwegen der Baustoffe oder nach deren lokalen Sätzen, nach den augenblicklichen Arbeitslöhnen und besonders nach der Güte des für die Einbauten zu verwendenden Materials. In den deutschen Großstädten werden etwa 40 RM. für den Kubikmeter umbauten Raumes zu rechnen sein. Der Grundstückpreis und die Gartenanlage sind durchwegs unberücksichtigt geblieben.

★

In weitesten Kreisen hat unser Preisausschreiben Aufmerksamkeit erregt. Der Wunsch, sich ein eigenes Haus auf eigener Scholle zu schaffen, ist besonders stark gerade in der heutigen Jugend entwickelt, die unter der entsetzlichen Wohnungsnot mehr gelitten hat als jede frühere Generation. Unzählige junge deutsche Ehepaare sehnen sich danach, die engen Massenquartiere mit ihrer kasernenmäßigen Eingliederung zu verlassen und ein, wenn auch bescheidenes Heim inmitten eines Gärtchens zu finden, das auch den Kindern Sonne und Freiheit und Freude an der Natur gewährt.

Nicht alle besitzen die Mittel, schon heute ihr Eigenhaus zu errichten. Aber die in diesem Frühling hier vorzuführenden Pläne werden vielen Wünschen ein bestimmtes Ziel geben — und es wird bei zahlreichen deutschen Ehepaaren der Spartrieb einsetzen, um der Erfüllung dieses Herzenswunsches näherzurücken. Die Sehnsucht aber wird den Fleiß segnen.

In diesem Sinne beginnen wir heute mit der Veröffentlichung der ersten Entwürfe.

Kennwort: Am Südhang

Das perspektivische Schaubild zeigt die Nordseite, auf der sich der Hauseingang mit Pergola und vierstufiger Treppe befindet. Rechts neben der Haustür, in der Nordwestecke des Gebäudes, liegt die Garage.

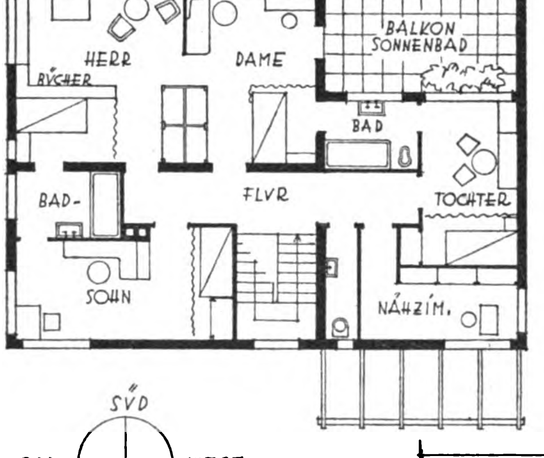
Über der Veranda liegt ein Balkon, der als Sonnenbad benutzt werden kann. Von allen vier Schlafzimmern, auch von der Nähstube und dem Abort, führen Türen auf den oberen Flur. — Im Erdgeschoß gelangt der ins Haus Eintretende durch den Windfang in die Kleiderablage mit Abort. Von hier führt linker Hand die Treppe ins Obergeschoß, geradezu befindet sich die Tür zum Wirtschaftsraum, der mit der Küche verbunden ist und einen unmittelbaren Austritt zum Hof und zum Keller mit Heizraum, Waschküche usw. hat. An den Wirtschaftsraum grenzt das Mädchenzimmer. Eine Durchreiche gibt vom Wirtschaftsraum die nächste Verbindung zum Wohnraum, der ein Fenster nach Osten, ein besonders breites nach Süden und den Austritt zur Veranda gen Westen hat.

Das Haus ist unterkellert.

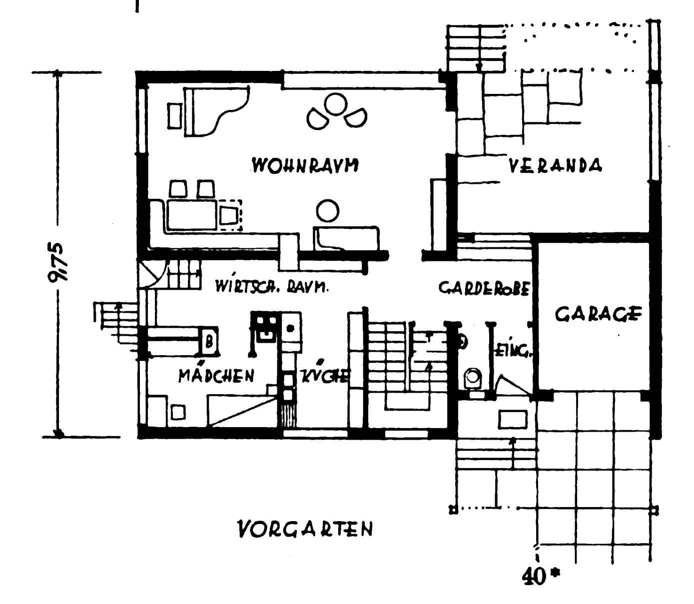
Wandschränke und sonstige Einbaumöbel sind aus der Zeichnung ersichtlich.

Der Große Wohnraum im Erdgeschoß umfaßt etwa 44 Geviertmeter.

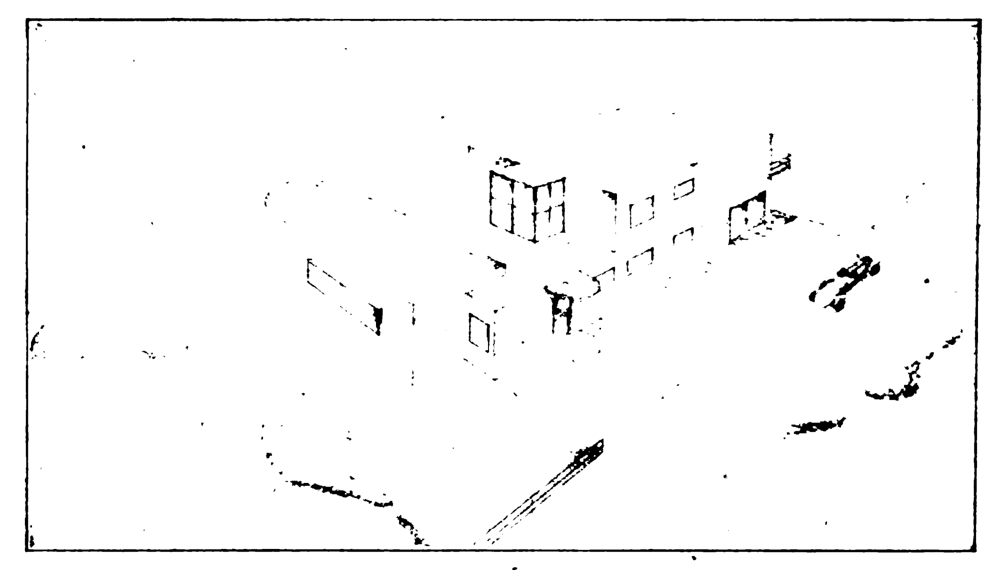
Obergeschoß

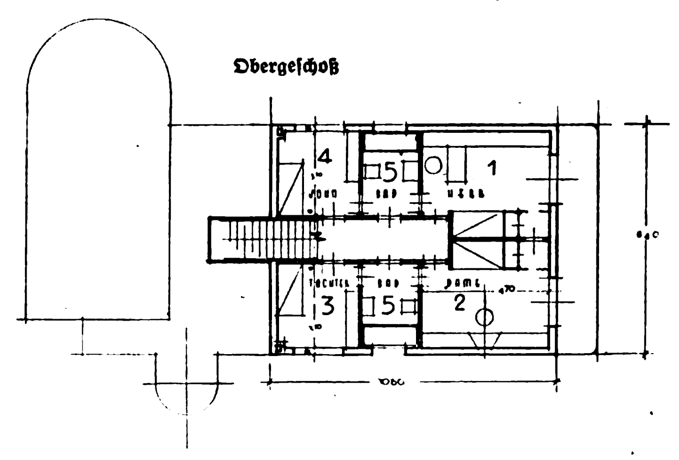


Erdgeschoß



Kennwort: Oceana

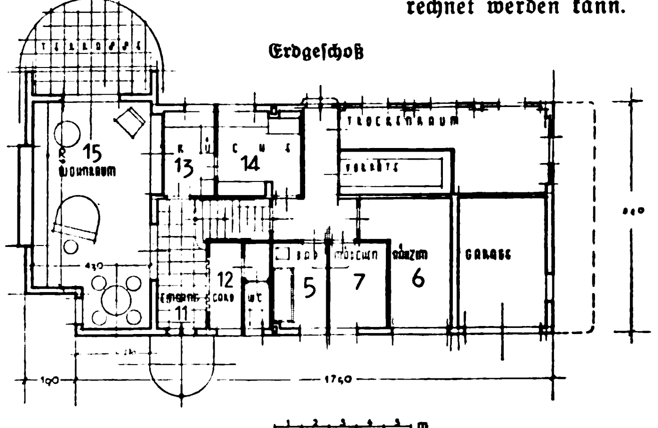




1. Schlafzimmer des Herrn
2. " der Dame
3. " der Tochter
4. " des Sohnes
5. Bad

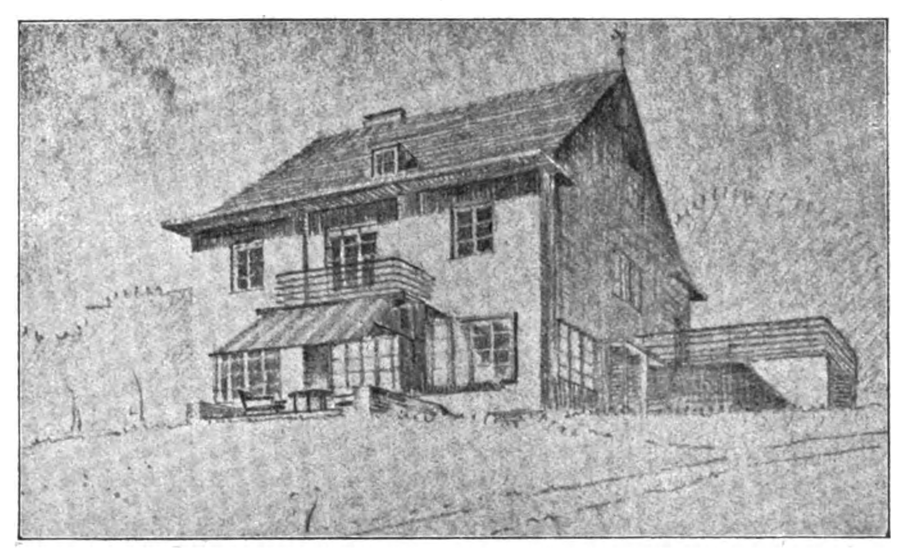
mithin Endsumme 34 000 Reichsmark. Bemerkung des Verfassers: Wären alle Räume gleichwertig gut ausgestattet, so müßte ein Raummeterpreis von mindestens 38 RM. eingesetzt werden; Keller, Vorratsraum und Garage sind nur sauber gefugt und geweißt anzunehmen, so daß mit 36 RM. als Mittel gerechnet werden kann.

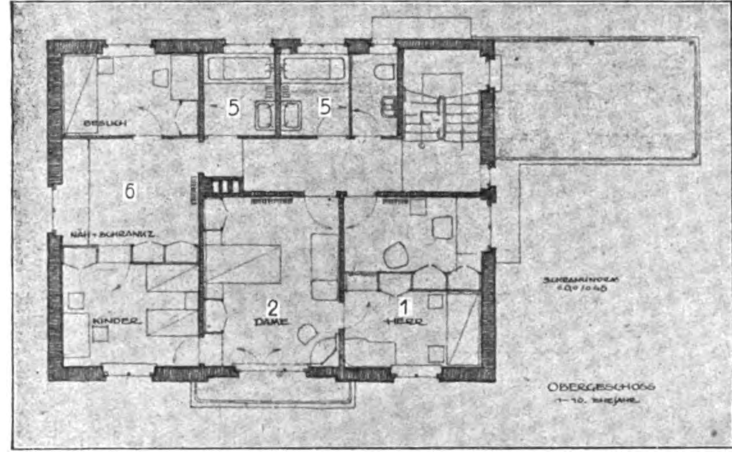
5. Bad für Angestellte
6. Nähzimmer
7. Mädchenzimmer
11. Eingang
12. Kleiderablage
13. Wirtschaftsraum
14. Küche
15. Großer Wohnraum



Geschoßhöhen: Erdgeschoß 3,00 m, Wohnraum 3,40 m, Obergeschoß 3,00 m. Kostenüberschlag: Umbauter Raum rund 885 00 Raummeter zu je 36 RM., also 31 860 RM.; Zuschlag für Terrasse, Balkon und Treppenhausfenster 2140 RM.;

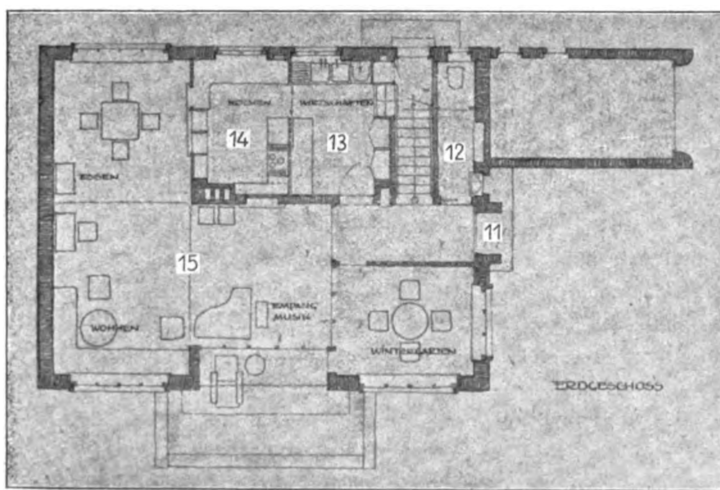
Kennzeichen: 1 = ∞





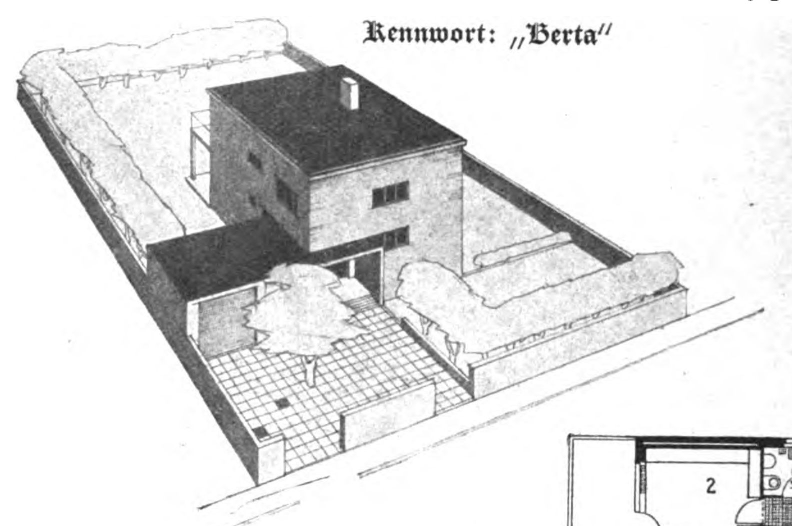
Obergeschoß
1. Schlafz. des Herrn
2. „ der Dame
5. Bad
6. Nähzimmer

Ein geschlossener Baukörper. — Trennung der Wohn- und Wirtschaftsräume. Zusammenlegung aller Kalt- und Warmwasser-Bedarfsstellen. Einbauschränke und Einbaumöbel auswechselbar. Steiles Dach, um — bei Vergrößerung des Haushalts — Vermehrung des Wohnraumes durch Einbauten vornehmen zu können. Kosten: Bei rund 800 Raummeter ist je nach Ausstattung der Gesamtpreis 26 000 bis 40 000 Reichsmark.



Erdgeschoß
11. Eingang
12. Kleiderablage
13. Wirtschaftsraum
14. Küche
15. Großer Wohnraum

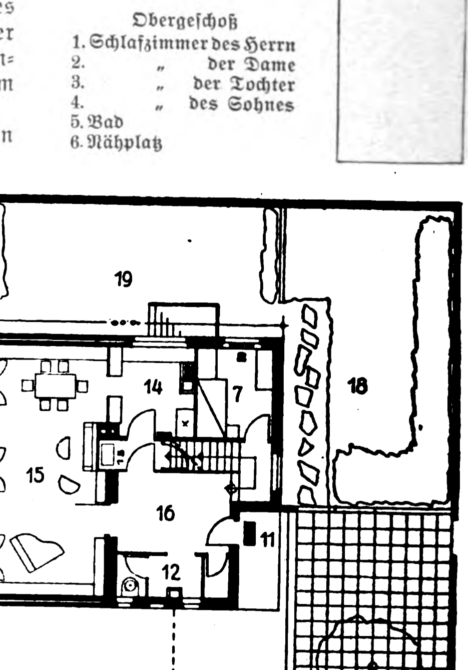
Kennwort: „Berta“



Das Obergeschoß enthält Zimmer des Herrn mit eingebautem Bücherschrank und feststehendem Schreibtisch, eingebautem Bett, Umkleideplatz und Ausgang zur Terrasse. Ferner: Zimmer der Dame mit eingebautem Bett, Umkleideplatz, längs der Westwand gepolstertes Lager. In den Kinderzimmern Möglichkeit der Aufstellung von je einem zweiten Bett. Eingebaute Schränke am Nähplatz und auf dem Flur. Terrasse über der Veranda.

Das Erdgeschoß enthält außer dem Großen Wohnraum: Küche **(elektrisch und Gasherd), Mädchenkammer, Garderobe mit Waschbecken, Klosett, Kammer für Staubsauger, Besen usw., Garage, Heizung und Warmwasserbereitung. Gedeckte Veranda, gedeckter Vorplatz, Hof, Zier-, Küchengarten, Wäschehängeplatz und Garten.**

Im Keller Vorratsraum, Kellerraum und Waschküche mit dem elektrisch betriebenen Waschapparat, Einweichbottichen, Waschkessel, Badewanne für das Mädchen. Direkter Ausgang von der Waschküche auf den Wäschetrockenplatz.

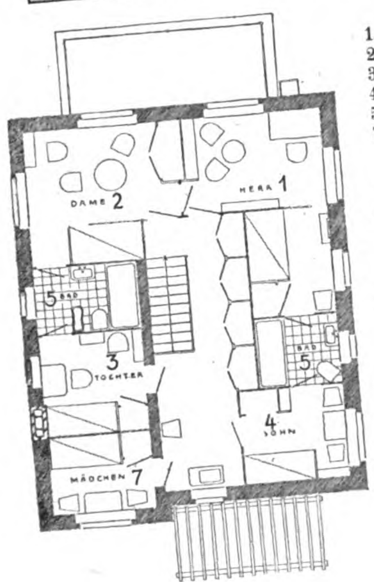


Obergeschoß
1. Schlafzimmer des Herrn
2. „ der Dame
3. „ der Tochter
4. „ des Sohnes
5. Bad
6. Nähplatz

Erdgeschoß
7. Hausangestellte
11. Eingang
12. Kleiderablage
14. Küche
15. Großer Wohnraum
16. Flur
17. Gedeckte Veranda
18. Ziergarten
19. Küchengarten

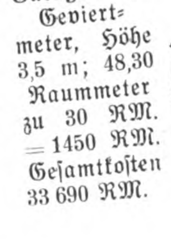
Kennwort: Norm

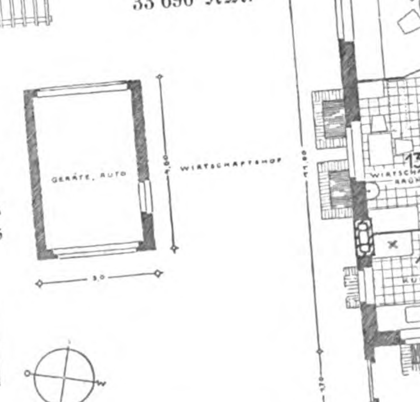




Obergeschoß

1. Schlafzimmer des Herrn
2. " der Dame
3. " der Tochter
4. " des Sohnes
5. Bad
7. Hausangestellte





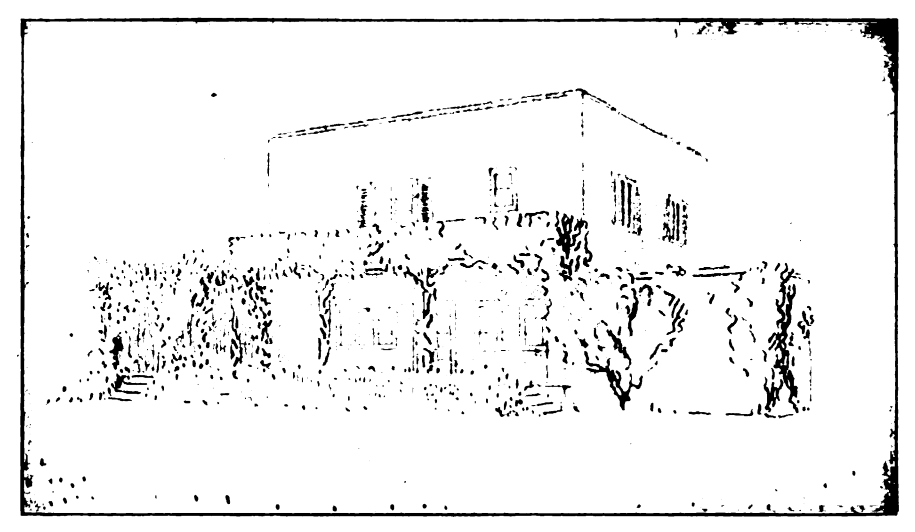
Erdgeschoß

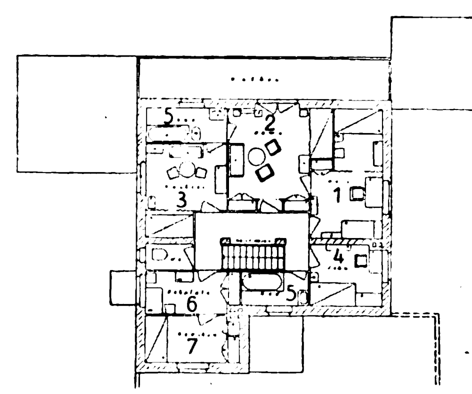
11. Eingang
12. Kleiderablage
13. Wirtschaftsraum
14. Küche
15. Großer Wohnraum

Das Haus ist ein Putzbau, das Material Mauerwerk. Der Haupteingang führt durch die Pergola in den Windfang und die Garderobe; von da in den Großen Wohnraum, die Küche und zur Treppe. Nebeneingang durch eine Pforte in den Wirtschaftsraum.

Der Flur im Obergeschoß ist gleichzeitig Schrankraum und Nähplatz. — Neben der Waschküche (mit Mädchenbad) im Keller liegt der große Vorratsraum, der als Trockenraum benutzt werden kann. Außerdem sind hier Kohlen-, Heizraum und Klosett vorgesehen. — Bebaute Grundfläche des Hauses 89 Geviertmeter, Höhe 9 m; 806,4 Raummeter zu 40 RM. = 32 240 RM. — Bebaute Grundfläche der Garage 13,8 Geviertmeter, Höhe 3,5 m; 48,30 Raummeter zu 30 RM. = 1450 RM. Gesamtkosten 33 690 RM.

Kennwort: Wohnung





Obergeschoß
1. Schlafzimmer des Herrn
2. „ der Dame
3. „ der Tochter
4. „ des Sohnes
5. Bad
6. Nähplatz
7. Mädchenzimmer

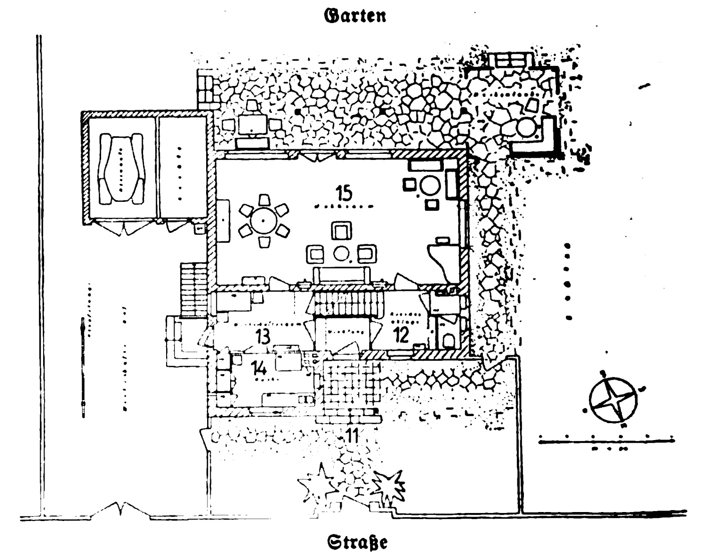
Würfelbau mit flachem Dach.

Im Obergeschoß führt ein Balkon an der ganzen Südseite des Hauses entlang und überdacht eine dem Großen Wohnraum im Erdgeschoß vorgelagerte Veranda.

Die Treppe zum Obergeschoß führt vom Wirtschaftsraum empor. Von der Kleiderablage rechts sowie vom Wirtschaftsraum führen Türen in den Großen Wohnraum, der nach Westen ein Fenster und nach Süden Tür und Fenster zur Veranda aufweist. Vom Wirtschaftsraum Treppe zum Kellergeschoß. Die Garage befindet sich nicht innerhalb des Würfelbaues, sondern ist der Südostecke angegliedert, etwas nach Süden vorspringend, so daß die Veranda eine geschützte Sitzecke erhält.

Alles übrige aus der Zeichnung ersichtlich.

Garten



Straße

Erdgeschoß
11. Eingang
12. Kleiderablage
13. Wirtschaftsraum
14. Küche
15. Großer Wohnraum

Frauenbildnis und Schönheitsideal

Von Fritz Hellwag

Zu allen Zeiten sind gelegentlich hervorragende Frauenbildnisse gemalt worden von Künstlern, die eigentlich keine Porträtmaler waren. Solche am Wege gereiften Früchte — meist waren es Porträts von Frauen, die den Schöpfern persönlich nahestanden und ihr Innenleben ihnen erschlossen haben — blieben weiten Kreisen unbekannt und konnten niemals eine Popularität des besonderen Kunstzweiges hervorrufen.

Ebensowenig, wie von Einzelleistungen, ist diese Popularität von äußerlichen Fortschritten der Kunst, etwa von einer bedeutsamen technischen Entwicklung hervorgerufen worden. „Der Maler hat denselben Stift, der Bildhauer denselben Meißel seit Jahrhunderten. Es gibt nicht mehr Farben, seit die schweren Vorhänge der Nacht zuerst beiseite gezogen und die Herrlichkeiten des Lichts enthüllt wurden.“ (Whistler.)

Nur wenn ein neues Schönheitsideal, oder besser: ein Frauenideal, aus den tiefsten Wurzeln des Volksempfindens emporblühte, wurde auch das Bildnis der Frau populär. Dann erlebte die Frau selbst ihre hohe Zeit. Sie wurde in einen lichten Kreis gebannt, aus dem sie nur zu ihrem eigenen Schaden heraustreten konnte; sie war genötigt, sich dieser Verherrlichung — das Wort sagt, daß die Vorstellung, die man sich von der idealen Frau machte, von der Männerwelt ausging — anzupassen. Wieweit sie diese Vorstellung in deren Entstehen zu beeinflussen vermochte und vermag, ist eine Frage, deren Beantwortung wir versuchen wollen. Veranlaßt wird unsere Fragestellung durch das Ergebnis eines eigentümlichen künstlerischen Wettbewerbes, dem die hier beigefügten Abbildungen entnommen sind. Ein Kunstfreund, Herr Georg Schicht, hatte einen Preis von 10 000 Mark ausgesetzt für das schönste Frauenbildnis des Jahres 1928, um den fast vierhundert deutsche Künstler sich beworben haben. Diese große Beteiligung ist nicht nur auf die Höhe des Preises zurückzuführen, sondern läßt ein Bedürfnis, zu dem angeschlagenen Thema sich zu äußern, deutlich erkennen. Nicht daß der Stifter, oder der Reichsverband bildender Künstler, der den Wettbewerb durchgeführt hat, geglaubt hätten, eine größere Zahl noch unbekannter Meisterwerke ans Licht ziehen zu müssen; mit diesem Querschnitt durch ein einziges Jahr sollte zweierlei festgestellt werden: ist ein neues Frauenideal im Entstehen (und daß es so ist, dessen sind wir uns wohl alle bewußt) — ferner: ist es bereits in solchem Zustand der Reife, daß es vom Künstlerauge typisch gesehen und dargestellt werden kann?

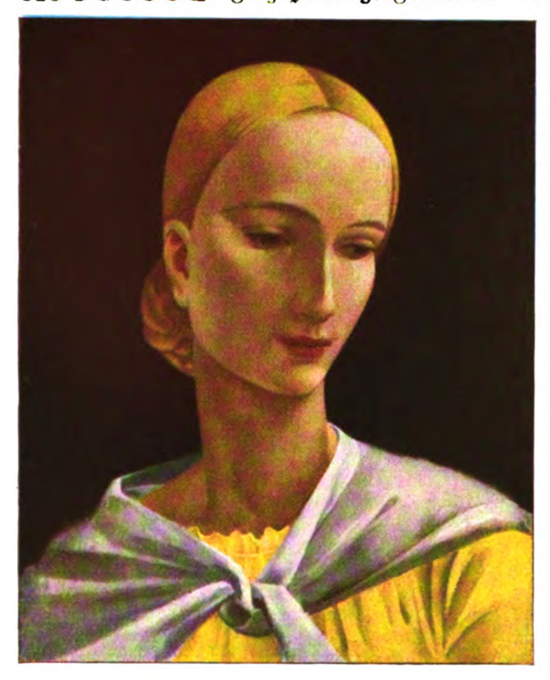
Die Antwort muß sehr vorsichtig und verantwortungsvoll gegeben werden, und deshalb ist ein Rückblick auf das Entstehen und Vergehen früherer Frauen- und Schönheitsideale notwendig und auch kulturgeschichtlich vielleicht interessant.



Bildnis. Gemälde von Bernhard Müller-Dresden

★

Im 15. Jahrhundert, also in der Reifezeit der Renaissance, die auch der Frauenwelt eine Befreiung aus den Fesseln mittelalterlicher Beurteilung brachte, war die Porträtkunst als Ähnlichkeitsdarstellung eines lebenden Wesens zum Selbstzweck noch fast unbekannt. Die jungen Maler, die sich des neuen Wesens ihrer auflebenden Geliebten erfreuten, wünschten aber nichts, als sie auch künstlerisch zu verewigen. — So



Bildnis. Gemälde von Rudolf Hengstenberg-Potsdam

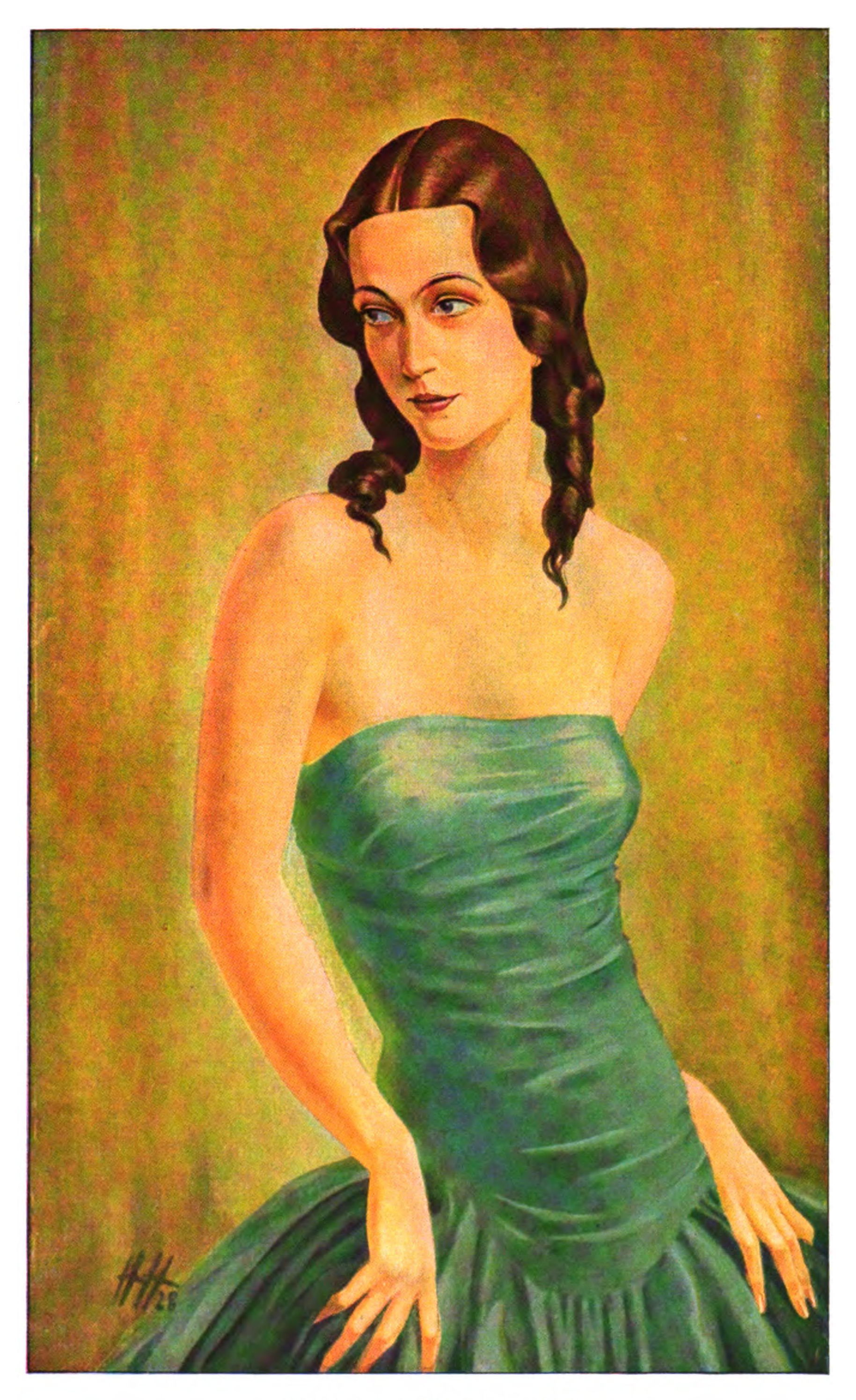
Künstler, wie Ghirlandajo, del Sarto, Filippo Lippo und dessen Sohn. Ein fünfter, Lorenzo di Credi, warf, als am Faschingsdienstag des Jahres 1497 in Florenz jenes berühmte „Autodafé der Eitelkeiten" veranstaltet wurde, reumütig alle seine weltlichen Porträtstudien auf den Scheiterhaufen. Der unpersönliche, schematische Madonnentyp war in seine Rechte wieder eingesetzt . . .

„Man malt mit dem Hirn und nicht mit den Händen, und wer das Hirn nicht zu Gebote haben kann, tut sich Schimpf an," hatte Michelangelo verkündet. Er, der ganz aus seinen großen Gedanken schaffen wollte und niemals ein Porträt gemalt hat, spottete über die Porträtmaler: „Wenn sie die Natur nicht für jeden Strich vor sich haben, können sie kein Porträt malen, und wenn sie die Natur wirklich vor sich haben, so können sie keine Geschichte malen." Überhaupt war die Abhängigkeit vom Modell unter den Künstlern jener Zeit verpönt. Leonardo da Vinci hat, als er die „Mona Lisa" malte, vier Jahre lang mit diesem Modell innerlich gekämpft, um nicht

kamen sie auf den, zu jener Zeit immerhin noch fast gotteslästerlichen Gedanken, auf den großen kirchlichen Wandgemälden unter die Zuschauer der jeweiligen Geschehnisse ihre hübschen Freundinnen einzuschmuggeln, die jedermann kannte, und die man sich im Gebet gern aus der Nähe betrachtete. Da erhob sich in Florenz der gewaltige Bußprediger Savonarola gegen solchen Unfug. „Ihr lasset die Gestalten in der Kirche bald der einen, bald der anderen ähnlich sein. Die jungen Leute sagen dann: diese da ist Magdalena, und jener der heilige Johannes. Das ist übel getan und zeugt von großer Verachtung göttlicher Dinge!" Er erreichte tatsächlich ein strenges Verbot der Kirche, auf Wand- und Andachtsbildern irgendeine andere Person, als den Kaiser und den Papst porträtähnlich zu verewigen. Zu den Sündern gehörten bedeutende



Bildnis. Gemälde von Christian Schad-Berlin



Bildnis „Kike Th.-D.“
Gemälde von Hanns Haas-Berlin

„ihre und die eigenen Empfindungen zu verwechseln“ (Walter Heymann), denn er wollte nicht ihr Porträt und ihre Seele, sondern d i e Seele malen. Den Reflex dieser Seele an der Oberfläche der Gestalt hat er mit Hilfe seiner berühmten, umfangreichen Physiognomiestudien zustande gebracht. Da er ein großes Meisterwerk schuf und zudem lehrte, man solle beim Porträtmalen die guten Partien aus verschiedenen Gesichtern von anerkannten Schönheiten wählen, so hat er mit diesem Verfahren Schule gemacht und die Porträtmalerei auf lange Zeit, ja auf Jahrhunderte, in ganz unpersönlichem Sinne beeinflußt. Tausende



Bildnis meiner Frau
Gemälde von Prof. Harold Bengen-Berlin



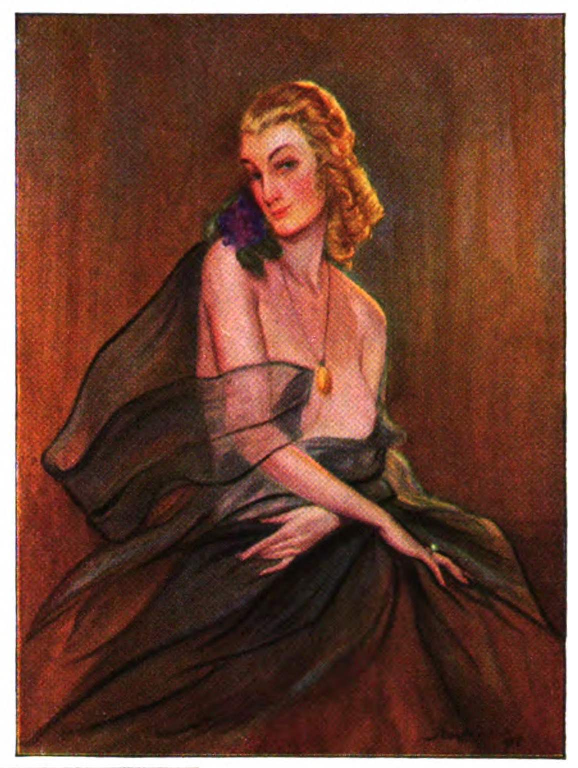
Mädchenbildnis
Gemälde von Prof. Willy Jaeckel-Berlin

nach ihm erhoben die von ihm gemalte „Idealschönheit“ zum Schönheitsideal. Das entsprach ganz dem Wunsch der das Volksempfinden beherrschenden Kirche, die das Frauenideal der Madonna aufrechterhalten wollte. Es änderte nicht viel, daß spätere Künstler die Frau zwar nicht mehr als Madonna, aber immer noch im Stil der „Angebeteten“ gemalt haben.

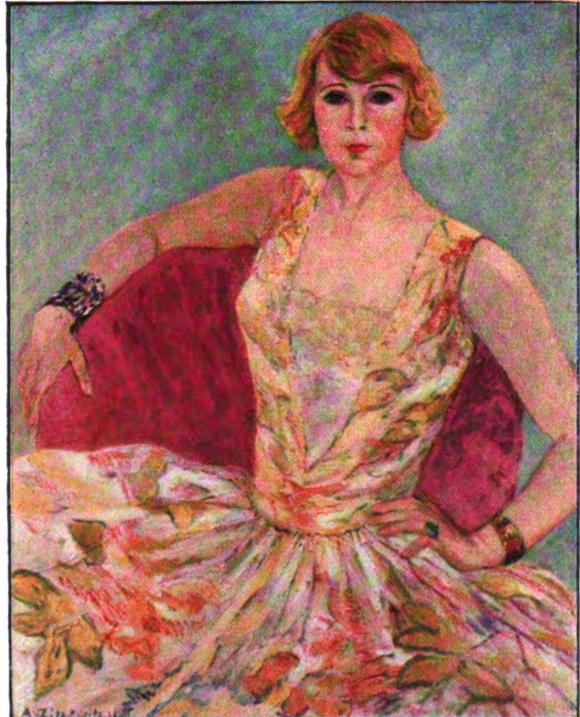
Dieses Übertragen „wissenschaftlicher“ physiognomischer Studien auf Einzelporträts — (daß Böcklin, da er für seine Pietà kein geeignetes Modell finden konnte, an sich selbst vor dem Spiegel den Ausdruck des Schluchzens studierte, ist etwas ganz anderes) — hat viel Unheil angerichtet. Kein Geringerer als Albrecht Dürer hat die Infektion mit dieser Methode aus Italien heimgebracht; er malte sich selbst, das Bild hängt in der Münchner Pinakothek, nach errechneten Messungen als Idealporträt; wie Wölfflin nachweist, unähnlich und sogar anatomisch falsch. Er hat dann seine Versuche später resigniert mit den Worten aufgegeben: „Was aber die Schönheit sei, weiß ich nit.“ Noch viel später machte Lavater die Köpfe mit physiognomischen Studien wirre; sogar Goethe unterlag ihm zuerst, bis er sich im Jahre 1780 freimachte: „Seitdem ich keine physiognomische Prätension mehr mache, wird mein Sinn sehr scharf und lieblich.“ Um der schädigenden Wirkung Lavaters auf die Porträtmalerei der Zeit entgegenzuwirken, rief der satirische Philosoph Lichtenberg den berühmten Daniel Chodowiecki zur Hilfe und gab ihm die Aufgabe, „dasselbe Mädchen auf zwei verschiedenen Pfaden des Lebens vorzu-

stellen", um die Veränderlichkeit der Physiognomie zu beweisen. Fast übertriebene Huldiger der Physiognomie waren später noch Stauffer-Bern und Lenbach. In Deutschland plätscherte die „Idealschönheit" noch einige Zeit durch das Genrebild, um dann im süßen Porträtkitsch und in der Photographie, hoffentlich endgültig, zu stranden. In Frankreich war die Porträtkunst des Rokoko von ihr erfüllt; in England feierte sie unter dem Pinsel großer Könner, wie Gainsborough und Lawrence, noch eine glänzende Auferstehung, indem man sie, wie Reynolds wollte, „durch große Ideen veredelte"; aber auch dort hat die „Idealschönheit" im Frauenporträt ihr Ende gefunden, als Rossetti „zitternde Erotik mit Seelenadel verschmelzen" wollte.

Neben der Richtung des „unpersönlichen" Porträts, wie sie, wie wir gesehen haben, von Leonardo gewiesen wurde, betätigte sich gleichzeitig eine mächtige und viel lebensvollere unter der Führung Tizians, obwohl auch sie nicht ganz die gerade Linie hielt. Dem Extrem, der zeitlichen und



Dame mit Schal
Gemälde von Mary Achenbach-Kassel



Bildnis der Sängerin Billie Björn
Gemälde von Augusta von Zitzewitz-Berlin

steckbrieflichen Ähnlichkeit, ordnete sich selbstverständlich ein souveräner Künstler, wie Tizian, und nach ihm Rubens, nicht unter; ihm kam es auf den plastisch-lebendigen Eindruck an, weniger auf die getreue Ähnlichkeit, und seine Porträts „stehen an der Grenzlinie historischer Wirklichkeit und überzeitlicher Wahrheit" (Eduard von Mayer). Daneben fällt es nicht ins Gewicht, daß man ihm bei Wiederholungen derselben Modelle, zum Beispiel der Bella oder Lavinia, Verschiedenheit anatomischer Art in Gesichtsbau, Augenbrauen usw. nachweisen kann. „Etwas vom Ewigkeitsrealismus der Mythen pulst in seinen Bildern." Seine Psychologie, unter der die errechnete Physiognomie dahinschmilzt, ist groß und allgemein menschlich; sie vererbte sich auf Rubens und Velazquez, um bei van Dyck in dekorative Repräsentationen abzugleiten. Jedenfalls hat die malerische Auffassung nach der Art Tizians keinem Künstler die Möglichkeit



Bildnis. Gemälde von Gert Wollheim-Berlin

verwehrt, nach dem Grade seiner Befähigung Psychologisches aus dem weiblichen Modell herauszuholen. Freilich kommt es doch sehr darauf an, zu jedem Modell die ihm angemessene innere Distanz zu nehmen; wenn Leibl nicht eine so überragende malerische Kraft gewesen wäre, man könnte ihm das Wort: „Wenn ich einen Menschen male, wie er ist, so ist ohnedies die Seele dabei," nicht leicht verzeihen.

Im Deutschland des vorigen Jahrhunderts bemühte man sich schlecht und recht, auch diesem zweiten, dem psychologischen Schönheitsideal zu seinem Recht zu verhelfen. Anton Graff, der Deutschschweizer, und Franz Krüger, vor allen Runge, Oldach, Rayski und Waldmüller wären hier zu nennen. Und der alte Gottfried Schadow, der von der „schwersten Aufgabe in der Kunst", dem Frauenporträt, schrieb: „Diese zu lösen, habe ich mir immer unglaubliche Mühe gegeben. Ähnlichkeit mit Anmut zu vereinigen, in einem Moment den Reiz zusammenzufassen, der im Leben durch das beseelt Bewegte, Mannigfaltige unendlich vieler Momente liegt, erfordert ein zartes Kunstgefühl und einen, ich möchte fast sagen, an List grenzenden Beobachtungsgeist." An diesem „Beobachtungsgeist" hat in und durch

Menzel damals das Frauenporträt sein Ende gefunden, weil er in diesem Künstler übermächtig und „Anmut und zartes Kunstgefühl“ nicht dessen Sache war.

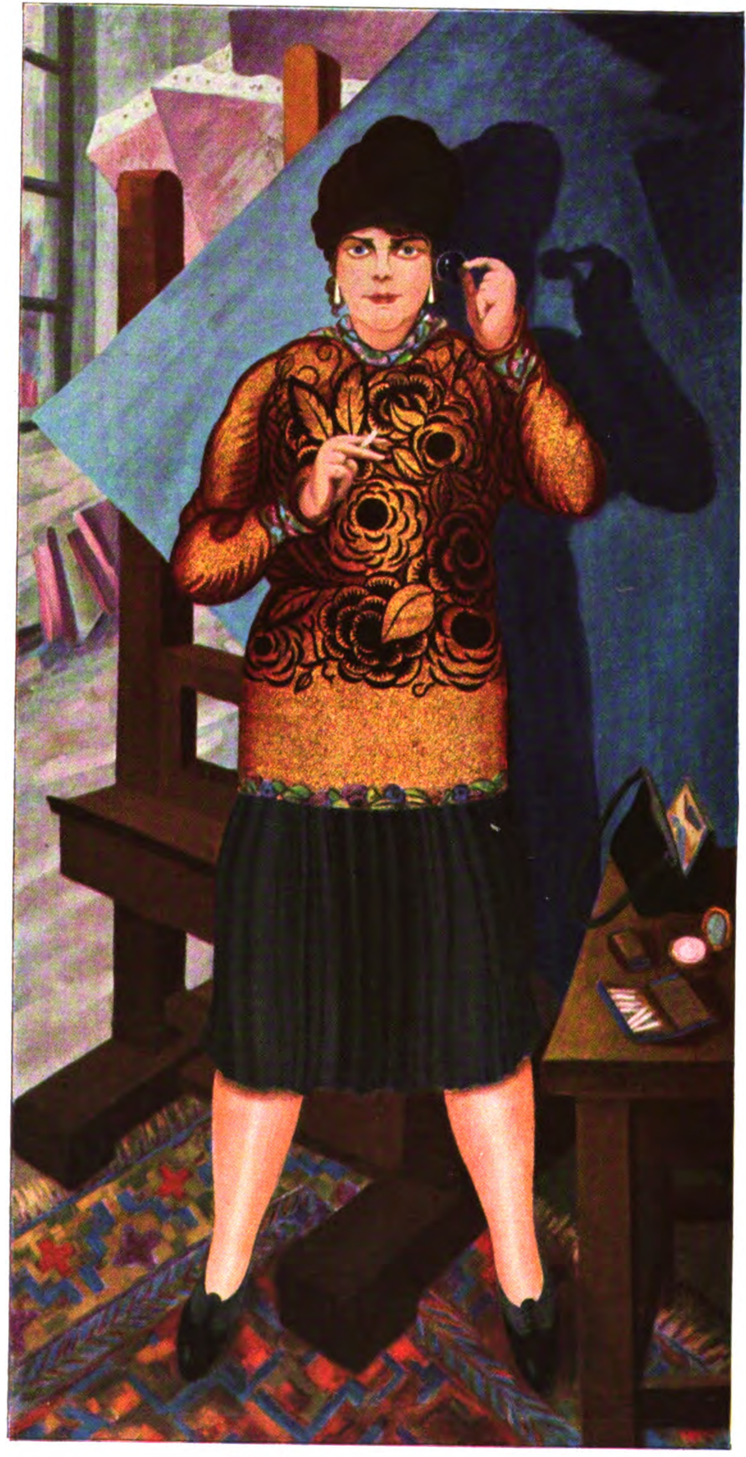
Menzel war mehr Zeichner als malerischer Psychologe, und „Idealschönheit“ lag ihm auch nicht; so hat er denn eines Tages einer süßen Soubrette die Tür gewiesen mit den Worten: „Male keine Reklamebilder.“ Nach ihm flakkerte die rein malerische Auffassung des Frauenbildnisses in Makart noch einmal ziemlich geräuschvoll und pathetisch, aber um so schwächlicher auf.

★

Das Schönheitsideal der Zukunft wird so sein, wie die Frau der Gegenwart sich selbst jetzt formt. Es scheint fast, als ob diesmal die Frau selbst sich den Kreis schafft, innerhalb dessen sie sich darzustellen wünscht, und selbst die Distanz bestimmen wird, in der sie mit dem Manne geistige Beziehungen unterhalten und derart vom Künstler gesehen werden will. Diese „neue Sachlichkeit“ wird auf das Frauenbildnis großen Einfluß haben und von einem nicht gleich eingestellten Künstler schwer zu fassen sein. Das Schönheitsideal wird sich zunächst im



Bildnis einer Sportlerin. Gemälde von Nikolaus Sagrekow-Berlin



Bildnis einer Dame mit Monokel
Gemälde von Heinrich Ehmsen-München

gesunden, trainierten Körper, in schön gewachsener Bewegungsfreiheit typisieren; durch diesen Typus wird dann eine seelische Kameradschaftlichkeit hindurchleuchten, die wir als selbstsichere Weiblichkeit schon jetzt schätzen lernen. — Die „Dame" wird bleiben, wird aber der abweisenden Betonung, da das Leben ihr ohnedies mehr Rechte als bisher sichern muß, nicht mehr generell sich bedienen. Sie wird dabei nichts verlieren, sie wird aber sympathischer sich geben können.

In dem preisgekrönten Bild Willy Jaeckels, das erst einen Typ, nämlich den des körperlichen Trainings, aber noch kein Ideal darstellt, ist sie, das wird auch niemand behaupten wollen, für uns nicht verkörpert.

Die Prüfung der übrigen hier abgebildeten, uns für den Wettbewerb eingereichten Frauenbildnisse sei unseren Lesern selbst überlassen.

Wenn aber, und daran ist wohl nicht mehr zu zweifeln, die moderne Frau das Ideal, das ihr vorschwebt, in sich selbst verwirklicht, dann können wir für die nahe Zukunft ein bedeutsames Wiederaufleben der Pflege des künstlerischen Frauenporträts erwarten.

Tag der Demut

Eine Novelle von Emil Lucka

Im Hause Provenzan Salvanis, des Herzogs von Siena, wurde ein großes Fest gerüstet, den Sieg zu begehen, den Herr Mino dei Mini, der Freund des Herzogs und der Feldherr seiner Truppen, über den Franzosenkönig Karl von Anjou gewonnen hatte. Vor drei Tagen war Orvieto dem Feind entrissen worden, der in seiner Gier Stadt nach Stadt verschlang. Auch San Gemignano hatte sich unterworfen, der Rat hatte hergesandt und dreitausend Goldgulden Tribut verheißen. Allenthalb schienen um Provenzan Salvani Rosenranken zu blühen; aber an ihren Wurzeln nagte unsichtbares Getier. Die Diener im Haus waren seit lange nicht gelohnt worden, und der alte Vogt Calcagna fürchtete die Händler, die immer frecher drängten. Provenzan achtete nicht so Geringes und Widerliches, ihm war kein Brokatgespinst zu schön und kein Edelstein kostbar genug, Gaspara, sein schönes Weib, zu schmücken, und das Haus wurde von Gästen nicht leer.

Am Abend des Festes waren viele Hände in den Sälen des Herzogs am Werk, Simse und Säulchen unter Blumen zu verbergen und die Wände unter den gewirkten Bildern der Teppiche. Hohe, damastbezogene Stühle wurden hingestellt, Kerzen in schmiedeiserne Ringe, in gestreckte Arme, in offene Tiermäuler eingesenkt.

Der dicke Kaufmann Galgano trat ein, seine Gesellen brachten schöne bunte Glaslampen. Aber Calcagna zeigte ihm die Tür. „Der Herzog schiert sich wenig um deine Lampen! Braucht sie nicht!“

„Er schiert sich nicht? Braucht sie nicht? So? Ein sauberer Herr, Euer Herzog! Noch nicht einmal die Seidenstoffe hat er bezahlt, die ich ihm aus Genua unter Gefahr meines Lebens hergebracht habe, und die hier so sündhaft verschwendet werden! Und gar die Perlen der Herzogin.“ — Erbost blickte Galgano im Saale herum. „Hat er es etwa bezahlt? Nichts habe ich, keinen Batzen! Und die goldenen Ringe für Monna Ginevra! Und das Pferdegeschirr für Herrn Mino!“ — Calcagna wollte ihn aus der Türe schieben, aber der Aufgeregte ließ nicht ab von Keifen. — „Was glaubt denn Euer Herzog? Aber heute gehe ich nicht fort, ehe nicht die ganze Rechnung bezahlt ist!“

Die Diener waren herangekommen, besahen mit Grinsen den Zornigen. — „Also du gehst nicht fort, ehe du nicht dein Geld hast?“

Galgano schnaufte, sein Gesicht war noch röter als seine Lampen.

„Behüten die Heiligen! Er ist ein großmächtiger Herr und hat jetzt den blutigen Karl besiegt, wie du vielleicht wissen wirst!“

„Kriegt Ihr etwa keinen Lohn hier im Haus?“

Zaccaria schnitt eine Grimasse, Giacomo murrte: „Unser Herr ist Leuten Geld schuldig, die er nicht ansehen möchte. Aber glaubt mir: habe ich bis morgen das meinige nicht, so mag er sich einen anderen suchen, der ihm die Kleider in Ordnung hält.“

Niemand hatte es bemerkt: auf dem Umgang oben stand der Herzog. Als er den Arm aufhob und ihnen die Weite wies, da rann es allen eisig über den Rücken. Der Herzog schien sie nicht zu sehen, sprach kalt zum Vogte: „Schick' die Leute fort! Gib jedem, was ihm gebührt!“ — Seine Blicke umfaßten den Saal. — „Ist alles bereit?“

„Noch die letzten Handgriffe, gnädiger Herr!“ Die Diener waren fortgeschlichen, jeder an seine Arbeit.

Provenzan herrschte von oben: „Man beeile sich! Du weißt, ich liebe nicht dies anzusehen!“ — Er stieg in den Saal hinab. — „Calcagna! Was sind das für Reden in meinem Haus?“

„Herr! Da Ihr mich fragt, Herr — einige haben noch nicht bekommen, was ihnen recht sein sollte.“

Provenzan runzelte die Brauen. Die schmalen Lippen wurden noch schmäler, da sie sich aneinander preßten. — „Ich höre das ungerne. Mein Wille ist, daß solches nicht geschehe! Gib allen doppelt, die noch zu fordern haben! Und sorge, daß sie mir nicht mehr vor die Augen kommen!“

Aber der alte Vogt, der seinem Herrn diente seit vierzig Jahren, blickte seufzend zu ihm auf. — „Herr . . . es ist übel bestellt.“

„Ist der Tribut von Orvieto nicht eingelangt? Hat Mino umsonst gesiegt?“

„Herr, das wenige ist niemals bis hierher gekommen.“

„Warum weiß ich das nicht?“

„Abschlagszahlung für die Gläubiger! Und sie murren noch immer.“

„Elende kleine Wirtschaft! Soll ich mit

Hellern rechnen lernen? Oder soll ich für den hinterlistigen Karl sammeln, daß er mich fange und köpfe, wie er es Konradin getan hat?"

„Herr . . ."

Mit langen Schritten ging der Herzog auf und nieder, redete mißmutig. — „Oder sollte die Herzogin nicht die schönsten Perlen tragen, die aus der Meerestiefe ans Licht gestiegen sind? Wachsen die für Krämersfrauen? Für die Schönste wachsen sie doch wohl?" — Er war zum Tische getreten, wo Galgano mit seinen Lampen wartete, den Herrn umlauernd. Provenzan hob eines der flammroten Gläser auf, hielt es vor die brennende Kerze. Die Spannung fiel von seinen Zügen ab, er nickte freundlich. — „Schön! Schön! Wie durch ein Glas alten Burgunderweines funkelt die Welt. Wir haben Gäste aus Mailand und Genua im Haus, die verstehen sich auf so etwas, meine ich."

„Euer Gnaden, kostbare Gläser sind es, wie man sie nur in Venedig aus seltenen Erden brennt, jedes mit sonderlicher Kunst gearbeitet." Galgano hob eine Lampe vom Tisch. — „Seht doch nur! Ranken von purem Golde ziehen durchs Rubinglas so fein, daß jedes Äderchen der Blätter hervortritt."

„Bezahl ihn, Gianotto!" — Der Herzog wandte sich ab.

Das Gesicht des Kaufmannes glänzte. — „Hab' ich euch nicht gesagt, ihr Leute, daß unser Herzog ein mächtiger und freigebiger Fürst sei? Hab' ich es nicht gesagt? Und daß er allen seinen Bürgern wohl will?"

Der Herzog verpreßte die Lippen, befahl laut dem Vogte: „Zahl' alle meine Leute aus! Und such' andere. Es scheint, einige wissen besser Bescheid über meine Absichten als ich selbst!"

Die Diener standen geschlagen . . . „Herr!" . . . „Ich war es nicht," wagte Giacomo. „Es war nur . . ."

Der Herzog stand in der Türe, kehrte sich noch einmal — „Gianotto! Hat jemand die Schlüssel zu meiner Schatzkammer im Besitz, daß er so reden darf?"

Aber Calcagna sah ihn an mit seinen Augen, die dem Herzog und seinem Hause völlig ergeben waren. — „Herr, erlaubt mir Euch zu sagen, daß die Schlüssel zu Euerer Schatzkammer nicht begehrenswerter sind als die Schlüssel zu einer Hühnerstiege."

„Traurig! Schaff' Geld, Gianotto! Verpfände Steuern! Ich will dir eine Vollmacht geben, daß du die Steuern für die nächsten drei Jahre im voraus einheben kannst!"

„Herr! Der Feind ist nahe. Und die Bürger murren. Ihr habt mächtige Feinde in der Stadt!"

Der Herzog wandte sich verdrossen. — „Ist Mino da?"

„Noch nicht, Herr!"

„Man rufe mich, wenn er ins Haus tritt!" — Der Herzog verschwand.

Musikanten kamen, Calcagna wies ihnen ihren Platz auf dem Umgang oben. Die letzten Lichter wurden entzündet.

Cipolla trat ein, der berühmte Waffenschmied, der im Hause des Herzogs wohlbekannt war, zu dem die Herren von weit kamen, Schwerter, Helme, Ringpanzer, Harnische zu kaufen. Er war ein Mensch mit starken Armen und einem Blick, der auch vor Königen nicht zuckte. Einen prächtigen, mit Gold ziselierten Harnisch brachte er her, jeder Kriegsmann hätte das Gesicht danach umgewandt. Herr Mino hatte diesen Harnisch in der Werkstätte des Meisters gesehen, ehe er noch in der heißesten Glut hart geworden war, und Cipolla hatte versprechen müssen, daß kein anderer ihn besitzen sollte als er allein. Er wird Gold heimgebracht haben aus der Beute von Orvieto, erwog der Waffenschmied, nun soll er den Harnisch prüfen. Und Cipolla gedachte auch, frühere Schulden einzutreiben vom Herzog.

Er sah den alten Galgano bei seinen Gläsern stehen, wenig Freude war auf seinen Wangen gemalt. — „Gibt es heute Bezahlung?" — Galgano ließ den Kopf hängen.

Calcagna fuhr den Waffenschmied an. „Könnt Ihr nicht zur rechten Zeit kommen?"

„Wann ist denn hier die rechte Zeit fürs Bezahlen?" Calcagna riet dem Waffenschmied, seinen Mund zu zähmen.

„Ein Habenichts ist dieser Herzog, über den die Großmannssucht gekommen ist! Wer hat ihn denn zum Herzog gemacht als wir? Sein dürres Rößlein hat er mit den Schenkeln gedrückt, und die Hunde von Siena haben nach dem Leder geschnappt, das von seinen Schuhen hing! Und heute — ein Prasser ist er geworden, dem seine Kapaunen am besten munden, wenn sie mit unserem Schweiße aufgemästet sind!"

„Irrtum!" spottete Zaccaria. „Er sieht ja nicht einmal hin, wenn Ihr schwitzt! Stinkende Luft seid Ihr für ihn."

„Ersticke, du frecher Hund!"

Zaccaria grinste von einem Ohr zum andern. „Ist es meine Schuld, wenn Eure schönen Waffen unbezahlt bleiben? Warum sagt Ihr denn Eure Meinung nicht lieber dem, für den sie bestimmt ist?"

„Hört er mir denn zu? Wir sind ja die fetten Affen, die seine erlauchte Magerkeit vollstopfen dürfen."

Da tönte Hufschlag, der eherne Mauerring draußen klirrte. Die Türe flog, und Herr Mino war da, erhitzt und in Eile.

„Wo ist der Herzog?" — Aber Mino erblickte den Harnisch, den Cipolla hielt, trat hin, besah ihn, betastete die feingetriebenen Buckel, die aufgelegten silbernen Ranken, die wohlgefügten Gelenke, die leicht glitten, als wären sie nicht Stahl, sondern Seide. Er wendete das schöne Stück hin und her. „Ich will einmal versuchen!" — In Eile nestelten sie an den Lederschnallen, das Panzerhemd fiel, und Cipolla legte den neuen Harnisch Mino um die kraftvolle Brust. — „Wie an Euren Leib gegossen!" sprach der Meister stolz. „Denkt erst, wenn Ihr zu Pferd sitzet!"

„Ich nehme den Harnisch! Behalte ihn gleich am Leibe! Muß noch einmal hinausreiten!"

Cipolla streichelte seinen Harnisch. „Nur hundert Gulden, gnädiger Herr! Und der Helm, der Euch auf dem Haupte sitzt, mit dem angetan Ihr König Karl so rühmlich geschlagen habt! Ganz Italien spricht von dem Siege, Florenz und Pisa zittern. Sind Euer Gnaden zufrieden mit der Arbeit?"

Mino hatte sich den Helm vom Haupte gehoben, hielt ihn zum Harnisch. „Völlig gelungen beides!"

„Ihr macht mich glücklich, gnädiger Herr! — Und da — seht!" — Er zog ein Papier hervor. — „Ich habe mich erkühnt, eine kleine Rechnung aufzusetzen über die Stücke."

„Gut!" Mino ging quer durch den Saal. „Ist Provenzan im Haus?"

„Ich melde ihm, daß Ihr gekommen seid!" Calcagna ging.

Aber Cipolla war dicht hinter seinen Schritten. „Darf ich Euch die Rechnung vorlegen?"

„Wenn Zeit ist!"

„Ihr seid gewiß so gnädig und leiht mir den Harnisch, bis einmal Zeit ist fürs Bezahlen?" — Geschickt löste Cipolla die Schnallen und Ringlein, zog den Harnisch Herrn Mino vom Leibe. Aber der hob wild die Hand auf, schlug Cipolla auf den Kopf, die lederne Kappe klatschte. — „Daß du so mit mir zu reden wagst, Schwein!"

Der Waffenschmied reckte sich, maß den anderen mit tückischem Blinzen. Auch er war stark.

Da trat der Herzog in den Saal. — „Mino! Du reitest noch aus? Aber komm bald wieder, daß nicht beim Siegesfest der Sieger fehle!"

Noch rot vor Grimm, hatte Mino kaum hingehört, der Herzog redete fort. „Ich hoffe auch, daß die Vereinbarung mit dem Visconti zu einem guten Ende kommt! Dann sind wir dem König gleich an Männern und Waffen."

Der Cipolla wollte davon — mit seinem Schmiedewerk in den Armen.

Aber Mino herrschte ihn an. „Den Harnisch!"

„Euer Gnaden, ich brauche das Geld, Zinn, Silber, Werkzeug zu schaffen. Und ich weiß einen, der mir alles bezahlt!"

In das Gesicht des Herzogs schlug Brand. „Was erfrechst du dich! Den Harnisch für Herrn Mino!"

Aber Cipolla war zäh. „Wenn ich Euer Gnaden erinnern dürfte!"

„Gianotto! Bezahl' ihn!" — Und zum Cipolla: „Laß dich hier nicht mehr sehen!"

„Wie Euer Gnaden befehlen." Der Waffenschmied stand still, wartete. Galgano trat demütig zum Herzog. „Wenn Euer Gnaden vielleicht die Gewogenheit hätten, auch meiner zu gedenken, ich bin ein armer Mann." Er ließ seine Rechnung sehen.

„Schert Euch unter den Galgen!" Der Herzog maß die beiden mit einem Blick, der ihnen, und mochten sie auch ihre Schwäche verwünschen, das Blut kalt machte. Provenzan streckte die Hand nach dem Harnisch aus, und Cipolla ließ ihn ohne Widerstand. Mit eigenen Händen legte der Herzog das schmiegsam stählerne Kleid um den Freund. „Nimm es von mir, Bruder!"

Mino lachte. „Gleichviel, wer schuldig bleibt, du oder ich!"

„Gleichviel zwischen dir und mir — aber laß mich es sein!" Und mit einer jähen Wendung zum Vogt: „Bezahle sie!"

Der winkte ihnen, zog sie aus dem Saal.

Mino lachte. „Wann endet dein Fest? Ich hoffe, daß ich noch recht komme zu Trunk und Tanz! Die Burschen säumen mir zu lang auf der Straße von Castel Grignano. Wenn ich nicht zusehe, lassen sie sich vom König fangen."

„Fürchtest du das?"

„Karl zahlt doppelte Löhnung — aus dem Pfennig Petri."

„Und ich bleibe die einfache schuldig, meinst du?"

Lachend schlug Mino den Freund auf die Schulter. „Wer wagte so von Herzog Provenzan zu reden?" Er reichte ihm die Hand, die der lange festhielt. Wieder einmal wußte der Herzog, daß er Mino liebte, wie es ein Freund nur vermag, daß er auf ihn bauen durfte mehr als auf jeden anderen —

vielleicht mehr als auf Gaspara, der Lachen, Glanz und Scherz allzu teuer galten.

„Achte auf dich, Bruder!“

Das harte Gesicht des Mannes, der schon über die Vierzig hinaufgestiegen war, wurde plötzlich scheu, als stände er vor einer geliebten Frau. „Meine Schwester ist mir ähnlich in manchem,“ sprach er leise.

Jedes Lachen war Mino geschwunden, dunkel, fast feierlich standen jetzt seine Augen in dem ebenmäßig geschnittenen Gesicht. „Ginevra ist über uns allen! Sie ist zu rein für Menschen!“

„Reinheit birgt Kraft, Mino!“

„Heilende, heiligende Kraft! Ich ahne diese Kraft — ich fühle, daß ich erliegen sollte — auf den Knien die Gewalt der Reinheit ins Herz mir strömen lassen — und ich vermag es doch nicht!“

„Du mußt zu Ende brausen! Aber dann kommt die Stille! Wie in den Schutzmantel der Madonna wirst du eingehüllt werden.“

Heiß faßte Mino die Hände, die sich ihm neu entgegenstreckten. „Kommt die Zeit?“ Er entriß sich, stand an der Türe, redete leise zurück: „Sage den Engeln des Himmels, daß sie für mich beten!“ — Als der Herzog ans Fenster trat, sprang Mino auf das Pferd, das vom ehernen Wandring losgeknüpft wurde.

Fiedler, Harfner und Lautner versuchten auf dem Umgang oben ihr Getön.

Früher als alle anderen Gäste kam Pecorai da Turita, der junge Vetter des Herzogs, dem vor Orvieto zum ersten Male Pfeile um die Nase geflogen waren. Er blickte um sich — da war niemand als der alte Vogt, der einen Diener zurechtwies. „Ich bitte dich, Freund Gianotto, wie steht es denn hier? Muß ich denn schon wieder der erste sein?“

„Geduld, Geduld, Herr Pecorai!“ lächelte Calcagna.

Aber dem Pecorai fehlte es sehr an Geduld, er stelzte von seinem grünen linken Bein auf das rechte rote, stand wieder vor Calcagna. „Sag' mir doch, lieber Freund, was meinst du, ist Monna Ginevra schon mit ihren Vorbereitungen zu Ende?“

„Ich weiß es wahrhaftig nicht! Aber wenn Ihr versuchen wollt? Ihr könntet ja den Mund an die Türe legen und leise anfragen.“

Pecorai erschrak. „Meinst du — meinst du wirklich, daß das ginge?“

„Wenn Ihr Mut habt — dort drüben ist ihre Kammer. Nun, Ihr wißt es ja ohnehin.“

Aber schon schwebte sie ihm leibhaftig entgegen: die milde Ginevra, deren Sohlen lautlos den Estrich streiften. Zyklamenfarben floß ihr in weichen Wellen das Gewand ohne Einschnitt vom Halse, wo eine Brame aus Silberblättchen aufgesetzt war, bis zu den silbernen Schuhen. Ein schmaler grüner Reif hielt die Orangenblüten, die ihr Pecorai gebracht hatte, im goldenen Haare fest. Um die Schultern aber lag ihr ein durchscheinendes, aprilgrünes Seidengespinst, darin Rosenknospen dufteten.

Pecorai schluckte. „Oh, — oh, wie seid Ihr schön, Madonna Ginevra!“

„So reicht mir doch Euren Arm!“ Beinahe mußte sie ihn ziehen. „Wir sind stolz auf Euch, Pecorai! Vor Orvieto habt Ihr Euren Mut bewährt!“

„Sagen das die Leute?“

„Nicht die Leute nur, auch mein Bruder, und ihm hat es Herr Mino erzählt.“

Pecorai leuchtete auf. „Oh, dann — dann brauche ich mich wahrhaftig nicht zu schämen, wenn die beiden größten Feldherren Italiens solches sagen.“

„Ihr müßt mir noch mehr berichten, gestern habe ich ja nur den Anfang vernommen!“

Aus seiner Türe trat der Herzog, hoch, schmal und schwarz, er trug weder Schmuck noch Waffen, nur unsichtbar unterm Wamse den Dolch.

Er stand vor den beiden. „Mino ist noch vor die Stadt geritten.“

Ginevra erschrak. „In dieser Stunde?“

„Ein wahrer Feldherr geht als erster hinaus und kehrt als letzter heim. Und er hat mir eine Botschaft gelassen.“

Sie fuhr zusammen. „Eine Botschaft? Für wen?“

„Ich weiß es nicht recht!“ lächelte der Herzog. „‚Alle Engel des Himmels mögen für mich beten!‘ Das war sein Wort — darf ich es dir sagen?“

Es schien, als schickten die Knospen, die aus dem hellgrünen Seidengespinst des Schleiers blühten, rosigen Schein ihren Wangen. „Oh, ich weiß doch nicht, wie das gemeint ist?“ sprach sie leise.

„Gleichviel! Nimm seine Botschaft in deine Hände! Bete für Mino!“

„Ich will es tun, Bruder!“ Sie senkte die Stirn.

Calcagna bat Provenzan beiseite.

Als Ginevra wieder aufblickte, war Gaspara unter der Türe. — „Seht! Unsere schöne Schwester und der große Herzog von Mailand!“

Prächtig trat Gaspara mit Andrea Visconti in den Saal, wie eines Meisters Bild war sie in Perlen gerahmt, größere schlangen sich nicht um Frauennacken bis Venedig

und bis Rom. Andrea war jung und schön, edelsteinbunt flimmerte es ihm um die Brust, und sein Dolchgriff war mit Rubinen besetzt. Wie ein Feuerbrunn sprühte ihm die Rede von den üppigen Lippen unterm Bärtchen.

„Ihr müßt heut meine Dame sein bis an den Morgen! Sterben soll, wer Euch meinem Arm zu entreißen versucht!"

Die Frau lächelte ihn an. — „Aber wenn der Herzog nach meiner Gegenwart Begehren trüge?"

„Was erinnert Ihr mich, Monna Gaspara?" — Der funkelnde Springbrunn seiner Rede versank in ein melodisches Flüstern — „Auch er soll es nicht!"

„Wie wolltet Ihr's hindern?"

„Lehrt es mich!" — Er faßte heißer ihre Hand.

Sie kehrte sich, immer an des Mailänders Arm, ging ihnen lächelnd entgegen, den Herren und den Damen, die nacheinander eintraten, sich vor der Herzogin und des Herzogs Schwester höfisch neigten.

Pecorai suchte im Gewühl den Herzog. — „O wie Schönes habe ich jetzt gesehen!"

„Und unsere Schwester?" lächelte Provenzan.

„Verschwunden! Aber kurz blickte ich in die Kapelle ein — ich sah einen Engel knien und beten."

„Wagtest du dich nah?"

„Frevel wäre dies gewesen! Ich stand und schaute" — verlegen schwieg er still. — „Es war nicht recht."

Provenzan trat vor sein Weib und den lockigen Visconti. Sie begrüßten einander, der Herr von Mailand, leuchtend in Jugend und Reichtum und hoher Macht, und der Sienese, dem schon das Haar an den Schläfen graute.

„Von Herzen freuen wir uns, Euch hier zu finden, Messer Andrea!"

„Die Freude ist bei mir, Messer Provenzan!" — Ein schwaches Schielen war in den Augen des Visconti; mancher Frau schien es verlockend in dem herrischen Gesicht, Männern jedoch verriet es eine Seele, die nicht so gerade gewachsen war wie der Leib, in dem sie hauste.

„Dank, daß Ihr mein Gast sein wollt!" sprach lächelnd Provenzan.

„Kein größeres Glück, als bei Freunden leben!"

„Sind wir Freunde, Herzog?"

„Sind wir es etwa nicht?"

Aber dem Provenzan wurde nicht wohl beim halbschlächtigen Blicke des anderen.

Lauernd fragte der Visconti: „Habt Ihr Bericht, wo die Franzosen stehen?"

Provenzan zögerte. — „Nicht zu weit von Siena."

Der andere schien zu erschrecken. „Unerfreuliche Kunde!" — Und doch fühlte Provenzan, daß er alles wußte, vielleicht mehr wußte als er selbst. — „Mino treibt sie gen Rom."

„Ich bin dessen sicher wie Ihr!" — Der Visconti neigte sich höflich. Aber als Provenzan offenen Herzens fragte: „Seid Ihr hergekommen, unser Bündnis festzumachen?" da erwiderte Andrea, mit den Augen Gaspara suchend, die sich neuen Gästen zugekehrt hatte: „Das Bündnis gegen Karl, meint Ihr? Darüber wollen wir reden, wenn die rechte Zeit gekommen ist."

„Ist nicht immer rechte Zeit, Wichtiges zu tun?"

Aber der Visconti: „Jede Stunde hat ihr Angesicht, jetzt ist die Stunde des Lachens und der Freude."

„Nach Euerm Belieben!"

„Ginge es nach meinem Belieben — heute noch! Aber Ihr verzeiht!" — Er reichte Gaspara den Arm.

Schon vor einer Weile war der Hauptmann Ruggiero eingetreten, er ließ nicht die Blicke von Provenzan. Nun trat er vor ihn. „Gestattet Ihr ein Wort, Herzog?"

„Ruggiero, was willst du?"

„Ich habe einen Kerl gefangen, der zum König mit Botschaft lief."

„Wer sandte ihn?"

„Ich kann es nicht beschwören, einen Brief trug er nicht. Aber er redete auf mailändische Art, und einer meiner Leute hat mit ihm getrunken. Er ist ein Mann des Visconti."

„Des Visconti? Der dort geht?"

„Herr, in Pisa hat er einst ähnlich gezettelt."

„Er ist mein Gast. Ich will es nicht glauben! Nein! — Doch höre, Ruggiero! Nimm ein paar Leute, geh vors Tor, auf die Straße hinaus, die nach Castel Grignano führt, und suche Herrn Mino!"

Ruggiero verschwand.

Der Visconti redete mit Gaspara: „Und doch hättet Ihr nur mich erwählt damals in Mantua! Da kam der neue Herzog — Herzog seit Tagen!"

„Und als er kam, wußte ich, daß keiner ihm gliche! Verzeiht! Ich will Euch nicht kränken!"

Der Visconti preßte ihre Hand. „Niemals kann ich ihm das vergeben!"

„War es seine Schuld?"

„Ich hasse ihn darum!"

„Ich höre solche Reden nicht gerne!"

„Wäret Ihr Herzogin in Mailand —"

Aber die aufrauschende Musik trank, was er noch weiter redete. Er neigte sich ihrem Ohr, und sie vernahm sein Flüstern: „An Eures Vaters Hofe zu Mantua — ist es nicht eine schöne Zeit gewesen? Wie habe ich Euch heimlich geliebt! Doch ich war zu jung —"

„Kein Wort mehr, Herr Andrea."

„Ich befehle es!"

Es war Sicurano, einer von den Hauptleuten Provenzans, der treu geblieben war, wenn auch der Sold unsicher aufgezählt wurde, der stand im Saale, seine Stiefel waren beschmutzt. Er suchte den Herzog.

„Sicurano! Du hier?"

„Herr — soeben" — begann der.

„Wo ist Mino?"

„Herr — schlechte Nachrichten!"

„Rede!"

„Es wird Euch übel klingen!"

„Keine Einleitungen! Wo ist Mino?"

„Wir ritten langsam aus Castel Grignano und hatten unserer Waffen wenig acht. Es mag zwei Stunden her sein, die Bäuerinnen standen am Brunnen, und wir ließen die Pferde sausen."

„Schwatz nicht!" stampfte der Herzog.

„Verzeiht! Herr Mino ritt als letzter, wohl fünfzig Schritte hinter uns. Da brach eine Rotte von des König hispanischen Landsknechten, die wir längst hinter den Bergen wähnten, aus dem Busch —"

Provenzans Atem stockte. — „Lebt Mino?"

„Herr, er lebt!" beeilte sich der Hauptmann.

Unbemerkt vom Bruder war Ginevra mit Pecorai herangekommen. — „Was ist geschehen?" fragte sie in Angst. — „Üble Kunde?"

„Nein! Nichts! Geh nur! Tanze!"

Aber sie vermochte sich nicht zu lösen, wie auch Pecorai bat, daß sie die Giga ihm gewähre, die eben angestimmt wurde. — „Mich stört ein kleiner Schmerz im Fuß! Ich bitte Euch, bringt mir einen Sitz her, Pecorai!"

„Also, Herr," entschloß sich Sicurano, „daß ich alles sage — sie haben ihn gefangen!"

Ginevra konnte den Schrei nicht hemmen, schon stand Pecorai neben ihr.

„Gefangen!" — Die Stimme des Herzogs dröhnte. — „Gefangen!" — Wild riß er Sicurano das Schwert ab, schlug ihm die Scheide über Schulter und Arm. — „Hund! Und du stehst hier?"

Sicurano redete langsam, bleich bis in die Lippen. — „Als wir es sahen — er hielt sich weit hinter uns und führte sein Pferd am Zügel — da hatten sie ihn schon fortgerissen. Das Pferd entlief."

„Gefangen! Der Beste gefangen!" Der Herzog warf Sicurano sein Schwert in die Arme. — „Fort! Geh fort!" — ‚Gefangen!' — laut dachte es Provenzan. ‚Was in Karls Krallen fällt — der einzige, der wahre Freund! Mino hat Karl verspottet nach seiner Art, er hat ihm Orvieto abgenommen. Der König haßt ihn mehr als den armen Konradin, den er doch tückisch erschlug!'

Pecorai hielt Ginevra, die langsam vom Stuhle glitt. Der Herzog faßte ihre Hand. — „Ginevra! Er lebt! Hörst du! Er lebt und er wird leben! Ich gewinne ihn wieder! — Bring sie ins Gemach, Pecorai!"

Aber sie hatte Kraft gefunden, fragte ruhig: „Was willst du tun, Bruder?"

„Soll ich Mino verlassen?" — Er wandte sich jäh um. — „Calcagna! Ein Pferd! Laß mir sogleich ein Pferd wappnen!"

Die Gäste waren aufmerksam geworden, einige standen nahe, andere spähten her. Provenzan fühlte, daß nicht alle ihm freund waren. ‚Sie beugen sich, solang ich die Herrschaft halte! Aber wehe, wenn ich schwanke!'

Er sparte den Ritt. Zwei Herren wurden in den Saal geleitet, die das Wappen des Franzosenkönigs trugen. Und schon sprach einer von ihnen: „Wir suchen Euch, Herzog!"

„Woher kommt Ihr?"

„Von König Karl!"

„Was wollt Ihr?"

„Unser großer König hat Euren Feldherrn Messer Mino dei Mini gefangen. Wißt Ihr das, Herzog?"

„Was will der König von mir?"

„Er will sich rächen, daß Ihr die Städte Umbriens, Toskanas und der Lombardei gegen ihn hetzt, und daß Ihr Briefe schreibt, in denen er meineidig und betrügerisch genannt wird."

Gaspara faßte des Visconti Arm. — „Ach, kommt! Immer der langweilige Krieg! Wir wollen uns mit Besserem die Zeit vertreiben!" — Aber der Visconti stand wie eine Säule. Er hörte nicht, was die Frau sprach.

Provenzan hob den Arm auf. — „Ihr Herren! Karl ist grausam — sollte es recht sein, den Schuldlosen fühlen zu lassen, was ich ihm getan?"

Aber mit einem hochmütigen Rücken des Kopfes erwiderte Duguesclin, des Königs Abgesandter: „Messer Mino ist Feldherr Eurer Truppen! Er kämpft gegen unseren gnädigen König und hat schon viel Ver-

derbliches unternommen. Unser gnädiger König wird Herrn Mino köpfen lassen."

Man hörte, wie das Wachs von den hohen Kerzen oben in silberne Schalen träufte. So leer war die Stille im Saal.

„Der König hat einen Grund, mir solche Botschaft zu senden!" sprach Provenzan.

„König Karl will nicht, daß Ihr ihn wieder heimtückisch heißet. Darum sagt er Euch im voraus, was er mit Herrn Mino zu tun gedenkt."

„Euer König liebt das Gold. Will er mir Herrn Minos Leben verkaufen?"

„Herr Mino wird frei, wenn bis morgen zur Mittagsstunde zehntausend Goldgulden im Lager sind. Wo nicht, fällt sein Haupt."

„Sagt dem König, daß ich ihm das Geld schaffen werde. Aber er sei nicht klein und warte!"

„Er kann nicht warten! Mit der dreizehnten Stunde bricht er auf, und dann muß Herr Mino gelöst sein oder tot." — Sie kehrten sich und durchschritten den Weg, der ihnen geöffnet wurde.

Hinter ihnen schwand der junge Pecorai aus dem Saale.

Provenzan tat ein paar Schritte, erspähte den Calcagna.

Die Starrheit fiel vom Visconti, sogleich war er verändert, plauderte höflich. — „So ist das wechselnde Glück des Krieges, Monna Gaspara! Will der Herzog Herrn Mino nicht entbehren, so sende er das Gold und löse ihn."

„Ich glaube, Provenzan liebt ihn mehr als mich!"

„Unmöglich — eine Frau wie Ihr!"

Gaspara seufzte, sie traten in den Schatten des Umgangs.

Provenzan stand vor seinem Vogte. — „Schaff' Gold, Calcagna!"

Aber der blickte schmerzlich auf seinen Herrn. — „Wenn Ihr mit Schulden zahlen könntet!"

„Gleichviel! Mit Schulden! Stiehl! Raube! Schaff' mir Gold!" — Er blickte umher. — „Ist der Ruggiero im Haus?"

„Eben sah ich ihn eintreten."

„Schick' ihn zu mir!"

Aber Ruggiero stand schon neben dem Herzog, wie wartend. Er hatte die Reden der Abgesandten vernommen.

„Höre, Ruggiero! Nimm ein paar Gewaffnete. Geh mit ihnen in die Häuser, scheuche die feisten Nichtstuer auf! Sie sollen ihre Schätze geben, damit Mino frei werde! Du magst einem jeden bescheinigen, wieviel es ist! Laß keine Ausflucht gelten! Durchwühle Schrank und Bett! Gib ihnen die Spieße zu kosten, wenn sie sich sperren!"

Mit fragenden Blicken sah der Treue auf Provenzan. — „Ist das Euer Wort?"

„Zweifelst du?"

„Herr, es könnte Euer letzter Tag in Siena sein!"

Ruggiero wies mit einer Wendung des Kopfes auf den Visconti, der neben Gaspara saß und das weißseidene, schön bemalte Fähnchen um ihr Gesicht wehen ließ. — „Seht Ihr den dort?"

Wild fuhr der Herzog auf. — „Geht's dich an, mit wem er spricht?"

„Habe ich doch kein Wort gesagt, Herr!" — Ruggiero verstand nicht, was der Herzog im Sinn hatte. — „Seid gewiß, er hält es mit Karl. Er wartet auf das Erbe von Siena."

„Das habe ich schon einmal von dir gehört, und ich weiß, daß du ein Treuer bist!"

„Schickt mich nach Imola, nach Gemignano!"

„Zu spät! Alles zu spät! Und vergeblich wäre es auch!"

Provenzan sandte Calcagna zur Herzogin, daß er sie für ein paar Worte herbäte.

„Du wünschest mich?" fragte Gaspara.

„Wenn Ihr gestattet?" — Provenzan sah auf den Visconti, und der trat mit einer geschmeidigen Wendung zurück. — „Die Rechte des Gatten sind ehrwürdiger!" — Er blieb am Pfeiler stehen.

„Warum bist du unhöflich mit deinem Gaste?" — Leise Angst war in Gaspara, und ihr schien es besser, gekränkt zu sein.

„Höre, Gaspara!" sprach er dumpf. „Mino ist gefangen!"

Forschend sah sie auf ihn. — „Das wird dir weh tun!"

„Der König will ihn köpfen lassen."

„Wenn es aufs Köpfen ankommt, pflegt ja Karl sein Wort zu halten."

„Gaspara!" bat er eindringlich und mit düsterer Miene.

„Du mußt Mino freimachen!"

„Ich will es tun! Aber ich vermag es nicht — allein!"

„Du wirst es vermögen! Für Mino vermagst du ja alles!" Es klang wie Haß, der an ehernen Ketten gelegen hat und jäh die Arme aufhebt und daran rüttelt.

„Du sollst jetzt nicht spotten!" bat er, bat fast demütig.

„Was willst du von mir?" Ich verstehe nichts von den Geschäften des Krieges! Laß mich doch ruhig!"

„Karl fordert zehntausend Gulden für sein Leben."

„So zahle sie!"

„Ich kann nicht."

Unsicher blickte sie auf ihn — was war

das? — „Bist du nicht reich genug? Ich erschrecke!"

„Ich — bin arm!"

„Unwillkommene Kunde! Wie ist es nun mit dem Stirnband aus gelben Steinen, das der Levantiner gebracht hat?"

Er stand mit gepreßten Lippen.

Angst stieg ihr auf — was wollte er?

„Du könntest wohl —"

Sie ließ ihn nicht enden. — „Nun — was sinnst du? Soll ich etwa Herzog Andrea bitten?"

Er senkte die Lider.

Mit einem bösen Blick fuhr sie fort: „Und wenn er es nicht umsonst geben will? — Oh, ich kenne dich! Für Mino ist dein Weib dir feil!"

„Gaspara!" sprach er tonlos. — „Mir ist nicht spaßhaft ums Herz."

Der Visconti stand da, ein Blick der Frau war über ihn gegangen, fast wie Schutz erflehend gegen den Gatten. — „Darf man das Gespräch schon stören?"

„Noch nicht, Herr!" erwiderte Provenzan. — „Ich bitte Euch, geduldet noch eine kurze Weile!"

„Ein Jahr und länger, wenn Ihr befehlet!"

Gaspara versuchte ein Lächeln. — „Ich komme sogleich, Messer Andrea! Geschäfte der Hausfrau!"

„Ich harre, Madonna!" — Er schmiegte sich um den Pfeiler herum, und es schien ungewiß, ob er die Worte hören konnte, die Provenzan zu Gaspara sprach.

„Vergiß jetzt das Kleinliche! Tand und Schmuck können dir nicht mehr gelten als mein Freund — als Sienas Feldherr — als der Liebling Ginevras!"

Sie fuhr zurück, spreizte starr die Finger gegen ihn. — „Berauben? Du willst mich berauben? Hast mir wohl nur geliehen, was du gabst? Und jetzt forderst du zurück?" — Sie vergaß sich ganz. — „Pfui! Muß ich Zinsen zahlen? Willst du auch das Gewand, das ich am Leib trage?" — Mit offenem Haß blickte sie auf ihn, die Blühende auf den alternden Mann.

„Gaspara!"

Wild schlug es in ihr. — „Wenn mich der Herzog von Siena, dessen Gattin ich heiße, vor aller Welt entblößen will, so kann ich es nicht hindern."

Er zwang sich schmerzhaft zur Ruhe. — „Gaspara — ich frage dich — ich bitte dich! Laß Mino nicht sterben! Ich bin arm. Ich habe nichts —"

„Als mich! Und mich willst du verkaufen! Damit Mino frei werde! Jetzt kenne ich dich! Oh, wer schützt mich hier!" — Hilfe suchend faßte sie des Visconti Arm, der sich schon um die Pfeilerecke herumgebogen hatte. Zwei Männerblicke klirrten gegeneinander wie Schwertklingen. Bald mußte eine an der anderen brechen . . .

Provenzan Salvani stand im Leeren . . .

Da kam Ginevra aus dem Dunkel, ein graues Kleid floß wie ein Hemd um sie, und ein schwarzes Tuch zähmte das Haar. Sie stand vor Provenzan, bot ihm ein Kästchen. — „Bruder, hier ist, was ich habe — wenig! In einer Stunde werden auch noch die goldenen Borten von allen meinen Kleidern geschnitten sein."

Er preßte das hölzerne Ding, daß es stöhnte, und er sprach hart: „Ich finde das Geld, und müßte ich die Häuser Sienas aufbrechen, um aus ihren Grundmauern vergrabene Schätze zu heben!"

„Dein Herz glaubt nicht, was deine Lippen sprechen!" — Mit niedergebeugtem Haupte stand sie vor ihm, faßte seine Hand. — „Bruder, wir wollen alle guten Menschen bitten, daß sie uns beistehen!"

„Ich verbiete dir solche Worte — solche Gedanken!"

Da wandte sie sich, saß auf den niedrigen Stuhl hin. Sie war klein geworden wie ein Kind, und sie weinte lautlos.

Gaspara und der Visconti neigten sich von der Brüstung oben. — „Ist Euer Herzog ein Krämer geworden?" — Der Visconti hatte es mit unverhüllter Stimme gefragt.

Provenzan zuckte. Und plötzlich wußte er, daß der Mann, der nicht von Gaspara wich, auf das Erbe von Siena lauerte. ‚Wende ich Gewalt an, so rufen sie Karl zu Hilfe.'

Oben sprach Gaspara: „Ich fürchte mich vor ihm!"

„Hättet Ihr anders gewählt, damals in Mantua!" flüsterte der Visconti. Sie antwortete nicht, er neigte sich ihr nahe. — „Noch ist es Zeit! Ihr seid zu gut für Siena und diesen Herzog!"

Da erraffte sie sich. — „Ihr sollt nicht so reden! Vergeßt nicht, wer ich bin!"

„Ihr seid nicht glücklich in diesem Hause!"

„Das muß Eure Sorge nicht sein!" Sie löste sich von ihm, ging aus dem Saale.

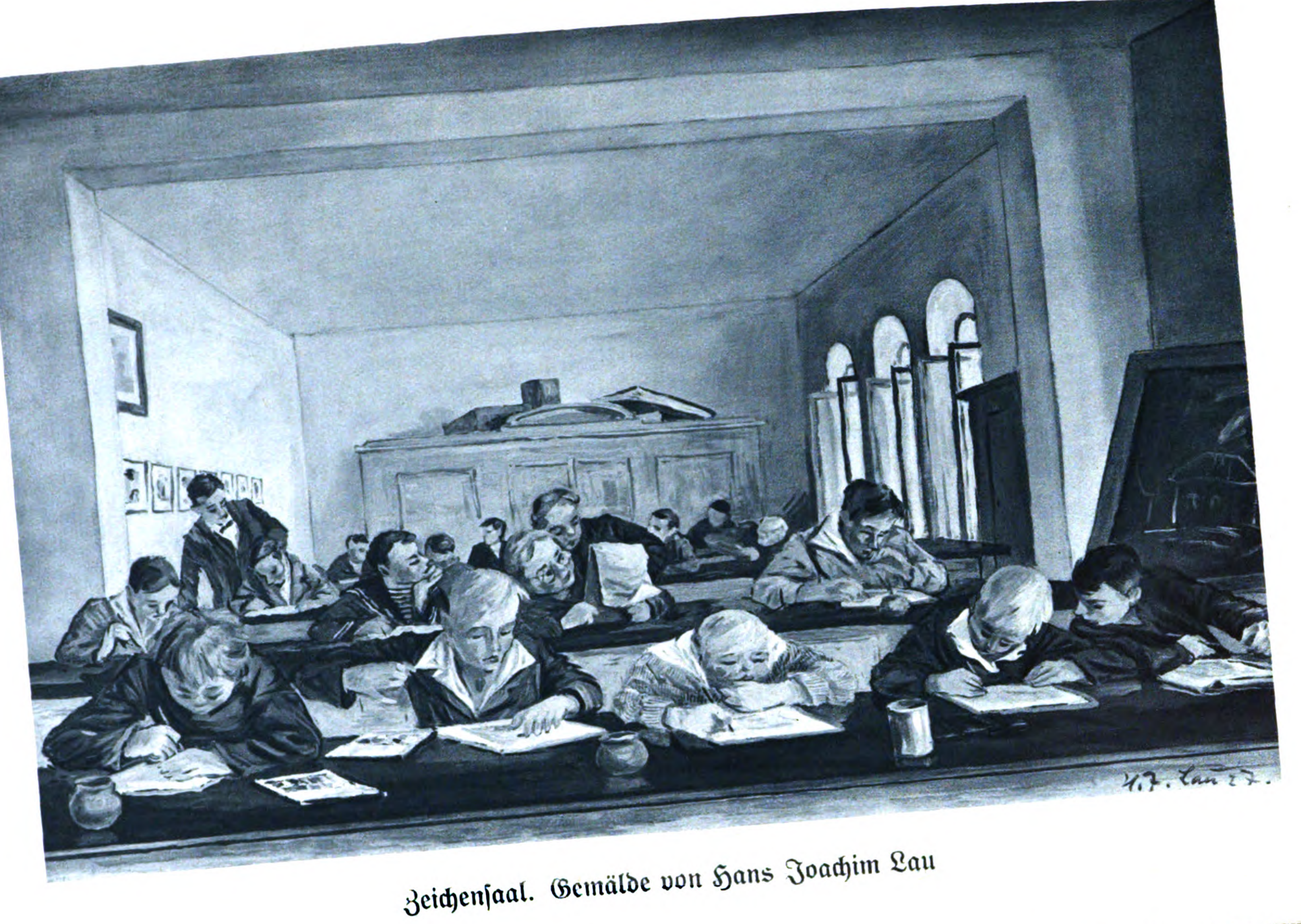
Er aber stand hoch aufgerichtet, sah gierig, wie der Herzog von Siena verfiel.

Ginevra hatte sich erhoben, ihre Tränen waren versiegt, und sie sprach ruhig: „Nur eines noch ist übrig."

„Was meinst du?"

„Bitte!" — Groß stand sie vor Provenzan.

„Sag' das nicht wieder, Ginevra!"



Zeichensaal. Gemälde von Hans Joachim Lau

„Bitte, Bruder! Bitte!“

„Willst du mich erniedrigen vor allen Menschen und vor mir selbst?“

„Oh, wenn du deinen Hochmut zwingen könntest!“

„Ginevra, wen sollte ich denn bitten?“

Sie zögerte, und ihre Stimme war ein leises Fragen. — „Den Visconti? Er ist reich.“

Mit verschlingenden Augen blickte der Visconti von oben, lauernd der Antwort. ‚Bittet er mich — dann ist er in meiner Macht!‘

Aber Provenzan stampfte hart auf. — „Du weißt nicht, was du redest, Schwester! Eher stirbt Mino!“

Sie fuhr zurück, ihr Kopf sank. — „Nicht den Visconti — nein, verzeih' — das will ich nicht! Bitte die Bürger von Siena! Sind sie dir nicht die nächsten? Hast du nicht sie und die Stadt errettet? Und schulden sie Mino nicht großen Dank? Ihre Truhen fließen über — sie werden freudig geben, wenn du kommst, für ihn zu bitten!“

Provenzan lächelte herb. — „Du kennst sie nicht, dies habgierige Gesindel!“

„Du sollst sehen, Bruder! Dein Vertrauen wird sie größer machen! Sie verlassen ihren Herzog in seiner Not nicht. Aber bitten mußt du — nicht drohen!“

„Nein! Ich kann nicht! Ich will nicht!“

„Lerne demütig sein! Lern' es um Minos willen!“

„Soll ich meinem ganzen Leben absagen, soll ich meine Seele ersticken? Unsere Mutter stürbe an der Schmach!“

„Weil du ihnen jeden Tag die Verachtung zu fühlen gibst, deren dein Herz allzu voll ist — darum lieben sie dich nicht!“

„Wie mir ihr dumpfer Atem widersteht! Wie die Berührung ihrer Kleider mich ekelt!“ — Er schüttelte den Gedanken ab. — „Nein, ich kann es nicht tun!“

Das schwarze Tuch fiel von ihrem Kopfe, sie stand hoch und schmal, eine Opferflamme, die auf eisernem Leuchter brennt. Alle Menschen waren ihr versunken, es schien, als blickte sie in Tiefen der Ewigkeit. Weithin tönten ihre Worte: „So werde ich es tun! Morgen, frühzeitig werde ich am Tore stehen und mit aufgehobenen Händen bitten: Helft mir, daß mein Freund nicht sterben müsse! Ich will ihnen sagen, wie schrecklich der Tod ist, und jeder wird mir geben, was er geben kann.“

Der Herzog erbebte, wie er niemals im Sausen der Geschosse erbebt war. — „Schwester, ich weiß, daß auch du stolz bist!“

Sie hörte sein Wort, ihr Blick kam aus Fernen wieder, traf ihn. — „Auch ich bin stolz gewesen! Aber du weißt nicht, was ich schon getan habe, meinen Stolz zu töten! Du kannst es nicht wissen, du bist ein Mann!“ — Die schmalen Halbmonde ihrer Lider hatten sich über die Augen gesenkt, und sie hob die Hände auf wie eine, die sich dem Himmel darbringt.

Schweigend standen die Menschen um sie her, alles Lächeln war lange verschwunden. In Provenzan krampfte sich Schmerz. Er faßte die Hände Ginevras. — „Nein, das will ich nicht! Ich — werde bitten!“

„Willst du es?“ — Ihre Lider hoben sich, und ein Lächeln der Dankbarkeit entfloß den kristallenen Augen. Sie war so schön wie noch nie. — „Willst du es tun, Hand in Hand — ich und du!“

„Du sollst nicht! Ich allein — will betteln!“

Sie sank, gehalten von seinen Händen, aus denen ihr Kästchen geglitten war, sank ins Knie vor ihm, hob ihm die leuchtenden Augen zu. — „Nie bist du so groß gewesen, wie in dieser Stunde! Jetzt bist du größer als dein Stolz!“

*

Am andern Morgen traten aus der Türe oben zwei von den deutschen Landsknechten des Herzogs und bliesen auf Zinken scharf und mit langem Atem. Aus allen Gassen liefen die Leute herbei, sie kamen von Schneidertisch und Webstuhl, von Barbierbecken und Malter, und die Weiber ließen Besen und Topf, sich auf dem Platze zu drängen.

An einem der Fenster stand Provenzan, und hinter ihm wurde Madonna Ginevra sichtbar — die einzige seines Hauses, die sie liebten. An der Hand hatte sie ihn hergezogen, daß er mit den Männern redete.

Laut und klar sprach Provenzan in die Stille. — „Bürger! König Karl will den großen Mino töten, wenn ich ihn nicht bis Mittag auslösen kann! Mino hat euch alle gerettet! Ihm dankt ihr, daß ihr frei leben dürft, nicht Tribut zahlen müßt an den gierigen König! Mino darf nicht sterben! Schändlich und undankbar wäre das von uns allen! Meine Schätze sind aufgezehrt, ich habe nichts mehr.“ — Für eines Atems Länge hielt Provenzan ein. Und dann sprach der Stolze, der niemals noch vor einem Menschen gebeten hatte: „Ich bitte euch, helft mir! Der Tribut von San Gemignano, der uns zugesagt ist, soll ungeschmälert an die Bürger der Stadt ausgeteilt werden! Nicht einen Batzen werde ich davon nehmen! Das verspreche ich euch! Aber jetzt helft!“

Niemand wagte ein Wort. So hatten sie den schweigsamen Provenzan Salvani, der sie alle in Furcht hielt, noch nicht gesehen.

Eine große Vase aus Ton wurde hinabgetragen, auf eine Stufe gestellt.

Ein alter Hinkfuß drängte sich aus dem Haufen, ein Mann mit langem Bart und dürftig gekleidet. Er zog die Mütze ab und redete hinauf zum Herzog: „Gnädiger Herr, mehr als einmal habe ich zusammen mit Eurem Vater gefochten, und ich war auch dabei, als wir so wacker gegen die Florentiner dreinschlugen. Seit dem Tag hinke ich auf dem rechten Bein — ein guter Hellebardenstich! Da seht!" — Er zog einen Lappen zurück und wies seine Narbe. — „Nun, es ist, den Heiligen sei Dank, nicht mehr arg, nur bei Regenwetter schmerzt es noch ein wenig. Herr Mino hat mir am Abend der Schlacht zehn Batzen geschenkt, und immer pflegte er sein Pferd anzuhalten, wenn er mich auf der Straße traf, und nach meinem Bein zu fragen. Ich gebe Euch und ihm von Herzen gern, und ich wollte, es wäre mehr, aber ein armer Mann hat nicht viel herzuschenken." — Albanello stieg hinauf und legte ein paar Silberstücke in die Vase. Dann kehrte er sich, warf die Hände hoch und redete eifrig zu den Leuten. — „Steht doch nicht da und glotzt! Tut, was unser guter Herzog fordert! Hat er euch nicht oft genug geholfen? Hat euch Herr Mino nicht Gutes getan? Jetzt sollt ihr euch dankbar zeigen!"

Sie kamen herbei und warfen mit einem Blick auf den Herzog Silberstücke ins Gefäß.

Der Paternostermacher Zaffi, der ein paar Häuser in der Stadt besaß und ein schönes Weingut dazu, auch viel Geld auf Zinsen liegen hatte, der hielt ein Goldstück hoch, daß es der Herzog sähe, warf es ein und sprach dazu: „Ein Goldgulden!" — Und dann zog er mit Umständlichkeit einen zweiten hervor und dann noch einen und wies jeden dem Herzog, dessen Gesicht faltig wurde, als schmecke er grüne Galle.

„Seht den reichen Zaffi! Drei Goldstücke hat er für den Herzog und nicht mehr!"

„Und wieviel gibst du?" fauchte Zaffi, der sich sehr freigebig dünkte, den Schreiner Petrucci an.

„Mußt du es wissen? Wenn ich schenke, so mache ich nicht viel Sprüche dazu. Gäbe nur jeder soviel wie ich, dann könnte unser Herzog schon zufrieden sein!"

„Ich will daneben stehen!" lachte Zaffi boshaft und rührte sich nicht vom Fleck. — „Komm und zeige, wie großmütig du bist!"

„Ich gehe, Geld zu holen!" — Der Schreiner verschwand, und die Leute lachten hinter ihm her.

Provenzan ertrug es nicht, er trat zurück vom Fenster.

Jetzt streckte Cipolla, der Waffenschmied, der mit lauernden Augen gewartet hatte, den Kopf hoch. — „Gestern abend bin ich im Schlosse gewesen — ich sage euch, Leute, da hat ein anderer Wind geweht! — ‚Ich will dich nicht mehr sehen, Kerl!' — Und: ‚Ich brauche dich nicht!' — Gestern hat er uns noch nicht gebraucht — versteht ihr?"

„Und habt ihr auch gemerkt, wie er das herausgebracht hat: ‚Ich bitte euch?'" höhnte der Leinenweber Vivaldo, ein langer Kerl, der seine Arme durch die Luft wehen ließ, als wären es Windmühlflügel. — „Ich dachte schon, es würde ihm in der Kehle stecken bleiben, und er müßte an diesem ungewohnten Bissen ersticken."

Cipolla hetzte. Er war der einzige unter den Leuten, der mehr wollte als seinen Spaß haben, er gedachte sich groß in Gunst zu setzen beim Visconti, den er kannte. — „Was meint ihr? Wenn wir ihm genug geschenkt haben, dann sind wir doch wieder das Gesindel und die fetten Affen! Oh, ich kenne diesen Herrn! Aber mein Gold ist an meinem Beutel festgewachsen wie eine Zecke an das Fell eines Straßenköters!"

„Und meines kann fliegen wie eine Lerche am Morgen!" — Der Vivaldo schnellte seinen Arm auf, ein Silberstück flog in die Luft, und er fing es in der offenen Hand.

In der Tür oben stand jetzt der Visconti. Er hatte ein prächtiges Gewand aus weißem Atlas angelegt, auf den schwarzen Locken saß eine Mütze aus dunkelrotem Samt, die mit Goldfaden bestickt war.

Er sah hinab in die Menge und fragte: „Geht es jeden Morgen so munter zu bei euch? Was bedeutet das?"

„Das bedeutet," erwiderte Cipolla überlaut, „das bedeutet mit Eurer herzoglichen Gnaden Erlaubnis, daß unser großmächtiger Herr seinen letzten Batzen vergeudet hat, und daß ihm Freunde aushelfen sollen!"

„Ich sehe, daß ihr nicht geizig seid!" — Der schöne Jüngling oben hatte ein Lächeln für das Volk von Siena. — „Aber der Herzog sollte den Bürgern schenken, dächte ich, nicht von ihnen fordern!"

„Bei uns ist das nun einmal umgekehrt, wie Euer Gnaden bemerken können!"

„Das gefällt mir wenig!" — Er redete zu ihnen allen, ein großer Herr, der sich gewogen zeigt. — „Wenn ihr das Volk von Mailand fragt, so werdet ihr hören, daß dort andere Bräuche im Schwange sind!"

Cipolla warf seine Mütze in die Luft. — „Hoch lebe Herzog Andrea Visconti!“

„Euer aller Freund!“ Und mit dem Lächeln, das großen Herren gemein ist mit gefälligen Mädchen, trat er zurück ins Haus des Salvani. Hinter ihm rief noch Cipolla: „Eurer Gnaden allerbeflissenster Diener!“

Wenige nur hatten ihn gekannt, und Cipolla erklärte ihnen jetzt, daß kein Fürst Italiens dem Visconti gliche an Reichtum und Freigebigkeit. — „Wenn wir so einen hätten —“

Aber der Zaffi hob die Hand auf und hieß ihn schweigen. Alle blickten nach oben: Herzog Provenzan, schwarz und schlicht, stand in der Türe mit seiner Schwester.

„Jetzt mußt du selbst hinabgehen!“ flehte Ginevra. „Sonst treiben sie ihren Scherz, bis es zu spät geworden ist! Stehst du aber unter ihnen, und bittest du jeden um eine Gabe, so wird keiner sie weigern!“

„Vergiß nicht, wer ich bin!“ sprach finster der Herzog und trat zurück ins Haus. Er ertrug nicht die frechen und die heuchlerisch unterwürfigen Gesichter da unten.

Ginevra jedoch ließ nicht von ihm. — „O Bruder, es ist keine Schande zu bitten, damit der Freund lebe! Ich weiß es ja, mächtiger ist dein Stolz als Karl und alle Könige der Erde — aber jetzt mußt du ihn besiegen! Scheust du nicht zu sehr die Menschen und ihre Blicke?“

„Du hast es ja gehört — das boshafte Lachen — und die täppischen Worte! Ich habe gebeten — und die Hunde spotten!“

Ginevra hielt seine Hand fest. — „Nicht Hunde sind es, Menschen wie ich und du! Und weil sie Menschen sind, kränkt sie dein Hochmut!“

Er aber sprach hart: „Ich kann nicht weiter gehen!“

Sie empfand die brennende Kraft seiner Seele, die sich nimmer beugen konnte, und sie wurde klein wie ein Kind und schlug die Augen nieder und trat weg von ihm, an die Türe, die hinunter wies zu den Menschen. — „Nun spreche ich nichts weiter. Schließ alle Pforten hinter mir zu — ich will hinabgehen und bitten.“

„Ginevra — das erlaube ich nicht!“

Sie zog den eisernen Ring ab, den sie vom Großvater her trug, und bot ihn Provenzan. — „Ich will nicht mehr eines Großen Schwester sein! Ich will nicht mehr heißen, wie mich meine Eltern genannt haben! Eine Bettlerin ohne Heimat noch Namen bin ich fortan!“

Sie trat auf die Stufe — aber er hielt sie. — „Nein!“ — Er gab ihr den Ring wieder. — „Ich werde stark sein wie noch nie! Alles werde ich ertragen — für dich und für Mino! Ich lasse nicht ab, ehe Mino gerettet ist!“ — Er stieg langsam über die Treppen, und er sah auf die Menschen unten mit dem Blick, den sie fürchteten, sie schlugen die Augen nieder. Oben lehnte bleich wie der Marmor des Hauses Ginevra. Sie glich einem Bilde, von dem sterbliche Menschen Heil erhoffen. Sie hatte die Arme aufgehoben und geleitete mit tiefer Inbrunst Provenzan auf dem steilsten Weg seines Lebens. — „Gott stärke dich und schenke dir die höchste Kraft, die Kraft der Demut! Daß Liebe allein dein Herz erfülle!“

Er kehrte sich mit einem Ruck den Bürgern zu, die angehaltenen Atems ihn umstanden, einer an den anderen geschmolzen, es wogte hinüber zu den Häusern, aus deren Öffnungen Menschenköpfe dicht wuchsen, wie niemals gesäetes Unkraut.

Der Herzog sprach laut zu den Menschen unten: „Ihr Männer von Siena! Wir wollen Mino nicht sterben lassen! Gebt, was ihr entbehren könnt! Ich habe euch nie um etwas gebeten. Nun tue ich es. Später will ich alles wiedererstatten, wie ich kann. Wenn wir nicht bis zur Mittagstunde zehntausend Goldgulden ins Lager des Königs senden, stirbt Mino! Ich bitte euch!“

Provenzan Salvani, den sie kannten von Jugend her, den sie geliebt hatten um seiner selbstlosen Taten willen, Provenzan Salvani stand vor ihnen und bat. Und sie drängten sich, die Gabe in der Hand, jeder wollte der erste sein, keiner wollte zurückbleiben, wo ihr Herzog bat.

Der dicke Kaufmann Galgano stieg hinauf und warf Gold in die Vase. — „Ich gebe es Euch gern, Euer Gnaden!“

Und der Zaffi, der einem fetten Pfäfflein glich, zog noch zwei Goldgulden heraus und zeigte sie Provenzan. Er ließ sie in das Gefäß fallen und sprach dazu: „Hier sind noch zwei Goldgulden — das macht fünf im ganzen!“

„Gut!“ preßte der Herzog zwischen den Lippen hervor.

Cipolla trat zum Herzog. — „Gestern habt Ihr mir befohlen, daß ich mich nicht mehr vor Euch sollte blicken lassen! Wißt Ihr's noch?“

„Ich brauche dich nicht!“

„Wenn ich Euch aber zehn Goldgulden schenke?“

„Leg' es hinein!“ knirschte der Herzog.

Frech sah ihm Cipolla ins Gesicht. — „Ist das alles?“

„Ich danke dir!“

Der Waffenschmied glaubte den Visconti zu sehen, der hinter einem pergamentverklebten Fenster stand, und er wollte dem zeigen, daß er jedes Vertrauens würdig war. Er zog die Hand zurück, die das Gold dem Herzog vors Gesicht gehalten hatte, und sprach — aber es war wie das scheue Knurren eines Hundes, der plötzlich auffährt und den Herrn von hinten ins Bein beißt. — „Nun — hört einmal!" sprach der Cipolla. — „Wenn Ihr ein Geschenk von mir haben wollt, so könntet Ihr, scheint mir, ebenso höflich mit mir sein wie ich mit Euch bin! Meint Ihr nicht auch?" — Aber sein Herz zitterte, und er spähte mit einem schiefen Blick, wie er schnell untertauchen könnte in der Menge.

„Was soll das Geschwätz! Gib oder gib nicht!"

Cipolla gedachte kühn zu reden — aber er stammelte nur: „Das soll — ich meine — Ihr könntet — wenn es Euch nämlich beliebt — Ihr könntet wohl ebenso gut sagen: ich danke Euch — wie Ihr sagen könnt: ich danke dir."

Ein Lächeln trat in das starre Gesicht des Herzogs — Knecht, der sich als Herr aufspielen möchte! Und er sprach mit einem Neigen des Kopfes — aber es war mehr Kränkung als manch böses Wort: „Ich danke Euch, Messer Cipolla!"

Der wurde rot und blickte um sich — hatten alle vernommen, daß der Herzog von Siena zu ihm redete wie zu einem Herrn? Er öffnete die Hand und warf das Gold in den Topf, daß es klang. „Es ist mir eine Ehre, Messer Provenzan!"

Leises Kichern huschte durch die Menge. Der Herzog faßte ans Schwert.

„Sei groß, Bruder!" rief Ginevra.

Die Leute hatten jetzt ihren Spaß mit der Bianca Capece, die unsicheren Schrittes um die Ecke bog. — „Die Capecina! Die Capecina!" — „Sie hat den Geldschrank des Alten ausgeraubt!" — „Er wird sie totschlagen!" — Und die gelle Stimme der Nastagia Vivaldo, die wie aus einem zerbrochenen Glas klirrte: „Für ihren Mino! Alles für ihren Mino!" — „Laßt ihr Raum!" — „Wir wollen sehen, wieviel er ihr gilt!"

Die schöne Bäckersfrau stand vor dem Herzog, und sie war so verwirrt, daß sie nicht reden konnte noch gerade blicken. — „Erlaubt mir — allergnädigster Herr Herzog — ich bitte Euch — erlaubt mir —"

„Capecina! Capecina!" sauste es um den Platz wie aus Pfeifen, und die Nastagia, deren Kopf gleich dem Kopf einer Nadel auf dem dünnen Hauthals wackelte, fauchte immerfort: „Für ihren Mino! Alles für ihren Mino!"

Bianca mußte sich am Stein festhalten. — „Ich bitte Euch — es ist nämlich — mein Mann — wir wohnen dort unter den Lauben —"

Ein Fenster ging auf, und man erblickte den Visconti, der Gaspara vortreten ließ. — „Ei seht, Monna Gaspara! Welch neues Schauspiel!"

Sie fuhr zurück. — „Kommt fort!"

„Laßt doch sehen, was sich hier Absonderliches begibt!"

„Nein! — Ihr sollt nicht! Ich bitte Euch — nein!" — Sie zog ihn zurück.

In der Türe stand Ginevra. Ihre Augenlider, die gleich goldenen Halbmonden unter der Stirn leuchteten, waren durchscheinend geworden von den Tränen der Nacht.

Bianca Capece stammelte vor dem Herzog. — „Ich bitte Euch, gnädiger Herr — ist es denn wahr — daß der gnädige Herr Mino —"

„O Mino! O süßer Mino!" johlte es.

Die Geängstigte sprach fort: „Seht, gnädigster Herr Herzog, was ich gebracht habe, damit Herr Mino nicht —" Aber im Lachen und Rufen versanken ihre Worte. — „Diese Kette hier — und den Ring —"

„Den Ring ihres Mannes!" — Nastagias Stimme klang wie Geierschrei. — „Die Liederliche!"

Bianca zog Stück nach Stück aus einem Korbe, gab alles schüchtern dem Herzog in die Hand. — „Und dann noch dieses Armband mit den Steinen!"

„Wo ist denn der Capece?" kreischte die Nastagia, trunken von der Wollust ihrer Bosheit.

Bianca schluckte Tränen. — „Aber es wird nicht reichen. Wieviel das wohl sein mag, zehntausend Goldgulden?"

Der Herzog nahm, was sie gebracht hatte, aus ihren Händen, er mußte sie halten, denn sie taumelte. — „Ihr seid eine gute Frau! Ich danke Euch, daß Ihr meinem Freunde helft!"

Über alles Lachen schwirrte aus dem Munde der Nastagia ein Pfeil, der in Gift eingetaucht war — „Ihrem Freunde!"

Der Pfeil durchsauste die Luft, traf Ginevra oben. Zitternd schlug sie den Mantel vors Gesicht.

Der Herzog sprach zu Bianca: „Mino soll auch von Euerem Geschenk wissen! Er wird zu Euch kommen und Euch danken!"

Neuer Jubel schoß auf. Und Bianca stammelte: „O gnädiger Herr, warum verspottet Ihr eine arme Frau? Ihr glaubt gewiß auch, was die schlechten Menschen —" Ihre Worte wurden von Tränen ertränkt.

„Beruhigt Euch doch! Ich kenne Euch ja gar nicht!"

„Ich bin die Frau des Bäckers Capece —“ Ginevra tastete mit ihren Sohlen die Treppe hinab zum Bruder. — „Nimm das nicht!“ bat sie. — „Nichts Gutes kann daraus entstehen!“

Wiederum stand Gaspara am Fenster oben, von Neugierde besiegt. Hinter ihr erschien der Visconti. — „Ei seht doch!“ rief die Herzogin. „Unsere Schwester will nicht, daß die Bäckersfrau Herrn Mino auslöse!“

„Ich bitte dich, gib das zurück!“ stammelte unten Ginevra.

„Hör' doch nicht auf das Geschwätz!“ — Provenzan legte Biancas Geschmeide, das er noch zwischen den Händen hielt, in die Vase hinein. Er sah Ginevra an. — „Was willst du? Freu' dich der reichen Gaben!“

Sie schrak zusammen, wie überwiesen arger Schuld, schleppte sich aufwärts zur Türe.

„Seltsame Sitten hat der Herzog von Siena!“ — Der Visconti fühlte den nahen Sieg, ließ seine Maske fallen.

Die Herzogin bebte. — „Provenzan!“ rief sie flehend hinab. — „Bedenke, wer du bist! Denk auch an mich! Du kannst mir das nicht tun! Dir und mir!“

Aber er wies sie fort. — „Du sollst hier nicht stehen, Gaspara!“

„Habe Mitleid mit mir, mit deinem Weib, das dich liebt!“

Dumpf antwortete er: „Ich halte Minos Leben zwischen meinen Fingern!“

„Sieh mich an!“ rief sie in Verzweiflung. — „Komm zu dir! Und vergiß nicht, wer ich bin! Wer mein Vater ist!“

Von unten sprach Provenzan, flehend fast: „Eine Stunde nur! Daß Mino nicht sterbe!“

Die Bäckersfrau war hinabgestiegen, und schon wurde sie vom Capece gefaßt, den einer geholt hatte, fortgezogen, geschlagen. Spott flügelte durch die Luft, bespritzte ihn von überall. Sie hatte ihn bestohlen, um ihren Liebsten freizukaufen! Um ihn wieder herzen zu können! Der Bäcker schlug auf sie ein. — „Hab' ich darum dich ohne einen Batzen zur Frau genommen, daß du mir Schande ins Haus bringst und mit großen Herren Buhlschaft treibst!“ — Und dann beklagte er sein eigenes Los, daß er nicht mehr wüßte, ob die Kinder, die sie geboren, sein wären!

Ginevra stand neben dem Bruder, legte ihre Hände seinen Schultern auf, sprach flehend: „Eine Stunde nur noch bis Mittag! Wir haben schon viel beisammen.“

„Schamlose du!“ schrie in Wut Gaspara oben. — „So bettelt sie für den jungen Herrn! Aber ich will nicht mehr ihre Schwester sein!“

„Schweig!“ herrschte Provenzan. Und Ginevra bat mit erlöschender Stimme: „Willst du es uns noch schwerer machen?“

„Du solltest dich verkriechen, wo dich kein Auge findet, Ginevra!“

„Jetzt ist nicht Zeit, sich zu verkriechen!“ kam entschlossen die Antwort.

Der Visconti ließ seinen Hohn flammen. „Zum zweitenmal stürbe Euer Vater, Monna Gaspara, könnte er dies sehen!“

Es flackerte über ihr Gesicht. — „Du Ehrvergessener!“ schrie sie zum Gatten hinab.

Der Visconti frohlockte. Er wandte sich ins Haus hinein, rief einem Diener: „He, Bursche!“ — Zu Gaspara: „Wir wollen freigebig sein gegen Eueren Herrn!“ — Der Diener kam. — „Nimm zweihundert Goldstücke und bring sie dem Manne dort unten!“ — Und dann zur Herzogin: „Könnte er uns nicht schuldig zeihen, daß wir sein Gut verpraßt haben, und daß er jetzt unsretwegen betteln muß?“

Provenzan erbebte. Aber jäh wurde sein Gesicht hinaufgerissen, zum Turm des Hauses hinauf, und die Gesichter der Menschen wurden gefaßt und umgebogen mit seinem. Da stand in der Öffnung der großen Steinmauer, wo auf eisernem Gestell die schwere Schleuder geschient war, dort stand hoch und schmal im schwarzen Gewand eine Frau mit halberloschenen Augen in dem groß gemeißelten Antlitz. Es war Valentina, die alte Mutter des Herzogs, die nicht mehr zur Messe ging und nicht mehr mit Menschen redete. Als jetzt ihre Worte hinabfielen auf die Köpfe, da war es wie Aufschlagen der Steinkugeln aus der Schleuder, an der sie lehnte.

„Wer ist der Mann, der vor dem Hause des großen Herzogs Provenzan Groschen sammelt?“

Gaspara nahm ihren Haß in die Hände, schleuderte ihn hoch auf zum Turm. — „Er selbst ist es, Euer großer Sohn!“

„Du irrst, Tochter!“ — Schwer schlugen die Worte auf, als träfen sie metallene Schilde. — „Ich habe nur einen Sohn, und der ist Herzog in Siena!“

„Zum Bettler ist der Herzog geworden!“

„Ist der Herzog tot?“ kam es dumpf von oben. „Dann habe ich keinen Sohn mehr.“

„Geht doch hinab, Mutter!“ bat Provenzan. — „Mino, den Ihr auf Eueren Knien gewiegt habt, muß sterben, wenn ich nicht Lösung sende! Und ich bin arm.“

Ihre Augen weilten in Fernen, sie wurde des Sohnes nicht gewahr. — „Was spricht der Bettler vor des Herzogs Tür?“

Ginevra stand hoch erhoben, rief der Mutter zu über die Menschen: „Er sagt, daß er dem Freund Treue zu halten weiß!“

Aber greller als sie Gaspara: „Er sagt, daß er einmal ein Großer gewesen ist und nun alle Größe vergessen hat!“

Provenzan hielt den Topf umklammert, so hart, daß der blaue Schmelz blätterte. — „Was wollt Ihr lieber, — daß Mino stirbt oder daß ich die Bürger von Siena bitte, sein Leben zurückzukaufen?“

Sie schien seine Worte nicht zu verstehen. — „Was spricht der Bettelmann?“

Gasparas Stimme war zerrissen von allem Schmerz und aller Verwirrung der Stunde. — „Er sagt, daß er sich und sein Weib schänden will, um Mino zu retten! Und er sagt, daß ihm ein Fremder mehr gilt als sein Weib und als seine Ehre!“

Aber Ginevra flehte: „Hört nicht auf sie, Mutter! Größer als alle Herren Italiens ist mein Bruder, weil er den Größten von ihnen besiegt hat, Provenzan Salvani, der sich noch keinem gebeugt!“

Da war es, als könnte die Greisin oben wieder Menschen sehen und nicht nur die ziehenden Nebel der Ferne. Sie sandte die Augen tief und sprach hart zur Tochter: „Wohl dir, Ginevra, daß du noch einen Bruder hast! Ich habe keinen Sohn mehr!“ — Sie verschwand.

„Und ich muß einen Bettler Gemahl heißen!“ — Die Stimme Gasparas brach in zackige Stücke.

Der Visconti schürte noch ihren Grimm. — „Ein übler Gatte für Alessandro Gonzagas Kind ist ein Batzensammler!“ — Der Bursche, den er ausgesandt hatte, trat zum Salvani, reichte eine Schüssel mit Goldstücken hin. — „Vom Herzog Visconti!“

„Hab' ich ihn gebeten?“ brach es aus dem gequälten Mann. — „Nimm das und sag' deinem Herrn, daß ich nichts von ihm brauche!“

Aber Ginevra flehte: „Du brauchst es!“

Seine Hände sanken vom Topf ab, er stand ohne Kraft. Für Mino! — Hatte Ginevra in ihrer Angst gerufen oder klang es durch seine Seele so?

„Komm her, Mensch!“ zögerte Provenzan. Und der Diener, der schon einen Schritt fort getan hatte, kam wieder und gab dem Herzog seine Schüssel in die Hand, die abrann in unersättliche Leere. — „Ich danke — dem Herzog Andrea!“

Der aber lachte von oben: „Habt Ihr schon bald genug in Eurem Topf?“

Mit bösen Worten schlug die Herzogin auf Ginevra. — „Du Anstifterin aller Schmach! Mehr als einem Mädchen ziemt, sorgst du um Mino!“

„Du solltest Frieden säen, Schwester!“

„Und du tätest recht, in der finstersten Ecke zu kauern! Wie eine Nonne senkst du den Blick und bist doch gierig nach Minos Küssen!“

So voll bitteren Schmerzes war Ginevras Schrei, daß alle Menschen stumm wurden und auch dem Visconti der Spott erlahmte.

„Bezähme dich, Gaspara!“ — Doch dem Salvani war die Kraft gebrochen, es klang wie eine Bitte nach oben.

Vor ihm stand jetzt einer, Giacomo war es, der Diener seines Hauses, den er gestern fortgejagt hatte. Der hielt einen kupfernen Heller. — „Euere gnädige Mutter sendet Euch dies!“

Aber er ertrug den Blick nicht, der ihn traf, er warf seine Münze hin, daß sie über die Treppen rollte, und floh.

Oben stand der Visconti, ein siegender Fürst. Die Stunde war nah, da alles sein werden mußte, die Frau, die er früh geliebt, und die Herrschaft in Siena, nach der er gierte.

„Bettler du!“ heulte Gaspara auf. „Hast du nicht gestern meine Perlen begehrt?“ — Und sie riß sich das Band vom Halse und warf es hinab in den nimmer zu füllenden Schlund. — „Kauf' dir Mino!“

So wie ein Sturmstoß niederfährt auf den See und eine Höhle ins Wasser wühlt, Wände heben sich hoch und brechen gleich wieder splitternd nach allen Seiten im Schwall und zerspellen die Fläche zu Scherben: so schoß es auf, vom Halsband getroffen, und es brandete wild, und die Wogen des Volkes flossen über und kochten gegeneinander.

Schiffbrüchig klagte im Schäumen die Stimme des Galgano um sein Gut.

Das Wort Provenzans teilte die vergischtenden Wässer: „Ich will deine Perlen nicht!“ — Aber entfesselt schrie die Tochter des blutigen Helden: „So wirf sie einem anderen Bettler hin! Nicht mehr berühren mag ich, was du mir geschenkt hast!“

„Ich verbiete dir so zuchtlose Reden!“

„Du willst mir verbieten? Die Tochter Alessandro Gonzagas wirft dem Bettler vor ihrer Tür eine Gabe zu!“

„Fort!“ schäumte der Salvani. „Gehorche!“

Ginevra stand beim Bruder. — „Mittag ist nahe — wird Mino leben?“

Er warf einen Blick in den Abgrund des Topfes, der soviel Kraft verschlungen hatte, soviel Größe und soviel Stolz. — „Umsonst alle Schmach!“

Der Visconti triumphierte. — „Nun gewinne ich Euch, Gaspara! Knien soll er vor mir, mit aufgehobenen Händen! Und so sagt er sich los von Euch — denn Ihr seid eine Fürstin!“

Sie erschrak. — „Nein! Das will ich nicht!“

In Ginevras Herzen quoll nie gekannte

Kraft. Ihre Muskeln spannten sich, und wie von hoher Erleuchtung getroffen, umschlang sie mit beiden Armen die Vase. Sie trug sie über die Stufen hinab, mitten unter die Menschen, und sie redete laut, mit einer Stimme, die noch niemand vernommen, stark und doch bebend in Tiefen. — „Eine Stunde nur ist Herrn Mino noch Frist gegeben! Ihr kennt ihn alle! Ihr liebt ihn alle! Manchem von euch hat er Gutes getan! Er darf nicht sterben! Rettet ihn! Ich bitte euch, ich flehe euch an!" — Sie stellte den Topf nieder und schloß um ihn die gefalteten Hände.

„Ginevra!" entsetzte sich der Herzog.

„Ginevra! Wach' auf!" schrie Gaspara von oben.

Sie aber wandte sich nicht zurück, wo Bruder und Schwester riefen, wo das Haus des Vaters stand, zum Opfer hatte sie sich geweiht, sie schloß alle Wege ihres Lebens zu in dieser Stunde. — „Wendet euch von mir! Ich kenne euch nicht!" — Sie hob sich auf und tat einen Schritt und sprach zu denen, die sie umdrängten: „Ist eines Menschen Leben nicht werter als Gold?" — Vor ihr stand der Zaffi, sie faßte seinen Arm. — „Gib! Gib, was du geben kannst!"

Er drehte sich, hätte gern ihren Griff abgetan. — „Ich habe schon viel gegeben, der gnädige Herzog ist mein Zeuge."

„Gib noch!" — Aus einer anderen Welt schien sie zu sprechen, ihre Augen leuchteten wie die Augen der Madonna überm Altar. — „Gib, was du besitzest! Mein Gebet wird dir den Lohn des Himmels bringen!"

„Eine Heilige!" raunte es.

Der Zaffi holte seinen Lederbeutel hervor, kehrte ihn um in die Vase. Ungezählt rann Silber und Gold.

Ginevra preßte seine Hand: „Freund! Mein Freund!" — Und sie stand vor dem Cipolla, rührte ihn an. „Dich habe ich oft in unserem Hause gesehen! Du bist der Waffenschmied, hast Helm und Krebs meinem Bruder gefertigt. Du kennst Herrn Mino!"

„Ich kenne ihn," sprach Cipolla, „und ich weiß, wie er ist."

„O, er ist edel, der edelste aller Menschen!" — Und da Cipolla erwidern wollte, umklammerte sie stark seinen Arm. — „Hilf! Gib! Noch im Alter freust du dich der guten Tat!"

Er war verwandelt, den der Herzog und sein Feldherr geschlagen hatten. Er gab seine Goldgulden hin unter des Visconti Augen. — „Für Euch, hohe Frau!"

„Dank! Dank! Ich vergesse niemals!" — Sie beugte sich.

Aber er stand vor ihr wie ein sündiger Mensch vor einem Heiligtum steht. — „Ihr müßt nicht danken!"

„Ich muß danken, wenn du barmherzig bist!"

Sie rührte den langen Vivaldo am Arm. — „Du! Auch du! Gib! Gib schnell!"

„Habe selbst nicht genug mit Weib und Kind!"

„Denk nicht an morgen! Deinem Weibe wirst du teuerer sein, wenn du edelherzig bist! Einen rettest, der sonst schuldlos verdirbt! Du hast einen Bruder, kannst ihn lösen — wirst du fragen und zagen? Dein Bruder ist Mino — laß ihn nicht sterben!"

Vivaldo zog den Ring ab, den ihm sein Vater gelassen. — „Geld habe ich nicht! Aber diesen Ring geb' ich Euch gerne! Ihr versteht es, einem das Herz warm zu machen!"

Ohne Regung, mit gebannten Augen stand Provenzan, stand Gaspara. Der Visconti wartete kalt.

Alle Scheu war von Ginevra gefallen, sie redete wie eine Verzückte unter den Menschen. — „Gott merkt sich's bis zum Tag des Gerichtes, daß du einem Bruder geholfen hast!"

Eng standen sie um Ginevra, Männer und Frauen. — „Ihr müßt nicht weiter reden!" — „Wir geben, was wir haben!" — „Helft Ihr nicht immer gerne? Nun ist es an uns!" — Der Strom, der sich in die Vase ergoß, schwoll an wie ein geringer Bach nach dem Gewitter, das auf Bergen gebraust hat.

Die Bianca Capece, die schon soviel gegeben hatte, war dem Mann entwischt und eilte vom Laubenweg her. — „Wo ist der Topf? Noch vier Goldstücke bringe ich!" — Die Leute traten ohne Lachen zurück, reckten neugierig die Hälse.

Sie stand vor Ginevra, hielt ihr das Gold entgegen.

Aber hoch wuchs die Fürstin, preßte sich die Vase, die schwer war vom Gold, an die Brust, als hielte sie ein geliebtes Kind. — „Fort!" herrschte sie. — „Rühr' das nicht an!"

Wie eine, die auf heimlich böser Tat gefaßt wird, so schlug Bianca die Stirne nieder, wich unter die Menschen.

Hinter ihr riß das Gelächter sich von der Kette.

Ginevra erschauderte tief hinab — darf ich von dem nehmen und von jener nicht? — Wie eine Blume, die unbedacht vom Stocke des Wanderers getroffen wird, so knickte ihr Kopf. Sie ging hinter der Bianca her — und bot ihr den Bettelsack. Dazu sprach sie, aber man sah nur, wie die Lippen sich regten, und sie blickte nicht auf dabei: „Ich bitte — um deine Gabe!"

Die Bianca warf ihr Gold ein. — „Für den gnädigen Herrn Mino! Daß er bald wiederkehre!"

„Dank!“ nickte Ginevra.

Die Leute hatten die Faust abgeschüttelt, die ihnen die Gurgel gepreßt, wollten die Bianca nicht durchlassen, spotteten.

Provenzan war hinabgestiegen, faßte die Schwester. — „Ginevra, ende dies! Finde zurück!“

„Noch ist nicht Zeit dazu!“

Trüb senkte er den Blick in die Vase ein. — „Es langt nimmermehr!“

Da rief laut von oben der Visconti, und sein Rufen warf jeden Ton nieder. — „Ihr da unten! Wollt Ihr, daß ich Euch alles schenke, was Ihr noch braucht?“

Als wäre ein Stein ihm auf den Kopf gefallen, so schwankte Provenzan.

Aber Ginevra antwortete für ihn: „Mein Bruder bittet Euch darum, Herr!“

Und der Salvani: „Wenn Ihr mir es leihen wollt, würde ich es erstatten mit hohem Zins!“

Der lachte roh. — „Andrea Visconti ist kein Wucherer und kein Jude! Doch hat er gestern an Euerem Tische gesessen, und wenig Ehre brächte es ihm, eines Bettlers Gast zu sein! Er will auch nicht länger zusehen, wie ein Mann um Almosen geht, der einst ein großer Herzog gewesen!“

„Messer Andrea, haltet ein!“ flehte Gaspara.

„Wieviel braucht Ihr? Fünftausend Goldstücke? Ich schenke sie Euch!“ — Er rief dem Diener, der hinter ihm stand, so laut rief er, daß jedermanns Ohr voll wurde damit, auf dem weiten Platz und in den Häusern, an denen die Köpfe wuchsen. — „Geh zum Landucci, der im Vorraum wartet! Er soll fünftausend Goldgulden hersenden!“

Die Tiefen erbebten, aufgischtete die Woge, brach sich am Rande der Stufen, sank nieder. — „Seht, welch ein Fürst!“ schrie laut Cipolla. — „Das ist Andrea Visconti, der weitberühmte Herzog von Mailand!“

Ginevra stand neben Provenzan, zwischen ihnen die Vase. — „Mein Bruder und ich danken, Herzog!“ sprach sie aus aschfarbenem Munde.

Das Gesicht des Visconti funkelte rot über dem weißatlassenen Wamse. — „Wer schenkt, will gebeten sein!“ rief er hinab. — „Ich habe Eure Bitte noch nicht vernommen.“

„Mein Bruder bittet Euch!“ sprach Ginevra demütig geneigten Hauptes.

„Kommt herauf mit Eurem Bettelsack!“

Salvani faßte ans Schwert. — „Erfreche dich nicht!“

Aber Ginevra löste dem Erlahmenden die Finger vom Griff, zog ihm das Schwert aus der Scheide.

„Ihr werdet nicht wollen, daß ich den Herzog von Siena beschenke!“ höhnte der Visconti von oben. — „Das tu' ich nicht — aber Bettlern bin ich gnädig!“

Auch für Gaspara war es zu schmerzhaft geworden. — „Wie lange noch wollt Ihr mich rot machen vor Scham, Messer Andrea? Er ist mein Gatte, vergesset das nicht!“

Aber der Visconti hörte sie nicht mehr, er schlürfte wie berauschenden Wein, daß er so vor dem Volke Sienas den Salvani demütigen durfte, daß alle sahen, wie mächtig er war. — „Hier liegt das Gold! Ihr könnt es Euch jetzt holen!“ — Und er schlug auf den Sack, den zwei seiner Diener hergebracht hatten.

Ginevra fühlte, daß ihr Bruder es nicht mehr ertrug, daß ein ganzes Leben des Stolzes niederbrach in dieser Stunde. Sie hielt seine Hand, flehte auf zu ihm: „Dies ist das Schwerste, was dir bestimmt ist — doch auch das letzte! Nun finde Kraft in deiner Seele!“

Er stand mit geschlossenen Augen, schlaff. — „Laß mich! Ich kann nicht mehr.“

„O Provenzan! Sieh, ich liebe Mino! Seit meiner Kindheit liebe ich ihn!“ — Sie sank in beide Knie, und sie kniete wie Heilige, denen überirdische Gesichte nah kommen. — „Schenk' mir sein Leben! Wie müßte Mino im Grame sterben, wenn ihm kund wird, du habest ihn nicht gelöst.“

Der Herzog stand vor ihr wie eine Säule.

„Ihr da unten! Ich bin nicht gewohnt, auf Bettler zu warten! Holt Euch mein Gold und fürchtet nicht, daß ich es wieder fordere!“

„Höre den Übermütigen nicht!“ flehte Ginevra. — „Denk nur an Mino!“

Provenzan Salvani hob die Schwester vom Boden und stieg langsam, das Gefäß unterm Arm, die Stufen hinauf vor allen Augen, bis zum Visconti.

Der neigte sich über den Topf und lachte. — „Die Bürger von Siena haben mehr Kupfer als Silber und mehr Silber als Gold, wenn ihr Herzog vor ihnen bettelt!“

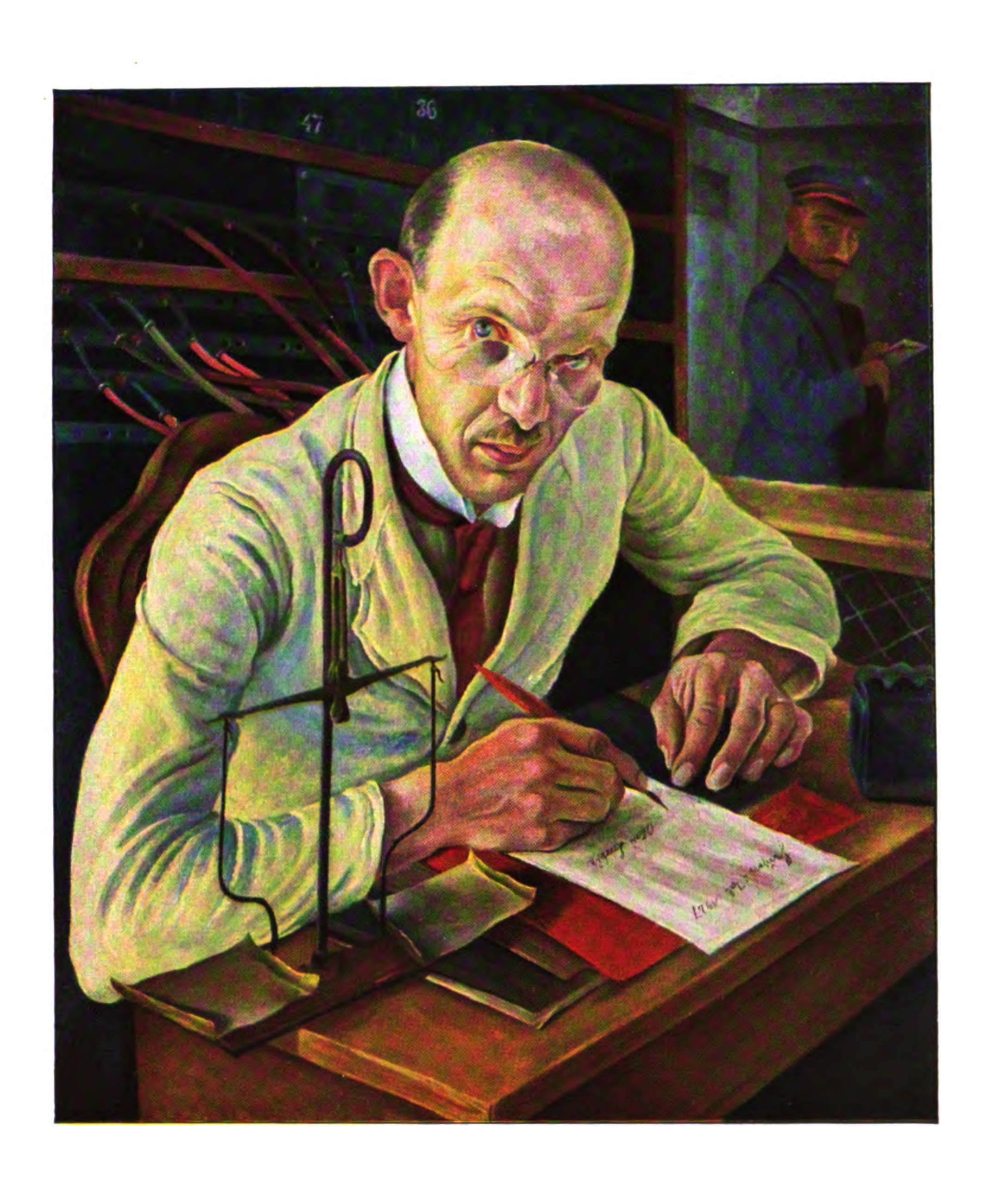
Schwer stellte Provenzan die Vase vor ihn. „Bittet!“

„Ist es denn noch nicht genug, Messer Andrea?“ bebte Gaspara in Angst.

Mit bösem Blick herrschte der Salvani sie an. — „Geh! Gehorche endlich!“

Aber den Visconti hielt es nicht mehr vor schäumendem Übermut. — „Bleibt, Gaspara! Und seht jetzt diesen Mann, der noch gestern Herzog von Siena und Euer Gemahl geheißen hat, vor mir knien!“

Provenzan tat einen Sprung, seine Faust wuchtete, der Gewandte bog sich, wurde an der Schulter getroffen. Sie dröhnten aneinander wie zwei Stiere, faßten sich, hielten



Postagent Häusler. Gemälde von Albert Birkle

fest, rangen. Zäh, hoch, sehnig der Salvani, stark, jung, geschmeidig der Visconti. Schreiend floh Gaspara ins Haus; mit weit offenen Augen, die von dunkeln Schleiern überhängt waren, stand ohne Regung Ginevra. Sie würgten Mino zu Tode ...

Oben im Turm lehnte die alte Valentina; ihre Augen waren weiß und wie ohne Stern, man hätte nicht sagen können, ob sie die Menschen sah oder eine nebelnde Ferne.

Roter Taumel fegte über den Platz. Wie von Geißelhieben gepeitscht, schnellten die Menschen hoch, schlugen schreiend um sich, wußten nicht mehr, wohin es sie zwang.

Reinbold von Gempenbach, der Hauptmann der deutschen Landsknechte, kam mit einigen herbeigelaufen, trat schützend neben seinen Herrn. Er sah, wie der Visconti nach dem verborgenen Dolch tastete, umklammerte seinen Arm, der trat ihm mit dem Fuße ins Knie, seine Mütze aus Goldgespinst fiel in den Betteltopf. Sie rissen die Ringenden voneinander. Keuchenden Atems und mit einem Blick des Mordes auf Provenzan, wurde der Visconti von den Landsknechten ins Haus gedrängt.

Und der Salvani, dem das Hemd aus dem zerrissenen Wamse quoll, nahm, von untragbarem Ekel im Halse gewürgt, die Vase auf, schwang sie hoch über seinen Kopf und schleuderte mit Wucht, daß sie zwischen Kreischenden niederbrach und in Scherben splitterte. Was darin gehäuft lag, ergoß sich in einem blendenden Schwall über die Steine.

„Hinab! Zum Gesindel!"

*

Die Türme von Siena schwankten, wollten niederstürzen über die rasende Menge. Köpfe, Beine, Arme entwanden sich Knäueln, ins Leere wurden Krallen gespannt, Zähne bissen nach Ringen im Staub. Über dem zuckenden Gliedergewirr schien die Luft zu johlen. „Gold! Gold!" Die Männer, die Weiber, die fetten Bürger und das hungrige Jammerpack — sie wühlten sich's voll Gier aus den Händen, Kleider fetzten, Metall klirrte, Getretene heulten. In die Häuser wurden die überhängenden Köpfe geschluckt, alle Tore warfen schwirrende Menschen aus. — „Gold! Gold!"

„Wir müssen bezahlt werden!" schrie der Cipolla, er hielt die goldene Mütze des Visconti. Aber ein Bursche faßte und riß. — „Ihr Schufte! Ihr seid reich!" — Cipolla klammerte, jeder hatte ein Stück.

„Mein Perlenband!" klagte der Galgano. „Ihr wißt doch alle, daß es mir gehört! Daß es niemals bezahlt worden ist!" — Allein er wagte sich nicht dorthin, wo schon Blut floß, die Perlen rollten verstreut über die Steine.

Frauen kreischten. — „Auch mir! Auch mir! Der Herzog schenkt es uns!"

„Die Scherben! O weh! Die Scherben!" — Ein Mädchen hatte sich den Fuß blutig getreten.

„Diebsgesindel!"

Das letzte Goldstück war aufgelesen worden mit Stoßen und Geschrei. Die Menschen waren in ihre Gassen zurückgelaufen, der Platz war leer.

Da schlug die Glocke zwölfmal vom großen Stadtturm.

Auf den Stufen seines Hauses stand Provenzan Salvani wie eine Säule von Erz, nahe von ihm kauerte Ginevra. Jetzt hob sie das Gesicht auf. Und als der letzte Glockenschlag verklungen war, murmelte sie: „Das Beil fällt — einmal — zweimal — dreimal." — Sie legte sich den Mantel vors Gesicht und redete nicht mehr.

Hoch über den Menschen stand die alte Valentina, schaute in Fernen. Ihre Worte tönten wie aus Schlaf: „Mir träumte, der Herzog von Siena sei zum Bettler geworden und gehe um Almosen auf den Markt — ein schwerer Traum. Aber nun bin ich wach und finde meinen Sohn wieder." — Ihre Augen kamen zurück zu den Menschen — „Wer ist die Frau, die verhüllten Hauptes auf der Schwelle sitzt?"

„Eure Tochter!" gab der Herzog zur Antwort.

„Um wen trauert sie?"

„Um ihren Liebsten, den ich erschlagen habe!"

Hochauf reckte sich die Greisin. — „Sie soll nicht trauern! Ist ihr Bruder nicht groß und stolz? Freue dich, Ginevra!"

„Sein Stolz ist dahin!" — Tonlos klang die Stimme des Salvani.

Aber die Frau oben redete, und es dröhnte wie Metall: „Herzog!"

„Kann Herzog sein, wer Bettler gewesen?"

„Was hat mein großer Sohn mit Bettlern zu schaffen! Böse Träume, die versunken sind!"

Er ballte die Faust. — „Unheil hast du über uns gebracht, Mino!"

„Vergessen! Vergangen!"

„Daß es vergessen sei! Aber die Scherben der Bettelbüchse haben ihre Spur in die Erde gegraben!"

Pferdehufe schlugen an Stein, von der Straße unten tauchte ein Reiter auf, es war der junge Pecorai da Turita. Die schimmernde Seide seines Festgewandes war mit Kot befleckt.

Pecorai sah den Herzog an seiner Türe stehen, aber er sah nicht Ginevra, die ganz eingehüllt war in ihren grauen Mantel.

„Bittere Kunde!" — Er warf das Bein über und eilte die Treppe hinauf, ohne seines Pferdes zu achten, das herrenlos scharrte. — „Wieder hat Karl seine weißen Lilien in Blut getaucht! Ein wildes Vieh ist er! Wenn er nicht Gold zu fressen bekommt, muß er Blut saufen!"

„Kommst du von ihm?" fragte der Herzog.

„Meinen Leib bot ich zum Einsatz für Herrn Mino, daß er noch einen Tag und eine Nacht lebe — doch der König verschmähte das Pfand und schickte mich her, Euch das Schreckliche zu melden."

„Ist Mino tot?"

„Als ich vor dem König bat, da wurde er vorübergeführt zum Tode."

Durch den grauen Mantel, der Ginevra zudeckte, ging Beben.

Der Jüngling fuhr fort: „Kniest du für mich, Pecorai? fragte Herr Mino. — Für Euch, lieber Herr! — Da faßte er meinen Arm. — Steh auf, Knabe! Dazu hat Provenzan dich nicht hergesandt! — Er will Euch freikaufen! schrie ich in Angst. Doch der König wartet nicht bis zum Abend! — Da reckte sich Herr Mino, der waffenlos zwischen Speerträgern ging, hoch auf und sprach: Sag' Provenzan, daß seine Liebe in mir lebendig ist, daß ich weiß, er setzt alles ein, mich zu retten! — Und er sah auf den König mit solch stolzem, höhnischem Lächeln, als wäre Karl von ihm in den Tod gesandt worden. Der König stampfte auf — aber es war, so mein' ich, die Scham, die er zertreten wollte: Schnell! Führt ihn fort! — Ich ging hinter Herrn Mino wie ein Hündlein, das von seinem Herrn nicht lassen kann, er wandte sich zu mir zurück und flüsterte: Sag' Monna Ginevra, sie möge meiner nur im Guten denken und sie möge in ihrem Herzen alles auslöschen, womit ich sie gekränkt habe!"

Plötzlich wußte Pecorai, daß es Ginevra war, die unter dem grauen Mantel zuckte. Er reichte ein Kettlein hin, das er an der Brust geborgen. — „Dies hat er mir für Monna Ginevra gegeben!"

Eine Hand tastete danach aus den Falten.

„Weint Monna Ginevra um Mino?"

Ohne Antwort hielt ihn der Herzog. — „Dank, Pecorai! Dank für alles! Ginevra hat keinen Blick mehr für Menschen. — Hast du Mino sterben gesehen?"

„Ich vermochte es nicht! In Hast ritt ich her, Euch die Kunde zu sagen."

Der Herzog schwieg.

Aber der Jüngling hob die Schwurfinger auf. — „Wir wollen ihn rächen! Solang ich am Leben bin, soll kein anderer Gedanke —"

Da vernahm er die Stimme Ginevras: „Schwöret nicht! Rächet nicht!"

„Geh jetzt, Pecorai!" gebot der Herzog.

Mit hängendem Kopfe stieg er die Treppe hinab, faßte den Zaum seines Pferdes, führte es langsam in den Hof ein.

Eine Entrückte, stand oben die alte Valentina, Unschaubares war vor ihren Blicken. — „Mord und Widermord schreiten klirrend über die Erde, in die Tore brechen trunkene Krieger ein, Schwerter singen auf Eisenhelmen ein kurzes Todeslied, und durch die Städte, die vom Getön kreißender Frauen widerhallen, qualmt das Blut." — Sie kam zurück, sah ihre Kinder. — „Was weint ihr, Menschen! Leben zeugen — Leben zerstören — euer Los! Wahret nur Stolz und Größe!"

Da ließ Ginevra den Mantel vom Gesicht abfallen, hob den Kopf auf zur Mutter. — „Wie klein ist doch all Euer Stolz vor der Liebe!"

„Du bist ein schwaches Weib, Ginevra, und ich zürne dir nicht! Aber mein Sohn hat Stolz und Stärke wiedergefunden!"

„Die Stunde der Demut kann nicht mehr aus seinem Herzen gereutet werden!" rief Ginevra nach oben.

„Sie ist hinweggetilgt, verflogen wie ein Traum, diese Stunde der Schmach!"

Der Herzog regte sich nicht.

„Blick' auf, Provenzan!" rief die Mutter Ginevra sprach traurig zu ihm: „Gaspara hat dich verleugnet!"

„Tat sie das, so tat sie recht!" — Ein Hammer fiel auf Erz.

Ginevra sah ihn an. — „Sie war der Prüfung nicht gewachsen, da eine große Stunde, eine Königsstunde, in dein Leben trat!"

„Eine schwache, eine vergessene Stunde, eine Bettlerstunde!" sprach die Mutter ohne Erbarmen.

„Bei dir wird es stehen, ob sie königlich gewesen ist oder bettlerhaft, lebendig oder vergessen! Dein Freund ist tot. Dein Weib ist tot! Deine Schwester ist tot!"

„Dein Stolz lebt!" — Es war der Schrei des Adlers über Eisbergen.

„Daß deine Demut lebe!" — Es war die Stimme der Heiligen.

Geschrei kam her — „Mino! Herr Mino!"

Und schon stand er an den Stufen. — „Da bin ich!"

Als wäre ein Gespenst ihr erschienen, so hob Ginevra die Hände auf und stand groß da — wollte sie ihm entgegeneilen? Aber jäh schlug sie die Hände vors Gesicht und floh.

„Ginevra! Engel, der mit seinem Gebet mich gerettet!"

„Mino? Du lebst? Hat der König dich entlassen?" — Staunend fragte der Herzog, regte sich nicht dem Freund entgegen.

„Ich stand schon vor dem Block. Die Lösung ist nicht gekommen."

„Sie ist nicht gekommen." — Provenzan schlug die Augen nieder.

„Da habe ich mich selbst gelöst! Einem Landsknecht, schwer von Wein, er glich mir ein wenig, warf ich meinen Mantel über und schob ihn an meine Stelle. Verwunderlich wird's ihm sein, wenn er von seinem Rausche im Paradies aufwacht!"

Hart sprach der Herzog: „Daß du geblieben wärest!"

Mino fuhr zurück vor diesem Wort wie vom Hieb einer Peitsche getroffen. — „Was sprichst du, Provenzan? Freust du dich nicht, daß ich gekommen bin?"

Der Herzog zögerte: „Ich freue mich."

„Aber Ginevra? Was ist mit ihr?"

„Sie war treu dem Sterbenden — treuer als ich. Aber da sie Auge in Auge dem Lebendigen stand, da alle Heimlichkeit von ihr abgerissen war — das hat sie nicht ertragen."

Mino senkte den Kopf, sprach mit Erschütterung: „Aus ihrer Liebe habe ich Kraft geschöpft, Kraft zum wahren, zum reinen Leben! Sie wird mich leiten!"

„Was ist all Euer Stolz vor der Liebe! — So hat sie gesprochen, als sie dich tot gewähnt. Aber vielleicht ist auch in ihr der Stolz das Größte — größer als die Liebe?"

„Auch in ihr?" — Bebend sah Mino zum Freunde auf. Der aber kehrte sich von ihm. Der Jubelruf Valentinas kam von oben: „Auch in ihr, Mino! Wie in Provenzan! Das ist unser Geschlecht!"

★

An dem Abend wurde im Hause des Herzogs kein Licht angezündet. Diener und Mägde schienen verschwunden zu sein, Gaspara hatte sich eingeschlossen und Ginevra auch. Provenzan ging durch die Säle, lehnte lang an einem Pfeiler, schielte zum Fenster und scheute sich doch hinzutreten. War er noch Herzog in Siena? Vielleicht hatten sie den Visconti eingesetzt oder den König gerufen?

Argwöhnisch blickte er ins Dunkel des Saales hinein, in dem gestern frohe Menschen gelacht und getanzt hatten. Von irgendwoher flackerte Licht über eine Wand — er kehrte sich — war jemand da? Er schritt in tiefere Finsternis, wie nackt schien er sich, tastete an seinem Leibe hinab — niemand sollte ihn sehen!

Die Garbe Lichtes war wieder verronnen. Nach einer Weile trat er zur Tür, öffnete mit einem Ruck, spähte hinaus — niemand. Hatte er nicht lachen gehört?

Die Glocke schlug vom Stadtturm. Provenzan erschrak — wurde ein neuer Herzog gewählt? Er glaubte zu sehen, wie die Bürger jetzt in den Schenken saßen und lachten, wie in ihren Häusern die Herren saßen und lachten. Wo ist Gaspara? Ist sie zum Visconti gegangen?

Pferde stampften vor dem Haus, Rufe gellten, Waffen rasselten, es kam über die Treppe.

Licht von Fackeln umsprang ihn, Schatten wie Schlangen schossen über den Estrich, ein paar Männer traten in den Saal.

Er vernahm die Stimme des Visconti: „Die Gewaffneten bleiben im Vorraum! Ist kein Diener im Haus?" — Und dann: „Sag' der Herzogin, daß ich hier bin! Ich lasse bitten, daß sie mich sogleich empfange!"

Provenzan trat hart vor den Visconti. — „Ich bin verwundert, Euch noch in meinem Hause zu sehen, Herr!"

Jetzt blickte Andrea ihn an. Dieser Ton hatte ihn getroffen, wie stark er sich auch wußte. Und in seiner Stimme schwankte etwas, als er fragte: „Treibt Ihr Scherz wie am Morgen?"

„Ich weiß nichts von Scherz!" — Die Hand des Salvani faßte an den Schwertgriff.

Der andere wich einen Schritt, stand im Pfeilerschatten. — „Ich bitte Euch um die Erlaubnis, es beim Scherz zu lassen!"

„Ich verstehe Euch nicht!"

„Habt Ihr diesen Morgen nicht eine Maske vors Gesicht gelegt?"

Die Augen Provenzans faßten ihn in seinem Zwielicht. — „Ich lege niemals," sprach er mit Feindschaft, „eine Maske vors Gesicht!"

„Auch heute morgen nicht? Das ist mir leid — um Euretwillen!" — Hinter ihm blinkten Harnische.

Provenzan warf ihm ins Gesicht: „Euere Rede war tückisch und voll Feindschaft!"

„Die galt nicht Euch — einem anderen!"

Bruder Masseo war lautlos eingetreten, vernahm im Dunkel die Worte der Fürsten.

„Ihr habt mich verspottet!" sprach Provenzan scharf, „fremdem Hohn preisgegeben. Das ist zu sühnen, Herzog!"

„Ist es Euer Ernst gewesen, heute morgen, dann —"

„Dann?"

„Dann sucht nicht Sühne bei mir! Ich bin ein Fürst!"

„Und ich?"

„Nicht mehr!“ — Der Visconti glitt in die Finsternis, und er vernahm von Zaccaria, den er ausgeschickt hatte, daß die Herzogin ihn erwarte.

Ohne einen Blick auf Provenzan ging er, und als er in seiner Ecke den Mönch sah, wandte er sich höhnend noch einmal. — „Euer Beichtvater wartet!“ — Der Mann, den er zum König gesandt hatte, trat ihm entgegen im Vorraum.

Plötzlich fuhr Provenzan gegen den Zaccaria, der eine Fackel trug. — „Was lachst du?“

Zaccaria schrak zusammen. — „Herr . . .“ Er hatte in Wahrheit nicht gelacht.

„Was lachst du, frag' ich?“

„Herr . . . Ich hätte nicht gewagt . . .“

„Aus meinem Hause! Fort! Sogleich!“ — Provenzan wies ihm mit stoßender Faust die Türe.

Und als Zaccaria schon entflohen war und andere kamen, Leuchter und Kerzen bringend, wurden sie von pfeilenden Worten in die Seite geschossen. — „Fort! Alle fort!“ — Seine Augen tasteten aus tief gegrabenen Höhlen hinter den Erschreckten her — jetzt trugen sie ihr Lachen aus den Mauern . . .

Provenzan stieg die schmale Treppe hinauf zum Gemach der Herzogin, pochte.

„Tretet ein, Herr Andrea!“

Über ihr war ein flimmerndes Lächeln der Erwartung — aber sie scheute zurück, als ihr Gatte in der Tür stand.

„Du hast einen anderen erwartet?“

„Er hat gebeten!“ — Gaspara fand nicht weiter, tastete um sich.

Bannend hielt sein Auge sie fest. — „Er bittet viel . . .“

Gaspara warf den Kopf, doch ihr kam kein Wort der Entgegnung.

„Und du gehorchst, als wären es nicht Bitten, sondern Befehle!“

Sie reckte sich mit einem Aufatmen. — „Herzog!“

„Frau!“

„Sonderbar habt Ihr Euch verändert — seit diesem Morgen!“

Er erbleichte bis ins Dunkel seiner Augen hinein. „Warum bist du gestern nicht bei mir gestanden in Verderben und Todesnot?“

Sie trat zurück, höher gewachsen und mit sich härtenden Blicken. — „Nimmer in Schmach!“

„Schmach ist es einer Frau, zu einem andern zu treten, wenn der Gatte — leidet!“

„Heute bist du nicht der gewesen, der in Mantua um mich warb, für den ich — andere gelassen!“

„Den Herzog Andrea, meinst du?“

Sie entrang sich ihm, aber dann stieg ihr Kopf hoch, in ihren Augen wurde ein Schwert zum Kampfe geschmiedet, und es schlug auf Stahl: „Ja, den Herzog Andrea!“

Provenzan schwankte.

„Einem Bettler habe ich meine Treue nicht verlobt!“ — Und als nur ein Keuchen wiederkam, stieß sie ihm nahe in den Blick hinein: „Niemals darf ein Fürst niedrig sein! Nicht um das eigene Leben! Nicht um des Freundes Leben! Niemals!“ — Vor ihm stand die Tochter des Geschlechtes, das ohne Herzregen durch Blut und Tränen geschritten war, aus eigener Kraft groß zu sein. — „Ich habe zum Vater aufgeblickt und zu den Brüdern — und einst zu dir!“ — Verstummend wandte sie sich.

Provenzan verlor sich selbst, ungefaßt bog er zur Seite. — „Wenn Euch ein anderer besser behagt —“

„Nun?“ — Ihr Wort stach.

„Wenn Ihr zum Herzog Andrea gehen mögt —“

Kalt fragte sie: „Ihr schickt mich zu ihm?“

Da schoß es aus ihm, eine rote Flamme. — „So sagt doch schon, daß ich zu schlecht bin für Euch! Daß Ihr Euch schämt, meine Gemahlin zu heißen! Daß Ihr bereut, mich erwählt zu haben!“

„Heute habe ich mich Euer geschämt!“ — Das Schwert in ihren Augen stand hoch gezückt.

Er taumelte, faßte den Griff der Türe. — „Dann — dann schäme ich mich Euer — fortan!“

Sie sah ihn nicht mehr. — „Der Visconti wird mir sein Geleit nicht versagen.“ — Eine Fürstin redete mit einem geringen Mann. — „Ich muß ihn wohl auch bitten, daß er mir das Gewand einer seiner Mägde leihe, damit ich aus diesem Haus nicht mit mir nehme, was zurückgefordert werden kann?“

Gaspara kehrte sich, und sie wußten beide, daß sie zum letztenmal in des anderen Auge geblickt hatten.

Als Provenzan hinabgestiegen war und in den Saal trat, nicht wissend, was er durfte, was er vermochte, da stand noch sinnend Bruder Masseo im Schatten der Wand. Auf seinem greisen Angesicht blühte unverwelklich der Widerglanz des Heiligen von Assisi, dessen Auge ihn als Jüngling angerührt hatte.

Masseo kannte den Herzog seit vielen Jahren, und er wußte sich nicht geliebt von ihm. Jetzt glaubte er die Stunde gekommen, dem Allgekränkten nahe zu sein. — „Es schmerzt, wenn sich die Hochmütigen blähen

und ihren Spott mit uns haben. Doch aus diesem Schmerze wächst Süßigkeit, Sieg über alles Widerspenstige, das in unserer Seele wohnt."

Provenzan sah auf ihn und schien ihn doch nicht zu erkennen. — „Willst du eines Großen Seele deuten?"

„Denen ist die Krone des Lebens geschenkt, die liebevoll sind in ihrem Herzen, die sich nicht aufrecken über die Brüder."

„Und wer sich selbst zerstört?" fragte es schmerzhaft.

„Dem erbaut sich eine neue Seele im Licht aus den Scherben der versinkenden!"

„Not hat mir den Nacken gebeugt — nicht die Seele!"

„Ist dir nicht die Gnade der Demut zuerteilt worden, ihr Segen, der dich stärker macht, als du jemals gewesen?"

Aber der Herzog erwiderte sinnend: „Demut ist gut für die Demütigen, Liebe ist gut für die Liebenden. Wir aber müssen erhobenen Hauptes dahingehen, denn unsere Sünde heißt: sich beugen."

„Sich beugen ist Seligkeit, nicht Sünde!"

„Du kannst mich nicht verstehen! Uns ist keine Wahl gegeben zwischen Größe und Niedrigkeit! Wir müssen!"

Bruder Masseo trat in die Finsternis des Saales zurück. Er kniete vors Kreuz hin und betete, daß die höchste Gabe, die Gabe der Demut, ihm selbst geschenkt werde. Und er betete, daß in das Herz Provenzans Licht leuchte, und daß der rechte Weg sich ihm weise.

Jetzt trat Mino in den Saal, wo er Provenzan erblickt hatte. Der kehrte sich fort von ihm.

„Provenzan!"

Der Herzog regte sich nicht.

In Angst griff Mino nach dem Freunde. Doch der schüttelte ihn ab. — „Geh zum Visconti!"

„Provenzan! Rede nicht so mit mir!"

„Habt Ihr Euch nicht verbunden? Gegen mich verbunden?"

„Du glaubst es nicht!"

Der Herzog wandte sich jäh. — „Warum nicht auch du? Wer will bei einem Bettler sein?"

„Nicht so! Was redest du vom Bettler?"

Der Herzog lachte bitter. — „Hast du nicht die Scherben des Betteltopfes gesehen — und meiner Kraft?" — Seine Stimme splitterte.

„Niemals hast du gebettelt!"

„Habe ich niemals gebettelt — dann bin ich nie dein Freund gewesen! Ich habe um dein Leben gebettelt — vergeblich!"

„Nein! Nein! Als sie mich zum Blocke führten, da habe ich gewußt — Provenzan verläßt dich nicht! Das hat mir den Mut zum tollen Wagen gegeben. Gewißheit war in mir! Er hält dich — er rettet dich — er vermag, was unmöglich ist!"

„Du hast meine Kraft gesehen!"

„Heute war es wie an dem Tage von Imola, als der sterbende Hengst auf mich fiel, ich war kaum achtzehn Jahre alt, und der schwere Leib wollte mich erdrücken. Du hast mich hervorgezogen! Und so ist es heute gewesen!"

„Was ich selbst vermag — darüber bin ich Herr! Aber heute habe ich von anderen Hilfe erfleht — da wurden sie Herren meines Tuns! Ich mußte das Ärgste erfahren, was ich nie hätte denken mögen — Schande!"

„Niemals!"

„Und doch!" schrie der Herzog, jeder Besinnung bar. — „Was ich bin — ein Bettler — ein Fürst? Ich weiß es nicht mehr!"

„Provenzan!"

„So habe ich geheißen! Aber wer verbürgt mir den Namen, da ich die Seele nicht verbürgen kann? Die Mutter hat mich nicht gekannt, der Visconti hat zu mir reden dürfen wie zu einem Knecht. Gaspara schämt sich meiner!"

„Gaspara?"

„Sie wird zum Visconti gehen — er ist ja der Starke!"

„Nein — das kann nicht sein!"

„Es kann sein und es wird auch sein! Alle sind sie stolz — auch die Kleinsten!"

Schwarze Flammen des Hasses schlugen aus dem Blick, der den Freund seiner Jugend traf, den Freund, dem er sich selbst als Opfer dargebracht hatte. Erschaudernd vernahm Mino seine Worte: „Für dich habe ich mich verleugnet! Für dich kenne ich mich selbst nicht mehr!" — Er trat hart gegen Mino wie gegen einen Feind. — „Was willst du noch von mir? Ich brauche dich nicht! Geh zum Visconti! Er ist reich — er muß nicht betteln — er wird dir goldene Panzer schenken! Geh zum König! Er wird dir seine Truppen in die Hände geben, mich zu fangen und zu töten!"

Mino stand bleich und ohne Antwort. Er gedachte, daß er heute dem Tod entronnen war, und daß ein anderer, ein Schuldloser, an seiner Statt ihn empfing. Plötzlich fühlte er Erbarmen mit dem törichten Söldner des Königs, den er in seinem Mantel zum Blocke geschickt hatte. Und er dachte: ‚Wäre ich tot, so liebte mich Provenzan auch jetzt noch — liebte mich Ginevra . . .'

Stimmen gellten im Vorraum, schlugen an die Türe, Pecorai stürzte in den Saal,

ihm folgte Sicurano, des Herzogs Hauptmann.

„Wir sind verraten!“

Und der Sicurano: „Die Truppen des Königs steigen aus allen Tälern zur Stadt auf, sie sind schon nahe den Toren. Dem Pförtner von Camollia, der ihnen Feuerzeichen gab, habe ich meinen Dolch zwischen die Rippen gesteckt! Von unseren Söldnern laufen etliche hinüber!“

„In den Straßen gehen Leute um, teilen Spieße aus und mit jedem Spieß ein Goldstück, das der Visconti schenkt! “

Provenzan hatte kein Wort gesprochen, er betrachtete scheel die Männer, die vor ihm standen. — „Habt ihr Gold genommen? Schickt euch der Visconti?“

Mino griff nach seiner Hand, ließ sie nicht mehr. — „Fasse dich, Provenzan! Du kennst uns!“

Pecorai redete eilig und aufgeregt. — „Ihr seid in Not, Herr Provenzan! Euer Haus und wir alle! Sagt, wie es zu wenden ist! Die Zeit drängt! Rettet Euch — rettet uns!“

Liderzuckend fragte der Herzog: „Und Ihr — Ihr wollt bei mir stehen?“

„Wo Ihr seid, dort bin ich!“ sprach langsam-ernst der Sicurano.

„Ich habe dich geschlagen, dir den Strang verheißen!“

„Um Herrn Mino! Und habt selbst Eure Liebe zu ihm über Menschenmaß bewährt!“

„Schweig!“ stampfte der Herzog.

„Heute will ich meinen Hals frei kaufen!“

„Gewaltig habt Ihr um sein Leben gerungen!“ jubelte Pecorai.

Aber der Herzog sah böse auf ihn. — „Ich verbiete dir dieses Wort!“

„Still, Freunde!“ bat Mino mit einem unsicheren Blick. Er faßte nicht, was in Provenzan lebte.

Der junge Pecorai wollte sie mit sich ziehen. — „Herr Provenzan! Herr Mino! Kommt! Daß es nicht zu spät werde!“

„Wir müssen eilen!“ trieb Sicurano.

„Wohin geht Ihr?“ — Der Herzog regte sich nicht.

„In die Straßen! Unter die Bürger!“

„Sie festhalten, daß sie nicht anderen, daß sie nicht Feinden hilfreich seien!“

„Nimmermehr!“ sprach der Herzog.

„Provenzan!“ flehte Mino. — „Sie müssen dich sehen! Es geht um vieles! Jetzt ist nicht Zeit, sich zu bedenken und zu zagen!“

Wieder blickte Provenzan argwöhnisch auf ihn — bedenken und zagen?

„Daß nicht die letzten unter den Treuen wanken!“ bat Sicurano. — „Ihr müßt selbst unter ihnen stehen!“

„Keiner ist treu!“ — Provenzan wich ins Pfeilerdunkel. — „Laßt mich! Ich bitte Euch, laßt mich!“

„Kommt denn mit mir!“ forderte Mino entschlossen. — „Vielleicht gelingt es, den Visconti zu packen!“

„Und mit ihm sein Gold, das uns tötet!“ nickte Sicurano. Er ging mit Pecorai, Mino folgte, und, noch einmal rückgewendet: „Wenn du mich wiedersiehst, wird deine Liebe neu erwachen!“

Der Herzog stand allein in seinem Saal, niemand wollte er sehen. Und plötzlich fühlte er sich schwach und klein wie ein Kind, das in einem Walde verlassen ist, verlassen von allen Menschen.

Aus der Finsternis trat Ginevra hervor, sie führte die alte Mutter. Schon seit vielen Jahren war Valentina nicht mehr aus ihrem Turm herabgestiegen, heute hatte sie die Erde unter der Stadt wanken gefühlt, begehrte zu ihren Kindern. Ihre Augen tasteten, Nahes nicht schauend, durch die Finsternis. Provenzan wußte nicht, was es bedeuten sollte, doch als er Ginevra sah, da quoll es ihm warm ins Herz — sie würde bei ihm stehen! Er ging der Mutter entgegen, leitete sie zu dem hochlehnigen Stuhl im Zwielicht der Fensternische. Sie saß wie schlafend, merkte den Sohn nicht.

„Kommt die Mutter, mich zu suchen?“

„Ich weiß es nicht!“ erwiderte Ginevra.

„Und du? Im dunklen Schleier noch? Mino ist dir wiedergekehrt!“

Sie wandte ihr Gesicht ab. — „Ich habe — heute mehr getan als in allen Jahren meines Lebens.“

„Auch du?“

„Auch ich. Zu viel getan. Über meine Kraft.“

„Bereust du?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht!“

„Du hast für ihn gekämpft — aus Liebe!“

Sie wurde klein, schien ins Dunkel zu sinken. — „Habe ich es getan? — Dann verstehe ich mich selbst nicht mehr. Ich weiß nicht mehr, wo ich das in mir finde.“

„Mino liebt dich!“

Schein verirrten Fackellichtes rann ihr ums Gesicht, und der Bruder erschrak über die Gewalt des starren Schmerzes. Sie sprach ohne ihn anzusehen: „Noch gestern hätte dieses Wort mir hohe Freude geschaffen. Aber nun —“

„Was sagst du?“

„Allzu tief habe ich meine Seele aufgerissen, allzuviel ihres heimlichen Blutes

ist über mich hingequollen.“ — Von aller Kraft verlassen, hielt sie sich am Sitze der Mutter fest. — „Ich kann nicht mehr!“ sprach sie unhörbar.

Jetzt gaben die Lider Valentinas ihre weißen Augen frei, wie ohne Ziel redete sie in die Dämmerung: „Hast du dein Herz gefragt, Ginevra?“

„Ja, Mutter!“

„Was spricht dein Herz?“

Ginevra sank nieder, barg das Gesicht am Armbrett. Sie flehte still: „Sag' du mir's, Mutter! Ich weiß es nicht!“

Provenzan mußte das letzte halten, was er noch halten konnte im Untergang — Ginevra sollte heil hervortreten aus Schmach und Leid. — „Bin ich elend geworden — so wirst du den Weg finden zu deinem Glück.“

„Ich habe das Glück all meines künftigen Lebens dem Sterbenden dargebracht.“

„Und du hast gesiegt! Mit der Kraft deiner Demut hast du gesiegt!“

Das schmale, bleiche Antlitz, dessen Flamme erloschen war, sah auf zu ihm. — „Ich bin unterlegen — tief, wie eine Frau nur unterliegen kann!“ — Sie klagte laut: „Was da ans Licht gebrochen ist, das hat mich verheert für alle Zeit! Ich bin am Ende.“

Aber er bäumte sich. — „Du darfst nicht verderben! Nicht an ihm verderben, der es nicht wert ist!“

Ihr Kopf sank wieder. — „Er ist jedes Opfer wert!“

Der Leib der alten Valentina straffte sich, hoch saß sie vor dem schwarzen Holz, ihr Kopf stand marmorn im Dunkel. — „Kommt zu mir her, ihr beiden!“

Provenzan und Ginevra standen vor der Mutter.

Sie sprach langsam und laut. — „Lodovico, euer großer Ahn, ist zu Rom im Kerker gelegen — ihr wißt es. Durch Verrat hatte der Papst ihn an sich gelockt, hielt ihn fest. Jeden Morgen ging der Papst vorbei und spottete: ‚Gefallen dir die Spinnen und Ratten in deinem Loch?‘ — Und als keine Antwort kam, fragte er: ‚Willst du dich beugen? Dann magst du deiner Wege ziehen und Urbino mit dir nehmen!‘“ — Hoch stand die Frau auf ihren Füßen, ehern tönte ihre Stimme: „Lodovico hat sich nicht gebeugt! Als der Papst starb, nicht eher, durfte er aus seinem Kerker gehen.

So ist unser Geschlecht.

Margherita, seine Tochter, war zur Königin von Neapel erlesen. Mit seinen Werbern hat der König Gold nach Siena gesandt, damit sich die arme Braut nicht schämen müsse an seinem Hofe. Da hat Margherita die Krone zurückgegeben und ist im Hause der weißen Schwestern gestorben.

So ist unser Geschlecht.

Francesco euer Vater —“

„Wir wissen es, Mutter!“ unterbrach sie Provenzan. — „Sein Andenken ist in Ehren.“

Sie redete weiter, und es klang wie das Dröhnen einer großen Glocke. — „Ginevra, meine Tochter, hat, von Liebe verführt, alle frauliche Scham hingeworfen. Sie kann den Gemahl heißen, den sie liebt!“

Die alte Frau hielt ein, grau krümmten sich ihre Lider über die Augen, und wie letzter Hall hohen Geläutes wehte noch ihre Stimme im Saal.

Da sprach Ginevra stark: „Sie geht ins Haus der weißen Schwestern, denn ihr Leben ist zu Ende.“

„So ist unser Geschlecht!“ — Jubelgeläut vieler Glocken umrauschte die Pfeiler.

Provenzan hielt Ginevras Hand. — „Auch du willst von mir gehen?“

Aus der Finsternis trat Bruder Masseo, der lang vor dem Kreuz gelegen hatte, Gott anflehend um Erleuchtung für sein Herz und um die Kraft nie erlahmender Demut. Er trat zu Ginevra. — „So findet Ihr den Weg, der sich Eurem Bruder noch nicht aufgetan hat, den Weg der Abkehr und der Niedrigkeit!“

Doch die Fürstin lächelte mit einem schmerzhaften Lächeln, und sie schüttelte den Kopf. — „Nein, Bruder Masseo! Das faßt Ihr nicht!“

„Euer Herz schämt sich noch seiner Demut!“ — Eindringlicher redete er, und sein Reden war Bitte um ihr Heil: „An einem Tag werdet Ihr die Welt und ihren Hohn nicht mehr fürchten, werdet freudig die Demut der Kinder Gottes bekennen!“

Aber ruhig und tief gefaßt erwiderte ihm Ginevra: „Niemals habe ich die Welt und ihren Hohn gefürchtet! Ich kann vor allen Menschen stehen, mit starkem Herzen ihre Blicke ertragen. Aber dort, wo ich allein bin in mir, dort weist es mir den Weg.“

Schweigend trat Masseo in seine Finsternis zurück. Er wußte wenig von den Heimlichkeiten der Frauen, aber ihm war der Dünkel fremd, der das eigene Wissen besser achtet als die Ahnung des andern.

Valentina redete wieder, in ihrem Armstuhl sitzend: „Du stirbst vor deiner alten Mutter, Ginevra! Aber dein Stolz lebt! Er wird zu den fernsten Enkeln unseres Geschlechtes getragen!“

In bitterer Qual verzerrte sich das Antlitz des kinderlosen Mannes. Und Ginevra schüttelte den Kopf. — „Stolz, meint Ihr?"

„Stolz!" sprach die gewaltige Stimme. — „Und du, Herzog?"

Er senkte die Stirn, wußte nicht Antwort zu geben.

„Führe mich heim!"

Provenzan stützte sie über die Treppe.

Ginevra ging zu Masseo, faßte nach seiner Hand. — „Vater! Wollt Ihr mich morgen nach Assisi geleiten, daß ich den Schleier im Kloster der heiligen Klara empfange? Dorthin will ich wiederkehren und bis an mein Ende nicht mehr die Türe des Hauses auftun."

Als der Name der heiligen Stätte an sein Ohr traf, da ging ein Leuchten über das Gerunzel seines Angesichts, floß über das weiße Haar, schwebte um sein Haupt wie eine Glorie. ‚Ich soll Assisi noch einmal schauen! Vor dem Grabe des Vaters mich beugen dürfen, und den Boden küssen, den sein Fuß berührt hat! Ich werde den Duft der Rosen einatmen, die er gepflanzt, die ohne Dornen blühen! . . .'

Im Vorraum schallten Schritte — Mino stand in der Tür, umquollen von Helligkeit.

Ginevra schwankte, griff nach Masseo, wollte fliehen.

Aber Mino streckte ihr seine Hand entgegen. — „O Ginevra, daß ich Euch treffe! Ich weiß, was Ihr getan, was Ihr erlitten habt für mich!"

Sie zog Masseo in die Finsternis. Aber er sprach, und strenge klang sein Wort: „Ist dies der Weg der Demut?"

Die Frau löste sich, trat vor ihn, den sie lange heimlich geliebt hatte. — „Mino — heute war nichts in mir als Angst — Angst um Euer Leben! Da habe ich mich selbst fortgeworfen, alles war ja ohne Sinn — auch ich! Plötzlich steht Ihr lebendig vor mir! Nun bin ich mir wiedergegeben, und nun weiß ich, daß ich mehr auf mich genommen habe, als ich zu tragen vermag."

Er erbebte, hob seine Hände auf. — „Ginevra — was sprecht Ihr?"

„Jetzt kann ich Euch ins Auge blicken — und Abschied nehmen."

„Nicht Abschied! Wir haben uns ja noch nicht gefunden!"

„Ich gehe ins Kloster der weißen Schwestern!"

„Ginevra! Es kann nicht sein!"

„Es muß sein!"

Zitternd fühlte er, wie alles um ihn versank. — „Nein — hegt solche Gedanken nicht! Jetzt, da es sich zum Glücke wenden will!"

Alle Scheu war ihr geschwunden, sie konnte ruhig ihm ins Auge sehen, ruhig zu ihm sprechen. — „Da Ihr zum Richtblock geführt wurdet, da war plötzlich eine Kraft in mir, die ich noch nicht gekannt! Mein Leben — meinen Stolz — alle meine Scham konnte ich hingeben, um Euch zu retten. Wäret Ihr tot, vielleicht hätte dann die Demut gesiegt in meinem Herzen. Aber Ihr lebt, Mino!"

Bruder Masseo, der im Finstern stand, nickte schwer. Er fühlte, daß wie Demut glänzen kann, was doch Stolz ist.

Sie redete weiter zu Mino. — „Lang habe ich gesessen wie entfremdet mir selbst, fühllos und ganz erstorben. Und ich habe von ferne zugesehen, was in mir werden will. Wie ein dunkler Strom ist das Blut durch meinen Leib gerauscht, mein Blut, meiner Ahnen Blut. Ich mußte mich seinem Willen beugen. Und ich erkannte: die sich aufgedeckt hat bis in ihr geheimstes Herz, kann nicht mehr sein wie bisher, kann nicht mehr sein wie andere Frauen. Die Schuld ist zu groß."

„Schuld, sagt Ihr?" stöhnte Mino. — „Sagt: Liebe!"

Sie stand hoch vor ihm, und ihre Augen leuchteten wie Kristall. — „Der Frauen Schuld ist — Entschleiern ihrer Heimlichkeit. Das weiß ich nun. Und darum beginnt ein neues Leben im Schleier der Scham."

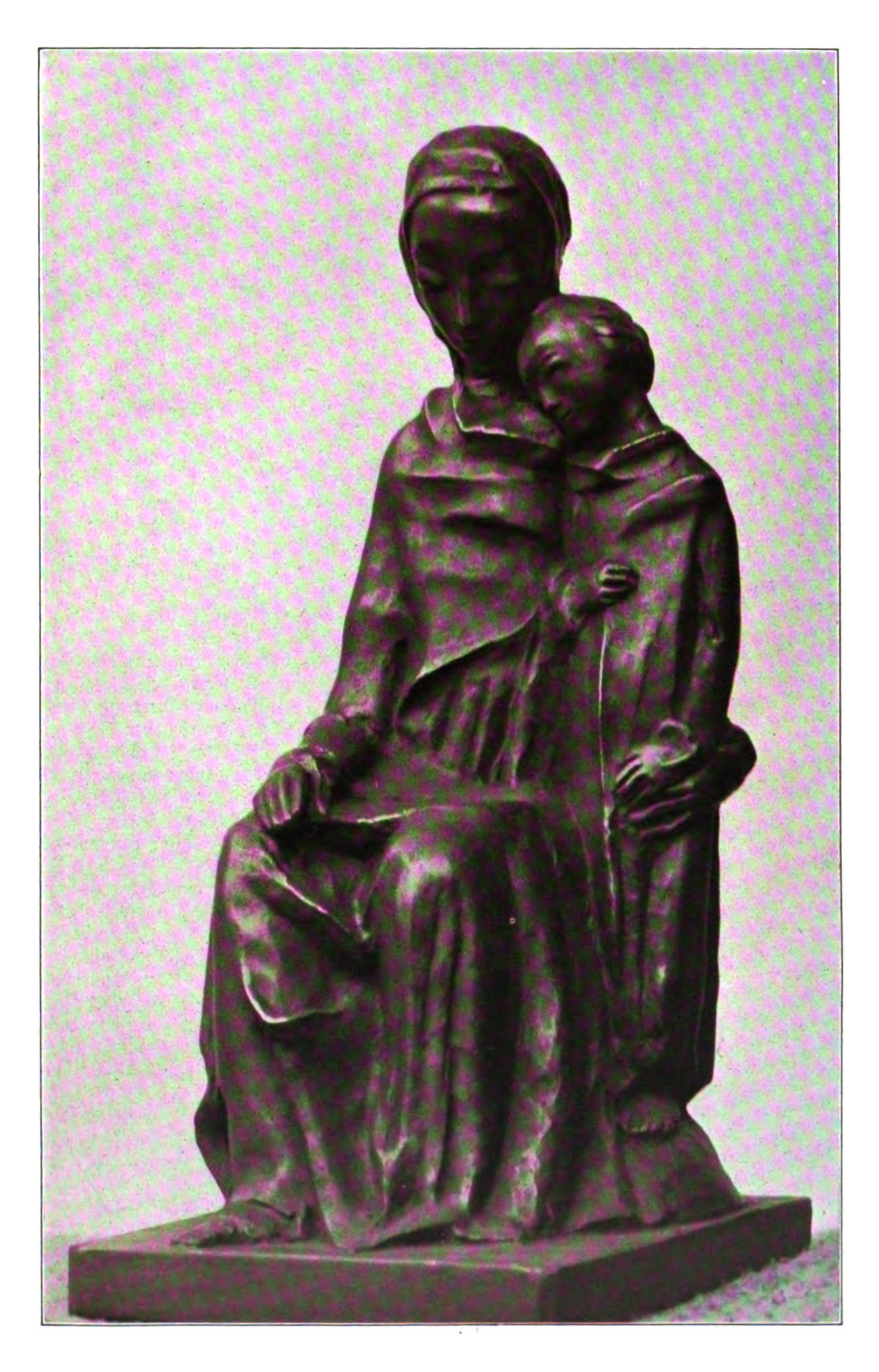
Bruder Masseo hörte, was sie sprach, nahm jedes Wort in sein Herz auf. Ihr ist die Scham wie mir die heilige Demut, fühlte er. Durch sie wird Ginevra den Frieden finden.

Aber Mino flehte vor ihr: „Ginevra! Wollt Ihr das Beste in Euch zu Tode bringen? Ist es Schande, daß Ihr mich liebt, bin ich so nichtig, daß Ihr darob erröten müßt?" — Er wand sich schmerzhaft — an der Liebe zu ihm sollte sie vergehen?

Ihr Gesicht war wunderbar von innerer Flamme durchhellt. In dieser Stunde, da sie sich ganz gelöst hatte in ihr Verschwiegenstes hinein, da sie sich selbst und ihrem Leben fern geworden war, gingen Schmerz und Scheu von ihr, und ein himmlisches Glänzen zitterte um ihr Haupt. Sie sprach: „Ja, ich liebe Euch, Mino! Ich leugne es nicht mehr — auch nicht vor Euerem Angesicht! Wäret Ihr nichtig und gering — vielleicht könnte ich dann weiter leben. Aber Ihr seid groß und schön — nichts Heimliches bliebe in mir, solange mein Leben währt. Und das kann nicht sein."

„Durch mich fallt Ihr ins Verderben!"

Ginevra sprach langsam: „Ich verderbe nicht. Und Ihr werdet meiner gedenken!"



Mutter und Kind. Bronzebildwerk von Ruth Schaumann

Er aber lag vor ihren Füßen und weinte. — „O Ihr wißt nicht — Ihr könnt ja nicht wissen — wie sich in mir alles verwandelt hat in einem einzigen Tage! Da ich dem Tod entgegenging, da habe ich erkannt, daß nichts auf Erden ist, um das sich zu leben lohnt — als Ihr allein!" — Er tastete nach ihrer Hand. — „In Nichtigkeit und ohne Sinn habe ich gelebt bisher! Aber in diesen Stunden habe ich mir geschworen, Euer würdig zu sein im Tode — soll ich diesen Schwur nicht wahren dürfen, da ich lebendig bin? Ginevra — ich bin deiner unwert gewesen ganz und gar! Hebe mich auf zu dir! Ich will rein werden!" — Er küßte den Schuh, der wie eine Knospe dem Saum ihres Kleides entblüht war. — „Zertritt nicht, was in mir keimt! Sei gut zu uns beiden!"

Ihre Hand lag auf seiner Stirn. — „Bewahre dein Herz rein wie in dieser Stunde! Ich werde für dich beten, Mino!"

Er aber schlug seinen Kopf gegen die Steine des Bodens. — „Die Kraft deines Gebetes hat mich erfüllt, als ich in Todesnot ging! Du hast gesegnet, Ginevra — ich habe tollkühn gewagt! Töte mich nicht, da ich erst das Leben von dir empfangen habe!"

Weinen stieg hoch auf, würgte ihr den Atem zu. — „Glaubst du — daß mir leicht ums Herz ist?"

Er griff ihre Hand, hob sich ein wenig. — „Ginevra! Nichts ist geschehen! Vertrau' mir dein Herz an mit aller seiner Heimlichkeit! Ich will es in Treue warten!"

Sie hatte den Schleier vors Gesicht gelegt, hoch stand sie, drängte ein letztes Schluchzen nieder. — „Das kann ein Mann nicht verstehen!"

„Aber die Liebe! Laß eine Hoffnung für später! Die Liebe stirbt nicht!"

Sie neigte den Kopf, löste sich Hand und Fuß. — „Sie stirbt nicht, Freund! Aber auch mein Herz besteht. Hör' diese letzte Bitte an dich: Provenzan hat sein Weib verloren, das er liebt, er hat seine Schwester verloren, die ihn versteht wie keiner sonst. Vielleicht hat er seine Mutter verloren. Du mußt jetzt alles für ihn sein!" — Sie schluckte schwer. — „Er hat um dich gekämpft — nicht bis zum letzten — doch viel, viel weiter, als sein Stolz es erträgt. Er ist durch die schwerste Stunde seines Lebens gegangen — für dich!"

„Ich weiß es! Aber du — Ginevra!"

„Lebe wohl!"

Er sah, wie sie in Finsternis schwand, und hinter ihr ging lautlos ein Schatten, Bruder Masseo, der sie ins andere Leben geleiten sollte.

Lange lag Mino ohne Regung, in ihm war nichts als der große Schmerz. Immer näher kam das Brausen, immer lauter gellten die wilden Rufe. — „Eo! Eo!" Aber ihm war alle seine Kraft vergangen. Er hob sich langsam vom Boden auf, trat ans Fenster.

Unbemerkt stand Provenzan im Dunkel des Saales. Jetzt vernahm Mino seine Stimme: „Du bist hier?"

Er vermochte nicht Antwort zu geben.

„Wo ist Ginevra?"

Es zuckte über Minos Gesicht.

Hart trat Provenzan vor ihn. — „Auch sie geht!"

Mino blickte aus traurigen Augen. — „Hättest du es — heute — nicht getan!"

„In Schande geht sie! Und das Lachen der Menschen ist hinter ihr!" — Provenzan stand, gehämmert aus Haß.

„Nein!" — Verzweiflung schrie.

„Ja!" — Der Herzog hielt wieder alle seine Kraft in eisernen Fäusten. — „Hinter ihr das Lachen — und hinter mir!"

„Eo! Eo!" — Schwerter hackten, Männer fluchten, ein Pferd schrie auf, das von einem Pfeil getroffen wurde, es klang wie Falkenschrei. Sie kannten nicht Freund noch Feind in der Finsternis, sie wußten nicht, für wen das Schwert fiel, wen es schlug.

Alles hörten die beiden Männer im Saal, aber sie waren so tief ineinander verbissen, daß nichts anderes ihre Seele treffen konnte. Sie standen Auge in Auge, und der Herzog sprach böse: „Gaspara hat eisern ihre Türe verrammt gegen mich — jener wird sie öffnen!"

„Der Visconti!" entsetzte sich Mino.

So hart knirschte der Herzog, daß ihm ein Zahn im Munde brach.

„Dann hat sie dich nie geliebt!" sprach Mino leise.

„Sie hat mich geliebt! Aber sie ist eines Großen Kind — und ich habe vor dem Visconti gebettelt!"

„Für mich!" zagte Mino.

„Ja! Für dich!" — Die Scheide seines Schwertes klirrte an den Stein.

„Strafe mich, Provenzan!"

„Kann ich es noch!" schrie ihm der Haß entgegen.

Minos Kopf sank mutlos. „Ginevra ist für immer gegangen!"

„Auch sie hast du getötet!"

Gewaltig schwoll das Tosen. Sie riefen den Herzog, daß er bei ihnen stehe in dieser blutigen Nacht. Schwertknäufe hämmerten ans Tor, das Calcagna verschlossen hatte. Die Stimme des Gempenbach dröhnte: „Zurück!"

Hoch, schneidend ein Männerruf: „Visconti, hilf uns!" — Und andere: „Visconti! Visconti!" — Salvani rief keiner mehr.

Vor dem Tore standen die deutschen Landsknechte, schlugen nach rechts und nach links und sangen dazu:

„Drauf und dran! Drauf und dran!
Arm und Bein und Hals!
Den ganzen Mann!"

Aber es waren ihrer zu viele. — „Schlagt das Tor ein!" befahl der Visconti. Eisen wurden in die Ritzen gestemmt, Keulen donnerten.

Im Saale schrie Provenzan auf: „Er ist da, der mich zunichte macht! Er holt mein Erbe, holt Gaspara!"

„Alles soll ich dir sein — dies ist das letzte Wort, das Ginevra mir gelassen!"

Es schoß aus dem Herzog wie eine rote Flamme. — „Wage nicht sie zu nennen, die du zerstört hast! Mir genommen hast."

Mino versagte. — „Ist der Schmerz dieser Stunde so groß — dann töte den, der sie über dich gebracht hat!"

Provenzan riß sich das Schwert von der Seite. — „Wenn ich es noch vermag!"

Ohne Gegenstreich sank Mino. Sein Haupt klaffte.

Der Herzog ließ das Schwert fallen, stand vor seiner Tat. War die Stunde der Niedrigkeit vernichtet? — Er beugte sich, betastete den Toten — war das Mino, für den er vor der Türe seines Hauses gebettelt hatte? Für den er die Kränkung der Gemeinen und den Hohn der Großen hingenommen, ihm das Leben zu erkaufen? . . .

Das Tor splitterte und stürzte krachend. Männer heulten, Schädel knackten, Leiber rollten über die Treppe.

Aber der Herzog sah nur ihn, der in seinem Blute lag. Und er grübelte: ‚Ich habe ihn nicht geliebt, ich habe nicht für ihn gebettelt. Alle werden erkennen, daß es ein Scherz gewesen ist . . .'

Pecorai stürzte umflackert herein, es troff rot von seinem Schwerte, er umfaßte den Herzog. — „Rettet Euch! — Wo ist Ginevra?"

Reinbold von Gempenbach sprang in die Türe, sein Helm stieß an den Pfosten. Er trat vor den Herzog, stand mit gespreizten Beinen, schwang überm Haupte den Zweihänder wie einen Quirl, der Menschengebein umrührt. Männer drängten in den Saal, doch keiner wagte sich nahe.

Fackeln wehten über den Köpfen.

Cipolla hatte andere durch die Nebenpforte geführt, er barg sich hinter einem Pfeiler, rief: „Nun hat es ein Ende mit Euch! Wir finden einen besseren Herzog!" — „Niemals einen besseren!" schrie Pecorai. Und wieder faßte er Provenzan. — „Wo ist Ginevra?"

„Auf dem Wege zu den weißen Frauen von Assisi!"

„Gerettet! Geborgen!" jubelte Pecorai. Da sah er auf dem Estrich Herrn Mino mit der klaffenden Wunde.

„Ich habe ihn erschlagen!" — Der Herzog regte sich nicht.

Fahl wich der Jüngling von ihm.

Cipolla keifte von seinem sichern Ort: „Seht den Herzog! Unseren Herrn Mino hat er erschlagen! Nun soll er den Lohn empfangen nach Gebühr!"

Der alte Vogt war bis zum Herzog gedrungen. — „Eure Mutter weigert sich, ihr Gemach zu verlassen. Stürzt das Haus, so stirbt sie unter den Trümmern!"

Reinbold ließ keinen nahe kommen, wie ein Wolf, den die Hunde umkreisen, hielt er alle fern. Da kroch Cipolla von hinten heran, stach ihm mit seinem Messer die Fußsehnen durch, daß er stürzte.

Schwerter umdrängten Provenzan. Aber der Visconti wehrte ihnen. — „Haltet ein!" — Und zu Provenzan: „Denkt Ihr des Tages in Mantua, da Ihr die Fürstin erranget?"

Cipolla stand frech vor Provenzan. — „Bettelherzog!"

„Bettelherzog!" — Die Bürger von Siena riefen es, die der Visconti bewaffnet hatte und gelöhnt. Pecorai schlug Cipolla mit der Linken den Schädel ein, daß er lautlos fiel. Sein Schwert wäre ihm zu gut gewesen.

Der Saal war angefüllt mit den Söldnern des Königs und mit den Männern des Visconti. — „Auch jetzt noch bin ich großmütig! Lebe! Lauf ins Land, zu den Bettlern der Straße!" So redete der Visconti.

„Bann! Bann!" So schrien die Männer von Siena. „Entwurzelt seinen Stamm! Brecht sein Haus!"

Pecorai faßte die Hand Provenzans, ließ sie nicht mehr. Er war größer geworden und älter, und er sprach zu seinem Herzog, zu seinem Freunde: „Der Tag der großen Liebe hat dich hinabgestürzt! Wie klein sind sie, die deiner Herr geworden!" — Er spie aus vor dem Visconti.

Und plötzlich lachte Provenzan lange und laut über sie alle. Er hob den rechten Arm als ein Gebieter, und sie gaben ihm Raum. — „Komm, Pecorai!" — Mit dem letzten, der ihm geblieben war, ging er ins Elend.

Ich und Du

Von Univ.-Prof. Dr. Paul Häberlin-Basel

Die Naivität der Lebensführung ist dahin, sobald wir innewerden, daß unser Leben durchaus zweideutig ist. Wir wissen dann zwar nicht, was im einzelnen gut und böse ist, aber wir wissen (das braucht nicht intellektuell verstanden zu werden), daß es gut und böse gibt. Und in diesem Augenblick ist das Leben zum Problem geworden; es hat die ihm wesenhaft innewohnende Problematik unserm Blick enthüllt. Auch des Naiven Leben — aber es gibt keinen absolut naiven Menschen — hätte seine Problematik; nur dadurch, daß er sie nicht als Problem spürte, wäre er naiv. Das Lebensproblem — jedes einzelne Problem ist sein besonderer Ausdruck — besteht darin, daß jene Problematik schmerzhaft empfunden wird. Alles Fragen oder Zweifeln ist die gespürte Notwendigkeit eindeutiger Entscheidung im Angesichte tatsächlicher Zweideutigkeit.

Die Fraglichkeit, von der wir sprechen, mag zunächst als Unsicherheit des Verhältnisses zur Umwelt, des Verhältnisses zwischen Ich und Du imponieren. In Wirklichkeit ist sie immer unsere ganz persönliche Angelegenheit, nämlich die Unsicherheit unseres eigenen Verhaltens, genauer noch: unseres eigenen Wollens. Wir „wissen nicht, was wir wollen". Die Ursache aller Zwiespälte liegt darin, daß wir mit uns selbst im Zwiespalt sind, und das heißt: daß wir jederzeit Unvereinbares wollen, und zwar grundsätzlich Unvereinbares. Wäre das Wollen der Individuen in sich eindeutig, so wären notwendig auch alle Verhältnisse zwischen Individuen eindeutig.

Geht man dem innern Zwiespalt auf den Grund, sucht man in allen Formen der Problematik ihr Wesen zu erkennen, so enthüllt sie sich als Widerstreit zweier Lebens- oder Handelnsrichtungen, von deren keiner wir uns loszusagen vermögen und die eben dadurch, daß sie in Personalunion verbunden und also beide unsere persönlichen Interessen sind, ihre problematische Bedeutung erhalten. Enthalten wir uns aller metaphysischen Deutungen, und bleiben wir bei der rein psychologischen Beschreibung, so lassen sie sich etwa folgendermaßen charakterisieren: Als Individuen stehen wir in ständiger Auseinandersetzung mit der Umwelt, deren für uns ausgezeichnete Vertreter wiederum menschliche Individuen sind. In dieser Auseinandersetzung bringen wir immer unsere individuelle Besonderheit zur Geltung; jede Auseinandersetzung ist Bestätigung und Betätigung unserer tatsächlichen Auseinandergesetztheit, eben unserer individuellen Sonderexistenz. So kommt es, daß unser Verkehr sich immer nach Zwecken gestaltet, welche eben diese Sonderexistenz betonen, jedenfalls sich daran orientieren.

Diese ganze am Ich als dem wollenden und handelnden Subjekt orientierte Zwecksetzung fassen wir zusammen unter dem Begriff der Subjektivität. Sie bedeutet, daß wir stets von unserm persönlichen Standpunkt aus urteilen und handeln, daß unsere Zwecke sich auf uns beziehen, also ihre Bedeutung verlören, wenn wir nicht wären.

In dieser Weise subjektiv orientierte Interessen sind nichts anderes als die sogenannten Triebe, — gleichgültig jetzt, auf wie viele differente Grundformen ihre Mannigfaltigkeit sich zurückführen lasse. Wenn wir von Selbsterhaltungstrieb sprechen, so meinen wir nichts anderes als die Tatsache, daß ein Individuum in seiner Zwecksetzung darauf bedacht ist (ob bewußt oder unbewußt, das ist hier ganz gleichgültig), seine Sonderexistenz zu betonen. Aber nicht anders, wenn es sich etwa um diejenige Triebart handelt, welche wir als Erotik zusammenfassen. Auch hiermit ist ein Bedürfnis gemeint, welches seinen „Sinn" von unserer Sonderexistenz her besitzt und mit der Streichung dieser Existenz verlöre. Denn wenn auch der Liebestrieb Bedürftigkeit „nach dem andern" bedeutet, so ist er doch subjektive Bedürftigkeit; er bringt meinen persönlichen Anspruch an die Wirklichkeit zur Geltung, und seine Befriedigung ist meine Befriedigung. Alle erotischen Zwecke sind an ihrem Träger orientiert; er will damit etwas „für sich" und verfolgt jene Zwecke „um seinetwillen" (mögen auch Verliebte sich selbst und Verführer ihre Opfer darüber zu täuschen versuchen).

Allein man würde der Realität des Menschen nicht gerecht, wollte man alle Zwecksetzung ganz aus dieser triebhaften Subjektivität erklären. Weder das Leben des einzelnen, noch das kulturelle Leben der Menschheit läßt sich daraus allein verstehen, und alle Versuche nach dieser Richtung sind immer bald wieder zusammengefallen. Es existiert in uns neben allen subjektiven Ansprüchen ein „Gefühl" für Sachlichkeit, Objektivität, objektive Richtigkeit, und wir sind imstande, uns von diesem Gefühl leiten und bestimmen zu lassen, wenn auch nie ohne Einschränkung, nie rein (das Einschränkende ist immer die Subjektivität). Das heißt aber nichts anderes, als daß in uns eine zweite Art des Interesses lebt, welches unsere Zwecksetzungen mit zu gestalten vermag. Wir sind imstande, uns an „sachliche Zwecke" hinzugeben, d. h. im Hinblick auf Werte zu handeln, die wir gerade deshalb schätzen, weil wir an ihre objektive Bedeutung glauben. Ja es ist möglich, daß wir sie zum Inhalt unserer Zwecksetzung machen, trotzdem wir deutlich einsehen, daß durch ihre Verwirklichung unsere subjektiven Ansprüche nicht nur nicht

auf ihre Rechnung kämen, sondern sogar leiden müßten. Im Grunde verlangt schon jede Handlung, die ihrer Verwirklichung dienen soll, das Opfer dieser Ansprüche, und doch gibt es derartige Handlungen. Es offenbart sich darin ein nicht an unserer subjektiven Existenz und Bedürftigkeit orientiertes Interesse; sein Orientierungspunkt liegt außerhalb unserer Sonderexistenz, nach unserer eigenen Auffassung: es gilt der Verwirklichung von Werten, welche objektiv bedeutsam und notwendig gemeint sind. Ob es sich in dieser Meinung um eine „Illusion" handle oder nicht, ist hier völlig gleichgültig; denn es kommt nur darauf an, in welcher Meinung und Absicht wir handeln. Tatsache ist aber, daß wir Absichten haben können, welche mit der Befriedigung subjektiver Ansprüche nichts zu tun haben, welche also gerade nicht, wie die Triebabsichten, unsere subjektive Existenz betonen und zur Geltung bringen wollen.

Wer dies leugnen wollte, müßte leugnen, daß es z. B. in der Forschung und im Denken einen Willen zur Wahrheit gibt, zur einfachen objektiven Wahrheit, die um ihrer selbst willen geschätzt wird, gleichgültig ob sich daraus für unsere persönlichen Bedürfnisse etwas gewinnen lasse oder nicht. (Der Hinweis darauf, daß im wirklichen Forschen sich immer wieder subjektive Ansprüche des Forschers einmischen, besagt nur, daß jener Wahrheitswille nie rein ist, besagt aber nicht, daß er nicht auch vorhanden sei.) Es müßte ferner z. B. geleugnet werden, daß es so etwas wie eine Sehnsucht nach Solidarität und Harmonie im Verhältnis zu andern Menschen gibt; denn alle derartige Sehnsucht will etwas, was der Betonung der Sonderexistenz mit ihren Ansprüchen direkt entgegensteht. Es müßte überhaupt das Vorkommen einer Sehnsucht nach sittlicher Sauberkeit geleugnet werden; denn sittliche Sauberkeit ist identisch mit Objektivität der Zwecksetzung, mit Einordnung der subjektiven Bedürfnisse unter nicht subjektive Gesichtspunkte, kurz mit „Sachlichkeit" der Lebensführung, — und Sehnsucht danach bedeutet ein Interesse an der Überwindung der bloßen Triebhaftigkeit. — Ergänzen wir diese Selbstverständlichkeiten noch durch den Hinweis auf Gefühle, wie das der Scham oder der Achtung, so mag es genug sein. Scham ist immer die Reaktion des sachlich-sittlichen Interesses auf das Vordrängen der eigenen Subjektivität, und Achtung (vor andern) ist immer die Anerkennung, daß hier das übersubjektive Interesse über die Subjektivität triumphiere.

Welchen Namen man diesem objektiv gerichteten Interesse gebe, ist an und für sich gleichgültig. Wir möchten es allgemein das geistige Interesse nennen, mit Rücksicht auf den vorwiegenden Sprachgebrauch, welcher in der Tat als geistig gerade diejenigen individuellen oder menschheitlichen Haltungen und Erzeugnisse bezeichnet, die jenem Interesse entsprechen (Geist darf dann freilich nicht mit Intellekt gleichgesetzt werden). Bedenkt man anderseits, daß alle Subjektivität die Wesen trennt und allein das übersubjektive Interesse die Grundlage möglicher Gemeinschaft bilden kann — soviel objektives Interesse, soviel Gemeinschaftsfähigkeit, und umgekehrt — so könnte man ebensogut von Gemeinschaftsinteresse (Solidaritätswillen) sprechen.

So stehen sich die unsere Zwecksetzungen bestimmenden Grundtendenzen gegenüber als Trieb und Geist, oder als Eigenwille (Subjektivität) und Gemeinschaftswille. Ihr Zusammensein in jeder Persönlichkeit und in jedem Augenblick des individuellen Lebens macht gerade den Zwiespalt dieses Lebens aus. Denn es handelt sich wirklich um einen prinzipiellen Gegensatz, ja Widerstreit. Was wir um unseretwillen suchen, suchen wir nicht um der Sache willen, und umgekehrt. Wer z. B. seine Forscherarbeit um subjektiver Zwecke willen betreibt, der betreibt sie nicht um der Wahrheit willen, — auch wenn er dabei „Wahrheit" finden sollte. Grundsätzlich verträgt sich Sachlichkeit nicht mit Unsachlichkeit. Ebenso widerspricht dem Gemeinschaftssinn jede Betonung der Eigenexistenz, z. B. jede Benutzung eines andern als eines Mittels zur Erreichung persönlicher Zwecke. Es hat keinen Sinn, sich diesen Zwiespalt verbergen oder seine grundsätzliche Bedeutung verwischen zu wollen. Wir sind zwiespältige Wesen; und alle geistige Sehnsucht ist durchkreuzt von unserer tatsächlichen Subjektivität, die wir, solange wir Einzelwesen sind, nicht ablegen können. Und umgekehrt: alle Durchsetzung unserer selbst ist begleitet vom lauten oder leisen Protest jener Sehnsucht, die sich nicht ausrotten läßt, solange Menschen Menschen sind.

Darin nun besteht das Lebensproblem, daß wir diesen Zwiespalt schmerzlich empfinden. Problem bedeutet Leiden an der Zwiespältigkeit, also Wille zur Eindeutigkeit des Lebens. Wille zu einem Leben, das einerseits nicht gehemmt wäre durch den Protest verletzter Geistigkeit, und das anderseits nicht getrübt wäre durch die heischende Triebhaftigkeit: zu einem ganzen und „unschuldigen" Leben.

Es muß gesehen werden, daß dieses Problem als solches unlösbar ist. Denn für ein Einzelwesen ist der Zwiespalt selber nicht aufhebbar, weil er zu seiner Existenz gehört. Jederzeit sind nur momentane, nie endgültige Entscheidungen in dem großen Entweder-Oder möglich. Und diese Entscheidungen bedeuten ihrerseits notwendigerweise Kompromisse, d. h. Zweideutigkeiten unter der Form der Eindeutigkeit. Auch verhältnismäßig „dauerhafte" Kompromisse, vielleicht in der Form von Lebens-Grundsätzen, vermögen das latente Problem nicht aus der Welt zu schaffen; es kann höchstens verdeckt werden.

Aller Moralismus und alle damit zusammenhängende Kulturgläubigkeit verkennt diese elementare Tatsache der Menschennatur. Moralismus besteht in dem Unternehmen, das Lebens-Problem durch Beseitigung der Problematik selbst aus der Welt zu schaffen. Ob dies versucht werde auf dem Wege rigoristischer Triebfeindlichkeit oder auf dem entgegengesetzten Wege geistfeindlichen Eintretens für das „Recht der Subjektivität", so oder so ist Unmögliches versucht, denn der „Feind" ist immer Realität und läßt sich aus unserer Wirklichkeit nicht vertreiben. Die Folge ist Selbsttäuschung oder Heuchelei oder — wenn die Wahrheit plötzlich aufgeht — Verzweiflung (wozu auch Skepsis, Relativismus und abergläubische Erlösungshoffnungen gehören). — Und wer die Beseitigung des Zwiespaltes, also ein eindeutiges und daher „vollkommenes" Leben, von der zukünftigen Entwicklung erhofft, bewegt sich in derselben Blindheit oder Unwahrhaftigkeit. Entwicklungen (nach irgendeiner Richtung) sind möglich; aber solange Mensch Mensch und Individuum Individuum bleibt, hört der Zwiespalt des Lebens nicht auf. Entwicklung kann nur „erträglichere" Formen, nie Beseitigung der Lebensproblematik bringen.

Aber bedeutet diese Einsicht nicht ihrerseits Resignation und Verzweiflung? Nein. Denn es gibt eine Möglichkeit: zu überwinden, was nicht zu beseitigen ist. Sie steht freilich nur dem offen, der die Wahrheit des Lebens ehrlich sieht und anerkennt, und der nicht in moralistischer Verblendung es anders haben will, als es seinem Wesen nach ist. Seinem Wesen nach ist es zwiespältig, nicht eindeutig, noch praktisch auf eine Formel (ein Gesetz „richtigen" Verhaltens) zu bringen. Es ist und bleibt „praktisch rätselhaft", und sofern wir nur dasjenige sinnvoll nennen, was in sich nicht widersprüchlich, sondern eindeutig gerichtet ist, — insofern entbehrt das Leben eines in ihm selbst liegenden Sinnes. Es ist aus sich selbst nicht verständlich und in sich selbst nicht begründet, — eben weil es immer will, was es zugleich nicht will.

Erst wer diese seine interne Sinnlosigkeit (wir wagen jetzt das Wort) erfaßt hat, und wem trotzdem aus dem Problem-Erlebnis die absolute Notwendigkeit des „Sinnes" geblieben ist: erst der ist reif für das Erlebnis der transzendenten Sinnhaftigkeit, die kein Moralismus sehen kann. Das ist das religiöse Erlebnis. Es setzt die Erschütterung der moralistischen Selbstherrlichkeit voraus, und es besteht in dem immer überraschenden Aufleuchten der Gewißheit, daß die für sich genommen sinnlose Realität einen Grund und Sinn hat, der nicht in ihr selber liegt, — einen von aller realen Bedingtheit gelösten und eben deshalb absoluten Grund. Die tausend möglichen Formen dieses Erlebnisses zu beschreiben geht hier nicht an. Seine Folge ist aber die, daß nun das rätselhafte Leben gewissermaßen transparent geworden ist, und daß gerade durch seine Rätselhaftigkeit sein ewiger Grund durchscheint, — nicht rational faßbar noch in Realitätsbegriffen beschreibbar, aber trotzdem gewiß.

Das Festhalten an dieser Gewißheit ist der religiöse Glaube. Er ist, eben als Festhalten, nicht ein selbstverständlicher Besitz, sondern eine Leistung, und er ist auch nie gefeit gegen Trübungen moralistischer und daher auch rationalistisch-dogmatischer Art (wie die Geschichte der Religionen lehren kann). In seiner Reinheit aber wäre er das vollkommene Vertrauen in die tiefe Sinnhaftigkeit, Begründetheit und daher in die absolute (wenn auch nicht rational begreifbare) Güte des Lebens. Die gläubige Haltung sagt im Namen Gottes Ja zur unbegreifbaren Wirklichkeit, welche eben damit ihre dämonische Bedeutung verliert. Die Problematik des Lebens wird nicht geleugnet, sondern gläubig entgegengenommen, d. h. in ihrer ewigen Bestimmung „verstanden". Sittliche Arbeit und sittlicher Kampf fallen nicht dahin; aber sie sind jetzt, in aller Relativität des Erfolges, als Mission lebender Wesen erkannt. Schuld bleibt Schuld; aber sie reißt uns nicht aus dieser Mission und nicht aus der ewigen „Berechtigung" unserer Existenz, welche mit der Mission gegeben ist. So wird das moralische Leben entkrampft; sein Ernst bleibt, aber er wird sozusagen ein fröhlicher Ernst. Die Problematik bleibt, aber sie hat ihre aufreibende Bedeutung verloren, sie ist religiös überwunden, überhöht.

Doch nicht nur das persönliche Leben wird also entgiftet, sondern ganz ebenso das Verhältnis des Ich zum Du. Denn auch die fremde Existenz ist gottgewollt, und zwar so, wie sie ist, in aller ihrer Relativität. Für das Recht der Individualität hat überhaupt nur der Glaube den Blick. Die soziale Verantwortung und die sittliche Arbeit an den andern fallen nicht dahin. Aber Schulmeisterei und Rigorismus, Humorlosigkeit und Intoleranz fallen dahin. Was bleibt, ist das religiöse Ja, und das heißt die religiöse Liebe zu aller Existenz. Nicht daß wir gleichgültig wären gegen ihre Mängel, nicht daß wir unkritisch würden, nicht daß der Ernst der sozialen (und pädagogischen) Arbeit litte. Aber alle Menschenbehandlung, aller Verkehr mit dem andern ist durchdrungen von jenem religiösen Verständnis, das uns überhaupt erst die Herzen öffnet und eine wirkliche Hilfe möglich macht. Und über allem sittlichen Willen zur „Besserung" des Nächsten steht sinngebend der religiöse Wille, ihn aus seinem verkrampften Leben zu befreien und ihn so im tiefsten Sinne zu beglücken.

Friedrich Spielhagen

Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage (24. 2. 1929)

Von Dr. Hans Henning

Dichtgedrängt sitzen die Zuschauer im Theater, in dem ein elendes Stück aus dem Leben Karls XII. in Szene geht. Den Helden spielt ein junger Schauspieler, der heute zum erstenmal in einer größeren Rolle die weltbedeutenden Bretter betreten hat. Nachdem sich das Publikum durch vier Akte hindurchgelangweilt, erwartet es von dem letzten Aufzuge einige Überraschungen. Sie bleiben auch nicht aus, wenn sie auch anders ausfallen, als anzunehmen war. Der Held muß sich nach einem öden Monologe eilig von der Szene zurückziehen und erschießen. Aber die Tücke des Schicksals will es, daß die Tür zum Hinterzimmer trotz allen Rüttelns und Schüttelns nicht aufgehen und dem Darsteller den Abgang ermöglichen will. Der Souffleur flüstert immer wieder: „Schuß! Schuß!"; in seiner Kopflosigkeit feuert der sich an der Tür abquälende „Held" seine Pistole ab, während die Zuschauer vor Lachen bersten möchten. Als endlich durch einen Fußtritt die verflixte Tür geöffnet ist, muß der Vorhang fallen und mit dem begrabenen Stück auch alle Hoffnungen des jugendlichen Adepten der Schauspielkunst für immer verdecken. Und welche Hoffnungen, welche Entwürfe hatte dieser Darsteller im Herzen gehegt, der schon als Schüler des Stralsunder Gymnasiums und später als Berliner, Bonner, Greifswalder Student im Kreise seiner Freunde ein bewunderter Rezitator, Literaturkenner und Dichter gewesen. Nach dem Desastre auf der Bühne seiner Vaterstadt Magdeburg mußte er sich sagen, daß ihm der Weg zum Theater ebenso verbaut war, wie so manche anderen Wege, die er früher eingeschlagen hatte. Niemand konnte ahnen, daß dieser verunglückte Schauspieler kurze Zeit darauf mit dem Lorbeer des Dichters gekrönt wurde, allerdings nach einem Umwege über den Lehrerberuf, den er am Leipziger modernen Gesamtgymnasium ausübte und der ihm in knappen Mußestunden noch Zeit ließ, wissenschaftliche und schöngeistige Werke aus der englischen und französischen Literatur zu übersetzen.

Zwei Novellen, „Klara Vere" und „Auf der Düne", die seit Jahren auf der Suche nach einem Verleger mit dem traurigen Erfolge durch das ganze deutsche Vaterland hin- und herreisen mußten, daß der Autor seine Manuskripte immer wieder mit einem obligaten Bedauern zurückerhielt, erblickten endlich im Jahre 1857 das Licht der so gleichgültigen Welt. Nur wenige Männer der Literatur erkannten in öffentlichen Kritiken das Talent des Verfassers an: unter ihnen waren Friedrich Hebbel, der sogar Klara Vere zu dramatisieren versuchte, und der Chefredakteur der „Zeitung für Norddeutschland", die in Hannover erschien.

Der letztere richtete an den jungen Dichter sogar einen herzlichen Brief, der mit den Worten begann: „Ihre Novelle ist ein wunderbares Buch" und der mit der Aufforderung schloß, für das Feuilleton seiner Zeitung einen größeren Roman zu liefern. Am Abend des Tages, wo dieser Brief in Leipzig einlief, brachte der beglückte Verfasser die ersten Kapitel des in seinem Kopfe bereits abgeschlossenen Romanes zu Papier, der sein letzter Versuch sein sollte, den Widerstand der stumpfen Welt zu besiegen und der ihm nach dem Erscheinen zu dem Byronschen Ausspruch berechtigen durfte: „Ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt."

Der Roman wurde nach einem Wort Goethes „Problematische Naturen" betitelt und der Verfasser hieß — Friedrich Spielhagen. In einem heute ganz besonders lesenswerten Buche „Finder und Erfinder" hat der Dichter vor länger als einem Menschenalter die Geschichte seiner zweifelerfüllten Jugend erzählt und darin geschildert, wie er durch die Erfahrungen und Enttäuschungen seines Lebens dazu gezwungen wurde, sich in diesem Roman die große Beichte seines bisherigen Ringens und Strebens von der Seele zu schreiben. Die „Problematischen Naturen" wurden zunächst im Feuilleton der erwähnten Zeitung gedruckt und der Verfasser bald darauf aufgefordert, die Leitung der Feuilleton-Redaktion mit der Verpflichtung zu übernehmen, jährlich einen Roman von ähnlichem Umfang für dieses Blatt zu schreiben, das unter dem Protektorat von Rudolf von Bennigsen stand.

Wirtschaftliche Schwierigkeiten nötigten aber nach einigen Jahren den Verleger der Zeitung, das Verhältnis zu dem Dichter zu

lösen, und so siedelte dieser, nachdem er sich inzwischen verheiratet hatte, von Hannover nach Berlin über, wo er seine großen Zeitromane und seine stimmungsvollen Novellen schuf, die ihn unter die ersten Dichter seiner Zeit reihten, ihm u. a. die Freundschaft Berthold Auerbachs einbrachten und eine bis dahin unerhört große Zahl von Lesern und Bewunderern schufen: „In Reih und Glied“, „Hammer und Amboß“, „Sturmflut“, „Was will das werden?“, „Quisisana“ und viele andere, die heute 22 Bände der Gesamtausgabe seiner bei L. Staackmann in Leipzig erschienenen Werke füllen. In diesen Weltbildern vermochte Spielhagen um das Bild des 19. Jahrhunderts von den Tagen der Freiheitskriege über die Bewegung um Lassalle und die Revolution von 48, den Krieg von 70/71, die Attentate gegen den alten Kaiser, das Aufkommen Nietzsches einen dichterischen Rahmen zu ziehen und in bedeutsamen Situationen und hervorragenden Charakteren ein Gemälde zu entwerfen, das heute als ein wertvoller kulturhistorischer Besitz gelten muß, weil mit der leidenschaftlichen Sprache eines Dichters und der scharfen Beobachtungsgabe eines Mitlebenden uns hier das Wesen des letzten Jahrhunderts in glühenden Farben gemalt ist.

Bismarck hat sich vor Paris im Kreise seiner Mitarbeiter über diese Werke gern unterhalten. Der junge Nietzsche hat während seiner Studentenzeit ebenso für den Dichter geschwärmt wie in Amerika Spielhagens Bonner Universitätsfreund Karl Schurz, der in seinen Denkwürdigkeiten dieses Dichters und seines Schaffens ebenso liebevoll gedenkt, wie Rochus von Rheinbaben in seiner kürzlich erschienenen Stresemann-Biographie, worin berichtet wird, daß Friedrich Spielhagen der Lieblingsdichter Gustav Stresemanns in den Jahren seines Wachsens und Werdens gewesen ist.

Aber nicht nur Romane und Novellen haben wir Spielhagen zu danken, er hat als erster Emmerson ins Deutsche übertragen und neben kongenialen Übersetzungen amerikanischer und englischer Lyriker formvollendete Gedichte in mehreren Bänden herausgegeben, fünf Dramen geschrieben, von denen namentlich „Liebe für Liebe“ in den siebziger Jahren über zahlreiche deutsche Bühnen gegangen ist, und er hat endlich in einer stattlichen Zahl von Büchern scharfsinnige ästhetische und literarische Studien veröffentlicht, die ihn nicht nur als einen der Begründer des modernen Goethekultus, sondern auch als den Schöpfer einer originellen Ästhetik der epischen Kunst erkennen lassen. Höher noch als der meisterhafte Erzählungskünstler und der geistvolle Ästhetiker steht der mannhafte Mann, der allezeit ein düstere Pfade erhellender Fackelträger und ein tapferer Vorkämpfer für Recht und für Freiheit, für Fortschritt und Wahrheit gewesen ist, im schönsten Sinne des Spinozawortes ein homo liber, dem nichts Menschliches fremd war und der in angespanntester Arbeit um die Kunstvollendung seiner Schöpfungen rang und sich dabei den geistigen Bildungshorizont seiner Zeit bis an die Grenzen der Möglichkeit erschlossen. Daneben hat er wahrhaft und kraftvoll ein Leben geführt, das als vorbildlich bezeichnet werden muß in seiner unerschütterlichen Gradheit und seiner mutigen Kampfbereitschaft gegen Unterdrückung und Heuchelei, in seiner freudigen Anerkennung fremder Verdienste und seiner beispiellosen Güte, so daß wohl alle, die Spielhagen jemals nahegekommen, darin einig sein dürften, auf ihn das schöne Wort Iphigeniens anwenden zu können, womit sie ihren Vater charakterisiert: „In ihm hab' ich seit meiner ersten Zeit ein Muster des vollkommnen Mannes gesehen.“

Spielhagens eigentliches Leben spielte sich zum größten Teil in seinem stilvoll eingerichteten Arbeitszimmer ab, das mit köstlichen Büsten und Bildern geziert und mit den bedeutendsten Büchern der Weltliteratur geschmückt war. Stolz konnte dieser im besten Sinne vornehme Mann, den Fritz Mauthner einmal als den „Gentleman der Feder“ gefeiert hat, darauf sein, daß er niemandem zu gehorchen und niemandem zu befehlen hatte, daß er seine sorgsam gehütete Unabhängigkeit lediglich seinem Talent und seiner niemals rastenden Arbeit verdankte, die ihn von den Frühstunden des Tages an den Schreibtisch fesselte und erst gegen Abend freigab.

Am liebsten weilte er, der nur selten reiste und dann außer Karlsbad immer wieder das geliebte deutsche Meer aufsuchte, dessen Wellenschlag in fast allen seinen Dichtungen rauscht und raunt, im Kreise seiner Familie und seiner Freunde, die auch ohne förmliche Einladung jeden Abend an dem gastlichen Tische seines Berliner Heims ihren Platz suchten und fanden. Waren die Teller weggeräumt und brannten die Zigarren — Spielhagen scherzte wohl, daß Havanna-Zigarren seine Spezialität wären — dann wurde die Gesellschaft durch seine geistsprühende Unterhaltung in Atem gehalten. Er hatte viel zu erzählen und wußte stets das Gespräch auf

bedeutende Fragen zu lenken. Unter den Gästen fanden sich Dichter, Künstler, Gelehrte von Ruf, aber auch schöne und geistvolle Frauen bildeten die Zierde dieses auserwählten Kreises, in dem die Töchter des Dichters eine hervorragende Rolle spielten. Die jüngste von ihnen stand ihm am nächsten, weil sie feinstes Verständnis für seine Kunst und Wesensart hatte und selbst durch ein bedeutendes dichterisches Talent ausgezeichnet war. In feinsinnigen Novellen „Das große Schweigen", „Abschied", „Leben" u. a., sowie einem mit eigenen Erlebnissen gesättigten Roman „Ein Kampf ums Glück" hat sie schöne Erfolge erzielt. Um so größer muß daher das Opfer erscheinen, das sie, die unvermählt Gebliebene, dem Vater nach dem Heimgang der Mutter brachte, indem sie ganz in der Pflege des Kränkelnden aufging und ihm, dem im letzten Jahrzehnt seines Lebens die Augen den Dienst versagten, Auge und Hand ersetzte, indem sie dem bis zur letzten Stunde geistig Interessierten vorlas, was an bedeutenden literarischen Erscheinungen zutage trat, und nach des Vaters Diktat dessen umfassende Korrespondenz führte. Tief erschüttert mußte es der Dichter hinnehmen, als ihm in der Frühe eines letzten Oktobertages die schaurige Nachricht nicht vorenthalten werden durfte, daß seine Lieblingstochter Toni plötzlich einem Herzschlage erlegen. Nun waren auch die Tage des 81jährigen gezählt. Verbittert wollte er niemanden, kaum noch die beiden ihm erhaltenen Töchter und deren Kinder sehen; wenige Monate darauf ist er, einen Tag nach seinem 82. Geburtstage, nach kurzer Krankheit (25. Februar 1911) aus einem Leben geschieden, das ihm in jungen Jahren schwerste Kämpfe auch mit der gemeinen Not des Lebens, im Mannesalter ungewöhnliche Erfolge und beispiellosen Ruhm, am Abend mit der Wandlung des literarischen Geschmackes herbe Enttäuschungen gebracht hat. Zwar hatten die Jüngeren unter seinen Mitstrebenden sich zur Zeit seines 70. Geburtstages um ihn als einen ihrer Führer geschart und ihm einen goldenen Lorbeerkranz mit gerade so vielen Blättern überreicht, wie er Bücher geschaffen; den größten Beitrag zu dieser seltenen Spende hatte Gerhart Hauptmann beigesteuert, aber auch alles, was damals zu den Zählern der deutschen Literatur gehörte, war vertreten, um in der stillen Werkstatt des Dichters dem poeta laureatus zu huldigen. Um dieselbe Zeit ließ sich der immer Hilfsbereite noch wiederholt dazu herbei, öffentlich aus seinen Werken vorzulesen, wenn es galt, mit dem Ertrage solcher Darbietungen Tränen zu trocknen und Wunden zu heilen. Unvergeßlich steht allen, die ihn jemals mit der Modulationskraft seiner Stimme aus eigenen oder fremden Werken vortragen gehört haben, die vornehme Erscheinung mit den großen blauen Augen vor dem geistigen Gesicht, die die Herzen bis ins Innerste zu packen vermochte und uns mit der Kraft seiner Phantasie zu bedeutenden Höhen hinaufzuführen verstand. Ebenso, wenn er mit seiner rednerischen Kunst das Bild eines Freundes, eines Dichters in treffsicherer Charakteristik zu umreißen vermochte. Am Sarge von Lina Duncker hat er die aus Lassalles Leben bekannte Gattin Franz Dunckers, die auch die Heldin seines letzten Romans „Freigeboren" geworden ist, in wundervoller Plastizität geschildert. Als Weimarischer Festredner hat er einst Goethe, den Epiker, vor einem Parterre von Goetheforschern in eigenartige Beleuchtung gerückt.

Heute liegt das gewaltige Lebenswerk Spielhagens, das mit den „Problematischen Naturen" anhebt und mit der Essaysammlung „Am Wege" 1904 endete, ziemlich unbeachtet in den Bibliotheken, aber es bleibt zu wünschen, daß seine großen Zeitromane und seine feinziselierten Novellen, die stets nach höchster Form und schärfster Charakteristik streben und das Bild deutscher Landschaft in berauschenden Farben malen, wieder zur Hand genommen werden, als die Bekenntnisse einer feurigen Mannesseele und eines hochgemuten Streiters in gärender Zeit, der der Menschheit am besten zu dienen glaubte, wenn er die großen Gegenstände seines Volkes zu dichterischer Darstellung zu zwingen vermochte.

Vierzeiler von Friedrich Spielhagen

Zum Leben, glaub's, gehöret Mut
Und nochmals Mut. So geht es gut.
Und geht es schlimm — — nun denn zum dritten:
Nur Mut! den Sieg hast du erstritten.

Wozu wir Menschen leben? Wer das wüßte?
Wir landen ungewollt an unbekannter Küste;
Durchziehn die Insel, leiden Not und Pein
Und schiffen drüben uns ins Grenzenlose ein.

Die großen Reitturniere

Von Gustav Rau

Mit 13 Illustrationen von Ludwig Koch-Wien

Ihre Bedeutung erschöpft sich nicht in einer Schaustellung von Pferden, nicht im Kampfe um die beste reiterliche Leistung. Sie sind in allen Weltstädten einer der wirklichen gesellschaftlichen Höhepunkte des Jahres.

Reichspräsident von Hindenburg, der kein Theater besucht, kommt, seit ihn das deutsche Volk nach Berlin berief, jedesmal zu dem großen Berliner Reitturnier, das entweder in der Autohalle oder im Sport-Palast vor sich geht. Der alte Soldat, der in seinen militärischen Stellungen soviel mit Pferden zu tun hatte, verfolgt von Anfang bis Ende des vielstündigen Programms die Leistungen mit dem größten Interesse. Niemand aus der Berliner Gesellschaft will an diesem Tage fehlen. Die Reiter- und Pferdetage des Turniers sind alljährlich ein fester Rahmen, der alles umschließt, was sich an dem Glanz und der Frische reiterlicher Bilder erfreuen will. Es ist keine Volksschicht, die sich ausschließt. All die Tausende, die früher einmal bei den berittenen Waffen des alten Heeres mit Pferden zu tun hatten, erinnern sich gerne dieser Zeit und kehren zu ihrer alten Liebe zurück. Es ist, als fühle sich das Volk zu diesen Festen des Pferdes besonders hingezogen, nachdem durch den Zwang der Verhältnisse das Pferd im Zentrum der großen Städte lange nicht mehr soviel wie früher zu sehen ist. Die Landwirte eilen aus allen Teilen Deutschlands zu den großen Berliner Reitturnieren. Sie, die die Pferde stellen, sind besonders an den Leistungen interessiert, zumal auch die junge Garde deutscher volkstümlicher Reiterei, die sogenannten „ländlichen Reiter“, als aktive Teilnehmer an den Berliner Turnieren oft in großer Zahl erscheinen.



Fräulein Lungen im „Zirkus“ (Schaunummer)

Fast endlos ist die Folge von Pferden, die sich an den Turniertagen in die Bahn ergießt, die in den verschiedenen Klassen der Material- und Eignungsprüfungen für Reitpferde, für Jagdpferde, in den Dressur-Konkurrenzen, in den Paarklassen, in den Jagdspringen, in Wettbewerb tritt. Es handelt sich jeweils um das Edel-Material, um die Elite der verschiedenen deutschen Pferdezuchten. Der Reichsverband für Zucht und Prüfung deutschen Warmbluts, die große Spitzenorganisation der deutschen Pferdezucht ist Veranstalter und Träger der großen Turniere, die er zum Schaufenster für die ganze deutsche Zucht von Edelpferden gemacht hat.



Travers rechts (Major Bürkner)

Ein besonderer Reiz der Berliner Turniere liegt in dem Erscheinen fremder Reiter. Schon vom Jahre 1920 ab sind auf Einladung des Reichsverbandes die schwedischen, holländischen und schweizerischen Reiter wieder nach Berlin gekommen, und der Reigen internationaler Beteiligung wurde in den folgenden Jahren immer größer. Bei dem diesjährigen großen Turnier, das in den Tagen vom 26. Januar bis 3. Februar im Berliner Sport-Palast vor sich gehen wird, erwartet man zum erstenmal amerikanische, spanische, italienische und chilenische Offiziere, die mit ihrem hochstehenden Material von Springpferden den deutschen Reitern schwere Konkurrenz machen werden.



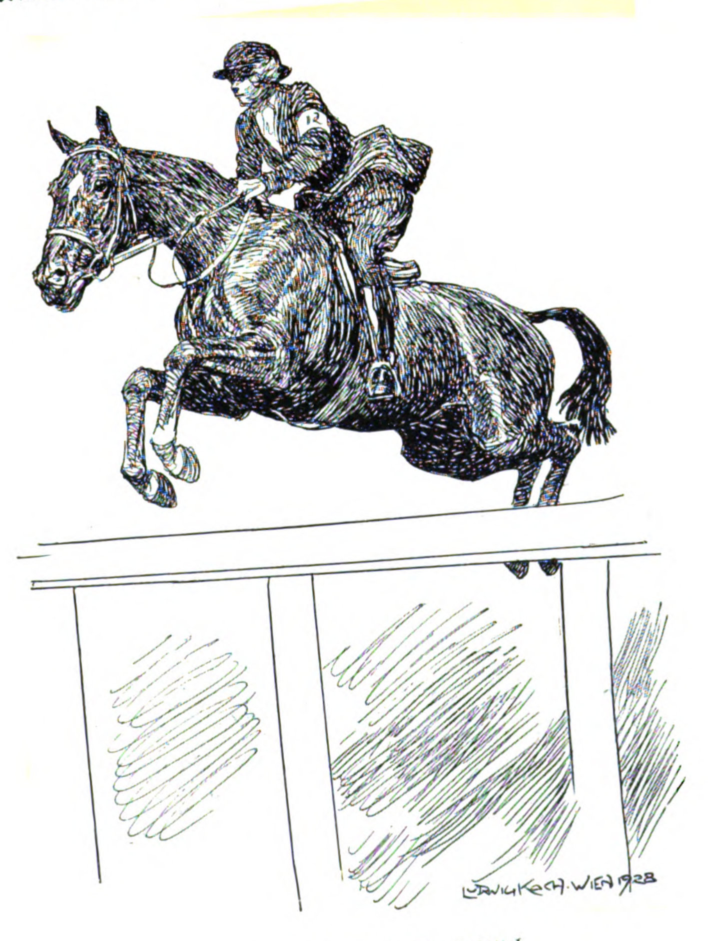
Traversal-Verschiebung

Mit besonderer Sympathie verfolgt man die enge Fühlungnahme des deutschen Reitsports mit dem amerikanischen Reitsport. Auf Einladung der Vereinigten Staaten sind im November zum erstenmal deutsche Reichswehroffiziere über den Ozean gefahren, um an dem großen Newyorker Turnier teilzu-

nehmen. Verdienst und Glück schufen ihnen einen durchschlagenden Erfolg. Die Oberleutnants von Barnekow, von Nagel und Schmalz trafen mit ihren sechs Pferden die Elite der amerikanischen und kanadischen Reiter, sowie die aus den besten Reitern Polens, Belgiens und Hollands zusammengesetzten Offizier-Abordnungen dieser Länder. In den beiden wichtigsten Prüfungen des Turniers, der „Internationalen Militär Trophy" und der „Internationalen Militär Stake", triumphierten die deutschen Reiter. Das Publikum, das, 20 000 Köpfe stark, allabendlich die Ränge von Madison Square Garden füllte, war begeistert, und die großen amerikanischen Zeitungen schrieben mit tiefster Überzeugung, daß die Ritte der deutschen Reiter für Deutschlands Ansehen ebenso gewirkt hätten, wie die Siege des Schwimmers Rademacher, wie der Flug durch Nacht und Nebel von Hünefeld und Köhl und wie Eckeners alle Widrigkeiten der Elemente überwindende Zeppelin-Fahrt.

Der Reitsport gewinnt an Umfang! Je mehr das Auto allgemeines Transportmittel wird und als Luxusbegriff zurückgeht, desto mehr gewinnt das Pferd wieder als Mittel für Ausdruck gesteigerter Lebensführung, zumal mit seiner Verwendung Entspannung und Erholung von der Last täglicher Arbeit verbunden ist. — Ganz abgesehen von der Genugtuung, die es bei sportlichen Erfolgen gibt, fordert die Vollbringung von großen Leistungen im Pferdesport von seiten des Reiters doch die allergrößte Energie, den stärksten Nerv, den ungezügeltsten Wagemut. Groß und hinreißend wirken die Leistungen zu Pferde auf alle Teile der Masse. Das haben mit der größten Deutlichkeit die Olympischen Spiele des Jahres 1928 in Amsterdam bewiesen, wo die Kämpfe zu Pferde im Stadion einen Massenbesuch aufzuweisen hatten, der den Zudrang zu allen anderen Sportarten übertraf.

Die großen Turniere in Newyork, in Paris, in London, in Berlin sind alle gleich



Damensprung im Herrensattel

finden sollen. Indem diese sogenannten Schaunummern das Beste an Pferden und an Reiterei zeigen, wirken sie ihrem inneren Werte nach vorwärtstreibend auf Pferdezucht und Reitkunst, heben die Arbeit der verschiedenen Pferdezuchtgebiete heraus, zeigen die verschiedenen Typen von Reitkunst und verbreiten im weitesten Publikum das Verständnis für gute Pferde und für gute Reiterei.

Unvergeßlich sind viele Schaunummern, die der Reichsverband geschaffen hat. Es sei nur erinnert an die unvergleichliche „Friderizianische Quadrille“, die in Form einer historischen Reminiszenz, als repräsentative Darstellung des Typs der deutschen Reitkunst, beim Februar-Turnier im Jahre 1925 gezeigt wurde. Deutschlands acht beste



Traversal-Verschiebung (Rich. Wätgen)

Mauersprung. (Freiherr von Langen)

glänzend, was inneren Gehalt und allgemeinen Umfang betrifft. Sie bringen stets überragende sportliche Leistungen, und sie führen in ehrlicher Begeisterung für das Pferd ein empfängliches Publikum aus allen Schichten der Bevölkerung zusammen, das ganz hingerissen dem Kampfe um neue Rekorde auf allen Gebieten der Reiterei beiwohnt.

Der Reichsverband hat erfolgreich danach gestrebt, neben der Darbietung der individuellen Höchstleistung sich die Gunst der Besucher durch Massenbilder zu erhalten, durch Massenbilder, in denen die Pferdezucht und die Reiterei gewissermaßen einen populären, aber gesteigerten Ausdruck

Reiter stellten auf den besten deutschen Dressurpferden die Kavallerieführer des großen Königs dar und ritten diesem (Freiherr von Heintze stellte den König dar) eine Quadrille vor.

Nach und nach wurden die besten Hengste der verschiedenen Zuchtgebiete in Quadrillen gezeigt. Ein Kabinettstück an guter Damenreiterei war die „Friderizianische Damen-Schul-Quadrille". Nicht vergessen wird die große Quadrille der 32 Unteroffiziere der Reichswehr, die man den besten Reitern und Pferden nach aus den Kavallerie-Regimentern zusammengestellt hatte. Die reiterliche Kultur anderer Länder zu zeigen, unternahm der Reichsverband gleichfalls. Seinen Bemühungen gelang es, zum ersten Male die berühmte Spanische Reitschule in Wien aus den Mauern der Hofburg heraus zu einem Gastspiel nach Berlin zu bringen. Nachdem man sich in Wien entschlossen hatte zu reisen, wurde die Spanische Reitschule auch nach Aachen und London geholt.



Gruppenspringen der Reichswehroffiziere (vorn Major Neumann)

Für das Berliner Turnier hat man wieder einige besondere Schaunummern erfunden, die, den verschiedensten Gebieten entnommen, die Massen aufmerken lassen und begeistern sollen. Zu Ehren des Reichspräsidenten reiten acht inaktive Generale der alten Armee die „Hindenburg-Quadrille". Die Jugend kommt mit einer „Kinder-Quadrille" zu ihrem Rechte. Ländliche Reiter aus Ostpreußen zeigen sich zum ersten Male, und zwar auf deutschen Pferden, als Polospieler. Andere ländliche Reiter aus Hannover, Mecklenburg, Schleswig-Holstein wollen in besonderen Darstellungen ihre reiterliche Fertigkeit zeigen, während der große Zapfenstreich der Kesselpauker (zu Pferde) der Reichswehr-Kavallerie-Regimenter ein militärisch, musikalisch und reiterlich gleich bedeutsames Schauspiel wird.

Seit Kriegsende ist der Inhalt der Turniere bedeutend gewachsen. Sie sind heute in unlösbarer Einheit mit der deutschen Pferdezucht verbunden. Früher waren sie einseitig auf Reitkunst und Fahrkunst gerichtet. Der militärische Einschlag überwog vollkommen. Sie waren eine Art Reservat der „oberen Zehntausend". Der Reichsverband für Zucht und Prüfung deutschen Warmbluts übernahm bald nach Kriegsende Umstellung und Neuorganisation. Das alte Kartell für Reit- und Fahrsport, das fast nur Offiziere als Mitglieder hatte, ging im Reichsverband auf. Dieser holte neben allen rein reitsportlich Eingestellten die Pferdezüchter in seine Reihen. Jeder Pferdezüchter mußte Mitglied des Reichsverbandes werden. Jeder, der Verständnis und Passion für Pferde zeigte, wurde eingeladen, in die Reihen zu treten. So fanden sich Zehntausende um das Pferd zusammen. Durch die



Schul-Quadrille

werden. — Sie schaffen deren Popularität. Von den kleinen Turnieren gehen Reiter und Zuschauer, die für die Sache gewonnen sind, zu den großen Veranstaltungen. Dieser Turniersport ist Volkssport geworden. Man darf sagen, daß jeder Pferdezüchterssohn heutzutage mit dem von seinem Vater gezüchteten Pferde im Jahre zu einigen Turnieren kommt. Durch die Leistungsprüfungen an den Turnieren lernt der Züchter seine Pferde genau kennen und deren Wert als künftige Zuchttiere ermessen. Er kann vor allem sein Pferd, das an Turnieren Beweise seines Könnens gibt, vorteilhaft verkaufen. So wirken die Turniere auf die

großen Berliner Turniere des Reichsverbandes wurden die Massen mobil gemacht und für die Sache gewonnen. Heute hat der Reichsverband festen Grund und Boden durch eine über das ganze Land verteilte Gefolgschaft, die sich aus allen Schichten der Bevölkerung zusammensetzt. Es gibt fast keine größere Stadt im Reich, die nicht alljährlich ihr Reitturnier hat. Dazu kommen unzählige kleine Orte, deren Veranstaltungen freilich nur von beschränkter Bedeutung sind, die aber ausgezeichnete Kleinarbeit verrichten und dadurch die eigentlichen Träger der Sache



Stallmeister-Quadrille. (24 Schimmel)



Frl. Lungen im „Zirkus" (Schaunummer)

Pferdezucht in hohem Maße absatzfördernd. Sie versorgen den Markt. Hier liegt ihre volkswirtschaftliche Bedeutung.

Vor dem Kriege hat es der größten Kämpfe bedurft, dem deutschen Pferde einen Teil des Turniersports zu sichern. Fremde Pferde wurden den deutschen vielfach vorgezogen. Die meisten der teilnehmenden Pferde kamen aus fremden Zuchten. Heute schätzt der Deutsche das deutsche Pferd. Ausländische Pferde können nur noch in bestimmten Arten von Prüfungen teilnehmen. Der Turniersport steht unter dem Leitwort „Dem deutschen Pferde". Dieses hat durch seine Leistungen bewiesen, daß es ihn zu beleben vermag. Es ist auch weit über Deutschland hinausgedrungen und hat an gar vielen ausländischen Turnieren bewiesen, daß es dem fremden Material gleichsteht. Es wurde schon auf die Erfolge deutscher Pferde im Jahre 1928 an der Olympiade, in Pardubitz und in Newyork hingewiesen.

Man unterscheidet Turniere im Freien und Hallen-Veranstaltungen. Die Benennung charakterisiert beide Arten. Hallen-Turniere finden in den großen Städten in der Jahreszeit statt, die kein Reiten im Freien gestattet. Sie erfahren durch die Enge des Raumes natürlich manche Einschränkung, sind aber von der Witterung vollkommen unabhängig und desto bedeutungsvoller zu gestalten, je größer die Halle ist. Leider besitzt Deutschland im Gegensatz zu anderen Ländern nur sehr wenige ganz große Hallen. Sogar die Reichshaupt-



Ungarischer Jucker-Viererzug



Schupo-Quadrille

stadt Berlin hat keine wirkliche Riesenhalle. Die Auto-Hallen sind mehr Ausstellungsräume und fordern für Pferdeturniere sehr teure Tribüneneinbauten. Der Sport-Palast ist nur ein Notbehelf. Er hat zwar Tribünen, aber diese fassen kein sehr großes Publikum und es ist kein weicher, federnder Boden vorhanden! Mit bedeutenden Kosten muß jedesmal der richtige Untergrund in Hunderten von Wagenladungen eingefahren werden. Es sind auch in keiner der Berliner Hallen Stallungen vorhanden.

Die größte und beste Stätte für Turniere ist heute die Westfalen-Halle in Dortmund, die man als mustergültig bezeichnen kann. Köln hat in der Rheinland-Halle jetzt ein für Turniere geeignetes Gebäude bekommen. Manche Vereine veranstalten Winter-Turniere in Reitbahnen, soweit diese einigermaßen genügende Maße aufweisen. Aber es fehlt stets an Raum für die Zuschauer.



Die großen Städte des Auslandes sind in dieser Beziehung unendlich günstiger daran. London hat nicht nur die riesige Olympia-Halle, die anläßlich der alljährlichen „Olympia Horse Show" in eine Gartenlandschaft verwandelt wird, sondern auch die „Agricultural Hall".

Das Geeignetste weist Paris in dem „Grand Palais" zwischen Concordiaplatz und Triumphbogen auf. Da haben die Franzosen mit vorausschauender Großzügigkeit vor Jahrzehnten schon etwas geschaffen, das heute noch als Ideal gilt. Die Halle ist für Reit-Turniere 130 Meter lang und 40 Meter breit. Dach und Kuppel sind vollkommen aus Glas, so daß stets volles Tageslicht herrscht. In den Untergeschossen befinden sich Stallungen für 500 Pferde! Ähnlich günstig ist Brüssel mit dem Palais Cinquantenaire daran. Hoffentlich werden dem deutschen Reitsport bald ebenbürtige Anlagen geschaffen.

Mutter oder Liebende?

Novelle von E. von Bonin

Die Aussprache, eine von zahllosen, die ähnlich verlaufen waren, schien zu Ende. Maria Wendriner warf einen unruhigen Blick auf ihren Sohn, der, sein Hin- und Herschreiten im Raum endlich aufgebend, am Fenster, den Rücken ihr zugewandt, Posto gefaßt hatte. Zu Ende. Das hieß, wie schon oft, Angst, Erregung, Nächte ohne Schlaf. Das hieß: endlose und fürchterliche Inventur all dessen, was vorangegangen war an Kummer über diesen Sohn. Zwecklose Versuche hieß es, tief unter dem Abraum, sein Herz auszugraben mit diesen ihren Händen.

„Immer soll ich so sein, wie ihr es euch ausdenkt," murrte die Stimme vom Fenster her. „Von den Glückseligkeiten, die kommen werden, sofern man nur ja nach euren Prinzipien lebt, wird einem erzählt. Dabei lebt man wie ein Hund."

„Warum sagst du ‚ihr'? Wozu dieser Versuch, dich in die Rolle dessen zu stellen, der sich allein gegen viele wehren muß? Ich bin doch immer auf deiner Seite gewesen, Jo."

„Mit gefühlvollen Reden kommen wir nicht weiter," erwidert der Sohn, beginnt von neuem seine Wanderung, bleibt stehen und nimmt spielerisch einen Gegenstand zur Hand. „Du kannst ruhig glauben, was ich dir sage."

Wäre es nicht an der Zeit, ihm entgegenzuhalten, daß zu Glauben und Vertrauen wenig Grund vorläge? Daß Zufälle ihr zu Hilfe gekommen wären, die ihr diese Gewißheit verschafft?

„Es hat Mühe gekostet, Jo, die Stellung unseres Hauses wieder zu festigen, du weißt es wohl," sagt Maria und muß an sich halten, um ihrer Stimme, die wankelmütig schon dem Weinen zustrebt, ruhigen Klang zu geben. „Ich habe seit dem Unheil, das über uns kam, nichts weiter getan. Es wurde endlich wieder rein und heiter um uns."

Der Sohn schweigt. Unruhig wirft er die Schultern hoch, läuft eilig auf und ab, gerät hierbei in die Nähe der Tür, öffnet sie und geht.

Jetzt, sie weiß es wohl, steigen alle dunklen Wolken herauf. Sie sieht deutlich den alten Lottin vor sich, der, da er sie an der Seite ihres Mannes erblickte, langsam den Kopf seitwärts wandte, um irgend etwas zu betrachten, und dann ohne Gruß vorüberging. Sie fühlt noch heute das Blut in Stirn und Gesicht. Nichts sehen, nichts bemerken, die einzige Schutzwehr, deren sie sich hatte bedienen können.

Wie eigentlich ist es gekommen, daß sie ihrem Kinde mißtraut? Vor einem Jahr noch glaubte sie mit ihm eins zu sein. Hatte sie nicht jeden Kummer und jede Freude mit ihm erlebt?

Ja, so war es gewesen: Das Handpferd lahmte, als sie von einem Besuch bei Verwandten zurückkehrte; auf ihre Frage erwiderte der Kutscher, er habe es zuerst bemerkt neulich, als er den Herrn zur Bahn gefahren . . .

„Zur Bahn?" Und mehrere Tage abwesend, wie sie nun leicht erfuhr. Er log also. Nein, nein, bewahre. Er hatte nur vergessen zu erzählen, daß der Motor plötzlich nicht weitergegangen sei, und da habe er gleich den Ersatzteil besorgt, da er ohnehin in der Hauptstadt zu tun gehabt hätte. Am Sonnabend? Ja eben. Am Sonnabend?

Aber so war es gar nicht gewesen. Die unruhig Nachprüfende erfuhr ohne Schwierigkeiten, daß der Herr zwar das Ersatzteil besorgt habe, aber am Sonntag erst telephonisch darum gebeten worden sei. Den ganzen Sonnabend hatten sie gedroschen, mit Überstunden sogar bis nach sieben.

Also doch. Also wieder, obwohl er ihr vor nicht lange versprochen hat, von diesem Unheil abzulassen, ist er bei seinen Spielgenossen gewesen. ‚In der Stadt zu tun.' Hätte er dann gerade den Sonnabend gewählt? Gewiß ist wieder ein Unglück im Anzuge. Gerade so wie die Wolken, die der Wind über den Parkbäumen zusammentrieb, haben sich oft schon um dieses Haus herum Feindschaften aufgetürmt, und der Sturm ist losgebrochen. Sie hat widerstanden. Sie konnte widerstehen.

Und war es nicht lange bergan gegangen? Mit welcher kindlichen Freude hatte sie alle Vorboten des Friedens begrüßt, die selten zuerst, dann vollauf genug, Verwandte und Freunde ihres Mannes ihr zuschickten. Als endlich vor seinem Vater und älteren Bruder sich ihres Hauses Tür wieder öffnen durfte, wie glücklich war sie gewesen. War das Feigheit und Leisetreterei vielleicht? Ach nein, schwer lasten Unfrieden und Feindschaft auf einem einsamen Herzen.

Ohne daß sie eigentlich gewußt hätte, daß es geschah, erhob sich Maria Wendriner, verließ den Raum und erstieg die Treppe. Sie ist sehr leise gegangen, aber aufmerksam meldet im Zimmer ihres Sohnes der Hund und springt ihr, da sie eintritt, froh entgegen. Doch das Zimmer ist leer. Die Feder liegt noch feucht auf dem Schreibtisch. Er hat also Post weggebracht. Er selbst. Eilig offenbar und vielleicht auch geheim.

Ach, was denn! Junge Leute haben so ihre Geheimnisse, und es ist nicht gut, ihnen nachzuspüren.

Warum meldet sich aber auch jetzt Mißtrauen und Sorge in ihrem Herzen?

Maria Wendriner hebt das Löschblatt auf, auf dessen weißem Grund deutlich Bogen und Schwung einer sorgfältig geschriebenen Adresse sich abzeichnen. Ach ja, das liegt verkehrt herum und muß vor den Spiegel gehalten werden: Klar wie auf Papier gezogen wird die Adresse ihres Schwagers mit allen seinen Titeln und Ämtern sichtbar. Was hat ihr Sohn ihm mitzuteilen, wovon sie nichts weiß?

*

Jo kommt pfeifend vom Garten herein, als der Kaffee auf der Terrasse serviert wird. Er spielt nun den Unbekümmerten; sie sieht es wohl. Dies helle, sorglose Gesicht, das vor ihren Augen langsam in zwei Jahrzehnten seine Mimik aufgebaut hatte, verbirgt sich ihr nur schwer. Sie weiß, daß der wechselnde Blick, dies unruhige Heben und Senken der Augen, das sinnlose Vor-sich-hin-Starren seine innere Unruhe spiegeln und den Entschluß, sie nicht daran teilnehmen zu lassen.

„Hast du Sorgen, Jo?" fragt sie.

Der Sohn wirft den Kopf hoch, als sei etwas Lästiges abzuschütteln. „Nein, nein, bewahre," erwidert er ungeduldig.

„Ich beobachte dich schon länger, Kind," fährt sie fort und errötet erschrocken, weil sie diese Anrede gebraucht hat, und weiß, daß seine kindischen Lügen und nicht ihre Zärtlichkeit dies Wort eben auf ihre Lippen legten. „Du grämst dich über etwas. Du hast früher oft deine Sorgen zu mir gebracht." Jo errötet; es rührt sie, es macht seine Mutter hilflos. „Ich suchte nach dir, warst du ausgegangen?" fragt sie.

Wie? Ausgegangen? Ja, er habe an die Forstgesellschaft geschrieben, mit der man noch immer nicht im reinen sei, und den Brief zur Post getragen. Ihr Herz klopft laut im Hals, als sie ihn fragt, ob er noch andere Briefe weggetragen habe.

Er lächelt -- keine Spur von Bestürzung ist auf seinem Gesicht. „Nein," erwidert er...

... Was geschieht um sie herum? Was ist das, wovon man ihr nichts sagt? ...

Sie stand, auf den Zug wartend, auf dem Bahnsteig allein, da ihr Sohn draußen festgehalten worden war und mit irgendeinem Fremden sprach. Anton Meldegg trat auf sie zu, begrüßte sie, begann eine Unterhaltung: So, zum Familientag fahre sie? Gewiß sei sie noch immer die Schönste von allen. Maria Wendriner lacht. Er jedenfalls sei noch immer der gleiche Schmeichler, erwidert sie. Anton Meldegg widerspricht. Mit einem sanften und gerührten Lächeln versichert er, daß alles bare Münze gewesen, was man ihr tagtäglich gesagt habe.

„Ich habe Sie heiß geliebt," sagt er. „Jetzt kann ich es ruhig eingestehen." Noch in diesem Augenblick sieht sie sein lächelndes Gesicht vor sich. Was geschah eigentlich? Ja, Jo trat heran. Und gerade hatte sie mit einem Scherz ihren Sohn dem Jugendfreund zuführen wollen, schon hob Jo den Hut, als Anton Meldegg wie blind und taub sich eilig über ihre Hand beugte, sich verabschiedete und ging.

Der Sohn murrte etwas vor sich hin.

Auf ihre Fragen bekam Maria Wendriner keine Antwort. Was Meldegg habe? Der Teufel möge es wissen. Er, Jo, jedenfalls bedaure für das sonderbare Benehmen irgendeines alten Herrn keine Aufklärung geben zu können ...

Ein Stein in diesem unheimlichen Mosaik fügt sich genau an den andern. Wer nicht geradezu blind ist, kann unmöglich übersehen, daß auch hier, bei der Zusammenkunft der Familie, Jo eine unerfreuliche Rolle spielt. Unbekümmert schwatzen zwar die Jungen mit ihm, aber die Alten betrachten ihn, unauffällig, wie sie wahrscheinlich meinen, mit mißmutiger Miene. Der Vetter aus Vargelow beugt seine riesenhafte Gestalt mühsam zu dem Geheimrat hinunter; beide flüstern und blicken deutlich auf Jo.

Vergeblich sucht Maria Wendriner zwischen den vielen, meist unbekannten Erscheinungen ihren Schwager herauszufinden und erfährt verwundert, daß er soeben abgesagt habe. Verwundert? Nun ja, dies Wunder wird allzubald aufgeklärt. Im Hotel, als sie nach dem Fest allein, da Jo noch den jungen Vettern sich angeschlossen hat, zurückkehrt, erfährt sie schon die Lösung Ein Brief ihres Schwagers liegt auf dem Tisch. Nein, der älteste Wendriner hat niemals ein Blatt vor den Mund genommen. Kalt und ohne Vorreden teilt er ihrem Sohne mit, daß er das Verlangen, verfehlte geschäftliche Maßnahmen mit seinem Namen zu decken, strikt ablehnen müsse.

Es dauert eine Zeit, bis Maria Wendriner die Anlagen und Notizen, die beigefügt waren, durchgelesen und verstanden hat. Ihr Herz will nicht begreifen, da der Verstand schon lange die Lage erfaßt hat. Betrug also? Sie haben, um ihren offenbar unsicheren Geschäften den Hintergrund zu geben, sich mit fremden Federn geschmückt. Da liegt es vor ihr, das erbärmliche Dokument; die Bürgschaft, die ihr Sohn ausgestellt hat, die seine Unterschrift trägt, geziert mit seines Onkels Titeln und Würden . . .

Der Morgen kommt. Auch damals, als die unseligen Handlungen seines Vaters offenbar geworden waren, kam ein Morgen.

In verzweifelter Erregung hatte Maria Wendriner ihrem Sohn den geöffneten Brief übergeben. Er errötete, lächelte verwirrt und schwieg. Ihr Sohn schwieg. Er hatte kein Vertrauen zu ihr. Er wich allen Fragen aus. Nun ja, sie wisse schließlich, daß er an der Forstgesellschaft beteiligt sei, und daß heutzutage die Geschäfte nicht glänzend gingen.

Ärger gewiß, aber wozu sie damit langweilen, nicht wahr? Er werde die Sache schon wieder ins Lot bringen. Maria Wendriner antwortet nicht. Sie gibt sich den Anschein, als habe sie vom Inhalt des Briefes keine Kenntnis.

Aber lange hält die Ruhe nicht an. Kaum sind sie zwei Tage wieder zu Haus, so bricht der zurückgestaute Strom aus seinen Schleusen.

Was soll er nur tun? Wie das Unheil abwenden, da der Gegner schon mit der Anzeige droht und trotz aller Bitten seines Vaters Bruder die Hilfe verweigert? Bis in die Nacht hinein erzählt der Verzweifelte den Hergang. Rastlos deckt er alle Lügengewebe auf und führt in seine geheimsten Verknüpfungen. Haltlos und froh, einmal alles von sich zu werfen, beschuldigt er sich, Gott und die Menschen. Ja — auch von allem, was sein Vater getan, muß Maria Wendriner heute nacht hören. Sie schweigt dazu. Es beruhigt ihren Sohn, sich selber schuldlos zu fühlen.

Mitten in seinen verzweifelten Tiraden erinnert Maria Wendriner sich unvermittelt daran, daß ihr Schwager sie einmal geliebt hat . . .

Ein unsinniges Vorhaben eigentlich: Eine Frau, nicht jung mehr und diesen Dingen fremd ihr Leben lang, blickt in den Spiegel und überdenkt ihre Möglichkeiten. Sie wird den Abend wählen müssen natürlich. Sie wird sich sehr sorgfältig kleiden müssen — — — Heiter und leicht muß sie sein — — —

Es ist wohlüberlegt, daß Maria Wendriner zufällig mit ihrem Schwager in der Hauptstadt zusammentrifft, anstatt ihn in seinem eigenen Hause aufzusuchen. Sie wußte ja, daß er hier war, und wo er abzusteigen pflegte.

Überlegen und in sich verschlossen tritt Georg, ihr Schwager, ein. Er ist höflich wie immer. Er erzählt viel, ohne sie anzusehen. Er blickt zerstreut über sie hinweg. Sie hat niemals um solche Dinge sich bekümmert. Aber es entgeht ihr nicht, daß Georg eine Zeitlang ihre Hand anstarrt, die auf dem Tisch liegt, und dann unerwartet den Blick löst und in ihre Augen sieht. Nein, es entgeht ihr nicht, und sie hat diese sonderbare ‚Genugtuung', daß der Mann ihr gegenüber Miene und Stimme plötzlich verändert und von seiner Jugend zu erzählen beginnt, von irgendeinem Fest im Frühling, da er sie zum ersten Male gesehen habe.

Sie reden lange miteinander. Warum eigentlich wirft man ihm, der heute abend sanft und freundlich mit ihr plaudert, immer seine Kälte und Fremdheit vor? Er hat niemand lieb, heißt es. Seine Ehe wäre freudlos und kalt gewesen, aber seitdem er verwitwet wäre, hörte erst recht niemand ein gutes Wort von ihm. Vergeblich klopften viele an seine Tür. War das so? Und sie hatte sich vorgenommen, dieses Herz zu erweichen?

„Ich habe nicht selten meinen Bruder beneidet, Maria. Wie hieltest du zu ihm? Wie war er deiner sicher!"

„Ich tat nur, was ich tun mußte," erwidert sie.

„Hast du niemals mit deinem Schicksal gehadert?" fährt er fort. „Ich weiß, daß du dein Leben lang stolz warst. Wie erträgst du die Demütigungen?" Warum fragt er das? Warum starrt er ihr ins Gesicht, als erwarte er ein Bekenntnis? — Soll sie ihm diesen Jammer offenbaren? Nein. Nicht das ist die Aufgabe.

Maria Wendriner erwidert seinen Blick und lächelt. Unmerklich nähert sie ihre Hand der seinen. „Laß das Vergangene vergangen sein, Georg."

Er blickt auf. Fest greifen seine Finger zu. Er küßt ihre Hand lange und zärtlich. Also doch, doch! Ihre Zeit ist noch nicht vorüber. Noch entzünden sich die Herzen an ihrer Erscheinung. Maria Wendriner entzieht ihrem Schwager die Hand. Sie gibt vor, keine Zeit mehr zu haben. Leider habe sie sich mit einer Freundin verabredet. Nebenbei und ohne innere Bewegung zu verraten, bringt sie das Gespräch auf ihren

Sohn. Was denn vorgefallen sei? Sie habe Sorge um ihn. Georg geht freundlich darauf ein, doch spielt er den Ahnungslosen. Immerhin möge sie den Jungen zu ihm schicken. Er wolle sehen. Wie gerne würde er von diesen Sorgen, die sie gewiß überschätze, sie befreien. Sie trennen sich mit dem Versprechen, sich bald wiederzusehen. —

Warum machte sie eigentlich mit ihrer dummen Notlüge diesem Zusammensein so schnell ein Ende? Es reut sie fast. Ach, sie ist doch recht ungeschickt zu dieser schwierigen Aufgabe. Was hat sie denn erreicht? Jo soll zu ihm kommen. Schön. Aber war das nicht nur eine Redensart gewesen, mit der er sie, die Ahnungslose, abtat?

Als Maria Wendriner gegen Abend des folgenden Tages in die Halle des Hotels tritt, meldet ihr der Portier, der Schwager der gnädigen Frau habe angefragt, ob sie noch hier sei, und gebeten, ihn anzurufen.

Viel erregter, als eigentlich begründet, nimmt Maria den Hörer zur Hand. Heiß ist die Luft in dieser dunklen Zelle. Da, seine Stimme. Wie schön, daß sie noch hier sei. Ob man nicht gemeinsam heute abend etwas unternehmen wolle? Sie wehrt sich. Sie habe keine Toilette mit. Ach, das sei nicht von Belang. Keine Widerrede. In einer Stunde hole er sie. Maria Wendriner war nicht einmal zur Zeit fertig. Sie mußte ihn warten lassen. Unruhig mustert sie im Spiegel des Lifts, der sie abwärts trägt, die eigene Erscheinung. Dort steht ihr Schwager. Einen Augenblick hält sie den Schritt ein, um ihn zu betrachten. — —

Maria Wendriner fühlt sich glücklich heute abend. Frei und sorglos, in heiterer Gesellschaft, blickt sie auf jene, die auf der kleinen Bühne bunt und rastlos für Geld umherspringen. Hört die Musik. Wählt erlesene Speisen und freut sich an diesem süßen, goldenen Wein, der nach südlicher Sonne duftet. Frei und sorglos? Vergaß sie den Zweck ihrer Unternehmung schon?

„Was ist dir?" fragt, sie aufmerksam betrachtend, Georg. „Was hat dich erschreckt?"

War sie so töricht gewesen, ihre Unruhe merken zu lassen? Es muß sein. Es muß ja sein. Nicht um ein freundliches Spiel zu treiben, hat sie das Zusammensein mit ihm gesucht. „Ich sorge mich um Jo," sagt sie.

Ihr Schwager verzieht ärgerlich den Mund. „Warum störst du uns das bißchen Freude?" erwidert er. „Laß uns doch heute wenigstens fröhlich sein miteinander. Tu einmal so, als wäre die Vergangenheit nicht da. Als hätten wir Jugendfreunde einander wiedergetroffen. Von mir aus ist es so, Maria. Ich habe dein Bild nicht vergessen, und bei dem ersten guten Wort aus deinem Munde brach wieder das alte zärtliche Gefühl in mein Herz ein."

Maria Wendriner schweigt. Die Tanzmusik braust an ihren Ohren vorüber, und nur diese sanften Worte dringen zu ihr.

★

Stundenlang hatten sie einander gegenübergesessen, aber sie hat von ihrem Anliegen kein Wort mehr erwähnt.

War es vergessen? Nein, nein! So oft der Name ihres Sohnes auf ihre Lippen kommen wollte, hatte sie ihn beiseite geschoben. Nicht jetzt, nicht in diesem Augenblick. Ein andermal!

Sie waren sehr spät, erst gegen Schluß aufgebrochen, und bestürzt erinnerte Maria Wendriner sich wieder, daß noch nichts erreicht war. So kam es wohl, daß sie, eigentlich ganz wider Willen, seinem Drängen nachgab. So kam es, daß sie sich von ihm überreden ließ, noch im Klub ein wenig mit ihm zusammenzusein.

Sie wäre am liebsten schon beim Eintritt umgekehrt. Die sonderbare Miene, die der Diener, der ihnen die Sachen abnahm, aufsetzte, entging ihr nicht. Es war nach Polizeistunde, und vielleicht gar nicht üblich, in Begleitung von Damen so spät hier einzutreten.

Aber heiter und unbekümmert plauderte Georg. Vielleicht nicht einmal so unbekümmert, wie sie dachte. Er beschrieb sein Leben zu Haus; wie allein er sei, da seine Kinder längst aus dem Hause wären. Wie sehr man der weiblichen Fürsorge und Erfahrung entbehre. Er lachte, machte allerhand Scherze, und nicht Zufall allein schien es, daß er, als ihr Schaltuch hinabgeglitten war, mit der Fläche seiner Hand ihre Schulter umschloß, um das Tuch ihr wieder umzulegen. — — —

Was eigentlich war geschehen? Oh, Maria Wendriner haßte sich für das, was geschehen war. Wie eine von denen, die jeder haben konnte, hatte er sie in die Arme genommen und geküßt, dreist und ohne Rücksicht, wie er das wohl gewöhnt war. Ihren Hals, ihre Schultern, ihre Arme. Sie hatte sich schließlich losgemacht; aber allzu spät, denn auch dies, daß sie vorm Spiegel ihr Haar wieder hatte in Ordnung bringen müssen unter seinem lächelnden Blick, auch dies war ihr nicht erspart worden. — —

Was war nun wahr und was erlogen an diesem unschönen Spiel? Konnte sie wirklich noch behaupten, sie habe, um ihrem Sohn zu helfen, Georgs Nähe gesucht? War dies nicht einfach der Vorhang, hinter dem

ein bunter Wirrwarr sich abspielte? War sie Mutter oder Liebende? . . .

Maria Wendriner hat ihrem Schwager mitgeteilt, daß sie am Abend bereits nach Hause zurückkehren müsse und deshalb an die gestern getroffene Verabredung für den Abend sich zu halten nicht imstande sei. Doch bäte sie ihn im Lauf des Tages zu sich; und Georg hat sein Kommen zugesagt.

Sie erwartet ihn, nicht in ihrem Zimmer natürlich. Sie wird ihn unten empfangen im Schutz von hundert Augen. Und nur ihrer Aufgabe soll dieses Zusammensein dienen.

Diesmal wird sie Herr sein über sich selbst. Stark genug sind Zorn und Widerwille gegen die, die gestern abend eine so ungute Rolle gespielt hat, in ihrem Herzen.

Er kommt; Rosen in der Hand, die er ihr lächelnd überreicht. Viel zu zärtlich hält er ihre Hand fest. Sie setzen sich.

„Wollen wir denn hier in diesem ungemütlichen Allerweltsraum bleiben?“ fragt er ungehalten.

Sie sprechen. Kaum hat Maria noch den erfundenen Grund für ihre Abreise angegeben, als er laut dagegen spricht und durchaus wissen will, wann sie wiederkomme. Auf ihre Ausflüchte hört er nicht. Übrigens sei doch die Sache sehr einfach; wenn sie nach Hause müsse, so lade er sich hiermit als Besucher ein. Ohnehin sei er lange nicht in Bargin gewesen.

Ihr Kopf ist ganz verwirrt. Soll sie zusagen? Wäre es nicht die beste Gelegenheit für Jo — — —

*

Wirklich, ihr Sohn ist hocherfreut, als er von dem bevorstehenden Besuch erfährt. In lauter Fröhlichkeit, als sei schon alles im reinen, spinnt er aus, wie man es nun am besten anfangen könne. „Großartig, was du nicht alles verstehst,“ bringt er lachend vor und spart nicht mit Zärtlichkeiten. Namen, die er ihr in der Kindheit gegeben hatte, hört sie wieder — —

Wie scharf auch Maria Wendriner ihren Schwager bei Ankunft und Begrüßung beobachtet hatte, sie hatte ihm keine Verstimmung gegen Jo anmerken können. Nein. Strahlende Fröhlichkeit stieg mit ihm aus dem Wagen und erfüllte das Haus. Vielleicht wurde alles gut.

„Warum liegt eigentlich die Rose hier?“ fragt Jo seine Mutter, als sie morgens an den Kaffeetisch tritt, und wirft mit lässiger Hand die Blume zur Seite. „Der alte Herr hat wohl Feuer gefangen?“

Sie schweigt.

„Könnte man nicht heute die Sache regeln?“ fährt Jo fort. „Lange Zeit habe ich nicht. Sei gut. Trag' es ihm vor. Ich würd's ja tun, aber ich fürchte immer, man gerät gleich aneinander.“

„Ich bin sehr unsicher, ob es helfen wird,“ erwidert sie. „Er wechselte sogleich das Thema, als ich es versuchte.“

„Ach was,“ gibt Jo lächelnd zurück. „Du mußt eben ein bißchen klug sein. Na, als ob man nicht schon gestern gemerkt hätte, daß Onkel Georg nicht ganz unempfindlich ist.“

„Ich verbiete dir solche Reden,“ schreit mit hoher Stimme und viel zu erregt Maria Wendriner ihren Sohn an.

Er zuckt die Achseln. Was habe er denn schließlich gesagt. Er meine es doch nicht bös. Er sei ihr vielmehr so ungeheuer dankbar, daß sie ihm helfen wolle — — —

Es ist schwer nun, von dem Sohne beobachtet, den Augen des Mannes standzuhalten, der sie sucht, sie weiß es wohl. Aber das brauchte sie keineswegs zu beschweren, wenn sie des eigenen Herzens sicher wäre — Gestern schon und auch heute wieder hat Georg sie gefragt, warum ihr Wesen so verändert sei. Spräche sie überhaupt zu ihm? Was habe er denn verschuldet?

Als sie im Garten auf und ab gingen, war er stehen geblieben, hatte ihre Hand gefaßt und an sich gedrückt, aber sie, in der verzweifelten Angst, Jos Schritte über dem Kies zu hören, hatte sich ihm entzogen.

In der Nacht dachte sie an ihren Schwager und sah neben sich Jos höhnisches Gesicht.

Liebende oder Mutter? . . .

Jo drängt. Er hat ungünstige Nachrichten bekommen, scheint es. Erregt hält er seiner Mutter vor, daß endlich und unbedingt das Notwendige gesagt werden müsse.

Warum also zögere sie?

Warum? Oh, sie weiß es. Leider hat sie längst schon die Komödie durchschaut, die sie, wohlberechnet, sich selber vorzuführen im Begriff ist.

‚Es ist noch nicht an der Zeit, warte!‘ warnt ihr Herz. Wie ein gläsernes Spielzeug, das allzu leicht verletzt werden kann, verbirgt sie vorsichtig ihr Gefühl vor sich selbst.

*

Aber gerade ihr feiges Versteckspiel führte das Unheil heran. So kam es: Als sie abends im Garten zusammensaßen, griff Jo unvermittelt in die Tasche, legte Papiere vor seinen Onkel hin und begann sein An-

liegen vorzutragen: Wie eine äußerst vorteilhafte Beteiligung an der ‚Forstgesellschaft' ihm und seinen Freunden vorgeschlagen worden sei, sofern sie irgendeine Sicherheit beibringen könnten. Der Mutter habe er damit nicht kommen dürfen, sie sei in Geschäften ängstlich und nicht erfahren. Wie man ihn, da es sich doch nur um eine Formalität gehandelt habe, überredet hätte, einfach eine Bürgschaft zu unterschreiben, und er damit — weil — hier stockt Jo und erblaßt.

Maria Wendriner entfaltet vor ihrem Schwager das unselige Dokument. „Er hat deine Titel und Ämter unter seinen Namen gesetzt," sagt sie. „Das war nicht recht, gewiß, aber schließlich ist es doch der Name, auf den es ankommt, nicht wahr, und der steht ja richtig dort. Du wirst ihm doch nicht deine Hilfe versagen, Georg?"

Sie schweigt und blickt in verzweifelter Angst auf sein Gesicht. Aber ihren Augen wird nicht erwidert.

„Ich teile deine Ansicht keineswegs," antwortet ihr Schwager mit eisiger Stimme. „Wenn du erlaubst, bespreche ich die Angelegenheit mit deinem Sohn allein."

Jetzt ist die Gefahr da; aber Maria Wendriner vergißt alle Vorsicht. Sie springt auf und folgt ihrem Schwager, der sich ebenfalls erhoben hat. Sie legt den Arm um ihn und, sanft zu ihm vorgebeugt, redet sie erregt auf ihn ein: Er soll alles mit ihr besprechen, mit ihr allein. Ihr helfen. — Habe er denn gar nichts für sie übrig?

„Tu's für mich," flüstert sie erregt ihm zu, und vieles mehr noch — — Liebesworte, Zärtlichkeiten; was weiß sie — — —

Es ist ihr wirklich gelungen, die gefürchtete Unterredung zu verhindern. Jo nahm nicht ungern die Gelegenheit wahr, sich zu entfernen. Aber steif und die Schultern unmutig hochgezogen folgte der Schwager ihr ins Haus . . .

Wortlos zunächst sitzen sie einander gegenüber. Maria Wendriner weiß, da sie verzweifelt sich zwingt, endlich dem Schweigen ein Ende zu machen, nicht einmal, womit sie diese unselige Rede beginnen wird. Den Sohn verteidigen? — Nein, nein. Nichts weiß sie, was hierzu vorgebracht werden könnte — — —

Aber in diesem Augenblick, da der geistige Kreislauf zu stocken scheint, da ihr Mund sich tonlos öffnet und schließt, weil das Gehirn ihm keine Aufträge zu erteilen weiß, da also offenbar der Zusammenbruch da ist — —

In diesem gräßlichen Augenblick trennt sich auf einmal ein zweites Wesen von ihr ab; hat Blick, Stimme, Geste und beginnt damit, von dem was vorgefallen war unbeschwert, ein merkwürdiges Spiel.

Was tut sie eigentlich? Vorerst geht sie an der Seite des Mannes durch die Räume, bis sie in einem entlegenen Zimmer angelangt ist, das wenig benutzt wird. Hier wird niedergesessen. Sie an seiner Seite. Das Gespräch kommt bald in Gang, aber keineswegs schließt es sich an die bekannten Vorgänge an. Nein, es sickert sanft dahin, berührt gemeinsame Erinnerungen der Jugend. Hält sich auffallend lange auf diesem verführerischen Gebiet, geht zu allgemeinen, aber nicht ganz beziehungslosen Themen über. Gefährlichen Themen übrigens. —

Es gibt ohne Zweifel Gespräche, die, sofern sie geschickt dirigiert werden, bestimmte physische Reaktionen hervorzurufen geeignet sind. Und hier war es so. — Georg Wendriner wurde eingefangen von diesem unwiderstehlichen Eindruck von Schönheit, Sanftmut und rührenden Eigenschaften. Der Widerstand, der Unwille, der in ihm sich gesammelt hatte, schmolz und zerfloß. Längst lag sein Arm um ihre Schulter und seine Hand umschloß die kühle, sich unruhig bewegende Hand der Frau. —

Was vor wenigen Stunden dem starren Sinn des Mannes unmöglich geschienen, wurde jetzt von ihm bewilligt und geschah. Gut. Er war bereit, dem beteiligten Anwalt gegenüber die Erklärung abzugeben, daß die Bürgschaft auf Grund seines Auftrages unterschrieben worden sei, und alles seine Richtigkeit habe.

Sollte er etwa in dieser glücklichen Stunde den Griesgrämlichen spielen? War nicht auch in seiner eigenen Jugend manches anders gewesen, als es hätte sein sollen?

Verzweifelt liegt Maria Wendriner wach in der Nacht, die diesem Abend nachfolgt. Wie nur ist das alles geschehen? Wer handelte in ihr, wenn nicht sie selbst?

Hat sie eigentlich dies leichtfertige Spiel für ihren Sohn oder für sich selbst gespielt? Kann sie noch die fromme Täuschung aufrechterhalten?

Nein, nein. Wenigstens vor sich selbst will sie Lüge und scheinheilige Heuchelei abtun. Sie liebt Georg und keine Macht der Welt wird dieses wundervolle Gefühl aus ihrem Herzen reißen. — — —

Strahlend begrüßt sie am andern Morgen ihr Sohn. Jetzt sieht sie erst den Unterschied zwischen diesem überglücklichen, jungen Mann und jenem, der unruhig und unlustig seit Wochen durch das Haus strich.

Laut und eindringlich dankt ihr Jo.

Eifrig schildert er die schrecklichen Dinge, die sich ereignet haben würden, wenn es nicht gelungen wäre, den Onkel umzustimmen. Vergeblich mahnt Maria Wendriner den freudig Erregten, leiser zu sprechen — —

Ihr Schwager, aus dem Hause kommend, nähert sich ihnen und nimmt, nach höflicher Begrüßung, am Kaffeetisch Platz. —

Höflich gewiß. Aber gestern abend küßte er ihre Hand anders, zärtlicher — — —

Er ist verstimmt, wie es scheint.

Aber nichts von allem stört Jo. Er fährt fort, die Hände seiner Mutter zu streicheln; er macht ihr Obst zurecht und trägt ein Kissen herbei.

„Nun, Johannes," sagt Georg, „du bist sehr aufgeräumt." — Jo lacht, Jo bestürmt auch ihn mit Danksagungen. Dann läuft er davon, um Rosen zu holen.

„Seit wann wußtest du eigentlich von dieser Angelegenheit, Maria?" fragt Georg.

Sie erblaßt. Sie weiß unvermittelt, daß ein gefährlicher Zusammenhang vor ihm aufzusteigen droht.

Wenn sie löge? Später könnte sie alles aufklären — — —

„Suchtest du ein Zusammentreffen mit mir im Interesse deines Sohnes neulich?" fährt Georg fort.

Mein Gott, er mißtraut ihr. Und wie sollte er nicht, da sie selbst, die Handelnde, der Verwirrung ihrer Gefühle nicht Herr geworden war.

„Du hast nicht nötig, mir zu antworten, Maria," sagt er. „Es ist durchaus natürlich, daß eine Mutter für ihren Sohn mancherlei tut. Verstehe mich nicht falsch, bitte — —"

„Ja, ich suchte das Zusammentreffen aus eben dem Grunde, den du voraussetzest," erwidert sie.

Ein hilfloses Knabenlächeln zieht auf seinem Gesicht auf. Er schweigt. Dann springt er plötzlich auf, beugt sich erregt über sie und will sie umarmen — — —

Sie wehrt ihn erschrocken ab, denn über den Weg, der am Hause entlangführt, kommt eben Jo mit seinen Rosen — — —

Georg Wendriner wird sehr blaß. „Verzeih," sagt er. „Ich bin außerordentlich schwer von Begriff." Er läßt von ihr ab.

Am Mittagstisch wird harmlos Georgs bevorstehende Abreise erörtert. Er bedankt sich freundlich für die angenehmen Tage. Er erzählt bei der Zigarre heitere Geschichten, die von Jo mit Gelächter quittiert werden. Es ist nichts vorgefallen. Ganz gewöhnlich, mit genau dem Grade verwandtschaftlichen Interesses, das üblich ist, sitzt der Schwager an Marias Tisch. — — —

Sie weiß, daß sie ihn verloren hat. Sie weiß es, und rührt doch keine Hand. Sie läßt ihn gehen mit diesem bitteren Geschmack auf der Zunge.

— — — — — — — — —

In der Nacht, da er längst wieder zu Haus in seinem Bette liegt, weint Maria in ihre Kissen und redet laut vor sich hin. Sie offenbart dem schaudernden Verstand die schrankenlose Sehnsucht ihres Herzens.

Zwei Gedichte von H. F. Königsgarten

Parsival

Seit ich der hastenden Welt
Haltlos und schwach mich ergab,
Meidend des Tempels Bezirk,
Fand ich nicht Frieden noch Ruh.

Fremde dem lärmenden Volk,
Fremde der heiligen Schar,
Such' ich vergebens den Weg
Hin zum verlassenen Grab.

Frag' ich um Hilfe, um Rat,
Schweigt mir der zürnende Gott.

Erfahrung

Als ich voll Hochmuts war und die Menschen stolz
Verachtete, da hatt' ich der Freunde viel;
Nun da ich ihnen liebend nahe,
Meiden sie mich und ich steh' alleine.

Der Orden vom Goldenen Vliese

Von Dr. Wilhelm Beetz

Am 10. Januar 1929 jährte es sich zum 500. Mal, daß der Orden vom Goldenen Vliese gegründet wurde.

Von den zahlreichen weltlichen Ritterorden sind es nur vier, die das Mittelalter überdauert und sich bis auf unsere Tage erhalten haben.

Der älteste unter diesen ist der 1350 vom König Eduard III. von England gegründete Hosenband-Orden (la Jarretière), der den heiligen Georg als Schutzpatron hat. Zwölf Jahre später, 1362, rief Amadeus VI. von Savoyen den Annunziaten-Orden ins Leben, welcher heute noch vom König von Italien verliehen wird. Als drittältester folgt nun der 1429 (alten Stils) von Herzog Philipp dem Guten gestiftete Orden vom Goldenen Vlies, und schließlich als vierter der 1462 von König Christian I. von Dänemark gegründete Elefanten-Orden.

Zur selben Zeit als Frankreich in schwerem Kampfe mit England sich befand, dieses bereits das ganze Land nördlich der Loire erobert hatte, und Frankreich nur durch ein Wunder in der Gestalt des Hirtenmädchens Johanna von Domremy vor gänzlicher Zertrümmerung bewahrt blieb, feierte Herzog Philipp von Burgund, der Sprosse eines Zweiges des französischen Königshauses, seine dritte Hochzeit mit der schönen Isabella von Portugal, der Tochter Johanns I. des Großen und der Philippine von Lancaster. In nie wiedergesehner Prachtentfaltung wurde dieses Vermählungsfest gefeiert, und Herzog Philipp, der bis dahin dem Minnedienst gehuldigt hatte, nahm jetzt den Wahlspruch an: Oultre n'auray, Dame Isabeau tant que vivray", fürder keine andere mehr! Sechs Tage lang dauerte das glänzende Turnier auf dem Marktplatze von Brügge, bei welchem Diamanten, Rubine und goldene Ketten den Siegern als Preise gegeben wurden. Am letzten Tage, dem 10. Januar, verkündete der Herold von Flandern, mit stattlichem Gefolge in die glänzende Versammlung tretend: „Höret ihr Fürsten und Fürstinnen, Herren, Damen und Fräulein, Ritter und Knappen: Der durchlauchtigste und großmächtigste Fürst und Herr, Herzog von Burgund, Graf von Flandern, Artois, Pfalzgraf von Namur tut kund und zu wissen männiglich, daß er zur Ehre Gottes und zur Beförderung unseres christlichen Glaubens und außerdem aus den drei folgenden Gründen: erstens um alle Ritter zu ehren, die sich durch edle und hohe Taten würdig gemacht haben, zweitens um jene, die sich im Vollbesitze ihrer Kraft befinden, zu ritterlichen Taten anzuspornen, drittens damit alle jene, die künftig das Ordenszeichen tragen, eins seien in dem Bestreben, sich durch einen wahrhaft ritterlichen und untadeligen Lebenswandel auszuzeichnen, einen Orden gestiftet habe, der genannt ist das goldene Vlies. Derselbe soll einschließlich der Person des Herzogs aus vierundzwanzig Rittern von Namen und Wappen, ohne Tadel, von ehelicher Geburt bestehen!" Hierauf wurden die Namen dieser dreiundzwanzig Ritter verlesen.



Der Ordensgründer Herzog Philipp der Gute von Burgund. (Aus dem für Kaiser Karl V. angefertigten Statutenbuch des Ordens vom Goldenen Vliese. Codex 2606 der National-Bibliothek in Wien)

Der ideale Zweck der Ordensgründung ist in der Erklärung und in dem am 27. November 1431 zu Ryssel (Lille) erlassenen Ordensstatut dargetan worden. Es handelt sich hierbei keinesfalls um einen spontanen Entschluß inmitten rauschender Festlichkeiten, sondern vielmehr um einen lange erwogenen Plan, einen Akt kluger Politik, mit dem herauszutreten sich nunmehr die beste Gelegenheit darbot.

Der Feudaladel hatte in den zahlreichen nach Rasse, Sprache, Recht und Sitte verschiedenartigen Provinzen des burgundischen Staates, die nur durch die Person des Souveräns mit-



Phrixus auf der Fahrt nach Colchis. Aus dem Codex des Ordenskanzlers Guillaume Filâtre
(An Stelle des geflügelten Widders ist ein geflügeltes Pferd getreten)

einander verknüpft waren, großen Einfluß und gravitierte nicht nach dem Hofe. Diesen Adel nun durch ein persönliches Band der Treue an sich zu fesseln, gründete Philipp den Orden.

Drei Jahre währte es nach der feierlichen Verkündigung zu Brügge, bis Herzog Philipp der Gute in einer stattlichen Versammlung zu Brüssel, welcher auch die Herzogin beiwohnte, durch seinen Herold Brabant die neuernannten Ordensritter, Fürsten, Ritter und Knappen einladen ließ, am Vorabend des Andreastages, des Schutzpatrones des Hauses Burgund, das ist am 29. November, mit ihm in seiner Stadt Lille das erste Ordensfest zu feiern.

Die Ritter erschienen in der Kollegiatkirche zu St. Peter in Lille und trugen bereits die neuen Ordenskleider. Nach einer Messe zu Ehren der heiligen Jungfrau wurden ihnen die eben erst fertiggestellten und vom Herzog am 27. November unterzeichneten Statuten vorgelesen, welche die Ritter Punkt für Punkt beschwören mußten. Das hier beobachtete Zeremoniell behielt in allen späteren Zeiten seine Geltung.

Die Ordenstracht bestand aus einem weiten Samtmantel mit reich in Gold gestickter Bordüre, die aus Motiven der Ordenskette, Stahl und Stein, zusammengesetzt ist, und heute noch in mittelalterlicher Unzialschrift den Wahlspruch Karls des Kühnen „Je l'emprins" trägt; dazu die turbanartige burgundische Mütze mit der mittelalterlichen halborientalischen Sendelbinde. Das ebenfalls unverändert gebliebene Ordenszeichen, die Halskette oder Kollane, besteht aus



Kaiser Maximilian I.

Nach einem Ölgemälde von Ambrogio de Predis in der Staatlichen Gemälde-Galerie in Wien



Audienz bei Herzog Philipp dem Guten
Dedikationsbild der Roussilon-Handschrift in der National-Bibliothek in Wien

Phrixos und Helle vor dem König Athamas, ihrem Vater
Rechts, im Durchblick, die Entführung der beiden, wobei Helle ins Meer stürzt, das von ihr den Namen Hellespont erhielt. (Aus dem Codex des Ordenskanzlers Guillaume Filâtre)

einzelnen Stücken nach Art der alten Feuerschlageisen, von denen je zwei mit ihren umgebogenen Enden ineinandergreifen und an Feuersteine stoßen, von denen Flammen sprühen. Diese Zeichen mit der Umschrift „Ante ferit quam flamma micet“ („Zuvor der Schlag, dann glänzt die Flamme“) hatte sich einst der Vater Philipps des Guten, Johann der Unerschrockene, zu seiner Devise gewählt. An dieser Kollane hängt, um die Mitte gefaßt, so daß Kopf und Vorderfüße auf der einen, Schwanz und Hinterfüße auf der anderen Seite herabhängen, das goldene Vlies, d. h. das Fell des goldenen Widders, der einst Phrixos und Helle über den Hellespont getragen,



Maximilians I. Aufnahme in den Orden vom Goldenen Vlies
Ausschnitt aus einer kolorierten Federzeichnung um 1490 aus dem Manuskript 13073/74 der Königlichen Bibliothek in Brüssel

und welches dann im Hain des Kriegsgottes Ares, von einem fürchterlichen Drachen bewacht, aufgehängt blieb. Jason, der griechische Held, brachte das goldene Fell, nachdem er nach unendlichen Gefahren den Drachen besiegt hatte, als ein Symbol des Triumphes des hochkultivierten Westens über den barbarischen Osten nach Hause.

Zu dem großen Ordenszeichen, welches nur bei außerordentlichen Festlichkeiten getragen wurde, kam in jüngerer Zeit ein an einem roten Bändchen hängendes kleines Zeichen dazu, das das Widderfell an einem, in blauem Email bandförmig stilistischen Glied der Kette festhält.

Legte der Orden den Rittern eine Reihe von Verpflichtungen auf, so standen diesen aber auch bedeutsame Vorrechte gegenüber.

Beim Eintritt in den Orden hat jeder Ritter jeden anderen Orden abzulegen und sich ausdrücklich zu verpflichten, dem Chef des Ordens und seinen legitimen Nachfolgern, im Falle er angegriffen wird, oder selbst gezwungen sei, die Waffen zu erheben, wenn er kann, Kriegsdienste zu leisten. Der Souverän verspricht dagegen weder einen Krieg zu erklären noch einen wichtigen Staatsakt zu unternehmen, ohne den Rat des Ordenskapitels früher eingeholt zu haben.

In den Statuten war es auch vorgesehen, Ausländer in den Orden aufnehmen zu können. Für den Kriegsfall galten folgende Grundsätze: Erklärte der Ordenssouverän dem Lehensherrn des fremden Ritters den Krieg, so durfte dieser sein Vaterland verteidigen, ohne gegen die Ordensregeln zu verstoßen. War der fremde Fürst der Angreifer, so mußte sich der Ordensritter unter Hinweis auf die Ordensbrüderschaft zunächst entschuldigen. Wurde diese Entschuldigung von seinem Lehensherrn nicht angenommen, so konnte der Ritter auch gegen den Ordenssouverän in Ehren kämpfen, doch mußte er



Kapitelsitzung unter Herzog Karl dem Kühnen von Burgund
Aus dem Codex des Ordenskanzlers Guillaume Filâtre

dies demselben vorher anzeigen. Das Leben des Ordensbruders hatten sie zu schonen, und sollte er in ihre Gefangenschaft geraten, mußte er sofort freigelassen werden. Dieser Fall ereignete sich im Jahre 1525, als König Franz I. von Frankreich, der seit 1516 dem Orden angehörte, in der Schlacht bei Pavia in die Gefangenschaft des Ordenssouveräns, des Kaisers Karl V. geriet. Häresie, Fahnenflucht und Hochverrat verwirkt die Mitgliedschaft des Ordens. In diesem Falle wurde das Wappen des Ausgestoßenen in der Notre Dame-Kirche zu Brügge durch eine schwarze Tafel ersetzt, auf welcher die Ursache der Ausstoßung groß geschrieben stand, oder das Wappen des Betreffenden ver-



Karl V. im Toison-Ornat
(Aus einem Statutenbuch in der Bibliothek der Madame Porgès, Paris)

kehrt an die Kirchentür aufgehängt, der größte Schimpf, der einem Ritter widerfahren konnte.

Alljährlich wurde am Tage des heiligen Andreas ein Kapitel festlich abgehalten. Später wurde dieses auf den 2. Mai jedes dritten Jahres verlegt und schließlich die Einberufung dem Gutdünken des Souveräns anheimgestellt.

Zu den Beratungen des Kapitels gehörte auch eine Art Überprüfung der Konduiteliste der Ordensbrüder, welcher Vorgang auch vor der Person des Souveräns nicht haltmachte. So mußte Karl der Kühne 1468 auf dem Kapitel zu Brügge einen Tadel (Reproche) über sich ergehen lassen, den er — wie das Protokoll bemerkt — „gnädig aufnahm und zur Befriedigung der Versammlung" beantwortete. Dieser Gebrauch zeigt, von welch hohem und sittlichem Ernst das Ordensleben durchdrungen war.

Die Zahl der Ordensritter war ursprünglich auf 31 festgesetzt. Karl V., in dessen Regierungszeit auch der Orden im Zenit seines Ruhmes und Glanzes stand, vermehrte die Mitgliederzahl mit Erlaubnis des Papstes Leo X. auf 50.

Die spanischen Ordenskapitel, namentlich unter Philipp II., dem Urenkel des Ordensgründers, waren gegenüber dem farbenfreudigen und lebenbejahenden Frohsinn, welcher sich unter den burgundischen Souveränen entfalten konnte, ernst und schwer und standen im Zeichen gedämpften Prunkes der spanischen Hofetikette.

Als Philipp II. im Jahre 1559 das 23. Kapitel abhielt — es war das letzte — ging man statutengemäß daran, auch die Konduite des Souveräns zu beurteilen, was ihm namentlich wegen der widerrechtlichen Enthauptung der beiden Vliesritter Egmont und Hoorn am 5. Juni 1568 recht unangenehm gewesen sein wird. Das Protokoll enthält nicht, welche Antwort Philipp damals auf die „Reproche" gegeben hat. Es hat kein Ordenskapitel mehr stattgefunden, dagegen erwirkte er vom Papste Gregor XIII. ein vom 15. Oktober 1577 datiertes Breve, welches ihm das Recht gab, in Zukunft erledigte Plätze im Orden, ohne das Kapitel zu befragen, durch Ernennung zu besetzen. War früher schon, durch die absolutistische Verurteilung der beiden Vliesritter, die Verfassung des Ordens verletzt worden, so war sie nun durch einen Federstrich vollends beseitigt.

Der Übergang des Ordens vom Goldenen Vliese an das Haus Habsburg hatte sich schon im 15. Jahrhundert vollzogen. Als Karl der Kühne, der Sohn des Ordens-



Kaiser Karl VI. im Ornat des Ordens
Gemälde. Schule Auerbach
In der Staatlichen Gemälde-Galerie in Wien



Toisonfest zur Zeit des Kaisers Franz I. in der Hofburg zu Innsbruck

Gemälde von Johann Franz Greippel in der Hofburg zu Innsbruck

stifters, am 5. Januar 1477 in der Schlacht bei Nancy fiel, hinterließ er als einzige Erbin eine Tochter Maria. Das Kapitel 65 der Ordensstatuten setzt voraus, daß der Gemahl der Erbtochter auch in die Würde des Ordenssouveräns einzutreten habe. Am 18. August 1477 vermählte sich nun Maria von Burgund mit dem damals achtzehnjährigen Maximilian von Österreich. Wenige Tage darauf baten ihn die vier in Gent anwesenden Ordensritter, die Würde des Ordenssouveräns anzunehmen. Maximilian zögerte zunächst, da er der Meinung war, daß ihn die Mehrzahl der Ordensritter nicht anerkennen werde. Am letzten April 1478 fand jedoch die Einführung des jungen Ordenschefs in der Erlöserkirche statt, woselbst ihm unter Anwesenheit von fünf Ordensrittern — die übrigen elf waren ferngeblieben — von Adolf von Cleve, der notwendig vorausgehende Ritterschlag erteilt worden war. Maximilian legte dann den Eid als Ordenssouverän ab, worauf ihm vom ältesten Ordensritter, Jean de Lannoy, die Kollane um den Hals gelegt wurde. Hierauf leisteten die Ritter das Treugelöbnis.



Kaiser Franz Josef I. von Österreich im Ornate des Toison d'or. Nach einem Ölgemälde von Josef Neugebauer 1874 im Ahnensaal der Wiener Hofburg

Die folgenden Kapitel, welche Maximilian präsidierte, zeigen, wie schwer er zu kämpfen hatte. Wiederholt schlugen sich Ordensritter auf die Seite seines heftigsten Gegners, des Königs von Frank-



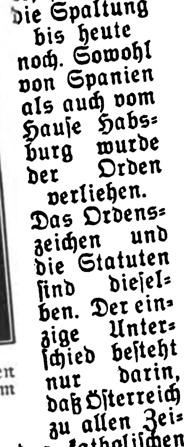
Ordensverleihung bei der vierhundertjährigen Feier des Souverainen Ritterordens vom Goldenen Vliese am 22. Mai 1830. Nach einer Lithographie von Wolf nach Hoechle im Besitze der National-Bibliothek in Wien

reich, und erhoben gegen ihn die Waffen. Der Ausschluß der Abtrünnigen war die einzige Strafe, die über sie verhängt werden konnte.

Sein am 22. Juli 1478 geborener Sohn wurde im Kapitel vom Mai 1481, als dreijähriger Prinz, zum Ordensritter ernannt. Es war die Würde eines Ritters des Ordens vom Goldenen Vliese keineswegs für den Kronprinzen erblich, er mußte dazu ernannt werden. Maximilian wurde erst von diesem Zeitpunkte an in seiner Eigenschaft als Vormund seines minderjährigen Sohnes als Chef und Souverän des Ordens anerkannt.

Philipp der Schöne, der mit Johanna von Kastilien vermählt war, brachte das spanische Erbe an das Haus Habsburg. Kaum achtundzwanzigjährig starb er noch vor seinem Vater, und die Würde des Ordenssouveräns ging auf dessen älteren Sohn Karl V. über und vererbte sich in der spanischen Linie der Habsburger bis auf Karl II. Als dieser am 1. November 1700 kinderlos starb, entspann sich der Streit um das Erbe, in welchen Kampf auch der Orden vom Goldenen Vlies einbezogen wurde. Trotzdem es keinem Zweifel unterlag, daß die Souveränität des Ordens, nach Aussterben der spanischen Linie des Hauses Habsburg, auf die österreichischen Habsburger überzugehen hatte, da es sich um die Nachfolge aus dem Geblüte des Ordensstifters handelt, und der Orden mit der spanischen Monarchie nichts gemein hatte, so beanspruchte dennoch Philipp V., der Enkel Ludwigs XIV. von Frankreich, die Ordenssouveränität für sich und forderte den Ordensschatz. Karl VI. (als König von Spanien III.) konnte sich mit Recht, nach dem Tode Leopolds I. und Josefs I. Chef des Hauses geworden, als Souverän des Ordens betrachten. Als Karl VI. im Jahre 1740 starb, ereignete es sich ein zweites Mal, daß der Ordenssouverän nur eine Erbin hinterließ. Die Übertragung der Ordenssouveränität auf den Gemahl der Kaiserin Maria Theresia, Franz von Lothringen, vollzog sich ohne Schwierigkeiten. Der Protest des Königs Ferdinand VI. von Spanien blieb unbeantwortet. Spätere Verhandlungen verliefen ergebnislos.

Die Souveränität des Ordens blieb auch weiterhin dem österreichischen Kaiserhause erhalten, da die Rechtsnachfolge an das 1482 ausgestorbene burgundische Herzogshaus geknüpft ist. Da eine Einigung in der Frage des Ordens zwischen Österreich und Spanien nie erzielt werden konnte, so besteht die Spaltung bis heute noch. Sowohl von Spanien als auch vom Hause Habsburg wurde der Orden verliehen. Das Ordenszeichen und die Statuten sind dieselben. Der einzige Unterschied besteht nur darin, daß Österreich zu allen Zeiten an dem Erfordernis des katholischen Glaubensbekenntnisses festhielt, während Spanien hiervon abging.





Die „Potence“, goldene Kette, die vom Wappenkönig, dem obersten Herold des Ordens vom Goldenen Vlies, bei Ordensfestlichkeiten um die Schultern getragen wurde. (In der Schatzkammer in Wien)

Im 19. Jahrhundert hatte der Orden vom Goldenen Vlies noch zwei besondere Festlichkeiten erlebt. Am 22. Mai 1830 veranstaltete Kaiser Franz I. im Rittersaale der Wiener Hofburg die Vierhundertjahr-Feier.

Zum letztenmal wurden am 5. Dezember 1852 Investitionen neuernannter Ordensritter nach dem altehrwürdigen Zeremoniell durch Kaiser Franz Josef I. vorgenommen. Seither wurden den Neuernannten die Kollane und das Diplom durch den Huissier oder die Post zugestellt. An Stelle der Eidesleistung trat die schriftliche Erklärung.

Die Feier des halbtausendjährigen Bestandes des Ordens dürfte wohl die schlichteste aller derer sein, die ihr vorangingen.

Gegenüber von China

Novelle von Klaus Mann

Sein Vorrecht hieß: Jugend.

Seine einzige Überzeugung war, daß ihm nichts unmöglich sein könne. Er war zwanzig Jahre alt und hieß Peter Brockmann. Er war nicht begabter als andere. Was ihn auszeichnete, war der Enthusiasmus seines Selbstvertrauens. Er verließ sich felsenfest auf den Glanz seiner blaugrauen Augen, seines Lächelns. Er hielt es für unwiderstehlich, wenn er trotzig den Kopf in den Nacken warf, die blonde Mähne siegesgewiß schüttelnd. Er wußte sich blendend gewachsen und von einer schmissigen, burschenhaften Eleganz: den Hut keß in der Stirne und dazu einen militärischen Mantel mit Achselklappen und Gurt. — Er sagte sich, vollkommen richtig: Wenn ich nicht von meinem Triumph überzeugt bin, wer sollte dran glauben?

So brach er auf, um die Welt zu erobern.

Er war es überdrüssig geworden, jugendliche Liebhaber an deutschen Provinzbühnen darzustellen, konnte Mortimer, Prinz Karl Heinz, sogar Melchior Gabor nicht mehr ertragen. Melchior Gabor war seine Lieblingsrolle gewesen, der einzige, mit dem er sich wirklich identisch fühlte; aber gerade dieser, der sich am Ende dem vermummten Herrn verpflichtete, hätte es niemals längere Zeit am Stadttheater zu Würzburg ausgehalten.

Peter erpreßte das Reisegeld nach Neuyork von seinem Vater, dem Gymnasialprofessor. Aber natürlich war sein Endziel: Kalifornien, Hollywood.

Wie sollte er weiterkommen? Da er noch beinahe 100 Dollar besaß, stieg er zunächst guten Mutes im Hotel Pennsylvania ab. Am meisten verließ er sich auf den langsam sprechenden Herrn, den er auf dem Dampfer kennengelernt hatte. Dieser, so spürte Peter, wollte nichts Unangenehmes, — er hatte nur an seiner eigenartigen Person ein gewisses neugieriges und sensationslüsternes Interesse genommen. Peter hatte für dergleichen den unfehlbaren Blick und er wußte genau: hier hatte er es mit einem Kauz zu tun, der, um des psychologischen Experimentes willen, einem jungen Mann sogar die Reise nach Kalifornien finanzierte.

Er irrte nicht: noch im Laufe des ersten Tages meldete sich Doktor Bürger am Telephon.

Sie nahmen das Abendessen zusammen in einem der Hotelrestaurants. Dieser unscheinbare und korrekte Herr erwies sich als der geborene Verführer. Er verlockte Peter dazu, die abenteuerlichsten Gerichte zu bestellen, amerikanische Spezialitäten, von denen er niemals gehört — nur um festzustellen, was für eine Miene er mache. Er war bis zum Sadistischen neugierig. „Nun bin ich aber gespannt, ob es Sie ekelt," sagte er langsam mit dem tückischsten Lächeln, wenn er etwas recht Fettiges und Süßes für den armen Peter ausgesucht hatte.

Leider schien Peter in seinen Berechnungen sich getäuscht zu haben. Er wurde schamlos, sprach von seinem wunderbaren Talent als Filmschauspieler, erwähnte, wie weit die Reise nach Hollywood sei und daß er beinah' kein Geld mehr habe; aber Doktor Bürger wollte nichts merken. Er erzählte monotone Klatschgeschichten; ihm waren alle großen Familien Amerikas bekannt und er wußte ihre Tragödien. Sein Gedächtnis war phänomenal, es bewahrte noch das Verzwickteste auf, sammelte gewissenhaft Ehebruchgeschichten und Verbrechen.

Peter litt, während er höfliche Antworten gab: Merkt er wirklich nichts — oder will er mich zappeln lassen? So eine Gemeinheit! Er hatte doch auf dem Schiff schon Andeutungen gemacht, daß er auch nach Kalifornien müßte — und er reiste so ungern allein —

Am Schluß der Mahlzeit sagte Doktor Bürger wie nebenbei: „Also es ist ausgemacht, ich lade Sie zu der Reise nach Hollywood ein." Ihm war daran gelegen, den Knaben aufzucken und erröten zu sehen. Würde er nicht doch zunächst zögern? Würde er sich vielleicht Skrupel machen, das Geschenk von einem beinah' Fremden anzunehmen?

Aber Peter freute sich fürchterlich. Die Idee, das Angebot bedrohe seine „Ehre", kam ihm nicht einmal eine Sekunde. Er war zu jung und zu sachlich; er wollte weiterkommen, sonst nichts. Alles andere wäre verlogen gewesen. Seine Ehre ging ihn nichts an. — Er wäre Doktor Bürger beinah' um den Hals gefallen. Aber ihn ernüchterte sein undurchdringlich stilles Gesicht mit den saugenden, quellenden Augen.

Über der abenteuerlich langen Reise vergaß man, daß es ein Ziel gab. Nichts blieb Wahrheit als der Rhythmus der Eisenbahn und die kahle Landschaft, die vorüberzog: unendliche Fläche, darauf standen wie verloren die vereinzelten Tiere.

Da der Zug keinen Speisewagen führte, hatten sie ihre Mahlzeiten an den kleinen Stationen. Überall wurden sie schon erwartet, in der Türe standen die Kellnerinnen, schwesternhaft weiß gekleidet, und hoben wohltätig winkend die Arme; drinnen waren die Tische reinlich gedeckt. — Nach kurzer Rast ging es weiter; die Nacht nahm sie auf oder ein sich öde öffnender Tag.

Peter dachte: ‚Das bedeutet also „reisen“.‘ Seine Anspannung wich, er fühlte nur noch lähmende Langeweile. Draußen felsige Wildnis, dann die gelbe Fläche des Maisfeldes, dann Stunden um Stunden nur Wüste. Er fühlte mit Schauern, wie in seinem Herzen der Ehrgeiz erlosch. Doktor Bürgers eintönige Stimme hypnotisierte ihn, brach seinen Willen, spannte um seine Stirne einen Ring von Müdigkeit.

Kein Sterblicher wußte soviel Fürchterliches, wie dieser kleine mißtrauische Herr; er war eine lebende Chronik grausiger Begebenheiten. „Das war doch sonderbar,“ sagte er ausführlich und indem er jedes Wort genau zu Ende sprach: „Fräulein Meier gab ihrer kränklichen Mutter Gift in die Suppe, um schneller in den Besitz der Erbschaft zu kommen. Aber das Gift wirkte langsam und Madame Meier, anstatt sich den Magen auspumpen zu lassen, erschlug mit dem Beil ihre Dienstmagd, da sie diese für schuldig hielt, denn von ihrer Tochter konnte sie derlei nicht glauben. So starb die Unglückliche in den Armen der Mörderin, während sich die treue Magd in der Waschküche verblutete. Ich finde dieses energische Fräulein respektabel,“ schloß der Doktor und faltete zufrieden die Hände, „übrigens hatte sie es ja von der Mutter geerbt.“

Er erzählte mit unerbittlicher Sanftheit, behandelte die Lebensläufe von Wahnsinnigen, Falschmünzern, Lustmördern. „Eigentlich bin ich stolz,“ erklärte er freudig, „eine meiner Tanten wurde enthauptet. Sie war eine angenehme Person. Man zwang sie, einen Kerl zu heiraten, den sie nicht liebte. Was sollte sie tun? Er war Metzger. Sie schnitt ihm mit seinem größten Messer eines Abends den Hals durch.“ Er nickte ehrbar über solchem Frauenschicksal.

„Das war doch sonderbar,“ wiederholte er sorgsam.

Dazwischen wandte er sich mit toter Neugierde an Peter: „Und was wird aus Ihnen nun werden, mein junger Freund? So ganz alleine im wilden Westen? Ich hoffe, es gibt etwas Originelles. Begehen Sie nicht einfach Selbstmord! Seien Sie einfallsreicher, das darf ich von Ihnen verlangen!“

Peter gefror das Blut in den Adern; er hatte noch keinen Mann so wie diesen gefürchtet. Wären nur erst die Reisetage zu Ende! Es war unerträglich, diesem korrekten und gefährlichen Gesellen stundenlang gegenüberzusitzen und seinen unheimlichen Redereien zu lauschen. Der Kräfteverlust, den er durch den schauerlichen Herrn erlitt, hob — so berechnete er ökonomisch — die Vorteile reichlich auf, die er durch die Freundschaft mit ihm genoß. Schon spürte er sein einziges und kostbarstes Gut sich entgleiten: seine unbesiegbare Selbstsicherheit. Dagegen rebellierte seine egoistische Jugend.

Dieser verdächtige Mensch sammelte fremde Schicksale, um sich für die eigene, innere Leere schadlos zu halten. Er war imstande, den jungen Mann, den er aushielt, zur Katastrophe zu treiben, nur um zuschauen zu können und der bösen Neugierde seines Herzens genug zu tun. Peter war ihm als Opfer gerade recht. Er witterte das unverbrauchte Material. In seinen fischigen Augen blitzte es lüstern. Diese Augen saugten sich wie vampirhafte Quallen an des Knaben Gesicht fest. Der hätte schreien mögen vor Angst.

Doktor Bürgers unerklärliches Gesicht scheute die Sonne, er verkroch sich feige vor ihr, wo sie ihn traf. Er liebte es, Halbdunkel um sich zu haben, bestand darauf, daß die Vorhänge stets geschlossen blieben. Über die Sonne führte er oft anrüchige und schlimme Reden. „Ich mag sie nicht, sie ist wie eine erotisch aufdringliche Frau. Fühlen Sie nicht, wie sie uns vergewaltigt? Alles Vornehme gedeiht dort, wo es schattig ist. Ich mag das Licht nicht, es ist plump und gemein —“ Seine faltenreiche Stirne war farblos und kellerhaft, selbst sein mausgrauer Anzug haßte die Sonne.

Peters Herz flehte: „Wäre diese Reise nur erst zu Ende! Ich komme als ein Erledigter an!“

Vielleicht erwartete ihn das Schlimmste und sein Untergang war beschlossen. In welche Abenteuer wagte er sich? Einer seiner Freunde, mit dem zusammen er in Würzburg engagiert gewesen war und der jetzt in Hollywood lebte — ein junger Wiener, melancholischer und zerstreuter Liebhabertyp — hatte ihm beunruhigend telegra-

phiert: „Freue mich, Dich wiederzusehen. Sei bitte hier auf alles gefaßt."

Er hatte niemals Angst vor Abenteuern gehabt und auf alles gefaßt war er immer gewesen. Aber diesmal würde er als ein fast Entnervter weiß Gott was für Gefahren bestehen müssen.

*

Doktor Bürger war schon in Pasadena ausgestiegen, wo er bei einer Millionärsfamilie Gast sein sollte. Peter stand allein auf dem Bahnhof von Los Angeles. Er fühlte sich wie einer Gefahr entronnen, atmete wie ein Befreiter und sein Mut wuchs.

Wie oft stand ein Abenteurer, gleich diesem, an der Station von Los Angeles, mit gegürtetem Mantel, feurigem Blick und den Hut kühn in der Stirne? Aber Peter Brockmann glaubte der einzige, erste zu sein — und er benahm sich danach. Er ging federnden Schrittes zum Taxi, nannte den Namen seines kleinen Hotels am Hollywood-Boulevard mit fürstlichem Ausdruck und er bestieg das gelbe Autoungetüm mit elastischer Anmut, als sei es mindestens ein Rolls Royce.

Er hatte nicht gewußt, daß die Fahrt so lange sein würde. Erst ging es durch Wolkenkratzerstraßen, wo der Verkehr sich staute; aber dazwischen standen schon Palmen und die Hochhäuser hatten etwas Improvisiertes, vorläufig Hingestelltes. Das Straßenbild war bunter als in Neuyork, unseriöser; es hatte, mit schmückenden, grellen Fassaden, etwas von einem Ausstellungspark.

Nach kurzer Fahrt gab es mehr freie Plätze, kleine, grünbewachsene Holzhäuschen, Reklametafeln, Palmenalleen. Man glaubte bald in einer amerikanischen Vorstadt, bald in Nizza zu sein. Etwas ärmlich Unsolides mischte sich mit dem luxuriös Badeorthaften. Diese Häuser hielten nicht stand: sie mußten einfallen, stieß man sie an. Die Palmenalleen dehnten sich prunkvoll, boten eine breite und befriedigende Perspektive — aber auf unerklärliche Weise wirkten auch sie künstlich und unecht. Peter fuhr durch ein Paradies: Der Himmel strahlte, in dunstiger Ferne lagen weich die blauen Konturen der Berge — aber dies alles schien nur reklamehaft vorgezaubert, wie auf einem Prospekt.

Peter, in seinem rüttelnden Automobil, fühlte wieder beseligt sein Selbstvertrauen gleich einem Rausch. Er wußte: Man kann in dieser Stadt durch einen Augenaufschlag, durch einen Blick Millionär werden. Diese noch unausgefüllte, halbleere und verschwenderisch schöne Landschaft war von unerhörten Möglichkeiten voll — es hieß nur zugreifen und man hatte gesiegt! Er würde zufassen, zupacken, das Glück an sich reißen — er würde siegen — auf allen Kinoplakaten sah er sein junges, weltberühmtes Gesicht leuchten, im hügeligen Palmenparadies war seine marmorweiße Villa gelegen.

Er fuhr den Hollywood-Boulevard hinunter, der kulissenhaft prunkte. Kindisch aufgeputzt, ägyptisch und chinesisch im Stil zeigten sich die märchenhaften Filmpaläste; jede Gasolinestation, wo man die Autos versorgte, glich einem Lustschlößchen, strahlend in Weiß, Rot und Gelb.

Dem Knaben Peter stockte der Atem vor Glück. Wie alt war dieser komischste, phantastischste, unglaublichste Boulevard? Nicht viel älter als zwanzig Jahre. Nicht viel älter als er —

In dieser Landschaft gab es keine Widerstände, die unüberwindlich waren. In einer zwanzigjährigen Stadt hat nur das Zwanzigjährige Chancen. —

Da hielt das Taxi vor Peters kleinem Hotel.

*

Als er Martin wiedersah, glaubte er zunächst, sein Freund sei unverändert. Das war sein Kamerad in soviel Abenteuern, es war der, mit dem er soviel Leidenschaftliches, Bewegtes auf der Bühne und im Leben gemeinsam durchgemacht; er hatte noch denselben warmen und zerstreuten Blick unter schwarzen, dichten, schön gezogenen Brauen; dieselbe undeutliche und doch intensive Manier des Gesprächs — diese Art, einen Satz fast unverständlich schnell, überhetzt zu beginnen, um dann auf den letzten Worten wie ermattet auszuruhen — denselben wienerischen Tonfall; und Peter erkannte an ihm die flüchtige Gebärde wieder, die seine Hand unvermittelt, als habe ihn eine Fliege gestört, zur Stirne führte — zu dieser reizvollen Stirn, die sich so leicht nervös verfinsterte.

Sie erinnerten sich und sie lachten. Wie komisch und aufregend hatten sie es gehabt! Sie kopierten die Kollegen von damals, den Heldenvater und die komische Alte. Sie hatten „Frühlings Erwachen" miteinander gespielt, Martin den Moritz Stiefel, Peter den Melchior, das waren ihre Lieblingsrollen gewesen. Sie stellten sich vor: der Herr Direktor als „vermummter Herr" und die nicht mehr ganz junge Sentimentale als Wendla. Sie amüsierten sich wie Jungen, wenn sie an vergangene Streiche denken. Aus dem Lachen kamen sie gar nicht heraus.

Aber währenddem merkte Peter: mit einem Verwandelten hatte er es doch zu

tun. — Früher war Martins Nervosität die reine Gefallsucht gewesen, jetzt ließ sie ihn allen Ernstes keinen Augenblick mehr ruhen. Er lief herum, redete unklar. Wenn er lachte, schloß er dabei schmerzlich die Augen, zwischen seinen Brauen erschien ein empfindsam gequälter Zug. Seine Haut war unrein und makelhaft, am Hals hatte er sogar einen kleinen, aber häßlichen Ausschlag. Sein Mund bekam, wenn er nicht sprach, einen erschlafften, angeekelten Ausdruck, während es in seinen Augen noch ruhelos zuckte.

Peter machte als erster Schluß mit dem Lachen. Er fragte ihn plötzlich: „Hast du es schwer gehabt? Du machst einen mitgenommenen Eindruck —“ Martin ging nicht darauf ein, winkte ab und sah aus dem Fenster. „Aber weißt du,“ sagte er hastig, „ich mag das —“, auf dem „mag“ ruhte seine Stimme einen Moment —, „es ist hier alles so ungewiß, so unwirklich — kann alles kommen —“ Und Peter darauf, streng, als wolle er solches Ausweichen nicht erlauben: „Ich denke, du hast eine Stellung?“ Martin, während auf seiner Stirne die nervöse Verfinsterung sich vollzog: „Ja, ich führe jemandem die Korrespondenz — solang es halt dauert.“

Sie schwiegen bedrückt. Martin zog die Brauen gereizt zusammen, redete nach einer Pause, flüchtig und lügenhaft: „Oh, du wirst dein Glück hier schon machen! Bist ja der alte Unternehmungsfrohe geblieben. Und sicher hast du ausgezeichnete Verbindungen.“ Nun bekannte Peter mit Stolz: „Daran ist was. Zufällig ist der berühmte Marutte Schüler meines Papas in Würzburg gewesen. Ich habe einen Brief an ihn — vom Papa —“ Martin lachte wieder, wobei sein Mund angeekelt erschlaffte und er schmerzlich die Augen schloß. „Oh, das wäre ja lustig. Der alte Marutte ist hier ein vollkommener König. Die Frage ist nur, ob er sich erreichen läßt — trotz des Briefes vom Papa —“

Das verstand Peter nicht; er riß die Augen auf, wie ein Kind so erstaunt: „Wieso? Ich werde ihn doch erreichen. Schließlich bin ich kein Bittsteller, kein Statist.“

Martin lachte noch immer, aber in seinem Gesicht zuckte es wie vorm Weinen. Unter Peters Angst- und Schreckensblick verstummte sein unnatürliches Gelächter. Er wandte den Kopf und er log wieder flüchtig. „Aber weißt du, anderseits gibt es hier wieder soviel Möglichkeiten. Und du bist so frei. Und die Zeit vergeht auch so schnell. Ich habe zum Beispiel ein kleines Kupferstichkabinett aufgemacht —“ behauptete er und lächelte traumverloren. „Ich habe auch ein kleines komisches Auto — meistens ist es kaputt, aber es ist doch ganz lustig — und ein kleines Häuschen zwischen den Bergen — und Rotwein, es ist so nett, denn er ist doch geschmuggelt — und ziemlich viel Freunde, Russen und Spanier — und hinter uns ist die Wüste — und vor uns das Meer, es ist so eine spaßige Insel. Und man kann soviel Geld verdienen,“ sagte er wieder, „und man wartet so. Man ist doch erst einundzwanzig. —“

Er schwieg, saß im Halbdunkel mit gesenktem Gesicht. Er war, fand Peter, schöner geworden seit Würzburg — trotz der angegriffenen Haut. Seine verwilderte und kühne Tracht paßte zu seinem adligen und zugleich proletarischen Typus: er hatte eine enganliegende braune Lederjacke und den Hemdkragen offen. Es wäre nicht feststellbar gewesen, welcher Klasse oder welcher Nation er angehörte. Er war der empfindsame Vagabund, außerhalb aller Bindungen, melancholisch und frei. Sein etwas breites Gesicht mit den schönen Augen und den dicken schwarzen Brauen konnte italienisch oder russisch sein. Man hätte ihm den römischen Fabrikarbeiter ebenso wie den Moskauer Aristokraten geglaubt. Eines war er nicht: bürgerlich. Um so sonderbarer, daß er trotzdem ehrgeizig schien — denn nun sprach er von den Möglichkeiten seiner Karriere.

„Aber weißt du,“ sagte er hastig, „ich habe jetzt ausgezeichnete Chancen. Sonst wäre ich gar nicht mehr hier. Einer der ganz Mächtigen interessiert sich für mich — du darfst es natürlich nicht weitererzählen — ich kann jeden Tag arriviert sein. —“

Da Peter immer noch schwieg, legte Martin den Kopf in den Nacken und sagte lächelnd, mit einer ergreifenden Schelmerei: „Gelt, da bist du erstaunt?“ Peter antwortete etwas, aber mit heiserer Stimme. Ihm war es, als unterhielte er sich mit einem Verzauberten. Er begann etwas von dem Magnetischen und Gefährlichen zu ahnen, das der Atmosphäre dieses Orts eigen sein mußte.

Indessen schlug Martin ihm vor: „Komm, gehen wir ein bißchen spazieren — auf dem Boulevard ist es so lustig. Neger und Chinesen und Mörder und Räuber. Und Sommer und Winter ist es hier gleich. Man merkt gar nicht mehr, daß die Zeit vergeht. Immer gibt es rote Blumen und diese bezaubernden Pfefferbäume.“

Er redete verlockend und sinnlos. Peter zögerte noch, ihm zu folgen.

Siegesmund Marutte war unerreichbar. Peters Briefe blieben unbeantwortet, am Telephon ließ der Allmächtige sich verleugnen. Ihn hatte die Erinnerung an den Lehrer seiner Jugend nicht weich gestimmt oder gerührt. Ihm war dieser Peter Brockmann ein Aufdringlicher wie andere auch.

Peter aber blieb hoffnungsvoll, wenngleich es ihm nicht einmal gelang, Maruttes Sekretär zu erreichen. Er sah ein, daß man Geduld haben müsse — und so beschloß er vorläufig Extra zu werden. Er wußte, daß man als Statist 3—7½ Dollars täglich machen könne — davon ließ sich anständig leben, und es war gut, den Beruf von unten herauf kennenzulernen.

Blond und strahlend meldete er sich bei den großen Studios, sprach bei Paramount, Universal, Fox, First National vor. Überall fand er Hunderte wartend, Abenteurer gleich ihm, manche schon mit erloschenen Mienen, manche noch mit dem siegesgewissen Glanz im Blick. Jeder trug im Herzen die fixe Idee, Star werden zu müssen. Jeder von ihnen sehnte sich zunächst danach, täglich 4 Dollars zu haben.

Der Mann, auf den es ankam, war der Casting-director. Er musterte, wählte, was gebraucht wurde, aus. Glückliche, die auserlesen waren, Kammerdiener, Soldaten oder „Volk" darzustellen! Peter gehörte nie zu ihnen. Er wartete Tage und Tage. Das Paradies blieb verschlossen.

Er meldete sich am Central-casting, dem großen Bureau, das die Adressen all derer bewahrte, die Stellung in den Studios suchten. Sollte irgendein blonder junger Deutscher benötigt werden, würde man Herrn Brockmann Nachricht geben. Der Sklavenmarkt war glänzend organisiert. Man vermerkte Namen, Alter, Größe, Typus, Rasse und Telephonnummer des Stellungsuchenden in Kartotheken.

Trotzdem wurde Peter niemals benachrichtigt.

Mit Martin war Peter beinah jeden Abend zusammen. Oft trieben sie sich in den Kaschemmen von Los Angeles, in den Mexikaner- und Chinesenvierteln herum. Sie amüsierten sich in den billigen Kinos, in den dreckigen kleinen Cafeterias, fingen mit zwergigen Chinesen, bärenstarken Niggern Händel an. Aber wenn die Situation unangenehm wurde, zeigte Martin sein schönes Zuhälterlächeln, scherzte — und sie entwichen.

An anderen Abenden, wenn sie nachdenklicher, stiller aufgelegt waren, trafen sie sich in Martins kleinem Häuschen, das so anmutig zwischen den Hügeln lag. Es war eigentlich kein Häuschen, nur eine leichte, empfindliche Hütte, die der Sturmwind hätte mitnehmen können. Aber die Pfefferbäume beschützten sie, ließen, trauriger noch als die Weiden, ihr schmales Gebüsch über sie hängen.

Martin und Peter saßen am zerschnitzten, ungehobelten Holztisch, vor sich den billigen Rotwein in großer Flasche. Martin haßte die Schauspielerlokale von Hollywood, Henrys Café, wo die Statisten allabendlich die Gagen der Prominenten besprachen. Er liebte es, zu sitzen und zu diskutieren, uferlos, russisch. Draußen Mond und kalifornische Nacht. Das Gespräch des Windes in den Pfefferbäumen. Weiter drüben, im Mondlicht majestätisch verzaubert, eine Palmenallee. Noch weiter drüben das Meer.

Dann stützte Martin sein verbrecherisches und hübsches Gesicht in die proletarischen Hände, lächelte schmerzlich und redete.

Er enthüllte auf flüchtige und manierierte Weise seine komplizierte und unruhige Seele. Er spricht mit trauervoller Zärtlichkeit von zu Hause, von Wien, den Barockschlössern, seiner verstorbenen Mutter — und dann wieder, mit vielleicht noch größerer Inbrunst, von den vielen Städten, in denen er noch nicht geabenteuert hat und die ihn also alle erwarten. Er ist wehmütig und draufgängerisch zugleich. Er ist sehr jung und weiß nicht, wohin er gehört.

Peter, der von soviel einfacherer Art ist, kann sich am Gespräche nicht recht beteiligen. Er nickt nur und lauscht, empfindet Mitleid und manchmal fast Liebe. Denn in ihm ist keine Zerrissenheit, er weiß nichts von Zweifeln und Komplikationen. Sein Herz ist fest und klar wie Metall.

Inzwischen erzählt Martin von Landschaften, die er liebt, dann von Büchern und plötzlich ist er bei Frauen. „Eigentlich ist ist es odios davon zu reden, aber wir denken ja doch an nichts anderes soviel. Ich bin immer auf die Allerschlimmsten geflogen, auf die ganz Leichten, die überhaupt keine Seele mehr haben." Und er erzählt von dem, was er durchmachen mußte.

Er spricht von Büchern, die er gern geschrieben hätte und die er noch eines Tages schreiben wird. Er renommiert, lügt, klagt sich an. Schließlich spricht er von Gott, bei dem alle Diskussion endet.

Er muß neuen Wein holen, in seiner Lederweste kniet er vorm Faß und läßt das trübe Rot in die Flasche rinnen. Peter an seinem Holztisch sieht ihm zu. Dann setzt Martin sich wieder und sein Gespräch fängt wieder an. Über ihnen, an der kahlen Wand,

hängt schmal und blaß eine ungerahmte chinesische Zeichnung: in grüner Dämmerung tanzt ein anmutiger Greis, dessen dünner Bart wunderlich flattert. Sonst sind keine Bilder im Zimmer.

Später beschließen sie noch Auto zu fahren. Es geht steil die Hügel hinauf, in Martins rumpligem und halb zerstörtem Wagen eine gefährliche Fahrt. Sie merken es nicht, da sie viel vom roten Wein getrunken haben. Sie sausen um alle Kurven, wissen nicht um den Abgrund, der ihnen droht. —

Dann liegt Los Angeles unter ihnen — Lichtermeer ohne Grenzen. Sie singen und schreien wie zwei Verrückte.

*

Peter, voll naiver Unverschämtheit, wendete sich, da sein Geld zu Ende war, an Doktor Bürger, der noch in Pasadena bei der Millionärsfamilie weilte.

Der unheimliche Wohltäter kam, er fuhr im Auto seiner hochvermögenden Freunde vor, stand plötzlich, mausgrau gekleidet, in Peters häßlichem kleinen Zimmer. Martin war da, die Knaben schauten ihm erwartungsvoll entgegen. Er aber verhielt sich still und beobachtend wie ein Detektiv. „Er ist ein Feind der Jugend," verstand Peter plötzlich und erschrak.

„Sie haben sich ein wenig verändert," sagte der Doktor befriedigt zu ihm. „Oh, Sie sind entschieden schmaler geworden." Dann machte er sich daran, Martin auszufragen. Er forschte und tastete unerbittlich, wollte über alles ganz genau Bescheid wissen. Martin begegnete ihm keck und liebenswürdig. Er log ausgezeichnet und bezauberte durch dunkel schelmische Blicke.

Trotzdem schien Doktor Bürger enttäuscht. An diese beiden war entschieden nicht heranzukommen. Daß zweie es schlecht haben, ist an sich noch nicht interessant. Durfte er hier eine Katastrophe erwarten? Stand ein Mord, oder dieser Art etwas, in Aussicht? In seinen Augen war ein boshaftes und beleidigtes Funkeln. Er empfand bitter die Unzuverlässigkeit der Jugend. ‚Sie führen mich an der Nase herum,' dachte er wütend. ‚Ich komme so nicht auf meine Kosten. Damals im Zug war Peter in meiner Macht. Kaum sind sie zwei, kann ich nicht mehr gegen sie an.'

Er war blamiert wie der Teufel im mittelalterlichen Legendenspiel. Als Peter ihn — für einige Tage und in einer akuten Verlegenheit — um eine größere Summe Geldes bat, gab er sie, ohne ein Wort zu verlieren. Allerdings erklärte er beim Weggehen: „Ich gedenke auf ein paar Tage zu verreisen, ungewiß noch wohin. Ich bleibe ohne feste Adresse," erklärte er ihnen zum Schluß, „und bin für Sie unerreichbar. Aber," fügte er lauernd hinzu, „ich meinerseits werde weiterhin ein Auge auf Sie haben."

*

Wochen verstrichen, der Wartende hatte die Kraft sie zu zählen nicht mehr. Wie lange war er in dieser Stadt? Zwei Monate? Oder drei? Oder fünf? Er verbrachte den hoffnungslos faulen Tag wie ein Hypnotisierter, ohne zu denken.

Trieb sich tags vor dem Casting office der großen Studios herum, in träger, freudloser Gemeinschaft mit verkommenem Gesindel — alle inbrünstig hoffend, daß man sie brauchen könne. Käme er nur erst einmal als Extra hinein! Sicher müßte er auffallen, für die größeren Aufgaben auserwählt werden. Sicher kämen die Heißersehnten: Reichtum und Ruhm. — Aber das Tor blieb verschlossen.

Er saß stundenlang im öden, qualvoll gehaßten Hotelzimmer, glaubte jede Sekunde: nun meldet sich Central-casting am Telephon. Dort war er registriert und eingetragen, eines Tages würde man sich seiner erinnern: Peter Brockmann, großer junger Deutscher, blond und spricht englisch. Dann bekäme er einen adligen Knappen oder einen Soldaten aus der Armee Friedrichs des Großen zu spielen.

Central-casting schien seinen Namen in den Listen ausgelöscht zu haben. Nach Stunden verließ er, vor Enttäuschung gelähmt, seine Wohnung.

Mit schlaffen Gliedern schlich er sich den Boulevard hinunter. Aufzufallen war hier hoffnungslos, warum sollte er da erst den Kopf aufrecht tragen? Er war ein Junge, der nicht wußte wohin, einer von den unzähligen Jungen in dieser Stadt — warum sollte er etwas anderes scheinen?

Das Überangebot an Absonderlichkeiten in Hollywood war enorm, man konnte hier niemanden mehr verblüffen. Auf dem Boulevard herrschte vollkommene Kostümfreiheit. Zwischen den Cowboys mit Lederjacken und breiten Hüten zeigten sich langhaarige Gesellen mit theatralisch gefalteten Mänteln; wienerisch-pariserische Bohemegestalten mischten sich mit Negern, Chinesen, Philippinos und mit den verwegenen Typen des immer noch wilden Westens.

Peter hätte sich noch so anstrengen können: er gehörte auf jeden Fall zu den Bürgerlichsten. Es war hier, wurde ihm klar, für Abenteurer der denkbar ungünstigste Boden. Was woanders auffiel

und entzückte, hier war es allgewohnt, selbstverständlich.

War sein Geld auch schon fast zu Ende, traf er sich doch jeden Abend mit einigen Kameraden, Schicksalsgenossen, in Henrys Café. Der Aufenthalt in diesem berühmten Lokal, das sogar von den Stars zuweilen besucht wurde, war der einzige Luxus, den die jungen Leute sich gönnten; allerdings bestellte jeder von ihnen nur einen kleinen Kaffee, den sie, elegant, wie sie immerhin waren, „demi-tasse" nannten.

An ihrem Stammtisch herrschte eine zugleich stumpfsinnige und gefährlich spannungsvolle Stimmung. Sie lebten unter dem Banne der fixen Idee, die sie und die ganze Stadt magisch beherrschte. Nur im lila Scheinwerferlichte der Studios gab es Leben; was anderswo Wirklichkeit schien, war ihnen tot und erloschen. Außerhalb des Films führten sie das Dasein nervöser Schatten, unreal, ohne jedes Interesse für andere Dinge und nur noch von einer matten, gequälten Reizbarkeit.

Zunächst besprachen sie die Gagen der Prominenten, warfen prahlerisch mit den phantastischsten Summen um sich. Dieser hatte 7000, dieser 12 000 Dollar die Woche; dann gingen sie bald auf ihre eigenen Chancen, Möglichkeiten über. Einer behauptete, der alte Marutte habe ihn mit einem wohlwollenden Blick gestreift, der andere unterhielt mit der weiblichen Hauptdarstellerin einen Flirt, der von entscheidender Bedeutung werden konnte.

Sie logen und renommierten, als könnten sie damit das Glück beschwören. Während sie ihre billigen und scharfen Zigaretten rauchten, erzählten sie sich tolle Geschichten, die keiner dem andern glaubte. Sie hörten einander kaum, sie redeten nur und in ihren Augen entzündeten sich unheilverkündende Lichter. Der fressende Ehrgeiz und jenes ständige Hoffen, das sie jeden Tag wieder enttäuschte, machte sie verrückt. Der Ruhm, den sie mit solcher Inbrunst ersehnten, hing immer als verlockende Fata Morgana vor ihrem Blick. Aber sie entwich, wollten sie danach greifen, und sie blieben zurück als schauerlich Genarrte.

Jeder von ihnen tat sich was darauf zugute, ein „Typ" zu sein, darauf allein kam es an, schauspielerisches Talent war Nebensache. Der eine, mit langer Nase und erschlafften Händen, war der Typ „degenerierter Aristokrat". Ein anderer mit weißlichem Seidenhaar, hellen Brauen und übermäßig schmalen Hüften der Typ „biegsamer Skandinavier". Der mit den brütenden Augen und dem kleinen Mund, vom Schnurrbärtchen edel gekrönt, war der „nachdenkliche Deutsche" und dieser Abgemagerte mit dem gelben Teint und den unanständig glühenden Augen nichts anderes als der „sinnliche Orientale".

Um so uniformierter erschienen die Weiber. Alle denselben herzförmig geschminkten Kirschenmund und die leeren, neugierigen Augen mit den stechenden Wimpern. Ihre Stimmen waren häßlicher als die Stimmen der Hühner, so quäkend und unschön können nur Schwäne schreien. Sie sagten immer dieselben Dinge, immer mit demselben blechern koketten Organ.

Für sehr bedeutungsvoll galten die kleinen, brünetten, unfrisierten Herren mit den undefinierbaren Berufen. Von ihnen, erzählte man sich, hingen Entscheidungen ab, und die Girls warfen ihnen ihre besten Blicke zu. Aber diese Unfrisierten, die Filmstories schrieben, die Direktoren berieten und in den Bureaus geheimnisvoll tätig waren, zeigten sich beinah völlig unzugängig. Sie rekelten sich herum, bohrten unverschämt in der Nase, freuten sich ihrer schlechten Manieren und ihrer penetrant rassigen Gesichter. —

Ab und zu wurden „Parties" veranstaltet. Sie trafen sich irgendwo nachts in einem billig aufgeputzten Atelier oder einfach in einem Hotelzimmer. Sie vergaßen, daß sie alle elend waren, und benahmen sich wie eine muntere Gesellschaft. Halbverhungerte junge Intellektuelle, die sich seit Monaten mühten, ein Filmmanuskript anzubringen, um nur leben zu können, tanzten mit malerisch geschminkten Girls, die sich jauchzend vor Glück jedem Lustgreis hingegeben hätten, um nur einen Job zu bekommen. Das rasselnde Grammophon spielte die Schlager, die sie alle kannten. Damit sie ihnen neu vorkämen, tranken sie schlechten Whisky und Gin durcheinander. Sie waren bald bis zum Taumel besoffen. Die jungen Männer zogen die Jacken aus, sie tanzten Charleston, die Mädchen stampften und schrien den Takt.

So lustig können nur die Verzweifelten sein. Ihre Orgien haben etwas Rachsüchtiges, sie beißen die Zähne dabei zusammen, sie umklammern einander mit verbissenem Ungestüm. Die Vogelschreie der Mädchen vermischen sich mit dem dumpfen Stöhnen der Jünglinge. —

Nach 10 Uhr abends ist Hollywood wie ausgestorben. Der Boulevard, der tagsüber so theatralisch glänzte, liegt schwarz verödet. Wie unbewohnt scheint die Stadt. Sie ist der Bauplatz, den die Arbeiter verlassen haben. Alle Scheinlebendigkeit ist



Karneval. Gemälde von Franz Eichhorst

von ihr genommen. Jetzt merkt man: Das ist keine Stadt, die Fröhlichkeit des Tags war Betrug.

Denn um diese Stunde zeigt Hollywood sein eigentliches kahles, bemitleidenswertes, fürchterliches Gesicht.

*

Peters Geld ging zu Ende. Was er nie für möglich gehalten hatte, schien Realität zu werden: Das Elend nahte. Unbezahlte Wochenrechnung im Hotel. Täglich Szenen mit dem heiseren Manager. Keinen Cent, um in eine Cafeteria essen zu gehen. Zerrissene Socken und kein frischgewaschenes Hemd. Daß es so weit mit ihm kommen könne, hätte er niemals geglaubt. Letzten Endes war er, wie alle jungen Leute, der Überzeugung gewesen, in ihn sei das Schicksal verliebt und eigentlich könne ihm niemals Schlimmes geschehen. Nun ging er in einer dumpfen Verzweiflung umher. In seinen Augen war der Glanz erloschen.

Martin sah er in dieser Zeit nicht sehr oft.

Als er zwei Tage nicht zu Mittag gegessen hatte, beschloß er, seine Armbanduhr zu versetzen. Es war nicht einfach, ein „Goan-office" in Hollywood zu finden.

Endlich hatte er es: kleines, unscheinbares Geschäft zwischen anderen, in der schmutzigen Nebenstraße des Boulevards. In der Auslage: Tote Musikinstrumente, grünlich verblichenes Geschmeide, dicke, altmodische Fingerringe, Hockeyschläger, eine verwitterte Shakespeare-Ausgabe. Drinnen, zwischen Wintermänteln kauernd, der Handelsmann.

Ein junger, abgemagerter Herr in grauem Sportanzug packt enttäuscht das Zigarettenetui, für das ihm zu wenig geboten wird, wieder ein. Aus ältlichen Kleidungsstücken weht ein trüber Geruch. Der Jammer des Fräuleins, die sich von ihrem goldenen Kettlein trennen mußte, die Anklage des Kavaliers, der seinen kleidsamen Smoking verkauft hat, liegen mit dem Geruch in der Luft. Hundert Gegenstände, sinnlos nebeneinandergelegt, sehnen sich nach der Beschäftigung, für die sie ausgedacht und geboren sind: der Hockeyschläger will grünes Gras und die Geige will wieder singen dürfen.

Peter legt sein goldenes Ührchen auf den Tisch. Der Alte sieht scheel darauf hin, wiegt es mißtrauisch in der Hand. „Das Glas ist zerbrochen," sagt er. „Wieviel wollen Sie haben?" „Zwanzig Dollars." Der Alte lacht, legt das Ührchen hin, wendet sich und hebt mitleidig die Achseln. Mit ihm lacht schauerlich eine, die man vorher gar nicht bemerkt hat, seine Frau, die mit schwarzer Perücke im Dunkel hinter der Kasse hockt. „Zehn," bittet Peter. „Fünf!" entscheidet der Alte.

Peter tritt an die Kasse, er hat in einem Formular auszufüllen: wie er heiße, wo er geboren und wie alt er sei. Er lügt traurig und phantasielos, schreibt als seinen Namen Jean Bill und behauptet, er sei in Konstantinopel gebürtig. Er nimmt den schmierigen Geldschein, faltet ihn langsam. Der Alte macht sich hinterm Ladentisch zu schaffen, reagiert nicht, wie Peter „Auf Wiedersehen" zu ihm sagt. Nur die Gitarren, Hockeyschläger und Familienringe antworten, sie schreien auf, bitten Peter, er solle gnädig sein und sie mitnehmen. Die Pelzmäntel einstmals mächtiger Herren hängen schwer und pathetisch in gravitätischem Jammer.

Peter denkt: ‚Dies hier ist die Hölle der Gegenstände.' Er verweilt für einen Augenblick, mitleidsvoll. Aber da er zögert, vertreibt ihn der Alte mit einem schrecklichen Blick.

Ein paar Tage später traf Peter Brockmann das Glück. Er und fünf andere junge Leute wurden ausgesucht, in einem mittelalterlichen Monumentalfilm die Knappen eines Edelmanns zu spielen.

*

Mittelalterlicher Marktplatz. Buden, Giebelhäuser und im Hintergrund die gotische Kathedrale. Rosse, festtäglich aufgeputzt, Weiber mit Hauben und weiten Röcken, Gesellen, Knappen mit gediegenen Hüten und Mänteln. Ein Volksfest, alle Zünfte sind unterwegs; vor dem Gasthaus sitzen sie und zechen und die Frommen treten ernsthaft aus dem Dom-Portal. — Auf allem die Sonne eines kalifornischen Tages.

Peter, selbstverständlich viel zu früh gekommen, hat sich, ehe noch ein anderer da war, sein Kostüm geben lassen und sich mit Sorgfalt geschminkt. Nun saß er da und fürchtete sich. Ihm war nicht anders als einem Kind vor der Prüfung, er spürte kalten Schweiß an den Händen und hatte in der Magengegend das infame Gefühl, mit welchem man im Lift nach unten fährt. Wenn er aufstünde, davon war er fest überzeugt, würden die Knie ihm zittern. In der künstlich aufgebauten Zauberstadt, zu der er solange keinen Zutritt gehabt hatte, spazieren zu gehen, fühlte er keine Lust. Und er hatte es sich als das Allerschönste gedacht. — — —

Jetzt konnte er nichts anderes tun als aufpassen, daß ihm nicht laut die Zähne klapperten.

Endlich hatte sich der Festzug geordnet. Der kleine, übermäßig dicke und cholerische Regisseur schrie durchs Megaphon Befehle von seinem Podium. Musik spielte, damit die Schauspieler angeregt wurden. Frauen winkten aus einer blumengeschmückten Karosse. Peter hatte mit hundert anderen Statisten gemeinsam zu jubeln und die Arme zu heben.

Abseits saß der Star auf seinem Stühlchen. Seine Manier war es, die Stirne zu senken und mit einem schwarzen, tiefbohrenden Blick von unten zu schauen. Zur Dämonie war er kontraktlich verpflichtet, aber im Privatleben galt er für scherzhaft, melancholisch und menschenfreundlich. Er war, für seine Rolle als Edelmann, wunderbar in Samt und Seide gekleidet, trug rote Stiefel und Schwanenpelz um den Hals. Ein Abgesandter des Regisseurs begab sich höflich zu ihm und bat ihn lächelnd, den Festzug entlang zu gehen. Der Star erhob sich, widerwillig und träge.

Die Musik wurde stärker. Die goldenen Reflektoren warfen grell das Sonnenlicht zurück, so daß es schmerzlich für die Augen war. Der Photograph drehte, oben stampfte der Regisseur. Großaufnahmen des Stars: er schaute von unten, zeigte sein in allen Kontinenten berühmtes Lächeln, das grausam, sinnlich und auf eine faszinierende Art lauernd war.

Der Festzug sollte sich schon in Bewegung setzen, als eine kleine Ratlosigkeit entstand. Regisseur, Star, Hilfsregisseur, Inspizient und einige undefinierbare kleine Herren berieten mit sorgenvoll gefalteten Gesichtern. Ein Page wurde gebraucht, der sich aus dem Zuge loszulösen hatte, um dem Star von hinten auf die Schulter zu tippen und ihm eine geheimnisvolle Mitteilung von großer Bedeutung zuzuflüstern.

Der Regisseur nahm mit seinem Stabe die Front ab, um den Geeignetsten ausfindig zu machen. Allen Extras zitterten die Knie vor Hoffnung und Angst. Peter glaubte nicht mehr stehen zu können. Da — er meinte, daß der Himmel einstürzen würde — machte der Star vor ihm halt, sah ihn an von unten mit seinem schwarz bohrenden Blick, lächelte bösartig, wandte sich und sagte zum Regisseur: „Dieser scheint mir noch der Netteste zu sein."

Er war auserwählt! Er hatte die wichtige Meldung zu überbringen, vielleicht würde er sogar eine Großaufnahme bekommen. Er wußte nicht, wohin er sehen sollte. Jetzt schämte er sich, denn er weinte vor Glück. — Alles war nun märchenhaft verschönt. Nachmittags sollten Probeaufnahmen von ihm gemacht werden, er hatte vorher Zeit, im Lunchroom eine Kleinigkeit zu essen. Rokokoherren, moderne Luxusdamen und mittelalterliche Grafen saßen um ihn herum und löffelten ihre Suppe. Photographen, Stars, Regisseure, Journalisten im phantastischen Durcheinander. Leute, von denen man nie geglaubt hätte, daß sie in Wirklichkeit leben. Dutzende von Weltberühmtheiten in einem Raum.

Peter wagte sich zum großen Mann, dem er sein ungeheures Glück verdankte. „Ich bin so froh," — er stotterte und wurde tiefrot. „Und am ersten Tage gleich" — Der Prominente lächelte matt. Er lehnte in seinem seidenen Prachtkostüm, müde, als hätte er gearbeitet, anstatt nur einmal von unten zu schauen. Peter bewunderte sein kunstvoll geschminktes Gesicht: das tiefe Rot unter den geschwungenen Augenbrauen und der schön herausgearbeitete, ausdrucksvoll gemachte Mund. An seinen Wangen allerdings wurde die Haut schon schlaffer und um seine Lippen lag Überdruß. In seinen Augen, die von unten blickten, war gar keine Dämonie mehr. Sie schauten freundlich und ernst. „Viel Glück, mein Kleiner," sagte er und nickte wehmütig, aber zärtlich. — Peter dachte: ‚Er verdient 10 000 Dollar die Woche!' — Da streichelte ihm der Berühmte sanft übers Haar. —

Nachmittags dann die Probeaufnahmen. „Geben Sie Ihr Bestes!" riet der junge Hilfsregisseur, der sie leitete. Sein Bestes gab Peter. Er hatte einen Brief zu lesen, der erst traurigen, dann freudigen und dann erschreckenden Inhalts war — damit man seine Ausdrucksmöglichkeiten erkenne. Er litt, regte sich auf, lachte, strahlte, triumphierte und sank hin. Er ließ alle seine Register spielen. Er war tragisch und übermütig, alles im Laufe von sechs Minuten und anläßlich eines niegeschriebenen Briefes. Es war seine Seele, die er ihnen zeigen wollte: so leide ich und so überschwenglich ist mir zumute. Dabei dachte er: ‚Das ist der Anfang, nun kommt das Große — ich wußte es, eines Tags fängt es an.' —

Später sagte der große Regisseur ihm selber Bescheid: „Ich habe mir Ihren Probefilm angesehen, junger Mann. Sie sind recht begabt, wirklich einige nette Momente. Leider kann ich Sie für die kleine Rolle doch nicht gebrauchen. Es hat sich herausgestellt, daß Ihre Nasenspitze zu dick ist."

Peter wußte nicht, wie er aus dem Studio herausgekommen war.

In derselben Nacht faßte er seinen Entschluß: Er mußte sich die Nase operieren lassen.

★

Peter war entschlossen, das Martyrium zu tragen. Ihm war so feierlich zumute, als ginge es um höhere und große Dinge. Um einer Idee willen leiden, meinte er, sei das Vorrecht der Jugend. Die Naivität seines Herzens mißverstand die Situation. — Freunde rieten ihm ab, er aber hörte schon nicht mehr. Sein Herz glühte, er war zu allem bereit.

Die komplizierte Operation bei einem richtigen Arzte ausführen zu lassen, kostete ziemlich viel Geld. Er fand im schlimmsten Viertel von Los Angeles einen russischen Quacksalber, der sich bereit erklärte, ihm den Dienst für 25 Dollar zu leisten und dem er das Geld sogar schuldig bleiben konnte.

Der kleine Mann war abschreckend häßlich, außerdem roch er unangenehm. Sein verzwergtes Gesicht mit vorgebautem Unterkiefer war das eines Affen. Von seinen schwarzbehaarten Händen sich berühren zu lassen, verursachte Übelkeit. Peter biß die Zähne zusammen.

Er betrat das trübe Behandlungszimmer nicht anders, als ein Heiliger den Scheiterhaufen. Der Glaube, um des Schönen willen zu leiden, verklärte seine abgemagerte Miene. Narkose, meinte der Arzt, sei nicht angebracht, Peter nickte selig dazu. Die Einspritzung, die man gab, erwies sich als unwirksam.

Erst als er die Messer und die Instrumente sah, schwindelte ihm. Sich bei lebendigem und gesundem Leibe das Gesicht zerschneiden lassen — heilte es ungünstig, blieb er für immer entstellt. Er taumelte, sank beinah hin. Der Wärter, der ihn zu halten hatte, war mit zitternden Knien ein hilfloser Greis.

Da es zu spät war und er sein Gesicht schon dem Messer entgegenstreckte, hätte Peter schreien mögen vor Angst. Warum sich die Nase ruinieren lassen? Sie war doch ganz nett wie sie war. Was hier geschehen sollte, war Wahnsinn. Dazwischen erklärte ihm eine andere Stimme: Was du leidest, trägst du für die Kunst. Schön wirst du sein und berühmt wirst du sein. Dollarzeichen sprangen vor seinen Augen.

Erst als sein Blut floß, wurde er ruhiger.

Qualvolle Tage in einem dumpfigen Zimmer. In seiner Nähe kein Mensch und beinah keine Bedienung. Jedes Schlucken bereitete Schmerz, fast jedes Atmen. An Essen war nicht zu denken, kaum daß er eine Brühe schlürfen konnte. Rühren durfte er sich nicht, mußte, Gips im Gesicht, Stunden und Stunden auf dem Rücken liegen.

Dazu kamen die beunruhigenden Träume. Manchmal sah er seine Nase zu verführerischer Schönheit verklärt, sie tanzte vor ihm, lieblich wie eine Elfe, so wohlgeformt, o so glatt.

Doktor Bürger spielte in seinen Visionen eine schreckliche Rolle. Seine unerbittlich monotone Stimme folterte ihn bis tief in den Schlaf. Alle schrecklichen Geschichten, die er von ihm gehört hatte, wurden lebendig, aber abgeschnittene und entstellte Nasen spielten jetzt eine schlimme Rolle in ihnen.

Der greisenhafte und allmächtige Marutte flatterte auf schwarzen Schwingen durchs Zimmer, anzusehen golden und fürchterlich. Ihm folgte, ein gewandter, schön geschminkter Engel, in seinem Prachtkostüm der Star, von klirrender Schönheit, mit höhnisch leuchtenden Blicken. Der Handelsmann aus dem Goan-office wog, gehässig lachend, viele Ührchen in der hohlen Hand, schleuderte sie zur Erde und ergötzte sich mit seiner fetten Gattin, indem er Hand in Hand mit ihr den Ringelreigen um das glitzernde Häuflein tanzte. Perücken flogen, Nasen, Dollarzeichen — nun wurde es immer toller: das goldene Häuflein drehte sich mit, es war ein funkelndes Karussell, mitten im Wirbel der Star, der alte Marutte — Hollywood drehte sich, enthüllte sich, zeigte Nacktheit, Tollheit und die häßliche Narretei. —

An einem Spätnachmittag besuchte Martin den leidenden Freund. Er wollte scherzen, aber es glückte nicht recht. „Nun," versuchte er es mit einem matten Gelächter, „mir hat deine Nase ja ganz gut gefallen. — Aber hier wird man so," — fügte er, schon wieder verdüstert, hinzu.

Sogar Peter, mit dem Gips im Gesicht, merkte, daß es sonderbar um ihn stand. Was für eine gefährliche Sanftheit in seiner Stimme! Und vor seinen Augen hing es schleierhaft. Er sprach wieder viel von früher, von seiner Jugend in Wien, er redete Unzusammenhängendes von Gärten, Marmorgöttern, kleinen Barockschlössern, von seiner Großmutter und von Kindheitsspielen. „Weißt du, das war eigentlich *unsere* Schönheit," sagte er mit dem wehmütigen Lächeln, das man für Erkenntnisse hat, die zu spät kommen, „davon hätten wir auch nicht lassen sollen. Alles andere haben wir uns eingeredet. Was haben wir jetzt davon? Du hast dir nun ja auch die Nase abschneiden lassen — armer Kerl."

Seine letzten Worte hatten einen hochmütigen und entfernten Ton. ‚Er redet wie einer, der zur Reise entschlossen ist,' dachte Peter in seinem Bett. — Gleich darauf bat ihn Martin, ob er ihm nicht zwei Dollar leihen könne. „Ich habe seit drei Tagen nichts zu essen gehabt," und er zuckte angeekelt die Achseln.

Er setzte sich wieder und sprach, während es im Zimmer dunkler wurde: „Es war ein bißchen viel in diesen Wochen, drum habe ich dich auch nicht mehr besucht. Ich hatte da auch noch so eine Weibergeschichte, du weißt ja, wie sie sind, diese odiosen Personen. Es könnte ganz lustig sein, wenn es einen nur nicht so mitnähme." Da er das Gesicht senkte, dachte Peter, er wolle schweigen, aber er redete weiter auf seine flüchtige und empfindsame Art.

„Was für ein Unsinn, standzuhalten," meinte er vage, „als wenn es darauf ankäme, das bißchen Leistung und das bißchen Leben. Schöner kann es doch gar nicht kommen — als dieses Heimweh — als diese Sehnsucht — als diese Unruhe." —

Peter hörte nicht mehr auf seine Worte. Er versuchte mit aller Anstrengung sein Gesicht zu erkennen, das ihm in der Dämmerung zu entgleiten schien.

★

Einige Tage später — er durfte schon wieder aufstehen und gehen — bekam Peter den Abschiedsbrief seines Freundes. Er war freundlich und kurz, Peter erkannte den hochmütigen Tonfall wieder, mit dem Martin ihn „armer Kerl" genannt hatte. Wie stolz es machen mußte, sich zu dieser Reise entschlossen zu haben.

Peter träumte über dem Blatt Papier. ‚Martin ist tot,' dachte er, wehmütig mehr als erschüttert. ‚Darum entfernte sich neulich sein Gesicht so nebelhaft.' Sein zwischen den Hügeln gelegenes Häuschen fiel ihm ein, mit dem Rotwein, dem Holztisch und der chinesischen Zeichnung. Martins uferloses Gespräch in der warmen Nacht und ihre Autofahrten danach. — Zum Weinen war Peter immer noch nicht aufgelegt. Er wurde ruhiger, als habe er eine große Erfahrung gemacht. ‚Mein Freund war abenteuerlustig und empfindsam,' dachte er mit einem melancholischen Wohlwollen. ‚Ich kann seine Handlungsweise verstehen. Es muß ihn natürlich sehr angezogen haben.'

Diesen Gedanken, der ihm gefährlich schien, dachte er nicht bis zu Ende. ‚Aber ich mache es mir auch nicht leichter —' schloß er mit einem Triumph. —

Als er an diesem Tage auf die Straße kam, hatte sich die Landschaft für ihn verändert. Er wollte heute eigentlich ins Studio gehen und sich mit seiner neuen Nase aufnehmen lassen, aber plötzlich beschloß er es anders zu halten. Die Nase zwar war wieder ganz ansehnlich geworden, nicht so verändert eigentlich, wie man es hätte vermuten dürfen. Ein Aderlaß war diese scheußliche Operation gewesen, und er hatte gewirkt! Die ganze Geschichte kam ihm lächerlich vor. Dieser Ort war entzaubert. Kinopaläste und Plakate schauten ihn blödsinnig an. Der alte Marutte hatte alle seine Macht verloren.

Welches Abenteuer hatte er hier ernst genommen? Vor ihm öffneten sich neue Weiten. Man konnte weiterreisen und es gab nur Stationen. Martin hatte ihm in Wahrheit ein Beispiel gegeben. Aber jeder reiste auf seine Art.

Dieser schäbige Boulevard lockte nicht mehr und die kulissenhaften Berge lachte man aus. Peter spürte mit Jubel, daß seine Kräfte unverbraucht waren.

Gegenüber lag China. Und man konnte Schiffsjunge werden.

Mondschein auf den Eisenbahnschienen

Vor dir blinzeln blonde Silberzeilen . . .
Siehst du sie ins weite Dunkel eilen?
Wie sie ihren schmalen Körper recken
Und sich scheu im Blau der Nacht verstecken!

Deine Blicke schweben fragensbang
Auf dem spiegelblanken Eisen . .
Ach, du möchtest gerne reisen,
Wie die Schienen, mit den langen
Leibern. Wie die Telegraphenstangen. —

Und du stehst, ganz mondscheintrunken,
In des Auges Fahrt versunken,
Das die Ferne hastig trank. —

Gerhard Krause

Das Zugspitzplatt

Deutschlands hochalpiner Wintersportplatz

Von Jos. Jul. Schätz

Mit der Erbauung der österreichischen Zugspitzbahn sind dem großen Heer der Skiläufer die Tore zu einem weißen Paradies geöffnet worden, durch dessen polare Einsamkeiten vorher nur der echte und rechte Bergsteiger seine Doppelspur zog. Noch wenige Jahre vor dem Kriege unterbrach Tage und Wochen hindurch kein menschlicher Laut das große Schweigen des winterlichen Platts. Nur der Sturm heulte über seine weißen Weiten hin oder Lawinen zerdonnerten auf Augenblicke die Stille. Man konnte einsam sein dort oben wie auf einer fernen Insel, deren funkelnden Gestaden nur Auserwählte nahten. Denn der Weg war weit und mühsam: acht oder zehn Stunden durch tiefen Schnee zur Hütte hinauf!

Oh, die sehnsuchtsschwere, allumfassende Einsamkeit des Zugspitzplatts! Sie war einmal . . . Wie ist alles anders geworden durch die Verkehrsentwicklung einiger Jahre! Drei Stunden Fahrzeit von München bis hinauf an den Rand der weißen Welt des Zugspitzplatts. Es ist fabelhaft: In 90 Minuten braust der elektrische Schnellzug von München nach Garmisch-Partenkirchen, dann steigt man in die Mittenwaldbahn um und ist in einer Stunde im Zugspitzdorf Ehrwald, von wo man im Kraftomnibus zur Talstation Obermoos der österreichischen Zugspitzbahn emporgetragen wird, um schließlich nach einem viertelstündigen Schweben über sinnverwirrenden Abgründen „oben" auf 2800 Meter wohlbehalten zu landen.

Der Plan der Erbauung einer Zugspitzbahn wurde in Bergsteigerkreisen leidenschaftlich bekämpft, Ideal und Kapital platzten aufeinander — doch schließlich war sie Tatsache geworden, trotz des Protestes der großen alpinen Körperschaften. Und heute wird bereits mit Hochdruck an einer bayerischen Bahn auf Deutschlands höchsten Gipfel, den „Modeberg mit patriotischem Beigeschmack", gebaut, deren Talstrecke Garmisch-Eibsee man im kommenden Sommer fertigzustellen hofft, während bis zum Jahre 1930, der Spielzeit von Oberammergau, die elektrische Lokomotive zum Gipfel



Die Hügelwelt des Zugspitzplatts mit den Plattspitzen. Photographie Hellmut



Schneeferner mit Schneefernerkopf und Zugspitzeck vom Zugspitzwestgipfel aus gesehen (Frühsommerbild)
Photographie Jos. Jul. Schätz

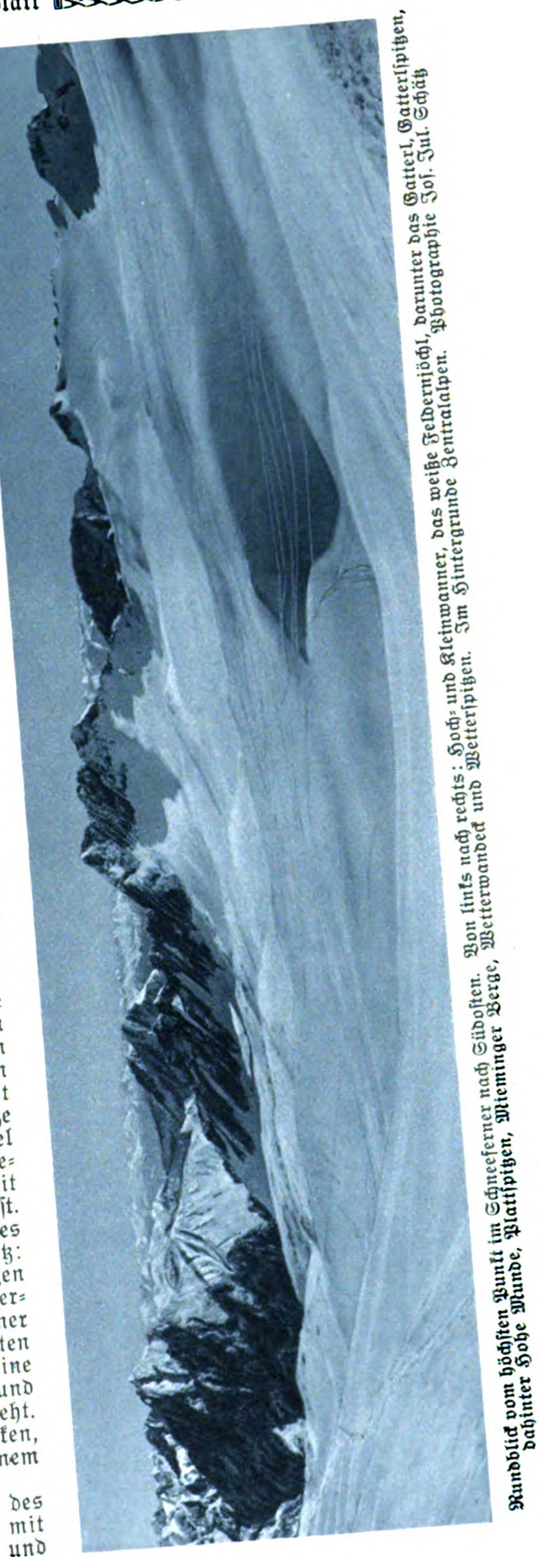
des gewaltigen Berges emporführen soll. — Durch die österreichische Zugspitzbahn ist das Platt im Winter und Frühjahr zu einem beliebten Skiziel geworden, mitunter auch zu einem hochalpinen Tummelplatz von Skisäuglingen beiderlei Geschlechts, welche die Reinheit der glänzenden Hügel und Hänge mit ungezählten tiefen „Punkten“ zieren. Solcherlei ist amüsant und unterhaltend für den, „der es kann“. Nun, es wäre zuviel gesagt, wollte man etwa behaupten, der „Betrieb“ auf dem Platt sei im Winter jetzt schon ungemütlich. Gewiß, an Doppelfeiertagen geht es auf der Knorrhütte manchmal eng zu, und man kann es als ein Glück empfinden, wenn man dann noch ein Nachtlager erwischt. „Beziehungen“ nützen da gar nichts. Aber ein notdürftiges Unterkommen gibt es immer. Schlimmstenfalls ist eine Nacht am Fußboden zwischen vier warmen Wänden noch lange kein Übel, besonders wenn man sich am nächsten Tag auf einem übersonnten Skigipfel oder in irgendeiner glutheißen Mulde des Platts faul in die Länge strecken kann und das nächtlicherweile versäumte Schnarchkonzert nachholt. Und wenn sich die Nacht über auch einmal hundert oder noch mehr Menschen in der Hütte zusammendrängen, schön ist es am winterlichen Platt einstweilen trotz alledem.

Abfahrt Gatterl-Ehrwald
Bei den Ehrwalder Almen. Photographie Dr. Erwin Hoferer

Mit dem Bahnbau von bayrischer Seite aus ist die Errichtung eines Hotels am oberen Schneeferner, dort, wo die Sandreiße zum Zugspitzgrat hinaufzieht, geplant, und um den Zugspitzgipfel soll eine breite Plattform gelegt werden, weil nicht genügend Platz ist, daß sich dort viele Menschen gleichzeitig aufhalten können. Dazu kommt noch ein Aussichtsrundgang vom West- zum Ostgipfel, der gedeckt sein wird, so daß die Bahngäste bei jeder Witterung herumspazieren können. Das wird dann wohl die letzte Vergewaltigung sein, die man dem majestätischen Berg antun kann.

Das Zugspitzplatt, dessen oberste Regionen der Große Schneeferner überdeckt, ist ein eigenartiges, fremd anmutendes Stück Hochgebirgswelt voll der größten Gegensätze. Dort, wo sich die lange Kammlinie des Wettersteinstockes zu ihrem Kulminationspunkte, der Zugspitze, erhebt, zieht von diesem Gipfel weg ein Felsgrat nach Süden, der in ungeheurem Halbkreis die Hochfläche des Platts umschließt. Es ist ein Gewirr von sanften Hügeln, die nach oben zu in die ruhigen, milden Wellenlinien des Schneeferners übergehen, den ein mächtiger, weißer Berg, der Schneefernerkopf, abschließt. Die anderen Erhebungen, die das Platt und den Schneeferner umrahmen, nehmen sich in dieser riesigen Fläche recht bescheiden aus, sie werden förmlich erdrückt von den benachbarten Riesenwänden, die das Reintal einschließen. Nur die in gewaltigen Platzenschüsseln aufsteigenden Plattspitzen ziehen das Auge auf sich. Dem hufeisenförmigen Bogen, der das Platt umrahmt, entragen im Norden die Wände der inneren Höllentalspitze (2744 Meter) und der Zugspitze (2964 Meter), im Westen der Schneefernerkopf (2876 Meter) und die Wetterspitzen (2750 Meter), im Süden Wetterwandeck (2700 Meter), Plattspitzen (2680 Meter) und die Gatterlnspitzen (2490 Meter). Im Osten bricht das Platt in das Reintal ab. Die Landesgrenze Bayern-Tirol läuft vom Zugspitzwestgipfel über Zugspitzeck und dann über die genannten Höhen, so daß das Platt mit Schneeferner noch bayrischer Boden ist. Auf die ruhigen, sanften Wellenlinien des Platts folgt dann plötzlich der Gegensatz: der ungeheure Absturz, mit dem es gegen Westen endet. Schneefernerkopf, Wetterspitzen und Wetterwandeck werden zu einer einzigen, geschlossenen, ungegliederten Mauer, der Wetterwand, die wie eine Tafel, wie ein ewig gültiges Zeichen und Gesetz über den Wiesen von Ehrwald steht. Fünfzehnhundert Meter hohe Felsflanken, an denen das Auge vergeblich nach einem Ruhepunkt sucht.

Von der gewaltigen Hochfläche des Platts nimmt der Große Schneeferner mit durchschnittlich 2½ Kilometer Breite und



Rundblick vom höchsten Punkt im Schneeferner nach Südosten. Von links nach rechts: Hoch- und Kleinwanner, das weiße Feldernjöchl, darunter das Gatterl, Gatterlspitzen, dahinter Hohe Munde, Plattspitzen, Mieminger Berge, Wetterwandeck und Wetterspitzen. Im Hintergrunde Zentralalpen. Photographie Jos. Jul. Schätz

3 Kilometer Länge etwa zwei Drittel Raum ein. Dieses Firnfeld ist seinem Charakter nach ein Gletscher, wenn ihm auch eine eigentliche Gletscherzunge, ein Gletscherabfluß und die ausgesprochenen Merkmale der großen Zentralalpengletscher abgehen. Der Kleine Schneeferner, eine Firneinlagerung zwischen Zugspitzostgipfel und Innerer Höllentalspitze, ist unbedeutend.

Die Schneelage am Platt ermöglicht meist bis in den Juni hinein Skifahrten, am Schneeferner kann man auch an den Hundstagen in sulzigem Firn seine Kristiania reißen und sausende Schußfahrten tun. Die als ein Skigipfel in Betracht kommenden Randerhebungen des Schneeferners bieten über die Hälfte des Jahres hindurch ungemein lohnende Fahrten. Es sind dies Schneefernerkopf und Wetterwandeck, die von der Bergstation der Bahn aus mit Abfahrt ins Tal von guten Fahrern an einem Tag bequem durchgeführt werden können. Der erstere ist je nach den Schneeverhältnissen nicht immer ganz einfach und harmlos, der letztere bietet weder Schwierigkeiten noch Gefahr. Die Tiefblicke von diesen Gipfeln sind schauerlich schön, die Fernsicht vom Schneefernerkopf gleicht jener von der Zugspitze. Auch die Scharte zwischen Zugspitzeck und Schneefernerkopf allein lohnt einen Skibesuch. Ungehindert fällt der Blick des Bergbesteigers nach Ehrwald mit seinem weißen Kirchturm hinab.


Schußfahrt am Schneefernerkopf

In den Weiten des Schneeferners und in dem weißen Hügelchaos des Platts ist die Gefahr des Verirrens bei Nebel und Schneetreiben außerordentlich groß. Die Spuren sind dann verwischt, verweht, und die Orientierung ist bei der Unsichtigkeit schnell verloren. Sogar Kenner des Gebietes sind bei Sturm schon in schwierige Lagen gekommen und nur mit Not einer Freinacht und noch Schlimmerem entgangen. Es ist vorgekommen, daß ein Skiläufer, von solchen Wetterverhältnissen irrgeleitet, statt


Im obersten Brunntal. Blick auf Platt und Wetterwandeck. Photographie Alfred Graber

auf der linken Seite des Brunntales, ahnungslos auf dessen rechter Seite hinunterfuhr, um zur Knorrhütte zu gelangen. Leichter Nebel über dem Schnee hüllte alles ein. In rasendem Laufe jagte er abwärts, seiner Meinung nach auf die Knorrhütte zu, bis er plötzlich über die 80 Meter hohe Wandstufe, mit der das Platt gegen das Reintal endet, hinausflog und nach einigen Sekunden auf einem Lawinenkegel in der Tiefe landete — ohne Verletzungen, nur ein Ski war zerbrochen. Er war so geistesgegenwärtig, im selben Augenblick, als er das Verhängnis merkte, Sprunghaltung einzunehmen — und, wie an einer Sprungschanze, in tadelloser Haltung, flog er in die Luft hinaus.

Diesem Umstande, sowie dem glücklichen Zufall, daß er auf weichen Lawinenschnee aufkam, hatte er sein Leben zu danken.

Als Stützpunkt und Unterkunft für Skitouren am Zugspitzplatt kommt nur die am Fuße des Brunntalkopfes 2052 Meter hoch gelegene Knorrhütte der Alpenvereinssektion München in Betracht. Sie hat nun auch während der Wintermonate eine gut geführte Wirtschaft und an Sonn- und Feiertagen ist dort ein Sanitätsposten der Münchner Bergwacht stationiert. Man erreicht sie von Partenkirchen aus im Winter in 8 bis 10 Stunden, auch von Ehrwald aus muß man mit 7 bis 8 Stunden mühsamer Arbeit rechnen. Von der Bergstation der österreichischen Zugspitzbahn zur Knorrhütte ist nicht viel weiter als eine Stunde, wobei man eine lange, herrliche Abfahrt vor sich hat. Auf gedeckter Treppe geht man vom Berghotel der Bahn zum Zugspitzgrat hinauf, wo man sich mit geschulterten Ski entweder sogleich an den Abstieg macht oder mit einem Zeitaufwand von 1½ Stunden erst dem Zugspitzgipfel einen Besuch abstattet. Der Abstieg vom Grat zum Schneeferner ist für viele eine heikle Sache, und nicht so ungefährlich, wie sie scheint. Der Quergang vom Grat zur Großen Sandreiße hinunter vollzieht sich über hohen Abstürzen, die von oben nicht gesehen werden, was den Gang harmlos erscheinen läßt. Aber ein Ausgleiten im gefrorenen Schnee würde zur Katastrophe. Wenn man sieht, wie viele Leute da oft unterwegs sind, denen jegliche alpine Erfahrung abgeht, erscheint es beinahe seltsam, daß sich noch kein Unfall ereignet hat. Sogar ein Bergführer ist auf diesem Wege schon verunglückt. Bei lawinengefährlichem Schnee erfordert zuletzt auch noch die Sandreiße Aufmerksamkeit, wie ein Unglück beweist, bei welchem vier Skiläufer verschüttet wurden.



Knorrhütte gegen Plattspitzen und Wetterwandeck rechts
Photographie Jos. Jul. Schätz

Im Jahre 1927 wurde von der Bergstation der Bahn aus ein Tunnel gebohrt, der unter Vermeidung der genannten Gefahren zum oberen Schneeferner hinübergeleitet. Wegen Mangel an Mitteln ist dieser unterirdische Gang aus den gewaltigen düsteren Felsfluchten der Zugspitznordseite in das weite, strahlende Märchenreich des Schneeferners noch nicht vollends ausgebaut, zur Not aber benützbar.

Dem Skiläufer stehen als Abfahrten ins Tal vom Platt aus zwei Möglichkeiten offen: die längere geht durch das im Winter düster-ernste Reintal, in das nur selten ein Strahl der Sonne dringt. Diese Abfahrt nach Partenkirchen hinaus ist nicht gerade

Aussicht vom Gipfel des Wetterwandecks auf die Mieminger Berge mit dem Kessel der Koburger Hütte. Im Hintergrunde die Zentralalpen
Photographie Jos. Jul. Schätz



Das Zugspitzplatt und seine Umrahmung vom Gipfel der Partenkirchener Dreitorspitze aus gesehen. Links Hochwannerzug, Plattspitzen, in der Mitte Schneeferner. Rechts anschließend Zugspitze, Höllentalspitzen, Hochblassen, Alpspitze. In der Tiefe das Reintal. Photographie Jos. Jul. Schätz



Auf dem Platt. Links Wetterwandeck, rechts Schneefernerkopf. Photographie Jos. Jul. Schätz

ideal. Weitaus lohnender ist die Abfahrt Knorrhütte-Gatterl-Ehrwalder Almen-Ehrwald, die meist über freies Gelände führt und nur oben beim Übergang über das Gatterl nicht immer lawinensicher ist.

Wenn einmal das geplante Hotel auf dem oberen Schneeferner steht und die beiden Bergbahnen die Fülle ihrer Menschenlasten über das Reich des ewigen Schnees ausschütten, dann ist die Stunde gekommen, wo der Bergsteiger auch vom winterlichen Platt endgültig Abschied nehmen wird. Andere Menschen mit anderer Einstellung zum Berg werden dann auf seinem Gipfel sein.



Wetterwandeckgipfel. In der Tiefe links das Reintal, darüber Dreitorspitzgruppe und Hochwanner
Photographie Jos. Jul. Schätz

Jazz

Von Anton Mayer

Kunstäußerungen lassen sich immer auf die Weltanschauung des Landes und der Zeit zurückführen, in denen sie entstanden sind; vielleicht wird mancher zweifelnd den Kopf schütteln, und meinen, daß jenes wilde und wirre Getön merkwürdiger Instrumente, welches wir mit „Jazz“ bezeichnen, gar nichts mit einer so ernsten Sache zu tun habe, wie die Kunst. Es ist auch nicht zu leugnen, daß arge Übertreibungen, übler Mißbrauch von Harmonie und Rhythmus, sowie Überspannung des Ausdrucks häufig genug den Hörer abstoßen; indessen ist doch die ungeheure Verbreitung, die der Jazz überall gefunden hat, nicht nur mit dem Bedürfnis der Menge nach Lärm und billigem Getöse zu erklären. Der Jazz mag eine Abzweigung des großen und befruchtenden Musikstromes bedeuten, der sich durch die Jahrhunderte ergießt, einen wenn auch nur kleinen Arm, dessen Ursprung aus dem heiligen Gewässer der Tonkunst trotzdem feststeht. Auch die Jazzmusik hat etwas vom Geist der Muse, auch sie ist infolgedessen vom Begriff des Weltanschaulichen nicht zu trennen; vielleicht ist sie Ausdruck einer Sehnsucht, die dem Europäer nicht ohne weiteres verständlich ist. Es wäre aber falsch, sie mit dem geringschätzigen Worte „Niggermusik“ abtun zu wollen; allerdings ist es notwendig, daß wir dazu ihre wahre und beste Form betrachten, und nicht zum Zwecke der Sensation und des Geldverdienens produzierte Karikaturen ihres besseren Selbst.

Dem ernsten Musikfreund sind wohl die possenreißerischen Manieren ein Greuel, die vor allem der Mann am Schlagzeug mit großem Behagen zur Schau trägt. Er wirft die Trommelschlägel in die Luft und fängt sie wieder auf, spielt plötzlich ganz unmotivierter Weise mit einem Ball oder anderen Dingen, balanciert die Paukenstöcke auf der Nase, kurz, er benimmt sich so, wie die Spaßmacher auf dem Varieté und den Jahrmärkten, besonders, wenn er während einiger Takte Pause ein paar Tanzschritte riskiert, denen sich der eine oder andere auch grade unbeschäftigte Kollege anschließt. Aber gerade in diesem Gebaren haben die Jazzmusiker musikalische Ahnen sehr ehrwürdigen Alters aufzuweisen, welche genau die gleichen Allotria trieben, ja sogar von Berufs wegen dazu angehalten wurden: nämlich die musikalischen Gehilfen der stolzen Troubadours, die mit dem Worte „Jongleurs“ benannt wurden.

Die südfranzösischen Ritter des 11. und 12. Jahrhunderts waren die ersten, welche den in jenen Zeiten deutlich werdenden völligen Bruch christlicher Formen und Motive mit den aus dem Heidentum der Christenheit vermittelten Elementen in der höfischen Poesie und dem mit ihr verbundenen Gesang durchführten. In der Gegend zwischen der Rhone, den Alpen und dem Mittelmeer, in der Provence, entwickelte sich aus der südlichen Heiterkeit, der sprichwörtlichen Abenteuerlust des dort lebenden glücklichen Geschlechtes eine erhebliche Sangeskunst des Adels, der des rauhen und ungeschliffenen Tones der jüngst vergangenen Zeiten überdrüssig geworden war. Seine Lieder erhoben sich durch geschlossene Form, feine Ausbildung der Verskunst und anschauliche musikalische Erfindung über alles, was fahrende Sänger oder die primitive Volkskunst bisher hervorzubringen fähig gewesen waren. Der Einfluß der Troubadours auf den allgemeinen Stand gesellschaftlicher Formen des Mittelalters war groß; die Verfeinerung der Sitten, welche sie predigten, griff bald auf weitere Kreise der Ritterschaft auch anderer Länder über. Sie waren nun nicht nur den Frauen und Fürsten gegenüber auf ein vornehmes Benehmen bedacht; auch in ihrer Kunst bewahrten sie zunächst feststehende Gebräuche und Gepflogenheiten. Zu ihnen gehörte, daß die Ritter ihre Lieder und Gesänge, die sie an Höfen, bei besonderen Festlichkeiten und feierlichen Anlässen öffentlich vortrugen, nicht selbst begleiteten, da sie es für unter ihrer Würde hielten, ein Instrument zu spielen, gleich den umherziehenden Bänkelsängern. Es blieb ihnen also nichts anderes übrig, als die anfangs über die Achsel angesehenen fahrenden Musikanten in ihre Dienste zu nehmen, um ihre Vorträge unter ihrer Assistenz vornehmen zu können; so kamen die Jongleurs in den ritterlichen Dienst. Die Anforderungen, welche in musikalischer Hinsicht an sie gestellt wurden, waren keineswegs gering und erinnern in vieler Beziehung an die Aufgaben unserer Jazzmusiker.

Wir wissen aus verschiedenen zeitgenössischen Berichten über das Leben und Treiben der Jongleurs genau Bescheid. Die Hauptbedingung war, daß sie möglichst viele Instrumente beherrschten, damit sie sowohl die Begleitung der Lieder hinlänglich abwechslungsvoll zu gestalten wußten, als auch in jeder gewünschten Weise zum Sang aufspielen konnten. Neun Instrumente ganz verschiedener Art waren für den Jongleur obligatorisch, unter denen sich Blas-, Zupf- und Schlaginstrumente befanden. Außerdem lag es ihnen ob, die Zuschauer durch allerlei Possen, die ihnen von ihrer bänkelsängerischen, auf den Jahrmärkten zur Belustigung des Volkes ausgeübten Tätigkeit her vertraut waren, zu unterhalten. Ihre Kunst bildete recht eigentlich das Bindeglied zwischen der derben althergebrachten Volkstümlichkeit und der neuen Kunstfertigkeit der hohen Herren, die ihre Auftraggeber

und Brotherren waren. Ihnen fiel auch die Aufgabe zu, die Lieder und Kanzonen ihrer adeligen Gebieter durch ständige Wiederholung an Fürstenhöfen, auf Burgen und in Städten zu verbreiten; die neuesten „Schlager" jener Tage fanden durch ihre Bemühungen überall ein williges Publikum, das ihre Kunst sehr geschätzt haben, ja vielleicht ihr frisches und ungeziertes Wesen lieber gehabt haben muß, als das sicher sehr vornehme, aber wohl auch ein wenig preziöse Auftreten der kunstliebenden Dichterritter selber. Denn im Laufe der Zeit bekehrten sich die Troubadours zu den früher verachteten Tätigkeiten; sie lernten ebenfalls die nötigen Instrumente spielen, so daß wir unter den späteren Vertretern der Schule vortreffliche Musiker finden, die sich selbst zum Gesang begleiteten. Außerdem aber nahmen sie in ihre Kompositionen erfrischende und lebende Elemente auf, die von jenen Spielleuten aus dem Volke stammten, und den Kunstgesang der Ritter vor Einseitigkeit und allzu raschem Absterben bewahrten.

Die Parallele zwischen den Mitgliedern einer modernen Jazzband und den mittelalterlichen Jongleurs scheint mir deutlich zu sein. Eine große, beiden gemeinsame Hauptsache ist die notwendige Beherrschung vieler Instrumente; der Jazzmusiker muß Saxophon, Trompete, Posaune, Violine, Klavier und Schlagzeug beherrschen, und häufig ebenso aus dem Stegreif phantasieren können, wie die Jongleurs es bei Ausführung ihrer Begleitungen taten. Das possenhafte Wesen belustigte das Publikum der provençalischen Feste und Jahrmärkte nicht weniger, als die Besucher der Tanzstätten und Restaurants unserer Tage, in denen die Klänge des Jazz heimisch sind; und wenn der Schlagzeugmann mit seinen Utensilien „jongliert", kommt er, ohne es zu wissen, seinen südfranzösischen Ahnen sehr nahe. Grade die Verbindung von Musik und Clownerie, die dem Jazz so häufig zum Vorwurf gemacht worden ist, findet also ihre historische Bestätigung in einer vom Glanz der Dichtung und des romantischen Rittertums verklärten Zeit.

Deswegen, könnte nun eingeworfen werden, wird aber die Jazzmusik selbst noch nicht besser; ein Getöne wird nicht angenehmer, weil die mit ihm verbundenen Gebräuche vor Jahrhunderten gang und gäbe waren. Gewiß nicht; es ist aber, wie ich oben bereits andeutete, die Jazzmusik nicht allein mit dem in Cafés und Dielen verübten Lärm zu identifizieren. Sehen wir uns, um ihr gerecht zu werden, ihren Ursprung an.

Die Musik der nordamerikanischen Neger ist verhältnismäßig jungen Datums und hat in melodischer Hinsicht nichts mit den primitiven tonlichen Äußerungen der afrikanischen, in Freiheit lebenden Vorfahren ihrer Erfinder zu tun. Sie bedeutet in ihren noch unverkünstelten Liedern aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein sonderbares Gemisch aus melancholischer, der Unfreiheit des Sklaventums entsprossener, häufig sentimentaler, fast immer aber zu Herzen gehender Melodik, einer packenden, bei aller Einfachheit abwechslungsreichen Harmonik, und einer auf (unbewußten) Urwalderinnerungen fußenden Rhythmik. Es sind nur wenige Themen, die in den Liedern abgewandelt werden: die „weltlichen", Plantations Songs genannt, behandeln die Sehnsucht des den Eltern und Geschwistern durch Verkauf entrissenen Sklaven nach seiner alten Heimat, sie loben den gütigen Herrn und Besitzer der Plantage und denken voller Wehmut an die Tage vergangener Jugend zurück; andere sind Wiegenlieder, „Krellabies" genannt, welche der großen Kinderliebe der Neger rührenden Ausdruck verleihen, noch andere wenden sich als lustige und traurige Liebesgesänge an die begehrte schwarze Schöne. Fast allen gemeinsam, und das ist ein sehr zu beachtender Punkt, bleibt der durch Synkopierung geschaffene latente Tanzrythmus, der bei den fröhlichen Gesängen auch ganz offen zutage tritt, da nach Absingung des Liedes der Refrain unter rhythmisch-synkopischem Händeklatschen der Zuhörer und Zuschauer getanzt wird. Nur wenige wehmütig pathetische Heimatslieder, wie eines der schönsten, das berühmte „My old Kentucky home", werden nicht getanzt, trotzdem auch ihr Refrain infolge der Synkopierung bei einiger Verschiebung des Tempos tanzbar wäre. Selbst die „geistlichen" Gesänge, die „Spirituals", in kindlicher Form die religiösen Vorstellungen des Negers vom Himmel, von Gott, dem ewigen Leben und dem leiblichen Tode zeigend, sind in den musikalischen Formen von den Plantations Songs nicht allzu abweichend. Unter ihnen erheben sich einige zu wirklich hoher melodischer Schönheit, die von ergreifender Gewißheit starken Glaubens getragen wird; ein Lied wie das prachtvolle „Sweet Chariot" kann sich getrost neben den besten Volksliedern zivilisierter Nationen hören lassen. Der größte Reiz der „Niggersongs" liegt für uns nicht so sehr in ihrer zwar innigen, auf die Dauer aber etwas einförmigen Melodik, sondern grade in jenem faszinierenden, nicht immer klar zutage tretenden synkopischen Tanzrhythmus. Ich erinnere mich sehr gut, daß ich vollkommen hingerissen war, als ich vor mehr denn zwanzig Jahren zum erstenmal in den Südstaaten der Union Neger auf den Plantagen singen und tanzen sah; auf dem europäischen Kontinent, und besonders in Deutschland war damals nur sehr wenig von Negermusik bekannt, während die Amerikaner — was nicht zu verwundern ist — und die Engländer den eigentümlichen Charme jener Synkopen bereits verstanden hatten. In amerikanischen und

englischen Varietés sah man bereits die später auch bei uns beliebt gewordenen „Steptänzer", die ihre Künste nach Negermelodien vorführten; außerdem gibt es eine ganze Anzahl von englischen Operetten aus den ersten Jahren des Jahrhunderts, die, ohne großen musikalischen Wert zu haben, sich die Niggerrhythmisierung ganz zu eigen gemacht hatten, und infolge dieser ungewöhnlichen Takteinteilungen auf die abgeleierten Dreivierteigewohnheiten außerordentlich lebendig und frisch wirkten. Zu dieser Zeit erfolgte also der erste Einbruch der Negermusik in die europäische Tonwelt; wenn auch nicht grade an sehr prominenter Stelle, so doch in einer Sphäre, der weite Verbreitung gesichert schien.

Die neuen Erscheinungen auf allen Kunstgebieten, die sich im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts überall regten, kündigten, zunächst häufig in abstruser und nicht beherrschter Form an, daß eine Umwälzung bevorstehe, daß Traditionen und Gewohnheiten, durch Herkommen und Alter geheiligt, durch neue Ansichten, neue Empfindungen verdrängt zu werden in Gefahr standen. Wie auf dem Gebiete der Malerei der Expressionismus in verschiedenen Formen die Reaktion gegen eine bis zum letzten geführte, rein optische, impressionistische Kunst, das letzte Glied einer langen Entwicklungsreihe, in heftigster Weise zeigte, so blieb auch die Musik von den neuen Ideen nicht verschont. Die Aufhebung der seit Jahrhunderten geltenden Harmonik, das Zurückgreifen auf Prinzipien, welche in der Musik des früheren Mittelalters Geltung besaßen, veränderte den unseren Ohren vertrauten Klang ernster Tonkunst vollkommen; dieser Strömung einer, ich möchte sagen, wissenschaftlichen Ausübung der Musik konnten sich die Ableitungen aus fremdartig harmonisierter und rhythmisierter Negermusik leicht anpassen, die sonderbar klingende, vom Gewöhnlichen abweichende Jazzmusik entstand. Erst blieb es bei schüchternen Versuchen in Amerika, welche die bekannten Negerlieder unter scharfer Hervorhebung ihres Rhythmus mit neuartigen Harmonien versahen, und durch geringe Abweichungen oder Abbiegungen das Bild des alten Stückes in neuen Farben erscheinen ließen. Sie hatten Erfolg; der nach dem Kriege einsetzenden Tanzleidenschaft kamen die stark betonten Takteinteilungen entgegen, Instrumente, die man lange vergessen hatte, wie das vor 100 Jahren in Paris erfundene Saxophon, oder neu erfand, wie verschiedene Flöten, wurden zur Belebung der Klangmischungen hinzugezogen. Die Kapellen bildeten sich schnell, neue Verdienstmöglichkeiten lockten, gute, stellungslose Musiker traten den Jazzbands bei, fähige Dirigenten bildeten sie aus, und gingen dazu über, die betonte Schärfe der Rhythmen auf andere als auf „schwarze" Musik auszudehnen. Ihr Erfolg berauschte sie; die Jazzklänge wurden immer eindringlicher, sehnsüchtiger sangen die Saxophone, die gestopften Trompeten sorgten für Überraschungen, Violine und Klavier wetteiferten in Solostellen, das Schlagzeug bekam alle erdenklichen Lärminstrumente, Autohupen, Klappern und Rasseln: und das Publikum gab sich dem neuen Zauber willig hin, ließ sich von den aufreizenden Rhythmen, deren Ursprung in den Plantagen des Südens lag, hemmungslos forttragen, ohne sich um Geschmack oder Berechtigung, Entwicklung und Herkunft zu kümmern. „Jonny" spielte auf, und trieb seine Possen dazu, in Amerika wie auf dem alten Kontinent, in Kapstadt wie in Melbourne oder Rio de Janeiro.

In diesem leidenschaftlich überstiegenen Wesen lag aber nun auch die große Gefahr für die Jazzmusik. Die Betonung der Rhythmen wurde zur Verzerrung, die neue Harmonisierung zum schreienden Mißklang, die Ausnutzung der Instrumente zur witzlosen Parodie, und die lustigen Jongleurpossen zur Albernheit. Die meisten der „Bands" konnten sich vor diesen Fehlern nicht hüten, das Publikum war häufig zu kritiklos, um sie sogleich abzulehnen; so entstand ein greuliches Getöse, das mit dem ursprünglichen Jazz wenig mehr zu tun hat, und die ernsten Musikfreunde mit Abscheu und Ärger erfüllte. Es ist beim Jazz nicht anders, wie bei allen anderen Erscheinungen einer Zeit, die von kritiklosen Menschen übertrieben und zu Tode gehetzt werden.

Der eigentliche, unübertriebene Jazz aber hat seine Vorzüge und seine Bedeutung. Wir haben gesehen, daß auch er ein Kind der großen Mater Musica ist, die alles, was auf Erden geschieht, im eigenen Bilde auszudrücken vermag. Vielleicht ist er ein etwas ungezogenes Kind; aber er ist schließlich nur Symbol eines Wesens, das, man mag es lieben oder nicht, in unseren Tagen aus der Entwicklung der Ereignisse heraus entstanden ist; man kann es also objektiv und kritisch betrachten. Es ist vieles einander Widersprechende in ihm enthalten: das Tempo unserer Zeit, das rücksichtslos vorwärtsgeht, der verlorene Glaube an manches Vergangne, der Spott über uns selbst und unsere Geschäftigkeit, die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden, Sentimentalität und Ironie, Weichheit und Härte. Wir fühlen uns angezogen und abgestoßen, belustigt und geärgert, gerührt und — manchmal — begeistert: weil wir spüren, daß der Jazz als Ausdruck des Zeitempfindens uns die Auseinandersetzung mit dem Sinn unserer Tage durch seinen Klang zu erleichtern vermag.

Herr Florio auf Reisen

Novelle von Carl Bulcke

Herr Florio, Sie wissen, der bekannte Kunsthändler Florio, bestieg eines Morgens den Schnellzug Berlin—Paris; er hatte sich in einem rotgepolsterten Wagen einen Fensterplatz sichern lassen; er war noch vor einer Stunde gepeinigt von Übellaune willens gewesen, den Diener mit der Fahrkarte zur Bahn zu schicken und die Karte zur Verfügung zu stellen; er saß nun da und flehte die Vorsehung an, daß sie ihm keine anderen Fahrgäste in das Abteil senden möchte. Im Büro hatte er mit einer müden, fast weinenden Stimme kundgetan, daß ihn sähr, abber sähr wichtige Geschäfte nach Paris führten, während in Wahrheit keine Seele in Paris ihn erwartete und der Anlaß für die Reise nichts anderes als der Fluchtversuch vor einem latenten Überdruß war, dessen Klammern ihn schüttelten. Zwei große Koffer begleiteten ihn, denn er gehörte zu jenen wunderlichen Menschen, deren Nervenzustand einen ständigen Wechsel an Kleidungsstücken zu mindestens drei Tageszeiten verlangt und als Beruhigung empfindet. „Pack' ein, Wilhelm, mein Junge, pack' ein, es kann in Paris sähr entsetzlich werden."

So saß Herr Florio nun in seiner Wagenecke, es mochten noch zehn Minuten bis zur Abfahrt des Zuges abzuwarten sein; er hatte sich vorgenommen, die Augen fest zuzuhalten, bis die rollende Bahn dem Weichbild der Stadt entronnen war, er hatte das Gesicht mit der Hand verdeckt, als die Tür des Abteils mit Krach aufgerissen wurde, fremde Menschen sich geräuschvoll vor seinen geschlossenen Augen bewegten, und eine kraftlose Frauenstimme die Anweisung gab, alles hinzulegen, aufzubauen, wie es gefiele, es sei ja soo gleich. Dann trat Ruhe ein. Herrn Florios waches Gehör vernahm, daß jemand leise miauend ihm gegenübersaß.

Herr Florio, der bekannte Kunsthändler Florio, war gewiß kein schöner Mann. Wer häßlich ist, pflegt in Selbstgesprächen zu behaupten, es käme auch gar nicht darauf an, schön zu sein, im Gegenteil. Eine Überlegung, die erfahrungsgemäß zutreffend sein soll, wobei es indes merkwürdig bleibt, daß die andere Gruppe keineswegs zu tauschen bereit ist. Die Selbstgespräche des Herrn Florio, diese körperlichen Mängel betreffend, waren anderer Art. Sie stellten solche Behauptungen nicht auf. Er hatte Erfolge im Leben genug gehabt, er war ein reicher Mann, er galt in seinen Kreisen, widerwillig anerkannt, als eine internationale Berühmtheit. Aber Erfolge waren innerlich leicht abgetan, ihre Wirkung auf sein Selbstbewußtsein wurde allzugern vergessen. Die Mißerfolge waren es, die ihn peinigten, die Mißerfolge waren es, die den Inhalt jener Selbstgespräche bildeten, und die Gespräche hatten das Ergebnis, daß alle Schuld an den Mißerfolgen mit gequälter Verbitterung seiner Häßlichkeit zugeschoben wurde. Und wiederum diese Häßlichkeit war es, die ihn bewog, im Geschäftsverkehr hochfahrend, anmaßend zu sein und kleinlich, die ihn zu anderen Stunden aber auch zwang, in zitternder Angst vor dem Spott der Menschen sich zu verkriechen.

So war es, und eine ehrliche Angst war es auch zu dieser Stunde, jetzt die Augen aufzuschlagen und ein abweisendes oder gar entsetztes Gesicht vor sich zu sehn. Es war zwar der Entschluß aufrechterhalten, sich weiter schlafend zu stellen. Herr Florio öffnete dennoch die Augen zu einem Spalt, graue Augen, die groß und kugelrund in seinem bleichen Pierrotgesicht standen. Er öffnete die Augen halb, während die Brauen sich hochschoben und auf seiner Stirn bis zu dem unbehaarten Schädel hinauf, sechs, acht gleichlaufende Falten zu spielen begannen. Er öffnete die Augen ganz, die Falten entfernten sich und die zu groß geratenen Ohren legten sich wie auf Kommando folgsam an seinen Raubvogelkopf. Sieh da! Der Blick, der ihm begegnete, war nicht abweisend.

Die ihm gegenübersaß, ein Blick genügte, hatte Anspruch darauf, zweierlei gleichzeitig zu sein, junge Dame und junge Frau. Junge Dame und junge Frau überdies, ein Blick genügte, angehörig einem der sechs Berufe, die der Lebensfreude dienen. Also entweder: Sie filmte. Oder sie gaukelte. Oder sie tanzte. Oder sie war Sängerin. Oder Artistin. Oder sechstens Professional irgendeines Sports. Junge Dame, junge Frau, sähr, sähr, sähr jung, sähr, sähr, sähr schön und ganz furchtbar traurig anzusehn. Soo abgespannt, soo müde, soo degoutiert.

‚Natürlich kenne ich sie,' dachte Herr Florio. ‚Ich weiß bloß nicht, wie sie heißt. Es ist eine Schande, daß ich so gleichgültig geworden bin. Dies Gesicht habe ich zu dutzendmalen in Zeitschriften gesehn. Ich

habe sie mit Kleidern gesehn und höchstwahrscheinlich auch ohne Kleider oder mit nur ganz wenig davon. Immer nur in Abbildungen, versteht sich. Ich bin jahrelang in keinem Theater, in keiner Revue gewesen. Es ist schon eine Schande.'

Die Dame überlegte: ‚Daß mich der Deubel reiten mußte, gestern abend in den Tristan zu gehn. Da hab' ich nun meine Kopfschmerzen weg und wie eine Hexe seh' ich aus. Hätt' ich wenigstens Zigaretten hier. Übrigens den komischen Herrn drüben kenne ich. Ich kann ihn bloß nicht unterbringen. Gott, es gibt ja soviel Männer. Vielleicht ist er ein Diplomat, er sieht so herrlich fad aus. Irgend was Ausgefallenes ist er bestimmt. Oder Rennstallbesitzer, der Freund von Kurti, wie heißt er, ist auch Rennstallbesitzer. Oder er ist ein Zeitungsmensch, der dummes Zeug über Malerei schreibt, anstatt anständige Theaterkritik zu machen. Oder so einer, der auf einer Segeljacht um die Welt fährt und eine Prinzessin an Bord hat. Sie braucht nicht schön zu sein, wenn sie nur eine Prinzessin ist. Dann säße er freilich nicht hier im Zug. Oder er ist bloß Baron und sonst weiter nichts. Zum Donnerwetter, ich hab' ihn doch neulich noch gesehn. Jetzt weiß ich. Ich sah ihn bei der Eröffnung der Sezession. Hopla, er hat Elefantenohren.'

Und die junge Dame besah sich unbarmherzig die zu groß geratenen Ohren des Herrn Florio, erst das eine, dann das andere. Das ging eine fidele Viertelstunde so und sie gewahrte mit inniger Freude, daß die Ohren des Herrn Florio sich röteten, wie komisch, krebsrot wurden sie. Bis sie des Spiels müde, mit einem piepsenden Wehlaut, es ist ja alles soo langweilig, den hübschen Kopf kraftlos zur Seite neigte.

„Kindchen, was haben Sie denn?" sagte Herr Florio.

Die junge Dame sah mit leichtem, ganz leicht spöttischem Lächeln zu ihm hinüber. ‚Es ist nicht mißzuverkennen, du langweilst dich auch, mein Lieber. Entweder, ich sage jetzt was, dann dauert die Unterhaltung geschlagene drei Stunden, oder —'

Sie sagte: „Haben Sie vielleicht eine Zigarett'? Es geht mir soo schlecht."

Herr Florio reichte Zigaretten. Herr Florio reichte Feuer.

„Dank schön. Gelt, wir haben uns neulich irgendwo gesehn? Am Donnerstag, gelt, bei der Eröffnung der Sezession?"

Nein, das stimme leider nicht. Er habe an dieser Eröffnung nicht teilgenommen.

„Doch. Da hab' ich Sie aber gesehn. Das weiß ich genau."

Ganz unmöglich. Halt, es sei doch möglich. Seine Porträtbüste sei dort ausgestellt. Arbeit des Bildhauers Martin Müller. So sei es wohl. Dort habe sie seine Fratze gesehn.

Nicht Fratze. „Sie san a Großkopfeter?!"

„Ich bin ein Kunsthändler, der Kunsthändler Florio, nichts weiter."

„Der Florio, schau an, der Sklavenhalter. Also ein Großkopfeter immerhin. Und i hab schon g'meint, Sie san . . . Fahren's auch nach Köln?"

Er reise nach Paris, sagte Herr Florio. Er zerbreche sich den Kopf, wer sie sei. Er kenne ihr Gesicht auswendig, so oft habe er's gesehn. „Was wollen Sie in Köln? Wollen Sie in Köln gastieren?"

Nicht gastieren. Es sei so. Sie habe vom zwanzigsten ab drei Tage Aufnahme in Nizza. Nachher, bis Monats Ende, sei sie frei. Ach, sie sei soo müd'. Jetzt wohne sie schon über ein Jahr im Hotel. Sie freue sich, in Nizza wolle sie eine Woche Ferien machen. Sie habe auch vorläufig noch keine Verträge für den nächsten Monat, man könne nicht ein ganzes Jahr hindurch arbeiten, jeden Abend, aber auch jeden, durch dreihundert Tage Komödie, das halte ein anderer aus. Heut abend wolle sie in Köln übernachten. Sie habe dort Bekannte.

„Einen amico?"

Keinen amico. Das fehlte. Ernstlich, keinen amico. Einen Rechtsanwalt mit seiner Frau, freundliche Leute, eine Reisebekanntschaft aus dem vorvergangenen Winter, aus St. Moritz. Sie habe in Köln ein Zimmer im, wie heißt es, im Domhotel bestellt, wolle mit den Bekannten zur Nacht essen, morgen gleich weiterfahren. „Wissen's, Herr Florio, man hat a Leben wie a Hund."

Er verstehe eins nicht. Weshalb sie in Berlin in einem Hotel wohne.

Sie hatte bis dahin gleichmütig geplaudert. Diese Frage schien ihr nicht genehm. Sie zögerte. „A andermal erzähl' ich das. I hatt' g'meint, Sie san a Diplomat. San's verheiratet, Herr Florio?"

Herr Florio massierte seine Stirn. Gewesen. Zweimal in der Hölle. Ehemann im doppelten Ruhestand. „Wollen Sie mir nicht Ihren Namen sagen, Kindchen?"

Er könnte ja raten.

Raten, das sei schwer. Er könnte nur sagen, wer sie nicht sei. „Die Bergner sind Sie nicht, denn die kenne ich, die Servaes sind Sie nicht, die Binder sind Sie auch nicht. Auch nicht die Christians, nicht die Käthe Haack und nicht die Dorsch."

Es wären ja noch ein paar andere da.

„Die Gläßner sind Sie nicht, nicht die Neher, nicht die Grete Mosheim.“

Er nannte noch ein halb Dutzend Namen. Sie schüttelte lachend den Kopf. Sehr liebreizend war sie. Schließlich wollte er nicht weiter raten. Er habe eine gute Idee. Er würde nachher den Zugführer fragen.

Sie sah ihn nachdenklich an. „Kennen Sie Kurti?“

Er wußte Bescheid. Kurti war der Neckname eines bekannten Schauspielers. „Was ist mit Kurti?“

Nichts sei es mit Kurti. Gor nix. Aber es sei was mit Kurti gewesen. Bis zum vergangenen Sommer. Sie weine noch jede Nacht, jede Nacht. Er habe doch vorher gefragt, weshalb sie in einem Hotel wohne. Nun wisse er's.

„Kindchen, du bist doch so jung und so hübsch.“

Sie zuckte die Schultern. Das sei das Unerträgliche. Daß die Leute im Parkett sie um ihr Jammerleben auch noch beneideten. Daß man nie und nie von seinem Jammerleben etwas zeigen dürfe. Das man soo voll Widerwillen sei bis an den Hals — und wehe, wenn es einer merkt!

„Aber tauschen,“ sagte Florio, „tauschen mit den Leuten im Parkett möchte doch keiner von uns.“

„„I woaß net. Manchmal möcht i schon tauschen.“

„Verdienst du gut, Kindchen? Hast du einen, der dein Geld verwaltet?“

Sie sei ja doch erst vier Jahr von der Theaterschul' weg. Da sei nicht viel zu verwalten. Im letzten Jahr hätte sie ganz gut verdient, habe im Monat tausend Mark, auch schon mal dreitausend Mark auf die Bank gebracht. Sie mache es wie Kurti. Das Geld läge auf der Bank und sie kümmere sich nicht weiter drum. Aber jetzt stünde was Schreckliches in Aussicht. Im Spätherbst. Eine Tournée nach Amerika.

„Weshalb schrecklich, Kindchen?“

Ihr Kinn zitterte. Nun, Kurti solle mit auf die Tournée. Sie solle mit Kurti spielen. Und Kurti habe eine andere. Und die andere solle auch mit auf die Tournée.

Herr Florio tröstete ungelenk. Er schlägt vor, es sei nun für eine Weile genug geschwatzt. Hier, sie möge Zeitungen lesen, sie möge ein Weilchen ruhen.

Ja, danke. Sie sei soo müd'.

★

Nachher speisten sie an einem kleinen Tisch im Speisewagen. Die Leute an den Nachbartischen guckten.

„Komische Geschichte, Kindchen. Ich wette, von den Leuten im Wagen hier, den Leuten im Parkett, wie du sagst, kennt dich jeder bei deinem Namen. Bloß ich nicht.“

Sie sah ihn freundlich an, sagte jetzt auch du. „Dafür bist du der einzige, den ich kenne.“

„Auf einmal sprichst du richtig norddeutsch, Kindchen, und vorher sprachst du halb richtig wienerisch. Du bist gar nicht aus Wien?“

„Kaa Spur. Ich sagte doch, ich war dort auf der Theaterschul'. Aus Schlesien bin ich. Mit siebzehn Jahren durchgebrannt, und nicht mal allein. Dös war a Hetz.“

„Was ist aus dem anderen geworden?“

„Was er schon damals war. Kommerzienrat.“

„Warum ißt du nicht? Du mußt dich zwingen, zu essen.“

„Wenn ich doch aber solche Kopfschmerzen hab', Florio.“

Herr Florio gab ihr in einem Wasserglas ein Pulver zu trinken. „Sehr wunderlich ist alles. Wie du und ich einander nah sind. Schlesien stimmt, und nachher in Wien war ich auch, ganze sechs Jahr. Und ab und an red' ich auch noch a bissel wienerisch. Und sehr rosig ist mein Leben auch nicht. Es stöhnt oft in mir.“

Er schlug vor, sie zu ihrem Wagenplatz zurückzugeleiten. Sie sollte gleich zu schlafen versuchen, das Pulver würde schon helfen. Nein, sie wollte nicht. Sie wollte ihm während der Mahlzeit Gesellschaft leisten. „Du, es stöhnt in mir auch immer.“

„Manchmal denke ich, Kindchen, die Leute im Parkett stöhnen ebenfalls. Wir wissen es bloß nicht.“

„Es mag schon sein, Florio, bei ihnen ist es bloß nicht so bös wie bei uns.“

Sie hatten ihre Plätze am letzten Tisch rechts vorn. Er saß mit dem Rücken gegen die Leute.

„Gucken sie dich noch immer an?“

„Gott, das bin ich doch gewohnt. Oder bist du eifersüchtig, Florio?“

„Das wäre vermessen. Außerdem, ich hab' es ja besser als die Leute. Ich darf dich als Nächster ansehn.“

„Wie alt bist du, Florio? Ehrlich. Ich bin vierundzwanzig.“

„Nicht ganz doppelt so alt. Aber beinah.“

„Deine Augen hab' ich gern, Florio, deine Hände auch. Gelt, wenn wir wieder in Berlin sind, telephoniere ich. Ich mag gern telephonieren. Es ist besser, als sich sehn. Hast du ein Auto? Das ist lieb von dir. Alle halb Jahr mal nimmst du mich mit, am Sonntag nachmittag auf zwei

Stunden. Im Sommer fahren wir nach Onkel Toms Hütte und dann denken wir, oder dann denke ich, wir säßen im Parkett. Und im Winter, — da mußt du schon sagen, wo wir hingehn. Kannst du es nicht machen, daß mich der Schuster-Woldan mal malt? Er hat neulich die Orska gemalt. Oder der Spiero. Der hat die Mosheim gemalt. Es ist wichtig, daß mich einer malt. Es kommt in die Zeitungen."

„Der Schuster-Woldan soll dich malen, auch der Spiero, auch der Kokoschka. Der Fiori soll deine Büste machen. Dann stell' ich alles auf eine Ausstellung bei mir und es kommt in alle Zeitungen. Aber jetzt mußt du endlich schlafen, Kindchen."

„Ja, Florio."

*

Im Abteil zog Herr Florio die Vorhänge zu, breitete über die Liegende ihren leichten Pelzmantel, der Mantel reichte nur bis an ihre Knie, er legte seinen eigenen Mantel knieabwärts. Er hätte sie gern geküßt.

„So ist es gut, Florio, so ist es sehr gut. Ich werde gleich schlafen. Weißt, es ist ein Jahr her, daß keiner zu mir freundlich war."

Er war ganz bleich, streichelte mit den Fingerspitzen ihr Gesicht: „Willst nicht doch jetzt sagen, wie du heißt?"

„Sag' weiter Kindchen zu mir, Florio, Kindchen hat noch keiner zu mir gesagt."

„Schlaf, Kindchen, schlaf."

*

Zwei war die Uhr und von zwei Uhr an bis reichlich halb fünf stand Herr Florio draußen auf dem Gang Schildwach. Er rauchte dabei eine Zigarre und sechs Zigaretten und wenn seine Gedanken abirrten, verzerrte sich sein Gesicht.

*

Um halb fünf schob sich die Tür zurück, er hatte es nicht gemerkt, denn er stand gerade am Fenster, sie legte die Hand auf seine Schulter, sie war ein wenig zerzaust und noch ganz verschlafen.

„Herrlich hab' ich geschlafen, Florio, ich hab' sogar geträumt. Geht's dir gut? Hast auch ein bisserl geschlafen? Es geht mir soo gut. Geh, Florio, die Leut' sollen uns Tee geben und die Klapptischchen am Fenster decken, Tee und Kakes und Marmelad'. In zehn Minuten, Florio, du darfst mich jetzt nicht ansehn, oder siehst mich doch an, Florio?! Hast mich schon ganz vergessen, Florio?"

Es schluchzte in Herrn Florio. Bei solchen dieser Art, rosig und jung, verwöhnt und ganz wenig lädiert, hatte Herr Florio immer Pech gehabt. „In zehn Minuten wird alles gerichtet sein."

Das Abteil war hell, das Abteil hatte halboffene Fenster, ein leichter Sommerwind fuhr hinein, sie stand, als er eintrat, ohne Hut und ohne Mantel da, sie war frisch gekämmt, sie reichte ihm die Flasche Kölnisches Wasser, er streckte die Handflächen aus, die sie benetzte, der Teetisch war gedeckt und blitzte.

„Nun wollen wir nichts übereilen, Florio, die Teestunde ausdehnen, solange es geht, um sieben wird es ohnehin dunkel und wir sehn uns ja so bald nicht wieder. Wenn es dunkel wird, tun wir den blauen Bezug über das Licht, und wenn ich fortgehe und du in den Schlafwagen übersiedelst, so ist es ein ganz leichter Abschied, ganz ohne Schmerz, und wir wissen, daß wir sehr bald am Telephon uns sprechen."

„Und während ich in Köln hier sitze, küßt dich draußen der amico."

„Also hier, hier ist der Brief. Ich hab' ihn irgendwo. Nicht er, seine Frau hat mich eingeladen. Ist es dein Ernst? Also gut, du steigst mit mir aus, du brauchst ihn ja bloß zu sehn, zu sehn, Florio, damit du mir glaubst. Ich stelle ihn dir vor, er wird sich dreimal überschlagen wie ein Zirkusclown, wenn er hört, daß du der große Florio bist."

„Ich spaßte nur, Kindchen."

„Florio, er ist einer von den Leuten im Parkett. Was gehn uns diese Menschen an. Was mal Kurti sagte: Damit ein Auto laufen soll, sind nicht bloß Zündungen notwendig. Mit den Zündungen läuft das Auto noch nicht. Es fehlt noch das, was die Leute im Parkett Fehlzündungen nennen. Erst dann läuft es. Diese Fehlzündungen sind wir, du, ich, Kurti."

„Du bist eine allerliebste Fehlzündung."

„Noch eins, Florio. Wir wollen uns doch nichts vormachen. Die Leute im Parkett sind alle zusammen auch Komödianten. Und es gibt wie bei uns unter ihnen gute und schlechte Komödianten. Bloß mit dem Unterschied: Was wir am Abend im Theater drei Stunden lang tun, das treiben sie den ganzen Tag. Aber wir meinen es ehrlich und sie nicht."

„Zu welcher Gruppe von Komödianten gehört dein Rechtsanwalt?"

„Nun gar schon ‚mein' Rechtsanwalt. Der Mann hat drei Kinder, Florio."

„Am Ende habe ich auch drei Kinder. Du hast mich noch nicht danach gefragt."

Sie wollte gerade ihre Teetasse zum Mund führen, setzte sie wieder hin, schürzte die Lippen: „Ich verspreche dir feierlich, danach nicht zu fragen.“

„Ich möchte dich gern versöhnen mit mir.“

Sie sagte leise: „Wir wollen es umgekehrt machen. Ich werde dich mit mir versöhnen. Alle Menschen, die ich kenne, oder sagen wir lieber, die ich kennenlerne, erzählen zunächst stundenlang von sich selbst. Als ob es das Wichtigste auf der Welt wäre. Sie hören gar nicht recht zu, wenn man mal selber was sagen will. Frischauf, sie reden von sich selbst. Du sagst: Ich bin der Kunsthändler Florio. Nichts weiter sagst du und das muß genügen. Entweder ist das ein gottsträflicher Hochmut von dir, oder es ist . . .“

„Du weißt reizend zu versöhnen, liebstes Kind. Sprich weiter.“

„Oder es ist, du mußt schon verzeihn, Florio, du siehst nicht aus wie ein glücklicher Mensch, es ist das jammervolle Gegenteil von Hochmut.“

*

Ein Angestellter des Speisewagens erschien, um die Fenstertischchen abzuräumen. Es war noch nicht dunkel draußen. Doch das elektrische Licht flammte auf. Zwei junge Leute standen schon seit etlicher Zeit vor der Tür, standen mit dem Rücken gegen das Fenster und erfreuten sich des Anblicks der jungen Dame in ausgiebiger Betrachtung.

Florio saß mit gesenktem Kopf. Als sie wieder zu zweit waren, sagte sie: „Übrigens wollen wir hier keine billige Volksvorstellung geben. Zieh die Vorhänge zu, mach' das Licht dunkel, Florio. Mögen die Leute draußen denken, was sie lustig sind. Danke, Florio. So hab' ich's gern. So hab' ich's auch auf der Bühne gern. Ich meine, erst im Dreiviertellicht hört man, daß die Menschenstimme Melodie hat. Willst du dich jetzt zu mir setzen, Florio? Wenn du versprichst, sehr brav zu sein, darfst du dich zu mir setzen. Menschen unserer Art brauchen nicht viel Redens, um sich zu sagen, daß sie Freunde sind.“

Er saß immer noch, den Kopf tiefgesenkt. Sie glitt an seine Seite, reichte ihm ihre Hand, er spielte mit der Hand, senkte mit einem Ruck den Kopf noch tiefer, küßte ihre Hand. Und in dieser Haltung, dieser Beschäftigung auch, verharrte er eine ganze lange Weile.

„Sehr unglücklich, Florio? Sehr verbittert? Sehr tief verwundet, Florio?“

Sie sagte das, ihren Mund neben seinem Ohr, mit leisester Stimme.

„. . . Sei nicht so traurig, Florio. Wenn Menschen unserer Art sich treffen, so tauschen wir die geheimen Erkennungszeichen aus, von denen die Leute im Parkett nichts wissen. Ich bin doch auch ein ganz, ganz armes Hascherl. Ich hab' soo ein Jammerleben, ich hab' doch keinen Menschen auf der Welt.“

Er saß wieder aufrecht, sah vor sich hin. Die Schienen, wie in plötzlichem Entschluß, teilzuhaben an diesem Aufruhr, begannen zu kreischen. Florio sah nach der Uhr.

„Jetzt haben wir bloß noch anderthalb Stunden, dann ist es aus. Als ich jung war, bei Gott, ich war ein anständiger, braver Kerl. Jetzt bin ich bösartig wie ein Affe. Wie sagtest du vorher? Es war das erste, das du sagtest. Ein Sklavenhalter nebst Peitsche. Das als Antwort.“

„Florio, ich bitte dich um Verzeihung, daß ich Sklavenhalter sagte. Florio, darf ich dir einen Kuß geben?“ Sie küßte ihn.

„Gib noch eine Zigarett'.“

Er stand auf, denn das kleine goldene Behältnis in seiner Tasche war leer, er suchte in seinem Mantel, fand die Zigaretten, sie rauchte, es gab ein langes Schweigen. Dann kam wieder ein Gespräch in Gang, diesmal ganz sachlichen Inhalts. Die Wohnung hatte Kurti gehört. Als es zum Bruch gekommen sei, was hätte sie anders tun sollen, sei sie in das Hotel geflüchtet. Sie sähe es wohl ein, es sei besser für sie, wieder eine Wohnung zu nehmen. „Aber kaum bin ich wieder da, so habe ich Aufnahme oder Probe. Wann soll ich Zeit finden, eine Wohnung zu suchen? Bei Kurti steht noch soviel, das mir gehört. Kurti hat noch mein Klavier, die Einrichtung eines Zimmers gehört ganz und gar mir. Ich kann doch nicht an ihn schreiben.“

Herr Florio gab Ratschläge. Kurti und immer wieder Kurti.

In zwanzig Minuten sollte der Zug in Köln einlaufen.

Herr Florio sagte leichthin, ohne sie anzusehn: „Würdest du erlauben, daß ich auch in Köln aussteige? Daß ich heute nacht auch im Domhotel übernachte?“ Die Zunge war ihm schwer, als er das sagte.

Dann sah er sie an. Sie schwieg. Es war nicht zu erkennen, was in ihr vorging. Sie bewegte das Gesicht hin und her, sah ihn an, sah zur Seite, sie atmete seufzend, schwieg beharrlich.

Er nahm Papier aus der Tasche, schrieb.

„Hast du in deinem Gepäck Photos von dir?“

„Das nehme ich an, Florio. Ich habe jedenfalls die Jungfer gebeten, sie einzupacken."

„Ich möchte gern ein Bild von dir haben. Hier habe ich aufgeschrieben, wo ich in Paris wohne. Willst du es mir von Nizza schicken? Ich möchte das Bild gern in der Tasche haben."

„Das will ich gern tun."

Und wieder stockte das Gespräch.

Als der Zug, früher als fahrplanmäßig, in Köln eingelaufen und er ihr behilflich gewesen war, durch das geöffnete Fenster ihre Gepäckstücke dem Träger hinauszureichen, umhalste sie ihn zum Abschied, flüsterte in stürmischer Zärtlichkeit: „Nicht böse sein, du. Ich schreibe dir gleich. Und sobald ich in Berlin bin, telephoniere ich dir."

„Jajajaja," sagte Herr Florio. „Ich danke dir für den Tag." Und da stand auch schon der Kölner Rechtsanwalt mit seiner Frau, breiter, lachender Mensch, Mensch aus dem Parkett, die Frau flog auf sie zu, Herr Florio wandte sich hastig ab.

Herr Florio schlief diese Nacht nicht sehr gut.

*

Wie das so geht. Herr Florio hatte in Paris in der Sonne sitzen wollen, nichts tun und nichts denken. Er war kaum in der Stadt, als sein Beruf ihn einfing; er war wieder auf freier Wildbahn, er fieberte vor Jagdlust. Als seien die Dinge für ihn hingestellt, als hätten sie auf ihn gewartet, als sei es eine lustspielmäßige Beschäftigung, fremden Leuten Bilder anzuhängen, fand sich unversehens der reiche Mann, dessen Lebensinhalt es war, Bilder zu kaufen, fand Florio die Ware, die der reiche Mann haben wollte, und am vierten Tag abends, nach Stunden rasender Erregung, war Herrn Florio ein Geschäft geglückt, Bombengeschäft, Geschäft, das ihm einer nachmachen sollte, hier in Paris oder drüben in London oder in Amsterdam. Wie hatte die Treulose gesagt? „Ich mache meine Arbeit mit meiner Fratze, du, Florio, machst sie mit deiner." Oder so ähnlich. Vielleicht hatte sie auch ganz etwas anderes gesagt.

Herr Florio, der Sklavenhalter, hatte in Paris einen Aufkäufer. Einen jungen Mann, wissen Sie, in bildender Kunst firm, sogar auf Spezialgebieten firm, der für wenig Geld und bei schlechter Behandlung ständig in Paris auf der Lauer zu sitzen und darüber Rechenschaft zu legen hatte, sobald irgendwo ein Courbet auftauchte oder ein Renoir oder ein halbechter Rembrandt. „Trüffelschweine" nennt man im Kunsthandel diese armen Kerls.

Herr Florio hatte sich sein Trüffelschwein auf den fünften Tag ins Hotel an den Frühstückstisch bestellt, das Trüffelschwein war auch da, Herr Florio erschien am Frühstückstisch mit reichlicher Verspätung, Herr Florio wollte gerade mit Wortschwall die Wertlosigkeit, die himmelschreienden Mängel seines Trüffelschweins feststellen . . . „Herr, warum sind Sie nicht Rentier geworden, Herr, warum straft mich der Himmel nun auch noch mit Ihnen" . . . oder so, als er sah, daß neben seinem Gedeck ein großer Briefumschlag mit seiner Anschrift lag, Poststempel Nizza.

„Einen Augenblick, lieber Doktor."

In dem Briefumschlag, zwischen zwei Pappen, lag ihr Bild. Schönes, klagendes Gesicht, schöne, schmale, weiße Schultern.

Unter dem Bild stand ihr Name. Ach, du bist das. Guter Name, in ehrlicher Arbeit erkämpfter Name.

Über dem Namen aber stand, in breit auseinandergezogenen Buchstaben, mit steiler Schrift geschrieben:

Man soll nie fragen.

Man soll nie fragen. Sonst nichts. Sonst nur noch die beiden leeren Pappen. Sonst nichts.

Das arme Trüffelschwein wunderte sich über seinen Herrn und Meister. Der Herr und Meister hatte das Bild rasch zwischen die beiden Pappen gelegt, saß da und schlief mit offenen Augen.

Das arme Trüffelschwein bückte sich und hob ein beschriebenes Blatt auf, das zu Boden gefallen war. Der Herr und Meister begann zu lesen.

„Lieber Freund, ich hatte drei Tage Aufnahme, ich kam nicht zur Besinnung, verzeih, schreibe erst heute. Ich bin ganz allein, es ist soo grauenhaft langweilig. Soll ich zu Dir nach Paris kommen? Willst Du mir telegraphieren? Magst mich noch? ..."

Herr Florio las den Brief nicht zu Ende.

„Bitte, lieber Doktor, eine sähr, abber eine sähr, sähr wichtige Sache. Ich muß sofort ein Telegramm aufgeben, es duldet keinen Aufschub. Bitt' schön, sein's so lieb, tun's mir den Gefallen, erkundigen sich's, so schnell es irgend geht, wann die Mittagsmaschine nach Nizza fliegt. Nehmen's gleich ein Auto, fahren's hin, belegen's einen Platz für mich, hier haben's Geld, ich muß auf einen Tag nach Nizza, es ist sähr wichtig."

Man ignoriert...

Gefängniserlebnisse aus Rumänien

Von Joachim Stock

Vor dreieinhalb Jahren wurde ich wegen eines Duellvergehens von dem Gerichtshof einer siebenbürgischen Stadt zu drei Tagen Staatsgefängnis verurteilt. Dieses geschah auf Grund des ungarischen Strafgesetzbuches, das in Siebenbürgen noch in Kraft ist, und brachte den liebenswürdigen Staatsanwalt in einige Verlegenheit. „Wir haben in Rumänien keine Staatsgefängnisse ..." sagte er lächelnd zu mir, „... die Staatsgefangenen sitzen ihre Strafen bei uns in den Klöstern ab ... Wünschen Sie in ein Kloster zu gehen?" — „In ein Frauenkloster?" fragte ich bescheiden und nur, um über diese Angelegenheit genauer unterrichtet zu sein. Aber wir kamen dann überein, daß es nicht der Mühe wert sei, wegen dreier Tage viel Umstände zu machen, ich erklärte mich bereit, meine Strafe im Gefängnis des Gerichtshofes zu büßen, und meldete mich.

Ich war damals Praktikant beim Munizipium. „Diese Tage werden Ihnen selbstverständlich in den nächsten Urlaub eingerechnet," hatte der Bürgermeister beim Abschied zu mir gesagt.

Der Beamte bei der Staatsanwaltschaft empfing mich sehr freundlich. „Ah, Sie sind schon hier!" rief er mit lauter Stimme und streckte mir die Hand entgegen. Dann rief er nach dem Santinell. Dieser hatte das Bajonett gefällt und maß mich mit mißtrauischen Blicken. So setzten wir uns in Bewegung. Ich voran, dann der Santinell und neben diesem ein Diener der Staatsanwaltschaft, der das schwarze Zustellungsbuch trug, in welchem mein Urteil samt einer Zuschrift an die Gefängnisdirektion lag.

Hinter dem Gerichtshofgebäude, in einer Parallelgasse, steht das Gefängnis. Wir traten in den schmalen Vorraum, klopften uns den Schnee von den Füßen und stiegen die wenigen Stufen hinan.

Nun war ich in dem Aufnahmebüro und stellte mich den zwei Herren vor, die hier an den Schreibtischen saßen. Der eine, Herr Nicolae Dana, trug die Uniform der einstigen italienisch-rumänischen Legion, jedoch ohne Abzeichen, der andere hingegen, Herr Jeronim Munteanu, einen Zivilanzug; aus seiner oberen Rocktasche hing der Zipfel eines braunen Seidentaschentuches.

„Legen Sie ab und nehmen Sie Platz, der Herr Direktor wird bald kommen und dann die gehörigen Anordnungen treffen," sagte Herr Nicolae Dana entgegenkommend und bot mir einen Stuhl an.

Ich setzte mich und begann zu warten.

Nach ungefähr einer Stunde erscholl durch das Gebäude das laute Läuten einer Glocke. Dana und Munteanu erhoben sich und traten auf den Gang hinaus. — Ich blieb etwa eine halbe Stunde allein. Dann kamen die beiden wieder herein. Ich wunderte mich über die kurze Mittagspause, die doch sonst in den Ämtern nicht üblich ist. „Die Beamten sind hier sehr angestrengt!" sagte ich höflich.

„Wir sind keine Beamten, sondern Sträflinge!" erwiderte Herr Dana sachlich und ohne jedes Vorurteil gegen meine Person.

Wir kamen nun auf diese Art in ein Gespräch. „Spielen Sie Ramschl?" fragte Dana. — „Sehr gerne! Das heißt, ich bin ein schwacher Spieler ... Ich spiele zu selten ... Auf dem Gebirg', in den Schutzhütten, wenn es regnet ... auf der Eisenbahn ... im ... Spital!" — „Gut! Dann wollen wir spielen, wenn der Direktor da war. Ich wundere mich, daß er noch nicht kommt! — Aber wir wollen unbedingt ein Spiel machen."

Um fünf Uhr war der Herr Direktor Petrescu noch immer nicht hier gewesen. Ich saß auf meinem Stuhle, rauchte eine Zigarette nach der anderen, und der Hunger plagte mich, denn ich hatte seit dem Morgen noch nichts gegessen. Dana und Munteanu sprachen abermals über die lange Abwesenheit des Direktors. Als aber nach einiger Zeit die Glocke mit ihren unheimlichen Klängen, die in den weiten Gängen lange nachzitterten, wieder erscholl, verschwanden die beiden von neuem, und mein Schicksal schien ihnen ganz gleichgültig zu sein. Obwohl sie gerne Ramschl gespielt hätten.

Ich war traurig gestimmt. Ich hörte die Sträflinge über die Gänge gehen, und es wurden Türen geworfen, daß die Fenster klirrten. Ich hörte rohe, befehlende Stimmen und versenkte mich in die Lage derer, die hier Jahre, vielleicht ihr ganzes Leben zu verbringen haben. In den kalten Gängen, die immer ungelüftet sind, in dem Hofe mit den hohen Mauern, hinter den Fenstern mit den schwarzen Gittern und hinter dem soliden Eisentor. Denn in diesem Gefängnis werden nicht nur leichte Strafen abgesessen. Der Zuchthäusler büßt hier neben dem Kerkersträfling und dieser neben jenem, der die Gefängnisstrafe erleidet.

Diesen und ähnlichen Gedanken hing ich nach, als sich die Türe auftat und der junge Mann, der hereintrat, die Frage an mich richtete: „Sind Sie der naie?"

Leo Stein stand vor mir. Er war ein junger Mann in einem blauen Anzug und mit schwarzen Fingern. Seine Stirne war niedrig, die braunen Augen beweglich und

sein ganzer Kopf in nicht gewöhnlicher Art zusammengedrückt. Ich freute mich über seine Teilnahme, denn es war mir ja langweilig, und ich antwortete höflich, daß ich erst heute eingetroffen sei. „Wegen was?“ fragte er weiter. „Wegen Duellvergehen —“ stotterte ich betreten; aber ich setzte sofort hinzu: „. . . ich bin dabei freilich übel zugerichtet worden.“ Leo Stein hörte mir aufmerksam zu. Dann legte er seine Hände auf den Rücken, ging im Zimmer auf und ab und sagte: „Ich habe in meinem Leben fimf Duelle gehabt. Gott sei Dank, immer glicklich . . . immer sehr glicklich . . .“

Das Gespräch war mir sehr angenehm, ich hätte es nicht gerne abgebrochen. Ich stellte mich ununterrichtet: „Die Beamten hier haben eine kurze Mittagspause! — Es läutet, sie gehen hinaus, aber schon sind sie wieder hier!“

„Wie? — Beamte? — Diese zwei? . . . Das sind die greßten Verbrecher!“

„Ist es möglich?“

„Wie? Sie haben noch nie gehört von Dana, der die Frecker Bluthochzeit arrangierte? Der greßte Verbrecher! Und von Jeronim Munteanu, der diesen Sachsen, den Weinhändler, diesen Mühlbacher — wie hat er nur geheißen? — ja, Lederer, den Sachsen Lederer umgebracht hat? — Von rückwärts erschossen! . . . Mit einem Gewehr, von rückwärts! Aus dem Hinterhalt einer Scheune . . .“

„Ich habe von diesem Falle allerdings gehört!“ sagte ich.

„Sehen Sie!“ fuhr Leo Stein fort und stellte sich, beide Hände in den Hosentaschen vergraben, vor mir auf. „Sehen Sie, die Unschuld ist doch das Schenste, was der Mensch haben kann. Meine Hände —“ hier nahm er die Rechte heraus und hielt sie mir vor die Augen — „sind rein! Sie sind nicht s o rein, sondern s o rein. Sie sind jetzt schmutzig, weil ich in der Lithographie arbeite. Sie sind schmutzig, aber es klebt nichts an ihnen; sie sind nach d e r Richtung hin rein! — Sehen Sie, Sie wissen, wie die Liebe ist! . . . Die Liebe macht blind . . . Sehen Sie, ich preise mich glicklich, geliebt worden zu sein und selber geliebt zu haben. Aber ich war blind! Ich war Kassierer bei der Holzverwertungsgesellschaft. Meine Braut wollte mit mir nach Ungarn reisen, nach Szegedin. Ich kaufte ihr ein Rauchtischchen. Wenn Sie gehen in die Kanzlei vom Herrn Gefängnisdirektor, werden Sie mein Tischchen sehen. Er raucht mit meinem Tischchen! — Ich kaufte ihr Schmuck, für um den Hals. Wenn Sie sehen die Frau Direktor in einer Gesellschaft, werden Sie meinen Schmuck an ihrem Hals sehen. Alles hat man mir abgenommen! . . . Lauter Corpora delicti! . . . Wir fahren nach Szegedin. Wir waren noch nicht öffentlich verlobt, aber es war eine ausgemachte Sache. — Ich such' mir den Beamten, der mich an der Kassa vertreten soll. Die Liebe macht blind! . . . Ich habe mir den Mann nicht angesehen! Mein Vorgesetzter akzeptiert ihn. Ich reise ab. Was wollen Sie machen, wenn die Leute es nicht verstehen? Sehen Sie, meine Hand ist rein, aber wie ich nach Hause komme, sagt man: Neunzigtausend! . . . Er hat es nicht verstanden.“

„Das ist ein trauriger Vorfall!“ sagte ich.

„Traurig und ungerecht! Im hechsten Grade ungerecht! Bei mir hat immer alles gestimmt. Ich will nicht sagen, vielleicht zehntausend . . . vielleicht zwanzigtausend . . . Gut! . . . Aber niemals neunzigtausend! Niemals! — Das wäre das greßte Verbrechen! Aber mein Vorgesetzter blieb dabei. Und noch während der Untersuchung waren es plötzlich hundertsechzigtausend! Was sagen Sie jetzt?“

„Herr Stein, soweit ich die Sache beurteilen kann . . . scheinen Sie ein unverdientes Pech . . .“

„Unverdientes Pech — dieser Ausdruck charakterisiert meine Lage am besten . . . Das Schenste im Menschen ist die Unschuld! Ich habe einen herrschsichtigen Vorgesetzten gehabt. Ich werde erst in zwei Jahren frei. Hat er mich vielleicht nicht ruiniert? Aber ich werde ihn auf der Gasse treffen und werde heflich zu ihm sein. Ich werde ihn nach seiner Familie fragen. Ein Mensch von Bildung ignoriert so was.“

Ich war wieder allein, als die Türe geräuschvoll aufgerissen wurde, so daß ich aufschrak. Gefängnisdirektor Petrescu trat mit eiligen Schritten auf mich zu, schüttelte mir, während ich meinen Namen murmelte, herzlich die Hand, klopfte mir auf die Schulter und polterte in gemütlichem Tone: „Sie sind also der, der eigentlich ins Kloster gehört? Ich habe mit dem Staatsanwalt schon gesprochen! Ich bin über Ihren Fall genau orientiert. Also, am Tage sitzen Sie hier, im Aufnahmebüro! Das ist unser Salon! Aber in der Nacht muß ich Sie in eine Zelle stecken. Freilich, in eine ganz separate Zelle, wo Sie ganz allein sind. Das haben wir mit dem Staatsanwalt so besprochen. Was sagen Sie? Noch nichts gegessen? Haben Sie ein Telephon zu Hause? Kommen Sie in meine Kanzlei und telephonieren Sie.“

Wir gingen in seine Kanzlei. Er wartete mit einer Zigarette auf, und ich legte sie auf Leo Steins Rauchtischchen, bis ich das Amt meines Schwagers angerufen und mit diesem gesprochen hatte. Dann verabschiedeten wir uns herzlich voneinander, und ich ging in das Aufnahmebüro zurück.

Dana und Munteanu traten ein. Dana zog die Karten aus der Tasche. „Mit welchem Einsatz spielen die Herren?“ fragte ich, obwohl ich mir dachte, daß er nicht hoch sein könne. „Wir spielen auf Zündhölzchen!“ sagte Dana, und sein Gesicht wurde rot bis an die Stirne. Sie suchten in den Taschen, legten die kleinen Hölzchen auf den Tisch, aber es waren viele in die

Hälfte gebrochen, damit die Anzahl vermehrt wurde, und sie waren schon schwarz vom Gebrauch. „Können wir nicht einen Posten in das Geschäft schicken?“ Ich gab das Geld, und Dana übernahm die Sache zur Durchführung. Die neuen Hölzchen waren rein und appetitlich. Jeder von uns bekam fünf Schachteln und wir begannen.

Ungefähr nach einer Stunde klopfte es an, der Sergeant schlug von draußen die Türe auf, und meine Schwester trat ein; hinter ihr kam die Magd. Sie brachte mir einen Korb mit Eßwaren, Bücher, ein Polster und eine Decke. Dann öffnete sich die Türe auf einen Spalt, und Leo Stein schlich herein: „Wir unterhalten uns gerade ein bißchen,“ sagte ich zu meiner Schwester, führte sie heran und machte sie mit den Herren bekannt. Leo Stein benahm sich wie ein Kavalier. Er sah eigentlich ganz furchtbar aus. Aber er küßte meiner Schwester die Hand und war weniger schüchtern als die anderen. Ich glaube, daß meine Schwester in diesen Herren vielleicht ebenfalls Beamte des Gefängnisses sah.

Nach ihrem Fortgang begannen wir alle viere aus dem Korbe zu essen. Das stimmte uns lustig, und wir fühlten uns alle wohl dabei.

„Ihre Schwester ist eine liebenswürdige Frau!“ sagte Dana in freudigem Tone.

Munteanu wurde bei jedem Bissen, den er tat, besser aufgelegt. „Die ungarische Magd, die den Korb trug, ist gut beieinander!“ bemerkte er behaglich.

„Ein Mensch von Bildung ignoriert so was!“ sagte Leo Stein mit vollen Backen und in etwas belehrender Art. — Aber als wir satt waren, griff er nach den Karten, begann sie zu mischen, und wir gaben ihm Hölzchen, damit er mitspielen könne, und nahmen das Spiel wieder auf.

Um acht Uhr kam ein Posten und holte uns ab. Wir gingen durch einen spärlich beleuchteten Gang, dann einige Schritte über den Hof in das Hauptgebäude. Dana und Munteanu verabschiedeten sich im Parterre. Leo Stein und ich wurden in den dritten Stock hinaufgeführt.

Der Gang des einzelnen Stockwerks läuft um ein großes Viereck. Zelle stößt hier an Zelle, und die Türen tragen weiße Nummern. Die Mitte des großen Vierecks ist offen, und nur ein Drahtnetz spannt sich von der einen Seite des Ganges zu der anderen. „Das ist für die Selbstmerder!“ erklärte Leo Stein. „Da kann keiner hinunterspringen! Das Netz hält ihn auf. Aber man kann alles sehen! Der Posten von unten sieht bis in den dritten Stock und der aus dem dritten Stock bis hinunter. Was sagen Sie dazu?“ Aber ich sagte vorläufig nichts. Der Posten hatte die Zelle Nr. 11 geöffnet und mich hineingenötigt, und ich war zu sehr damit beschäftigt, meinen neuen Wohnraum zu prüfen.

„Ich habe keinen Stuhl in dieser Zelle!“ sagte ich zu Leo Stein. — „Bring' dem Herrn sofort einen Stuhl!“ rief Leo Stein entrüstet. „Weißt du nicht, daß dieser Herr gar nicht hier sein müßte, wenn er nicht wollte? Weißt du nicht, daß er in drei Tagen schon wieder geht?“

„Ich wußte nichts darüber,“ antwortete der Posten und ging die Treppe hinunter.

Leo Stein ergriff mich am Ärmel und zog mich zur Zelle Nr. 12. Er schob den Riegel zur Seite, öffnete den kleinen Fensterladen, so daß das Guckloch frei wurde und sagte dann flüsternd: „Es ist schon dunkel!“ — Aber neben der Türe war der Schalter, und er drehte auf, trat höflich zur Seite, wies mit unbewußter, vorstellender Gebärde nach der Türe: „Was Sie hier sehen, ist ein Merder!“

Auf dem Bett lag, unausgekleidet, ein Mann in halb städtischer, halb bäurischer Kleidung. Er erwachte, zwinkerte geblendet mit den Augen und brummte einige unverständliche Worte. Dann kehrte er sich zu der Wand und tat so, als ob er schliefe. Leo Stein drehte ab und zog mich weiter: „Was wir hier sehen, sind zwei der greßten Verbrecher. An ihren Händen bemerken Sie Ketten, die sie selbst in der Nacht tragen müssen. Das ist eine Strafe, weil sie schon zweimal entfliehen wollten.“ — Es waren zwei Betten in der Zelle. Die beiden hockten auf ihren Betten und sahen stumpf nach der Lampe und dann nach der Türe. — Aber Leo Stein hatte ein langes Programm. Er trat auf Nr. 17 zu. „U — ah! . . . U — ah!“ schrie er durch das Schlüsselloch hinein. „Das ist der Lebendigste!“ sagte er dann lächelnd. Sofort regte es sich drinnen. Ein struppiger Gesell, ein wahrer Hüne, sprang von seinem Lager auf und kam auf die Türe zu. „Willst du die Lampe abdrehen, du Hund!“ rief er mit dröhnender Stimme in ungarischer Sprache. Leo Stein bückte sich zum Schlüsselloch: U — ah! U — ah! Der Hüne hub an mit lautem Gebrüll zu fluchen. Er nahm einen eisenbeschlagenen Stiefel und begann damit an die Türe zu schlagen, daß die Riegel klirrten und das weite Gebäude widerhallte. Es war ein großer, eigentlich unheimlicher Skandal. Der Posten aus dem Parterre rief: „Ruhe! Ruhe!“ — Die Posten aus dem ersten und zweiten Stock brüllten: „Was macht ihr dort?“

„Ist es nicht unheimlich?“ fragte Leo Stein. „Dieser Mann weiß nicht, wer ich bin; er hat mich noch nie gesehen. Er arbeitet beim Holz, ich in der Lithographie. Nicht einmal beim Essen hat er mich gesehen. Aber wenn er mich einmal sieht, dann schlägt er mich tot. Er ärgert sich wahnsinnig, wenn ich U — ah rufe. Ist das nicht unheimlich?“

Nun kam unser Posten mit dem Stuhl. „Domnilor!“ rief er. „Meine Herren!“ Aber Leo Stein rief zurück: „Wir kommen gleich! — Ich fürchte mich sehr vor diesem



Nebel. Künstlerische Aufnahme von Walter Plew

„Mann!" fuhr er, zu mir gewandt, fort. „Ich weiche ihm aus, wo ich nur kann. Ich verstehe nicht, wie man sich so aufregen kann, wenn man zur Türe herein U — ah ruft. Ein Mensch von Bildung ignoriert so was!"

„Mit den Posten hier scheinen Sie auf gutem Fuße zu stehen ..."

„Mein Bruder ist Kaufmann in Jugoslawien. Er schickt mir Geld. Sie fressen Geld von mir. Der Direktor, der Koch, der Sergeant, die Posten ... Es ist traurig! Ich versichere Ihnen, es ist traurig! Wenn man denkt, so ein Aufenthalt ist billig, so irrt man. Er ist taier ... wie ein Sanatorium. Die Korruption ist zu groß. Was sagen Sie dazu?" Ich hatte vorläufig genug, dankte Leo Stein und ging.

In meiner Zelle herrschte grimmige Kälte. Das Fenster war zerbrochen, und der Wind pfiff kalt herein. Mein Bett war schmutzig. Sein Anblick ekelte mich. Ich zog den Mantel an, hüllte meine Decke um mich und beschloß, die Nacht mit Lesen zu verbringen. Der Posten wußte, daß er die Lampe die ganze Nacht hindurch brennen zu lassen hatte, und mit Tabak war ich versehen. — So schloß der erste Tag im Gefängnis.

„Wie haben Sie geschlafen?" begrüßte mich der Direktor am anderen Morgen.

„Ich habe gar nicht geschlafen. Ich hätte lieber in ein Kloster gehen sollen! Ich weiß, daß diese Art der Unterbringung für die Sträflinge grausam, für einen Staatsgefangenen aber ungesetzlich ist!" — „Oh, oh!" antwortete der Direktor und schüttelte bedauernd den Kopf. „Oh, oh! ... Ich habe dem Staatsanwalt gesagt: Nicht schicke mir feine Herren! Wir sind für solche nicht eingerichtet! — — Ich bin nicht schuld daran, daß Sie hier sind, und bedaure es aufrichtig, wenn Sie um Ihre Nachtruhe gekommen sind. Kommen Sie in meine Kanzlei! Es ist da warm, und ich habe ein Sofa, und Sie werden bei mir gut schlafen." Er nötigte mich einzutreten. „Ich bin ein humaner Mensch. Die Sträflinge sind wie meine Kinder. Ich sehe nur ungerne eines meiner Kinder unzufrieden ..."

Das Sofa war weich. Ich schlief bis zwölf Uhr. Als ich aufwachte, saß Direktor Petrescu am Schreibtisch und schrieb etwas. Als er merkte, daß ich wach war, schob er Leo Steins Rauchtischchen auf die Seite, brachte seinen Stuhl an das Sofa heran und begann mit mir zu plaudern. Wir unterhielten uns ausgezeichnet.

„Es würde mir leid tun," begann er das Gespräch, „wenn Sie aus meiner Anstalt schlechte Eindrücke mitnähmen. Es ist freilich nicht gerade alles, wie es sein sollte. Es fehlt uns am Geld. Aber was nützt es, wenn der kleine Mann ordentlich ist und die Großen sind unordentlich und Diebe? Sie sehen, ich sitze am Schreibtisch, ich bin fleißig, mache meine Arbeit ... aber ich bin ein kleiner Mann. Ein Gefängnisdirektor ist ein kleiner Mann. Man sagt im Rumänischen: Vom Kopf aus verfault der Fisch. Das ist ein Sprichwort. Bei uns stinkt der Kopf. Umsonst bemüht sich der kleine Mann, der Große will es anders ..."

Ich hörte ihm gerne zu. Er plauderte angenehm und klug. Als aber gegen ein Uhr die Glocke erscholl, zog ich mich in den „Salon" zurück, um Leo Stein nicht zu verpassen. Kaum hatte ich hier drei Minuten gewartet, trat er ein. „Ich habe gehert, daß Sie ein Jurist sind ... Nun, ich will Sie was fragen ... Ich frage nicht fir mich, sondern fir einen Fraind!" — „Ich stehe Ihnen und Ihrem Freund gerne zur Verfügung." — „Sie wissen, daß man vor drei Jahren, um Speck aus einem Landesteil in den anderen liefern zu können, eine amtliche Bewilligung, einen Permiß, brauchte. Sie wissen, daß diese Permisse sehr taier waren, weil die Korruption so groß ist. Kann man dem, der schon im Gefängnis sitzt, fir so was etwas verlangen?" — „Ich verstehe noch nicht ganz!" — „Nun, die Sache ist so: Mein Fraind sagt einem Sachsen hier, dem Fleischhauermeister Stefani: Ich kann dir einen Permiß verschaffen. Meine Spesen sind vierzigtausend Lei. Er sagt: Gut! — Mein Fraind nimmt das Geld. Es vergehen zwei Monate. Der Sachs' kommt und sagt: Wo ist mein Permiß, wo ist mein Geld? Mein Fraind sagt: Morgen! — Aber am nächsten Tag sperren sie ihn ein ..." — „Weshalb?" — „Wegen andere Sachen! Aber trotzdem, muß er das Geld zurückgeben?" — „Wußte der Fleischer, daß das Geld Bestechungsgeld war?" — „Wissen Sie, es ist darüber nicht geredet worden. In dieser Summe war alles drinnen: Reisespesen, Taxen ... alles was man so braucht." — „Soweit ich die Sache übersehe, muß Ihr Freund das Geld unter allen Umständen zurückgeben." — „Aber der Arme ist ja so bestraft ... sitzt im Gefängnis ... Freilich, wegen andere Sachen, aber nimmt das Gesetz denn gar keine Ricksicht auf die Menschen?"

Am Abend kam Leo Stein zu mir und flüsterte mir ins Ohr: „Heut geh' ich aus!" Er zog mich auf den Gang hinaus. Dort stand der Posten Vasile Ranga. „Haite abend gehen wir!" sagte er auch zu diesem. „Herr, ich kann nicht mitkommen, ich muß auf Urlaub gehen! — Aber er hat mich sehr gesteigert! — Es ist nicht schön von ihm ..." sagte Vasile Ranga. Leo Stein war entrüstet. „Was bringst du ihm denn?" — „Statt acht Eiern zwölf pro Tag!" — — „Das ist unerhört! Das ist eine Steigerung von mehr als dreiunddreißig Prozent. Unerhört!" — Aber schon nach einigen Minuten verschwand er in der Direktionskanzlei.

„Es ist sehr taier!" sagte er zurückkommend und vergrub die Hände in den Hosentaschen. „Man kann sich nicht alles von so

einem gefallen lassen! Ich sage ihm: Ich will heute abends ausgehen. Er sagt: Es tut mir leid, ich habe keinen Posten für dich, denn Ranga geht nach Hause. Ich sage: Entweder heute oder überhaupt nie mehr! — Er zuckt die Achseln. Ich sage: Ist tausend Lei nicht ein schönes Geld? — Er sagt: Dein Bruder kann auch tausendfünfhundert zahlen! . . . Ich sage: Sie scheinen Ihr Geld leicht zu verdienen! Er sagt: Dann gar nicht! Was sagen Sie zu dieser Unverschämtheit? Wissen Sie, was ich mir denke? . . . Es kommt eine Untersuchung! Es ist etwas im Gange gegen ihn, sonst könnte er nicht so unverschämt sein. Wie sagt man? Die sinkende Ratte frißt sich noch einmal satt!“

Ich habe keine geschäftlichen Talente, und dieser Handel erregte mein Mißbehagen. Ich war ihm nicht gewachsen, als ich in ihn verwickelt wurde. Und das kam so: Ich stand auf dem Gang und sah in den dunklen Gefängnishof. Da kam der Direktor vorüber. „Wollen Sie mir nicht Gesellschaft leisten?“ Und wir traten bei ihm ein. Er sagte im großen und ganzen dieses: „Ich habe lange darüber nachgedacht, wie ich Ihnen die heutige Nacht verkürzen könnte, weil Sie mit Ihrer Lage so unzufrieden sind. Ich bin wie ein Vater. — Kennen Sie das Nachtlokal ‚Zum goldnen Traum'? Sie sind jung und wollen sich vielleicht gerne einmal unterhalten. Ich bin wie ein Vater. Human! Wollen Sie dieses Nachtlokal besuchen? — Und sehen Sie: Leo Stein! Er ist ein Gauner! Aber sein Bruder ist ein reicher Händler in Jugoslawien und mein Freund. Ich habe manchmal nichts dagegen, daß Leo Stein sich im ‚Goldnen Traum' unterhält. Ich bin streng, gerecht, aber human! Ich schicke ihn in den ‚Goldnen Traum' und mache das aus pädagogischen Gründen. Hat er sich einmal gut unterhalten, so empfindet er den Aufenthalt hier um so drückender. Nur dieser Methode ist es zu verdanken, daß ich schon einen halbwegs brauchbaren Menschen aus ihm gemacht habe. Ich schicke Leo Stein zu diesen freien Stunden sonst in Begleitung des Postens Ranga. Aber Ranga geht heute nacht nach Hause, denn seine Tochter hat ein Kind geboren. Sie sollen keinen schlechten Eindruck von hier forttragen. Und ich habe solches Vertrauen zu Ihnen! Wenn Sie Leo Stein begleiten, dann weiß ich, daß er zurückkommt! . . . Ich freue mich, daß mir dieser Gedanke gekommen ist, denn Ihnen wird die Nacht verkürzt, und ich brauche Stein gegenüber meine Erziehungsmethode nicht zu unterbrechen . . .“

So kam es, daß ich an Rangas Stelle trat. An diesem Abend, nachdem wir in die Zellen geführt worden waren, rasierte ich mich, und um neun Uhr kam ein Posten und holte mich „zu einem Verhöre“ in die Direktionskanzlei ab. Leo Stein war schon hier. Nach einigen Minuten kam der Direktor. „Ich halte gerade Instruktionsstunde mit den Posten. Ich spreche soeben über das Kapitel der Pönitenziardisziplin!“ Er führte uns selber auf den leeren Gang hinaus und schloß eigenhändig das Tor auf. „Direkt in den ‚Goldnen Traum' und direkt zurück! Versprechen Sie mir das?“ Wir versprachen es. Das Wachtzimmer war leer. Alles war bei dem Vortrage. Wir drückten uns die Wand entlang und traten aus dem Lichtschein der Lampe, die über dem Eingang hängt.

Im ‚Goldnen Traum' schien Leo Stein ein bekannter Gast zu sein. Die sieben oder acht Mädchen, die hier herumstanden, begrüßten ihn mit kameradschaftlichem Gelächter, und die alte Kassiererin, die am Büfett saß, grüßte mit freundlichem Respekt: „Guten Abend, Herr Stein!“ — Wir tranken eine Flasche Wein, und Leo ließ das Orchestrion spielen. Das machte einen Heidenspektakel. — Aber je mehr wir tranken, desto länger wurden die Orchestrionpausen, und desto weniger kümmerte er sich um die Mädchen. Er zog es vor, mit mir, und zwar über höhere Dinge zu sprechen.

„Man hat mir meine Ehre genommen!“ sagte er ergriffen. „Aber in zwei Jahren werde ich frei und man wird mich wieder rehalbieren.“

„Man sagt rehabilitieren!“ bemerkte ich.

Leo Stein sah vor sich hin. „Aber dann hat das Wort keinen Sinn mehr!“ erwiderte er langsam und nachdenklich.

So unterhielten wir uns über geistige Dinge. In dem Lokale waren anfangs wenig Gäste anwesend. Je später es wurde, desto mehr füllte sich der Raum. Dieser war überheizt, und es roch in ihm nach ranziger Schminke und billigem Parfüm. Da wir uns nicht um sie kümmerten, waren wir den Mädchen nicht interessant; aber ihr übertriebenes Lachen scholl oft zu uns herüber. Leo Stein aß ein Wiener Schnitzel. Er sah nach der Tür und wurde plötzlich ganz gelb im Gesicht; der Bissen fiel ihm aus dem offenen Munde und in den Teller zurück. Für einen Augenblick war er starr wie ein Denkmal. Dann murmelte er tonlos: „Der Stefani!“

Ein großgewachsener, breitschultriger Mann war in der Türe erschienen. Er erblickte Leo Stein und einige Sekunden war er gerade so unbeweglich wie dieser. Dann aber fand er seine Sprache in doppeltem Umfange wieder. „Wo sind meine vierzigtausend Lei? Wo ist mein Speckpermiß?“ Leo Stein war hurtig und gewandt. Nicht einmal den Mantel vergaß er. Hastig griff er danach, lief an der Kassa vorbei, stieß die Gartentüre auf und verschwand. Der Fleischer Stefani sprang zu der Gassentüre zurück und schrie hinaus: „Polizei! Polizei!“ — Mehr hörte ich nicht. Ich stand nun auf einmal auch in dem Garten. Ich hatte keine Zeit, meine Lage zu überlegen, aber es war mir klar, daß ich Stein nicht verlassen

durfte und daß ich für seine Rückkehr ins Gefängnis irgendwie haftete.

„Pst, pst!" machte es neben mir. Es stand hier an der Mauer unter der Dachrinne ein großer Bottich. Stein steckte geduckt dahinter und winkte mir.

Die alte Kassiererin erschien in der Türe und rief mit blecherner Stimme in den Garten: „Schweine! Räuber! Diebe!"

Ich trat hinter dem Bottich hervor, gab ihr eine Fünfhundertleinote in die Hand und sagte: „Halten Sie den Mund!" — Die Zeche konnte höchstens zweihundert ausgemacht haben. Sie sagte: „Ich danke, ich danke, ich wußte ja, daß Sie Kavaliere sind!" — Dann schloß sie die Glastüre.

Nun war ich wieder hinter dem Bottich. Leo Stein verneigte sich höflich und sagte: „Eigentlich hatte ich Sie als meinen Gast betrachtet. Aber wenn Sie die Sache schon so arrangiert haben, so will ich Sie nicht durch meinen Widerspruch verletzen und werde mich revanchieren."

„Was tun wir?" fragte ich hastig und bewunderte im stillen seinen Takt.

„Was Sie wünschen!" erwiderte Leo Stein. „Ich schließe mich Ihnen an!"

Wir liefen bis an das Ende des Gartens, sprangen über die hohe Mauer und eilten dann die schmalen Gassen entlang. Als wir an das Stadtende kamen, verlangsamten wir unsere Schritte, klopften unsere Mäntel vom Mörtel und Schnee ab, und Leo Stein zog seine weißen Glacéhandschuhe über die Hände.

„Herr Stein," sagte ich, „ich hatte Sie so verstanden, wie wenn nicht Sie, sondern Ihr Freund mit Stefani den Handel hätte ..."

„Mein Gott," erwiderte Stein, „was tut man nicht alles fir seine Frainde!" — Und dann brachte er das Gespräch auf ein andres Gebiet.

Es war drei Uhr morgens, als Leo Stein dem Direktor Petrescu an dessen Schlafzimmerfenster klopfte. Nach einer Zeit öffnete sich das Fenster der Direktionskanzlei. Wir stiegen hinein, und Petrescu war uns dabei behilflich. Er stand im Schlafhemd und in Pantoffeln vor uns und fror. „Nicht machen Sie einen solchen Lärm, Ruhe, meine Herren," flüsterte er. Als wir aber drinnen waren und das Fenster wieder geschlossen war, drehte er die Lampe auf, hing sich seinen Mantel um und fragte mich freundlich: „Nun, wie haben Sie sich unterhalten?"

„Ausgezeichnet!" antwortete Leo Stein für mich. „Aber vor einer Stunde hat die dicke Kassiererin der Schlag getroffen und wir sind deshalb so schnell nach Hause gekommen."

„Oh, oh!" bedauerte der Direktor und brachte jedem von uns eine Decke und bat uns, es uns auf dem Sofa, soweit es ginge, bequem zu machen, denn ein Hinausgehen in die Zellen könnten die Posten bemerken. Damit schloß der zweite Tag.

Gegen Mittag des nächsten Tages klopfte ich beim Direktor an. „Herr Direktor," sagte ich, „ich möchte nicht, daß wir uns mißverstehen! Soweit ich die Sachlage beurteilen kann, ist die Kassiererin gesund. Die Gründe, aus welchen wir den ‚Goldnen Traum' verließen, waren andere." Und ich erzählte ihm die ganze Geschichte.

Petrescu war sehr aufgeregt. „Das hat man also davon, wenn man human ist! Dieser Stein ... Dieser Verfluchte ..."

Petrescu hatte keine Ruhe mehr. Schon am frühen Nachmittag ließ er mich zu sich rufen. „Es kann ein großer Skandal daraus werden!" sagte er in seiner temperamentvollen Art. „Und die Früchte meiner Bemühungen können mit einemmal vernichtet werden. Sie werden gewiß als Zeuge verhört werden, und wenn ich an diesem betrübenden Vorfall etwas Erfreuliches finde, so ist es der Umstand, daß Sie von meiner Tätigkeit und der hier herrschenden Disziplin gewiß keine schlechten Eindrücke forttragen können. — Sie sollen nun aber auch keine Stunde länger hier bleiben. Ich kann es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren, Sie noch eine Nacht hier zu halten ... Hier ist Ihr Entlassungsschein. Er ist der Ordnung halber mit dem Datum von morgen datiert. Grüßen Sie mir Ihre Angehörigen, die ich leider nicht kenne, auf das ergebenste von mir. Auf Wiedersehen!"

In dem Entlassungsschein Nr. 747/1924 wurde bestätigt, daß ich die durch das Urteil P 885/1924 des Gerichtshofes verhängte Strafe abgebüßt habe. Ich ging in die Aufnahmekanzlei, um mich von Oana, Munteanu und, falls er anwesend sei, von Stein zu verabschieden. Aber die Kanzlei war leer. „Wo sind die Herren?" fragte ich den Sergeanten. — „In ihren Zellen! Es ist angeordnet, daß sie sich nicht mehr hier aufhalten sollen." — ‚Wie sagt man?' dachte ich. ‚Die sinkende Ratte macht Ordnung!'

Nach einigen Minuten öffnete sich das Tor und schloß sich wieder hinter mir. Ich wurde wieder Bürger.

Bei der Untersuchung, die gegen den Gefängnisdirektor angeordnet wurde, fiel mir keine Rolle zu. Es fanden sich wichtigere Zeugen, neben deren Aussagen das, was ich hätte aussagen können, gänzlich bedeutungslos erscheinen mußte. Aber ich unterhielt mich mit dem Staatsanwalt über die Frage der Bestrafung.

„Was wird ihm geschehen?" fragte ich besorgt; denn eigentlich hatte er sich mir gegenüber stets nett und außerordentlich zuvorkommend benommen.

„Wir werden ihn einsperren, bis er blau wird!" antwortete er grimmig. — Aber schon nach kurzer Zeit las ich zu meiner Freude in der Zeitung, daß er unter gleichzeitiger Beförderung in die nächst höhere Rangklasse zum Direktor des Gefängnisses von ... ernannt worden sei. Seine Freunde hatten ihn nicht verlassen.

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Wilhelm Schäfer: Die Anekdoten (München 1929, Georg Müller) — Gerhart Hauptmann: Wanda (Berlin 1928, S. Fischer) — Egmont Colerus: Die neue Rasse (Wien 1928, Paul Zsolnay) — Ernst Wiechert: Der silberne Wagen (Berlin 1928, G. Grote) — Wilhelm Schmidtbonn: Der Doppelgänger (Berlin 1928, Deutsche Buchgemeinschaft) — Gustav Kohne: Die Sippe der Uhlenkloofs (Leipzig 1928, Fr. Wilh. Grunow)

Spärlich nur ist, trotz der Mannigfaltigkeit und dem steten Anwachsen der Erzählungsliteratur, heute eine Epik zu finden, die, tief im Mutterboden des Volkstums wurzelnd, aus ihm die Kraft einer naiven Sinnlichkeit gewinnt und Menschentum wie Landschaft freudig in ihrer Erdgebundenheit empfindet. Hie und da begegnet man Versuchen, aber entweder arten sie in treuherzige Geschwätzigkeit aus (wenn nicht in gemachte Schelmerei), oder gar in irgendwelche Nutzanwendung programmatischer Art. Ein einsamer Turm ragt hoch auf diesem Gefild: Wilhelm Schäfer, der obendrein einer unserer feinsten Künstler und Psychologen ist. Die größte Vollendung hat er in seinen Anekdoten erreicht, die jetzt, auf ein halbes Hundert angewachsen, in einem stattlichen Bande vorliegen. Schon die schlichte Bezeichnung ist kennzeichnend für Schäfer, er nimmt das Wort im ursprünglichen Sinne, als An-ekdota, noch „nicht herausgegeben", also einfach: neue Geschichten, interessante Einzelheiten. Altes berührt sich hier mit Neuestem; die jetzt so beliebte short story ist nichts anderes, sie reicht aber an Schäfers Anekdote nicht heran, da sie nur eine merkwürdige Begebenheit in möglichst knapper, schlagender, überraschender Form geben will, während Schäfer noch die Atmosphäre, den Boden, wenn nicht die Wurzeln mitbildet. Er erfüllt hierin eine Forderung Goethes, der zu Eckermann in bezug auf Malerei sagt: „Es fällt uns oft ein einzelner Gegenstand als besonders malerisch auf, es ist aber nicht der Gegenstand allein, der diese Wirkung hervorbringt, sondern es ist die Verbindung, in der wir ihn sehen, mit dem, was neben, hinter und über ihm ist. So kann ein Stück Wald schön sein, weil gerade dieser Himmel, dieses Licht und dieser Stand der Sonne einwirkt."

So versteht es Schäfer, einem kleinen Begebnis mit wenigen Worten einen landschaftlichen, biologischen oder kulturellen Hintergrund zu geben, manchmal auch eine humoristische oder tragische Wendung, die das Ganze beleuchtet und ihm nachdauernden Glanz gibt. In allem tut sich eine große, wohlgefügte Weltanschauung kund, und jedes Stück ist mit der Aufmerksamkeit eines strengen Künstlers, der seine Sache versteht, geformt. Daß Schäfer aber auch in der modernsten Kunst der Kurzgeschichte, in fesselnder Prägnanz ein Meister ist, bezeuge folgende kleine Probe. Die Anekdote: „Im letzten D-Zugwagen" beginnt:

> „Zum Beispiel Thomasschlacke," sagte der aus Soest, der rote Müller, und wollte dem Studenten sein Beispiel auf der flachen Hand vor Augen halten. Darüber kam der Stoß und schmiß ihn von der Bank: „Notbremse!" wollte er noch rufen, da gedachte der Kaplan mit einem Sprung zur Tür sich doch zu retten und traf ihn mit dem Stiefelabsatz an das Ohr, daß er aufbrüllend ihm mit seinen Schultern zwischen die Beine fuhr und ihn schräg auf den Kopf zu stehen brachte. Es gab noch einen Ruck, der beide, wie beim Sturm ein Scheunendach, auf den Studenten warf dann stand der Zug."

Aber auch hier wird nicht nur eine merkwürdige Begebenheit erzählt —: ein Ausklang in prachtvoll gehobener Sprache rückt das anekdotenhafte Unglück unter den Spiegel der Ewigkeit. Im übrigen ist es heute nicht mehr notwendig, Wilhelm Schäfer zu loben, wichtiger ist, ihn zu lieben.

In seiner frühsten Zeit erweckte Gerhart Hauptmann auch als Epiker ähnliche Hoffnungen, wie sie Schäfer — erfüllt hat; dem Dichter des Hannele und der Weber hätte man schon Romane und Novellen von gleichem Wert zugetraut. Aber ihm war das Drama immer die Hauptsache, seine Naturanlage verweist ihn auf die Bühne . . Sein letzter großer epischer Wurf Till Eulenspiegel ist, wie wir gesehen haben, gänzlich mißlungen, und auch sein neuer Roman Wanda befriedigt nur teilweise. Die Hauptfigur ist nicht Wanda, wie der Titel vortäuscht, sondern der Bildhauer Paul Haake. Ursprünglich Steinmetzgeselle, ist ihm die „Walze" nicht fremd und sogar eine liebe Erinnerung, so daß ein eigentümlicher Hang für die Romantik des Wanderzirkus und Artistentreibens ihm zum Verhängnis ward. Der sehr begabte und zu Großem berufene Künstler hat Wanda, ein mit sechzehn Jahren schon reichlich verwahrlostes Geschöpf, buchstäblich aus dem Straßenschmutz aufgelesen, er benutzt das zierliche Mädel als Modell und erzieht es in der ernsten Absicht baldiger Heirat. Da läuft Wanda ihm eines Tages mit einem Wanderzirkus davon. Und jetzt verfällt Haake seinem

„Dämon", wie der Roman ursprünglich be-
titelt war. Verzweifelt läuft der unsinnig
Verliebte dem Zirkus auf allen Landstraßen
von Breslau bis Königswusterhausen nach
und verfällt dabei dem Schnapsteufel ret-
tungslos. Ein Freund, der Architekt Willi
Maak, der ihm nachreist, verhindert in treuer
Sorge das Ärgste. Er ist so eine Art Ver-
einigung von Löffler und Strähler aus
dem Kollegen Crampton. Maak entreißt
ihn immer wieder dem Luderleben, bringt
ihn nach Breslau zurück, dann nach Rom,
hält ihn zur Arbeit an, so daß Haake bald
wieder zu Ansehn, ja zu Wohlstand und
Ruhm kommt. Jetzt heiratet er das Mäd-
chen, aber sein „Dämon" und die unheil-
bare Verlotterung der Wanda machen alle
Hilfe zuschanden; sie betrügt den Künstler
unausgesetzt (und nicht nur in erotischer
Beziehung) mit dem Direktor des Wander-
zirkus, bis Haake endlich, als er ein sehr
intimes Gespräch zwischen den beiden be-
lauscht, in solche Wut gerät, daß er den
Feind mit einem Knüppel zu Tode prügelt;
er selber endet infolge der Aufregung an
einem Gehirnschlag.

Der Stoff ist bei Hauptmann nicht neu.
Oft genug sahen wir ihn in die Welt seiner
schlesischen Jugenderlebnisse fabulierend zu-
rückkehren, und nicht weniger als viermal
hat er die traurigen Schicksale eines bilden-
den Künstlers aus den Erinnerungen seiner
Breslauer Akademiezeit gestaltet: im Kol-
legen Crampton, Michael Kramer, Peter
Brauer und jetzt Paul Haake. Bei allen
vieren ist der Geist willig, aber das Fleisch
schwach, am wenigsten noch bei Kramer.
Auch zu den fahrenden Leuten, Artisten und
Gauklern ist Hauptmann oft und gern ein-
gekehrt, hier mit besonderer Liebe, und in
der Zeichnung dieser buntbewegten Umwelt,
wie in der Charakteristik des Künstlers
Haake liegen die beiden Vorzüge des Ro-
mans, die ihn dichterisch über das meiste
erheben, was Hauptmann in den letzten
Jahren geschaffen hat, was freilich nicht
viel sagen will. Im übrigen ist es eine
kleine, hübsch erzählte Dutzendgeschichte aus
der Vorkriegszeit, sogar der Naturalismus
huscht und pfuscht noch in den Stil hinein,
so ist die an sich ausgezeichnete Schilderung
eines kleinen Hotelhofs am Vormittag
Notizbuchrealismus, der mit dem Roman
gar nichts zu schaffen hat. Wanda selbst,
dies völlig belanglose Dirnchen, ist ein
Klischee, eine Kinofigur. Das Beste, was
der Roman gibt, kennen wir in kaum ver-
änderter Form aus Hauptmanns früheren
Werken, was hinzugekommen ist — oft er-
schreckend nachlässig und flach geschrieben —
bestätigt leider die Tatsache, daß Haupt-
mann uns kaum noch etwas zu sagen hat.

So beschauliches Ausruhn kann man dem
Österreicher **Egmont Colerus** und
seinem Roman **Die neue Rasse** nicht
vorwerfen. Er hat uns viel zu sagen und
tut obendrein so, als wäre noch manches
Geheimnis zwischen den Zeilen verborgen.
An einem ziemlich problematischen Groß-
stadtmenschen, einem Maler, werden ver-
schiedene Typen der modernen Frau vom
Verfasser gleichsam ausprobiert — der Ver-
gleich mit einem psychologischen Mannequin
drängt sich auf. Der Maler selber hat sein
Schicksal heraufbeschworen, er will nicht
mehr, wie früher, Gemüt und „Sentiment"
in seinen Bildern ausdrücken, sondern „die
sündhafte Schönheit". Drei Vertreterinnen
dieser interessanten Gattung begegnen ihm
an einem Schicksalsabend in Gesellschaft.
Zuerst ein junges bildschönes Mädchen,
Inez, das ganz versonnen und verträumt
erscheint, aber bei der ersten Gelegenheit
des Künstlers Hand erwischt und recht raffi-
niert drückt, streichelt, umklammert. Da er
in seiner Verwirrung nicht auf ihre selt-
same Liebkosung eingeht, verachtet sie ihn.
Später wird sie auf kurze Zeit sein guter
Kamerad, hilft und rät ihm in seiner Kunst,
steht ihm Modell, aber ihre Wege trennen
sich wieder, und Kirchhoff (so heißt der
Maler und daß dieser Name bedeutungsvoll
ist, wird uns gleich auf den ersten Seiten zu-
gewispert) Kirchhoff also erkennt später, daß
Inez ihre ganze Leidenschaft in die Hände
gelegt hat . . . Sie ist eben eine merk-
würdige Spielart der heutigen Weiblichkeit
— sagt Colerus.

Nicht so die beiden Verheirateten. Die
eine, Frau Haller, hat einen geistreichen
Schriftsteller zum Mann. Der Verfasser
schildert sie: „Schwarzhaarig, sehr hübsch,
wenn nicht sogar schön. Großer Charme
und jene ein wenig herbe Grazie, die aus
Kraft, Geschmack, echter Weiblichkeit und
Güte zusammengesetzt ist." Sie bleibt sich
ziemlich gleich und, ohne spröde zu sein,
hält sie sich etwas abseits von Inez so-
wohl wie von Frau Hella Merhold, die
bald zur weiblichen Hauptfigur des Romans
wird. Hella ist 23 Jahre alt, drei Jahre mit
einem Generaldirektor verheiratet und gilt
als „frigid". Aber sie sucht den Maler auf
und küßt ihn „mit schmalen, harten Lippen".
Über diese Frau könnte man ein Buch
schreiben, und Colerus hat es auch getan.
Freilich wird das erotische Hin und Her
etwas langwierig auf die Dauer. Hellas
Grundsatz ist: ein Ehebruch, bei welchem
dem Gatten nichts genommen wird, ist
kein Ehebruch. Und damit sucht sie Kirch-
hoff zu trösten, der sich über den Betrug
des Freundes Gewissensbisse macht. Er er-
widert mürrisch, das sei eine Sache der
Reinlichkeit, was sie als Unsinn bezeichnet.
Jeder sei so viel Schuft, als er sich unan-
ständig fühle. Seine Begriffe paßten weder
in eine moderne Psychologie noch in eine
moderne Moral. Ihm aber kommen Zweifel,
ob es ihm geglückt sei, den Widerstand ihrer
eigentümlichen Veranlagung zu besiegen.
Jedenfalls erkennt er, daß der Mann für
Hella „nur Instrument, nicht Person" ist,
aber er würde die Frage nie restlos ent-

scheiden können, ob ihr „Mangel“ ein angeblicher, ein vorgestellter oder ein wirklicher sei. Sie hingegen erklärt ihm, daß sie in ihm doch nicht „ihren Typ“ gefunden habe, und kürt sich einen faden Jüngling zum Liebsten.

Kirchhoff macht sich jetzt seine Gedanken über die „neue Moral“. Ist sie vielleicht das Hirngespinst von Frauen, die nur selten wirklich lebensfähige Männer mehr fanden? Jedenfalls — er fühlt sich vom Leben losgelöst. Er nimmt Gift. Dieser Abschluß ist bezeichnend für den Verfasser, nicht aber für die neue Rasse. Was nötigt Kirchhoff denn zum Freitod? Hat er die oberflächliche Hella wirklich so tief geliebt, daß er daran zerbrechen muß? Kirchhoff ist eine weiche, schwankende Künstlernatur, begehrlich und „frigid“ zugleich, eine Art Hamlet der Erotik, deren leichte Form er sehr schwer nimmt. Er erscheint weder als Mensch noch als Künstler irgendwie verbraucht, sein Selbstmord bleibt ein literarischer, kein menschlich-natürlicher Abschluß. Ein dem Roman angehefteter „Vorbericht“ und „Nachbericht“ des Dr. Haller ist so wenig wie eine dem Schluß aufgeklebte Episode aus Kirchhoffs Jugendzeit als technisches Muster zu empfehlen. Zuletzt scheint der Verfasser müde zu werden. Die Beschreibung eines Balles der Wiener Sezession ist in ihrer Weitschweifigkeit ebenso schwer zu ertragen wie die immer transparenter werdende Selbstgefälligkeit des Verfassers. Diese Mängel, insbesondere der unmotivierte Schluß, sind sehr bedauerlich, weil das Buch in seinem weit überwiegenden Teil geistig hoch über dem Durchschnitt steht, von scharfer Beobachtung und intimer Kenntnis der Dinge wie Gesellschaftsschichten zeugt, auf die es hier ankommt. Jedenfalls ein nicht gewöhnlicher Zeitroman.

Ein schmales Bändchen nur legt diesmal der hier wiederholt aufmerksam gewürdigte, noch immer nicht genug bekannte Ostpreuße Ernst Wiechert vor, aber es hat mehr Gewicht als Dutzende „gefragter“ Erzählungsbücher. Es ist eine Novellensammlung: Der silberne Wagen, so benannt, weil Wiechert mit Recht dafür hält, daß die sieben Erzählungen in einem Gemeinsamen der Form und des Inhalts untereinander verbunden sind, daß sie die Einfachheit eines suchenden Lebens haben, suchend nach Gott und dem Ewigen. Freilich ist diese Erläuterung wohl erst nachträglich zustande gekommen, denn den Titel „Der silberne Wagen“ trägt die erste Erzählung, die unseren Lesern seit langem bekannt ist und nun dem Ganzen die Aufschrift gegeben hat. Sie ist wohl die reifste des Bandes, der Älteres und Neueres vereint. Dunkel und schwer ist jedesmal das Problem dieser Novellen, ein seherischer Ton klingt auf, ein Symbol erscheint visionär über dem Geschehnis. Einige der Erzählungen, so „Der Wolf und sein Bruder“, oder „Die Legende vom letzten Wald“ haben den raunenden Ton eines alten Mythos, selbst wenn sie im letzten Kriege und seinen Folgen ihren Ursprung haben. Ergreifend ist der „Kinderkreuzzug“. Arme, hungernde Kinder wandern im Kriege aus, „das gelobte Land zu suchen“. Der alte geizige Großvater weist sie hohnlachend als „Vagabunden“ von der Schwelle, aber sein Hirte nimmt sich mildtätig ihrer an, er führt sie in die einsame Hütte, entlegen in ferner Schlucht, wo er sie neben seinen Schafen im warmen Heu bettet und ihnen satt zu essen gibt. Die Schilderung dieser abendlichen Heimkehr und des Hüttenfriedens nach aller Not und allem Leid ist ein Juwel der Erzählungskunst. Man wird an alte Krippenbilder erinnert, und wirklich findet ein gläubiges Kind auch das Wort „Bethlehem“ im Glück dieser warmen Geborgenheit. Künstlerisch sehr fein ist mit dieser äußeren Einkehr die innere bei dem Hirten verbunden. Er hat im Kriege seinen Arm verloren und ist nun nicht mehr arbeitsfähig. Mit der Verbitterung des Krüppels, mit blindem Haß gegen die Gesunden und Satten erfüllt, hat er, ein Ausgestoßener, in finsterem Brüten seine Tage verbracht, jetzt weckt der fromme Kinderglaube seiner kleinen Gäste, die das gelobte Land gefunden zu haben meinen, das Bild ihrer „Ruhe auf der Flucht“, alte längstvergessene Empfindungen und Gedanken in ihm, das finstere Gesicht erleuchtet sich von dem inneren Licht einer neuen Erkenntnis. Er ist dem Leben wiedergewonnen — und die Kinder sind es auch. — „Alle Menschen dieser Geschichten,“ sagt Wiechert mit Recht, „kamen mit einer leisen Unruhe aus dem Garten ihres Daseins, aus dem irgendwie Gehegten und Seienden, mit dem leise besorgten Blick der Menschen, die etwas verloren haben . . . Und dann treten sie in die Erschütterung“ . . . Und wir mit ihnen. —

Auch Wilhelm Schmidtbonn hat ein Buch aus kleineren und größeren Erzählungen zusammengestellt, auch er benennt es nach seiner Titelgeschichte: Der Doppelgänger, die vergnüglich genug zu lesen ist. Der berühmte Schauspieler Heynemann, der um das Jahr 1820 in Köln lebte, sieht einem in dortiger Gegend berüchtigten Wegelagerer, „der schwarze Gottlieb“ genannt, täuschend ähnlich. Da Heynemann viele Gastspiele zu erledigen hat und oft zwischen den rheinischen Städten auf Wanderschaft oder im Postwagen gesehen wird, hat der Räuber, ein ehemaliger Schulmeister, seine „Maske“ bald heraus, und eines Tages, als der Schauspieler auf einsamer Landstraße der nahen Grenze zuwandert, tritt ihm aus einem Gebüsch sein vollkommenes Ebenbild entgegen. Mit viel Laune erzählt Schmidtbonn nun die gemeinsame Wanderung der beiden Doppelgänger, von denen Heynemann erst infolge manches drolligen Abenteuers, schließlich

auch durch allmähliche staffelweise freundschaftliche Beraubung seines Proviants, seiner Börse und seiner Pistole merkt, wer sein Wanderkamerad ist. Schließlich werden beide von der Grenzwache aufgegriffen. Da beide Häftlinge mit gleicher Bestimmtheit behaupten, der Schauspieler Heynemann zu sein, kommt der Beamte auf den salomonischen Einfall, sich von jedem eine Rolle vortragen zu lassen. Der Hauptwitz ist nun, wie der Räuber den berühmten Mimen auf dessen eigenem Felde schlägt und sich dadurch befreit. Heynemann deklamiert, ohne sich besondere Mühe zu geben, die Rede Posas aus Don Carlos, aber der schwarze Gottlieb verspricht, seine augenblickliche Lage dramatisch zu gestalten. Er tut es so hinreißend, mit so lebendigen Gesten und Gebärden, daß alle Beamten atemlos auf ihn starren, und der Vorsteher ihm seine hinderlichen Fesseln abnehmen läßt. Im Feuer seines Spiels springt er in der Stube umher und endlich aus dem Fenster — fort ist er. — Auch die anderen Erzählungen, im Durchschnitt leichtere Ware als die Wiecherts, sind unterhaltend und mit ebenso sicherer wie farbiger Erzählungskunst von dem rheinischen Dichter gestaltet.

Eine wahre Erquickung war mir Gustav Kohnes Roman Die Sippe der Uhlenkloofs. Der hannoversche Schriftsteller verdient entschieden mehr Beachtung, als er bisher gefunden hat, will sagen in weiteren Kreisen, denn eine Gemeinde hat er schon, die es sogar nicht an Vergleichen mit Gotthelf, Anzengruber und Rosegger fehlen läßt. Damit schadet man diesem eigenwüchsigen Volksdichter nur, der fern vom Hexentanzplatz hitziger Erfolgsucher sich still in deutsche Natur und in deutsche Menschen versenkt. Ein Kulturroman aus der Heide. Aus einer Strohdachkate, die sich still und schief am Waldrande zwischen Eichenstämmnen in hohen Ginsterbüschen versteckt, zieht ein junger Bärenjäger, der sich mit seinen Brüdern überworfen hat, aus, um eine neue Heimat zu suchen. Er findet auch einen ausgezeichneten Boden, den „Sassenkolk“, um den die Siedler bisher scheu herumgegangen sind, weil es mit ihm nicht geheuer sein soll, namentlich um einen darin liegenden Teich, das Düwelsloch genannt, soll es arg spuken. Aber Kaspar Uhlenkloof lacht darüber, er baut sein Haus und sein Land, das fruchtbarste der ganzen Gegend, und statt des Teufels zieht Ursula, die schöne, kräftige Tochter eines Nachbarn, dort ein. Damit ist der Grund gelegt zur Entwicklung der Uhlenkloof-Sippe, die sich bald zu begüterten Herren emporarbeitet und später geadelt wird. In der geschichtlichen Weiterführung dieser Familienchronik erweitert sich nun auch die Erzählung zu einem großen Kulturroman, der rund 400 Jahre umfaßt, vom Reformationszeitalter bis zur Gegenwart. In einem frischen, aber sachlichen Ton, der an Freytags „Ahnen“ erinnert (im übrigen ohne Vergleich!), werden Land und Leute in knapper, holzschnittartiger Charakterisierung gezeigt, auch versteht es Kohne hier besser als in seinem Scharnhorst-Roman, die Geschehnisse zusammenzuschließen und in packender Bildkraft vorzuführen.

Juristisch-literarische Rundschau

Von Oberlandesgerichtsrat Dr. iur. u. phil. Rudolf Bovensiepen-Kiel

Franz Schlegelberger: Zur Rationalisierung der Gesetzgebung (Berlin 1928, Verlag Franz Vahlen) — Hans Fehr: Recht und Wirklichkeit (Potsdam, Müller & Kiepenheuers Verlag) — Eugen Schiffer: Die deutsche Justiz (Berlin 1928) — Carl Schmidt: Die Diktatur (München und Leipzig 1928, Verlag von Duncker & Humblot) — Derselbe: Verfassungslehre (ebenda)

Ein jedem einigermaßen aufmerksamen Beobachter förmlich in die Augen springendes Kennzeichen und Hauptmerkmal unseres bürgerlichen Rechtsstaates der Gegenwart bildet die außerordentliche Überfülle des Rechts allerart. Reichs- und Landesgesetze bürgerlich-rechtlichen und strafrechtlichen Inhalts, Ausführungs-, Regierungs- und Polizeiverordnungen aller Gesetzgebungs- und Verwaltungsinstanzen von Reich, Ländern und Gemeinden ergießen sich wie ein wahrer Platz- und Sturzregen zu vielen Dutzenden, ja Hunderten auf den braven, geduldigen deutschen Staatsbürger. Mit unheimlicher Hast und Geschäftigkeit mahlen auch heute noch nach Überwindung der Inflation die Mühlen unserer Gesetzgebung, von einer irgend nennenswerten Deflation ist nicht viel zu spüren, Massenfabrikation kennzeichnet heute noch die Lage. Kaum der rechtsgelehrte Jurist, geschweige denn der Laie, das rechtsuchende Publikum, das von der Anwendung dieser Unzahl von Gesetzen betroffen wird, vermag sich noch in diesem wahren Labyrinth von Gesetzen und Verordnungen, dieser Überhäufung mit Rechtsstoff, zurechtzufinden. Es bedeutet unter diesen Umständen ein großes Verdienst zweier berufener Sachkenner, nämlich der als Theoretiker wie Praktiker des Rechts gleich hervorragenden und führenden Köpfe: des Ministerialdirektors im Reichsjustizministerium Dr. Franz Schlegelberger und des — auch als einfluß-

reicher, zuerst nationalliberaler, dann demokratischer Politiker bekannten — ehemaligen Reichsjustizministers und Vizekanzlers Schiffer, mutig den Finger auf diese wahrhaft brennende Wunde des Rechtslebens der deutschen Gegenwart gelegt zu haben. In seinem nur wenige Seiten umfassenden, aber äußerst gedankenreichen Schriftchen weist Schlegelberger überzeugend nach, daß es zu einer vernünftigen Gestaltung unserer Gesetzgebung in jeder Richtung, nach Umfang, Ablauf und Form einer grundlegenden Änderung bedarf: Die Behördenarbeit sei entartet durch ihre Arbeitswut, die Gesetzgebungslust des Reichstags sei fast sprichwörtlich geworden, die zahlreichen Initiativgesetze seien in ihrer großen Mehrzahl parteipolitischen Bedürfnissen entsprungen, das deutsche Volk müsse dafür sorgen, daß seine gewählten Vertreter die Gesetzgebung vor hoffnungsloser Diskreditierung bewahrten. Als Schlüsselproblem der ganzen Gesetzgebungsfrage betrachtet Schlegelberger mit Recht das Problem der Ausschußberatungen des Reichstags. Ein sorgfältig erwogenes Reformprogramm erhöht den Wert der kritischen Erörterungen.

Begnügt sich Schlegelberger mit der Forderung nach Reform eines wenn auch sehr wichtigen, so doch immerhin bloßen Teilgebietes, nämlich der Reichsgesetzgebung, so untersucht Schiffer grundlegend das Verhältnis von Volk und Recht überhaupt. In seinem gedankentiefen und eine wahre Fülle wertvoller Anregungen bietenden großen Werke, das allenthalben, in der juristischen Fachpresse sowohl wie in den Tageszeitungen, mit Recht großes Aufsehen und ganz überwiegend eine günstige Aufnahme gefunden hat, entwirft er, der selber früher als hoher Richter lange Jahre in der Praxis gestanden hat, einen völligen Neubau unseres gesamten Justizwesens und ein Programm der Reform an Haupt und Gliedern. Der leitende Grundgedanke ist: Abbau der Gesetzgebung und der Justiz auf allen Gebieten ist das oberste Gebot der Stunde. Mit anerkennenswertem Freimut und großer Vorurteilslosigkeit räumt der Verfasser das Bestehen einer „die Gemüter erregenden Vertrauenskrise" ein, die freilich vielfach künstlich gesteigert ist und der Berechtigung entbehrt. Aber diese — durchaus notwendige — Einschränkung ändert nichts an der tragischen Tatsache, daß „Volk und Recht durch eine Kluft getrennt sind, die unsere Rechtsprechung nicht zu überbrücken vermag". Die Wurzeln dieser Entfremdung von Volk und Recht führt Schiffer in tief dringenden, geschichtlichen Untersuchungen zurück auf die Zeit der Überfremdung des deutschen Rechts durch das römische Recht. In der Gegenwart liege der Nährboden „in der Übertechnisierung, vor allem aber in der Überfülle des Rechts, in dem Übermaße der Rechtspflege und der Überzahl der Organe des Rechts, der Richter". Die wohldurchdachten Reformvorschläge des Verfassers berühren sich zum Teil mit den vom — verstorbenem — Frankfurter Oberbürgermeister Adickes in seiner 1906 erschienenen berühmt gewordenen Schrift: „Grundlinien einer durchgreifenden Justizreform" aufgestellten Forderungen, haben aber vor ihnen den großen Vorzug, daß sie mehr Rücksicht nehmen auf die nun einmal als Realitäten zu respektierenden Eigenarten des deutschen Staats- und Rechtslebens. Ein weiterer, sehr großer Vorzug des Werkes besteht darin, daß es niemals die Justiz als ein für sich allein bestehendes, von allen allgemeinen staats- und finanzpolitischen Erwägungen befreites Sondergebiet betrachtet, sondern nur als ein, wenn auch wichtiges, Teilgebiet des Staatsganzen und die Justizreform als Teil der Verwaltungsreform behandelt. Aus der ganzen Fülle der Reformvorschläge seien nur einige wenige als besonders beachtlich herausgegriffen: Übertragung zahlreicher Dienstgeschäfte vom Richter auf den gehobenen mittleren Beamten-Rechtspfleger, insbesondere solcher der sogenannten „freiwilligen Gerichtsbarkeit", also insbesondere des Grundbuchwesens, Registertätigkeit usw., Aufhebung zahlreicher, kleiner und nicht mehr lebensfähiger Amtsgerichte, Beseitigung der bisherigen zwei Gerichte erster Instanz: der Amts- und der Landgerichte durch Einführung von Bezirksgerichten als einheitlichen erstinstanzlichen Gerichten, Verweisung der Ehescheidungsprozesse zur freiwilligen Gerichtsbarkeit an die Amtsgerichte, Einschränkung der Öffentlichkeit im Strafverfahren, sowie der Rechtsmittel im Zivil- und Strafprozeß, Unklagbarkeit wörtlicher Beleidigungen und kleinster Objekte. Den beiden letzten Vorschlägen stehen wir freilich mit schweren Bedenken gegenüber. Eine höchst bedauerliche Selbstbeschränkung des Strafrechts und damit der Friedensordnung der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt würde eine solche Versagung oder zum wenigsten tiefeinschneidende Minderung des bürgerlichen Ehrenschutzes durch die staatlichen Gerichte bedeuten, die Gefahr der Selbsthilfe würde durch eine solche Ausschaltung einer friedlichen Austragung der Ehrenkränkung ganz bedenklich naherücken, Schlägereien, Körperverletzungen bei einfachen Volksschichten und Zunahme des Zweikampfes bei unseren akademischen und sonstigen Bildungsschichten wären unseres Erachtens unvermeidlich. Alle kleinen Forderungen aber, wie Schiffer vorschlägt, bis zu 10 ja 20 RM. unklagbar zu machen, wäre denn doch eine zu schwere Belastungsprobe der Ehrlichkeit des Schuldners und eine nicht tragbare Erschwerung des gerade in kleinen Geschäfts- und Lebensverhältnissen auch heute noch unentbehrlichen Kredits. Für den „kleinen Mann", Arbeiter und Unterbeamten usw. sind 10 oder gar 20 RM. eine große Summe, die Abschnei-



Stilleben. Gemälde von Heinrich Braun-Karlsruhe

dung eines jeden Rechtswegs für deren Forderungen würde — und das mit Recht — als antisoziale und plutokratische Maßnahme betrachtet werden. Von diesen Bedenken abgesehen können wir uns aber nur voller Überzeugung den Gedankengängen und Reformvorschlägen Schiffers anschließen. Sein Buch bedeutet eine Tat und es wird schlechthin richtunggebend sein für alle und jede großzügige Rechtsreform der Zukunft.

Klare Einblicke in das Wesen, das Werden und Vergehen der Rechtsnormen bietet dem Leser — dem zünftigen Juristen nicht nur, sondern auch dem gebildeten Laien — der Berner Rechtshistoriker Fehr in seinem prächtigen, leicht verständlichen und doch mit allem kritischen, wissenschaftlichen Rüstzeug geschriebenen Buche „Recht und Wirklichkeit". Weltanschaulich ist das Rechtsbild gerichtet, das Fehr ausmalt. Nicht trockene Formeln umreißt er, sondern blühendes Leben schreibt er. Fast kein großes Rechts- und Lebensgebiet bleibt seinen Betrachtungen fern, die Probleme des alten und neuen Naturrechts, das Verhältnis von Recht zur Sittlichkeit, die Beziehungen des Staates zur Kirche, deutsches und römisches Recht in Geschichte und Gegenwart führt es uns vor, läßt uns teilnehmen am Kampfe der Frau um ihre Besserstellung im Familienrecht und an der Umwertung der Eigentumsordnung aus einem individualistisch-liberalistischen, unbeschränkten Vollrecht in eine sozialrechtlich gebundene, von der Rechtsordnung verliehene Befugnis. Es sind wahrhaft goldene Früchte auf silbernen Schalen, die uns Fehr in seinen fein geschliffenen, kurzen Artikeln darreicht.

Wer nach einer vertieften staatsbürgerlichen Bildung und nach einer soliden Erweiterung insbesondere seiner verfassungsgeschichtlichen und verfassungsrechtlichen Kenntnisse trachtet, greife nach den beiden Werken eines unserer hervorragendsten jüngeren deutschen Staatsrechtslehrer: des Bonners Carl Schmidt. In seinem schon in 2. Auflage erschienenen Werk „Die Diktatur" bringt er eine wertvolle Klarstellung des viel mißbrauchten und politisch wie staatsrechtlich vielschillernden Begriffs der Diktatur. Mit Fug betont er als Sinn und Zweck der Diktatur „die Sicherung und Verteidigung der Verfassung als eines Ganzen". Die Rechtfertigung dieses Rechtsinstituts — ein solches ist die Diktatur und nicht ein rechtloser Gewaltzustand — erblickt er darin, daß sie das Recht zwar (zeitweise und vorübergehend) ignoriert, aber nur um es (dauernd und in seiner Totalität) zu verwirklichen. Wir durchwandern mit Schmidt die Jahrhunderte von den Zeiten der Römer bis zur unmittelbaren Gegenwart, um mit ihm zu erkennen, daß alle politisch wildbewegten Ausnahmeverhältnisse solche vorübergehende Ausnahmevorschriften, d. h. eine Diktatur, unvermeidlich machten. Von besonderem Interesse sind namentlich die sehr eingehenden Ausführungen über Wallenstein, Cromwell, Napoleon I. und Napoleon III. als Diktator. Der Anhang (S. 213—260) „Die Diktatur des Reichspräsidenten nach Artikel 48 der Weimarer Verfassung" kann staatspolitisch für die Gegenwart besondere Beachtung erheischen. Zur Beseitigung vielfacher Mißverständnisse und Unklarheiten über die Tragweite der dem Reichspräsidenten eingeräumten diktatorischen Befugnisse trägt die lichtvolle Arbeit in hohem Maße bei.

Den systematischen Aufbau einer Verfassungstheorie enthält das zweite große Werk Schmidts, „Verfassungslehre". Ihm ist Verfassung die grundlegende Gesamtentscheidung über Art und Form der politischen Einheit, in der Demokratie steht sie dem Volke zu, in der echten Monarchie ist dagegen der Monarch Träger der verfassunggebenden Gewalt. Verschieden von der Verfassung als grundlegender politischer Gesamtentscheidung sind die zahlreichen einzelnen Verfassungsgesetze, Bestimmungen der normierten Verfassung, die oft nur recht untergeordnete Bedeutung haben. Aus dem außerordentlich reichen Inhalt des stets aus dem vollen schöpfenden und auf breiter geschichtlicher Unterlage aufbauenden, viel eigenes Gedankengut bringenden Werkes seien hier nur als besonders wertvoll und zum Nachdenken anregend angeführt die eingehenden Erörterungen des 3. Abschnitts: die Lehre von der Demokratie, das Volk und die demokratische Verfassung, Grenzen der Demokratie, die Lehre von der Monarchie, das parlamentarische System, die geschichtliche Übersicht über seine Entwicklung und über seine Gestaltungsmöglichkeiten, sowie „das parlamentarische System der Weimarer Verfassung". Besonders klar und scharf werden Wesen und Gegensatz von Demokratie und Monarchie in folgenden Sätzen herausgearbeitet: die Demokratie beruht auf der Voraussetzung der Gleichartigkeit und Identität des einheitlichen — homogenen — Volkes; die — echte, d. h. nicht durch parlamentarische Regierungsform zum Scheinkönigtum depossedierte — Monarchie auf dem Gedanken der Repräsentation des Volkes durch den Monarchen und der begrifflichen Verschiedenheit von Regierenden und Regierten. Das durch große Schlichtheit und Kraft der Sprache sich auszeichnende Werk bildet nicht nur eine Bereicherung der staatsrechtlichen Wissenschaft, sondern ist auch für den geschichtlich und staatspolitisch interessierten Nichtjuristen eine wahre Fundgrube reicher Belehrung.

Illustrierte Rundschau

Die Augustinuskirche in Berlin N — „Die Menschheit“ von J. F. Willumsen — Das Alter unsres Reichsadlers — Josef Scharl: „Im Café“ — Frühjahrshutmoden — Goldschmiedearbeiten von Prof. Alfons Ungerer — Lauchhammer-Plakette von K. v. Mering — Zeichnungen von Heinz Meckel — Thüringische Glaskugeln — Zu unsern Bildern

Ungefähr zwanzig Jahre sind verflossen, seit man auf einer Dresdner Ausstellung zum ersten Male Kirchenbauten sah, die in neuzeitlicher Sprache dem altehrwürdigen heiligen Zweck zu dienen suchten. Das Aufsehen war gewaltig, und viele, die am Alten hingen, entrüsteten sich. Aber die damals vor ein großes Laienpublikum getragenen künstlerischen Gedanken erwiesen sich als triebkräftig; auch die Kirchen, die sich zunächst wie verständlich abwartend verhielten, sahen ein, daß die Gotteshäuser so wenig wie die Predigt in abgelebten Formen beharren dürften. Der Geist der Gegenwart muß sich mit dem Ewigen vereinen. Beide Bekenntnisse haben Kirchen gebaut, in denen der Mensch von heute sich so verständlich angesprochen fühlt, wie der mittelalterliche Bürger im gotischen Dom. Ein schönes Beispiel hierfür bietet die im Norden Berlins vollendete Augustinuskirche, ein Werk von Josef Bachem. Das Mosaik des Altars stellt den Namenspatron des Hauses mit seiner frommen Mutter Monika dar. Der meisterhaft geschnitzte Kruzifixus stammt von dem Bildhauer Hitzberger.



Der Altar der St. Augustinus-Kirche in Berlin N
Architekt Josef Bachem, Berlin-Johannisthal

*

Mehr als dreißig Jahre lang hat der dänische Bildhauer J. F. Willumsen mit seinem Werk „Die Menschheit“ gerungen, mit dem „Großen Relief“, wie man es in Kopenhagen kurzweg nennt, denn es ist in der Stadt Thorwaldsens schnell volkstümlich ge-



Die Menschheit. Farbiges Bildwerk von J. F. Willumsen. 1893—1928
Kopenhagen, Staatliches Museum

worden und nicht bloß, weil es 200 000 Kronen gekostet hat. Es ist ein stark umstrittenes Werk, und von mancher Seite hat man dem Staatlichen Museum die Erwerbung verdacht. Auch nachdem es im Herbst vorigen Jahres enthüllt worden ist, werden nicht alle zweifelnden Stimmen schweigen, denn dieser Riesentraum eines großen Künstlers ist ein sonderbares Gemisch von Relief und Plastik, von hellem und dunklem Marmor sowie von vergoldeter Bronze, wie ihn, viel bescheidener, in Deutschland Klinger hat Gestalt werden lassen. Unser Mitarbeiter Dr. Carl David Marcus bemerkt mit Recht, daß ein einheitlicher Gesamteindruck unmöglich ist und daß dem Bildhauer wahrscheinlich die alte Idee von einer Art Gesamtkunstwerk vorschwebte, nur daß sie im Bunde mit der Köstlichkeit des Werkstoffes mächtiger geworden ist als sein formender Wille. Inhaltlich das Werk im einzelnen zu deuten, wäre vergebliches Bemühen. Dem Künstler hat nichts andres vorgeschwebt, als in einer Fülle rhythmisch mannigfach bewegter Gestalten den unendlichen Zug der Menschheit sinnbildlich anzudeuten.

★

Über das Alter unsres Reichsadlers stellt unser Mitarbeiter, der zur Zeit in Kanton tätige Paläontologe Prof. Dr. Otto Jaekel, eine höchst aufschlußreiche Untersuchung an. Nach ihm ist die Vorliebe für die symbolische Verwendung von Tieren (Adler, Löwe usw.) im östlichen Kulturkreise des Germanentums, d. h. in der skytho-sibirischen Kultur des Altai-Gebiets, besonders reich ausgebildet, wenigstens sind uns aus diesem von Rußland bis China reichenden Kreise außerordentlich viele Tierformen erhalten, die zum Schmuck und als Amulette in Gold, Silber oder Bronze verarbeitet sind. Ein merkwürdiges Kulturgut der Altaiker, die



Adlerwappen unserer alten Münzen



Adler auf einem alten Bronzespiegel der Altaiker aus dem 2. Jahrh. n. Chr.



Im Café. Gemälde von Josef Scharl

in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten ganz Mittel- und Nordasien mit Bronzegeräten versorgten, sind Bronzespiegel gewesen, wie wir einen aus Prof. Jaekels Besitz abbilden. Die Rückseiten der Spiegel sind reich geschmückt und in der Mitte mit einem Knopf versehen, an dem sie am Gürtel aufgehängt wurden. So werden sie noch heute von den Brautführern bei chinesischen Hochzeiten getragen. Ursprünglich waren sie Schmuckplatten, die weithin leuchteten und ihren Träger als vornehmen Mann ankündigten. Dann dienten sie, Toten im Grabe auf die Brust gelegt, zum Verscheuchen böser Geister. Der Adler auf dem Jaekelschen Spiegel ist genau so stilisiert wie unser Reichsadler, der unmittelbar auf mittelalterliche Vorbilder zurückweist. Sein Urbild braucht, worauf Jaekel aufmerksam macht, nicht im Altai-Gebiet entstanden zu sein, sondern kann aus Europa nach Osten gewandert sein; in den Mythen der Germanen und Hellenen ist der Adler von Bedeutung, und die Legionen Roms trugen ihn mit ausgebreiteten Flügeln auf ihren Feldzeichen. Jedenfalls reicht die Urgeschichte unsres Reichsadlers weit in die vorchristlichen Jahrhunderte hinein.

★

Immer häufiger stößt man in unsern Kunstausstellungen auf Bilder, die nicht bloß erzählen, sondern auch viele Figuren zeigen. Der Maler von heute muß wieder Gruppen komponieren können. Ein Gemälde wie das „Im Café“ von Josef Scharl, einem jungen Münchner, bedient sich moderner Formen und Farben. Aber was es darstellt, hätte noch vor wenigen Jahren als Familienblattsimpelei oder als bloße Illustration gegolten: der wohlgescheitelte Kellner weist Bettler hinaus. Stumpf oder beifällig sitzen die gutgekleideten Gäste an ihren Tischen. Man spürt, wie hart unsre Zeit um das bißchen Leben kämpft und wie selten die Liebe ist.

★

Die Wienerin Claire Patek schreibt zu den reizenden Modeaufnahmen von neuen Frühjahrshüten, daß das Neue diesmal sich weniger in der Form als dem Material zeigt. Bereits für die ganze Frühjahrszeit sind die Hüte aus Exotenstroh gearbeitet. Es gibt da viel Abwechslung, von Jedda über Balibuntal, Balliluk, Racello, Sisol und wie die Sorten sonst alle heißen, bis zu dem wundervollen dünnen, gestreiften Tricotine, das schönes Haar durchleuchten läßt. Die Form bewegt sich zwischen der Glocke und aufgeschlagenen Modellen, so daß die Frau wählen kann, was ihr am besten zu Gesicht steht. Die Farben grün, blau, rot und alle Pastelltöne werden wieder von

Schwarz begleitet. Man kann sogar zu einem hellen Mantel einen schwarzen Hut tragen.

★

Kurz vor dem Kriege wurde Prof. Alfons Ungerer an die badische Kunstgewerbeschule zu Pforzheim berufen. Er bestrebt sich seitdem, seine Schüler, hauptsächlich Goldschmiede und Zeichner, geschmacklich zu bilden und zu befestigen, sie zu künstlerischer und materialgerechter ornamentaler Komposition anzuleiten. Er selbst bemüht sich, in eigenen Arbeiten alte Goldschmiedetechniken zu pflegen und materialgemäß weiter zu entwickeln. Weisen demzufolge die Goldschmiedearbeiten einen größeren Reichtum des Zierats auf, so sind dagegen die Silber- und Messingarbeiten auf eine breitere plastische Metallwirkung eingestellt. Ungerers Schöpfungen sind Werke eines ruhigen, festen und heiteren Künstlersinns.



★

Die neue Plakette der Eisenwerke Lauchhammer, geschaffen von dem Kölner K. v. Mering, atmet volkstümliche Fröhlichkeit, wie es der derben Technik zukommt. Viele Sammler haben an diesen dem Stoff nach wertlosen, aber in der Form und Arbeit vollendeten Kleinkunstwerken ihre berechtigte Freude.

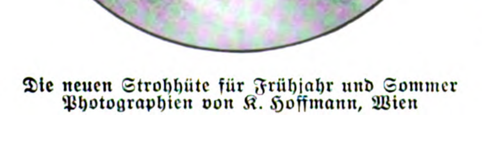


★

Eine lustige Seite bilden die Zeichnungen von Heinz Meckel, scharf gesehene Wirklichkeitsbilder, denn nur das eine, der „Koloß", ist eine Karikatur. Aber wie dieser junge Künstler die Menschen sieht, beweist, daß er durch ihre groben oder feinen Hüllen schaut und sie mit gelassener Heiterkeit belächelt.

★

Die großen Glaskugeln, wie sie in veralteten Gärten unsrer Jugend standen, können wir uns unter Blumen und Bäumen nicht mehr denken und sind froh, daß wir sie nur noch selten irgendwo hinter der Welt zu sehen brauchen. Die Thüringer, insbesondere die Lauschaer Heimindustrie ist traurig darüber, denn sie stellte diese bunten Wunder her und leidet bittere Not, weil niemand sie mehr brauchen kann. Und sie hatten doch auch ihre Schönheit, nur in die Natur paßten sie eben nicht. Da hat die Thüringische Regierung einen guten Gedanken gehabt: sie ließ einen Kongreßsaal in Jena durch die Staatliche Bauhochschule Weimar mit Lauschaer Glaskugeln ausschmücken. Die Lichtwirkung war phantastisch schön, und man wird diese Kugeln hinfort auf vielen großen Festen sehen. Und was ist das für ein billiges Vergnügen! Wenn man größere Mengen kauft, kostet das Stück nur 14 Pf., und man hat die Genugtuung, eine Industrie zu unterstützen, die bisher viele fleißige und arme Menschen nur für Christbaumschmuck zu Weihnachten beschäftigen konnte und die daseinsfähig und daseinswillig ist.

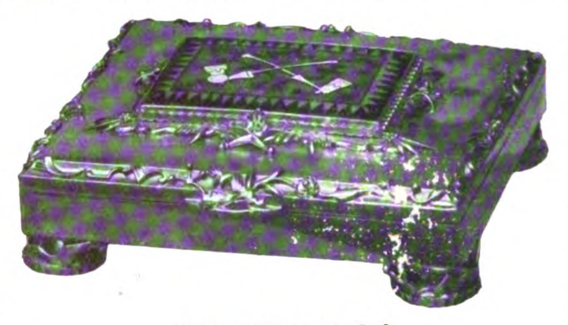


Die neuen Strohhüte für Frühjahr und Sommer
Photographien von K. Hoffmann, Wien

★

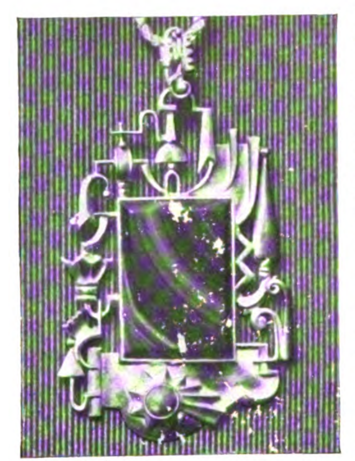
Ein sehr wirkungsvolles Bildnis von W. Peiner leitet das Heft ein, modern

empfunden und gemalt, aber von einer Liebenswürdigkeit, zu der sich die meisten Maler von heute nicht entschließen können, vermutlich, weil sie ihnen fehlt. — Auch Hans Joachim Lau ist ein junger Maler. Geboren

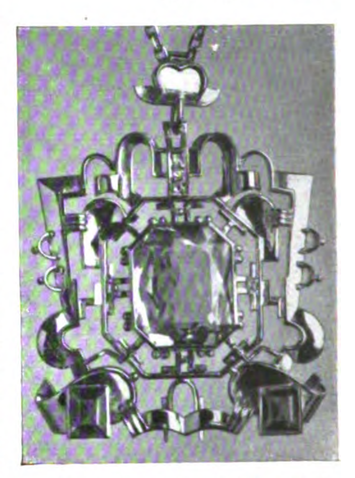


Silberne Zigaretten-Dose mit Emailplatte. Entwurf und Ausführung von Prof. Alfons Ungerer, Pforzheim

1900 in Berlin, steht er nach eigenem Bekenntnis noch mitten im Ringen um die ihm entsprechende Ausdrucksform. Er hat eine Weile zu den verzückten Heiligen des Expressionismus geschworen, sich aber verhältnismäßig schnell zur Natur, zum Alltag zurückgefunden und empfängt hier die wundervollsten künstlerischen Offenbarungen. Doch ist ihm die Sache nicht das Höchste, sondern nur der Träger seiner Farbenempfindungen. Lau ist als Zeichenlehrer am Demminer Gymnasium angestellt und übt hier eine Tätigkeit aus, die ihm neben vielen andern Anregungen auch das hier wiedergegebene Bild geschenkt hat (zwischen S. 624/625), wie er ander-



Silberner Anhänger mit Malachiten Von Prof. Alfons Ungerer, Pforzheim



Anhänger in Gold mit Aquamarin Von Prof. Alfons Ungerer, Pforzheim

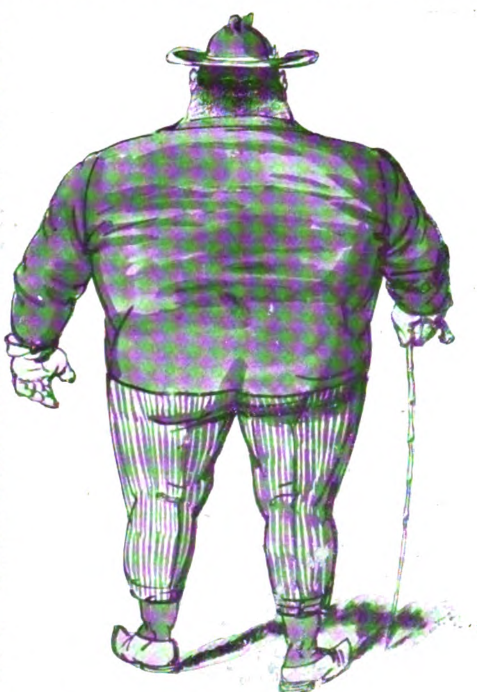


Weihnachtsplakette in Eisenguß
Entwurf von Karl von Mering, Köln a. Rh. Ausführung der Lauchhammer A.-G.

seits das Glück hat, von dem auszuteilen, was ihm eigenster und teuerster Besitz seiner künstlerischen Persönlichkeit ist. — Ein fabelhaft sicher gesehenes und gestaltetes Bildnis ist der Postagent von Albert Birkle, einem Künstler, den unsre Leser lange schon kennen und schätzen. Dieser „Postagent" (zw. S. 632 u. 633) ist mit einem Humor gemalt, der an die Gutherzigkeit Jean Pauls erinnert und der so frei von Schärfe ist, daß auch der Dargestellte und seine Angehörigen ihre Freude an dem Bildnis haben können. Wie selten ist das! War es nicht eine ganze Weile Tollkühnheit, sich malen zu lassen? Entweder erhielt man eine bunte Photographie — und das war noch nicht einmal das Schlimmste — oder eine künstlerische Phantasie über die eigene Persönlichkeit, die man doch nun mal ernst zu nehmen gewöhnt war, und erschrak, wie entsetzlich, wie abschreckend man dem modernen Maler erschien. Jetzt werden wieder treue und frische Bildnisse gemalt, wie das von Birkle. Man kann nicht mehr mit einem Anschein der Berechtigung sagen, daß die Malerei den Zusammenhang mit dem Volk verloren habe und sich in Absonderlichkeiten und Häßlichkeiten ergehe. Wie es Hans Joachim Lau ergangen ist, so vielen andern, ja der Kunst im allgemeinen: der naturentfremdete Expressionismus hat im Rückschlag der Entwicklung den Weg zur Natur gewiesen, und das uralte Allheilmittel hat sich auch dieses Mal bewährt: an der Natur gesundet die Kunst, und wer heute noch nachspricht, daß die Modernen aufgeblasene Nichtskönner und verstiegene Phantasten sind, der hat nicht die jüngste Entwicklung, sondern die Mode von gestern im Auge. — Ruth Schaumann hat sich, ein seltener Fall, als Dichterin und Bildhauerin einen Namen gemacht. Man hat sie mit Ernst Barlach verglichen, mit dem sie künstlerisch verwandt erscheint. Aber während der Güstrower Bildhauer erst in reifem Alter auch als Dichter hervorgetreten ist, versuchte Ruth Schaumann, sich zunächst als Dichterin durchzusetzen, und zwar sehr früh. Begonnen



Dame von Welt
Zeichnung von Heinz Meckel



Der Koloß
Zeichnung von Heinz Meckel (Lindenverlag)



Scheuerfrau
Zeichnung von Heinz Meckel



Festlicher Saalschmuck mit großen farbigen Glaskugeln der Heimindustrie Lauscha (Thüringen)
Entwurf von Ernst Neufert, Prof. an der Staatl. Bauhochschule zu Weimar

hat sie, 15 Jahre alt, mit der Literatur und hat das selbst sehr lustig erzählt, wie sie eines Tages mit Gedichten und Novellen vor dem Schriftleiter ihrer Heimatzeitung stand, aber, ohne ein Wort zu sagen, wieder davonrannte, freilich nicht ohne die Manuskripte liegen zu lassen. Am nächsten Tag kam sie wieder, und der gute Redakteur ermunterte sie zu einem Pfingstgedicht — Honorar 2 Mark — oder einer Reisebeschreibung. Und sie hatte doch den „Werther" dramatisiert! Voll Stolz beschloß sie innerlich, einem so platten Angebot nicht zu folgen. Vor allem war sie über die „Reisebeschreibung" empört. Doch der Redakteur druckte später einige Novellen ab, und sicher hat sie sich darüber gefreut. Dann ist sie eine wirkliche Dichterin geworden, die das religiöse Erlebnis wunderbar zart und echt zu gestalten vermag, und religiös im höchsten Sinn ist auch ihre plastische Kunst, die ganz ohne Vorbilder allein aus der Empfindung erwachsen ist. Auch sie hat den Expressionismus, der ihr eine starke, seelische Schulung war, hinter sich gelassen, und in unserm Werk (zwischen S. 640/641), das Jesus nach seinem ersten Tempelgang wieder in den Armen der Mutter, vom Wunderknaben wieder ganz Kind geworden, zeigt, bewährt sich ihre fromme, nur gott- und naturergebene Frömmigkeit. — Ein Bild brausender Lebensfreude ist Franz Eichhorsts koloristisch starker „Karneval" (zw. S. 680/681). — Wie Aschermittwoch wirkt darauf die schöne Nebelaufnahme von Walter Plew (zw. S. 704 und 705). — Heinrich Braun, der Schöpfer des Stillebens (zw. S. 712/713), ist Karlsruher (geb. 1893). Sein erster künstlerischer Lehrer war R. W. Plock, der ihm das Wesentlichste gab: den festen Entschluß, nur dem eigenen Gewissen künstlerisch verantwortlich zu sein und unermüdlich an sich zu arbeiten. So blieb er trotz dem Besuch der Karlsruher Akademie im Grunde sein eigener Lehrer. Er bekennt sich zu keiner Richtung, sondern sucht auf dem Boden gediegenen Handwerks die lebendige Bildwirkung. Eine Liebhaberei Brauns führte zu einer Fabrikgründung: er beschäftigt sich mit Keramik, und die Fayence-Fabrik Rüppurr, die auf seine Anregung entstand, steht unter seiner künstlerischen Leitung. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

